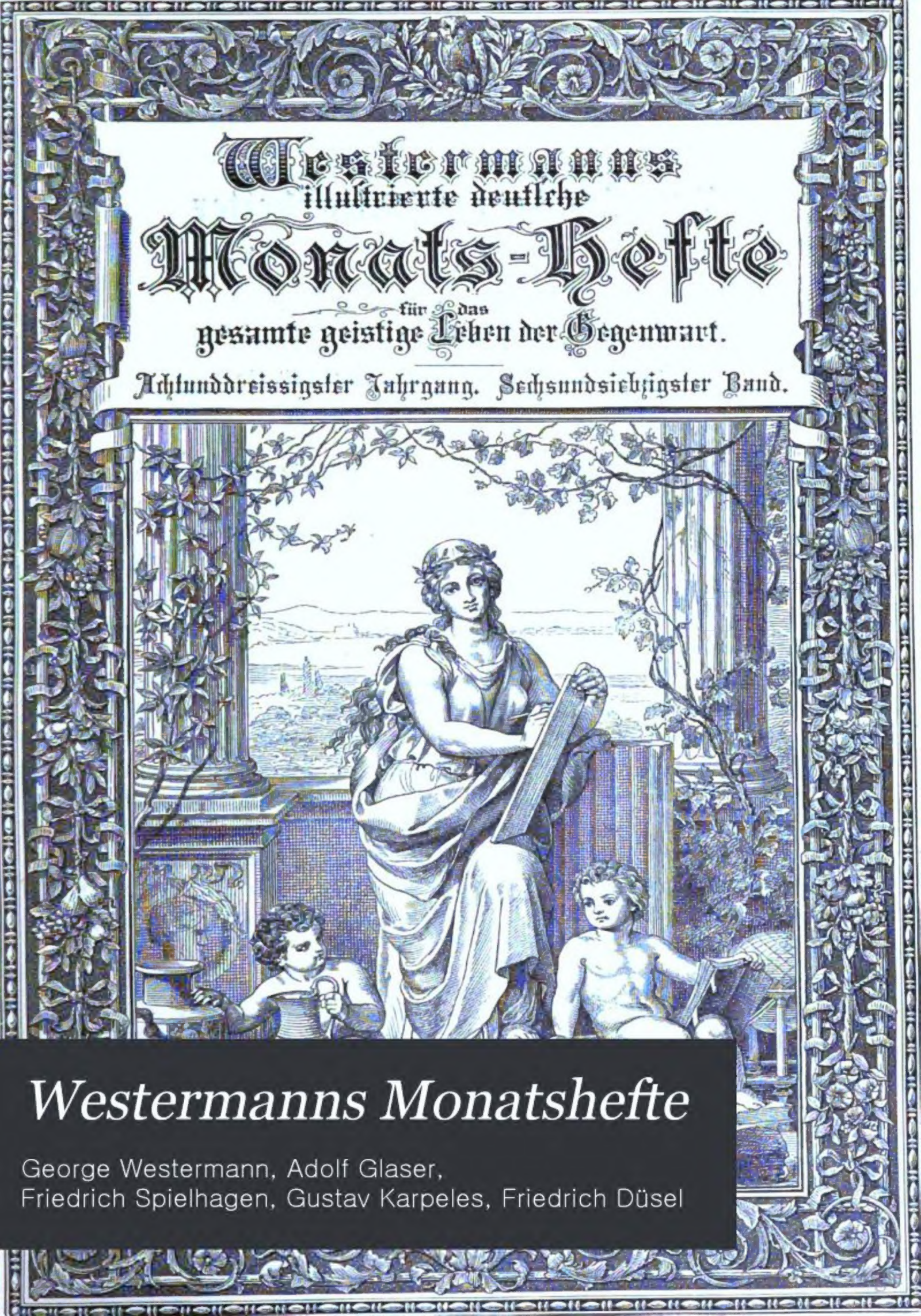



# *Westermanns Monatshefte*

George Westermann, Adolf Glaser,
Friedrich Spielhagen, Gustav Karpeles, Friedrich Düsel

PGerm 413.1

Bd. Dec. 1894.

BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE BEQUEST OF
ICHABOD TUCKER,
OF SALEM, MASS.
(Class of 1791.)

4 Apr.—6 Sept.
1894.

McNAMEE
Binder
CAMBRIDGE MASS.

Digitized by Google

Digitized by Google

# Westermanns

# Illustrierte Deutsche Monatshefte.

Ein Familienbuch

für das

gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Sechsundsiebzigster Band.

April 1894 bis September 1894.

Braunschweig.

Druck und Verlag von George Westermann.

1894.

Digitized by Google

667-55

Westermanns
illuſtrierte deutſche
Monats-Hefte
für das
gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Achtunddreissigster Jahrgang. Sechsundsiebzigster Band.

Digitized by Google

IX. 2442
P Germ 413.1
1894, Apr. 4 – Sept. 6.
Frankfurt.

# Verzeichnis der Mitarbeiter

am

sechsundsiebzigsten Bande

der

## Illustrierten Deutschen Monatshefte.

---

Achelis, Thomas, in Bremen, 99. — Berdrow, Wilhelm, in Charlottenburg, 571. — Buchner, Hans, in München, 151, 313. — Eckstein, Ernst, in Dresden, 112, 760. — Ehlers, Otto E., in Indien, 37. — Frapan, Ilse, in Zürich, 1. — Geitel, Max, in Berlin, 81. — Gottschall, Rudolf von, in Leipzig, 465. — Gumprecht, Otto, in Meran, 454. — Helm, Feodor, in Halle a. S., 513. — Kaden, Woldemar, in Neapel, 595, 675. — Königsbrun-Schaup, in Dresden, 61, 227, 323, 428, 576, 727. — Landau, Marcus, in Wien, 617. — Lindeman, Moritz, in Bremen, 709. — Mackay, John Henry, in Berlin, 634. — Ohnefalsch-Richter, Max, in Larnaka auf Cypern, 297. — Pflugk-Harttung, Julius von, in Berlin, 406. — Reuter, Gabriele, in Weimar, 195, 361, 482. — Robran, Paul, in Berlin, 25, 257. — Roquette, Otto, in Darmstadt, 385. — Samosch, Siegfried, in Berlin, 741. — Schellhas, Paul, in Berlin, 564. — Schröder, Hugo, in Göttingen, 497. — Schwarz, Walther, in Berlin, 249. — Singer, Rudolf, in Hamburg, 167. — Spielhagen, Friedrich, in Berlin, 337. — Spier, Anna, in Frankfurt a. M., 545. — Stern, Adolf, in Dresden, 129. — Telmann, Konrad, in Höckendorf, 641. — Trinius, August, in Waltershausen, 349, 415. — Viereck, Ludwig, in Braunschweig, 213. — Wechsler, Ernst, † 695.

---

Digitized by Google

# Inhalt

## des sechsundsiebzigsten Bandes.


Weiße Flamme. Novelle von Ilse Frapan, 1.
Eleonora Duse. Von Paul Robran, 25.
Am Fuße des Gaurisankar. Von Otto E. Ehlers, 37.
Die Bogumilen. Roman aus Neu-Österreich von Königsbrun-Schaup, 61, 227, 323, 428, 576, 727.
Natur und Technik. Von Max Geitel, 81.
Friedrich Nietzsche. Von Thomas Achelis, 99.
Aus dem Gebiete der Wortdeutekunst. Von Ernst Eckstein, 112.
Neuere Reiselitteratur, 117.
Meisterwerke der griechischen Plastik, 120.
Maria vom Schiffchen. Novelle von Adolf Stern, 129.
Max von Pettenkofer. Von Hans Buchner, 151.
Hamburg. Von Rudolf Singer, 167.
Gunhild Kersten. Novelle von Gabriele Reuter, 195, 361, 482.
Die Städte und die Fürstenmacht in der Mark Brandenburg während des Mittelalters. Von Ludwig Biereck, 213.
Drei englische Grabstätten. Von E., 219.
Ein interessantes Porträt. Von Walther Schwarz, 249.
Abschied. Novelle von Paul Robran, 257.
Kypros, die Bibel und Homer. Von Max Ohnefalsch-Richter, 297.
Darwinismus und Hygiene. Von Hans Buchner, 313.
Streiflichter auf das moderne deutsche Drama. Von Friedrich Spielhagen, 337.
Goslar. Von August Trinius, 349, 415.
Zur Dante-Litteratur, 377.
Kauz und Käuzlein. Novelle von Otto Roquette, 385.
Eine Fremdherrschaft. Von J. von Pflugk-Harttung, 406.
Charles Gounod. Von Otto Gumprecht, 454.
Sommerbilder von der Insel Rügen. Von Rudolf von Gottschall, 465.
Hans von Schweinichens Lehr- und Wanderjahre. Von Hugo Schröder, 497.
Neues aus der Kunstlitteratur, 508.
Der Quell des Paktolus. Novelle von F. Helm, 513.
Franz Stuck. Von A. Spier, 545.
Die Etrusker. Ein kulturgeschichtliches Rätsel von Paul Schellhas, 564.
Der Erdkern und die neuere Tiefenforschung. Von Wilhelm Berdrow, 571.
Der Vesuv. Touristische Aufzeichnungen und Randbemerkungen von Woldemar Kaden, 595, 675.
Chateaubriand. Von Marcus Landau, 617.
Die Blinden. Von John Henry Mackay, 634.
Die Gattensucherin. Novelle von Konrad Telmann, 641.
Wilhelm Hauff. Eine litterarische Studie von Ernst Wechsler, 695.
Das deutsche Rettungswesen zur See. Von Moritz Lindeman, 709.
Herbsttage in der Normandie. Von S. Samosch, 741.
Eigennamen. Von Ernst Eckstein, 760.
Zur ethnologischen Rechtswissenschaft, 765.
Litterarische Mitteilungen und Notizen: An indischen Fürstenhöfen. Von Otto E. Ehlers, 117.
Sechs Monate Indien. Von Woldemar Friedrich. — Unter den Naturvölkern Central-Brasiliens. Von Karl von den Steinen. — Peru. Von E. W. Middendorf, 118.
Die Wahrheit über Emin Pascha. Von Vita Hassan. — Die Heiden-Neger des ägyptischen Sudans. Von Hermann Frobenius. — Ethnographie Nordost-Afrikas. Von Philipp Paulitschke, 119.
Die Geschichte meines Lebens. Von Georg Ebers, 124.
Großherzog Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin. Von Berthold Volz. — Memoiren des Fürsten Talleyrand. Vom Herzog von Broglie. — Friedrich der Große und General Chasot. Von Karl Theodor Gaedertz. — Zu Ostern in Spanien. Von Theodor Puschmann, 125.
Reisestudien aus Italien, England und Schottland. Von Titus Ullrich. — Geschichte des Geschmacks im Mittelalter und andere Studien auf dem Gebiete von Kunst und Kultur. Von Jakob von Falke. — Friedrich Hebbels Werke. — Ausgewählte Dramatische Werke von Franz Nissel, 126.
Gedichte von Kurt von Rohrscheidt. — Massenmord. Von Karl Bleibtreu. — Französisch-deutsches Supplement-Lexikon. Von Prof. Dr. Cesaire Villatte und Prof. Dr. Karl Sachs. — Die Entstehung des modernen Frankreich. Von H. Taine, 127.
Neumanns Orts-Lexikon des Deutschen Reiches Von W. Keil. — Franz Stuck. Von Otto Julius Bierbaum, 128.
Streiflichter. Von Herrmann Friedrichs. — Gedichte von Karl Busse. — Letzte Grüße aus Stiftinghaus. Von Robert Hamerling. — Was man sich in Venedig erzählt. Von Robert Hamerling. — Öffentliche Charaktere im Lichte graphologischer Auslegung. Von O. Zix, 252.
Geschichte des Rittertums. Von Dr. Otto Henne am Rhyn. — Briefe von Annette von Droste-Hülshoff


Digitized by Google

Steiner, Rudolf: Die Philoſophie der Freiheit, 512.
Stettenheim, Julius: Wippchens ſämtliche Berichte, 254.
Taine, H.: Die Entſtehung des modernen Frankreich, 127.
Titus, Karl: Das Sternenzelt, 253.
Torre, Ruggero della: La Pietà nell' Inferno, 377.
Ullrich, Titus: Reiſeſtudien, 126.
Veteran der Hygiene: Einkehr oder Umkehr in der Medizin, 383
Volksdienſt. Von einem Socialariſtokraten, 639.
Volz, Berthold: Großherzog Friedrich Franz II., 125.
Weſtermarck, Ed.: Geſchichte der menſchlichen Ehe, 381.
Winter, J., und A. Wünſche: Die jüdiſche Litteratur, 640.
Wundt, Wilh.: Grundzüge der phyſiologiſchen Pſychologie, 255.
Zabel, Eugen: Der Stammtiſch und andere Novellen, 640.
Zeitſchrift für Geſchichtswiſſenſchaft, 640.
Zeitſchrift für Philoſophie, 640.
Ziegler, H. E.: Die Naturwiſſenſchaft und die ſocialdemokratiſche Theorie, 638.
Zix, O.: Öffentliche Charaktere im Lichte graphologiſcher Auslegung, 252.

Maria vom Schiffchen. Von Adolf Stern, 129.
Natur und Technik. Von Max Geitel, 81.
Nietzſche, Friedrich. Von Thomas Achelis, 99.
Normandie, Herbſttage in der. Von Siegfried Samoſch, 741.
Pettenkofer, Max von. Von Hans Buchner, 151.
Porträt, Ein intereſſantes. Von Walther Schwarz, 249.
Quell, Der, des Paktolus. Von Feodor Helm, 513.
Rettungsweſen zur See, Das deutſche. Von Moritz Lindeman, 709.
Rügen, Sommerbilder von der Inſel. Von R. von Gottſchall, 465.
Schweinichens, Hans von, Lehr- und Wanderjahre. Von Hugo Schröder, 497.
Städte und Fürſtenmacht in der Mark Brandenburg. Von Ludwig Viereck, 213.
Streifblicke auf das moderne deutſche Drama. Von Friedrich Spielhagen, 337.
Stuck, Franz. Von A. Spier, 545.
Veſuv, Der. Von Woldemar Kaden, 595, 675.
Weiße Flamme. Von Ilſe Frapan, 1.
Wortdeutekunſt, Aus dem Gebiete der. Von Ernſt Eckſtein, 112.

Digitized by Google

April 1894.

Heft 451.

38. Jahrg.

HARVARD COLLEGE
APR 4 1894
LIBRARY.

Westermanns illuſtrierte deutſche Monats-Hefte für das geſamte geiſtige Leben der Gegenwart.

Braunſchweig Druck u. Verlag v. George Westermann.

Digitized by Google

Weſtermanns

Illuſtrierte Deutſche Monatshefte.

April 1894.

Inhalt.

Seite
Ilſe Frapan: Weiße Flamme. Novelle 1
Paul Nobran: Eleonora Duſe 25
Mit einem Porträt.
Otto E. Ehlers: Am Fuße des Gauriſankar 37
Mit neunzehn Abbildungen.
Königsbrun-Schaup: Die Bogumilen. Roman aus Neu-Öſterreich. I. 61
Max Geitel: Natur und Technik 81
Mit einundzwanzig Abbildungen.
Thomas Achelis: Friedrich Nietzſche 99
Mit einem Porträt.
Ernſt Eckſtein: Aus dem Gebiete der Wortdeutekunſt . . . 112
Litterariſche Mitteilungen 117
Mit vier Abbildungen.
Litterariſche Notizen 124
Litterariſche Neuigkeiten I
Anzeigen II

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift iſt unterſagt.
Überſetzungsrechte bleiben vorbehalten.

Das vorliegende Heft enthält Beilagen von:
Abel u. Müller in Leipzig, betr. H. Taines „Entſtehung des modernen Frankreich“.
J. Gammay in Grünſtadt (Rheinpfalz), betr. Farben-Muſter-Tafel der Fußboden-Glanzlacke zum Selbſtanſtreichen.

Ill. D. Monatshefte. April 1894.

Eleonora Duſe.

Digitized by Google

# Weiße Flamme.

Novelle

von

**Ilse Frapan.**

Und so hatte er denn mitten im Semester den Wirtsleuten das Zimmer kündigen und umziehen müssen. Es war ihm zwar fast ans Herz gewachsen, das Stübchen mit dem weiten Blick über die Stadt hinweg nach dem schönen, farbenwechselnden Ütliberg drüben, aber im Sommer galt es ja ohnehin die Läden verschließen, weil ihm den ganzen Tag die Sonne auf das einzige Fenster brannte. Und dazu der ewige Streit zwischen den Eheleuten, die sich mit jedem Monat schlechter vertrugen — er war froh, als er seinen Trieb, alles beim alten zu lassen, damit es ginge, wie es Gott gefiele, endlich überwunden und die Änderung getroffen hatte.

Das war nun freilich ein anderes Haus, in das ihn der Zufall geführt. Ein altes vornehmes, weitläufig gebautes Haus mit großen getäfelten Stuben und niedrigen Balkendecken, mit steingepflastertem hallendem Hausflur, kühl und sonnenlos, mit verräucherten Ölgemälden an den Treppenaufgängen, eingemauerten Wappenschildern und glänzenden Messingschlössern an den Thüren. Nicht ein einziger Student wohnte darin, sondern lauter solide, wohlhäbige Vollbürger, die ihren guten Wein im Keller hatten und um zehn Uhr zu Bette gingen; Männer mit ehrfurchterweckenden Uhrketten auf Samtwesten und Kotelettbärten, Leute, die wenig Mägde hielten, weil ihre Frauen sonst nichts zu thun gewußt hätten — ein stilles, reserviert blickendes Haus, das sich etwas darauf zu gute that, nicht modern zu sein, weil modern ihm so viel wie leichtfertig und armschluckerhaft bedeutete.

Und in diese Umgebung er hinein, mit seinen zweiundzwanzig Jahren, seinem Widerwillen gegen das Hergebrachte, das ehrwürdig genannt sein wollte, nur weil es alt war — mit seinem Spürsinn für faule Flecke und unklare Verhältnisse, mit seiner Anbetung der socialistischen Idee, die er idealisierte, zum Evangelium der Zukunft machte, mit seinem jungen Weltverbesserermut und seinem täglichen, stündlichen Verzweifeln an sich selbst. Es war ihm auch selber jedesmal ein wunderliches Gefühl, die glatt und glänzend braun gewichsten Treppen hinanzustürmen, und in den ersten Tagen war es ihm sogar passiert, daß er den Schritt un-

willkürlich dämpfte, wenn weiter oben oder unten eine Thür geöffnet wurde; nicht etwa aus Befangenheit, wie er entschuldigend zu sich selber sagte, sondern aus einem stark entwickelten Gefühl für das Stilvolle. Es wäre nicht im Charakter des Hauses gewesen, hier studentisch ungebunden mit Pfeifen und in weiten Sätzen, wie er es gewohnt war, aus- und einzugehen. Man war schließlich auch aus guter Familie und über die erste kraftgenialische Periode hinaus — ja, und wenn einmal etwas von seinem Programm verlauten sollte, war es auch nicht übel, diesen Philistern und grassen Bourgeois zu zeigen, daß man Socialist sein und doch die Formen der sogenannten guten Gesellschaft besitzen könne.

So lachte er zu den Bedenken und Abmachungen seiner Freunde und schwur, daß er sich zum erstenmal in seiner Wohnung behaglich fühle, seit er in Zürich sei.

„Weil du eben auch schon auf dem Wege bist, ein Philister zu werden," hieß es, und da lachte er noch fröhlicher und ließ es dabei bewenden. Eben weil sie alle ihm prophezeiten, er werde es in seiner „Kapitalistenhochburg" noch viel weniger aushalten als in der Proletarierspelunke. War es doch immer sein Vergnügen und sein Stolz gewesen, das Gegenteil von dem zu thun, was man von ihm erwartete. Sie konnten ihm eigentlich keinen größeren Gefallen erweisen, als achselzuckend von ihm zu sagen: „Ja, Iversen ist eben unberechenbar." Er protestierte dann gleichmütig: „Aber nein! wieso denn?" Heimlich dachte er: Nun ja, wenn ich von euch allen ausgerechnet werden könnte — ein trauriger Tropf müßte ich sein; da wär's gerade Zeit, sich dem Absinth zu ergeben oder dem Morphium (auf Wein oder Bier verfiel er schon gar nicht!) oder dem Börsenspiel oder einer „Meitschi mit Batze",* oder dem Antisemitismus, oder irgend einen anderen „Kühweg" zu betreten, wie ihr ihn früher oder später alle einmal entlang trottet.

Aber es war nicht allein Trotz, es war auch ein ästhetisches Wohlbehagen an seiner neuen Umgebung. Und dann hatte ihm die Wirtin von Anfang an so gefallen. Ein zartes altes Frauchen, nicht größer als ein vierzehnjähriges Kind, mit einem feinen bleichen Gesichtchen, besonders der Mund mit den ein bißchen herabgezogenen Winkeln war so unendlich fein. Und sie hatte etwas Anmutiges in den Bewegungen und besonders in der Art, den Kopf hinten über zu legen, wenn sie mit ihm sprach, das ihm hier zu Lande noch nicht vorgekommen war. In Deutschland, ja, da kannte er so feine alte Frauen, nur hatten die meistens etwas Starres, Formelles, nicht diese vogelartige graziöse Hurtigkeit, die an ein junges Mädchen erinnerte, diese anspruchslose Freundlichkeit, wenn er ihr auf der Treppe oder im Gang begegnete, diesen ganz zarten, wehmütigen Duft, wie ihn eine welke Blume aushaucht, die einmal sehr lieblich, sehr schön gewesen.

Und dann war es so wonnig still um ihn herum. Außer der Wirtin und der langgedienten bäuerlich breiten Magd war niemand im ganzen Stock, und von unten störte kein ungeschickter Laut seine Muße. Die drei kleinen Fenster gingen ins Grüne; ehemals hatte der schöne baumreiche Garten mit den hohen Thuja- und Cedernwipfeln wohl zu diesem Hause gehört, bis es heruntergekommen und stockweise vermietet wurde. Und über den noch märzkahlen Obstbaumkronen hinweg sah man den Kranz der Alpenhäupter, vom Glärnisch bis zum Uri-Rotstock, ganz hoch am Horizont, daß es ihm immer vorkam, als sähe er eine Landschaft von Dürer im drückend engen niederen Fensterrahmen. Er setzte sich auch hin, das abzuzeichnen, aber dann, unwillig über sich selbst, als es ihm nicht gelang, beschloß er, all diese Tagedieberei aufzugeben und die seltene Ruhe um ihn her einzig zur Arbeit aufs Examen zu benutzen. War er doch ohnehin schon sehr alt geworden, fast dreiundzwanzig Jahr, über all seinem zersplitterten Interesse, ohne nur einmal so viel wie das zweite Propädeutikum gemacht zu haben. Es gab kühle Mahnbriefe von zu Haus, ironische Erkundigungen nach seinem „neuesten Steckenpferd", wie der Papa Mediziner seine Beschäftigung mit Politik und Litteratur nannte, und es kam ihn allmählich hart an, die Widersprüche zwischen seinem bloß genießenden Leben und der socialen Richtung,

* Mädchen mit Geld.

die er mit so viel heftigem Enthusiasmus vertrat, glatt hinunterzuschlucken. Die meisten der „Genossen" kannten solche Skrupel nicht; sie lebten wie die Lilien auf dem Felde von den Monatswechseln der Papas, immer unter Verkündigung des Princips, daß Arbeit die Pflicht aller sei, und daß nur die Ausübung der allgemeinen Arbeitspflicht die Gesellschaft retten könne. Aber er wollte ja nicht sein wie die anderen, und er ärgerte sich, ärgerte sich, daß er sich füttern lassen mußte wie ein Schulknabe. Füttern und schelten! Wie viele Jahre das nun schon so ging, es war zum Verzweifeln! Und bis wir den Zukunftsstaat haben, wo jeder sein Leben verdient, einfach dadurch, daß er täglich drei oder vier Stunden an irgend einer Maschine steht, kann man alt und grau werden. Da blieb schließlich nichts übrig als sich ans Studium zu halten — es war ihm schon wie eine wohltönende Vorbedeutung, daß die neue Wirtin ihn von Anfang „Herr Doktor" geheißen. Er sagte nicht nein, obwohl er rot wurde; schade, daß sein Papa und der ebenso sarkastische Schwager nicht hören konnten, mit welcher Achtung man ihn hier behandelte! Die hätten sich ein Beispiel nehmen dürfen.

So kräftig war sein Entschluß, daß er bis über die Osterferien anhielt; er ging nicht heim, wie die Eltern es gewünscht, sondern blieb die zwei stillen langweiligen Monate, wo es in den Züricher Straßen geradezu unheimlich leer an Studenten war, hinter den Büchern hocken, holte viel Versäumtes nach, ward aber aus Mangel an freundlicher Ansprache ganz öde und in sich gekehrt und fiel von einem „Moralischen" in den anderen. Da er nun infolgedessen oft mit gefalteter Stirn, nachdenklichen Mundwinkeln und in etwas gebeugter Haltung der überschlanken Gestalt einherging, setzte sich in dem Hause, das sich ganz heimlich hinter dicht zusammengezogenen Gardinen und durch Gucklöcher in den Flurthüren mit ihm beschäftigte, die Meinung fest, daß „Frau Doktor Röslins Student" im dritten Stock etwas Rechtes und sogar Vornehmes sein müsse, gar zu eifrig vielleicht und ein richtiger Streber, nicht recht jung oder duckmäuserhaft, aber jedenfalls ein solventer Zahler. Diese hohe Meinung bekam das erste Loch nach fast zwei Monaten, als an einem wundermilden Aprilabend, voller Mondschein und Aprikosenblütenduft, der Einsame seine lang vergessene Geige dem bestaubten Kasten entnahm und bei offenen Fenstern in einem Ruck bis elf Uhr musizierte. Seit er mit Anneli gebrochen, hatte er keine Saite mehr angerührt. Ach, sie war ja nur ein Puppengehirnchen gewesen, aber wie goldig glänzten die Locken auf dem dummen runden Köpfchen, und wie verschmitzt hatte sie ihm zulächeln können, während sie mit der Großmutter die häuslichsten Dinge verhandelte. Und wie nett sie sich auf allerlei Zeichensprache verstanden, trotzdem. Fünf Finger und einer das hieß: Morgen früh um sechs Uhr geh ich zur Messe; wer Lust hat, darf mich begleiten. Ach, sie war doch sehr lieb gewesen, so frei und übermütig, wenn sie ganz allein waren, so ganz „fromme Helene" im Beisein der Großmutter. Ja, der Necknamen, über den sie fast einen ganzen Tag lang mit ihm geschmollt, paßte ihr leider wie angegossen! Ihr letzter Streich — o nein — das war nun einfach nicht zu dulden! Ihre Sparbüchse leeren, um einem Kunstreiter eine silberbeschlagene Reitpeitsche zu kaufen, und das Geschenk ihm selber in die Wohnung tragen, vermummt in die Kleider ihres Bruders — das war — er hatte ihr harte Worte gesagt, als er es erfuhr und sie einfach ableugnete, endlich aber lachend zugab. Gewiß, er war für alle Gleichberechtigung der Frau, aber es mußte Grenzen geben. Es war unausstehlich für einen Mann, betrogen zu werden, noch dazu eines Tölpels wegen.

„Tölpel? Ach, wenn du nur halb so schön reiten könntest wie der, du könntest zufrieden sein und brauchtest dich nicht mit dem dummen Ding da, mit der Medizin, zu plagen."

Das schlug den Boden aus. Er, der so oft verkündigt, alle Arbeit sei gleichwertig, begann mit ungeheurer Verachtung zu predigen gegen alles, was nicht geistige Thätigkeit war. Hatte er sonst genug gegen „Rezeptenschmierer" und „gelehrte Industrieritter" gedonnert, so gab es nun nichts Höheres und Verehrungswürdigeres als die Ärzte, die „Retter der Zukunft des Menschengeschlechts", denen es zu verdanken ist,

wenn wir eine wahrhaft hohe Stufe erreichen und die Tierheit immer mehr und mehr von uns abstreifen werden. Die Worte strömten nur so von seinen zornig geschürzten Lippen, über das blonde Anneli, das mit gesenktem Kopf hinduckte und verlegen mit den Bernsteinperlen an dem dünnen Halse spielte. Als er es aber völlig zerquetscht zu haben glaubte, erhob sich's mit kalter beleidigter Miene, wischte ein bißchen an den Augen herum, die übrigens nichts von Feuchtigkeit zeigten, und sagte schnippisch: wenn er es denn doch für so arg einfältig halte und sich für so arg gescheit, so wolle es ihn in seinem „Größenwahn" nicht weiter stören und bedauere nur, daß sie beide so sehr an den Unrechten gekommen seien. Der Dumme, der für sie passe, sei freilich schon gefunden, er werde es begreiflich schwerer haben, indes „so eine von d' Siebengescheite, mit abgeschnittene Haar, wo in d' Universität laufet," könne er vielleicht doch bekommen. Und fort und aus. Das Anneli war gewesen. Seine Betroffenheit über diese Verwandlung vor seinen Augen, wo ein leichtherziges unbedachtes Kind sich in ein boshaft freches Weib verkehrte, hielt noch tagelang an. Jetzt erfuhr er's einmal selbst, was das heißt: die Weiber! Größenwahn! Und das hatte auf dem Grund ihrer doch so seicht scheinenden Seele geschlummert, diese schöne Meinung von ihm, während sie miteinander scherzten und kosten. Er hatte gemeint, sie liebe ihn, er hatte zum mindesten geglaubt, sie seien gut Freund. Aber nun auch nie wieder. Nicht Anneli und keine andere. Und wenn es doch einmal sein sollte in fernen Tagen und das Schicksal es so mit sich brächte, dann jedenfalls kein solch Apfelblütengesicht, dem man nichts als süße blonde Gedanken zutraut. Mochte sie eher häßlich sein, die Enttäuschung ist dann nicht so groß. Das war die Überlegung der ersten Stunde.

Aber wie er nun an diesem Frühlingsabend ohne andere Beleuchtung als den vollen Mondschein Chopinsche Nokturnos spielte, hatte er doch lauter Visionen von Schönheit und in Mädchengestalten verkörpertem Liebreiz, und er empfand Sehnsucht sogar nach dem Anneli, das er, wäre es gerade zur Thür hereingetreten, ohne alle weitere Rederei gewiß aus Herz gezogen hätte. Er war auch rauh und ungut gewesen, hatte nicht verstanden, sie zu halten, hatte immer nur seinen Willen, sein Vergnügen berücksichtigt, obschon er wußte, daß sie ein armes, verkehrt geleitetes, haltloses Gänschen war. Vielleicht war es seine Pflicht, einmal nachzusehen, was aus ihr geworden; die Geschichte mit dem Kunstreiter war doch eigentlich kein Grund zur Entzweiung. Sie hatte ihn ja nicht zu Hause getroffen, als sie in dem gewagten Kostüm zu ihm ging, und sie hatte sich übrigens nur verkleidet, um nicht als Mädchen erkannt zu werden. Sie hatte gewissermaßen nur ihren eigenen Laufburschen vorstellen wollen, wie jener Geizhals nachts sein Haus umstrich und bellte, als ob er sein eigener Hund wäre. Die häßliche, die zweideutige Beleuchtung hatte eben er, Iversen, auf die harmlose Dummheit fallen lassen — ja, wir Männer sind eben unsaubere Tiere und können uns in ein unschuldiges Irren gar nicht mehr hineindenken. Nun, und als Anneli seine empörenden Insinuationen gehört, wie sollte sie da nicht wild geworden sein? Und es ist nicht wahr, daß bei einem Streit sich immer der inwendige, sonst verborgene Mensch herauskehrt! Ganz im Gegenteil; man sagt Dinge, an die man nie gedacht hat, von denen man später selbst nicht begreift, wie sie einem auf die Zunge kommen. Der Jähzorn, der Rachsinn greift blind nach der ersten schlechtesten Waffe; die Wunde, die sie verursacht, ist gewollt und doch nicht immer so gewollt; Notwehr entschuldigt selbst den Totschläger.

Über so hin- und hergaukelnden Gedanken, die sein Spiel nicht störten, sondern sich vielmehr mit den Tönen in ein beziehungsreiches Frage- und Antwortspiel eingelassen zu haben schienen, beachtete er nicht, daß unter ihm geklopft ward, erst dumpfer, dann lauter, endlich so stark, daß ihm der Lärm zum Bewußtsein kam; dazu flog es ihm nun auch durch den Kopf, das Klopfen gelte ihm. Ja, da war es, unter seinen Füßen, just wo er mit der Geige stand und in die blaue Nacht hinausstarrte. „Hoho, alter Maulwurf!" rief er, aus der Träumerei erwachend, und erwiderte das Klopfen mit dem Stiefelabsatz, „bist du kein Freund von Chopin?

Vielleicht gefällt dir's beſſer, nach Moskowskis Takt zu ſchlafen!" Und übermütig ſtrich er einen ſpaniſchen Tanz herunter, wozu er ſich ſelbſt, wie angeſteckt von dem Tempo, im Zimmer herumdrehte. Aber ein wütenderes Trommeln an die Stubendecke unterbrach ihn. Ein Fenſter unter dem ſeinigen ward heftig aufgeriſſen, und lautes tobendes Schelten ergoß ſich in die ſanfte Nachtſtille. Die Diſſonanz war zu grell. Iverſen verſtopfte ſich die Ohren vor den „Chaiben", die in ganzen Rudeln daherfuhren. Das Schimpfen verſtanden dieſe Kapitaliſten beſſer als die Socialdemokraten. Es war am Ende doch etwas dran, er hätte nicht hierher ziehen ſollen.

Am Morgen gab es ein weitläufiges Geklingel mit der Thürglocke, die ſonſt ſo wenig in Bewegung geſetzt ward. Als Iverſen ſpäter auf den Flur hinaustrat, kam die breite Magd aus ihrer Küche hervor und meldete ihm mit mißbilligender Miene, „die Frau" habe einen arg wüſten Brief bekommen, der Hausherr ſei „ſchüli bös g'ſi" wegen der nächtlichen Ruheſtörung. Achſelzuckend und geärgert wollte der Student in ſein Zimmer zurückkehren, als auch die Doktorin vor ihrer Thür erſchien und ihn mit ein wenig ſcheuer und bekümmerter Miene bat, einen Augenblick bei ihr einzutreten.

Jetzt kommt die Exekution, dachte er und folgte widerwillig in das hübſche Eckzimmer, deſſen Fenſter ſo mit Blumentiſchen voll Palmen und Aralien beſetzt waren, daß nur grünes Dämmerlicht in der Mitte des Raumes herrſchte.

„Bitte, daß Sie ſitzen, Herr Doktor."

Sie kann mir ja nur gleich kündigen, wozu die Liebenswürdigkeit und die Umſchweife? dachte er und lehnte ſich an den Bücherſchrank, während die Frau an einem winzigen Schreibtiſch Platz nahm, der ganz auf ihr Körpermaß zugeſchnitten ſchien.

„Ich habe Ihnen etwas ſo Unangenehmes zu ſagen," begann ſie und legte den Kopf in den Nacken, um ihn anzuſehen, während ein leiſes Rot ihr in die Wangen ſtieg, „ich für mein Teil habe ſo große Freude gehabt an Ihrem Spiel geſtern abend, es hat mich in vergangene Tage verſetzt, wo ich ſelbſt muſizierte, aber nun — der Hausbeſitzer iſt ein roher widriger Menſch, er ſei geſtört worden —" Sie hatte ein grau-braunes Couvert vom Tiſche genommen, es zitterte leicht in ihrer Hand.

Iverſens Zorn war verflogen. Das gute Frauchen, das ſich ſo genierte, weil ein anderer es grob angefahren hatte, that ihm leid.

„So werde ich eben nicht wieder ſpielen," ſagte er gelaſſen.

In das Geſicht der kleinen Dame kam ein faſt erſchrockener Ausdruck.

„O nein!" rief ſie eifrig, „das wäre zu ſchade. Es iſt mir zwar recht von Herzen leid, Sie wieder zu verlieren, aber ich darf Ihnen keine ſolche Freiheitsbeſchränkung zumuten. Wenn ich nicht ſelber ſeit dreißig Jahren hier wohnte —" Sie ſchlug leicht mit dem groben Couvert auf den Tiſch, ihre Lippen zitterten vor Erregung.

„Sie wollen mich alſo wieder los ſein?" fragte Iverſen mit ſchalkhaftem Vorwurf, er wollte ſie zum Lachen bringen; Himmel, wer wird ſich denn gleich um ſolche Kleinigkeit alterieren! Und ſchließlich, eine andere Bude war ja leicht zu finden, wenn er die ewige „Umorgelei" auch verabſcheute.

Die Frau Doktorin ſah den Studenten mit ihren großen hellgrauen Augen ernſthaft an. „Nein, das glauben Sie nicht," ſagte ſie und ſtreckte das Händchen aus, ein weißes rundes, gar nicht altes Händchen, das er vorſichtig wie ein Spielzeug mit zwei Fingern drückte. „Der Herr Haſenfratz, ja denken Sie nur, Haſenfratz heißt er, iſt erſt ſeit ſechs Monaten unſer Hausherr, wenn er's aber ſo weiter treibt —"

Wieder mußte Iverſen beſchwichtigen. Die Tage all dieſer Leute waren gezählt, ſo etwas würde ja im Zukunftsſtaat nicht mehr möglich ſein, man konnte Geduld haben und abwarten. Inzwiſchen verſprach er, nicht länger als bis zehn Uhr zu ſpielen; „ich bin ja kein Künſtler, oft vergehen Monate, ohne daß ich die Geige hernehme, es war der reinſte Zufall, aber — ich bin nun gleich beim erſten Spintbrot zugelehrt worden, wie wir in Mecklenburg ſagen." Er konnte ſehr geduldig ſein, wenn er eben in der Laune war, und dann wäre es ja geradezu ein Verbrechen geweſen, dieſe arme alte Dame, die ihm gar von einer bekannten Familie ſprach, wo er wohnen und gewiß unbehelligt

wohnen könne, unritterlich zu behandeln. Eine wohlthuende Atmosphäre verbreitete sie um sich; er kam sich vor wie zu Hause, und war doch nie vorher in ihrem Zimmer gewesen; er wunderte sich, wie ein so schüchternes weltfremdes Wesen sein Dasein zu behaupten vermochte in dieser rauhen gärenden Zeit, und zugleich war ihm dies alles so bekannt wie ein altes Buch, das er als Kind gelesen. Sogar das Bild überm Klavier glaubte er schon einmal gesehen zu haben. Dies elfenhafte Geschöpf mit dem bläulichen Bande in den Locken, an eine Harfe gelehnt, eine Hand auf den goldschimmernden Saiten, ruhig hinausträumend.

„Das ist hübsch," sagte er und blieb vor der großen Leinwand stehen. „Ist es ein Porträt?"

Die kleine Dame nickte ein bißchen verschämt. „Es ist Dilettantenarbeit, mein Schwiegervater hat es gemalt, und aus Pietät für ihn lasse ich es da hängen. Ich habe, glaub ich, nie so ausgesehen," fügte sie mit gutmütiger Selbstironie hinzu, „man hängt ja sonst auch nicht die eigenen Bilder sich ins Zimmer."

Iversen warf einen überraschten Seitenblick auf das schwarz gekleidete Figürchen neben sich. „Es ist noch heute eine gewisse Ähnlichkeit," meinte er freundlich, „die Augen und sogar der ganze Ausdruck; wie lange ist das nun her?"

„Vierzig Jahre!" Und als sie bemerkte, daß ihm vor der hohen Zahl unwillkürlich schauderte, sagte sie mit einem leisen Seufzer: „O weh, wie sind verschwunden alle meine Jahr! Ist mir mein Leben geträumet, oder ist es wahr?"

„Ja, der Vogelweider hat es auch erfahren," fiel Iversen ein; „aber Sie können wirklich zufrieden sein, verehrte Frau — ach du lieber Gott, wo wird unsereins nach vierzig Jahren sein, und wie wird er aussehen!" Er schüttelte sich lachend. Dann sah er noch einmal auf das Bild. „Und die Harfe ist nur Dekoration, oder —"

„Nein, ich habe ziemlich viel gespielt —"

„Spielen Sie noch?" fiel Iversen ein. „O, das müssen Sie mich, bitte, einmal hören lassen, das interessiert mich." Was für Antiquitäten in diesem Hause stecken, dachte er für sich, wer weiß, am Ende besitzt auch der Herr Hasenfratz noch andere Talente als die gestern produzierten.

Sie schieden ganz heiter wie gute Freunde. Abends ward ein schwerer Gegenstand auf dem Flur entlang geschoben.

„Kann ich Ihnen helfen?" sagte der Student, der das Rasseln vor seiner Thür schneller zu beendigen wünschte.

Die kleine Doktorin errötete ein bißchen. „Ich dachte, Sie seien ausgegangen. Wir haben die Harfe ausgepackt; es war auch Zeit, einmal danach zu sehen, sie ist schon ein wenig eingerostet." Bedauernd beugte sie den grauen Kopf über die einst so glänzenden Saiten.

— — — — — — — — — — —

Iversen erzählte sein Abenteuer mit Herrn Hasenfratz. Er hatte inzwischen die weiteren Gründe seines Mißfallens an Chopin erfahren und gab nun an der Mittagstafel zum besten, wie der edle Herr und Hausbesitzer Abend für Abend um neun Uhr über seinem Wein und der Züricher Zeitung einschlafe, um Mitternacht oder eine Stunde später erwache und dann dringend einer Erfrischung benötige, aber einer herzhaften. Seine Gattin sei somit verbunden, nächtlicher Weile aus dem Bette aufzustehen, Feuer anzuzünden und dem Hungerleidenden ein „Güggeli" zu braten, denn kalte Speise vertrage sein Magen zu dieser Stunde absolut nicht.

„Und in solch einem Hause lebt der Mensch!" hieß es entrüstet, „das läßt er sich gefallen, mit seinen Principien!"

„Nun, wenn der Herr Hasenfratz seine Frau mißhandeln will, was geht es mich an?" lachte Iversen. „Laßt doch die Toten ihre Toten begraben; ich finde nur, der Kerl ist mal wieder ein interessanter Typus, und auf der anderen Seite dieser Sklavensinn der Frau, die so etwas ganz selbstverständlich findet."

Es gab eine längere Debatte. War das angeborene oder anerzogene Unterwürfigkeit, diese Unterordnung der Schweizer Frauen unter den Manneswillen? Anerzogen, ohne Frage, oder vielmehr angeprügelt, um es klarer zu sagen; hier galt mehr als irgendwo die große Faust, der große Ellenbogen, der Bauernschuh.

„Aber eine gute Eigenschaft besitzt dein

Hausherr doch! Wetten?" rief ein blutjunger Tischgenosse, der an dem Wortgefecht keinen Anteil genommen. „Er hat eine hübsche Tochter, vielleicht sogar mehrere."

„Oder deine Wirtin hat sie," sagte ein anderer.

„Die Frau Doktorin Röslin, bei der ich wohne, hat, soviel ich weiß, keine Kinder." Iversen zündete mit kühler Miene seine Cigarette an.

„Ach, bei einer Frau Doktorin wohnt er! Studiengenossin vielleicht? Eine gebildete Frau? Wie alt ist sie, so beiläufig?"

„Zwischen fünfzig und sechzig," sagte Iversen und klopfte gemächlich die Asche ab.

Es gab ein allgemeines Zurückfahren. „Brr! da hört das Fragen auf! Oder ist sie Millionärin und will dich adoptieren?"

„Ihr seid doch furchtbar fad," sagte Iversen verächtlich. „Wollen wir von etwas anderem sprechen."

Am nächsten Tage aber ward er mit lebhaften Zurufen von seiner Tischgesellschaft empfangen.

„Also! weißt du, bei wem du wohnst? Weißt du, wie die Doktorin Röslin von den Leuten genannt wird?"

„Ach, das ist doch mir gleichgültig!" sagte Iversen. „Die Frau möcht ich sehen, über die ihr nicht etwas zu klatschen wüßtet!"

Er begann zu essen, während das Lachen noch lauter wurde.

„Eine alte freundliche Frau, die keinem Menschen etwas zuleide thut; heute morgen um halb sieben, als ich zum Baden ausging, sah ich sie schon ganz drunten in der Stadt an einem Glockenzug hängen. Immer hat sie Leute zu besuchen, mit denen sie weinen oder sich freuen will. Besonders Mitfreude scheint ihre Specialität zu sein. Fortwährend hat sie Verlobungssträuße und Brautkränze zu binden."

Nun brach der Lärm erst recht los. Iversen saß betroffen da über das Lachen, das er entfesselt. „Es ist richtig! Sie ist es. Eben darum! Die ewige Braut! Ja, ja, so heißt sie. Und bei der wohnst du!"

„Wahrscheinlich ist es erst noch gar nicht dieselbe," sagte Iversen mit entschiedener Gelassenheit; „die Doktorin Röslin, bei der ich wohne, hat nichts Lächerliches."

„Aber die ewige Braut heißt sie doch."

„Unsinn, sie war verheiratet, ist jetzt wohl schon lange Witwe, wenigstens sprach sie von ihrem Schwiegervater."

„Nein, sie war nie verheiratet, sie war nur dreißig Jahre lang verlobt."

Ein unermeßliches Gelächter erhob sich. Ein kleiner dicker Neunzehnjähriger mußte sich die Thränen abwischen.

„Der Iversen! der Iversen!" gluckste er krampfhaft.

„Aber mit welchem Recht nennt sie sich denn Frau? der Titel kommt ihr doch nicht zu?" meinte ein vorsichtiger Jurist.

„Ja, es gab dann zuletzt noch so eine Nottaufe, wollt ich sagen Nottrauung; als der ewige Bräutigam auf dem Sterbebett war, glaub ich. Aber er war schon ganz blöd und stumpf."

„Natürlich! sonst hätte er sich wohl gedrückt," hieß es.

Iversen erboste sich. „Herrgott, dies öde Gewitzel! Erstens ist die Geschichte sicher nicht wahr. Und zweitens scheint sie mir nicht gerade zum Lachen. Diese endlosen Verlobungen sind ja eine der vielen verrückten traurigen Erscheinungen unserer socialen Verhältnisse. Wahrscheinlich so ein armer Kandidat der Theologie, vielleicht Freidenker und deshalb mißliebig geworden, auf der anderen Seite ein mittelloses, aber gebildetes Mädchen —"

„Aha, Iversen dichtet schon!" unterbrach der Neunzehnjährige.

„Also, stimmt nicht! die Röslins sind häbige Leute," bemerkte jemand.

„Und warum hätten sie dann mit der Trauung gewartet, bis es nur noch eine Farce war, die sie dem Tode vorspielten?" fuhr Iversen auf.

„Er war krank, hörte ich, epileptisch, der Doktor Röslin, und der Arzt hatte ihm 's Heiraten verboten."

„Endlich einmal ein vernünftiger Arzt," murmelte einer, dann schwiegen alle eine Weile.

„Jetzt schaut s doch e bitzli anders aus mit der ewige Braut," meinte einer der lebhaftesten Lacher von vorhin.

Iversen schüttelte nachdenklich den Kopf. „Eine Tollheit bleibt es doch und fast ein Verbrechen. Sich an einen lebendig Toten

ketten für lebenslang — wahnſinniger, naturwidriger Altruismus! Es macht mich wütend, nur ſo etwas zu hören. Ihr habt ſie mir jetzt ganz verleidet! Wenn ich die Alte jetzt anſchaue, immer werd ich an den epileptiſchen Bräutigam denken müſſen. Da muß man's doch wirklich glauben, daß die Weiber nur ſo zu Anhängſeln beſtimmt ſind. Bis wir die Raſſe verbeſſern —"

Als er am Abend der Wirtin auf der Treppe begegnete, ſprang er mit einem kurzen, undeutlich gemurmelten Gruß an ihr vorüber. Er bemerkte nicht, daß die Frau ihm mit verwundert-beſorgten Blicken folgte.

Am nächſten Tage hatte er die ganze Sache ſchon wieder vergeſſen, oder wenigſtens aus dem Gedächtnis geſchoben. Es gab eine wichtige Verſammlung, ein bekannter und berühmter „Genoſſe" ſollte ſprechen, und Iverſen rüſtete ſich beizeiten auf eine Erwiderung. Alle dieſe alten und älteren Herren waren ſchließlich retardierende Elemente, und er hielt es für ſeine Pflicht, ſie im Namen der Jugend zu bekämpfen. Eine Oppoſitionspartei, die aufhört, Oppoſition zu machen, hört eben auf zu ſein. Heiter und geſpannt, „im vollen Turgor", wie er ſich ſchon lange nicht gefühlt, verließ er das Haus, um ins Verſammlungslokal zu gehen. In ſolchem Geiſteszuſtand ſollte man immer ſein! Man weiß doch dann, daß man lebt. Er war heute notwendig, denn kein anderer würde ſagen, was er zu ſagen hätte.

Leider lief es nicht ſo ab, wie er gewünſcht. Der berühmte Redner hatte den allgemeinen Beifall, obgleich er nur Bekanntes ſagte. Seine Rede dauerte einige Stunden. Die Diskuſſion begann auf einer anderen Stelle, als der von Iverſen vorausgeſetzten. Als er zu Wort kam, war die Zeit derartig vorgeſchritten, daß er mit Schlußrufen unterbrochen ward, eh er recht angefangen. An der Glasthür ſtanden ein paar Hausknechte mit aufgekrempten Ärmeln; ſie beförderten an die Luft, wer nicht freiwillig ging; dies Publikum, das mehr Sodawaſſer als Bier trank, imponierte ihnen nicht im mindeſten. Iverſen ſprach noch, während dieſe Räumung des Saales erfolgte. Er ſprach gut und er wünſchte, ſeine Mutter möchte ihn hören! Sie würde ihm natürlich nicht zugeſtimmt, aber ſie würde Reſpekt vor ihm bekommen haben. Er ſah mehr Rücken vor ſich als Geſichter; einerlei, ſie konnten auch ſo hören. Plötzlich bemerkte er gar nicht fern von der Tribüne ein Paar aufmerkſam auf ihn gerichtete Augen. Im ſelben Blick erkannte er den zurückgelegten Kopf, die ſchwarze Geſtalt ſeiner Wirtin. Sie hörte voll Anteil, kümmerte ſich nicht um den Aufbruch um ſie herum. Ihr feines helles Geſichtchen im Rahmen der loſe geknüpften ſchwarzen Hutbänder war durchleuchtet von Leben und Intereſſe. Iverſen amüſierte ſich, auch über ſich ſelbſt, daß er ſich unwillkürlich geſchmeichelt fühlte. Was nun wohl das Altchen davon verſteht! Iſt das nicht eine ſpaßhafte Marotte? Als er fertig war, ſprang er mit blitzenden Augen von der Tribüne. Ein paar Beifallsrufe wurden hörbar, aber darauf kam es ihm nicht an, er hatte ſich von der Seele geſprochen, was ihn beſchäftigte. Er war ſogleich umringt von den Bekannten, die ihm Glück wünſchten. Im Gedränge vorwärts und dem Ausgang zuſchreitend, befand er ſich plötzlich neben ſeiner Wirtin. Er ſtreifte ſie und zog den Hut: „Sie hier, Frau Doktorin? Ja, wie kommen Sie denn nun nach Hauſe?"

„O, ich habe die Kathi mit. Es thut ſich ſchon."

Iverſen war ſehr erleichtert, als er die breite Magd hinter ihrer Herrin entdeckte, ſie bewegte die in einen ehrwürdigen Umhang eingewickelten Arme wie ein Paar ſchützende ſchwarze Flügel. Auf ihrem verſchlafenen Geſicht erſchien ein entſchloſſener Ausdruck, der Ausdruck einer Schildwache, die man anruft, ſowie ihre Frau ihren Namen nannte.

„Kommen Sie gut heim," winkte Iverſen, dann ſchlug er ſich ſeitwärts. Zum Glück hatte niemand die wenigen Worte gehört, war niemand auf die unſcheinbare Perſon aufmerkſam geworden. Mit alten Frauen mag doch gewiß kein Mann geneckt werden, ſelbſt nicht von den ödeſten Geſellen, und in dieſer Doktorin Röslin wollte man nun durchaus etwas Lächerliches finden.

„Nun, wie hat es Ihnen geſtern Abend gefallen?" fragte er ſie den anderen Tag.

Sie zögerte mit der Antwort, errötend wie ein junges Mädchen.

„Ich war sehr erschrocken und bin es noch. Ich wußte gar nicht, daß es so traurig in der Welt aussieht, man begreift nicht, wo das einmal hinaus soll; der erste Redner hat das so düster hingestellt — ich war recht froh, als dann die jungen Leute kamen — ich hoffte so bei mir, nun, die werden doch noch etwas Rechtes ausdenken, daß es weiter geht —"

„Ja, wenn wir nur die Rechten dazu sind," meinte Iversen mit einem halben Seufzer, „wenn es nur wirklich weiter geht!"

„O gewiß!" rief die Frau, und es kam ein stilles Leuchten in ihre Augen, das sich allmählich über all ihre Züge verbreitete; „immer aufwärts, den Glauben geben wir nicht auf! Und das ist ja auch der Sinn Ihrer Lehre, wenn ich gestern recht verstanden habe. Wir sehen nie das Ganze, weil wir kurzsichtige Geschöpfe sind. Das sind alles Etappen; man kann nicht allem zustimmen, aber die Hauptsache ist, daß wir uns nicht zufrieden geben!" Sie brach ab und lächelte. „Ich möcht es wohl erleben, wie Sie die Welt umkrempeln," sagte sie lebhaft.

„Ach, wir! Ich fürchte, wir werden gar nichts umkrempeln. Vielleicht unsere Kinder." Iversen wurde immer skeptisch, sobald der andere zuversichtlich ward. „Übrigens, Sie haben recht, das Erreichte — was liegt daran? Der Wille zu erreichen, auf den kommt es an."

„Nein, am Erreichten liegt nichts." Sie versank in Gedanken.

Abends im Theater sah Iversen das Anneli wieder. Es saß sittsam mit halbgesenkten Augen neben der Großmutter, auf seiner anderen Seite ein graubärtiger untersetzter Herr, der ihnen bekannt zu sein schien, denn er sprach über das Mädchen hinweg zu der Alten. Anneli klappte mit einer gewissen stilisiert mädchenhaften Miene den Fächer auf und zu und schien taube Ohren zu machen, weil man es von ihr verlangte. Es hatte einen scharfen Zug um den Mund bekommen, übrigens sah es sehr hübsch aus, ein breiter Spitzenkragen über einem graublauen Kleide stand gut zu dem hellblonden gekräuselten Haar. Iversen horchte auf sein Herz, aber es gab keinen lauteren Schlag. Die da sehen aus wie die verkörperte Langeweile, dachte er. Anneli, das ist die hübsche Langeweile, die Großmutter ist die medisante Langeweile (übrigens hat das Mädchen diesen Zug von ihr geerbt, und er wird bald genug all ihre sonstige Lieblichkeit aufgesogen haben), der Graubart ist die lüsterne Langeweile, denn daß er das Mädchen anredet, wenn er mit der Alten spricht, ist nur zu deutlich. Und in dies Geschöpfchen hab ich einmal Himmel und Erde hineingelegt, und ihr Lächeln war mein Paradies.

Der Vorhang fiel, die Operngläser richteten sich in den Zuschauerraum. Plötzlich trafen sich seine Blicke mit denen Annelis durch den Operngucker. Sie ließ den ihren sogleich sinken, wurde feuerrot, verwirrte sich und sank auf ihren Platz zurück. Dem Studenten wurde eigentümlich zu Mute.

Schwelte doch noch etwas in jenem windigen Vogelherzchen? Er verließ sie nicht mit den Augen, er wollte sehen, herausfinden. Allerdings war sie ihm gleichgültig, aber doch nicht so gleichgültig wie das Stück, das man dort spielte. Das Schauspiel der Verwirrung auf jenem niedlichen Gesichtchen war jedenfalls für ihn allein berechnet. Es dauerte einen halben Akt lang, aber endlich ward ihm sein Lohn, sie blickte ihn noch einmal an. Diesmal also nicht zufällig, sondern voll Absicht. Mit einem kurzen, fragenden, zündenden Blick. Und ein kleines winziges Fünkchen flog doch aus dem blauen Auge zu ihm herüber und stöberte in der Asche nach einer noch so kleinen Kohle, an der es sich festsetzen könne. Lieber Gott, so kleine herrenlose Kohlen sind immer da, auch in dem allerausgebranntesten Herzen. Iversen fühlte mit Vergnügen, daß ihm etwas wärmer wurde. Und es war ja so ungefährlich, jetzt, wo er sie durchschaute, wo er sie nach Gebühr wertete. Sie wurden nicht müde, herüber und hinüber zu blicken. Zuweilen machte er eine unauffällige Bewegung, die ihnen früher etwas bedeutet hatte. Sie kannte sie noch, verstand sie noch, er hatte doch tiefere Spuren hinterlassen, das ließ sie merken.

Auch daß sie irgend etwas drücke, quäle. Ihre Treulosigkeit wahrscheinlich! Nun, das ist keine Todsünde, er wollte nicht den Ungerechten spielen, der nur immer die Männer weiß wusch. Sie machte ihm ein Zei-

chen. Im Foyer? Ja, im Foyer! Hastig schob er sein Glas ein; wenn sie vielleicht abbitten wollte — Er ging in einiger Aufregung durch den kleinen eleganten Saal, öffnete ein Fenster und ließ den weichen duftenden Nachthauch über sein Gesicht spielen. Dann, ganz zwanglos, trat er auf die Großmutter zu, die sich bereits in einem Eckſofa niedergelassen. Anneli stand seitwärts, der Graubart brachte mit Mühe ein Glas Limonade herbei, er schwitzte weidlich bei seinem Ritterdienst.

Großmutter war nicht sehr gnädig: „So, so, der Herr Iversen. Sie haben sich lange nicht bei uns sehen lassen?"

Der junge Mann verzog das Gesicht, als habe er auf eine saure Citrone gebissen. Er hatte diese harte Kehlstimme mit ihrem gezierten unnatürlichen Hochdeutsch immer nur schwer ertragen, und es war wirklich lange her, daß er sie nicht mehr gehört hatte.

Während er eine Entschuldigung murmelte, strich Anneli wie ein schnurrendes Kätzchen an seinem Rockärmel vorbei, sagte in seinem Rücken: „Es ist jetzt immer so arg langweilig bei uns, wollen Sie mir nicht noch dieses eine Mal verzeihen?" Der bittende Ton berührte ihn tief; überrascht sah er sie von der Seite an, da schien es von tausend Schelmereien um ihren Mund zu zucken, die Augen waren halb geschlossen.

„Ah, Fräulein Anneli!" machte er, als ob er sie erst eben bemerke, und wendete sich nach ihr um. Sie machte die Komödie mit, reichte unbefangen die Hand, und indem sie einige Schritte seitwärts that, waren sie so gut wie allein in dem Menschenhaufen. „Man weiß nie, ob Sie im Ernst oder im Scherz reden," sagte Iversen mit unschlüssiger Betonung.

Sie deutete mit dem Fächer nach dem Eckdivan. „Wenn Sie wüßten, wie ernsthaft ich es meine! Sehen Sie den alten Herrn dort? Denken Sie sich, ich habe unglücklicherweise zu ihm gesagt, er sei mein einziger und wahrer Freund, und nun geht er gar nicht wieder weg, immer sitzt er uns auf dem Nacken und lauert wie ein Hündli auf einen guten Brocken."

Ganz weinerlich hatte sie begonnen, sogar mit feuchten Augen die erste Beteuerung gesprochen, allmählich aber gewann der Mutwille die Oberhand, und sie lachte in ihren Fächer hinein.

„Und das war es, was Sie mir mitteilen wollten?" sagte der junge Mann im Präceptorton und sah kühl über sie weg.

Schweigend und langsam errötend spazierte sie neben ihm hin.

Zuletzt glaubte er, der mit gespannten Ohren lauschte, etwas von „wieder gut sein" flüstern zu hören. Aber es rührte ihn wenig. „Wozu?" fragte er herb, „Sie haben beständig Lust zu lachen, und ich habe keine Lust zu lachen! Wir verstehen uns nicht, und meine Zeit ist mir zu wertvoll, um sie damit auszufüllen, daß ich Ihnen die Ihrige vertreibe." Mit Befriedigung bemerkte er, daß sie wieder nasse Augen bekam. Er wurde immer grausamer. „Und übrigens, was nützt mir Ihre Güte? Sie wissen oder können sich's denken, daß ich noch nicht heiraten kann. Vielleicht in zehn Jahren, eher nicht. Also! Und was es sonst noch so giebt, zwischen einem Mann und einem Weibe geben kann, geben könnte, das giebt es für Sie, Fräulein, keinenfalls. Dazu gehört Mut, und wie käme ein" — er stockte — „eine gebildete junge Dame der heutigen guten Gesellschaft zu solchem Mut." Er warf ihr einen heftig forschenden Blick zu, sie hatte tief den Kopf gesenkt und schien wie erstarrt in jeder Bewegung. Die Glocke zum Wiederbeginn der Scene ertönte. „Leben Sie wohl und machen Sie sich nach jeder Richtung hin Vergnügen," fuhr er sarkastisch fort, „es war nur ein flüchtiger Irrtum von Ihnen, daß Sie meiner dazu bedürften." Er verbeugte sich leicht und trat von ihr weg. Mag sie sich allein zu ihrer Gesellschaft zurückfinden, dachte er, ganz berauscht von Rachsucht; einmal mußt ich ihr's doch sagen, wie ich von dieser Spielerei denke. Jetzt sind wir auseinander und zwar gründlich und auf immer.

Er kehrte nicht auf seinen Platz zurück, ihr Gesicht sollte ihn nicht wieder irre machen. Stolz, als ob er mit einem Löwen gekämpft habe und Sieger geblieben sei, verließ er das Schauspielhaus. Den stillen Wunsch, der ihm immer dazwischen reden wollte, den Wunsch nach ihrer jungen Schönheit, brachte er damit kaum zum Schweigen, aber das ging ja nur ihn allein an, sie hatte er rauh

abgefertigt, wie sie's verdiente. Er redete sich ein, dies unwiderrufliche Ende sei genau, was er gewollt, geplant, selbst herbeigeführt habe. Es fehlte noch, daß man sich in Gedanken und Stimmungen von solch einem abhängigen Geschöpfchen abhängig machte! Freilich, langweilig war es ohne diese Geschöpfchen, aber er hatte ja nun auch genug freie Bahn vor sich. „Und, mein Herz, was dir gefällt, alles, alles darfst du lieben!" Das tröstete immer; ausgiebigen Gebrauch wollte er von der Erlaubnis machen. Etwas wie die Vision einer reizenden Nachbarin schwebte ihm vor, ein nähendes anmutiges Figürchen zwischen dürftigen weißen Vorhängen, ein schön geschwungener Nacken unter schwarzem Haarknoten, die mußte er doch einmal näher ins Auge fassen. Es war wie der Duft der vielen ungesehenen Blumen, der ihn auf seinem langen Heimwege begleitete. Hier mußten Magnolien, hier Narzissen, hier Goldlack blühen, und dann wieder tauchte er unter in ganze Wolken von Apfelblütenbalsam und Syringendüften. Man hat die Auswahl! Die Blume Anneli war für ihn abgeblüht, aber was bedeutet eine Blume? Es war noch lange Frühling, er war noch lange jung.

Alles war still und dunkel in dem großen Hause, das er mit einem großen Schlüssel aufschloß. Nur die Angorakatze aus dem Erdgeschoß sprang mit lautem Miauen gegen ihn, dann auf die Straße, von woher verwandte Stimmen sie kläglich-zärtlich zu rufen schienen. Iversen lachte, wie sie den schönen Schweif aufgeregt um die Hinterbeine tänzeln ließ, sie, die sonst ehrbar mit niedergeschlagenen Augen ihre stattliche Schleppe wie eine große Dame hinter sich herzog. Aus den großen Gartenbäumen jenseit der Mauer kam ein verträumter Amselruf. Der Mond schien durch die farbigen Treppenfenster, ein geisterhaft beleuchteter Kopf schwamm oben auf der verräucherten Tafel des alten Ölbildes. Alles, was jung, von Frühlingsart, voll Leben war, wachte in dieser Nacht, der Student trat leise auf, sprang die Treppen im Fluge hinan: „daß wir nicht wecken, die nicht dazu gehören." Wie hart und ungeschickt der zwölfmalige Kuckucksruf hinter Herrn Hasenfratz' Thür! Das sah dem Grobian ähnlich, daß er auch grobstimmige Uhren hatte! Ach so, jetzt wachte der Patron auf, dehnte sich, streckte sich in seinem krachenden Lehnstuhl, schob die raschelnde Zeitung von dem feisten Bauch, auf dem sie wie auf einem Tisch geruht, und rief der Frau. Nein, er wollte nicht hören, was der rief, es war zu stillos an diesem Maiabend. In seinem Zimmer wollte er horchen — drang nur ein Laut von diesem Hottentottenkerl in seine Einsamkeit, so stahl er sich sofort wieder von dannen. Zu schlafen war ohnehin nicht in solcher Nacht.

Ein starker Syringenduft schlug ihm entgegen, sowie er seine Stubenthür öffnete. Kam das vom Garten drüben? Nein, es war ja hier drinnen, ein Strauß auf dem Tisch, ein voller Strauß, vom Monde gestreift und hier auf ihn wartend in der Stille. Er hatte doch nicht etwa die Thür verfehlt? Hastig zündete er eine Kerze an. Nein, alles in Ordnung, nur der Blumenstrauß auf dem Tisch, so groß, daß er den Kopf ganz hineinstecken konnte. Er that es, atmete in vollen Zügen mit offenen Lippen zwischen den Blütenrispen, ganz verwundert und fragend, wer ihm diese Huld angethan haben könne.

Etwas Fremdes streifte dabei seinen Mund, eine feste Kante, ein Blatt Papier. Er faßte es mit den Zähnen und zog es vorsichtig heraus. Wie denn? was denn? Ein Liebesbrief? von wem? Eine ihm bestimmte Überraschung? Eine Mystifikation ohne Zweifel. Er entfaltete das leicht zusammengelegte dünne Blättchen und fand vier Zeilen in großer, kräftiger, ihm unbekannter Schrift, die er beim flackernden Kerzenlicht zwei- oder dreimal las, lachend beiseite legte und wieder las:

„Dies brach für dich der zartsten Neigung Hand,
Der Fliederstrauß ist sel'ger Jugend Bild.
Nicht forschen sollst du, wer ihn dir gesandt,
Genug, wenn er mit Duft dein Zimmer füllt."

Keine Unterschrift, keine Anrede und, da das Blatt nur ineinander geschoben, nicht couvertiert worden, auch keine Adresse. Der Strauß mußte hier abgegeben, das Verschen absichtlich so tief zwischen die Zweige versteckt worden sein. Eigentlich war es ein Zufall, daß er es gefunden. Wie schade, daß es so spät war! Die Wirtin, die Magd mußten ihm erzählen, wie der Strauß hier

hereingekommen. Vorausgesetzt, daß er überhaupt ihm bestimmt war! Konnte nicht eine Verwechselung stattgefunden haben? Etwa mit einem dennoch vorhandenen Fräulein Hasenfraß, das einen poetisch angehauchten Anbeter besaß? Es schien durchaus eine Männerhandschrift, gewandt, ausgeschrieben. Wer von seinen Bekannten schrieb doch so? Sollte nicht Hoffmann sich den Spaß erlaubt haben?

Der Strauß stand in einer großen altmodigen wassergefüllten Vase, die gute Doktorin hatte die Blumen nicht schmachten lassen wollen, das sah ihr ähnlich, aber ihn wandelte die Lust an, sie zum Fenster hinauszuwerfen, obgleich sie nun in der Lampenbeleuchtung einen zierlichen Schatten an die Zimmertäfelung warfen und etwas Festliches über den ganzen Raum verbreiteten. Hoffmann war ihm unsympathisch. Er hatte eine so schafsgeduldige Miene und betrieb den Kommunismus bereits praktisch, während die anderen noch theoretisierten. Auf seiner Bude gab es beständig verlumpte, verhungerte Mitschläfer und Mitesser. Wer in Hoffmanns Nähe kam, wurde für diese „Genossen" unfehlbar angepumpt. Er selbst hatte seine Bedürfnisse auf das Geringste beschränkt. Aber er führte auch Reden wie: „Unbegreiflich, daß es Menschen giebt, die zwei Stuben haben, drei sogar! Denkt euch, drei Stuben hat dieser Maler, dieser — ich will ihn nicht nennen, denn ich möchte niemand aufhetzen. Er sagt, er brauche das zum Malen. Wenn er das Geld für all den Luxus, Farben, Leinwand, was weiß ich, den Genossen zukommen ließe, wieviel mehr diente er der Menschheit, als durch diese Bilder, diese Porträts, die ihm seine Zeit und sein Geld kosten." Iversen hielt sich bei solchen Exkursen die Ohren zu. Auch das vermochte Hoffmann nicht zu kränken. „Wenn du wieder hören magst, sprech ich weiter," sagte er gemütlich. Er hatte Zeiten, wo er Iversen geradezu belagerte. Der hatte schon einmal Blumen gebracht. Und als Iversen ihn kaltblütig fragte, ob er verrückt geworden sei, hatte der Mensch ungerührt sich verteidigt: „Du glaubst doch nicht etwa, daß ich dieses hier, Tulpen, nicht wahr? daß ich sie gekauft habe? Nein, ich habe sie in Zahlung angenommen, der arme Gärtnerbursche, weißt du, der eine Zeit lang bei mir hauste und jetzt wieder in Stellung ist. Aber was soll ich mit solchem Zeug? Ich dachte gleich an dich. Für einen Ästhetiker und Gourmand wie du bist —"

Hätte man nur gewußt, ob wieder Hoffmann! Freilich das Verschen, und zu einem in „Zahlung genommenen" Strauß?

Plötzlich ward es ihm sonnenklar: dies war einer von Annelis Streichen! Wer weiß, ob sie die Blumen nicht in Verkleidung selber gebracht hatte! Der Gedanke an diese Möglichkeit, die er durch sein Ausgehen versäumt hatte, erregte seine Phantasie, sein Blut. Vor dem Theater vielleicht. Je abenteuerlicher, desto besser. Und hier, hier in seinem Zimmer wäre sie gewesen, hätte er sie empfangen, in die Arme schließen, küssen können! War es nicht das, was sie ihm im Foyer hatte sagen wollen, und seine Rauheit hatte das süße Bekenntnis in ihren Mund zurückgeschreckt? Er war rauh, mehr als das, er war roh gewesen! Ihr Erbeben und Erbleichen unter seinen grob zutappenden Reden — vorhin hatte er's für Komödie genommen, jetzt aus der Ferne rührte es ihn wie hilflose, gekränkte Liebe. Armes Kind! „Nicht forschen sollst du" — kleiner Schäker! Wie traurig sie sein würde, wenn er *nicht* forschte. Aber daß sie auch Verse machte, war ja eine ganz neue Entdeckung! Nun, so einen brachte er auch geschwind zusammen. Er suchte einen kleinen Briefbogen hervor, sann einen Augenblick lächelnd nach und schrieb dann:

„Du schenkst so viel, o holde Dame,
Und nimmst doch wieder halb zurück!
Entschleire dich! wie ist dein Name?
Nur die Gewißheit birgt das Glück."

So, Anneli, jetzt wirst du nicht widerstehen können, wirst des Versteckenspielens bald müde sein, dachte er. Und dann, und dann — er breitete die Arme aus und zog sie leer, kopfschüttelnd zurück. „Sie müßte dann eben eine ganz andere sein, als ich mir gedacht, eine viel freiere, weitere, reifere Kreatur — nein, zu einer selbständigen That ist sie unfähig, und anders — anders will ich sie nicht haben! So ein erwürgtes Lamm auf meinem Weg — wie unbequem für alle Zukunft!"

Er hatte wunderliche Träume die Nacht.

Am anderen Morgen befragte er die Magd. Sie wußte von nichts, war gestern abend nicht daheim gewesen. „Die Frau wird's wissen."

Ja, sie wußte es. Iversen bemerkte es sogleich, als sie, auf dem Flur vor ihrem Wandschrank stehend, das Gesicht mit schalkhaftem Lächeln wegwandte.

„Erzählen Sie mir ordentlich, wie sah die Person aus, die das für mich gebracht hat?"

Das Frauchen errötete, wie immer, wenn sie lebhaft angeredet wurde. „Ich habe versprochen zu schweigen, bitte, fragen Sie mich nicht," bat sie ängstlich.

Das schlaue Herzchen hat die Güte und Milde hier auf der Stelle herausgespürt, dachte der Student; kein Zweifel, daß es Anneli ist.

„Sie müssen mich für einen rechten Gecken halten," sagte er, „daß ich solche Geschenke bekomme."

„O nein," machte die Doktorin mit dem Kopf in ihrem Wandschrank. Er sah, daß sie auf keine Unterhaltung über die merkwürdige Geschichte zu bringen war. Die Weiber haben doch sonst ein Vergnügen am Klatschen, aber gerade, wenn man auch einmal Lust dazu hätte —

„Sagen Sie mir nur eins, beste Frau, ein Herr war es nicht?"

„Nein," war die zögernde Antwort.

Iversen lachte vergnügt auf. „Und noch eine Frage: Sie wissen also, wer es war?"

Ein widerstrebendes „Ja" kam hinter der Schrankthür hervor.

„Sie sind die Diskretion selber," sagte Iversen lächelnd, „darf ich Sie um einen Gefallen bitten? Ich möchte ein Briefchen befördert haben, weiß aber die Adresse nicht — man will doch danken, wenn man etwas bekommen hat," setzte er entschuldigend hinzu. Und als sie nicht gleich antwortete, sondern mit sich zu kämpfen schien, lächelte er wieder: „Sie können es thun, ohne Ihr Gewissen zu belasten. Es ist etwas so Unschuldiges — Sie müssen nämlich wissen, daß es sich im Grunde um einen verabredeten Scherz handelt — ich thue eigentlich nur, als ob ich nicht —" Ein überlegener, selbstbewußter Zug um die Lippen trat stärker hervor.

Das Gesicht der alten Dame war lauter helle Verwunderung. „In der That?" stammelte sie.

Iversen nickte mit halbzugekniffenen Augen. „Aber halten Sie mich für keinen schwarzen Heuchler deswegen!" rief er und sprang in sein Zimmer, um das verschlossene Couvert zu nehmen. „In Ihre freundlichen Hände befehle ich mein Schicksal! Also!"

Soll ich oder soll ich nicht? Die Frage stand deutlich auf dem bedenklichen Gesicht der Frau.

„Aber ich bitte Sie," rief Iversen, „würde ich denn eine Dame wie Sie zur Vertrauten machen, wenn die Sache nicht unschuldig wäre?"

Mit einem leisen Seufzer nahm sie das Briefchen an sich.

* * *

„Gefühl ist alles.
Name Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsglut."

Iversen las es und sprach es vor sich hin, als habe er's zum erstenmal gehört. Es war der ganze Inhalt des Briefchens, das er heute nachmittag, verschlossen in ein weißes Couvert, auf seinem Tisch gefunden. Dieselbe große Handschrift wie das vorige Mal. Wenn es wirklich von Anneli herrührte, mußte sie einen männlichen Vertrauten haben, den sie an ihrer Statt schreiben ließ. Vielleicht hatte auch der ihr zu dieser Antwort geraten. Anneli und ein Faustcitat, das ging auf geradem Wege schwerlich zusammen.

So viel ist sicher, bei dem ersten Blick auf diese Zeilen glaubte er nicht mehr, daß sie von ihr seien.

„Gefühl ist alles" — das Mädchen würde so nicht sprechen, auch nicht mit den Worten eines anderen. Später besann er sich: Gerade das sah ihr ähnlich. Eine Maske, eine großartige, vor ihr Schelmengesicht binden und dann dahinter vorkichern: „Ätsch! hab ich dich an der Nase geführt!" Oder war er so klein, so kurzsichtig, daß er des Mädchens eigentliche Seelentiefe nicht zu erkennen, zu beurteilen vermocht hatte? Auch möglich!

Wieder nahm er seine Zuflucht zu der Doktorin Röslin. Sie saß an ihrem Schreibtisch, die Fenster zu beiden Seiten ließen

kaum mehr Licht ein, so üppig drängten die Kastanienzweige sich heran. „Sie haben hier eine ganz tropische Landschaft um sich herum," er deutete auf die großen Fächerpalmen, die den Eckplatz umschatteten. Es war ihm unangenehm, gleich mit der Frage zu kommen, die sie schon einmal unbeantwortet gelassen. Er spürte jedoch in ihrem Benehmen sofort eine befangene Ängstlichkeit heraus, auch wechselte sie mehrmals die Farbe, als er sie ansah. Die Sache ist ihrem Zartgefühl noch peinlicher als mir, dachte er, es ist sicher, sie wittert etwas Unerlaubtes, und es wird ihr schwer, dazu die Hand zu bieten. Endlich fragte er doch. Sofort ward das feine, von kurzen grauen Locken umhangene Köpfchen ihm abgewendet.

„Ich bitte Sie herzlich, nicht in mich zu dringen. Ich habe feierlich Schweigen gelobt und —"

Iversen ließ einen Ton des Unmuts hören.

„Wer wird es groß sein?" murmelte die Frau, „irgend jemand, der Sie — gern hat." Sie machte sich an ihren Papieren zu schaffen.

„Glauben Sie, daß das so häufig ist? Das ist ja das Seltenste, was es giebt!" rief der junge Mann, die Arme erhebend, „es regt mich auf und reizt mich, meine erste Vermutung scheint nicht mehr zu stimmen — also keinen Ton dürfen Sie mir verraten?"

„Nein, nein!" sagte sie hastig, fast flehend.

Er sah sie scharf und nachdenklich an. Die Sache schien sie fast persönlich anzugehen, sie hatte doch nicht etwa eine Nichte oder Verwandte, die sie ihm verkuppeln wollte? Ach, Unsinn, es war eine so edle Anmut, ein so feiner Takt in ihren Worten: wie durfte man ihr eine niedrige Absicht zutrauen?

„Sie wollten mir einmal Harfe vorspielen, das haben wir ganz vergessen!" sagte er in seinem einschmeichelndsten Ton.

Ein beruhigtes Lächeln kehrte auf ihre Lippen zurück. „Und Sie spielen mir dafür Geige?"

Nun war ein zutrauliches musikalisches Gespräch im Gange, die Kathi brachte den Thee, und Iversen nahm die Einladung, zu bleiben, ohne Umstände an. Spät erst kam er ins Café zu den Freunden.

„Wo bleibst du denn?" hieß es von allen Seiten, „wir öden uns schon einander an, nicht zum Aushalten."

„Ich habe mich bei meiner Wirtin festgeschwatzt. Warum lacht ihr? Ich sage euch, man dankt manchmal Gott, wenn man ein gescheites Frauenzimmer findet. Es ist doch wahrscheinlich ein viel feineres Instrument als unsereins. Jetzt starren sie mich mit offenem Munde an! Ja, ihr, das weiß ich wohl, seid zufrieden, wenn ihr nur immer Speck und Bohnen kriegt, und es ist ja auch ein nahrhaftes Futter. Aber ich —"

„Ja ja, du bist ein Gourmand!" höhnte es in der Runde.

Iversen blickte herausfordernd um sich: „Freilich bin ich ein Gourmand, und ich rechne mir's noch zur Ehre! Das Feinste und Seltenste und Pikanteste für mich! Und übrigens, für wen wär es denn da, wenn nicht für unsereins?"

„Na, daß aber die alten Weiber zu den Leckerbissen gehören, hab ich noch nicht gewußt!" schrie der Neunzehnjährige.

„Ihr habt eben ewig Hunger, ganz gemeinen gefräßigen Hunger, und den hab ich nicht;" er blickte achselzuckend in sein Glas; „der Kaffee ist schal wie euer Witz — kommt auf den Zürichberg, hier halt ich's nicht aus länger."

Auf dem mondbeschienenen weglosen Wege, den sie dann einschlugen, besann er sich auf eine Antwort. Sie fiel ihm schwer. Besser vielleicht, das schelmische Mädchen bei der Großmutter aufsuchen? ihr zu verstehen geben, daß er gut wisse, woran er sei? Aber es that ihm leid um das Spiel, das dann auf einmal aus war. Gerade Spiel hat man so selten, und der Teufel hole den Ernst, oder das, was die Philister darunter verstehen. Eine andere Art von Ernst aber besaß doch das Anneli ohne Frage nicht. Ernst machen hieß ihr soviel wie heiraten, brr! Eine der lächerlichsten Handlungen begehen, deren ein moderner Mensch sich schuldig machen konnte. Nein, Anneli.

Zu Hause dann schrieb er auf ein sorgfältig parfümiertes rosa Blättchen:

„Schelmische Rose!
So nenn ich dich mit keinem Menschennamen,
So nenn ich dich: die holde Namenlose.

Rot Fingerhut!
Und nicht ein Stäubchen mehr will ich begehren,
Als: Sei mir gut!

Blühende Ranken!
Und weil du nicht mich selber hast geladen,
So send ich dir die zärtlichsten Gedanken.

Duftende Beeren!
Nicht immer bin ich sanft und zahm wie heute,
Doch immer weiß ich zarten Sinn zu ehren.

Syringenstrauß!
Sitzt nicht am End' der Welt ein feines Weiblein
Und lacht mich aus?"

Darauf wird sie doch auch ein bißchen an zu kichern fangen, und dann hab ich sie. Und viel werter und süßer fand er sie wieder, als er sie damals verlassen. Die Beschäftigung mit ihr wärmte ihm das Herz; er hatte Mühe, den gewissen blasierten dekadenten Zug, der zum Zeitkostüm gehörte und den er sonst sehr gut herausbrachte, im Kreise der Bekannten festzuhalten.

Schon fielen Bemerkungen; seine Photographie, die in den Tagen von einem Amateur gemacht ward, sah „gar nicht aus wie die eines modernen Menschen", viel zu wach und lebensfroh! „Zu wenig Nachtcaféstimmung im Gesicht," hieß es. Iversen zuckte die Achseln. Und wenn es ihm morgen einfiel, sich als dionysisch heiterer Übermensch frei nach Nietzsche zu proklamieren, so mußten die guten Leute auch zufrieden sein!

Einige Tage mußte er auf Antwort warten. Dann stand eines Abends ein neuer Strauß auf seinem Tische, der scharfe, feine Duft der Maiglöckchen empfing ihn, ein Briefchen stak zwischen den Blumen. Darauf die Verse:

„Wie ist's nur gekommen, so still über Nacht?
Ach, ist denn noch einmal der Frühling erwacht?
Maiblüfte wehn lockend ins Fenster hinein,
Und Sonne winkt schmeichelnd mit Goldfingerlein.

Es summt mir im Hirne von Lenzmelodien,
Es webt um die Stirne sich taufrisches Grün,
Vergangene Tage, sie kehren zurück —
O einmal noch Jugend! o einmal noch Glück!"

„Das ist doch sonderbar! Das kann doch nimmermehr das Anneli sein!"

Die große Handschrift sah fast ungeschickt auf dem kleinen Briefbogen aus — wieder kam ihm der Verdacht, ein Mann sei der Absender. Ein widerwärtiger Gedanke, der auch nicht standhielt. Schon dieser reizende, von Farrenblättern und Venushaar umbundene Strauß widersprach. Wer also? Es wurde ihm bei seiner Grübelei zu Mute wie dem Hans im Märchen, der einen Wunsch frei hat. Die Schönste alsdann? Die Klügste, Heiterste? Er schüttelte heimlich den Kopf: Nur mich lieb haben, weiter ist alles eins. Aber freilich, die das geschrieben — scheint mir gut zu sein, und daß sie klug und lieb und heiter ist —

Dann wieder schien es doch so wenig! Zu wenig für den Ernst. Wie kann man nur so genügsam sein? Sie kannte ihn wenigstens, aber er war sehr im Nachteil. So gar nichts Greifbares, nicht der kleinste Anhalt. Es war ein so offenbares Ausweichen, Abgleiten da! Das erinnerte wieder an das übermütige Mädchen. Aber es war ein prosaischer Übermut, eine Unfähigkeit, sich selbst zu bändigen, in ihr — das hatte ihm schon manchmal zu denken gegeben. Eine gewisse Derbheit der Empfindung, und hier — das gerade Gegenteil! Die Bekanntinnen seiner Bekannten, die Studentinnen, mit denen er verkehrte — bah! auch nicht eine darunter, der diese Verse zu Gesicht gestanden hätten. Die hübsche Nachbarin am Dachfenster fiel ihm ein — der mußte er doch einmal nachfragen, das war so ein poetisches Figürchen — ein bißchen schwärmerisch und verträumt — das muß die Handarbeit so mit sich bringen.

Inzwischen gab er seinen Wünschen Ausdruck. Er schrieb:

„Was nennst du Glück? den wesenlosen Traum?
Ich weiß nicht einmal, ob du wirklich lebst!
Ein Schmetterling ist körperhaft, doch du
Bist nur sein Schatten, seines Schattens Schatten.
Sieh, das Geheimnis lockt und reizt und quält
Und quält und reizt, bis man es müde wird!
Was treibt dich, mir so lieblich zu begegnen?
Was treibt dich, mir so scheu dich zu verbergen?
Weißt du wohl selber, was dich zu mir drängt?
Sprich, kennst du mich? und bin's auch wirklich ich,
Zu dem die zarte Blumenlippe flüstert?
Was wär ich dir, der Fremde einer Fremden,
Wo sich so wenig, ach, die Nächsten sind?"

Mit dem gewöhnlichen Zaudern übernahm seine Hauswirtin die Besorgung.

„Sind Sie sicher, daß immer eine Antwort erwartet wird?" meinte sie, „mir schien —"

„O, wir haben es mit einem sehr klugen Wesen zu thun," fiel er lebhaft ein, „scheinbar ganz klar wie Wasser, aber auf den Grund sieht man weniger denn je; ich bin überzeugt, daß auch Sie von ihr getäuscht werden."

— — — — — — — — — — — —

In einem Lädchen der Nachbarschaft, wo er seine Zwickerschnur kaufte, machte er unerwartet die Bekanntschaft der hübschen Erscheinung aus der Mansarde. Sie sprach mit großer Zungengewandtheit in dem munteren anheimelnden Dialekt der Steirer von ihrem Mann und ihrem herzigen „Bubn", die bei der Großmutter waren und nun bald heimkommen sollten. Sie hatte nicht wegkönnen wegen der vielen Saisonarbeit. Ein allerliebstes Frauchen, dessen braune Augen lustig herumfuhren, auch über Iversen hin, der sich ein wenig gewaltsam ins Gespräch gemischt hatte. Mit großer Unbefangenheit brachte sie ein paar Sprachschnitzer vor und erörterte die Verhältnisse ihrer Wirtsleute, bei denen es des Tags viermal Zank und nur zweimal zu essen gäbe; sie zählte die am häufigsten fallenden Schimpfwörter an den Fingern her und meinte, das sei allemal das erste, was sie sich merke an einem neuen Ort. Sie thue es nicht mit Absicht, aber es bleibe halt hängen, ganz wie bei ihrem Buben, dessen erstes Wort nicht Mama oder Papa gelautet habe, sondern: „dumme Chaibi."

Es war viel natürliche Koketterie in dem hübschen Geschöpf, und Iversen nahm nur widerwillig Abschied von seiner angenehmen Einbildung.

Von Anneli kam in diesen Tagen eine große goldberänderte Karte. Sie hatte sich verlobt. Nach der glänzenden Anzeige war es eine gute Partie. Iversen hatte den Namen des Majors außer Diensten Soundso nie gehört, er vermutete, daß es der Begleiter aus dem Theater sein müßte. Die Angelegenheit war ihm so gleichgültig, daß er sich nicht einmal darüber Gewißheit verschaffte. Und doppelt freute er sich seiner Unbekannten. Er war ja auch immer überzeugt gewesen, daß sie etwas Besonderes sein müsse, nichts nach dem gewöhnlichen Frauentypus Geformtes. Er war auch nicht gewöhnlich, und sie hatte doch an ihm Gefallen gefunden, schon das sprach für die höhere Natur. Wenn sie nur endlich ins Tageslicht träte! Er hatte nun ziemlich direkt gefragt. Spiel ist lieblich, aber es muß doch einmal ein Ende haben. Das wäre dann auch ein ganz anderes Zusammentreffen, ein Wiederbegegnen, nachdem man sich schon innerlich kennt, sich schon zärtliche und intime Dinge gesagt hat.

Als er längere Zeit ohne Erwiderung blieb — sein erster Blick, wenn er nach einem Ausgang sein Zimmer betrat, galt immer dem ersehnten Briefchen —, fing er an, kühl und skeptisch zu werden. Es hat sich da jemand einen Witz mit ihm erlaubt, aber er ist nicht der Geck, der sich nasführen läßt. Seine Doktorin Röslin, die ihm jetzt zuweilen Harfe vorspielte und mit einer kleinen, etwas zitternden Stimme italienische Liedchen dazu sang, war eigentlich viel poetischer, so als Figur betrachtet — diese preziöse und kapriziöse Unbekannte stand doch ganz in der Luft. Lieber Gott, was für ein Leben die alte Dame geführt hatte! Sie erzählte ihm, wie das mit dem Bräutigam gewesen war. Der Vater hatte sie verlobt, sie kannte ihn wenig, aber man sagte ihr, daß er sehr zart und schwächlich sei und sterben würde, wenn sie ihr Jawort nicht gäbe. Da war sie schnell bereit gewesen und hatte ihn lieb gewonnen; es hieß, ihr heiterer Einfluß werde ihn gesund machen. Aber eben, als alle die besten Hoffnungen hegten, hatte er die ersten furchtbaren Anfälle bekommen, das erste Mal vor einem Gartenfest, das dem Brautpaar zu Ehren veranstaltet wurde. Man fand ihn nach langem Warten besinnungslos und blutend in seinem Ankleidezimmer. Der Arzt schob die Heirat hinaus, der Vater des Unglücklichen nahm ihr das Versprechen ab, zu warten, bis sein Sohn gesund sei. Jede Aufregung — und was hätte ihn mehr erregen können, als die Untreue des geliebten Mädchens — konnte verhängnisvoll werden. Und so hatte sie denn dreißig Jahre gewartet. Als sie getraut wurden, war er überhaupt kein zurechnungsfähiger Mensch mehr, aber er streckte noch immer die Arme nach ihr aus. Ihren Namen hatte er vergessen, aber ihre Gegenwart beruhigte ihn besser als ein Schlafmittel. In den letzten zehn Jahren seines armen Daseins war sie seine Pflegerin gewesen, dann hatte sie noch weitere fünf Jahre mit seinem Vater hausgehalten, der ganz vereinsamt und beraubt mit eigensinniger Liebe an ihr gehangen. Iversen konnte nicht herausbringen, ob sie es empfand, daß man sie aufgeopfert hatte, sie erzählte alles

Khatmandu.

Digitized by Google

wie ein zwar trauriges, aber doch unabänderliches Schickſal. Er wollte ihr ſagen: eine neue Zeit iſt angebrochen, wir Jungen finden das, was du erzählſt, lächerlich, faſt empörend, und jedenfalls unnatürlich. Er brachte es nicht über die Zunge; es half ja nicht mehr. Und etwas wehmütig Hübſches haben ſie unleugbar, dieſe epheuumſponnenen romantiſchen Ruinen aus einer zahmeren Zeit. Halb neugierig, halb bewundernd ſteht man davor und ſucht nach einem Zuſammenhang dieſer Erſcheinungen mit der Gegenwart, findet keine, zuckt die Achſeln und — geht. Aber manchmal, im Traum, oder wenn man nervös, ſo recht drunten iſt, fällt einem ſo ein Ruheſleck wieder ein, und man kann ſogar Sehnſucht danach empfinden, eine halbe Stunde lang oder gar noch länger. Man braucht ſich deswegen nicht zu ſchämen, das kommt bei den modernſten Menſchen vor!

Eines Abends kam ein zugereiſter Bekannter mit Iverſen herauf. Sie hatten ſich im Café verſchwatzt, und es war ſpät geworden — wozu verſchlafene Hotelleute herausklingeln, wenn man ein Sofa und ein Bett beſitzt? Und gerade heute mußte ſich's treffen, daß wieder Blumenduft ihm entgegenquoll, lauter frühe Roſen, und daß ein weißes Briefchen vom dunklen Tiſchteppich leuchtete. Iverſen wurde befangen, ſteckte haſtig das Schreiben zu ſich und ſtellte die Vaſe mit den Blumen in eine dunkle Ecke. Das ungeſchickte Manöver fiel auf, der „Genoſſe" machte zudringliche täppiſche Bemerkungen; Iverſen mußte an ſich halten, um den Gaſt nicht zu beleidigen; am liebſten hätte er ihn vor die Thür geſetzt. Wie kann man nur auf den verrückten Gedanken kommen, mit einem halbfremden, gleichgültigen Menſchen das Zimmer zu teilen! Er getraute ſich nicht, den Brief zu leſen, mußte die Kerze nehmen und damit in die Küche gehen, die er noch nie betreten hatte. Auf dem Herde ſitzend, unter der ärgſten Selbſtverſpottung, las er die folgenden Zeilen:

Froh tret ich in mein trauliches Gemach,
Der Mondenſchein begrüßt mich an der Schwelle.
Wie ruht in ſeiner ſilberblauen Helle
So ſtill das Haus vom Garten bis zum Dach.

Verſchwiegner Sehnſucht unerſchöpfte Quelle,
Nun wirſt du wieder mir im Buſen wach.
Den ſchnellen Wolken ziehn die Wünſche nach:
Ich ſelber, baumgleich, wurzle an der Stelle.

Ein Wort! ein Wort nur! nur nicht ſtumm ertragen!
Da horch, wie ſüßer Ton die Luft durchzieht;
Es ſchluchzt und klagt die Nachtigall ihr Lied:
Ich darf nicht, laß von ihr dir alles ſagen!

Als er zurückkam, ſchnarchte der Gaſt bereits und zwar in Iverſens Bette. Der nahm zornig den Strohhut und ging ins Freie. Schnarchende Leute waren ihm zuwider, und eine dicke Luft nach getragenen Kleidern war auch da drinnen. Es war dunkel, trotz der Sommernacht; die Amſeln ſchliefen nicht feſt, alle Augenblick hörte er ihr unterdrücktes kicherndes Plaudern im Traum. Die Brunnen an der Zürichbergſtraße unter den Bäumen waren um ſo geſprächiger, je mehr die Blätter ſchwiegen.

Der Student wanderte wie in halbem Schlaf, es war den ganzen Tag ſchwül geweſen. Und ſein Abenteuer — „Möchte wiſſen, wo die Nachtigallen ſingen gehört hat! 's giebt hier doch keine!" ſagte er einmal laut und verächtlich. „Niemand kann von der Luft leben, nicht mal die ſogenannte Liebe!" Statt ihn ſo aus der Wolke anzuſäuſeln, ſollte ſie nun einmal herunterkommen, ſollte ſo mit ihm durch die verſchwiegene Sommernacht wandern, ſollte ein Menſch ſein und kein Phantom! Natürlich würde ſie ihm auch dann bald verleidet ſein, wenn ſie nicht etwas ganz Beſonderes wäre. Es war ſein Unglück, daß ihm alle ſo bald verleidet wurden, aber er trug es als Zeichen einer höheren Natur. Zudem hatte er noch kein Weib wahrhaft beſeſſen, es war ein kurzer Rauſch oder eine eitle Komödie geweſen, man konnte nicht wiſſen, ob etwas an der Sache wäre oder nicht. So wenig Neigung er fühlte, ſich zu binden, ſo gern hätte er doch ein Weib gebunden, um einmal dieſe Nation genauer zu beobachten. Aber es ſchien, daß Spiegelfechterei ihre Hauptkunſt war.

Lange hielt die Enttäuſchung nicht Stich. Er genoß die ſeltſame unklare Geſchichte, genoß ſie wie die herrlich weiche dunkle Nacht. Und dann freute er ſich über ſich ſelbſt, daß er etwas ſo Ätheriſches, Sublimiertes zu genießen vermöge, und fand ſich höchſt bedeutend. Aber halt! ſollte es nicht unmodern ſein? Nein, er brauchte ſich wirklich nicht zu beunruhigen, er brauchte nur an die Symboliſten zu denken. Wer war

transcendenter als sie! Von dem großen, tiefen, brausenden Liebesstrom, der durch die Wesenwelt geht, war ein heller klingender Tropfen auf ihn gesprüht — woher? wozu? nur Thoren fragen! Genug, daß es Liebe ist. Er begann, vor sich hinzusummen: „O fürchte nicht, ich bin verschwiegen!“ bis ihm das Weitere einfiel und er seine Antwort improvisierte:

O fürchte nicht, ich bin verschwiegen!
Dem eignen Herzen sag ich's kaum;
Mir bangt, er möchte mir entfliegen,
Der flammenleichte Maientraum.

Man darf die Geister nicht erschrecken:
Ein lautes Wort — sie sind entrückt!
Froh bin ich, daß aus allen Ecken
Mir noch dein Elfenköpfchen nickt.

Und nachts, am windumspielten Fenster,
Mit zücht'gen Schleiern angethan,
Seh ich die zierlichsten Gespenster,
Und du, du führst den Reigen an.

Dann breit ich sehnsuchtsvoll die Arme:
O komm zu mir, ich bin dir gut!
Reich mir die Hand, die menschenwarme!
Doch du, du lachst: ich hab kein Blut.

In den Schluß war nun fast gegen seinen Willen doch etwas Ironisches, Bitterliches gekommen. Nun, mochte es dabei sein Bewenden haben. Sie würde schon fühlen, daß es nicht schlimm gemeint war. Seine Empfindung für sie, seine mystische Neigung ins Blaue, Unbegrenzte stieg mächtig an in dieser Nacht. Er war ihr so dankbar für jeden halbverträumten Vogellaut, der sein Ohr entzückte, für jeden blitzenden Stern, dessen vertrauter Strahl zwischen den schwarzen Zweigen hervorbrach. Ein starker, voller Donner, der über ihn hinfuhr, durchzuckte ihn froh, und wie der Wind zu sausen anhob und nun alles stumme Gras und Laub Sprache bekam, neues Donnerorgeln folgte und endlich das vollstimmige Orchester des nächtlichen Gewitters ihm alle Sinne füllte, kam über ihn jene auflösende, die Persönlichkeit auflösende Empfindung, welche doch wieder nur das höchstgesteigerte Gefühl der Persönlichkeit ist, und er schrie und sang in den Chor hinein, machte Sprünge wie ein Knabe und fühlte Thränen des Entzückens, der überschlagenden, gestaltlosen Lust, über seine Backen rinnen. Unter seinem großen Hute, von dem der Regen wie aus einer Dachrinne herabgoß, war ihm zugleich so heimelig, so unendlich behaglich; klein zusammengekauert in eine enge Ecke saßen Urteil und Selbstbetrachtung, die ihm ewig sonst zu schaffen machten.

Inzwischen gab es in seiner Behausung eine Tragikomödie, und er fand eine ganz verzettelte Wirtschaft, als er nicht eben früh des Morgens heimkam: in einer Scheune im Heu hatte er sich verschlafen. Der Genosse lag noch immer im Bett und empfing ihn mit einer Leidensgeschichte, die ihm ein tolles Gelächter entlockte. Er lief hinaus, um die Wirtin zu sprechen, und wurde mit so reuevoller, verlegener Güte angenommen, daß er auch hier trösten mußte. Nein, nein, sie war nicht schuld, die gute kleine Doktorin, daß sie das abgetragene Beinkleid des „Genossen“, das vor der Thür zum Ausklopfen gehangen, heute schon in aller Herrgottsfrühe einem reisenden Handwerksburschen geschenkt hatte. Warum auch hatte Kathi es mit aufgegriffen und unter Kleidungsstücken aus des seligen Doktors Garderobe auf die engere Wahl gebracht? Nun freilich war es der eifrigen Wohlthäterin klar, warum nur dieses eine Stück der kurzen Statur des Bittenden entsprochen, während ihm alle anderen Hosen zu lang gewesen! Und sie hatte sich gerade noch so sehr über diese kurze gefreut und sich gar nicht den Kopf zerbrochen — „ich glaubte, die Herren trügen sie lang oder kurz, je nach der Mode,“ sagte sie errötend und mit leise gerungenen Händen.

Der beraubte Zugereiste hatte nun schon die gesamten vorhandenen Stücke durchprobiert, erst des verstorbenen Doktor Röslins und dann Iversens, aber der Unterschied im Format lag vor allem in der Weite, und mutlos war er wieder ins Bett zurückgestiegen. Er nahm Iversens Bemerkung, die Wirtin sei eine reizende alte Frau, geradezu als Beleidigung für sich, um so mehr, da er durchaus weiter reisen, abends an einem anderen Orte, in einer Versammlung sprechen mußte. Kathi lief auf den Straßen umher nach dem Handwerksburschen, Iversen selbst mußte in irgend eine „Goldene Neun“ oder „Zweiundzwanzig“ wandern, um nach einem passenden Beinkleid auszuschauen. Der Wunsch, den ihm unangenehmen Fremden aus seinem Zimmer los zu werden, feuerte seine Dienstwilligkeit an, die kleine Doktorin

legte eine schwärmerische Dankbarkeit deshalb an den Tag, dazwischen aber lachte auch sie mit einem schalkhaften unwillkürlichen Lächeln, das sie merkwürdig verjüngte. Iversen kaufte für sie eine Handvoll schöner halboffener Marschall-Niel-Rosen, um ihr zu zeigen, daß er der Lauferei wegen nicht unwillig geworden sei. Ihre Hand zitterte in der seinen, als er ihr die Blumen überreichte, sie wechselte die Farbe und atmete ein paarmal heftig. Der Student beugte sich besorgt zu der kleinen Gestalt. „O, es ist nichts als mein altes Herzklopfen," sagte die Frau leise abwehrend. „Ob ich einen Herzfehler habe, meinen Sie? Ja, es ist so etwas, ich habe einen langen Zettel voll Vorschriften —"

Iversen gab ihr sofort noch einige dazu. „Man kann zum Glück alt dabei werden," meinte er.

„Zum Glück?" Es klang ganz melancholisch.

Dann ging er in sein Zimmer und war glücklich, daß er wieder allein war, niemand darin als er selbst und seine liebe körperlose Unbekannte. Sie nahm so wenig Platz weg, war so anspruchslos und bequem, viel bequemer als die volle Anwesenheit. In Damengesellschaft hätte er sich doch nicht so längelang aufs Sofa strecken können, wie er's jetzt that.

Nach einigen Tagen, in denen er mehr und mehr in nahen und vertrauten Verkehr mit der Namenlosen geriet, schrieb er, zum erstenmal aus vollem Gefühl heraus, die folgenden Zeilen:

Der Tag weiß nichts von dir und lärmt und schreit,
Doch wenn die Nacht kommt, herrschest du allein.
Dann sitz ich dir zu Füßen, und so weit
Wir sonst geschieden sind, dann bist du mein,
Und jenseits liegt das Maß für Raum und Zeit.

Seltsam berührte es ihn aber, noch ehe er der Doktorin Röslin das Briefchen wie gewöhnlich anvertraut, schon auf seinem Tische die Antwort zu finden. Sie lag da und wartete geduldig, bis er die Oberhemden und Taschentücher weggeräumt haben würde, die von der Waschfrau oben darauf gelegt worden. Blumen waren diesmal nicht dabei, die innige Schwärmerei der Worte bedurfte auch deren nicht. Sie machte einen ganz besonderen Eindruck auf den jungen Mann, es war ein unverdientes Zuviel darin, immer noch viel viel mehr, als er empfinden konnte. Es klang:

Und bist du auch für mich nicht da,
Ich freu mich deines Daseins doch,
Und bist du nur im Traum mir nah,
Du hellst meine Träume noch.

Du Stern in meiner Winternacht,
Mein Auge hängt an dir in Ruh;
Die ganze Welt verschwindet sacht,
Und was noch bleibt, bist einzig du.

Es verhauchte wie ein Kuß. Lange saß er in Gedanken. Eine Furcht überfiel ihn, daß ihn jemand so lieb haben sollte, ohne daß er etwas dazu gethan. Und sie steckte ihn schon an: konnte es auch nicht eigentlich Liebe heißen, es umspann ihn doch mit einem Netzwerk voll feiner Widerhäkchen, er war gezwungen, beständig an etwas zu denken, das sich ungerufen, eigenmächtig und hartnäckig in sein Leben gedrängt hatte. Dieses fremde, viel zu warme, viel zu liebevolle Empfinden eroberte ihn geradezu, entfremdete ihn sich selbst, machte ihn weich, sentimental, weiblich. Er mochte nicht erobert werden. Das gewisse Fräulein hätte hübsch warten sollen, wie es sich für ihr Geschlecht ziemte. Er wäre dann schon gekommen und hätte alles Notwendige gesagt. Das war doch Männersache. Diese modernen Emancipationsgelüste waren in der Praxis entschieden demütigend für die Männer. Und so schlau verfuhr diese Unbekannte, daß sie mit ihrer Person ganz dahinten blieb. Das war das Ärgste. Sie hatte wohl eine Ahnung, daß ihr Hervortreten das Ende ihrer Macht bedeuten würde. Dann würde das normale Verhältnis sich gleich herstellen, dann hieße es „Mannshand haben" und man küßte sich, hätte sich, und ließe die schönen Gefühle auf sich beruhen. Sie kämen dann gewiß nicht so an die Oberfläche; diese ewige Verpflichtung, etwas Zarteres, Edleres vorzustellen, als er eigentlich war, konnte zu einem Alp werden. Eine Strophe von Tennyson fiel ihm ein:

Should I not take care of all that I think,
Yes, even of wretched meat and drink,
If I be dear, if I be dear to someone else?

Sehr schön! immer besser! Auch noch auf seine Gedanken acht geben! das möchte sie wohl. Flugs nahm er sich vor, an etwas

ganz Gemeines, Unsauberes, Ekelhaftes zu denken. Er wollte sich beweisen, daß er noch frei war, das zu thun. Es machte ihm nicht das geringste Vergnügen, aber er trotzte, rief alles ins Gedächtnis, was solch ein delikates Wesen hätte empören oder doch entsetzen müssen. Nachher guckte er sich um, bubenhaft, scheu, errötete so zu sagen inwendig.

Er hörte eine leise Musik über den Korridor herüber. Die Doktorin Röslin spielte Harfe. Er klopfte an und bat, sich in eine Ecke setzen zu dürfen. „Bitte, thun Sie gar nicht, als ob ich da wäre."

Sie spielte sehr schön, und es war wie ein Bild, die kleine Gestalt in der Ecke unter den Palmen. Das Lampenlicht schimmerte sanft auf den Saiten. Nur hatte Iversen die Empfindung, als ob ihm dabei alle Gelenke weich würden. „Es ist das alles so süß und so gut, das halte der Teufel aus!" murmelte er vor sich. Auf irgend einem geheimnisvollen Wege merkte die Spielerin, daß es ihm zu viel wurde, und brach ab. Sie plauderten dann, und wider Willen — er hatte übrigens seine zuletzt geschriebenen Verse in der Hand — sprach Iversen einige Worte über das seltsame Verhältnis.

„Denken Sie sich, ich kenne meine Korrespondentin bis zur Stunde nicht," sagte er zutraulich. „Aber ich werde sie kennen lernen, und dann soll sie mir büßen für alle diese Wochen," setzte er übermütigen Tones hinzu. Ihr verwunderter, verlegener Blick machte ihn lächeln. „Wenn Sie eine Tochter hätten, könnte sie Ihre Tochter sein." Er überraschte sich selbst mit diesem Einfall, irgend eine plötzliche Kombination, deren Glieder ihm selber dunkel waren, hatte sich da vollzogen. Von der Doktorin hatte er nur einen kurzen unbestimmten Laut als Erwiderung gehört. „Ich habe Sie doch nicht beleidigt?" sagte er lebhaft nach einer Pause. „Sie brauchten sich wahrhaftig nicht zu schämen, wenn Sie solche Tochter hätten, oder finden Sie, daß eine Dame überhaupt nicht comme il faut ist, wenn sie an einen Mann schreibt?" Er beugte sich neugierig vor, um ihre Antwort zu hören; sie blickte nicht von ihrer Handarbeit auf, er fand sie blaß und erschöpft aussehen, und schloß aus ihrer Einsilbigkeit, daß er sich empfehlen solle. „Ich glaube, die Frauen sind furchtbar engherzig gegen ihre eigenen Geschlechtsgenossinnen," bemerkte er etwas hochfahrend, während er aufstand, „ich wette, Sie denken nichts Gutes von meiner armen Unbekannten." Er erschrak, als er ihre Augen feucht werden sah. „So böse war's nicht gemeint! Ich kenne doch Ihre Nachsicht. Ich soll Ihnen übrigens einen respektvollen Gruß von Mordtmann sagen, das bewußte Kleidungsstück bewähre sich ausgezeichnet, und ich vermute, wenn er wieder einmal ein Paar alte Hosen gegen neue los werden möchte, beglückt er uns mit seinem Besuch." So gingen sie lächelnd auseinander.

Nachts hörte Iversen Thüren öffnen und schließen, ein schnelles Laufen auf dem Korridor. Kathi erzählte ihm morgens mit langem Gesicht, die Frau Doktorin habe einen argen Herzkrampf gehabt, doch wisse man schon die Mittel. Iversen ließ anfragen, ob er die Patientin sehen dürfe. Nein, die Frau ließe bitten, erst morgen — sie hoffe dann wieder das Bett verlassen zu dürfen. Er wollte ihr Blumen mitbringen — die Rosen neulich hatte er tagelang auf ihrem Schreibtisch stehen sehen, aber jetzt, gegen Ende des Monats, hatte er kein Geld mehr. Mit Erstaunen bemerkte er, daß er sich darüber ärgerte — dies Haus hat mich vollständig umgewandelt, ich werde noch nächstens als kleines Mädchen aufwachen! Er war sehr unzufrieden, daß er so suggestibel sein sollte: Nächstes Semester wohne ich wo anders; nur nicht zu vertraut mit den Wirtsleuten werden! beschloß er.

Die Doktorin war nach wenigen Tagen beweglich und beschäftigt wie immer. Er sah sie zuerst auf der Straße wieder, sie trug einen großen weißgrünen Blumenkranz. In aller Geschwindigkeit erzählte sie ihm, daß ihre alte Putzfrau gestorben sei, die gewiß von niemand sonst einen Kranz bekomme. Sie sei ein wüstes trunkfälliges Weib gewesen, hörte Iversen mit halben Ohren; die Geschichte war ihm sehr gleichgültig.

„Ich finde Sie angegriffen aussehen, und da laufen Sie nun schon wieder für fremde Leute herum, und noch gar für tote!" zankte er, um nur etwas zu sagen.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie neulich nicht

empfangen habe unter meinen Kolben und Mixturen," ſagte ſie; „aber wenn man dreiundſechzig und immer noch ein bißchen eitel iſt" — ſie ſchüttelte das Haupt, ihr Lächeln hatte etwas Sonderbares, als könnte es leicht in Weinen umſchlagen. Der Student lief ſchnell davon, um es nicht zu erleben.

Die heißen Tage kamen. Wie ein Dampfbad war die Luft, denn es gewitterte jede Nacht. Iverſen ſaß den ganzen Tag in ſeiner Stube, die grünen Läden geſchloſſen, den Zimmerſchlüſſel umgedreht. Abends trieb er ſich auf dem See herum, meiſtens allein, er war in der letzten Zeit wortkarg geworden. Eigentlich apoſtrophierte er fortwährend die Unbekannte, laut, leiſe, oder nur in Gedanken, in Proſa, in Verſen, im Guten wie im Böſen. Namentlich auch im Böſen, denn ſie ließ ihn wieder warten. Das Frauenzimmer hatte Launen. Vielleicht bereute ſie auch ihren letzten, zu zärtlichen Erguß. Vielleicht wollte ſie aufhören?

Hoffmann kam eines Tags, um ihn zu einem mehrtägigen Ausflug in das Berner Oberland aufzufordern. Er griff den Plan auf, um ſich ſelber loszuwerden. Es war nachgerade unerträglich langweilig, ſo von einem anderen Individuum abhängig zu ſein. Sie machten einige tüchtige Märſche, ein paar berggewandte Schweizer Bekannte führten ſie in die weniger begangene, vom Fremdenſtrom noch kaum berührte Hochgebirgswelt. Es gab harmloſe Abenteuer und mannhafte Strapazen. Iverſen verſuchte auf dem Rhone-Gletſcher ſich die geheimnisvolle Korreſpondentin vorzuſtellen, gerade hier oben, in der herben, dünnen Luft, unterm unverfälſchten Himmelblau, beleuchtet von dem klar blickenden, ſcharf bohrenden Sonnenauge. Er hoffte, daß hier alles zergehen werde, drunten bleiben im Thal mit dem Rauch der Kamine, dem Nebel der Wieſen. Aber wie ein Vogel flog es mit ſcharfem luſtigem Schrei neckend ihm über den Kopf und ſtieg mit ſilberblinkenden Flügeln höher und höher. Der ins Thal zurück mußte, war er ſelber — ſie aber ſchien durch nichts mit dem gemeinen Hüttenrauch verknüpft.

Voller Erwartung kehrte er heim, ob er nicht ſchon etwas verſäumt habe. Und dann wollte er auf ſeine kleine Wirtin eindringen und ſie zum Reden veranlaſſen. „Sie iſt ja weich wie Butter, warum ſollte ſie nur mir gegenüber unerbittlich ſein?" Einen anderen würde er ſicher verlacht haben, wenn er ſich ſo wie ein kleines Kind beſchwichtigen ließe.

Auf der braunen Tuchplatte ſeines Schreibtiſches leuchtete es ſchon von weitem. Es lagen dort drei weiße Lilien, ein wenig matt, dazwiſchen ein Brief. Warum ſie nur nicht ins Waſſer geſtellt worden ſind? dachte er, ob die ſchon lange hier liegen? Der gelbe Blütenſtaub lag über das Tuch verſtreut, der ſtarke Duft war im ganzen Zimmer verbreitet. Es ſah ſo feierlich aus, wie bei einem Grabmahl. Wenn's nur keine traurige Endſchaft bedeutet! Dann die Worte:

Der Tag iſt hingegangen,
Verklungen Luſt und Weh:
Das kalte blaſſe Mondlicht
Schläft auf dem ſchweigenden See.

Im Garten blühn die Lilien,
Sie ſchimmern bleich wie Schnee;
Bald blühn ſie auf meinem Grabe
Drunten am ſchweigenden See.

Als die erſte Verwunderung vorüber war — Iverſen fand es ſehr unbequem, immer von einer Stimmung in die andere geworfen zu werden —, tröſtete er ſich damit, daß es jetzt erſt recht intereſſant werden dürfte. Es ſtand ihm nun feſt, daß die Schreiberin eine unglücklich verheiratete Frau war — giebt es überhaupt glücklich Verheiratete? daß ſie Gewiſſensbiſſe hatte, weil ſie zu weit gegangen; er hoffte, daß dieſer Anfall vorübergehen und ſie ihm zuführen werde, wenn nur er die Kriſe richtig benutzte. Und dazu fühlte er ſich durchaus aufgelegt. Froh, daß auch ihm einmal wieder etwas zu thun blieb, und mehr denn je von dem Wunſch erfüllt, ſie zu halten, dachte er ſogleich auf eine Antwort, und die Worte glitten ihm warm vom Herzen in die Feder; ein volles Glücksgefühl kam über ihn, während er ſchrieb:

Wer iſt es, der dich für die Toten wirbt,
Du wundervolle weiße Blume?
Mit Unrecht iſt's! du blühſt im Heiligtume
Sehnender Liebe, die aus Sehnſucht ſtirbt.

Denn ſüße Leidenſchaft enthüllt dein Duft;
Du ſtrömſt ihn aus, als gält es, zu verbluten,
Jäh zu vergehn in deinen weißen Gluten —
Und du verſchmähſt mich? ſprichſt von Tod und Gruft?

Kennſt du das Leben? Wende dich nicht ab.
Sieh, meine Wangen glühen purpurrot!
Gieb dich mir heute, morgen ſind wir tot!
Ich liebe dich! o wende dich nicht ab."

Den folgenden Tag ging er in einem Rausch umher, der ihn trieb, sich vor keinem der Bekannten blicken zu lassen. Am Waldrand lag er, sah eine unbeschreibliche Verklärung über dem Thal; die erhöhte farbenbrennende Föhnstimmung über dem bronzenen Grün und dem türkisblauen See war ihm ein Spiegelbild seines Inneren. Lange hielt es ihn nicht draußen, er mußte wieder heim, mußte sehen, ob kein Brief für ihn da sei. Ein hastiger Blick in die Thür, ein Kopfschütteln und Herumsuchen unter den Papieren des Schreibtisches, und dann wieder hinaus, denn es litt ihn nicht im geschlossenen Raum. Er hoffte zuversichtlich auf einen krönenden Schluß. Irgendwo wird sich doch eine Thür aufthun und sie hervorgehen, geradeswegs in seine Arme. Er brauchte diesmal nicht lange zu warten. Am zweiten Tage schon lag die ersehnte Antwort für ihn da. Sein Herz schlug, da er sie in die Hand nahm. Er ging an die Thür, schob den Riegel vor, wusch sich die heißen Hände und warf sich aufs Sofa, um in aller äußeren Ruhe zu lesen; er hatte sich, seit er das Couvert gesehen, fortwährend wiederholt, daß sich jetzt sein Schicksal entscheiden wolle. Er las:

Eine arme Seele sitzt gefangen.
Draußen singt es vor den Kerkerwänden.
Nimmer wird ins Freie sie gelangen,
Bleigewichte trägt sie an den Händen.

Bleigewichte trägt sie an den Füßen.
Draußen liegt das Land, das sie verbannte,
Draußen lockt die Stimme, die bekannte,
Nur ihr Seufzer darf hinüber grüßen.

Ach, wer zählt die Thränen, hört die Klagen?
Kalte Mauern haben sie getrunken.
Nirgends bleibt, wenn sie ins Nichts versunken,
Eine Spur von ihren Lebenstagen.

Ohne Zukunft, ohne Hoffnungsschimmer
Sag ich lebewohl in tiefem Leide.
Letzte Thorheit, lebe wohl für immer,
Lebe wohl, du meine letzte Freude.

Das war sehr unerwartet. Der Student ließ das Blatt auf den Tisch fallen, schob es dann noch ein bißchen weiter fort. Echt? oder Koketterie? Besonders das Wort von der Thorheit mißfiel ihm. Er die Thorheit eines Frauenzimmers? Es war diese Strophe, die ihm im Gedächtnis blieb und darin herumbrummte wie eine gefangene Hummel in einem Glas. Abgedankt, ehe es noch recht angefangen hatte? Und doch war etwas in den klagenden Tönen, was sich an sein Mitleid wandte. „Entweder kommt's jetzt erst recht, oder es ist aus," sagte er unsicher. Allmählich aber schien es wirklich aus zu sein. Er fühlte nämlich zum erstenmal nicht die geringste Neigung zu antworten. Ihm kam auch kein Einfall. Es war ein feierlicher Ernst in ihren letzten Worten, ein Ernst, der ihm fremd war, der ihm unnatürlich, forciert vorkam. Er mochte auch nicht das Klavier machen für die ersten besten musikbedürftigen Hände und dann in den Winkel gestellt werden. Und wie gehorsam hatte er getönt, was sie anschlug. Aber nun war es zu Ende mit der Resonanz. „Zum Teufel auch, so hätte sie mich in Ruhe lassen sollen von Anfang an!" Resignation — nein, die war entschieden unmodern, da konnte er nicht mehr mitthun. Oder sollte die „letzte Freude" etwa andeuten, daß er eine Reihe von Vorgängern gehabt hatte? Das wäre dann allerdings pikant, sogar stark für ein Weib, das so offen zu berufen, ehe es danach gefragt ward. Die Kerkerwände — nun, die mochten ihre Ehe bedeuten — das Land, das sie verbannte, war einfach die Freiheit über die eigene Person. Das kam von diesem ewigen Drauflosheiraten. Wenn er doch nur gewußt hätte, wie sie eigentlich aussah! Das war doch die Hauptsache. Man hätte dann wenigstens beurteilen können, ob es sich lohnte, Himmel und Erde in Bewegung zu setzen. Aber in solch einem Briefwechsel in Versen geht es doch nicht gut, sich die Photographie auszubitten. Da nimmt man unbesehen das Angenehmste an.

Der Ärger verschwand. Er schrieb nicht mehr, wo er ging und stand, brüske Prosabillets in zehn Worten, Aufforderungen, sich zu erklären, Vorwürfe, daß sie eine Komödie mit ihm gespielt habe.

Nun kam die Leere. Er wollte sie wieder haben. Es war nicht viel gewesen, aber sie hatte ihm doch Sensation verschafft, und er hatte sich den Wunsch nach Sensationen nicht bloß angelesen, wie seine Bekannten, es lag in seiner Natur, sie zu suchen. Er schrieb nun Verse, Klagen über seine Verlassenheit, die ihn selber bewegten; er sagte der Doktorin Röslin eines Tages: „Morgen werd ich mir wieder erlauben, Ihnen ein Brief-

chen anzuvertrauen, meine Korrespondentin wartet schon seit vierzehn Tagen."

Die Doktorin sah ihn mit ungewohntem Ernst an: „Ich habe versprechen müssen, nichts mehr anzunehmen; ich dachte, Sie wüßten es."

Iversen blickte sie durchdringend an. „Ich wußte es nicht," sagte er langsam, „aber, Sie scherzen nicht? Sie würden kein Billet mehr annehmen?"

Die Frau verneinte stumm.

„Aber, mein Gott, was ist denn vorgefallen? Warum werde ich so im Dunklen gehalten? Glauben Sie denn, daß es mir gleichgültig ist!" Eine ungewohnte Wärme war in seiner Stimme, sein Gesicht hatte sich gefärbt, deutliche Spannung sprach aus seinen Augen.

„Ich darf Ihnen nichts verraten! Verzeihen Sie mir!"

Die Frau ergriff die Klinke ihrer Schlafzimmerthür, sie hatte mit tief bewegtem Ton gesprochen, er zweifelte nicht, daß sie ihm alles mitgeteilt, wenn sie gedurft hätte.

Dennoch kam er sich wie ein Narr vor, wie ein Kind, das man weggelockt hat und das den Weg nach Hause nicht mehr findet. Und diese Weiber hängen auch alle zusammen wie die Kletten! Es heißt da immer, sie seien schwatzhaft, könnten kein Geheimnis bewahren; auch eine Wahrheit, die schon so abgenutzt ist, daß sie nichts mehr taugt.

Dann kamen Tage, wo das Bedauern, sie verloren zu haben, alles andere überwog. Er stürmte eines Abends in das Zimmer seiner Wirtin, aufgeregt wie ein verliebter Knabe, der seine Sehnsucht nicht länger bezwingen kann.

„Helfen Sie mir meine Unbekannte finden," bat er in dem Ton, in dem er vor fünfzehn Jahren seine Mutter um ein Spielzeug gebeten haben mochte. „Sie haben ein so gutes weiches Herz für alle Menschen, thun Sie auch mir einmal etwas zuliebe."

Blaß bis in die Lippen, mit kämpfendem Atem und flehend sah die Frau zu ihm in die Höhe. „Nein! nein!"

„Aber Sie sehen doch, daß ich daran zu Grunde gehe!" rief er heftig.

Sie legte ihm die Hand auf den Arm: „Nein, sagen Sie das nicht. Liegt — liegt Ihnen denn wirklich so viel daran?"

Ihre Stimme schwankte, die letzten Worte erstarben in ihrem Munde.

Die groß verwunderten grauen Augen gaben ihm plötzlich eine Überlegenheit. „Die Frauen sind, glaube ich, so eine Art Eispasteten, wissen von gar nichts," sagte er halb zu sich selbst. „Gute Nacht und nichts für ungut." Er schüttelte ihr die Hand, die schwach und leblos an ihrer Seite niederhing.

Dann traf er seine Reisevorbereitungen. Er wollte sich entschädigen für all die Anläufe des Fleißes und für diese unterirdischen Monate. In wenigen Tagen war Semesterschluß, er gedachte nicht so lange auszuhalten. Und ob ich nachher hier zurückkomme? Schwerlich. Ich brauche wieder einmal andere Luft. Aber ich kann's ihr von unterwegs und schriftlich anzeigen, möglich auch, daß ich mich noch anders besinne.

Eines Morgens — er war noch nicht lange eingeschlafen — weckte ihn Klopfen und Geschrei vor seiner Zimmerthür.

Es war Kathi, die ihn rief, doch um Gottes willen schnell aufzustehen und zu kommen.

Ohne sich recht zu besinnen, fuhr er in die Kleider; draußen stand die breite bäuerliche Person, die Schürze vor den Augen, lief dann ihm voraus nach dem Wohnzimmer der Frau, die Thür stand offen, das Putzgerät lag im Weg.

„Was ist?" wollte Iversen fragen; da sah er schon: die Doktorin Röslin saß zurückgelehnt in ihren Schreibstuhl ohne Bewegung. Erschrocken trat er näher, rief sie an, berührte ihre Hände, die gefaltet im Schoß lagen.

Es waren die kalten Hände einer Toten. Das Gesicht war friedlich, um die klare Stirn und die leicht geschlossenen Augen schwebte ein sonderbarer Schimmer. Die Unterlippe war ein wenig eingezogen, wie im letzten Schmerz. In ihrem gewohnten schwarzen Kleide saß sie da, mußte sie die ganze Nacht dort gesessen haben. „Ein Herzschlag," sagte der Student, und er schickte die Kathi nach dem Arzt.

Dann setzte er sich auf das Sofa in dem hübschen grünen Zimmer und betrachtete die Tote. Sie sah so klug aus. Er dachte auch an das Geheimnis. Nun giebt sie's gewiß nicht mehr heraus, diese kleine sanfte Alte,

und ſo — Ein leichter warmer Windſtoß fuhr durchs offene Fenſter über den Schreibtiſch und blies ein Blatt hinunter; es tauchte auf wie ein Schmetterling, dann huſchte es auf den weichen Teppich und lag bewegungslos zu den Füßen des Studenten. Er haſchte verloren danach, blickte darauf, ſtaunte, blickte noch einmal und las die Seite hinunter, dann die folgende halbe.

Sein Weſen war verwandelt, er ſprang auf, lief an den Schreibtiſch, überflog haſtig die dort verbreiteten Papiere. Da! auseinandergeſtreut neben dem Bronzeleuchter, auf dem die Kerze ganz herabgebrannt war, bekannte Züge — ſeine Gedichte! Die Schieblade ſtand noch offen, der Schlüſſel hing daran — eben entnommen, wahrſcheinlich um verbrannt zu werden, ſeine Verſe an die Unbekannte! Alſo, wer war ſie nun geweſen? Ratlos und beklommen flogen ſeine Blicke durch den Raum, eine eiſige Hand hatte ſich auf ſein warmes junges Herz gelegt. Und hier die andere Handſchrift? In ſeinen Ohren war ein Klingen und Klirren wie von tauſend zerſplitternden Glocken. Ihm war, als müſſe er lachen und auf einmal wach ſein; aber er hatte einen Kinnbackenkrampf, es kam nur ein blödes Grinſen heraus. Dann meinte er, daß er's ja längſt gewußt habe, wollte ſich mitten in ſeiner ungeheuren Betroffenheit einreden, daß er gar nicht überraſcht ſei, gar nicht. Er ſchaute hinter ſich; da müßte doch jetzt die Welt ſtehen, müßte ihn ausſpotten, Rübchen ſchaben: Ätſch, ätſch, du Tropf!

Da ſah er im Morgenſtrahl das weiße Kleid der jungen Harfenſpielerin aufleuchten; mit einem Schrei der Erlöſung flog er zu dem Bilde, deſſen ſüße graue Augen ſo tief, ſo jung, ſo innig ins Leben zu blicken ſchienen. Er betrachtete es hingeriſſen, er konnte ſich nicht wegwenden. Du! du! hauchte es in ſeinem Inneren; dann ſcheu blickte er ſich um nach dem zuſammengeſunkenen kühlen toten Häufchen Aſche im Lehnſtuhl. „Nein! nein! nicht die!"

Und doch. Es war dieſelbe Handſchrift auf jenen Papierblättern, wie die all jener Verſe, die er bekommen. „Und es ſoll doch nicht wahr ſein!" Aber dann hier? Und er las noch einmal die Worte, die der Wind ihm geſchenkt hatte:

Wie ſchwer die Wolken gehen,
Wie trüb die Welle ſchäumt!
Mir iſt ein Weh geſchehen,
Das Glück hat mich verſäumt.

Es kam daher gefahren
In Frühlingsduft und Licht,
Mit Roſen in den Haaren,
Jugend im Angeſicht.

Ich rief in ſeligen Thränen:
O, warſt du je ſo ſchön?
Mir bricht das Herz vor Sehnen,
Mußt du wieder vorübergehn.

Da nickte ſüß und ſchmerzlich
Das wohlbekannte Glück,
Und ſandte mir ſo herzlich
Den alten Troſt zurück:

Und darf ich auch nicht weilen,
Und findſt du nimmer Ruh,
O glaub, auf hundert Meilen
Kennt keiner mich wie du.

Nur du ſiehſt dieſes Funkeln,
Nur du mich unverhüllt!
Wie trügen jene Dunkeln
Das ſchattenloſe Bild.

Sähſt du mich draußen wandeln,
Vermummt, verſchrumpft und klein,
Du gönnteſt mich den andern,
Du rieſſt mich nicht herein.

Empfinde dein Geſchicke
Demütig, ohne Leid:
Dir ward im Augenblicke
Die volle Ewigkeit. — —

Und wie ein Regenbogen,
Leuchtend und farbenfroh,
Iſt es vorübergezogen —
O Herz, was bluteſt du ſo?

Der Schlüſſel der Flurthür krachte im Schloß, Kathi kam mit dem Arzt. Iverſen raffte alles, was er der Unbekannten geſchrieben, mit dem letzten Blatt von ihrer Hand zuſammen und verbarg es in ſeiner Bruſttaſche. Nach kurzer Begrüßung mit dem Doktor ging er in ſein Zimmer, ſchloß ſich ein und hörte nichts mehr als eine inwendige Frage, die er, die Fauſt an die Stirn gepreßt, vergeblich zu beantworten trachtete: Wo ſind ich nun? Ja, wo ſind ich nun?

# Eleonora Duſe.

Von

**Paul Robran.**

Es giebt Kometen, die einmal die Bahn der Erde kreuzen und dann in der Ewigkeit verſchwinden, aus der ſie gekommen ſind. Will man der Stimme der Vermutungen folgen, ſo iſt das mit Eleonora Duſe für uns in Deutſchland der Fall geweſen. Es wird erzählt, ſie würde nie wieder kommen. Ich kann es nicht glauben, deshalb nicht glauben, weil ſie ihre künſtleriſche Laufbahn noch nicht beendet hat und ich die Muſe der Schauſpielkunſt nicht für ſo grauſam halte, uns ihre höchſte Prieſterin einmal zu ſenden und uns dann weiter nichts als die Erinnerung an ſie und die Sehnſucht nach ihr zurückzulaſſen.

Wir haben Eleonora Duſe bei beiden Gaſtſpielen in Berlin weſentlich in modernen Rollen geſehen. Sie iſt uns, wohl durch rein äußerliche Gründe, die Frau in der klaſſiſchen Tragödie ſchuldig geblieben; aber es bedurfte nicht des Zeugniſſes der Wiener, die ihre Kleopatra ſahen, um uns zu überzeugen, daß ihre Kunſt nicht auf die fin-de-siècle-Stücke beſchränkt iſt. Freilich befähigt ſie für die moderne Frau eines: ihre äußere Erſcheinung. Sie iſt das Urbild der Frau, deren Stärke in ihrer Schwäche liegt. In ihrer langen Spielzeit hat ſie ihren Körper in nervöſen Aufregungen erſchöpft. Sie iſt müde — ergreifend müde. Müde von Triumphen, müde vielleicht von Schmerzen und Enttäuſchungen in ihrem Leben, müde wie die Frauen, welche ſie verkörpert. Erſchütternd gelingt ihr auch deshalb das Müde in ihren Rollen. Es iſt dann, als ob eine Maske von ihrem Geſicht fiele. Sie hat zwei Geſichter. Sieht man ſie von rechts, ſo iſt ſie jung und mädchenhaft; ihre linke Seite ſpricht von Kummer und Trauer. Dazu kommt die Schwermut in ihren großen braunen Augen, Augen, die an die Welt in denen des Chriſtusknaben der ſixtiniſchen Madonna erinnern. Ihr Blick iſt für gewöhnlich offen, rund und weich; er verſteht ſtrahlend zu lachen und bohrt ſich dann wieder ſpitz und wie erloſchen uns ein, wenn er von quälenden Gedanken in ihrem Gehirn ſpricht. Ihr Mund iſt groß und gerade deshalb ſchön. Er hat neben der lauten Sprache der Lippen eine andere ſtumme und ebenſo beredte. Schelmiſch, ironiſch, im tollſten Übermut zuckend, vom Schmerz verzerrt, iſt ſeine hinreißendſte Sprache das Lächeln, das von verſchwiegenen Thränen erzählt.

Iſt Frau Duſe ſchön? Unter hundert werden neunundneunzig dieſe Frage verneinen. Wer ſie jedoch als Magda in die Thür des väterlichen Zimmers ſtürzen ſah, vor freudiger Aufregung bebend, mit dieſem zierlichen, ſtolzen Köpfchen in den roten Falten ihres Sammetmantels, der muß ſie ſchön gefunden haben. Und wie ſie als Marguerite Gautier unter den Beleidigungen Armands regungslos im hellſten Licht mitten im Ballſaal ſtand, da war ſie von einer ergreifenden Schönheit. Freilich iſt es eine Schönheit, die nichts für gewiſſe überſättigte Kreiſe iſt. Sie beſitzt keine puppenhafte Korrektheit der Züge, aber in Momenten der Erregung die regelloſe Schönheit einer Mänade und im Schmerz die ſchauerliche einer Meduſe. Ebenſo gewiß iſt auch, daß

sie häßlich sein kann, wenn sie will, und sie will es sehr oft. Sie nimmt auch darin keine Rücksicht auf sich, wenn es ihre Rolle erfordert. Gott sei Dank! Sie ist keine sogenannte „prachtvolle Bühnenerscheinung", die so oft von der Musterfigur in Damenkleidergeschäften nicht zu unterscheiden ist. Sie ist klein und mager, ihr Gang durch eine schmerzhafte Krankheit etwas schleppend. Nicht zum mindesten besteht ihr Reiz in ihrer gebrechlichen Gestalt. Sie kann mit dieser Gestalt machen, was sie will. Jedes Künstlerauge muß sich an ihrer Anmut gesättigt haben, einer Anmut, die man nur ihrer Nation hat zu gute schreiben wollen. Aber der Durchschnitt der italienischen Schauspielerinnen, wie er ja auch ungefähr in ihrer Truppe vorhanden war, ist durchaus nicht anmutvoller als unsere deutschen Bühnenkünstlerinnen. Diese Grazie ist ihre Natur, ihre Anmut ihr Verdienst. Gewiß hat sie ihren Körper in eine strenge Schule genommen, aber wir werden nie daran erinnert. Sie ist wie die klugen Leute, die so klug sind, uns ihre Klugheit nicht merken zu lassen. Es ist bekannt, daß sie durch die Art ihrer Kleidung sich die völlige Freiheit ihres Körpers bewahrt und dadurch eine Schmiegsamkeit der Taille besitzt, die das Eigentümliche ihrer Bewegungen bedingt, Bewegungen, auf deren Weichheit und Schönheit die Frauen zu ihrem Schaden seit Hunderten von Jahren verzichtet haben. Ihre Bewegungen wachsen immer organisch aus ihren Seelenstimmungen hervor. Ich kann deshalb auch nicht in den Vorwurf einstimmen, daß sie sich zu viel bewege. Sie ist völlig ruhig, wenn die Situation es verlangt; sie steigert sich im Affekt bis zu Kühnheiten, die ihr keine andere nachmachen könnte, weil keine andere in diesem Maße über sich selbst verfügt. Wenn sie als Frou-Frou an der Schwelle sterbend niederkniet, bricht der Körper wie in sich zusammen. Frau Duse wußte gewiß nicht, daß die tot zu Boden gleitende Fedora in den Armen ihres Geliebten genau die Stellung der ohnmächtigen Maria auf Raphaels Grablegung hatte, eine Stellung, die Raphael nach einem Skelett gezeichnet hat. Das aber weiß sie sicher, daß so und nicht anders ein menschlicher Körper aussieht, dem die Lebenskraft plötzlich durchschnitten ist. Eines verdankt sie ihrer Nation: die Sprache der Arme und Hände. Der Italiener ist nicht wie wir gewöhnt, die Arme als zwei leblose Stöcke an der Seite herabhängen zu lassen; dazu besitzt er eine ausgebildete Fingersprache. Man mußte ihren Partner, Herrn Andò, in der stürmischen Scene des dritten Aktes der Kameliendame sehen, wie er tonlos vor Aufregung vor ihr stand, nur stammelnd ein paar Worte hervorwürgte, und doch dabei Leben und Leidenschaft in jedem seiner ihr beschwörend und verlangend entgegengestreckten Finger.

Frau Duses ganze Erscheinung ist vornehm — von einer fürstlichen Vornehmheit. Das hat sogar zu dem vielfach in Berlin kolportierten Gerüchte Anlaß gegeben, sie sei eine Fürstin. Nein, das ist sie nicht. Am 3. Oktober 1859 wurde sie in Vizevano als das Kind kleiner Schauspielerleute geboren. Selbst noch ein Kind, betrat sie die Bühne, dem Zickzackflug einer jener Wandertruppen Italiens folgend, die, von Stadt zu Stadt ziehend, trotz der Billigkeit ihrer Preise vorzügliche Vorstellungen geben. Aus diesen Theatern gehen die größten Talente hervor. Sie stellen naturgemäß an die Wandlungsfähigkeit des Schauspielers größere Ansprüche als ein Hof- oder Stadttheater, das seine Künstler in einem bestimmten Rollenfach festhält. Vielleicht hat Italien seine großen Schauspieler und Schauspielerinnen vor allen Dingen dieser Eigentümlichkeit seiner Bühnenverhältnisse zu verdanken. Die Angehörigen solch einer kleinen Komödiantengesellschaft sind nach dem Muster des Hans Sachs oft Schauspieler und Handwerker zugleich; wenigstens werden die Nebenrollen manchmal von Leuten besorgt, die am Tage bieder und brav Schuh und Kleider flicken. Als Siebzehnjährige war Eleonora Duse bereits eine berühmte Locandiera in dem Goldonischen gleichnamigen Lustspiel. Sie verheiratete sich dann mit dem italienischen Schauspieler Tebaldo Checchi, der den seltsamen Weg vom Schauspieler bis zum Konsul gemacht hat, als welcher er jetzt in Buenos-Ayres lebt. Ihre Ehe wurde nach unglücklichen Jahren wieder getrennt. Frau Duse läßt ihre kleine Tochter in einem Dresdener Pensionat erziehen. Man sagt, daß sie nur

für dieſes Kind lebe und arbeite, das auf ihren Befehl von jedem theatraliſchen Eindruck fern gehalten wird. Man erzählt ferner, daß ſie die Häßlichkeiten ihres beinah angeborenen Berufes verachte, jene Häßlichkeiten, die dem Zuſchauer durch die gefälligen Couliſſen verdeckt werden.

Sie hat uns in Berlin die vornehme Frau gezeigt, die von ihrer Höhe durch eigene Schuld herabgeſtürzte, die verlorene, und die Bäuerin. Magda nimmt eine eigene Stellung ein.

Zunächſt die vornehme Frau.

Mir iſt darin als das Vollkommenſte ihr Auftreten als Klotilde im erſten Akt von „Fernande“ erſchienen. Schopenhauer, der große Weiberverächter, der ſich freilich nicht „Menſchenhaß aus der Fülle der Liebe trank“ wie ſein Schüler Giacomo Leopardi, ſchilt die Dame eine Erfindung europäiſcher Kultur. Nun, die „Dame“ hat zu allen Zeiten exiſtiert; ſelbſt im orientaliſchen Haremsleben iſt zwiſchen ihr und der gewöhnlichen Sklavin ein Unterſchied, und die Tochter Pharaos war eine Dame gegenüber der Mutter Moſes'. Nur die äußeren Lebensbedingungen haben ſich im Lauf der Zeiten geändert. Frau Duſes Klotilde iſt ganz Dame. Man muß die vornehme Ruhe geſehen haben, mit der ſie in die Spielhölle eintrat, in welche der Zufall ſie geworfen hatte, und noch mehr die Art, wie ſie ſich in der ſelbſtverſtändlichen Sicherheit der Dame aus der großen Welt an dem ungewohnten Ort weiterbewegte; wie ſie die Geſpräche mit den beiden verlorenen Frauen, der Mutter und der Tochter, leitete; die Ungezwungenheit, mit der ſie, dem Publikum faſt abgewandt, den Erklärungen Pomerols zuhörte. Sie weiß dieſe Vornehmheit durch eine Unzahl kleiner Züge zu charakteriſieren, die, ohne aufdringlich zu ſein, eine deutliche Sprache führen. Wie wundervoll markiert ſie als Fedora in den Geſprächen mit den Dienern die Fürſtin, die Ruſſin, die an die ſklaviſche Demut ihrer Untergebenen gewöhnt iſt, in der Art, einen Handkuß zu dulden. Wie liebenswürdig ſtreckt ſie dieſelbe Hand dem Herrn aus ihrer Geſellſchaft zum Kuß entgegen! Ergreifend war Odette, die in ihrer zweifelhaften Exiſtenz noch den Schatten ihres alten Selbſt aufrecht zu halten ſuchte. Mit der gleichen Zauberkraft ihrer Vornehmheit verwandelt ſie die Kameliendame in ein höheres Etwas. Im erſten Akt iſt ſie zu einem Stück jener Marguerite Gautier gezwungen, die Dumas in ſeiner Vorrede als „trinkend und Worte wie ein Laſtträger gebrauchend“ beſchreibt. Aber auf welche Höhe ſteigt ſie von dem Augenblick an, als die heißerſehnte, echte Liebe endlich in ihr Leben getreten iſt! Mit welchem rührenden, keuſchen Zauber umſpinnt ſie uns, mit welcher Feinheit der Empfindung, mit welchem Adel des Leidens und der Entſagung! Auch in ihren heiteren Rollen, als die nervöſe Francillon und die übermütige Cyprienne, überſchreitet ſie nie die Grenzen, welche die Geſellſchaft um ſich gezogen hat. Leicht kann eine Schauſpielerin bei den Widerſprüchen im Charakter Magdas die Rolle tief, ſehr tief herabdrücken. Frau Duſe hob ſie zu einer Höhe hinauf, die vielleicht noch niemand ſonſt bei Magda geſucht hatte. Wie ihre ſchlanke Geſtalt bei dem ſtolzen „Ich bin ich“ zu wachſen ſchien, ſo wuchs Magda durch Frau Duſes ganze Haltung zu einer noch nicht geſehenen Größe und Freiheit der Perſönlichkeit.

Nicht zum mindeſten unterſtützt ſich Frau Duſe ſelber durch ihre Art, ſich zu kleiden. Man hat ein wenig viel von dieſen Kleidern geſprochen, beinah als ob ſie den aufdringlichen Luxus mancher unſerer Schauſpielerinnen triebe. Nichts könnte falſcher ſein als eine ſolche Annahme. Von ihr kann man ſagen, daß ſie die Poeſie des modernen Frauenkleides gefunden hat. Ihre Kleider ſind immer modern, immer elegant und haben immer Stil. Manche Dame würde entſetzt ſein, wenn die Schneiderin ihr eine ſo faltig ſitzende Taille ablieferte, wie Frau Duſe ſie als Fürſtin Fedora trug. Ihr ſchlanker, weicher Körper geſtattet ihr eben in ihrer Toilette zu wagen, was keine andere dürfte — auch in dieſer Äußerlichkeit iſt ſie unnachahmlich. Sie weiß darin entzückende Unterſchiede zu machen. Als das üppige Weltkind Cyprienne trägt ſie eine Brillantenriviere um den ſchlanken Hals und große Perlen in den Ohren. In keiner ihrer tragiſchen Rollen habe ich ſie je mit Schmuck geſehen. Die große Klippe, an der ſo viele Schauſpielerinnen ſcheitern, iſt die Kleidung, die ſie zur Sterbeſcene anzulegen haben. Ge-

wöhnlich sieht man ihr an, daß sie in weiser Voraussicht des unausbleiblichen fünften Aktschlusses hervorgeholt ist. Bei ihr merkt man nie die Absicht. Auch das übliche schwarze Spitzentuch vermeidet sie; nur als Frou-Frou, die sich im vollen Bewußtsein ihres nahen Todes in das Haus des beleidigten Gatten tragen läßt, hat die Büßerin sich ganz in die Farbe der Trauer gehüllt. Wie bescheiden ist dieser weiße, chiffonierte Mantel, in den die sterbende Marguerite Gautier sich zitternd einhüllt, und welch tragischer Gegensatz zu den entzückenden weißen Kleidern, in denen sie Armand gefallen will. Das Stilvolle ihrer äußeren Erscheinung zeigt sie in Frou-Frou. Die tolle, überschäumende Gilberte des ersten Aktes tritt uns in einem sehr modernen rosa Seidenkleid entgegen; die verwandelte ernste, liebende Gilberte des dritten Aktes in einem weichen, faltigen Hauskleid, das sich gehorsam diesen in Leidenschaft und Zorn bebenden Gliedern anschmiegt. Die innerlich trauernde Fedora, der es verwehrt ist, äußerlich das Zeichen der verwitweten Braut anzulegen, verschmäht die Koketterie des hellen Ballanzuges selbst, wenn sie Loris gefallen will. Freilich ist Fedora entzückend mit diesem in seiner Magerkeit rührenden Hals, der aus den schwarzen Spitzen ihres Ausschnittes hervorleuchtet, und dem durchgeistigten Gesicht mit der gedankenvollen Stirn, die sie uns stets frei zeigt. Auf früheren Photographien trägt sie die Haare noch in die Stirn; jetzt sind sie ganz zurückgestrichen und gewöhnlich in einem starken losen Knoten zusammengenommen.

In Augenblicken nervöser Erregung haben Frauen oft ein ziehendes Gefühl in der durch Haarnadeln und Band gequälten Kopfhaut. In solchem Momente faßt Frau Duse unwillkürlich lockernd in ihre eigentümlich weichen Haare — eine Bewegung, über die man viel gesprochen, die man unerzogen gefunden hat und die „nach bekanntem Muster" jetzt viel nachgeahmt wird. Vor dieser leicht erkenntlichen Imitation mögen sich die anderen hüten! Bei der großen Künstlerin ist es eine durchaus natürliche Bewegung, die ihr höchst wahrscheinlich nicht einmal nachträglich zum Bewußtsein kommt. Ich glaube auch gefunden zu haben, daß sie es am meisten thut, wenn sie allein auf der Bühne, das heißt so wie Frau Duse spielt, allein im Zimmer ist. Klotilde bekommt den Brief, worin ihr gesagt wird, daß ihr Geliebter bereits seit Tagen heimlich in Paris weilt. Sie hat Fernande und deren Mutter rasch entfernt und steht mitten im Zimmer. Den verhängnisvollen Brief hält sie schlaff in der einen herabhängenden Hand; sie fliegt ihn noch einmal mit leiser Stimme durch und läßt ihn wieder sinken. Die gräßliche Wahrheit wird ihr mit dumpfem Entsetzen klar. Unbewußt murmeln ihre Lippen mechanisch „o chè! o chè!" Ihr armes Gehirn weigert sich zu denken. Mit der linken Hand streicht sie zupfend und ziehend durch ihr Haar. Wahrscheinlich ist dieses nervöse Unbehagen in ihrer Kopfhaut das einzige, was sie von ihrem Körper überhaupt noch fühlt. Scheinbar nichts, und doch so ergreifend in seiner Hilflosigkeit.

Und diese vornehme Erscheinung, diese Frau, die uns in ihrem Wesen das ganze Raffinement, die Hyperkultur der modernen „Dame" verkörpert, ist eine Bäuerin, wie sie bäuerischer nicht gedacht werden kann, nie auf einer Bühne gestanden hat. In einem langen, blauen, verwaschenen Kattunrock, ein weißes Tuch gegen Sonne und prüfende Menschenaugen dicht ums Gesicht gezogen, kommt Santuzza mit dem müden Schritt der schwer arbeitenden italienischen Frauen in plumpen Schuhen auf den Kirchplatz. Sie ist mager, aber nicht mehr von der verführerischen Magerkeit der russischen Fürstin oder der französischen jungen Witwe; ihr Körper ist hart und steif, die Bewegungen sind grob und eckig. Diese Santuzza ist häßlich; der Kummer hat das bißchen Hübschheit verzehrt, das Turridu in seinem aus Rachsucht und Liebe zu der anderen gemischten Gefühle in ihre Arme gestoßen hat. Man muß sie sich gegenüber haben stehen sehen, den jungen, kraftvollen, brutalen Turridu und die Unglückliche, welche die Folgen ihrer gemeinsamen Schuld zu tragen hat. Welch künstlerischer Ernst gehört dazu, jede natürliche Fraueneitelkeit so zu verleugnen!

An demselben Abend gab Eleonora Duse die Mirandolina in der Goldonischen Locandiera. Etwas Überraschenderes habe ich nie erlebt. Noch hatte ich das bleiche, schmale

Geſicht vor Augen, mit dem ſie ſich unter den Beifallsſtürmen verneigt hatte. Sie fällt in dieſen Verneigungen nie aus dem Charakter der eben dargeſtellten Rolle. Wie ſie ſich übermütig und luſtig nach einem Luſtſpielakt verneigt, ſo wenig entſchließt ſie ſich zu einem freundlichen Lächeln nach einer tragiſchen Scene. Ich habe mich oft nach dieſem Lächeln geſehnt. Ich wäre ihr dankbar geweſen, hätte ſie mich durch ein ſolches Schauſpielerinnenlächeln aus der Illuſion geriſſen, daß ſie eine Rolle nicht erlebt, ſondern nur geſpielt habe; aber ſie iſt viel zu ſehr Künſtlerin, um den Beifall, den ſie infolge ihrer müden Haltung oft unterdrückt, mit Hilfe derartiger Mittel zu beleben. Gern tritt ſie auch im Augenblick, wenn ſich der Vorhang nach Aktſchlüſſen hebt, aus einer Thür nur halb hervor, in der ſie wieder verſchwindet, noch ehe der Vorhang wieder gefallen iſt.

Und nun, eine Viertelſtunde ſpäter, erſcheint ſie als Mirandolina. Wo iſt das ſchmale Geſicht, das uns noch vor wenigen Minuten erſchüttert hat? Wo die harte Steifheit des abgearbeiteten Bäuerinnenkörpers?

Ein ſchelmiſches Antlitz mit breiten Backenknochen, dicke, rote Blumen wie mit der flachen Hand in die ſchwarzen Haare gedrückt, bunte raſchelnde Seide, eine leichte, ſich in den Hüften wiegende, in ihrer ſiegesgewiſſen Jugend übermütige Mädchengeſtalt — das iſt Mirandolina.

Dies alſo giebt ſie äußerlich ihren Rollen: ſich ſelbſt, ihren Körper, der ihr gehorſam iſt wie eine feingeſtimmte Geige in der Hand des Muſikers, wie weicher, ſchmiegſamer Thon in der geſtaltenden Hand des Bildhauers.

Und was giebt ſie ſonſt ihren Rollen?

Ihre Seele!

Mit ihrer Seele durchdringt ſie ihre Geſtalten; ihre Seele verſchmilzt mit der ihrer Heldin, ſo daß ſie eines werden. Deshalb ergänzt ſie auch den Dichter, wo er ſie im Stich läßt; ſie nimmt die Stelle neben ihm und oft über ihm ein. Das Wort „Schauſpielerin“ will mir ihr gegenüber nicht aus der Feder. Sie iſt das, was die anderen gern ſein möchten; ſie verdient den Namen, den die anderen uſurpieren: ſie iſt eine Künſtlerin. Darauf beruht das, was man allgemein „die Verinnerlichung“ ihrer Rollen genannt hat. Sie lebt und leidet mit ihren Geſtalten. Nach der erſten Aufführung der „Heimat“ ſoll ſie vor innerlicher Erregung an allen Gliedern gebebt haben. Ihre Thränen ſind echt.

Ihre Thränen!

Man hat davon gefabelt, ſie errege ſie künſtlich durch ein Reizmittel, und es daraus geſchloſſen, daß man Thränen ſah, wenn ſie ihr Tuch oder als Santuzza ihren Schürzenzipfel an die Augen geführt hatte. Nur verwechſelte man die Urſache mit der Folge. Wer etwas Derartiges glauben kann, kennt ſie nicht, hat ſie überhaupt nicht verſtanden. Ich habe das Glück gehabt, ſie verſchiedentlich aus ganz geringer Entfernung zu ſehen, und nur ſo iſt man im ſtande, zu wiſſen, wer Eleonora Duſe iſt. Wer ſie nur von den Rängen oder den letzten Bänken des Parketts beobachtet hat, kennt nur einen Schatten von ihr. Das iſt eben das nicht Schauſpieleriſche ihrer Kunſt, daß die Illuſion wächſt, je näher man ihr kommt. Nie ſieht man auch nur ein Zucken, das auf die Komödie hindeute. Ich habe geſehen, daß Magda ſich verſtohlen die Thränen trocknete. Der Dichter hatte ihr keine vorgeſchrieben, aber Frau Duſe mußte ſie weinen, weil ſie denſelben Kampf kämpfte wie Magda.

Vielleicht könnte es demnach als ein Widerſpruch erſcheinen, daß wir ſie zum größten Teil in einer gewiſſen Sorte franzöſiſcher Dramen geſehen haben, die früher unſeren dramatiſchen Markt beherrſchten und jetzt ſeit dem Auftauchen der nordiſchen Richtung ſehr in Mißkredit gekommen ſind. Und doch liegen dafür gewichtige Gründe vor. Erſtens ſprechen dieſe Dramen eine internationale Sprache, die in Petersburg ebenſowohl verſtanden wird wie in Berlin und London. Wir ſind ihr für ihre Verkörperung einer deutſchen Rolle ſehr dankbar geweſen und haben neidlos anerkannt, daß die Italienerin den deutſchen Dichter beſſer verſtand als ſeine Landsmännin. In London hat das große Publikum ihre Shakeſpearegeſtalten abgelehnt, nicht deshalb, weil ſie ſie nicht richtig verkörpert hätte, ſondern weil ſie ſie anders verkörperte, als die engliſche Tradition es geſtattet. So ſtellt ſich für die gaſtie-

rende Schauspielerin die Notwendigkeit heraus, sich in Verhältnissen zu bewegen, die der ganzen Welt bereits bekannt sind. Die französischen Stücke setzen nichts voraus, was nur in einem Lande oder gar in einer Provinz, wie Sudermanns „Heimat", bis in seine letzten Bedingungen verstanden werden kann. Wie die gewöhnliche Kleidung in ihnen Frack und Ballanzug ist, so schildern sie uns eben die Gesellschaft, die schließlich auf der ganzen Erde, soweit europäische Civilisation reicht, die gleichen Fühlfäden hat. Dann aber kennen die französischen Autoren trotz der Äußerlichkeit ihrer auf Rechenkünsten beruhenden Technik doch eins: die Frau.

Die Frau ist durch die Bedingungen ihres Geschlechtes auf das Haus angewiesen. Sie liebt die Familie, in die sie durch den Zufall der Geburt gestellt worden ist, und die Familie, die sie selber begründet hat. Sie liebt den Mann, dem sie in erlaubter oder unerlaubter Liebe angehört. Der großen Frauendarstellerin müssen wir deshalb auch in diesen Bedingungen folgen, von denen sie abhängig ist.

Wollen wir Eleonora Duse als Mitglied einer Familie zeigen, so können wir zunächst nichts Treffenderes wählen als die Magda in der „Heimat". Zuerst als Schwester, denn Magda wird nicht zum wenigsten von der Anhänglichkeit an Maria nach dem Vaterhaus zurückgezogen. Wie stürmisch in ihrer Schwesterliebe war ihr erstes Auftreten! Sie riß die Thür auf, beugte sich mit halbem Leibe in das Zimmer zur rechten Zeit, um die Entfliehende durch das helle, jubelnde „Maria" zurückzuhalten. Und wie innig sie diese Schwester umarmte, sich für Jahre der Entbehrung an den Küssen sättigte, mit welch besorgtem Gesicht nach den Spuren der langen Entsagung und des stillen Duldens suchte, immer wieder zu ihr zurückkehrte, wenn sie vom Vater und den anderen gequält wurde, als ob sie sagen wollte: deinetwegen ertrage ich das alles!

Entzückend war sie in ihrer etwas patronisierenden Liebe zu der früher gehaßten Stiefmutter. Man merkte ihr die innerliche Hilflosigkeit an, als sie sich an sie schmiegte, so recht wie ein Kind, das sich im Dunklen fürchtet; wie ein Kind in dem Wunsch, sich am Herzen der alten Frau einmal ausruhen zu dürfen und zu glauben, daß alles, was da draußen stürmt, nur ein böser Traum sei, auch der Ruhm, der ihr verhaßt ist und ohne den sie doch nicht leben könnte. Mich erinnerte sie an die Jungfrau von Orleans, die in den Armen der Schwestern die durch Schuld erkauften Ehren vergißt. Meisterhaft war es auch, wie sie das Bild der früh verstorbenen Mutter betrachtete. Die gemachte Lustigkeit sank plötzlich zusammen; in der leisen Art, mit der sie ein paar Worte scheinbar fallen läßt und gerade dadurch hervorhebt, fragte sie: „Du erinnerst dich nicht mehr an sie? Ich auch nicht. Sie starb zu früh. Morì troppo presto." Welch bitteres Bedauern! Es war das Kind, das trotz aller Größe fühlte, es würde anders geworden sein, hätte sie die verstehende und verzeihende Mutterliebe nicht immer entbehren müssen.

Die Rolle der Magda giebt ihr ferner Gelegenheit, die Liebe des Kindes zum Vater zu erschöpfen. Magda hat sich von der bedrückenden Vormundschaft des Vaters frei gemacht, sie hat alle Traditionen der Familie mit Füßen getreten, sie hat gewiß Stunden gehabt, in denen sie den biblisch strengen Mann gehaßt hat, aber sie liebt ihn. Mit der instinktiven Liebe des Geschöpfes für seinen Erzeuger, mit der anerzogenen Furcht vor seiner Tyrannei, an die er selber nicht glauben will. Sie hofft, sich von diesen Gefühlen frei gemacht zu haben. „Vecchio fanciullo che sei! Großes Kind, das du bist!" möchte sie ihm am liebsten sagen, und sagt es ihm indirekt durch eine Fülle liebenswürdiger Schmeicheleien, mit denen sie ihn überschüttet. Ja, wenn man die nur schildern könnte! Aber das waren so blitzschnelle, leichte Bewegungen, Blicke, welche sich nicht festhalten lassen. Mit welch zögernder Angst, plötzlich erblaßt, kniete sie demütig an seiner Seite nieder, die Tochter, die den Vater kindlich fürchtet, und die kluge Frau, die ihm mit aller Gewandtheit zu entschlüpfen versteht. Wundervoll war auch ihr stummes Spiel, als sie die Geschichte der gelähmten väterlichen Hand durch den Pfarrer erfuhr. Sie ist groß in diesem Zuhören. Man weiß stets, was sie denkt, auch wenn sie schweigt. Auf ihrem beweglichen Gesicht wechseln die Schatten; jedes

Wort, das der andere ſpricht, erlebt ſie mit. Gern unterbricht ſie auch den Erzählenden durch kurze Ausrufe, die ihr unwillkürlich zu entſchlüpfen ſcheinen. Dabei ſaugt ſie ſich mit ihren Augen gleichſam im Geſicht, an den Lippen des Partners feſt. Das iſt kein Schweigen, das mit dem Moment unterbrochen wird, wenn der andere aufhört und ihre Rolle wieder beginnt, wie wir es leider noch ſo oft auf der Bühne zu ſehen bekommen. Sie ruht nie; nie ſcheint ſie intenſiver zu fühlen, als wenn ſie ſtumm ſein muß. In dieſer Weiſe ſinkt bei Magda aller Stolz und Widerſtand bei der Rede des Pfarrers Stück für Stück zuſammen. Mit welcher Inbrunſt zog ſie dann die gelähmte Hand an die Lippen. Sie beugte ſich ſo tief nieder, daß ſie faſt vor ihm zu knien ſchien. Mühſam unterdrückte ſie das Schluchzen; ſie zitterte vor innerer Aufregung. Furchtbar war der Aufſchrei: „Ich habe ihn getötet!“ als der Vater zuſammengebrochen war. All die heiße Kindesliebe ihres ſtarken Herzens lag in dem letzten, unſinnigen, faſſungsloſen Weinen.

Die Mutterliebe!

Eleonora Duſe müßte nicht ſie ſelber ſein, hätte ſie nicht hierfür den wärmſten und innigſten Ausdruck gefunden. Bei der Noraaufführung bezauberte ſie im erſten Akt durch all die entzückenden Tollheiten, die ſie mit ihren Kindern trieb. Als Frou-Frou findet ſie die Muttergefühle erſt im letzten Akt. Sie iſt ſterbend; ihr Arm kann den Knaben kaum noch halten, den man neben ſie geſtellt hat. Sie fühlt ſich ſchuldig; kaum wagt ſie die unſchuldige Jugend ihres Kindes zu berühren. Scheu und zärtlich läßt ſie die goldenen Locken durch die halb ſtarren Finger gleiten; ſie ſchmiegt ihre Wange liebkoſend gegen die ſeine, ſich durch dieſe Berührung wieder entſühnend. Ähnlich iſt die Situation in Odette. Von dem erſchütternden Aufzucken in ihrem Geſicht, als ihr Mann das Wiederſehen mit der Tochter geſtattete, ſteigerte ſie ſich bis zu dem leidenſchaftlichen Ausbruch der lange entbehrten Freude, wie ſie ihre Tochter endlich einmal wieder im Arm hielt, ſie wieder und wieder küßte, ſie mit der ganzen Innigkeit ihrer elementar erwachten Mutterliebe erſtickend an ſich preßte.

Bei Magda erſcheint dieſe Liebe nur im Spiegelbild; wir ſehen ſie nicht mit ihrem Kinde zuſammen, aber ſie überzeugt uns auch ohne das.

Maria kniet vor ihr; Magda wünſcht der Schweſter, ſie möge glücklich ſein, Kinder haben, und wenn ſie ſie frei der Welt zeigen kann — ſie bricht ab und ſchweigt. Ein beredtes Schweigen! Die Augen füllen ſich mit Thränen; die Freude über das Glück der Schweſter erliſcht; ſie ſtarrt vor ſich hin ins Leere. In ihres Geiſtes Auge ſieht ſie ihren Knaben, den ſie vor ihrer Familie verbergen muß, den ſie verleugnet, und den ſie niemals ſo geliebt hat wie jetzt. Wie alt ſie wurde! Wie man ihr all die innerlichen Qualen anſah, die ſie um das Kind der Sünde gelitten hat, als die Maske einen Augenblick fiel. Dann warf ſie die Exiſtenz dieſes Kindes dem Verführer wie einen Schlag ins Geſicht entgegen. Und dann ſchleuderte ſie ſeine Anſprüche zurück mit dem Aufwachen der Tigerin, die ihr Junges verteidigt. Mit zuſammengebiſſenen Zähnen, haßerfüllten Augen, die Stimme kreiſchend und rauh, reklamierte ſie ihr alleiniges Recht. Als ſie von der Schmach ihres Lebens ſprach, die ſie dem Kinde zuliebe ertragen hatte, brach ſie mitten im Wort mit ſchamvollem, leidenſchaftlichem Schluchzen ab. Ohne daß ſie es ausſprach, fühlte ein jeder: ja, dieſe Frau hat nicht ihrer ſelbſt wegen das Leben dem Tod vorgezogen. Das waren die echteſten, wärmſten Töne einer Mutter.

Durch ihre halb ſchweſterliche, halb mütterliche Liebenswürdigkeit rief ſie als Klotilde mitten im Akt einen Sturm des Beifalls hervor. Klotilde empfängt in ihrem Hauſe die beiden Frauen, die ſie am Tage vorher in der Spielhölle kennen gelernt hat. Sie hat ihrem Vetter Pomerol verſprochen, die arme Fernande aus dem Sumpfe zu retten. Nun hat ſie das junge Mädchen ſich gegenüber auf einen Stuhl gezogen; die Mutter ſitzt etwas im Hintergrund; über Fernande hinweg unterhält ſich Klotilde mit derſelben und entwickelt ihr den Plan der Rettung. Während ſie mit Frau Seneſchal ſpricht, hält ſie Fernandes Hand; ihr Blick ruht auf dem armen Geſchöpf, das in einer Stunde der Verzweiflung die Beute eines Schurken geworden iſt. Vielleicht fühlt die vornehme und ebenfalls ſchuldige Frau,

daß nur die Bevorzugtheit ihrer gesellschaftlichen Stellung sie vor einem ähnlichen Skandal bewahrt hat; sie ahnt, wie tief gerade jetzt das blasse Mädchen da vor ihr die Demütigung der eigenen Schande fühlt. Mit einer impulsiven Bewegung zieht sie Fernande zu sich heran und bedeckt sie mit mitleidigen Küssen, echten, lauten „Duseküssen", bezaubernd in ihrer Liebenswürdigkeit.

So kämen wir nun zu Eleonora Duses großer Darstellung der Liebe des Weibes zum Manne.

Diese Liebe ist mit dem Frauenleben untrennbar verbunden; vor ihr sind alle gleich; sie schlägt allen die gleichen Wunden. Das ist die große Gemeinsamkeit der Frauen, mag sie das Schicksal auf die Höhe des Reichtums gestellt oder in die bittere Tiefe der Armut geschleudert haben. Darum gelingt der großen Künstlerin die Fürstin auch ebenso wohl wie die Bäuerin.

In der Natur ihrer Rollen lag, daß sie fast nie der reinen Seligkeit der Liebe Ausdruck geben konnte. Nur in der kleinen unbedeutenden Plauderei „Herr und Diener" durfte sie das Glück erlaubter Liebe hinausjubeln. Es war wohl niemand im Theater, den es nicht durchzuckt hätte, als sie mit einem hellen, jauchzenden Aufschrei dem lange geliebten blinden Vetter in die Arme stürzte. Und wie verwandelte sie sich! Fast eine Stunde lang hatten wir das blasse, vergrämte Gesichtchen, die gebrochene, anspruchslose Gestalt bescheiden und anmutig über die Bühne huschen sehen. Mit einemmal stand sie vor uns, wie der Vetter sie vor zehn Jahren gesehen haben mochte, jung, blühend, schalkhaft und rosig, eine Verkörperung der Freude, die endlich in ihr Leben getreten war.

Zu einem Ausdruck voller Liebesleidenschaft kommt sie im dritten Akt von Fedora. Es war eine Scene, in der sie bei aller Glut der lange zurückgedämmten und endlich frei werdenden Gefühle für Loris, trotz des wundervollen, heißen Zusammenspielens mit Andò, anmutig und decent blieb.

Das eigentliche Reich Eleonora Duses ist das durch ihre Liebe leidende Weib. Eifersucht, Angst, Reue, Verachtung, Haß, Verzweiflung sind die großen seelischen Schmerzen der Liebe. Wir Deutschen denken uns den Schmerz als Mann; die Franzosen richtiger als Frau. Eleonora Duse ist eine weibliche Verkörperung des Schmerzes; als seine Priesterin waltet sie in seinem nachtschwarzen Tempel. Der Ausdruck des Schmerzes in ihrem Gesicht hat mich oft tagelang nicht wieder verlassen, wie sie überhaupt das Eigentümliche hat, daß uns nach Jahren noch ihr Bild in einem bestimmten Augenblick vor Augen steht.

Mit der Tiefe ihres Schmerzes adelt sie die Kameliendame. Ergreifend ist darin im ersten Akt der Anfall ihrer Krankheit. Sie ist auf einem Stuhl zusammengebrochen, nicht mehr die lachende Courtisane, sondern das kranke Geschöpf, das sich ersticken fühlt. Aber nebenan warten die Gäste; sie darf nicht laut stöhnen, wie die Natur sie zwingt. Nur ihre angstvollen Augen drücken die Qual ihres Körpers aus. Was mögen für bittere Schatten ihre Seele in diesem Augenblick durchziehen? Welch heißer Wunsch, dies schmachvolle Gewerbe abzuwerfen? Zitternd streicht sie sich über das entstellte Gesicht, um es in die lächelnden Falten zurückzuzwingen. Sie schwankt haltlos hin und her. Mechanisch reibt sie sich still die Knie. Wie ein feiner Hauch liegt dieser selbe Schmerz dann auf ihrer Liebe zu Armand. Er läßt sie nicht zum Genuß des Vergessens kommen; er giebt ihr fortwährend die Ahnung der Unmöglichkeit ihrer Rettung. Und dann wächst dieser Schmerz. Erschütternd spielte sie den stummen Abschied von ihrem Glück. Der Vater Armands hat sie überzeugt; sie geht, um zwischen sich und dem Geliebten eine entscheidende Mauer aufzurichten. Still vor sich hinweinend, das Taschentuch fest gegen die von Thränen blinden Augen gedrückt, sucht sie langsam tastend den Weg zur Thür. Das Weinen aber ist ein physiologischer Vorgang. Die Nase wird von ihm in Mitleidenschaft gezogen. Welche Naturalistin ist sie, zu wagen, sich in diesem Augenblick zu schnauben, und welche Künstlerin, dadurch nicht etwa lächerlich zu werden, sondern uns nur von der Aufrichtigkeit ihrer Thränen zu überzeugen. Hilflos und rührend war sie in ihrem Schmerz in der Gesellschaftsscene der Kameliendame. Welche seelische Qualen lagen in dem entsagungsvollen Schweigen, während Armand sie be-

Zu T. Thomasberger. April 1894.

Zu Seite: Am Fuße des Gaurisankar.

**Tempel neben dem alten Palaste in Khatmandu.**

ſtürmte! Welche Welt von Liebe in dem beſchwörenden dreifachen „Armando!“

Und dabei iſt ſie ſo wenig aufdringlich in ihrem Schmerz.

Klotilde ſucht ihrem Liebhaber das Geſtändnis ſeiner Untreue durch eine Lüge herauszulocken. Sie muß dabei dem Publikum klar machen, daß ſie eben eine Lüge gebraucht. Alle Schauſpielerinnen würden uns wohl durch ein gelegentliches Abwenden vom Partner ihr wahres Geſicht zeigen. Sie nicht! Keinen Augenblick fällt ſie aus ihrer Rolle; lächelnd, anmutig plaudernd, zeigt ſie uns doch, was ſie leidet, bis ſie am Ende gebrochen in ſich zuſammenſinkt. Dann, als er ſie verlaſſen hat, überfällt ſie eine nervöſe Kriſe. Sie bricht in ein hyſteriſches Schluchzen aus. Der Jammer überwältigt ſie.

Entzückend weiblich in ihrem Schmerz war ſie im letzten Akt von Fedora, als ſie die verhängnisvolle Entdeckung näher und näher kommen ſah und mit furchtſamem leiſem Weinen Loris Verzweiflung verfolgte, ſich tröſtend an ihn ſchmiegen wollte und ihn doch im Bewußtſein ihrer That nicht zu berühren wagte, bis ſie, unfähig ſich weiter zu bezwingen, ſich ihm zuletzt an die Bruſt warf und mit zitternder Hand ſeine Wange ſtreichelte, ſeine Thränen trocknete, ſo unendlich rührend in jeder Bewegung, ganz Liebe und ganz Weib.

Anders, elementarer zeigt Santuzza ihren Schmerz. Das Kind des Volkes iſt nicht durch die Erziehung gewöhnt, auch im Elend noch Haltung zu bewahren. Sie hat keine Gewalt über ihr Geſicht. Eine tiefe Falte entſtellt die linke Seite, eine Falte, die lauter als tauſend Worte von ſchlafloſen Nächten, Thränen und Kummer ſpricht. Dieſe Augen! Die Augen einer Gefolterten, eines verfolgten Tieres — Augen, hinter denen Wahnſinn lauert. Sie bohren ſich in die der Mutter Turridus; ſie verraten, als Santuzza ſchamvoll ſtockt, der Frau das öffentliche Geheimnis, das der brutale alte Bauer der aus der Kirche Verbannten bereits ins Geſicht geworfen hat.

Mit ihrer ins Herz der Sache dringenden Auffaſſung macht ſie die Verſchuldung Frou-Frous menſchlich begreiflich. Die franzöſiſche Frou-Frou wird durch Eiferſucht und Caprice die Geliebte des Grafen Valreas, Frau Duſes Frou-Frou durch den Schmerz ihrer ſich unerwidert glaubenden Liebe zu dem Gatten. Die Umwandlung der lachenden in die leidende Frou-Frou liegt zwiſchen dem zweiten und dritten Akt; ſie iſt völlig geſchehen, wenn der Vorhang ſich wieder hebt. Frau Duſe läßt uns über ihre Veränderung keinen Zweifel; der erſte Blick auf ihr blaſſes Geſicht mit dem eigentümlich ſpitzen und wühlenden Ausdruck in den Augen ergreift uns; ſie will ernſthaft genommen werden, und wird von ihrem Mann zurückgewieſen; ſie fleht um Liebe, und er verſteht den Hunger ihres Herzens nicht, hält für eine nervöſe Laune, was echtes, heißes Flehen iſt. So hebt ſie die Eiferſuchtsſcene mit der Schweſter in die Sphäre des beleidigten Weibes; ſo giebt ſie die Ouverture zu dem furchtbaren Weinen bei dem erſten Wiederſehen mit dem beleidigten Gatten, ein wahres Kundry-Weinen aus dem Parſifal.

Vom Schmerz zur Verzweiflung iſt nur ein kleiner Schritt. Es ſind Geſchwiſter, die oft nicht einmal zu trennen ſind. Die Verzweiflung gebiert den Haß und die Rache.

Eleonora Duſe kann haſſen und ſich rächen.

Santuzza verrät Turridu, ein Verrat, der wie jeder Verrat abſcheulich iſt. Wir wiſſen, daß Gretchen ihr Kind getötet hat; aber ſie verzeiht dem Verführer und ſucht ſogar noch ſein Seelenheil zu retten. Das italieniſche Mädchen hat heißeres Blut. Sie lockert das Meſſer, das Alfio dem Ungetreuen in das Herz ſtößt. Ja, aber in welchem Augenblick! Ihre glückliche Nebenbuhlerin hat ſie mit Hohn und Verachtung überſchüttet, Turridu ſie brutal behandelt, ſie wie ein ekelhaftes Tier von ſich geſtoßen. Ihr letzter Verſuch iſt geſcheitert. Sie iſt dem Hohn des Dorfes, der Rache der Brüder preisgegeben. Sie iſt verloren. Mehr aber als alles ſchmerzt ſie Turridus Gleichgültigkeit. Das macht Eleonora Duſes Santuzza wahnſinnig; ohne zu wiſſen, was ſie ſagt, ſtößt ſie die haßerfüllten, verderbenbringenden Worte heraus. Plötzlich kommt ſie wieder zur Beſinnung. Sie ſtreicht ſich mit dem Handrücken über die Stirn; ihr Geſicht verändert ſich; ſie ſcheint aus einem wüſten Traum zu erwachen. Wild blickt ſie um ſich. Ihr erſtes Gefühl iſt, zu retten, Alfio zu

sagen, sie habe gelogen. Aber es ist zu spät. Sie ist allein. Nur eines kann sie noch: Turridu warnen. Die Art, wie sie kopflos hin und her stürzte, von einem Haus zum anderen rannte und zuletzt gegen die aus der Kirche Kommenden anprallte, war unendlich kühn. Es war auf jener Scheide, wo das Furchtbare hätte lächerlich werden können, wenn es eben nicht so furchtbar gewesen wäre.

Ebenso überzeugend flammte das Rachegefühl bei Klotilde auf. „Und ich sollte mich nicht rächen?" Das ist der erste Gedanke, der in Klotildes Gehirn aufzuckt, als sie sich betrogen und verlassen weiß. Wenn uns die Schauspielerin *den* nicht glaubhaft zu machen versteht, wird alles andere nur ein leeres Puppenspiel. Welch echter Haß blitzte aus Frau Duses Augen, sprach aus dem verzerrten Gesicht, als sie durch die geschlossenen Zähne ihr „ed io non mi vendicherei?" hervorzischte. Ebenso geistvoll war die Art, wie sie dem sich mit ihrer Nebenbuhlerin Fernande entfernenden Ungetreuen nachblickte. Sie warf den Mantel um ihre Schultern, den sie während der vorangegangenen Scenen, nervös fröstelnd, aufgenommen und dann wieder, beinah erstickend, hatte fallen lassen, und stellte sich, im Begriff, den beiden zu folgen, an die Thür. Ein grausames Lächeln spielte um ihre Lippen. Sie war graublaß: das Gesicht von dem furchtbaren Seelenkampf durchgeistigt, aber auch alt geworden. Den mageren Arm, den einer seit langem von ihren Nerven zehrenden Frau, streckte sie vor. „A, tu vuoi una innocente! Du willst eine Unschuld!" Ja, so haßt ein Weib! So versteht nur Eleonora Duse zu hassen!

In der Fedora kämpfen Haß und Liebe zusammen. Auf die Frage de Sixiers, ob sie Loris lieber schuldig oder unschuldig finden möchte, hat sie zwei Worte zu antworten: „Lieber unschuldig", zwei Worte, die in ihrer Kürze leicht verloren gehen können. Wie weiß Eleonora Duse sie hervorzuheben! Sie sieht den jungen Mann einen Augenblick starr an; dann wendet sie sich ab, sie starrt ins Leere. Sie fühlt, daß sie das frevelhafte Spiel mit Loris' Herzen verloren hat, daß das sieghafte Bekenntnis ihres Triumphes eine Lüge gewesen ist. Und sie hofft! Sie hofft die heiße Liebe, die erste echte, gewaltige ihres Lebens, noch einmal frei in sein Herz ausströmen lassen zu können. Sie sehnt sich nach dem bisher versagten Glück. Erst in diesem Augenblick gesteht sie es sich ehrlich ein, und so gesteht sie es ehrlich dem Freunde: „Lieber unschuldig."

Angst und Reue; die Angst vor dem, was kommen wird, die Reue über das, was gewesen ist, das sind die seelischen Foltern, die nicht töten, sondern nur quälen, sind die Gedanken, die Fedora erfüllen, als ihr Loris die lange Geschichte seiner unglücklichen Ehe und die Wahrheit über die Ermordung Wladimirs mitteilt. Die feige Angst packt Santuzza, als sie von den Brüdern spricht; die Angst der Kreatur, die sich trotz alledem noch vor dem Tode fürchtet. Die Angst ist es, die Magda bei der Rückkehr ins Vaterhaus haltlos macht, sie in unruhigen Bewegungen von diesem zu jenem treibt. In der Tiefe ihres Herzens — so faßt Frau Duse die Magda auf — glaubt sie nicht an das Recht der freien Liebe, das sie proklamiert. Zu fest wurzeln die Traditionen der Familie in ihr, daß sie sich nicht trotz allen Ruhmes innerlich für eine Verlorene hielte. Sie wünscht, das Geschehene ungeschehen machen zu können. Nur durch eine Lüge kann sie ihr Verhältnis zum Vater aufrecht halten, und sie fühlt die Demütigung, die in dieser Lüge liegt. Die bloße Frage des Obersten, ob sie ihm nicht viel zu erzählen habe, läßt sie zusammenfahren. Da ist der Schatten, der sich über ihr Leben reckt! Da sinkt die Freude des Wiedersehens unter dem Schmerz der Erinnerung zusammen. Wieder einmal sah sie plötzlich grau und verfallen aus. Lessing nannte den den besten Teufel, der so schnell war wie der Übergang vom Guten zum Bösen. Frau Duses Übergänge von der Freude zum Schmerz sind schneller.

Magda sagt zum Prediger: „Ich habe Furcht, ho paura," stockend, tiefe Falten auf der Stirn. Sie sieht dem Pfarrer Hefftertingk dabei flehend in die Augen; sie möchte, daß er sie ohne Wort verstünde, die hilflose, ungeschickte Bewegung der Angst deute, die sie dazu mit dem Arm macht. Dabei dringt ein nervöses Aufschluchzen aus zusammengeschnürter Kehle. Sie sucht bei dem stärkeren Mann unwillkürlich Schutz in dem Ge-

fühl ihrer Schwäche. Ebenſo wundervoll war es, wie die dumpfe, unbeſtimmte Angſt plötzlich greifbare Geſtalt annahm, als man ihr die Karte des Regierungsrates überreichte. Gelangweilt, ironiſch über die vielen Ceremonien lächelnd, die man in dieſem Lande macht, nahm ſie das Blatt in die Hand. Da war es, als ob ihr der Herzſchlag ſtockte. Sie blieb wie gelähmt ſtehen. Sie wollte auf die Frage ihres Vetters antworten, und ihr fehlte die Stimme. Ihre Selbſtbeherrſchung reichte gerade nur ſo weit, eine einladende Handbewegung zu machen.

Was Frau Duſes Magda in der Scene mit dem Regierungsrat fiebern, faſt beſinnungslos machte, war Scham und Reue. Nein, die Frau hat nicht das Recht, dem erſten beſten zu gehören, oder ſie erkauft es damit, vor dem Manne ſpäter zu erröten. Magda verachtet; aber ſie wird auch verachtet. So faßt Frau Duſe dieſen Beſuch auch nicht als unvermeidbar, ſondern ſofort als eine blutige Beleidigung auf, unter der ſie zittert wie ein edles Roß unter der Peitſche. In dieſem Gefühl nimmt ſie die Roſen nicht „lachend und wirft ſie auf den Tiſch", ſondern ſie beugt ſich vor, ſieht ihm in die Augen, faßt dann die Blumen mit einer beinah ſchlagenden, zuckenden Bewegung und zerdrückt ſie zwiſchen Hand und Tiſch. Die Geſtalten des Dichters haben eine eigene Logik; ſie kennen ſich oft ſelber beſſer als ihr Schöpfer. Sudermann hat vorgeſchrieben, daß Magda dem Regierungsrat die Hand reichen ſoll. Frau Duſe-Magda weiß, daß ſie das nicht thun kann. Sie darf auch nicht den Schein einer Verſöhnung mit dem Mann eingehen, um den ſie ſich ſelber haßt, durch den ſie die Achtung vor ſich verloren hat, durch den ſie ſich ſo erbärmlich und klein fühlt. Erſt als ſie ihn mehr und mehr erkennt, wächſt ſie wieder, ſteigert ſich zur vollen tragiſchen Größe, zu einer Erhabenheit, die ſie die Kühnheit hat, beim Eintritt des Vaters mit einem wilden Aufkreiſchen blinder Angſt jäh zu unterbrechen.

Wir müſſen der großen Tragödin noch im bitterſten aller Schmerzen folgen, dem Todesſchmerz. „Sterben iſt bitter, Tod iſt ſüß." Ihr Sterben war jedesmal bitter, ihr Tod das Ausruhen von den Verirrungen des Lebens.

Als Marguerite Gautier ſtirbt ſie im Augenblick, da ſie ſich von neuem an das Leben anklammern möchte. Der ganze letzte Akt iſt ein mühſames Sterben. Wenn der Vorhang ſich hebt, glaubt man bereits eine Tote zuſammengekrümmt in den Decken ihres Bettes liegen zu ſehen. Aber das Häufchen Knochen fängt an ſich zu regen; ein verzerrtes Geſicht erhebt ſich aus den Kiſſen. Ihre Haare hat ſie ſich in der qualvollen Nacht verwühlt; einzelne Strähnen haben ſich aus dem Knoten gelöſt, den ſie mechaniſch mit einer kraftloſen Bewegung wieder zu befeſtigen ſucht. Schwankend erhebt ſie ſich; als ſie auftreten will, trägt ſie das eine Bein nicht mehr. Müde ſinkt ſie auf einen Stuhl — zum Sterben müde. Nur in Ruhe laſſen, nur in Frieden den Ekel vor ſich ſelber los werden. Der Ekel naht körperlich in der Geſtalt ihrer Freundin; noch einmal rafft ſie ſich ein wenig auf, um mit den letzten Reſten ihres Vermögens die Habgierige zu befriedigen. Nachdem jene fort iſt, ſchüttelt ſie ſich vor Abſcheu und wickelt ſich ſchaudernd in ihre Kleider. Der Froſt des Todes hat ſie bereits ergriffen. Sie fühlt ſich erſtarren. Ein ergreifendes Bild menſchlichen Elends hockt ſie, den Kopf auf den Tiſch gelegt, in ihrem Seſſel. Da bricht jäh die Freude über ſie herein, Armand kommt und ſie will nicht mehr ſterben. Noch einmal flackert das Leben in ihr auf, wie ſie in ſeinen Armen liegt. Jetzt hat ſie Angſt vor dem Tode, mit heiſerer Stimme ruft ſie nach dem Arzt, um Rettung. Ihre Augen leuchten, ſie iſt glücklich, ein Hauch von Jugend liegt wieder über ihr. Plötzlich brechen die Knie ein; der Kopf fällt ſchwer nach vorn; die Agonie hat begonnen. Armand trägt ſie ins Bett, noch einmal verſucht ſie ſeinen Namen zu ſtammeln. Er hat ihre Taille feſt umſchlungen; ihre beiden Arme umſchließen ſeinen Hals. Der eine Arm ſinkt herunter. Es iſt zu Ende.

In derſelben ſtillen Weiſe ſtirbt ſie als Frou-Frou. Sartorys kniet neben dem Seſſel und unterſtützt ſie mit ſeinem Arm. Sie ſpricht mühſam leiſe. Ihr Geſicht iſt voller Frieden. Die letzten Worte ſollen ſein: „Frou-Frou, povera Frou-Frou!" Frau Duſe hat eine ihrer genialen Intuitionen, um uns den Tod menſchlich glaubhaft

zu machen. Frou-Frou will den eigenen Namen flüſtern; dabei verſagt ihr die Kraft, die Lippen ſchließen ſich ein wenig und hauchen F... F... Dann ſchlägt ſie nach vorn über; ihre Arme hängen tot über den ihres Mannes hinweg.

Wie bei Marguerite Gautier iſt bei Frou-Frou das Sterben nur das kaum merkbare Auslöſchen des bereits flackernden Lebenslichtes. Fedora aber ſtirbt den freiwilligen Tod durch Gift. Mit vollem Bewußtſein deſſen, was ihr bevorſteht, ſtürzt ſie den Inhalt des Bechers raſch hinunter. Leiſe ſagt ſie „La morte“ und deutet auf den fortrollenden Becher. Sie wendet ſich von Loris ab und ſtützt ſich auf das Fenſterbrett. Plötzlich packen ſie die Schmerzen. Sie ſchreit ſchrill, mit gänzlich veränderter Stimme, Schreie, wie ſie Frauen in den Stunden der Qualen auszuſtoßen pflegen. Unwillkürlich ſtürzt ſie wieder zu Loris hin und krallt ſich im Todeskampf in ſeine Kleider ein — ein ſchauerliches, quälendes und doch künſtleriſch wunderbares Sterben.

Und von derſelben Frau haben wir die Cyprienne und die Locandiera geſehen! Eine Cyprienne, wie ſie toller und ausgelaſſener, eine Locandiera, wie ſie übermütiger nicht gedacht werden kann. Dieſe große Tragödin beherrſcht den Humor wie den Schmerz. Allerliebſt boshaft iſt das Lächeln, mit dem ſie in der „Heimat“ die Dummheiten der Provinzfrauen erträgt, bezaubernd die Theaterprobe im zweiten Akt von „Frou-Frou“. Sie nimmt plötzlich die Allüren einer Dilettantin an, welche die Herrſchaft über ſich verliert und unnatürlich wird, ſobald ſie ſpielen ſoll. Sie ſprach mit falſchen Accenten, ungeſchickt in den Bewegungen. Wie reizend war ihr Humor, als ſie ihr „è difficile recitare, Theaterſpielen iſt ſchwer“ ſagte! Cyprienne und die Locandiera überſchüttet ſie mit einem wahren Feuerwerk neckiſcher und anmutiger Tollheiten. Faßt ſie ihre Rollen ernſt auf, wenn ſie ernſt aufgefaßt werden müſſen, ſo nimmt ſie ſie auch nicht ſchwerer, als ſie es verdienen. Ihre Locandiera iſt ein luſtiges, derbes Kind des Volkes, ihre Cyprienne ein verwöhntes, vervöſes Kind der Geſellſchaft, und weiter nichts.

In der Rolle der Locandiera, faſt noch ein Kind, hat ſie ihre Laufbahn als Schauſpielerin begonnen, als Naive ihre erſten Lorbeeren geerntet. Sich ſelbſt hat ſie aber doch erſt gefunden, als ſie Tragödin wurde.

Man ſucht heutzutage nach der Schönheit. All unſere moderne, realiſtiſche Kunſt iſt nur ſolches Suchen nach der verloren gegangenen. Das Wort ſelber ſcheut man freilich wie freſſendes Feuer, weil man es von Süßlichkeit nicht mehr zu unterſcheiden vermag. Schönheit aber iſt Schmerz, Größe und Herbheit. Ich wage zu ſagen, daß Eleonora Duſe die höchſte Schönheit gefunden hat. Eleonora Duſe iſt eine Realiſtin; ſo mag denn der Realismus bei ihr in die Schule gehen und die geſuchte Schönheit heimführen.

Das Meer der Empfindungen, die Eleonora Duſe in uns erregt hat, zu erſchöpfen, iſt unmöglich. Aus dem unendlichen Wechſel kann man nur wenige Augenblicksbilder feſthalten, man kann ihr nur taſtend nachfühlen, die wenigen Stunden, die man mit ihr verlebt, treu im Gedächtnis bewahren. Die meiſten — ich will nicht „alle“ ſagen — haben einen großen Schatz mit nach Hauſe getragen, wenn ſie das Theater verließen. Für den freilich, der vom Theater eine flüchtige Zerſtreuung oder ein Ausruhen von der Arbeit verlangt, iſt Eleonora Duſe nichts geweſen. Sie ſchont uns nicht; ſie quält uns, ſie zwingt uns, mit ihr zu leben und zu leiden.

Sie iſt von uns gegangen, aber noch hält ſie uns in ihrem Bann, die beſcheidene, müde, kleine Frau, die große Künſtlerin mit den großen Augen und der großen Seele.

Palaſt und Tempel in Patan.

# Am Fuße des Gaurisankar.

Von

**Otto E. Ehlers.**

Was wissen meine geehrten Landsleute überhaupt von Nepal, es sei denn, daß ihnen in ihrer Eigenschaft als Philatelisten Nepal als ein seine eigenen Marken und Postkarten besitzendes Land bekannt ist; denn in der Geographiestunde hat man über Nepal entweder nichts erfahren, oder aber man hat das, was man darüber gelernt hatte, längst vergessen. Und doch ist Nepal ein selbständiges Königreich, ein unabhängiger Staat von etwa der doppelten Größe Bayerns und einer der wenigen Staaten Indiens, in denen bisher die Engländer nichts zu sagen haben. Die britische Regierung unterhält in Kathmandu, der Hauptstadt des Landes, zwar einen Residenten, derselbe hat sich indessen jeglicher Einmischung in die Regierungsangelegenheiten zu enthalten und darf sich unter keinen Umständen über die ihm von den Nepalesen gezogenen sehr engen Grenzen im Kathmanduthale hinausbegeben. Zu seinem persönlichen Schutze ist ihm von seiner Regierung eine Compagnie eingeborener Truppen aus dem Punjab beigegeben.

Im Norden von Tibet, im Osten von Sikkim und im Westen wie Süden von verschiedenen indischen Provinzen begrenzt, liegt Nepal zwischen dem 80. und 88. Grade östlicher Länge und dem 26. bis 30. Grade nördlicher Breite. Bei einer Länge von gegen 800 und einer durchschnittlichen Breite von etwa 200 Kilometern umfaßt Nepal ein Gebiet von 160000 Quadratkilometern.

Unter der Bevölkerung des Landes, die auf vier Millionen Seelen geschätzt wird, begegnen wir den verschiedensten Volksstämmen und Mischrassen.

In der niederen Zone, dem mit fast undurchdringlichen Forsten bedeckten Terai, lebt in der Hauptsache ein erbärmliches Volk niedrigstkastiger Hindus, die Awalias, wahrscheinlich die degenerierten Nachkommen von Bewohnern der angrenzenden indischen Ebene.

Digitized by Google

Sie führen ein jammervolles Dasein, bauen hier und da ein wenig Reis und nähren sich im übrigen von Fischen und den Kadavern gefallenen Viehes. Als Industrie betreiben sie lediglich Töpferei. Übrigens sind sie die einzigen Bewohner Nepals, die dem Teraifieber widerstehen können, und werden daher vielfach in den Forsten als Arbeiter, wie namentlich auch als Elefantenwärter und beim Fange wilder Elefanten verwendet. In der mittleren Zone, etwa zwischen 4000 bis 10000 Fuß, finden wir im Westen die Magars und Gurungs, in der Mitte des Landes die Newars und Murmis, im Osten die Kirantis und Limbus, während in der höchsten Zone über 10000 Fuß die den Tibetanern in äußerer Erscheinung, wie in Sprache, Sitten und Gebräuchen ähnlichen Bhutias als Nomaden hausen. Diese sämtlichen Stämme sind, mit Ausnahme der Awalias und einiger Urstämme der mittleren Zone, der Chepangs und Kusundas, unzweifelhaft mongolischen Ursprungs, doch finden wir neben ihnen auch zahlreiche Mischlinge von aus der indischen Ebene in kriegerischen Zeitläufen geflohenen Hindus verschiedenster Rassen und den vorerwähnten Stämmen. Der Hauptstamm dieser als Parbatis bezeichneten Mischlinge, die sogenannten Khas, aus deren Mitte auch die jetzige Königsfamilie hervorgegangen ist, bilden zusammen mit den Gurungs und Magars die heute herrschende Klasse. Nach der Stadt, von der aus sie gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ihre glücklichen Eroberungszüge gegen die damals über den größten Teil des Landes regierenden Nawarfürsten unternahmen, nennen sie sich Gurkas. Ihres Glaubens sind sie Brahminen. Auffallend ist, daß sich bei vielen von ihnen, trotz langjähriger Kreuzung mit mongolischem Blut, die arischen Züge fast rein erhalten haben.

Die Bewohner Nepals bekannten sich, bevor die neuen Eroberer ins Land kamen, fast ausschließlich zum Buddhismus, der im Laufe des fünften Jahrhunderts vor Christo eingeführt worden sein soll. Heute ist ein nicht unbeträchtlicher Teil der Bevölkerung, namentlich auch der Newars, zum Hindutum übergetreten, und wo der Buddhismus noch existiert, ist er in einer Weise korrumpiert, daß er als solcher kaum noch zu bezeichnen ist, denn abgesehen davon, daß in fast allen buddhistischen Tempeln auch verschiedenen brahminischen Gottheiten gehuldigt wird, hat man, im vollsten Gegensatz zu den Lehren Gautamas, überall im Lande das Kastenwesen eingeführt.

Es würde zu weit führen, wollten wir uns hier eingehend mit der Geschichte Nepals befassen, erwähnt sei nur, daß vor Eroberung des Landes durch die Gurkas letzteres in verschiedene kleine Fürstentümer geteilt war und daß allein das kaum 600 Quadratkilometer große Khatmanduthal in die Fürstentümer Khatmandu, Batgaon, Patan und Kirtipur zerfiel.

Begreiflicherweise war mir besonders viel daran gelegen, nachdem ich bereits einen großen Teil der Himalayastaaten durchzogen, gerade dasjenige Land kennen zu lernen, zu dem der Zutritt am schwierigsten zu erlangen ist: aber mit wem ich auch in Verhandlung getreten war, jedermann erklärte, mir einen Paß für Nepal nicht verschaffen zu können. Da wandte ich mich in Simla an den Vicekönig Lord Lansdowne, der mir schon manche Liebenswürdigkeiten erwiesen hatte, und erhielt nach wenigen Wochen die Antwort, daß der Maharadja von Nepal sich bereit erklärt habe, mich in Khatmandu zu empfangen.

Mit dieser Erklärung in der Tasche erreichte ich anfangs Dezember 1890 eines schönen Tages mit drei Lastkamelen und meinem Pony Radja, der mich schon von der Grenze Kaschmirs an getragen hatte, die letzte auf dem Wege nach Nepal im Behardistrikt gelegene ehemalige Indigofaktorei Hurdea, deren Verwalter Mr. Halloway, den ich gerade beim Frühstück überrumpelte, mich in herzlicher Weise willkommen hieß und mich bat, für einige Tage sein Gast zu sein. So gern ich dieser Bitte unter anderen Umständen nachgekommen wäre, so drängte es mich doch, möglichst ohne Zeitverlust nach Nepal zu gelangen, und als im Laufe des Nachmittags als Antwort auf eine meinerseits an die britische Residentur in Khatmandu gerichtete Anfrage die Nachricht eintraf, daß die nepalesischen Grenzposten Befehl erhalten hätten, mich passieren zu lassen, entschloß ich mich, am folgenden Morgen in aller Frühe weiter zu marschieren.

Später erfuhr ich, daß der Maharadja noch im letzten Augenblick Bedenken gegen meinen Besuch geäußert hatte und nahe daran gewesen war, die mir gegebene Erlaubnis, sein Land zu betreten, zu widerrufen, da man fürchtete, ich könne ein russischer Spion sein, der eine Marschroute durch Tibet und Nepal nach Indien ausfindig machen wolle. Es hatte erst einer besonderen Versicherung des in Abwesenheit des Residenten mit den Geschäften betrauten Residentur-Arztes Dr. Shore bedurft, den ängstlichen Nepalesen klar zu machen, daß ein vom Vicekönig persönlich empfohlener deutscher Offizier wahrscheinlich alles andere eher als ein russischer Spion sei.

Die königliche Familie von Nepal.

Mit Bhimpedi, wo wir nach dreitägigem Marsche anlangten, findet die fahrbare Straße ihr Ende. Die Reise mußte von hier ab auf schmalen, steilen Gebirgspfaden fortgesetzt werden, auf denen selbst Lasttiere ihre liebe Not haben, vorwärts zu kommen, so daß man sich fast ausschließlich der Kulis sowohl zum Personen- wie zum Lastentransport zu bedienen pflegt.

Dank der liebenswürdigen Fürsorge der Behörden in Khatmandu, standen bereits die zur Beförderung meiner Gepäckstücke erforderlichen zehn Kulis marschfertig, so daß ich nur nötig hatte, die Kamele entladen und die Lasten neu verteilen zu lassen. Hierüber wie über die Auszahlung des üblichen Backschischs an die Kameltreiber verging aber immerhin etwa eine Stunde, welche ich benutzte, mir das malerische lebhafte Örtchen näher anzusehen. Mitten in der Straße gewahrte ich einen riesenhaften, auf der Seite liegenden, alle viere von sich streckenden Elefanten. Auf dem Bauche des Untieres saß sein Mahaut (Wärter), hatte einen der kolossalen Vorderfüße seines Pflegebefohlenen an sich herangezogen und schnitt von der Sohle desselben mit einem sichelartigen Instrument handgroße Hornstücke herunter, während der Dickhäuter wohlgefällig dazu grunzte. Als diese jedenfalls mehr Muskelkraft als eine leichte Hand erfordernde Hühneraugenoperation beendet war, erhielt der geduldige Patient von seinem Operateur einen gelinden Tritt vor den Magen und erhob sich sichtlich befriedigt.

Endlich waren die Lasten ausgeteilt und alles wohl bestellt, so daß der Aufstieg nach dem etwa 5000 Fuß hoch gelegenen Sissagarifort, wo ich für die Nacht vorgeschriebenermaßen Quartier zu nehmen hatte, beginnen konnte. Anfangs ließ ich mich von meinem braven Schecken tragen, als der Weg aber steiler und steiler wurde und Radja anfing, Bäche von Schweiß zu vergießen, verließ ich den Sattel, hing mich an den Schwanz meines treuen vierbeinigen Kameraden und ließ mir auf diese Weise die Kletterei wesentlich erleichtern. Hätte mein Sais sich Ähnliches erlaubt, ich würde ihm ein paar gehörige Maulschellen verabfolgt haben, da der Pfad mit losem Felsgeröll bedeckt war und der Pony auch ohne lebendes Schwanzanhängsel jeden Augenblick Gefahr lief, nach hinten auszurutschen; mir selber aber verzieh ich diese Unart, da ich einen verwundeten Fuß hatte und es außerdem barbarisch heiß war, so daß ich nach kaum viertelstündiger Kletterei triefte wie aus dem Wasser gezogen. Auf dem ersten

Digitized by Google

ebenen Fleckchen Weges machte ich kurze Raſt und konnte mich, bergab ſchauend, nicht eines Gefühles des Mitleids mit meinen armen Kulis erwehren, die puſtend und keuchend mit ihren ſchweren Laſten auf dem Buckel langſam auf ſchmalem Zickzackpfade vorwärts ſtrebten.

Nach etwa dreiviertel Stunden ſtand ich vor einer engen Pforte, durch die kaum zwei Menſchen nebeneinandergehend ſich hindurchzwängen konnten, dem Thor zum Königreich Nepal. Der Poſten ließ mich ohne weiteres paſſieren, die hinter der Pforte in einem kleinen Schuppen untergebrachte Wache trat ins Gewehr, ich wurde von einem Offizier in Empfang genommen und an verſchiedenen Soldaten-Wohnungen vorüber zu dem auf einem geräumigen Hofe der kleinen Feſte gelegenen kümmerlichen Rathauſe geleitet. Hier mußte ich noch geraume Zeit auf meine Diener und Kulis warten, genoß in vollen Zügen die prächtige friſch mich anwehende Bergluft und weidete mein Auge an der unter mir ſich ausbreitenden Landſchaft. Als ich jedoch einen Blick in das Innere der Befeſtigungen werfen wollte, kam es mir vor, als ob der aufgeſtellte Poſten leicht verſtimmt würde, und um keinen weiteren Verdacht zu erregen, unterdrückte ich alle ferneren Orientierungsgelüſte. Ich ſah, daß an der Grenzpforte mit Ausnahme meiner Kulis und Diener jedermann für ſeine Perſon, wie für die von ihm beförderten Waren einen Zoll zu entrichten hatte.

Königin-Mutter von Nepal.

Offiziere und Soldaten benahmen ſich gegen mich in jeder Weiſe zuvorkommend, ohne aber ſich nach Art ihrer indiſchen Vettern irgendwie unterwürfig zu zeigen. Überhaupt habe ich während meines Aufenthaltes in Nepal die Erfahrung gemacht, daß es dem Nepaleſen keineswegs an Selbſtbewußtſein fehlt. Der Fremdling iſt im Lande nur geduldet; gefeiert oder gar angebetet, wie in anderen Himalayaſtaaten, wird er nicht, und umſonſt wird man hier nach Leuten ſuchen, die ſich vor dem Europäer zur Erde beugen, den Staub küſſen, den ſein erhabener Fuß berühren ſoll, oder ſich die Schuhe ausziehen und den Sonnenſchirm ſchließen, wenn ſie an ihm vorübergehen. So etwas giebt es nicht in Nepal, und ich kann wohl ſagen, ſo angenehm es ſchließlich iſt, als Halbgott angeſehen zu werden, ich freute mich doch, einmal wieder unter Menſchen zu weilen, die mir deutlich zu verſtehen gaben, daß ſie mich zwar als Gaſt ihres Landesherrn reſpektierten, mich aber im übrigen durchaus nicht für ein höheres Weſen hielten.

Von dem Grenzfort aus führte der Weg durch Waldland, bis wir in einer Höhe von etwa 6500 Fuß den Siſſagahiri-Paß überſchritten. Da dichte Nebelmaſſen über den Bergen lagerten, ſo wurden wir für unſere Anſtrengungen durch einen Ausblick leider nicht entſchädigt und hatten infolgedeſſen auch keine Veranlaſſung, mit dem Abſtiege zu zögern. Nach mehrſtündigem Marſche, während dem wir verſchiedentlich das trockene Bett eines in der Regenzeit hoch anſchwellenden und deswegen an verſchiedenen Stellen von Brücken überſpannten Fluſſes hatten kreuzen müſſen, gelangten wir zu dem freundlichen, maleriſch zwiſchen kahlen Bergen gelegenen Dorfe Markhu.

Zähneklappernd, bei dichtem Nebel, ſetzten wir in ſpäter Stunde am folgenden Morgen die Reiſe fort, um womöglich noch zur Frühſtückzeit unſer Ziel, die Hauptſtadt Khatmandu, nach der es mich mit unwiderſtehlicher Gewalt zog, zu erreichen.

Digitized by Google

Die Hände tief in den Hosentaschen vergrabend, mit hochgeschlagenem Rockkragen, ging es auf einem der steilsten Pfade, die mir je vorgekommen sind, aufwärts. Selbst Radja, das geborene Kletterpferd, hielt alle paar Minuten schnaubend und mit den Flanken schlagend inne, schüttelte die schwarzweiße Mähne und schien zu denken, daß, falls nicht hinter dem Berge eine ganz besonders fette Weide liege, die Kletterei pour le roi de Prusse sei.

Allmählich wurde die Paßhöhe erklommen, und vor meinen Blicken lag ein Bild so wunderbar, so überwältigend großartig, wie ich bisher noch nichts auf Erden geschaut hatte. Ich habe unendlich viel des Schönen auf meinen Wanderungen gesehen, habe mehr als einmal geglaubt, vor dem Herrlichsten zu stehen, was Gott geschaffen hat, aber hier ward mir bewußt, wie tief ich die Leistungsfähigkeit des Weltenschöpfers bisher unterschätzt hatte.

Nepalesische Prinzessin.

So etwas findet sich auf Erden? Ist's möglich, ist ein Land so schön, muß ich in jenen hingestreckten Bergen den Inbegriff von allen Himmeln sehen? Ich stand da wie angewurzelt. Tief unter mir wogten im weiten Kathmanduthal dichte milchweiße Nebelmassen, aus denen, einer Feeninsel gleich, der von vergoldetem Tempel gekrönte Swayambuhügel, überflutet vom Sonnenglanze, aufragte, während im Hintergrunde eine endlose Kette schneestarrender Berge sich im lichten Blau des Horizontes abhob. Da lagen sie vor mir, die Bergriesen unseres Planeten in ihrer ganzen, nicht mit Worten zu schildernden Majestät, alle überragend der mächtige, über 29000 Fuß hohe Gaurisankar, heute nach seinem Entdecker Mount Everest genannt, daneben der 28750 Fuß hohe Kinchinjanga, im Westen der malerische, nahezu 27000 Fuß hohe Dawalagiri, und zwischen ihnen, fast ein Drittel des Horizontes einnehmend, eine Folge von schneebedeckten, noch von keines Menschen Fuß entweihten Gipfeln zwischen 23000 und 25000 Fuß.

Sobald die Kulis mit dem Gepäck herangekommen waren, ließ ich einen meiner Stühle aufstellen und schwelgte, mich niedersetzend, über eine halbe Stunde wonnetrunken in dem Anblick dieser nirgend auf der Erde ihresgleichen habenden Landschaft, stumm das Schicksal preisend, welches mich auf diesen Punkt geführt. Nur eins fehlte mir in jener Stunde des Glücks, nämlich ein Wesen, welches mit mir genießen, mit mir empfinden, gemeinsam mit mir den Schöpfer dieser fast überirdischen Größe preisen konnte. Aber ich war unter Larven die einzig fühlende Brust, unter meinen Dienern gab es keinen, der mich verstand. Die mich begleitenden Nepalesen wandten all diesen wunderbaren Bergen, von denen sie mir auch nicht einen einzigen Namen nennen konnten, stumpfsinnig den Rücken und verzehrten, im Schatten eines moosbehangenen Baumes hockend, ihr frugales Frühstück. Wie ist es möglich, fragte ich mich, daß ein Mensch solchen Wunderwerken der schaffenden Natur gegenüber kalt bleibt? und ich blieb mir die Antwort schuldig. Als ich aber einige Tage später in Khatmandu die Erfahrung machte, daß zwei der drei seit Jahren dort lebenden Europäer keine Ahnung hatten, daß sie Tag für Tag von ihren Fenstern aus den Gaurisankar, den König aller Berge, vor sich sahen, und ich ihnen erst die Thatsache an der Hand meiner Karten beweisen mußte, da wäre mir fast der Verstand still gestanden.

Zweitausendfünfhundert Fuß hatten wir zum Khatmanduthale hinabzusteigen, und die-

ser Abstieg war ein recht beschwerlicher für uns Menschen sowohl wie für den mehrfach den Boden unter den Hufen verlierenden Schecken. Mittlerweile wurden die Nebelmassen von den Strahlen der Sonne verjagt, und von steiler Höhe unterschied ich deutlich unter mir, neben den drei großen Städten Kathmandu, Batgaon und Patan, verschiedene ansehnliche Dorfschaften und unzählige über das ganze Thal verstreute Gehöfte. Da ist kaum ein Fleck, der nicht kultiviert wäre, überall, soweit das Auge reicht, Baumgruppen, Äcker, blühende Gärten und Wiesen. Die Ebene ist vortrefflich durch die beiden sie durchschneidenden Flüsse, den Bagmati und Vischnumati, sowie zahlreiche sich in diese ergießende Bäche bewässert, und nach allem, was ich vom Khatmanduthale gesehen habe, halte ich die Angabe der Nepalesen, daß in demselben gegen 500000 Menschen (d. h. über 800 auf dem Quadratkilometer) leben, für nicht übertrieben.

Wir trafen beim Abstiege gegen tausend Kulis, die Zeltlasten und Lagergerät, Tische, Stühle, Teppiche und Küchenutensilien zu dem Jagdlager des Königs brachten. Auch verschiedene Staatsbeamte, die sich in Hängematten tragen ließen, begegneten uns; dagegen sahen wir während des ganzen Marsches von Bhimpedi bis zu der am Fuße des Chandraghirispasses im Khatmanduthale gelegenen kleinen Ortschaft Thankot kein einziges Lasttier. In nächster Nähe der letztgenannten Ortschaft, die wir gegen elf Uhr passierten, liegt die verfallene Stadt Kirtipur, ehemals gleich den übrigen drei großen Städten des Thales Sitz des Radjas, und in der Geschichte Nepals bekannt durch den Widerstand, den seine tapferen Bewohner den sie belagernden Gurkas in den Jahren 1767/68 entgegensetzten. Der Gurkakönig Prithwi Narajan fiel vor den Mauern Kirtipurs, in die es später den Belagerern nur durch Verrat gelang Bresche zu legen. Zur Strafe für ihr tapferes Benehmen schnitten die wilden Eroberer sämtlichen Bewohnern der Stadt vom Säugling bis zum Greise die Nasen ab. Ältere Nepalesen erzählten mir, daß sie noch viele nasenlose Kirtipuris gekannt hätten. Heute dürfte die Stadt kaum dreitausend Einwohner zählen, aber sie wird viel von Pilgern besucht, denn es befinden sich in ihr mehrere besonders geheiligte Tempel.

Da mir bis nach Thankot, von wo aus eine gut gehaltene Straße zur Hauptstadt führt, ein königlicher Wagen, und zwar ein ganz moderner langgestreckter Landauer mit Patentachsen, entgegengesandt worden war, hätte ich den Rest des Weges mit durchaus abendländischem Komfort zurücklegen können. Aber ich verzichtete auf die weichen Polster der Civilisation und schwang mich lieber in den Sattel, um auf Radja, der mich schon an so manchen indischen Fürstenhof getragen hatte, auch in der Hauptstadt Nepals als Reiter meinen Einzug zu halten.

In dem Augenblicke, als ich eine die beiden Ufer der Bagmati verbindende Brücke, aus dem Holz des Salbaumes gebaut und mit Ziegelsteinen gepflastert, betrat, wurde auf einem Hügel ein Salut von elf Schüssen gefeuert. Hunderte von Weibern waren am Flusse mit Waschen und Wäschespülen beschäftigt, und der erste Eindruck, den ich hier und auf meinem Marsche durch die Stadt von den Vertreterinnen des schönen Geschlechts Nepals gewann, war ein unerwartet günstiger.

Ein um die Hüfte geschlungenes, vorn etwas länger als hinten herunterhängendes weißes Baumwolltuch und eine ebensolche Jacke oder ein um die Schultern gewundener Shawl bilden die am häufigsten gesehene Kleidung.

Das Haar tragen sie meist in langem, am Ende mit einer Quaste aus roter Seide oder Baumwolle umwundenem Zopf. Die Newarweiber befestigen das ihrige in einen Knoten auf dem Scheitel und schmücken denselben vielfach mit einer handgroßen, tellerförmigen, nicht selten mit kostbaren Edelsteinen besetzten Goldplatte, wie denn überhaupt in Schmuckgegenständen, namentlich in Khatmandu ein ungewöhnlicher Luxus getrieben wird. Männer wie Weiber sind Freunde von Blumen, erstere tragen dieselben hinter den Ohren, letztere im Haar.

Nicht wie sonstwo in Indien verhüllen die Frauen ihr Antlitz, sondern schauen frank und frei in die Welt hinaus.

Die männliche Gurkabevölkerung kleidet sich in Hosen und lange, mit einer Leibbinde, einem sogenannten Kamarband um die Hüfte

zusammengehaltene Jacken aus weißem oder blauem Baumwollstoff, dazu entweder einen lose ums Haupt geschlungenen kleinen Turban oder eine cerevisartige schwarze Mütze aus Tuch oder Sammet mit Gold- und bunter Seidenstickerei. Im Kamarband fehlt bei keinem die Nationalwaffe, der eigenartig gekrümmte Kukri in schwarzlederner Scheide. Die Newaris, namentlich die ärmeren Klassen, begnügen sich oft mit einem Hüfttuch und kurzer Jacke aus Baumwolle oder Wolle, je nach der Jahreszeit. Als Kopfbedeckung dient ihnen eine am Rande hochgeschlagene Mütze aus hellem Baumwollenstoff bezw. eine graue Filzkappe, auch sieht man im Winter nicht selten bei allen Klassen tibetanische Pelzmützen.

Die Hautfarbe der Nepalesen schwankt von Quittengelb bis Kupferbraun, hier und da, namentlich unter dem weiblichen Teile der Bevölkerung, sieht man aber auch ausnahmsweise junge Damen mit pfirsichblütfarbenem Teint und rosig angehauchten Wangen.

Recht eigenartig ist das Gewand der Damen von königlichem Geblüt und der Frauen der Vornehmen des Landes. Dieselben winden sich nämlich gegen hundert Ellen breiten weißen Musselinstoffes um die Hüften, und zwar wird diese Masse zarten Gewebes zuweilen dabei dergestalt aufgebauscht, daß sie einen Umfang erreicht, der selbst den der gewaltigsten Krinoline seligen Angedenkens in den Schatten stellt. Der Oberkörper wird durch eine feingestickte, sich eng an den Körper schmiegende Jacke und einen über die Schulter geworfenen seidenen Shawl verhüllt. Zahlloses Geschmeide wie Halsketten, Fingerringe, Ohrgehänge, diademartige Kopfputze von oft enormem Werte vervollständigen die Gesellschaftstoilette der nepalesischen grande dame, die übrigens, was Vornehmheit des Auftretens, der Haltung und der ganzen äußeren Erscheinung anbelangt, ihren abendländischen Schwestern in keiner Weise nachsteht. Die Königin-Mutter, die in jedem europäischen Salon allgemeine Bewunderung erregen würde, ist noch heute eine Schönheit ersten Ranges.

Ich hatte geglaubt, in einer Stadt von etwa 50000 Einwohnern würde es ein leichtes sein, auch ohne Führer den Weg zur britischen Residentur zu finden. Aber Khatmandu ist namentlich in dem von mir zuerst betretenen Stadtteile so unregelmäßig gebaut, so weitläuftig angelegt, daß ich wahrscheinlich, von einem Tempel zum anderen ziehend, noch lange planlos umhergeirrt wäre, hätte ich nicht das Glück gehabt, schon nach kaum einer Viertelstunde einem der hier lebenden Europäer, dem liebenswürdigen General-Musikdirektor der Armee des Landes, einem Engländer Mr. Gaye, zu begegnen, der sich meiner in hilfsbereiter Weise annahm. Als der joviale Herr bemerkte, daß ich überrascht war, einen General-Musikdirektor in der Hauptstadt des von aller Welt abgeschlossenen Nepal vorzufinden, meinte er lächelnd: „Sie glauben gar nicht, wie civilisiert wir hier in mancher Hinsicht sind, wir haben nicht nur drei recht gut ausgebildete Militär-Musikcorps, sondern sogar eine Bühne im Schlosse, auf der noch vor kurzem von den Damen des Palastes Girosló Girosla aufgeführt worden ist. Die Ausstattung der Operette hat Summen gekostet, mit denen jeder europäische Theaterdirektor renommieren könnte. Wir haben sogar klavierspielende Prinzessinnen. Ja! ja! ich merke, Sie haben sich Nepal anders vorgestellt, aber Sie werden noch über manches, was Sie bei uns sehen, die Hände überm Kopfe zusammenschlagen.“

Ich mußte Mr. Gaye nun vorerst in sein hübsches Häuschen, in dem er mit seiner Familie ein beneidenswert friedliches Leben führt, folgen, nach guter Sitte mir einen Willkommentrunk kredenzen lassen, um dann, begleitet von meinem Wirte, für den inzwischen sein dreißigjähriger chinesischer Pony, welcher trotz seines Alters im letztjährigen Trabrennen in Khatmandu den ersten Preis davongetragen hatte, gesattelt worden war, zu dem mir zur Verfügung gestellten Quartier in der britischen Residentur weiter zu reiten. Auf dem Wege dorthin kamen wir an dem mit dichtem, kurz gehaltenem Rasen bedeckten prächtigen Paradeplatze vorbei, auf dem gerade mehrere Rekrutenabteilungen nach Zählen langsamen Schritt übten. Jeder Soldat in Nepal hat, bevor er definitiv in ein Regiment eingestellt wird, ein Probejahr durchzumachen, nach Ablauf dessen von

ſeinen Vorgeſetzten entſchieden wird, ob er ſich für die militäriſche Laufbahn eignet oder nicht. Nepal iſt eines der wenigen Länder der Erde, in denen das Angebot zu dieſer Laufbahn die Nachfrage bei weitem überſteigt; und ich glaube die Nepaleſen als die kriegeriſchſte Nation Aſiens bezeichnen zu dürfen.

In Khatmandu wird gedrillt wie in Potsdam zu Zeiten Friedrich Wilhelms I., und der Paradeplatz wird nicht leer vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend. Die Exerzieruniform der Truppen beſteht aus ſchwarzen bez. weißen baumwollenen, oben weiten und an den Waden eng anliegenden Hoſen und ſchwarzbaumwollenen bez. blauwollenen Kitteln mit Kamarband. Als Fußbekleidung ſind Lederſchuhe allgemein, kleine ſchwarze Turbane mit umlaufendem Wulſt

Thor des alten königlichen Palaſtes mit Bildnis des Gottes Hanuman in Khatmandu.

aus feinem Silberdraht, bei den Offizieren aus Golddraht, bez. vergoldetem Silberdraht, bilden die Kopfbedeckung. An dieſem Wulſt befeſtigt tragen die Soldaten über der Stirn ein etwa drittehalb Zoll hohes und zwei Zoll breites ſilbernes Schild mit getriebenem Wappen. Die Offiziere führen an Stelle der ſilbernen Schilder ſolche aus maſſivem Gold mit haſelnußgroßen Edelſteinen als Rangabzeichen. So finden wir bei den Lieutenants in der Mitte des Schildes einen Smaragd, bei den Hauptleuten deren zwei, beim Major und Oberſtlieutenant vier oder fünf Edelſteine, welche loſe am unteren Rand des Schildes hängen, während die Oberſten brillantbeſetzte Schilder mit drei an denſelben hängenden großen ungeſchliffenen Smaragden tragen. Alle dieſe Abzeichen ſind Staatseigentum und repräſentieren zuſammen ein, wie ſich bei einem ſtehenden Heere von 20 000 Mann denken läßt, bedeutendes Kapital. Ich glaube aber, ihr Geſamtwert würde nicht hinreichen zur Beſchaffung der verſchiedenen koſtbaren Generalskopfbedeckungen. Sie ſind über und über mit echten Perlen bedeckte Helme, an deren Seiten ganze Trauben ungeſchliffener Edelſteine von ungewöhn-

Digitized by Google

licher Größe herunterhängen. Die Truppen ſind mit Enfieldgewehren und mit Kukris bewaffnet. Sämtliche Waffen, auch die Geſchütze der Artillerie, werden im Arſenal in Khatmandu angefertigt; Kavallerie iſt, einige Hundert Ponyreiter abgerechnet, nicht vorhanden. Im Norden des Paradeplatzes liegen die neuen, in europäiſchem Stil gehaltenen Palaſtbauten des Königs und ſeines Premierminiſters Maharadja Bir Shum Shere, des eigentlichen Regenten des Landes. Der König ſelbſt, deſſen voller Titel Maharadjadhiraja Pritibi Bikram Shum Shere Jung Bahadur Shah lautet, ſpielt mehr die Rolle einer geheiligten Perſon und hat im übrigen dafür zu ſorgen, daß die Herrſcherfamilie nicht ausſtirbt. Zur Zeit meines Beſuches in Khatmandu hatte er kaum das fünfzehnte Lebensjahr vollendet und war kurz zuvor gleichzeitig mit zwei Töchtern ſeines Premierminiſters in den Eheſtand getreten. Einer alten Vorſchrift gemäß darf der König nämlich nie eine Frau allein heimführen, ſondern muß ſtets zweien gleichzeitig die Hand zum Ehebunde reichen. Dieſes Vergnügen kann er ſich dagegen ſo oft leiſten, wie er will, falls er nicht, wie das auch wohl zu Zeiten kommen mag, von ſeinem Premierminiſter, der in dieſem Falle nebenbei bereits ſein zweifacher Schwiegervater iſt, an etwaigen Extravaganzen verhindert wird.

Alter königlicher Palaſt in Khatmandu.

Den Palaſt zu unſerer Rechten liegen laſſend, ritten wir weiter, kamen an einem ſchon längere Zeit vollendeten, aber bisher noch doktorloſen, neu erbauten Hoſpital vorüber, in deſſen luftigen Räumen drei von einem Quackſalber behandelte Kranke auf ſchmutzigen Betten lagen, paſſierten eine ebenfalls neu erbaute, aber noch unbenutzte Volksſchule und gelangten dann, über einen Weideplatz trabend, auf dem mehrere geheiligte ſilbergraue Bullen graſten, zu der außerhalb der Stadt gelegenen engliſchen Reſidentur, die mit ihren Kaſernements, Diener- und Amtswohnungen, ihrem Poſtgebäude, den Küchen und Stallungen eine kleine Stadt für ſich bildet.

Der Reſident Major Durand befand ſich mit ſeiner Gattin auf einer Tigerjagd in Terai (er ſchoß, wie ich ſpäter erfuhr, in einem Zeitraume von ſechs Wochen mit ſeiner kleinen Jagdgeſellſchaft gegen zwanzig Tiger, neben einer Anzahl Büffel und kleinerem Wilde) aber der mit ſeiner Vertretung beauftragte Reſidenturarzt Dr. Shore hatte mir ſein Haus zur Verfügung geſtellt und mir Gaſtfreundſchaft während der Dauer meines Aufenthaltes in Khatmandu angeboten. Ich machte in ihm die Bekanntſchaft

Digitized by Google

eines ebenso begabten wie liebenswürdigen Mannes, und der hübschen Stunden, die wir allabendlich, vor loderndem Kaminfeuer sitzend, bei einem Glase Grog verplauderten (es blieb natürlich niemals bei einem Glase), werde ich mich stets mit besonderer Freude erinnern.

Tags darauf machte mir ein kleiner, wohlbeleibter nepalesischer Offizier seine Aufwartung, stellte sich mir als Colonel Mahabeer Singh vor und teilte mir mit, er habe mir auf Befehl des Maharadjas für die Dauer meines Aufenthaltes in Khatmandu die Honneurs des Landes zu machen und mir alles zu zeigen, was ich zu sehen wünschte. Da der kleine Oberst mir einen ungemein sympathischen Eindruck machte und fließend englisch sprach, war ich natürlich hoch erfreut über die Zuerteilung eines solchen Führers. Gleichzeitig überbrachte er mir im Auftrage des Maharadjas die Botschaft, daß letzterer mich einlade, ihn im Laufe des Nachmittags zu besuchen, und daß zu einer mir passenden Stunde ein königlicher Wagen mir zur Verfügung gestellt werden sollte. Gegen drei Uhr fuhren wir darauf zusammen in den Palast, ich im Frack mit Ordensschmuck, mein Begleiter in Obersteuniform mit seinem edelsteinbesetzten goldenen Schild am Turban.

Nachdem wir das von Truppen bewachte Palastthor passiert hatten, durchfuhren wir einen weiten Hof mit Gartenanlagen und Teichen und hielten vor einem imposanten Treppenhaus. Durch dieses gelangten wir in eine große Halle und dann in einen Prunksaal mit Parkettboden, kostbaren Teppichen, Kryſtallkandelabern, Kronleuchtern und hunderterlei europäischen Kunstgegenständen. An den Wänden hingen die lebensgroßen, in Öl gemalten Porträts verschiedener Könige und Maharadjas von Nepal, sowie auch ein Bild der Königin von England, welches der Premierminister Maharadja Jung Bahadur bei seinem Besuche in London 1851 von Ihrer Majestät als Geschenk erhalten hatte.

Hier empfing uns General Chundra Shum Shere Jung Bahadur Rana, ein jüngerer Bruder des Maharadjas, begrüßte mich auf englisch in herzlichster Weise und teilte mir mit, daß er von seinem, die englische Sprache nur schlecht beherrschenden Bruder beauftragt wäre, während der Audienz als Dolmetscher zu fungieren.

Er sah in seiner goldstrotzenden Uniform nach europäischem Schnitt mit goldenen Fangschnüren und verschlungenen Achselstücken sehr stattlich aus und ist, etwa dreißig Jahre zählend, ein auffallend schöner Mann, obgleich seinem Gesicht ein gewisser Zug von Grausamkeit nicht abzusprechen ist.

In einem an den Prunksaal stoßenden Salon mit bücherbeladenen Tischen und modernen Ledersesseln kam uns der Maharadja Bir Shum Shere Jung Bahadur Rana entgegen, reichte mir die Hand, und die Unterhaltung begann. Nachdem wir über die ersten Begrüßungsformen und Komplimente hinweggekommen waren, zeigte mir mein Wirt alle möglichen interessanten Gegenstände: Bilder, Waffen und nepalesische Bronzen. Er erkundigte sich eingehend nach meinem Vaterlande, erklärte einer der größten Verehrer Kaiser Wilhelms II. zu sein und bedauerte nichts lebhafter, als daß es ihm wegen Überhäufung mit Regierungsgeschäften nicht möglich sei, einmal nach Berlin zu kommen, um einer Parade des Gardecorps beizuwohnen. Als ich ihn fragte, ob ich auch dem Könige meine Aufwartung machen könne, erklärte er: Se. Majestät sei erstens noch zu jung und zweitens als Ehegatte zu sehr beschäftigt, um Audienzen erteilen zu können.

Nach etwa einstündiger Unterhaltung verließ ich den Palast mit der Empfindung, daß es in Europa eine ganze Anzahl Fürstenhöfe giebt, an denen es weit weniger chic und stilvoll zugeht wie an dem Hofe des Maharadjas von Nepal.

Die Civiliſation hier ist ja geradezu beängstigend, dachte ich bei mir, als ich, von meinem Obersten und dem Bruder des Maharadjas gefolgt, wieder ins Freie trat, und es war mir eine Wohlthat, später zu vernehmen, daß kurz vor der mir erteilten Audienz ein Onkel des Königs, welcher sich irgendwie mißliebig gemacht hatte, auf Allerhöchsten Befehl von zwei zu diesem Zwecke gedungenen Afghanen im Palaste mit Knütteln totgeschlagen worden war. Das war doch etwas Apartes, an abendländischen Höfen Unerhörtes; und da ich reise, um

Außergewöhnliches zu erleben, war von Stund an Khatmandu eine noch weit interessantere Stadt für mich als bisher.

Im Laufe des Nachmittages wohnte ich einige Zeit dem Exerzieren der einzelnen Regimenter bei und konnte dabei nicht unterlassen, dem Obersten mein Erstaunen über die wunderbare Präcision, mit der alle Befehle ausgeführt wurden, auszudrücken.

Den Abend benutzte ich, wie auch so manchen der folgenden Tage, zu einem Besuche der ehemals von einer Mauer umgeben gewesenen inneren Stadt, durch die mich bis dahin mein Weg noch nicht geführt hatte, denn das Gefängnis, der Paradeplatz, der Palast des Maharadjas und die britische Residentur liegen außerhalb des eigentlichen alten Khatmandu.

Ich zögere nicht, diese Altstadt Khatmandu für eine der merkwürdigsten Städte zu erklären, die ich kenne, nebenbei für eine der wenigen Städte, die man nicht mit Worten schildern kann. Man muß Khatmandu gesehen haben, um zu verstehen, welchen Reiz es mit seinen Hunderten von Tempeln, seinen mit reichem Schnitzwerk bedeckten Häusern, seinen engen, allerdings auch recht schmutzigen Gassen, seinen Plätzen, Palästen und armseligen Hütten ausübt. Die Stadt hat ein eigenartiges Gepräge, und wenn sie auch mit Sirinagar, der Hauptstadt Kaschmirs, in Bezug auf den landschaftlichen Reiz der näheren Umgebung nicht konkurrieren kann, so bietet sie doch in ihren Bauten, dem Charakter ihrer Architektur, wie in ihren Volkstypen so viel des Neuen, daß ich bei jeder Durchwanderung vollauf meine Rechnung fand. Nirgendwo in Indien sieht man eine ähnliche Bauart wie in Nepal, nirgend einen solchen Reichtum an Holzbildhauerei und Schnitzerei. Dazu kommt, daß der von Westen her eintreffende Reisende hier zuerst den sogenannten Pagodenstil mit stockwerkartig sich übereinander erhebenden Dächern kennen lernt, den man sonst nur in Burma, China, Korea und Japan findet. Kurzum, man ist hier in eine andere Welt versetzt, sieht etwas, was von allem bisher Gesehenen abweicht, und hat nebenbei das angenehme Gefühl, daß das, was man erblickt, bis zum heutigen Tage von verhältnismäßig wenigen Europäern gesehen worden ist.

Die Stadt soll 723 Jahre nach Christo von Maharadja Gunakamadeva gegründet worden sein, ist scheinbar nach keinem bestimmten Plan gebaut und infolgedessen allein schon in hohem Grade malerisch. Die meisten Straßen sind eng und insofern schmutzig, als aller Unrat zu beiden Seiten aufgehäuft wird, obschon man in der Mitte, ohne Befürchtung, sein Schuhzeug zu beschmutzen, hindurchgehen kann; die wenigsten sind für Fuhrwerke passierbar. Während der Vormittagsstunden ist die ganze Stadt mehr oder weniger ein Marktplatz, und der Verkehr ist dann ungemein lebhaft. Unter den zum Verkauf gebrachten Feld- und Gartenfrüchten fand ich Mais, Erbsen, Kartoffeln, Zwiebeln, Rettiche — letztere von enormer Größe, bis zu acht Pfund wiegend —, Turmerik, Ingwer, Erdnüsse, Kardemom, roten Pfeffer, Bananen, Quitten, Orangen und Ananas. Die gangbare Münze ist neben der nepalesischen Rupie, die nur den halben Wert der indischen darstellt, letztere und das indische Zwei-Annastück.

In der Mitte der Stadt steht der alte königliche Palast, ein finsteres Gebäude, an dessen Eingang neben dem von einem Sonnenschirm überdachten Gotte Hanuman ein Gurka mit mächtigem Holzstabe Wache hält, um jedermann den Weg zu versperren, der sich unterfangen sollte, den Versuch zu machen, hier unbefugterweise einzudringen. Manch einer freilich, dem man den Eintritt nicht verwehrte, hat diese Auszeichnung mit dem Tode büßen müssen. Allein am 14. September 1846 ließ der spätere Maharadja Jung Bahadur hier einunddreißig der einflußreichsten, vornehmsten Männer des Landes, die seinem Ehrgeize im Wege standen, niedermetzeln.

In nächster Nähe des Palastes befinden sich verschiedene recht hübsche Tempel mit reichen Holzschnitzereien, welch letztere jedoch leider neuerdings vielfach übermalt worden sind und dadurch ihren Charakter ganz und gar verloren haben.

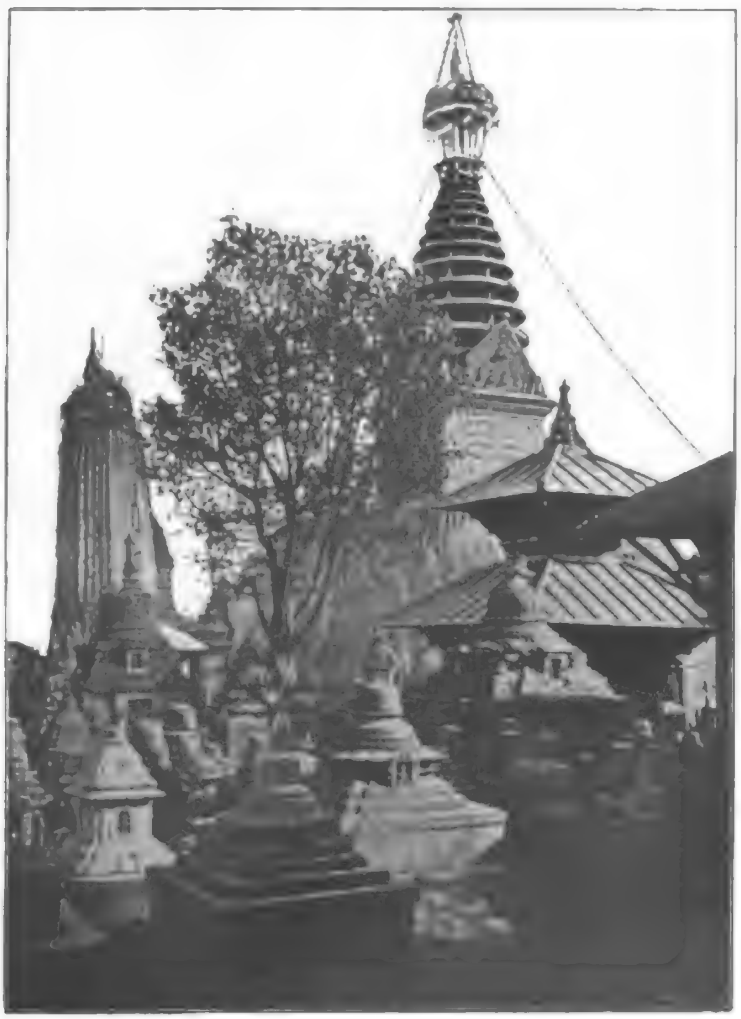
Die schönsten Tempel stammen sämtlich aus der Zeit der Newaris, denn die das Land später erobernden Gurkas haben von jeher für die Kriegskunst mehr Verständnis als für die Baukunst bewiesen und nicht nur so gut wie nichts auf dem Gebiete der letz-

teren geleiſtet, ſondern ſogar viele der koſtbarſten Baudenkmäler ihrer Vorgänger in barbariſcher Weiſe teils zerſtört, teils ihrem Geſchmack entſprechend abgeändert. Die neueren Tempel der Gurkas ſind meiſt verſchlechterte Ausgaben berühmter Tempel in Benares ꝛc., die modernen öffentlichen Gebäude und Paläſte dagegen charakterloſe Bauten im europäiſchen Stil.

Man ſagt, es gebe in Nepal mehr Tempel als Häuſer, mehr Götzenbilder als Menſchen, eine Behauptung, die ich nicht in Zweifel zu ziehen wage nach den von mir in Khatmandu, Batgaon und Patan gemachten Beobachtungen.

Die meiſten der älteren Tempelbauten ſind in ihrem Äußeren ungemein anziehend, in ihnen ſelbſt aber herrſcht in der Regel ein Schmutz, der jeglicher Beſchreibung ſpottet, namentlich in denjenigen Tempeln, in denen der einen oder anderen Gottheit Schlachtopfer dargebracht zu werden pflegen und in denen infolgedeſſen das geronnene Blut von geopferten Hühnern, Ziegen und Büffeln zuweilen nicht nur zollhoch am Boden ſteht, ſondern auch das Bild der damit beſpritzten verehrten Gottheit über und über bedeckt. Der brahminiſche Götterkultus iſt mir nirgend in ſo widerwärtiger Form entgegengetreten wie hier.

Über den Eingängen mancher der alten Newar-Tempel findet man mit Nägeln und Stricken befeſtigt ein wohlaſſortiertes Lager aller nur denkbaren Haushaltungsutenſilien, wie Teller, Schüſſeln, Kannen, Blaſebälge, Leuchter, Nachtgeſchirre, Löffel, Eimer, Vorlegeſchlöſſer, Sonnen- und Regenſchirme und weiß der Himmel, was ſonſt noch. Alle dieſe Gegenſtände ſind Geſchenke, die dem Tempel von bußfertigen Sündern oder opferwilligen Gläubigen gemacht worden ſind.



Chaitya des Sambunath-Tempels in Khatmandu.

Ohne Zweifel der ſehenswerteſte buddhiſtiſche Tempel Nepals iſt der etwa drittehalb Kilometer im Weſten Khatmandus auf dem Swayambhu-Hügel gelegene Sambunath-Tempel.

Vom Fuße des Hügels gelangt man auf ſteiler Steintreppe von vierundachtzig Stufen zu einer Mönchswohnung und von hier, nachdem man weitere vierhundertvierundſiebzig einer zwiſchen Wald bergan führenden Treppe überwunden hat, zum Tempelhof, in deſſen Mitte ſich die ſogenannte Chaitya erhebt. Da wir ſolche

Straße am Palast in Patan.

Digitized by Google

Digitized by Google

Tempel von Bodhnath.

Chaityas, die als die Urform aller buddhiſtiſchen Pagoden angeſehen werden dürfen, zu vielen Hunderten in Nepal finden, ſo ſei an dieſer Stelle eine kurze Beſchreibung derſelben geſtattet. Der charakteriſtiſche Teil der Chaitya iſt der aus einer maſſiv gemauerten Halbkugel beſtehende Unterbau, die „Garbh", in deren Inneres bei der Erbauung der Chaitya Buddhabilder, Getreide und allerlei Koſtbarkeiten eingemauert wurden. Die Garbh des von uns beſuchten Sambunath-Tempels hat einen Durchmeſſer von fünfzig und eine Höhe von fünfundzwanzig Fuß. Auf der Garbh ſteht der Toran, ein würfelförmiges, in dieſem Falle vergoldetes Mauerwerk, an deſſen vier Seiten ſtets je zwei Augen entweder gemalt oder durch Stuck hergeſtellt ſind, welche die Allgegenwärtigkeit Adi-Buddhas andeuten ſollen. Der Toran wiederum dient einem turmartigen, Chura-mani genannten Aufbau aus dreizehn ſich nach oben verjüngenden Stockwerken als Baſis. Dieſe Stockwerke ſollen die dreizehn buddhiſtiſchen Himmel repräſentieren. Gekrönt iſt die Chura-mani von einem vergoldeten Metallnetzwerk in Form einer Glocke oder eines Schirmes, der Kalſa, die in einem Knauf in Geſtalt einer Lotosblume, einer Sonnenkugel oder einer Mondſichel ihren Abſchluß findet.

Die Kalſa ruht direkt auf einem in die Garbh eingemauerten, die Achſe des ganzen Bauwerks bildenden Baumſtamm.

An den vier Kardinalpunkten der Garbh unſeres Tempels ſind Schreine angebracht, in denen die lebensgroßen vergoldeten Bildniſſe ſitzender Buddhas untergebracht ſind. Über Nacht werden dieſe Schreine mit kettenpanzerähnlichen eiſernen Vorhängen verſchloſſen.

Zu zwei Seiten der Chaitya erheben ſich auf quadratiſcher Grundfläche hohe kegelförmige Bauwerke mit vergoldeten Spitzen, beides der Göttin Partabur geweihte Tempel, im Vordergrunde liegt auf einem drei Fuß hohen cylindriſchen Sockel der einem Doppelſcepter gleichende ſechs Fuß lange Donnerkeil des Indra aus vergoldeter Bronze.

Rund um die Chaitya gruppieren ſich Tempel, Mönchswohnungen und Raſthäuſer für Pilger, die ſtets in großen Scharen zum Sambunath wallfahren, um hier ihre Opfergaben in Geſtalt von Blumen und Reis niederzulegen. Für die Vertilgung der geopferten Reiskörner ſorgen Hunderte von Affen, Enten und Tauben, die zum Tempel gehören und begreiflicherweiſe auch ihrerſeits dazu beitragen, daß es ſelbſt hier, wo keine Tieropfer gebracht werden, nicht nach Lavendel duftet. Sehr niedlich nahm ſich eine ihr Kleines ſäugende Affenmutter auf dem Haupte eines der goldenen Buddhas aus.



Digitized by Google

In der Hauptsache wird der Tempel von Newaris und Bhutias besucht. Die Frauen derselben zeichnen sich durch reichen geschmackvollen Schmuck aus, auch sah ich bei einigen Damen sehr merkwürdige, ihrer Form nach an die Gabel russischer Troykas erinnernde bogenförmige Kopfputze, die mit Bändern und Riemen in aufrechter Stellung über dem Haupte der Träger in Balance gehalten werden. Sie sind meist in überreicher Weise mit Korallen, Türkisen und Malachitstücken besetzt.

Ein aus Lhassa abkommandierter Lama ist mit der Unterhaltung eines ewigen Feuers betraut, welches in zwei mit zerlassener Butter gefüllten kupfernen Pfannen brennt. Sollte dieses trotz aller Vorsicht dennoch einmal erlöschen, so muß Ersatz aus dem sechs Kilometer von Khatmandu entfernt gelegenen tibetanischen Tempel in Bodhnath herbeigeschafft werden.

Der Sambunath-Tempel wird von den Tibetanern weniger zu Ehren Buddhas als wegen der Hindugöttin Sitla, der hier ein Altar errichtet ist, besucht. Sitlas Aufgabe besteht darin, die sie anrufenden Pilger vor den Blattern zu schützen. Sie macht scheinbar keinen Unterschied zwischen Hindus und Buddhisten, denn bei beiden erfreut sie sich gleicher Popularität und stets drängt sich eine aus ungeimpften Vertretern und Vertreterinnen der verschiedensten Konfessionen zusammengesetzte Menge in ihrem Tempel. Ich beobachtete hier eine sehr praktische Tibetanerin, die der Göttin Reis opferte, diesen aber nicht den Affen und sonstigem Tempelgetier gönnte, sondern die mit vollen Händen ausgestreuten Körner von ihrem vor ihr stehenden Jungen in seiner Pelzmütze wieder auffangen ließ. Zu beiden Seiten des Sitla-Tempels sind große aufrechtstehende Gebetmühlen befestigt, die unausgesetzt von Gläubigen in Umdrehung gehalten werden. Im Inneren derselben befinden sich Papierrollen mit frommen Sprüchen, jede Umdrehung ist gleichwertig mit einem Hersagen des betreffenden Spruches oder Gebets. In Tibet werden diese Mühlen vielfach mit Wasser oder Wind getrieben, so daß die frommen Buddhisten jeglicher Mühe beim Verrichten der Gebete überhoben sind.

Der von Tibetanern am meisten besuchte Wallfahrtsort ist der bereits erwähnte Tempel in Bodhnath, der gleichzeitig einer der größten Nepals ist. Er hat einen Umfang von über drei Kilometern. In einer Außenmauer eingelassen sind gegen vierzig Nischen mit je fünf Gebetmühlen. Als ein gottgefälliges Werk gilt es, mehrmals um die Mauer herumzulaufen und dabei jede einzelne Mühle in Bewegung zu setzen. Die nach Khatmandu kommenden Tibetaner beziehen meist in der Nachbarschaft dieses Tempels Quartier, und manchen Besuch habe ich ihnen hier in der Hoffnung abgestattet, Gelegenheit zu finden, den einen oder anderen ihrer interessanten Gegenstände für meine Sammlung zu erstehen. Leider sah ich mich in dieser Hoffnung bitter getäuscht, denn die guten Leute wollten sich für kein Geld von ihren Schätzen trennen, und ich habe von ihnen nichts anderes als eine ziemlich roh gearbeitete kupferne Handgebetmühle und einen Türkisenschmuck heimgebracht.

Am Nachmittage brachen König und Maharadja mit großem Gefolge zur Jagd im Terai auf. Da der jugendliche Herrscher seinen ersten Tiger schießen sollte, wurde die ganze Angelegenheit als eine Haupt- und Staatsaktion behandelt, und gegen zehntausend Menschen, Kulis, Soldaten, Diener, Musikanten und Tänzerinnen sollten im Lager versammelt sein, abgesehen von einigen Hundert trainierten Jagdelefanten. Vom Obersten Mahabeer erfuhr ich, daß man über etwa vierhundert Jagdelefanten in Nepal verfüge, daß die meisten dieser Elefanten tigerfest seien, das heißt keine Furcht vor Tigern zeigten, daß hingegen rhinocerosfeste Elefanten zu den größten Seltenheiten gehörten. Der Elefant fühle sich gegen das ihn angreifende gepanzerte und gehörnte Ungetüm, welches meist versuche, ihm mit dem Horn den Leib aufzuschlitzen, wehrlos, während ein Fußtritt seinerseits genüge, den Tiger kampfunfähig zu machen. Für die Bewohner des Terais ist solch eine königliche Jagd eine schwere Heimsuchung, denn sie haben wochenlang die im Lager untergebrachten Menschen und Tiere zu verpflegen, ohne irgendwie dafür entschädigt zu werden.

Auch einige der Damen des Palastes sah ich, in Wolken weißen Musselins schwebend,

in offenen Wagen die Residenz verlassen, um bis zum Chandraghiripaß zu fahren und von dort die Reise ins Lager in Sänften fortzusetzen. Bei der Abfahrt der Herrschaften wurde Salut für den König, für den Maharadja und jeden einzelnen Prinzen gefeuert.

Mit der Regierung des Landes war für die Dauer der Abwesenheit des Regenten Bir Shum Shere dessen ältester Bruder, General Dep Shum Shere, betraut worden. Einer Einladung desselben folgend, fuhr ich in Begleitung meines Obersten in einem königlichen Wagen nach dem etwa anderthalb Kilometer im Südosten der Stadt am Ufer des Bagmati gelegenen Palaste Thapatali, der mit seinen Höfen, Gärten, Pavillons, Bedienstenwohnungen, Elefantenstallungen und Kasernen eine Fläche von mehreren Quadratkilometern bedeckt und ehemals dem größten Mann der nepalischen Geschichte, Jung Bahadur, als Residenz gedient hat. Thapatali ist in sich eine geschlossene, lebhafte kleine Stadt, in der mehrere Tausend Menschen leben.

Tibetanischer Lama.

Die Repräsentationsräume des Commanders in Chief of the whole Nepalese Forces (diesen Titel schrieb mir General Dep Shum Shere später beim Abschiede auf seine Photographie) liegen im ersten Stock eines langgestreckten Gebäudes und sind europäisch eingerichtet. Der General, ein korpulenter, gutmütig dreinschauender Herr von achtundzwanzig Jahren, mit blauer Brille, empfing

mich in großer Uniform und nötigte mich, neben ihm auf einem ſogenannten Rondelſofa Platz zu nehmen. In einem der Nebenräume war eine Militärkapelle aufgeſtellt, die, mit der „Wacht am Rhein“ beginnend, während der ganzen etwa zwei Stunden dauernden Audienz ausſchließlich deutſche Weiſen ſpielte. Der General iſt ein liebenswürdiger Geſellſchafter, in erſter Linie paſſionierter Soldat und als ſolcher ein grenzenloſer Bewunderer der deutſchen Armee und ihrer Führer. Mit der größten Verehrung ſprach er vom alten Kaiſer Wilhelm, von Bismarck und Moltke, pries das energiſche Weſen des jungen Kaiſers und teilte mir mit, er leſe nicht nur alles, was über Deutſchlands Herrſcher und deſſen Familie erſcheine, ſondern laſſe ſeine Söhne auch in militäriſcher Weiſe erziehen, wie ſolches am Hofe in Berlin der Fall ſei. Als Beweis für ſeine Behauptung wurde ſein ſechsjähriger, allerliebſter Sohn gerufen, und der kleine, in Uniform gekleidete Mann mußte vor mir nach engliſchen Kommandos alle möglichen Wendungen und Griffe ausführen; dann wurden, während wir Cigaretten rauchten und die Muſik „Komm herab, o Madonna Thereſa“ ſpielte, intereſſante Waffen, Jagdtrophäen, Hirſchgeweihe, Elefanten- und Nashornſchädel, Tigerfelle und Büffelhörner herbeigeholt und nach Gebühr bewundert. Zum Schluß wurde ein Lederkaſten gebracht und mir eingehändigt. Ich öffnete denſelben und erkannte in dem Inhalt eine der koſtbaren, perlen- und edelſteinbeſetzten Kopfbedeckungen, die ich bereits geſchildert habe und von denen jede einen Wert von mindeſtens einer halben bis einer Million Mark darſtellt. Da mir der Schalk im Nacken ſaß, erhob ich mich, verbeugte mich feierlichſt vor dem General und ſtammelte meinen unterthänigſten Dank für das ebenſo koſtbare wie intereſſante Andenken, das er mir habe überreichen laſſen.

Frauen aus Tibet.

Anfangs ſaß mein ehrenwerter Wirt da, wie vom Blitz getroffen, mit offenem Mund und weit aufgeriſſenen Augen. Allmählich erholte er ſich jedoch von ſeinem Schrecken und erklärte verlegen die Sache für ein kleines Mißverſtändnis, da er mir den Helm nur „zur gefälligen Anſicht“, nicht aber als „Souvenir d'amour“ übergeben habe. Derſelbe ſei nämlich Eigentum der Krone und als ſolches unveräußerlich. Ich beruhigte Seine Excellenz ſofort, erklärte, mir nur einen kleinen Scherz mit ihm erlaubt zu haben, und ermutigte ihn, mir noch mehr von ſeinen Schätzen zu zeigen.

Als er erfuhr, daß ich unter anderem auch Münzen in Nepal ſammele, ließ er einen Teller mit älteren Gold- und Silberſtücken herbeiholen und bat mich, dieſelben als einen kleinen Beitrag ſeinerſeits zu meiner Sammlung entgegenzunehmen, was ich auch, ohne mir ein Gewiſſen daraus zu machen, that. Beim Abſchiede erſuchte er mich, ihn vor meinem Verlaſſen Khatmandus nochmals zu beſuchen, da er ein für mich ſicherlich intereſſantes Erinnerungszeichen an meinen Aufenthalt in Nepal mir mitgeben wolle.

Digitized by Google

Ich will hier gleich vorweg bemerken, daß dieses Erinnerungszeichen in einem der beſten je im Lande gearbeiteten Kukris in goldbekleideter Scheide und einer von den Nepaleſen im Kriege 1855 erbeuteten Kavallerielanze beſteht. Auf dem Goldbeſchlag der Scheide des Kukris ſind als Widmung die Worte „Souvenir Dep Shum Shere“ eingehämmert.

Die Stadt Patan liegt neben Khatmandu etwa wie Deutz neben Köln. Man überſchreitet, den Palaſt Thapatali verlaſſend, eine den Bagmati überſpannende lange Holzbrücke, von der man einen guten Überblick über die am rechten Flußufer ſich aneinander reihenden zahlloſen Tempel hat, erklettert einen Hügel und befindet ſich in der dreißigtauſend Einwohner zählenden zweitgrößten Stadt des Landes. Patan iſt im Jahre 299 chriſtlicher Zeitrechnung gegründet worden und ſomit eine um vierhundertvierundzwanzig Jahre ältere Stadt als Khatmandu.

Tibetaner.

Wir finden in ihr dieſelben engen, von Schweinen belebten Straßen, den gleichen Schmutz wie in der Hauptſtadt, aber ungleich prächtigere Tempelbauten und weniger moderne Gebäude, ſo daß Patan dem Maler noch mehr herrliche Motive bietet als ſelbſt Khatmandu.

Von neuen Gebäuden iſt eigentlich nur der Tempel von Radja Kriſchna zu nennen, unſtreitig einer der ſchönſten Bauten, die unter der Gurkadynaſtie ausgeführt worden ſind. Immerhin paßt er mit ſeinen Steinkolonnaden, ſeinen vielen maſſiven Türmen und Türmchen nur ſchlecht in die Nachbarſchaft der alten Newar-Tempel und -Häuſer, die mit ihren ſchweren, weit ausladenden Dächern, ihren reichgeſchnitzten Dachbalken, Fenſtern und Balkonen das Auge jedes Malers entzücken müſſen. Am intereſſanteſten iſt ein vor dem alten Newarpalaſte liegender Platz, auf dem ſich neben einer Anzahl ſehr ſchöner Tempel zwei hohe vierkantige Steinmonolithe mit mächtigen Kapitälen in Form von Lotosblumen erheben, die den vergoldeten Statuen ehemaliger Newarfürſten als Baſis dienen. Die in knieender oder vielmehr hockender Stellung, mit zum Gebet zuſammengelegten Händen daſitzenden Herrſchaften machen den Eindruck, als fühlten ſie ſich da oben hochgradig unbehaglich. Hinter der einen dieſer Statuen erhebt ſich eine ihre Halsleſzen aufblähende Kobra, auf deren Kopf ein kleiner Vogel ſitzt. Vor dem prächtigen Bronzethor des alten Palaſtes halten zwei ſteinerne Löwen mit gekräuſelten Mähnen und ſtumpfſinnig vergnügten Geſichtern Wache.

Am Weihnachtsabend verſammelten wir wenigen Europäer uns im Hauſe Dr. Shores und gedachten bei perlendem Champagner

der Lieben in der fernen Heimat. Den letzten Christabend hatte ich an den Abhängen des höchsten Berges des dunklen Weltteils, am Kilimandscharo in Ostafrika, verlebt, jetzt saß ich am Fuße des schneebedeckten Bergtitanen des Himalayas, des altehrwürdigen Gaurisankar. Welch ein Wechsel! Am folgenden Tage, nachdem sich die fast regelmäßig während der Frühstunden über der Ebene lagernden dichten Nebel verzogen hatten, ritten wir bei Sonnenschein und unbewölktem Himmel auf breiter gut gehaltener Landstraße in der Richtung auf Batgaon, der drittgrößten Stadt des Khatmandutha-les, munter unseres Weges. Ununterbrochen führte der Marsch durch kleinere und größere Dorfschaften, zwischen sauber bestellten und vortrefflich bewässerten Feldern, in östlicher Richtung weiter. Hier und da sahen wir Feldarbeiter auf den Äckern mit hölzernen Schlägeln schwere Ackerschollen zerkleinern oder mit eigenartigen Spaten, in Form eines Plätteisens, die Bewässerungsgräben reinigen. In einem der Dörfer wurde mitten auf der Straße in dem aus zwei durch ein Bambusrohr verbundenen großen irdenen Töpfen gebildeten Destillierapparat, aus Reis und Weizen ein „Rakshi" genannter Schnaps bereitet, der sich bei der Bevölkerung großer Beliebtheit erfreut. Die Bereitung des Rakshi steht jedermann im Lande frei, nur für den zum Verkauf gebrachten Schnaps wird Steuer erhoben. Bei Mitgliedern der höheren Kasten ist der Genuß von Alkoholika eigentlich verpönt, aber man scheint es auch hier mit den religiösen Vorschriften nicht allzu genau zu nehmen, denn Thatsache ist, daß in Nepal der Import europäischer Liqueure, namentlich auch französischer Champagner, in höchster Blüte steht und von Jahr zu Jahr größere Dimensionen annimmt.

Thee wird im Lande nicht gebaut, aber aus Tibet eingeführt und von allen Klassen der Bevölkerung, entweder mit Gewürzen zusammen gekocht oder nach tibetanischer Art mit Butter und Milch gemischt, getrunken.

Nach etwa zwölf Kilometern Marsches gelangten wir nach Batgaon und machten an einem vor der Stadt gelegenen, hoch eingedämmten, von Kolonnaden umgebenen Wasserbassin beim Siddha Pokri Halt, um einen kleinen Imbiß einzunehmen und dann, unsere Pferde auf guter Weide zurücklassend, in die Stadt zu wandern.

Batgaon, an einer Anhöhe am Ufer des Hanumanflusses gelegen, ist unstreitig die sauberste der drei großen Städte Nepals, hat gleich Patan gegen dreißigtausend Einwohner und macht mit seinen mit Ziegelsteinen gepflasterten Straßen, seinen wohlerhaltenen Häusern und Tempeln einen recht ansprechenden Eindruck, der noch am Tage unseres Ausfluges, da die Newaris gerade ein Fest begingen, durch die Lebendigkeit seiner Bewohner wesentlich erhöht wurde. Männlein und Weiblein waren festlich geschmückt und, wie es schien, durch den seltenen Besuch dreier Europäer in besonders gehobener Stimmung.

Als wir einer, zwei riesige Wasserbüffel durch die Straßen treibenden Menschenmenge begegneten, machte Mr. Gaye mich darauf aufmerksam, daß, falls ich noch keinem Büffelopfer der Newaris beigewohnt habe, sich für mich jetzt hierzu Gelegenheit böte. Ich schloß mich also, wie der Berliner Schusterjunge der aufziehenden Wache, der büffeltreibenden Gesellschaft an und hielt nach wenigen Minuten mit derselben vor einem unscheinbaren Tempel, der eigentlich nichts anderes war als eine säulengetragene Veranda, in der nebeneinander drei in Stein gehauene Bilder der blutgierigen Göttin Durga standen. Mit Hilfe eines ihm um die Beine geschlungenen Strickes wurde das erste der beiden Opfertiere zu Boden geworfen, seine Füße wurden, um es am Strampeln zu hindern, fest zusammengeschnürt und ihm dann von zwei kräftigen Männern der Kopf nach hinten gebogen, um die Halshaut straff zu spannen. Der mit der Schlächterei betraute Priester machte sich nun daran, nachdem er seinem Messer auf einer der Tempelstufen noch einen letzten Schliff gegeben hatte, an jeder Seite der Halsröhre die Haut oberflächlich aufzuschlitzen und dann mit den Fingern die großen Schlagadern aus den sie umgebenden Fleischmassen vorsichtig, ohne sie zu verletzen, loszulösen und vollkommen freizulegen. Als dieser Prozeß unter dem Gelärme und allerhand Witzen der Priester und des sich herumdrängenden Volkes glücklich erledigt war, zerrte man das vor Angst und Schmerz zitternde Tier dicht vor das Bild

der Gottheit, der es bestimmt war. Durch einen kleinen Längseinschnitt wurden dann die Adern geöffnet und die beiden aus denselben hoch emporspritzenden feinen Blutstrahlen mit geschickter Hand auf das betreffende Götzenbild gerichtet. Häufig werden aber auch die umstehenden Menschen mit einer Bespritzung bedacht, so daß die meisten Leute am Abend eines solchen Festtages aussehen, als kämen sie von einer sicilianischen Vesper. Nur durch schleuniges Zurückspringen gelang es mir, mich einer mir speciell zugedachten Bespritzung zu entziehen. Nach und nach wurden die Blutstrahlen schwächer und schwächer, und unter konvulsivischen Zuckungen, mit lautem Ächzen, hauchte das arme, mindestens eine Viertelstunde lang gequälte Tier brechenden Auges seinen Atem aus, während von den umstehenden Menschen Reis, Blumen und Radieschen auf die blutbesudelte Gottheit geworfen wurden.

General Dep Shum Shere.

Das zweite Opfer folgte; dann wurden die getöteten Tiere zerlegt und ihr Fleisch, von dem die Priester natürlich ihren Anteil erhielten, zwischen diejenigen Personen verteilt, die sich zum Ankauf der Opfertiere zusammengethan hatten. Die Hörner der Büffel werden vielfach zur Erinnerung an das Opferfest an einer passenden Stelle des Tempels festgenagelt. In ähnlicher Weise werden auch Ziegen, Hühner oder Enten geopfert, nur ist der Anblick dieser kleineren Opfer natürlich weniger widerwärtig. An dem Hauptopferfeste, der Dassera oder Durga Puja, welches zehn Tage dauert, sollen nach Aussage des Obersten Mahabeer Singh allein im Khatmanduthale gegen hunderttausend Ziegen und mehrere Tausend Büffel geschlachtet werden. Das Hauptschlachtfest findet am neunten Tage der Dassera statt. An diesem Tage bekränzen die Nepalesen ihre Elefanten, Pferde, Rinder, Hunde und sonstige Haustiere, und die einzelnen Regimenter bringen unter Entfaltung alles möglichen militärischen Pompes ihre Opfer der Durga dar, um auf diese Weise das Kriegsglück an ihre Fahnen zu fesseln. Die Gurkas quälen übrigens ihre Opfertiere nicht in der geschilderten Weise, sondern trennen ihnen, nachdem das Tier mit der Nase an den Boden gefesselt ist, mit Hilfe ihrer Kukris oder eines sichelförmigen gebogenen Richtschwertes, dem „Khora", mit einem einzigen sicher geführten Hiebe den Kopf vom Rumpfe. Auf einen Kanonenschuß fallen bei einer solchen, in Gegenwart des Königs in Khatmandu abgehaltenen Regimentsfeier, unter dem Klange der Musikkapellen und dem Jauchzen der Menge, zuweilen mehrere Hundert Büffelköpfe in derselben Sekunde.

Macht Patan den Eindruck einer dem Verfall entgegengehenden Stadt, so kann sich in Batgaon der Besucher im Gegenteil des Eindrucks nicht erwehren, daß die Stadt sich in den letzten Jahren mehr und mehr entwickelt hat, Häuser und Tempel befinden sich in besserem Zustande, und man sieht, daß auch an gewöhnlichen Tagen ein lebhafter Verkehr hier stattfindet.

Als besondere Sehenswürdigkeit Batgaons gilt, außer dem sich durch Reichtum seiner Ornamentik auszeichnenden goldenen Thor des aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts stammenden Palastes, der im Pagodenstil erbaute, von fünf übereinander sich erhebenden Dächern gekrönte und von den Newaris mit dem Namen Nyatpola Dewal bezeichnete größte Tempel der Stadt. Auf jeder der vier den Unterbau des Gebäudes bildenden Plattformen halten zu beiden Seiten einer

Tempel des Radja Kriſchna in Patan.

Treppe koloſſale Steinfiguren Wache, und zwar auf dem unteren Abſatz die Statuen zweier hiſtoriſcher Ringkämpfer eines Radjas von Batgaon, die jeder ſo ſtark geweſen ſein ſollen wie vierzehn gewöhnliche Menſchen, auf dem zweiten Abſatz Elefanten, die zehnfache Kraft der Ringer darſtellend, dann folgen Löwen, zehnmal ſo ſtark als Elefanten, und den Schluß bilden Greifen, zehnmal an Kraft den Löwen überlegen.

Unter dem Vortritt zweier mit Knuten bewaffneter Poliziſten hielten wir einen Umgang durch die belebten Bajaare und nahmen dann außerhalb der Stadt, unbehelligt von Zuſchauern, auf einer grasbedeckten Anhöhe unter freiem Himmel, angeſichts der unvergleichlich großartigen Kette ſchneebedeckter Berge, ein inzwiſchen von Khatmandu herbeigebrachtes „tiffin“ ein, um ſpäter in fröhlichſter Stimmung in der ſchärfſten Gangart, die unſere Ponies einſchlagen konnten, nach der Hauptſtadt zurückzukehren.

Einen der letzten Tage meines Aufenthalhaltes in Khatmandu benutzte ich zu einem Beſuche des außerhalb der Stadt gelegenen Zeughauſes, in dem, ganz im Stile ähnlicher europäiſcher Inſtitute, die in den verſchiedenen nepaleſiſchen Feldzügen erbeuteten Waffen, neben ausrangierten, für etwaige Kriegsfälle aufbewahrten Rüſtzeugen, in geſchmackvoller Weiſe an den Wänden befeſtigt oder zu Kronleuchtern vereinigt worden ſind.

Etwa drei Wochen mochten ſeit meiner Ankunft in Khatmandu vergangen ſein, als ich eines ſchönen Tages bei einem Beſuche in Thapatali Herrn Dep Shum Shere nahe legte, daß, ſo ſehr ich ihn und ſein ſchönes Vaterland auch liebe, ſie beide mir dennoch viel teurer würden, wenn man mir die Erlaubnis erteilen möchte, das Land über ſeine Nordgrenze auf dem Wege nach Tibet zu verlaſſen. Tibet, das war das Land, welches mich, nachdem ich Nepal kennen gelernt hatte, mehr anzog als ein anderes Stück terra incognita unſeres Planeten. Lhaſſa, zu deſſen Thoren ſo viele Reiſende geſtrebt, um ſchließlich, wenn ſie wirklich bis an dieſelben gelangt waren, ſich wieder zur Umkehr gezwungen zu ſehen; Lhaſſa, das Rom, das Mekka der Buddhiſten, warum ſollte es nicht gerade mir vorbehalten ſein, hier als erſter Europäer mit dem Dalai Lama Thee zu ſchlürfen und mich von ihm mit einem himmelblauen Seidenſhawl, einer ſogenannten „Hata“, beſchenken zu laſſen, ohne den kein Beſucher ſeinen Hof verläßt.

Wenn irgend jemand mir zur Erreichung dieſes Zieles behilflich ſein konnte, ſo war es der Maharadja von Nepal. Er brauchte mich nur als Soldat in eines ſeiner Re-

Digitized by Google

gimenter einzuſtellen und mich dann als ſolchen mit der Eskorte der nächſten von hier nach Lhaſſa ziehenden Geſandtſchaft an das Ziel meiner Wünſche marſchieren zu laſſen.

Als ich jedoch dieſen meinen Plan Herrn Dep Shum Shere auseinanderſetzte, machte er ein ſehr nachdenkliches Geſicht. Daß ich mich ſo weit erniedrigen wollte, als gemeiner Soldat in die nepaleſiſche Armee einzutreten, lediglich um Gelegenheit zu finden, nach Lhaſſa zu ziehen, dort allerhand Studien zu machen und ſpäter der Welt zu berichten, wie es daſelbſt zugehe, das überſtieg das Begriffsvermögen meines verehrten Freundes. Es ſchien für ihn feſtzuſtehen, daß ich mit dieſer Expedition etwas ganz Beſonderes im Schilde führe, irgend eine politiſche Miſſion verbinde, aus der Nepal ſelbſt kein Segen erwachſen könne. Was konnte mich veranlaſſen, dieſe weite, gefahrvolle Reiſe in der Verkleidung eines Soldaten zu unternehmen? Sollte ich doch vielleicht der gefürchtete ruſſiſche Spion ſein und bis dahin nur allerlei harmloſe Sammlungen angelegt haben, um den anfangs gegen mich von den Nepaleſen gehegten Verdacht einzuſchläfern?

Das etwa mochten die Gedanken ſein, die das Hirn des Generaliſſimus durchkreuzten, während er, verlegen mit ſeinem Säbel ſpielend, zu Boden ſah.

Nach längerem Schweigen eröffnete er mir, leider nicht in der Lage zu ſein, meine Abſichten fördern zu können, denn nicht einmal bis an die tibetaniſche Grenze könne man mir zu gehen geſtatten, da man außerhalb Khatmandus und deſſen näherer Umgebung nicht die geringſte Garantie für die Sicherheit meines Lebens übernehmen könne und in Teufels Küche bei den Engländern käme, wenn mir irgend etwas zuſtieße. Mit Tibet habe man obendrein, ſoviel er wiſſe, einen Vertrag abgeſchloſſen, demzufolge kein Europäer von Nepal aus das Land betreten dürfe. Aber ſelbſt wenn alle dieſe Bedenken nicht vorhanden wären, hätte er nicht die Macht, etwas in dieſer Angelegenheit für mich zu thun, ſolche Fragen könne nicht er, ſondern nur der Maharadja entſcheiden, und da dieſer, wie mir bekannt, zur Zeit im Terai jage, ſo riete er mir, keine Zeit zu verlieren und mich ſo bald als möglich in das königliche Jagdlager zu begeben. Falls ich mich damit

Alter Newartempel in Batgaon.

einverstanden erkläre, wolle er sofort Eilboten abschicken und bei seinem Bruder anfragen, ob ein Besuch angenehm sei.

Das Vernünftige dieses Vorschlages leuchtete mir ein, nur der Maharadja konnte mir helfen, und wenn ich auch nicht gar zu große Hoffnung hegte, daß er meinen Wünschen ein geneigtes Ohr leihen würde, einen Versuch konnte ich immerhin machen. Selbst wenn ich von vornherein nicht die geringste Aussicht auf Erfolg hätte, wäre ich auf Dep Shum Sheres Anerbieten mit Freuden eingegangen, lediglich um Gelegenheit zu finden, das Leben im Jagdlager des Königs kennen zu lernen.

Ich legte demnach die ganze Angelegenheit vertrauensvoll in die Hände meines Freundes, verabschiedete mich von ihm und traf ungesäumt die nötigen Vorbereitungen zur Abreise.

Nach drei Tagen erhielt ich die Nachricht, daß der Maharadja mich erwarte und für mich zum Transport meines Gepäckes die erforderlichen Elefanten nach Bhimpedi schicken wolle, die mich daselbst erwarten und ins Jagdlager bringen würden.

Niemand war glücklicher als ich, der Himmel hing mir voller Geigen und ich stand in meiner Phantasie bereits mit einem Fuße in Tibet. Mein liebenswürdiger Wirt, Dr. Shore, schien dagegen weniger optimistisch über die Sache zu denken, machte ein Gesicht, als ob er sagen wollte: „Die Botschaft hör ich wohl, allein mir fehlt der Glaube", und erteilte mir den Rat, lieber in das Jagdlager des Residenten als in das des Maharadjas zu gehen.

Am folgenden Morgen verließ ich Khatmandu, nachdem ich tags zuvor bereits Dienerschaft, Ponies und Gepäck vorausgesandt hatte, auf speciellen Wunsch des Generalissimus in einem mir von ihm zur Verfügung gestellten Landauer, der mich nach Thankot bringen sollte. Hier angelangt, begann der steile, unbequeme Aufstieg zur Paßhöhe, die ich gegen neun Uhr erreichte. Ausnahmsweise lagerte dieses Mal kein Nebel über dem Khatmandutale, es war ein selten klarer Morgen, jedes Dorf, jeden Tempel konnte man mit unbewaffnetem Auge erkennen, und in schneeiger Weiße hoben sich die Himalayariesen ab vom unbewölkten Himmel.

Noch einmal lag er vor mir da, der stolze, alles überragende, einzige Gaurisankar. Der Gedanke, vielleicht schon in wenigen Wochen diesem Könige aller Berge auf dem Wege nach Lhassa meine Huldigung darbringen zu können, der Gedanke, daß meine Hoffnungen sich erfüllen könnten, durchrieselte mich wie ein Wonneschauer.

Aber wie, wenn dieser Traum in nichts zerfloß, wenn ich zum letztenmal hier Umschau hielt, als Zeuge solcher Wunder ohnegleichen, wenn ich wie Faust sagen sollte: „Ich stand am Thor, ihr solltet Schlüssel sein!" was dann? Dann lebe wohl, du stolzer Gaurisankar, leb wohl, du wunderbarer Kinchinjanga, leb wohl auch du, erhabener Dwalagiri!

Mit diesem Gruße wandte ich mich ab von der großartigsten aller Bergscenerien und rannte den steilen Abhang hinunter nach Chitlong, wo ich bei meiner Ankunft nur meinen fröhlich wiehernden Schecken vorfand. Die Diener waren, so hörte ich, bereits mit den Kulis weiter nach Sissagari marschiert, um mich im Rasthause des Forts zu erwarten. Da es mich selber drängte, möglichst schnell die entscheidende Antwort aus dem Munde des Maharadja zu vernehmen, freute ich mich der Eile meiner Leute, schwang mich unverweilt in den Sattel und traf nach flottem Ritt schon gegen drei Uhr in meinem bekannten Nachtquartier ein.

Meine erste Frage an den Kommandanten des Forts galt natürlich den Elefanten. Waren sie in Bhimpedi eingetroffen? Nein, bisher war keine Meldung von ihrer Ankunft erstattet worden; aber sie würden schon kommen, wenn nicht heute abend, so sicherlich über Nacht oder am nächsten Morgen. So tröstete man mich.

Der Morgen kam, ich eilte selber hinunter nach Bhimpedi. Von Elefanten keine Spur; ich wartete bis gegen Mittag — kein Brief, kein Bote, kein Elefant. Nun, dachte ich, auf dem Marsche sind die Tiere jedenfalls, und einen anderen Weg als den über Hetounda konnten sie doch nicht eingeschlagen haben. Zeit wollte ich auch nicht weiter verlieren, vorwärts also, den Dickhäutern entgegen.

Diesem Vorwärts stellten sich insofern Schwierigkeiten in den Weg, als die mir von

der Regierung gestellten Kulis erklärten: „Bis hierher und nicht weiter.“ Ihnen war gesagt worden, sie würden von Bhimpedi ab durch Elefanten ersetzt werden, und bestanden darauf, zurückzukehren. Geld und gute Worte erweichten glücklicherweise ihren harten Sinn, so daß wir bis Hetounda gelangten und dort übernachteten.

Nochmals kam der junge Tag gezogen mit Sonnenglanz und Vogelsang, aber die Elefanten waren auch heute leider ausgeblieben.

Ich muß gestehen, mir war nichts weniger als heiter zu Mute, denn meine Kulis wollten mich zum zweitenmal verlassen, und ich mußte alle mir zu Gebote stehende Überredungskunst anwenden, sie wiederum zu bewegen, ihre Lasten aufzunehmen und mir zu folgen.

Wir mußten ja jeden Augenblick auf die Elefanten stoßen, versprochen waren sie, und an dem Wort eines Maharadja zu zweifeln, das wäre ja an sich bereits eine Majestätsbeleidigung gewesen.

Weiter ging es nun und zwar bis Bichiaka — dann verließen sie mich, nämlich die Kulis, und zwar heimlicherweise, ohne ein Wort zu sagen, derweil wir im Waldesschatten rasteten und unser Frühstück einnahmen. Sie waren verschwunden und, was für einen Orientalen viel sagen will, sogar unter Zurücklassung ihres gesamten Lohnes.

Anfangs saß ich da mit meinen Lasten wie Jeremias auf den Trümmern Ninives. Wie sollten wir nun weiter kommen, ohne Kulis und Elefanten? Ich ging zum Ortsvorsteher, klagte ihm mein Leid und bat um Hilfe, das heißt um die sofortige Zurückholung der Deserteure, oder um andere Kulis resp. Transporttiere, aber er hatte für mich nichts als ein impertinentes Achselzucken und meinte, von seiner Regierung keinerlei Instruktionen meinetwegen erhalten zu haben. Das Rasthaus stehe zu meiner Verfügung, dort möge ich bleiben und warten, bis der Maharadja die Elefanten schicke. Allmählich ging es mit meiner Lammesgeduld auf die Neige, vorwärts wollte ich, einerlei, ob mit oder gegen den Willen des Maharadjas und aller nepalesischen Ortsvorsteher.

Hilft man dir nicht, so hilf dir selbst,

Nyatpola Dewal in Batgaon.

sagte ich mir, und da gerade eine mit Brennholz beladene Ochsenkarawane des Weges kam, machte ich kurzen Prozeß, führte die ersten besten — und diese ersten besten waren herzlich schlechte — Tiere in mein Lager, veranlaßte die Treiber, teils mit Silbergeklapper, teils durch energisches Zureden, ihren Ochsen die Holzlasten abzunehmen, sie mit meinen Gepäckstücken zu beladen, und trieb dann die ganze Gesellschaft vor mir her. Langsam zogen wir auf breiter, sandiger Straße durch Wald und Busch dahin, alle Augenblicke fiel die eine oder die andere der schlecht befestigten Lasten zu Boden, bald rannte der eine der Ochsen in den Wald, um zu grasen, bald wieder machten die Treiber Miene auszureißen. Schließlich aber ward Semrabassa doch glücklich erreicht, und als nach kurzer Zeit das Fleisch eines von mir erstandenen Büffelviertels in den Töpfen der Leute schmorte und ich mit vollen Händen Tabak auszuteilen begann, da

herrſchte im Lager eitel Freude und Eintracht, und meine Ochſentreiber erklärten ſich ohne Sträuben bereit, mir auch ferner folgen zu wollen, gleichviel wohin.

Wir maſchierten am nächſten Tage bis zu einer kleinen, etwas abſeits von der Landſtraße gelegenen Ortſchaft Gana, von wo aus ſich der Weg ins Jagdlager des Maharadjas abzweigte, und ſchlugen die Zelte unter einer Gruppe prächtiger ſchattenſpendender Baumrieſen auf. In Gana ging es recht lebhaft zu, da am Orte eine Abteilung Soldaten untergebracht war und täglich Kulis mit Proviant ſowie Poſtläufer ins königliche Lager abgeſandt wurden. Ich fand hier als Höchſtkommandierenden einen nepaleſiſchen General, erzählte ihm, daß der Maharadja mich erwarte und mir Elefanten verſprochen habe, die mich zu ihm ins Lager bringen ſollten. Ob er, der General, in der Lage ſei, mir Elefanten zu ſtellen? Als er verneinte, eröffnete ich ihm, in dieſem Falle ohne meine Laſten, nur von einem Diener begleitet, weiterreiſen zu wollen, denn zum Maharadja wolle und müſſe ich, unter allen Umſtänden. Ob ich im Beſitze eines Paſſierſcheines vom Maharadja oder General Dep Shum Shere ſei? Nein, niemand habe mir etwas Derartiges mitgegeben. Dann bedaure er aufrichtig, mich auf keinem anderen Wege als auf der großen Landſtraße weiterreiſen laſſen zu können.

Ich bat ihn darauf, ſofort einen Brief an den Maharadja zu befördern. Auch das könne man nicht, es ſei gegen die Inſtruktionen, er könne mir nur raten, zu warten, bis die Elefanten kämen.

Der Teufel hole eure Elefanten! Glaubt ihr, ich habe Luſt, mich hier an der Naſe herumführen zu laſſen? Noch heute marſchiere ich nach Khatmandu zurück, um mich perſönlich bei Herrn Dep Shum Shere über die Art und Weiſe, wie man mich behandelt hat, zu beſchweren.

Mein Herr General that mir jedoch mit der liebenswürdigſten Miene kund und zu wiſſen, daß er mir ohne beſonderen Befehl nicht einmal geſtatten könne, auf dem Wege, auf dem ich gekommen ſei, zurück zu marſchieren. Vor einem Monate habe man Inſtruktionen gehabt, mich nach Khatmandu gehen zu laſſen, jetzt habe ich die Hauptſtadt verlaſſen, und ohne einen neuen Paſſierſchein könne er mir nur erlauben, entweder zu bleiben, wo ich ſei, oder aber in der Richtung nach der indiſchen Grenze weiterzuziehen.

Nach all dieſen Eröffnungen war es mir klar geworden, daß die Pforten Nepals ſich hinter mir geſchloſſen hatten, um ſich vorläufig nicht wieder zu öffnen; daß man mich mit der Einladung ins Jagdlager lediglich aus dem Lande hatte herauslocken wollen, und daß ich auf die verſprochenen Elefanten warten könnte, bis ich ſchwarz würde. Ich verabſchiedete mich daher von dem General, bat ihn, dem Maharadja zu melden, daß ich ihm für alle mir in Khatmandu erwieſene Gaſtfreundſchaft danke und noch ſelbigen Tages den Staub Nepals von den Füßen ſchütteln werde.

Darauf ritt ich zu meinem alten Freunde, Mr. Holloway, nach dem nur eine Stunde entfernten Hurdea, trieb mit deſſen Hilfe einen Elefanten auf, holte mein Gepäck und ſaß gegen Abend wieder auf engliſchem Grund und Boden, an der wohlbeſetzten Tafel meines Wirtes. Eine Woche ſpäter etwa erhielt ich in Bengalen aus dem Lager des Maharadjas einen Brief, in dem mir verſichert wurde, die Elefanten hätten mehrere Tage in Bhimpedi umſonſt auf mich gewartet, es müſſe irgend ein Mißverſtändnis vorliegen, und man bedaure allſeitig auf das tiefſte, daß ich das Land verlaſſen habe, anſtatt der Einladung, ins Jagdlager zu kommen, gefolgt zu ſein. Ich aber kannte meine Pappenheimer zur Genüge und kann nicht umhin, den Herren Nepaleſen das Kompliment zu machen, durch die Art und Weiſe, wie ſie ſich meiner entledigten, einen vortrefflichen Beweis dafür geliefert zu haben, daß ſie es in Bezug auf Verſchlagenheit mit jedem anderen Volke des Orients aufnehmen können.

# Die Bogumilen.

Roman aus Neu-Österreich

von

**Königsbrun-Schaup.**

I.

### Am Königsgrabe.

Eine gute Wegstunde von dem bosnischen Städtchen Trawnik entfernt liegen auf einsamer Höhe die Bogumilengräber.

Der Bosniak macht einen weiten Bogen, sobald er nur von ferne der hochragenden Eichen gewahr wird, die über mächtige steinerne Sarkophage ihre knorrigen Äste wie schützende Arme ausbreiten. Denn schlimme Geister — so sagt das Volk — umschweben die Ruhestätten jener Toten auf der Höhe. Wenn der Wind in die Eichen greift und die starken starren Äste schüttelt, ertönen klagende Laute in der Luft, und der vorübereilende Wanderer vermeint die Stimmen der Abgeschiedenen zu vernehmen.

Auf eine halbe Meile im Umkreise findet sich keine menschliche Wohnung. Nur Raubtiere haben von alters her hier gehaust; der Wolf und der Geier besuchen die Gegend, und die von der Gesellschaft Ausgestoßenen finden hier ihre Schlupfwinkel.

Freilich sind in neuester Zeit die „Schwabas", die Österreicher, gekommen, und diese stöbern überall herum. Unter ihnen sind gelehrte Männer, die neugierig die Sarkophage mit den Inschriften betrachtet und betastet haben, zum Schrecken der Moslems und der christlichen Rajas; doch zugleich zu ihrer heimlichen Freude, denn die Geister werden es den Schwabas vergelten. Diese Gelehrten haben klug geredet; sie haben gesagt, sie wüßten um die Bogumilen und ihre Gräber, in den Archiven des Vatikans fänden sich Nachrichten über sie. Die Bogumilen wären, gleich den Albigensern, eine verruchte Ketzergenossenschaft gewesen, nach ihrem Stifter Bogumil genannt.

Doch die Bosniaken wissen mehr als die Gelehrten der Schwabas.

In der Mitte der Gräber ragt ein mächtiger Stein empor. Und das ist der Sarkophag des letzten Bogumilenkönigs. Der König hatte seinen Glauben verraten und sein bogumilisches Weib verstoßen, um auf den Thron zu gelangen. Der Verräter wurde von den Türken besiegt und enthauptet. Das weiß jeder Bosniak! Die gelehrten Schwabas aber behaupten, das Königsgrab liege anderswo. Und die Schwabas thun noch mehr als

gelehrte Behauptungen aufſtellen. Sie ſcheuen ſich nicht, in kleinen Karawanen zu ihrem Vergnügen hierher zu kommen an die Stätte des Fluches und des Schreckens. Öſterreichiſche Offiziere und Beamte mit ihren Damen wählen die Bogumilengräber wegen ihrer maleriſchen Lage und des Schattens der Eichen zum Endziel von Landpartien. Sie veranſtalten dort Picknicks, ja ſie bringen nicht nur Wein und Speiſen mit, ſondern auch photographiſche Apparate, und nehmen Bilder auf von dem unheimlichen Orte.

Oder gab es, dank dem Lichte der Aufklärung, das die Schwabas ins Land getragen, doch ſchon vorurteilsloſe, helle Köpfe unter den Bosniaken?

In einer mondhellen Sommernacht des Jahres 1883 ſchritt ein junger, hochgewachſener Mann in bosniſcher Landestracht den ſchmalen Pfad zum Gräberhügel langſam hinan. Ohne jede Spur von Scheu oder Furcht ließ er ſich, nachdem er den Hügel erklommen hatte, auf einen der Sarkophage nieder. Eine Weile ſaß er geſenkten Hauptes und ließ die Füße gegen den Stein pendeln, dann zog er etwas Funkelndes aus der Taſche ſeines Kaftans. Es war keine Mordwaffe, ſondern ein friedliches Cigarettenetui. Gleichmütig drehte er ſich eine Cigarette, ſteckte ſie in Brand und blies Ringe gegen das Mondlicht. Wenn ein Ring beſonders gelang, fuhr er mit der Hand hindurch. Da raſchelte es in ſeiner Nähe im Unterholz. Er lauſchte, warf die Cigarette weg und ſprang auf.

Eine dunkle Geſtalt kam unter den Bäumen hervor und näherte ſich ihm in gebückter Haltung.

„Osman!“ rief der Bosniake.

„Osman!“ ſprach der ſich Nähernde leiſe, wie wenn er eine Parole wiederholte. „Ich glaube, ſie kommen!“ fügte er eindringlich und lauter hinzu.

„Tritt näher, Osman!“ befahl der andere. „Iſt Muſtapha bei dem Kahne?“

„Ja, o Kaimakam!“ entgegnete Osman. „Ich komme vom Fluſſe herauf, es war ein ſchwieriger Weg, und aufs Haar wäre ich in die Irre gegangen.“

„Das hätte noch gefehlt!“ ſagte der Kaimakam, der ſich wieder auf den Sarkophag geſetzt hatte. „Warum trittſt du nicht näher?“

„Ich bitte dich, Herr,“ ſtammelte Osman, „laſſe mich, wo ich bin, und ſtehe auf, Herr! Du ſollſt nicht auf des Königs Grabe ſitzen, es bringt dir Verderben und auch denen, die du liebſt. Laſſe mich hier im Schatten; das Mondlicht taugt nicht, am wenigſten hier. Man wird krank davon.“

„Dummkopf!“ ſtieß der andere hervor. Zugleich erhob er ſich, trat raſch auf Osman zu und faßte ihn an der Schulter. „Glaubſt du, ich könnte Feiglinge in meinem Dienſte brauchen? Wirſt du gehorchen?“

Er ließ ſeine Reitgerte drohend durch die Luft ſauſen. Osman trat zögernd in das gefürchtete Mondlicht. Er war ähnlich gekleidet wie ſein Herr und trug ein doppelläufiges Gewehr.

„Kerl!“ ſagte der Kaimakam, ſeinen Diener mit der Gerte ziemlich derb auf den Rücken ſchlagend. „Was fürchteſt du? Du biſt doch bewaffnet gegen Räuber und Wölfe! Oder fürchteſt du Geiſter? Die Geiſter werden ſchon wiſſen, daß du meinem Befehle gehorchſt. Und mir dürfen die Geiſter nicht nahe kommen, denn ein Schwaba geht ſie nichts an.“

Das ſchien dem Diener einzuleuchten, ſeine Miene beruhigte ſich.

Der Kaimakam wandte ſich verächtlich ab und zog die Uhr. Er hielt das Zifferblatt gegen das Mondlicht. „Halb zwölf!“ murmelte er auf deutſch. „Und ſie kommen noch immer nicht!“ Und ſich plötzlich wieder an den Diener wendend, ſagte er in ſerbiſcher Zunge: „Wozu haſt du Ohren, ſpitzbübiſche bosniſche Ohren, wenn du nicht richtig zu hören vermagſt? Wie kannſt du ſagen, ſie kommen?“ Er ſteckte die Uhr in die Taſche. „Setze dich dorthin, wo ich geſeſſen habe!“ befahl er. „Wir wollen warten!“

„O Kaimakam!“ ſagte Osman flehentlich.

„Wirſt du dich ſetzen, wenn ich befehle? Ich werde dich vom Aberglauben kurieren. Eins, zwei —“ Er ſchwang die Reitgerte. Die Kommandoworte hatte er deutſch geſprochen. Der unglückliche Diener ließ ſich ſtöhnend auf dem Grabe nieder.

Dem Kaimakam machte es offenbar Vergnügen, ſeinen Burſchen zu quälen. Er ſah mit höhniſchem Lächeln in das hübſche Geſicht des jungen Muſelmannes, das einen tief traurigen Ausdruck hatte, dann wandte

er ſich, durch den Gehorſam des Dieners beruhigt, von ihm ab und ging auf dem freien Platze vor den Gräbern auf und nieder, eine friſche Cigarette rauchend und gelegentlich mit der Gerte durch die Luft ſchlagend. Er war von hoher, ſchlanker Geſtalt und trug das orientaliſche Koſtüm mit der nachläſſigen Würde eines Vollblut-Türken, nur ſein elaſtiſcher Schritt verriet den Abendländer. Wenn er in vollem Mondlicht ging, konnte Osman jeden Zug im Antlitz ſeines Gebieters beobachten. Das war nun freilich keineswegs geeignet, die trübſeligen Gedanken des Jünglings zu bannen. Etwas ungemein Hartes, faſt Grauſames lag in dieſem von einem dunklen, ſpitz zugeſchnittenen Barte umrahmten Antlitz. Die ſtolz geſchwungene Naſe, die höhniſch gekräuſelten Lippen: dies alles ſprach von einer unerbittlichen Strenge. Wie ein geprügelter Hund folgte Osman mit angſtvollen Blicken den Schritten ſeines Gebieters.

Es blieb ſtill in der Runde. Der Kaimakam drehte ſich eine neue Cigarette. Osman blickte ſcheu umher.

Hunderte von Leuchtkäfern ſtiegen garbenweis rings aus den Büſchen auf, und ihr Licht funkelte aus dem Schatten hervor. Es war, als hätten ſich einzelne Mondſtrahlen frei gemacht, um eigenwillig nach neuen Wegen zu ſuchen.

Leichte Wolken verhüllten hin und wieder den Mond. Die Garben der Leuchtkäfer ſtiegen und ſanken lautlos. Da knackte es nicht weit von dem Grabe, wo Osman ſaß, in den Büſchen, und er fuhr zuſammen. Er ſah zwei grüne flackernde Punkte aus dem Dickicht hervorglänzen. Sie kamen näher, dieſe zwei flackernden grünen Punkte. Das waren keine Leuchtkäfer, das waren die Augen eines Wolfes. Osman kannte ſie.

„Vuk!“ ſchrie er und faßte das Gewehr. Aber ſchon war der Kaimakam an ſeiner Seite und riß ihm die Waffe aus der Hand.

„Willſt du vielleicht ſchießen?“ fragte er leiſe und drohend. „Willſt du Lärm machen, damit wir verraten werden?“ Er drückte den zitternden Jüngling auf den Sitz nieder. „Nicht gemuckſt, ſag ich dir!“

„Aber wenn uns der Wolf zerreißt?“ fragte Osman kläglich.

„Wo iſt der Wolf?“

„Ach Herr, deutlich ſah ich ſeine grünen Augen. Er ſteht dort hinter dem Buſche.“

Der Kaimakam lachte hell auf. „Leuchtkäfer ſind es,“ ſagte er, „und wenn es auch ein Wolf ſein ſollte — ich bin bei dir, du Feigling!“

Osman blickte zu dem harten Antlitz auf und zitterte. Er fürchtete den Herrn mehr als den Wolf.

In dieſem Augenblicke aber wurde es lebhaft in der Nähe. Osman ſah die zwei flackernden Lichter nicht mehr, der Wolf mochte das Geräuſch vernommen haben, das jetzt von der Ebene heraufdrang und das Herannahen mehrerer Menſchen verkündigte. Der Kaimakam ließ von ſeinem Diener ab und ging raſch der Richtung zu, aus der die Schritte vernehmbar wurden.

„Hier ſind wir!“ rief er. „Eljen, die Bogumilen!“

Er hatte bereits die Perſonen erkannt, die jetzt den Hügel herauf kamen und nun unter den Eichen auftauchten.

Ein ſchlanker Mann in türkiſcher Tracht führte eine Dame an der Hand, unter deren langem Staubmantel der Saum eines europäiſchen Kleides hervorſah. Ein anderer Mann in türkiſcher Tracht folgte in einiger Entfernung.

Als das Paar in das Mondlicht kam, das den inneren Platz und die Sarkophage umflutete, erhob der Begleiter der Dame feierlich die rechte Hand und ſagte zu dem Kaimakam in deutſcher Sprache mit leichtem ungariſchem Accent: „Eljen, die Bogumilen!“ Dabei leuchteten ſeine dunklen Augen auf, und er hatte das Ausſehen eines Menſchen, der eine gottesdienſtliche Handlung vollziehen will.

Die Dame jedoch an ſeiner Seite eilte einige Schritte voraus, ſtreckte dem Kaimakam die Hand entgegen und ſagte mit fröhlicher heller Stimme: „Ah, Graf Altenberg! Sie glauben gar nicht, wie ich mich freue, endlich wieder in europäiſcher Kleidung zu ſtecken!“

„Sonſt freuen Sie ſich über nichts?“ fragte er leiſe.

„O doch, daß Sie hier ſind und daß Ihnen das türkiſche Koſtüm viel beſſer ſteht als meinem Vilmos,“ entgegnete ſie ebenſo.

Der Kaimakam küßte ihr die Hand und

deutete dann lächelnd auf ihren Begleiter. „Aber würdig gebärdet er ſich! Faſt wie ein Opferprieſter.“

„Alſo werde ich doch geopfert!“ flüſterte ſie. „Und Sie machen ſich noch darüber luſtig!“

„Mir ſcheint, wenn einer geopfert wird, ſo iſt es Vilmos.“

Der, von dem die Rede war, näherte ſich dem Sarkophage des Königs und blieb in gedankenvoller Haltung, wie ein Betender, davor ſtehen. Dann wandte er den Kopf und winkte der Dame. „Komm, liebe Daniza!“ ſagte er.

Sie kam zu ihm. Er ergriff ihre rechte Hand, legte dieſe auf den Stein und deckte die Hand mit der ſeinigen zu. Dabei richtete er den Blick nach oben, und ſeine Lippen bewegten ſich, als ob er eine Beſchwörung oder etwas Ähnliches murmelte.

Aber der Mann, den die Dame Graf Altenberg angeredet hatte, kam heran. „Was Teufel, Keſthelyi!“ rief er, „haſt du denn Zeit, ſolchen Hokuspokus zu treiben? Ich warte hier eine kleine Ewigkeit; ich denke, wir haben die größte Eile; ich habe den Kahn beſorgt, und Muſtapha wartet drunten am Waſſer.“

Da wandte ihm der andere, den er Keſthelyi genannt hatte, ein ernſtes und begeiſtertes Antlitz zu, das jetzt den Ausdruck des Unwillens annahm. „Still,“ ſagte er, „ſtöre nicht den erhabenſten Augenblick!“

Er ſchien in ſeinem unverſtändlichen Gebet fortfahren zu wollen, aber die Dame zog ihre Hand unter der ſeinigen weg und ſagte: „Es iſt genug, lieber Vilmos; Graf Altenberg hat recht, wir könnten verfolgt werden. Aber,“ ſetzte ſie lachend hinzu, „ich habe entſetzlichen Hunger bekommen. Es war ein weiter Weg. So viel Zeit werden wir wohl noch haben, daß wir einen kleinen Imbiß nehmen können. Ich habe Omar etwas aufgepackt.“

Bei dieſen Worten wandte ſie ſich nach dem Diener um, der ihr gefolgt war, und da dieſer ſich in einiger Entfernung zurückhielt, auch ihren Wink nicht zu beachten ſchien, ſondern gerade ſo wie Osman die Nähe der Gräber mied, ging ſie auf ihn zu.

Dies benutzte Graf Altenberg, um ſich ihr zu nähern. Er hatte angeſichts des Benehmens ſeines Freundes, Baron Keſthelyi, das Gefühl, ſich lächerlich zu machen oder doch wenigſtens an einem lächerlichen Vorgange teilzunehmen. Dazu trug auch das türkiſche Koſtüm bei, das er gleich ſeinem Freunde, auf deſſen Bitten, angelegt hatte. Er war auf die Maskerade eingegangen, weil er es in der That für möglich gehalten hatte, der Vater Danizas, der ſchönen Serbin, die ſein Freund entführt hatte, könnte das Paar verfolgen, und dann würde das Koſtüm ihnen ein Schutz und für die Verfolger eine Täuſchung ſein. Da aber niemand verfolgte, und da Baron Keſthelyi Zeit zu haben glaubte, ſeine bogumiliſchen Ceremonien vorzunehmen, fiel dem Grafen ein, daß er nicht nur ſeinem Freunde zu Gefallen das Liebesabenteuer unterſtützte, ſondern noch ſeine beſonderen Zwecke dabei verfolgte.

Baron Keſthelyi war tief in Andacht verſunken und blickte zum Monde auf, ſo konnte der Graf ein heimliches Wort mit der Entführten reden. Er trat ihr entgegen und fragte leiſe: „Die Depeſchen?“

Die Serbin blickte ihn, indem ſie ſtehen blieb, bei dieſer Anrede an, und ihr ſchönes Geſicht mit den ſchwarzen Sammetaugen hatte einen beſonderen Ausdruck.

Sie warf einen ſchnellen Blick über die Schulter zurück nach dem Baron, und da ſie ſich unbeobachtet ſah, faßte ſie unter den Mantel und zog ein Päckchen hervor.

„Hier ſind ſie!“ ſprach ſie und reichte dem Grafen das Päckchen.

Er ließ es in einer inneren Taſche verſchwinden, und ſie ſchritt ſcheltend auf Omar zu.

„Hörſt du nicht?“ fragte ſie. „Was ſtehſt du da ſo faul? Komm her und gieb das Huhn!“

Langſam näherte ſich der Diener, und ſie nahm aus einem Paket, das er ausbreitete, ein gebratenes Huhn und ein Meſſer. Lachend ging ſie damit zum Sarkophage und legte es auf den Stein.

„Daniza, hier?“ fragte der Baron, wie aus einem Traume erwachend.

„Dies iſt der beſte Tiſch,“ ſagte ſie. „Iſt es den Herren gefällig?“

Sie zerſchnitt das Huhn, und Graf Altenberg nahm aus Höflichkeit, obwohl er wiederum dabei ungeduldig an den Aufbruch

Palaſt und Tempel in Batgaon.

Digitized by Google

mahnte, ein Stück an. Auch der ungariſche Baron ſchien ſich in den Gedanken zu finden, daß der königliche Sarkophag einen Tiſch vorſtellen könnte, nahm von dem Huhn und ſagte: „Ein Opferaltar! Daniza, du haſt einen glücklichen Gedanken gehabt. Dies iſt unſer Hochzeitsmahl!“

„Doch nun vorwärts!“ mahnte Graf Altenberg. „Wir ſind Narren, wenn wir die gute Chance nicht ausnutzen. Vorwärts! die Zeit verrinnt.“

„Vorwärts!“ ſagte auch der Baron. „Laßt uns den Vorſprung benutzen!“

Die Dame hüllte ſich in ihren Mantel, ihr Entführer faßte ſie wieder an der Hand und Graf Altenberg deutete in das Dickicht.

„Dort hinab!“ rief er. „Ich habe das Terrain rekognosziert. Ich gehe voran, folgt mir!“ Er tauchte mit langen Schritten zuerſt in den Schatten ein, und das Paar ging hinter ihm her.

Der Wald, der an dieſer Seite den Hügel bekleidete, war in der Höhe aus mächtigen Bäumen gebildet, die bei ſpärlichem Unterholz vereinzelt ſtanden; am Fuße des Hügels jedoch wurde er dichter und ſchloß ſich in der Ebene zu einem Dickicht zuſammen. Aber Graf Altenberg kannte den Weg genau und folgte mit ſicherem Schritte einem kaum bemerklichen Fußpfade, der in Schlangenwindungen unter den dunklen Bäumen dahinführte.

Nachdem die Flüchtigen etwa zehn Minuten lang gegangen waren, kamen ſie aus dem Schatten in die mondhelle Ebene hinaus, die, langgeſtreckt und von ſumpfigen Stellen unterbrochen, zum Fluſſe führte.

„Immer vorwärts!“ rief der Graf. „Werden Sie auch nicht müde, Baronin?“

„Baronin?“ Die Dame blieb ſtehen. „Warum ſagen Sie Baronin?“

„Bitte, laufen Sie, Baronin!“ rief Altenberg zurück und lachte kurz auf. „Nach bogumiliſcher Art ſind Sie mit Keſthelyi vermählt. Vor Gott und dem heiligen Bogumil ſind Sie jetzt Baronin.“

„Ich laufe ſchon!“ lachte Daniza. Und ſie lief.

„Teufel!“ rief der Graf, der ſich wieder umſchaute. „Wo iſt denn Osman? Wo ſteckt die Canaille?“

Er konnte eine weite Strecke bis zum Wald zurück überſehen, und der Mond zeigte alle Gegenſtände deutlich. Nur Omar, der Diener des Barons, folgte der Herrſchaft. Von Osman war nichts zu ſehen.

„Das werde ich dem Burſchen eintränken!“ ſprach der Graf zornig. „Doch nun weiter! In einigen Minuten werden wir den Kahn ſehen.“

Er ſchritt vorwärts und umging mit kluger Wahl des Weges die moraſtigen Stellen.

Da ertönte von ferne der ſchwache Knall eines Schuſſes hinter dem Rücken der Flüchtigen, und der Graf blieb ſtehen.

„Was war das?“ fragte er. „Das klang, als käme es von dem Hügel her. Sind die Bosniaken doch hinter uns? Schneller vorwärts!“

Man beflügelte den Schritt, doch ſahen ſich alle von Zeit zu Zeit um, aus Beſorgnis, daß man hinter ihnen her käme. Die Ebene aber blieb ruhig, keine menſchliche Geſtalt zeigte ſich unter den milden Strahlen des Mondes, die in der Ferne mit ſilbernem Duft, in der Nähe mit durchſichtiger Klarheit auf der Erde lagen. Schon blitzte vor ihnen der Spiegel des Waſſers auf.

Da tauchte rechts von ihnen, doch noch weit entfernt, etwas Dunkles auf, das ſich bewegte. Mehrere Geſtalten waren es, die in einem Trupp vereinigt gingen. Der Graf wies mit der Hand dorthin.

„Biegen wir links aus!“ befahl er kurz und herriſch. „Hinter dem Gehölz herum!“

„Was kann das ſein?“ fragte der Baron.

„Der Teufel weiß; nur ſchnell!“ ſprach der Graf.

Die kleine Geſellſchaft machte einen Umweg und begab ſich in den deckenden Schatten des kleinen Gehölzes. Daniza raffte ihre Kleider zuſammen und ſchritt, ſo ſchnell ſie konnte, an der Hand des Barons hinter der langen Geſtalt des Grafen her, der ſtetig den Weg wies.

Aber das Gehölz ſchien ſeine Form zu verändern. Es hatte wie ein rundlicher Haufen von Bäumen ausgeſehen, jetzt aber, wo die Flüchtigen am Saume dahineilten, zeigte es ſich langgeſtreckt und war weit ausgedehnter, als ſie geglaubt hatten.

„Nur weiter!“ ſprach der Graf. „Die Richtung iſt gut, und wir kommen gedeckt bis zum Fluſſe.“

Eilig ging es weiter. Da ertönte ein Ruf aus dem Gehölze ſelbſt. Es war ein deutſcher Ruf. „Wer da?“ klang es, und Büſche knackten.

„Stille!“ befahl der Graf leiſe. „Immer weiter!“

Er hatte aus dem Anruf erkannt, wie die Lage war. Nicht der Vater Danizas, nicht Bosniaken waren es, ſondern eine Patrouille der eigenen Truppen war den Flüchtigen auf der Spur. Jener Trupp hatte ſie bemerkt und ſtreifte das Gehölz ab, in der Meinung, Räuber gefunden zu haben. Von den Landsleuten abgefangen zu werden, wäre dem Grafen, der doch öſterreichiſcher Beamter war, faſt noch peinlicher geweſen als ein Zuſammentreffen mit den Bosniaken. Aber ſchon war der Fluß ganz in der Nähe. Von dem Gehölz aus, das jetzt zu Ende war, mochten es nur noch wenige Hundert Schritte bis zu dem Kahne ſein.

Der Graf fing zu laufen an, der Baron und die ſchöne Serbin liefen ihm nach, und dicht hinter ihnen rannte Omar.

Sie kamen ans Ufer. Muſtapha erhob ſich in dem Kahne, und der Graf bot der Serbin ſeine Hand, um ſie hineinzuheben.

„Glücklich am Ziel!“ rief Baron Feſthelyi, als er ſich auf die Ruderbank niederſetzte und die Geliebte neben ſich ſah.

Da erſcholl vom Gehölz her ein Schuß, noch einmal knackte es, und eine Reihe von Schüſſen knatterten nach kurzer Pauſe.

Graf Altenberg ergriff ſelbſt ein Ruderholz, das er jedoch gleich darauf wieder hinlegte.

Der Kahn zog ſeine Furche durch das Waſſer und entfernte ſich ſchnell von dem gefährlichen Ufer. Silbern lag der Mond auf dem glänzenden Waſſerſpiegel. Schweigend blickten die Flüchtigen einander an und hinüber zu dem Gehölz, von wo die Schüſſe gekommen waren. Doch alles blieb jetzt ruhig.

Da lehnte Graf Altenberg ſich zurück.

„Ich glaube, ich habe einen kleinen Streifſchuß bekommen,“ ſagte er mit matter Stimme, auf ſeinen linken Arm deutend.

Daniza ſtieß einen Schrei aus und riß ihr Taſchentuch hervor. Blut rann an des Grafen Arm herab. Sie verband ihm die Wunde und er nickte ihr zu.

## Lawn-Tennis.

Was ſagte Sarajewo? Es war nicht verborgen geblieben in der Hauptſtadt Bosniens, daß Mitglieder der guten Geſellſchaft, Männer wie Graf Altenberg und Baron Feſthelyi, eine romantiſche Geſchichte aufgeführt hatten, die an kühne Abenteuer früherer Jahrhunderte erinnerte. Eine Entführung! Die Entführung einer Serbin durch öſterreichiſche Beamte!

Zwar wußte niemand etwas Genaues. Man ſprach hin und her. In den Salons, im Café und im Kaſino wurde erzählt und gefragt. Die Damen nicht nur, ſondern auch die Herren in Sarajewo wußten nichts Intereſſanteres zu beſprechen. Am meiſten aber wurde die Frage im Hauſe und Garten Mr. Freemantles, des engliſchen Konſuls, erwogen, denn hier verſammelte ſich die Geſellſchaft alltäglich, um auf dem kurzgeſchorenen Raſen des prächtigen Gartens Lawn-Tennis zu ſpielen.

Was war an der Geſchichte? Das Amtsblatt hatte nichts darüber gebracht. Doch das war natürlich. Was hatte das Amtsblatt mit der Sache zu thun, bevor höhere Behörden ihr Urteil über den unerhörten Vorfall abgegeben hatten? Aber auch die öſterreichiſchen Zeitungen meldeten nichts davon. Der Kaimakam von Trawnik, Graf Altenberg, hatte die Sache geleitet, ſo viel ſtand feſt. Er, der höchſte Beamte von Trawnik, hatte die Hand dazu geboten, die Tochter eines angeſehenen chriſtlichen Bosniaken zu entführen; und der eigentliche Entführer, Baron Feſthelyi, war Sekretär bei der Landesregierung. Beide ſollten in türkiſcher Tracht ihr Abenteuer beſtanden haben und der Graf von einem öſterreichiſchen Poſten angeſchoſſen worden ſein. Des Grafen Diener, Osman, war ſogar erſchoſſen aufgefunden worden. Dazu kam, daß Graf Altenberg wenige Tage vor der Entführung vom Kaimakam Trawniks zum Regierungsrat in Sarajewo befördert war und daß er ſein neues Amt nunmehr ſeit Wochen ruhig verwaltete, als ob nichts geſchehen ſei. Und ebenſo waltete Baron Feſthelyi ſeines Amtes. Der einzige Unterſchied gegen früher war bei ihm der Umſtand, daß jetzt in ſeiner ehemaligen Junggeſellenwohnung die Gattin mit

ihm hauſte, eine Dame, die noch niemand zu Geſicht bekommen hatte, obwohl die Entführungsgeſchichte ſchon mehrere Wochen alt war.

Ignorierte denn die Kaiſerliche und Königliche Regierung den Vorfall? War es genug, daß Graf Altenberg ehedem Kammervorſteher eines Prinzen geweſen war, Baron Keſthelyi aber der Vetter eines ungariſchen Miniſters? Genügte hohe Protektion, um dieſe Herren ungeſtraft in ſolcher eklatanter Weiſe die Geſetze übertreten zu laſſen?

Da aber fiel wie ein Blitz, der die Gegend bei nächtlichem Dunkel plötzlich erleuchtet, die Nachricht, daß der Miniſter für Bosnien nach Sarajewo kommen würde, in die Geſellſchaft der Hauptſtadt. Der Miniſter! Er ſollte erſt im Herbſte zur Grundſteinlegung des neuen Domes kommen. Und jetzt war Juni! Alſo der Miniſter hatte ſeine Inſpektionsreiſe um mehrere Monate früher angeſetzt, als man erwartet. Das konnte nur dieſem Vorfall gelten. Neue Vermutungen tauchten auf. Viele glaubten und ſprachen es auch aus, Veränderungen im Beamtenperſonal ſtänden bevor und die Zügel würden überhaupt ſtraffer angezogen werden. Das mochten auch Graf Altenberg und Baron Keſthelyi denken und ſich auf ihre Entlaſſung vorbereiten, denn ſie zeigten ſich nirgends, außer in ihrer Kanzlei. Ja, man würde den Protektionskindern doch endlich auf die Finger klopfen!

Andere freilich dachten anders. Manche Beamte glaubten an die Protektion mehr, als an die Gerechtigkeit, und nahmen Partei für die beiden Herren. Die Damen und die Offiziere — Romantiker von Geburt und Beruf — hielten zu den Entführern, nahmen die Sache überhaupt leichter und beſchäftigten ſich hauptſächlich mit der Frage, ob Daniza, die ſerbiſche Heldin, auch des Preiſes wert wäre.

Heute nun, an einem wunderſchönen Nachmittage, war der Zudrang zum Garten des engliſchen Konſuls beſonders ſtark. Das Gerücht, Baron Keſthelyi mit ſeiner Gattin und auch Graf Altenberg würden kommen und zum erſtenmal wieder in der Geſellſchaft erſcheinen, hatte ſich verbreitet, und ein förmlicher Pilgerzug bewegte ſich unter dem Vorwande des Lawn-Tennis zu dem beliebten Platze.

Der Tennisplatz lag am Ende des großen, wohlgepflegten Gartens. Man überſah von dort aus die maleriſche Stadt mit den hundert Minarets. Im Hintergrunde ſtiegen die Felſen des Trebovic faſt unvermittelt empor. Unter alten Weidenbäumen ſaßen auf weiß lackierten Stühlen die zahlreichen Gäſte Mr. Freemantles, während die eigentlichen Spieler, deren immer nur wenig waren, in ihren bunten engliſchen Tennisanzügen auf der kurzgeſchorenen Raſenfläche herumſprangen, den Ball ſchlagend. Zwei Diener, Albaneſen in reicher goldgeſtickter Tracht, gingen mit rieſigen Flaſchenbrettern hin und wieder. Der Konſul pflegte vortrefflichen Rotwein und nicht minder ausgezeichnete Bowlen präſentieren zu laſſen. Durch die Anweſenheit des italieniſchen und franzöſiſchen Konſuls und ihrer Damen bekam die Geſellſchaft ein internationales Gepräge, und allgemein wurde franzöſiſch geſprochen. Man trank eifrig, verſpeiſte Waſſermelonen und ſah gelegentlich erwartungsvoll nach dem Eingang des Gartens. Aber die Spannung der Neugierigen ſollte größtenteils umſonſt geweſen ſein und ihre Erwartung einigermaßen getäuſcht werden. Graf Altenberg erſchien allerdings, und bei ſeinem Eintreten ſchwieg jede Zunge und merkte jedes Ohr auf. Aber er brachte der Hausfrau die Abſage des neu vermählten Paares. Das war eine harte Enttäuſchung. Mrs. Freemantle bedauerte ungemein und aufrichtig, mit ihr die ganze Geſellſchaft. Beſonders untröſtlich aber zeigte ſich Frau Finanzrätin Wokurka. Dieſe Dame, gemeiniglich Gräfin Wokurka genannt, weil ſie eine geborene Gräfin und zwar aus dem Geſchlecht der Contarini war, erzählte den Damen Wunder von der Schönheit und der feinen Bildung der jungen Serbin. Sie konnte ſich nun etwas darauf zu gute thun, allein von allen Damen die Serbin perſönlich zu kennen.

„Ich bin ſo glücklich," ſagte ſie, „mit dem jungen Paare unter einem Dache zu wohnen, und danke es dem Zufall, der es ſo günſtig gefügt hat. Hauptſächlich freut es mich um Gittys willen, denn meine Nichte und die ſchöne Daniza ſind Freundinnen von der Dresdener Penſion her."

Die Damen waren wie elektriſiert. Man überhäufte Gräfin Wokurka mit Vorwürfen,

daß ſie ſich ſeit einiger Zeit unſichtbar mache, keine Beſuche empfange. Man ſchalt ſie eiferſüchtig auf die intereſſante Bekanntſchaft, bat um nähere Mitteilungen über das neuvermählte Paar.

„Gitty ſoll Ihnen erzählen, meine Damen!“ ſagte Gräfin Wokurka. „Gitty!“ rief ſie zu den Spielenden hinüber.

Die achtzehnjährige Comteſſe Gitty Contarini, ihrer auffallenden Korpulenz wegen „die Dicke“ genannt, ſtand unter den Spielern, in ein Geſpräch mit einem jungen Herrn vertieft, der ſein Raket im Kreiſe herumſchwang und in luſtiger Laune zu ſein ſchien. Gitty galt für die beſte Tennisſpielerin, ſie war ſehr behend und geſchickt trotz ihrer Beleibtheit. Aber nicht das Spiel nahm ſie jetzt ſo ſehr in Anſpruch, daß ſie der Tante Ruf überhörte. Sie war augenblicklich ganz beſtürzt durch das übermütige Gelächter des jungen Herrn.

„Sie lachen mich aus!“ ſagte ſie. „Ich finde das impertinent von Ihnen, Baron Ferry!“

„Muß ich nicht lachen?“ erwiderte Baron Ferry Siebmüller. „Sie machten doch eben ein ſo drollig böſes Geſicht!“

„Drollig?“

„Ja, drollig böſe. Finden Sie denn etwas daran, daß ich nur bis halb ſieben Uhr ſpielen will? Ich bin bei Keſthelyis geladen; eine hohe Auszeichnung! Denn ſie empfangen von hieſigen Herren nur mich und Altenberg. Verraten Sie mich nicht, ich wußte, daß ſie heute nicht hierherkommen würden. Ich muß ſchon der Artigkeit halber hin und dann auch, weil ich ſeit geſtern dem Bogumilismus angehöre!“

Gitty ſah den Sprecher mißtrauiſch von der Seite an. „Bogumilismus?“ fragte ſie. „Was iſt das?“

„Der Bogumilismus iſt eine Religion der Liebe,“ erklärte Ferry lachend, „eine neue Religion, die der Baron Keſthelyi erfunden hat. Und er komponiert auch eine Oper, um für ſeine Religion Propaganda zu machen, hat auch ſchon ein Buch über den Bogumilismus geſchrieben. Der Keſthelyi iſt ein famoſer Kerl! Hätten Sie nicht Luſt, Gräfin, unſerem Bunde ebenfalls beizutreten?“

„Nein!“ ſagte Gitty beſtimmt, aber ſie errötete dabei. „Sie reden dummes Zeug!“

„Aber Sie ſcheinen doch Luſt zu haben, mehr von dieſer Religion zu erfahren?“

„Es iſt merkwürdig, daß mir Daniza nichts davon geſagt hat. Wenn Sie die Wahrheit redeten, müßte doch Daniza auch was von Bogumilismus wiſſen.“

„Es iſt ein Geheimbund!“ ſagte Ferry wichtig. „Und überleg ich's recht, ſo würden Sie doch kaum beitreten wollen, denn Sie kennen doch das Sprichwort: Liebe macht mager!“

Wieder dieſe Anſpielung auf ihre Korpulenz, die ſie unglücklich machte. Jetzt hatte Gitty die Tante gehört.

„Die Tante ruft mich!“ ſagte ſie.

„Ach, laſſen Sie die Tante!“ erwiderte Ferry. „Bitte, keine Spielſtörung!“ rief er zur Gräfin Wokurka hinüber.

Eben trat Graf Altenberg auf dieſe Dame zu, und ſie ſtreckte ihm mit großer Wärme beide Hände entgegen.

„Sehen Sie, Gräfin!“ ſagte Ferry, auf die Finanzrätin und den Regierungsrat deutend. „Welch rührendes Bild! Mein Chef und Ihre Tante ziehen ſich von der lauten Menge zurück. Sie ſcheinen Geheimniſſe miteinander zu haben.“

In der That ſchritten Graf Altenberg und Gräfin Wokurka von der Gruppe der Zuſchauer beim Spiele weg und ließen ſich etwas abſeits auf einer Gartenbank nieder.

„Wahrſcheinlich verſucht Altenberg Ihre Tante für den Bogumilismus anzuwerben,“ bemerkte Ferry; doch überraſcht ſetzte er, als er jetzt die dicke Comteſſe anblickte, hinzu: „Nun machen Sie aber ein wirklich böſes Geſicht! Warum denn?“

Gitty wußte, warum ſie ein böſes Geſicht machte, aber ſie hütete ſich, Ferry den Grund zu verraten. Sie empfand einen großen Widerwillen gegen Altenberg. Er hatte ihr nämlich, als er bei der Tante die erſte Viſite gemacht, ſeine Karte übergeben; er mußte alſo wohl die Gräfin Contarini für ein Stubenmädchen gehalten haben.

„Iſt Graf Altenberg auch Bogumiliſt?“ fragte ſie mit gerunzelten Brauen.

„Man ſagt Bogumile, nicht Bogumiliſt!“ verwies ſie der unverbeſſerliche junge Mann. „Übrigens,“ fügte er mit leichtem Hohne hinzu, „wenn mein Chef Bogumile iſt, dann iſt er's wohl nur ganz im geheimen, denn

im Amte merkt man nichts von Liebe, seitdem er regiert. So was an Pedanterie, wie diesen Altenberg, hätte ich früher nicht für möglich gehalten. Ich wenigstens habe von ihm schon zwei furchtbare Nasen bekommen!"

Die Reihe des Servierens war nun an Gitty und Ferry, und sie traten mit den Rakets heran, um den Ball hinüberzusenden zur Gegenpartei. Das Spiel nahm seinen fröhlichen Verlauf.

In einiger Entfernung von dem Rasen, wo die Bälle flogen und die jungen Leute bemüht waren, ihre Gewandtheit zu zeigen, saß Altenberg an der Seite der Gräfin Wokurka Contarini. Die Dame lehnte sich behaglich zurück und betrachtete Altenberg mit fast mütterlicher Liebe. Dieser Kavalier, der sie während seiner ersten Anwesenheit in Sarajewo kaum beachtet hatte, suchte jetzt ihre Nähe bei jeder Gelegenheit auf, und die Gräfin fühlte sich im Umgange mit dieser Persönlichkeit, die allein in der ganzen Gesellschaft, wie sie sich mit befriedigtem Stolze sagte, ihr selbst ebenbürtig war, so sehr gehoben, daß sie glaubte, jetzt erst wieder sie selbst zu werden. Ihre stolze venetianische Adlernase hob sich und sog mit Behagen die Luft der aristokratischen Nähe ein.

„Sie glauben nicht, wie öde es hier war, lieber Graf, bevor Sie herkamen," sagte die Gräfin, „die Gesellschaft ist auch zu sehr gemischt!" Sie sah verächtlich auf die Damen, mit denen sie noch vor wenig Augenblicken so herablassend geplaudert hatte. „Die Konsulsdamen gehen ja noch an," fuhr sie fort, da Altenberg schwieg und in die Luft starrte, „insbesondere die russische Konsulin, die für Sie schwärmt!"

Der Graf schloß halb die Augen und lächelte.

„Auch der Gemahl der Konsulin, Monsieur Baburin, schwärmt für Sie, lieber Graf! Die ganze russische Konsulsfamilie treibt mit Ihnen eine Art Kultus."

„Monsieur Baburin ist ein alter Freund von mir," sagte der Graf. „Ein alter Freund, der mich überschätzt, wie Sie mich zu überschätzen geruhen, Gräfin."

„Schade, daß Baburins nicht hier sind. Der Konsul hat einen Urlaub genommen und ist auf Reisen, wie ich höre. Seine Frau zieht sich schon seit einiger Zeit von dieser Gesellschaft zurück. Kesthelyis haben recht gethan, nicht herzukommen!" redete die Gräfin weiter. „Diese unausstehlichen ärarischen Herren und Damen! Schauen Sie nur die ängstlichen und neugierigen Gesichter an! Wie man uns beobachtet! Sie verstehen mich. Für das Romantische hat der Pöbel keinen Sinn, am wenigsten für Courage. Apropos, Graf, wie steht es mit Ihrer Wunde? Sie tragen den Arm nicht mehr bandagiert?"

Altenberg zuckte zusammen.

„Bitte," sagte er fast rauh, „erinnern Sie mich nicht an die Geschichte. Man liebt es hier, Kleinigkeiten lächerlich aufzubauschen, und mich langweilt dies nachgerade!"

„Ich begreife Sie," sagte die Gräfin kopfnickend, doch etwas aus der Fassung gebracht. Sie fürchtete, indiskret gewesen zu sein. „Ich begreife Sie, lieber Graf, meine Auffassung der Affaire —"

Der Graf erhob sich rasch.

„Ich muß Sie nochmals bitten," sagte er, ihr ins Wort fallend, „es giebt keine Affaire mehr, seitdem Daniza Marcovic die rechtmäßige Gattin meines Freundes ist."

In diesem Augenblick entstand eine Bewegung in der Gesellschaft. Alles sah nach der Gartenthür, wo ein Herr und eine Dame eingetreten waren. Die Rätin Wokurka glaubte, Altenberg wolle sie verlassen, weil sie ihn beleidigt hätte, faßte seinen Arm und sagte, auf das sich nähernde Paar deutend: „Ach, sehen Sie, da kommt ja meine Leidensgefährtin!"

Der Graf blickte nach der Richtung, welche die Gräfin mit ihrem Fächer bezeichnet hatte.

„Ihre Leidensgefährtin?" fragte er.

„Nun ja," erwiderte sie, verschämt die Augen niederschlagend, „die arme Mooskirchen hat auch einen Bürgerlichen aus Liebe geheiratet, wie ich. Und man nennt sie immer noch Gräfin, wie mich," setzte sie mit einem Seufzer hinzu.

„Das ist einmal in Österreich so Sitte," sagte der Graf leichthin.

„Leider!" rief die Rätin. „Aber manche, insbesondere Bürgerliche, rümpfen darüber die Nase!"

„Sind Sie mit Gräfin Mooskirchen befreundet?" fragte der Graf.

„Sie war Gittys einziger Verkehr," er-

widerte die Rätin, „bevor die reizende Daniza herkam. Kennen Sie die Gräfin nicht von Prag her? Ihre Familie machte ihrerzeit ein großes Haus. Finden Sie sie eigentlich hübsch?“

Der Graf schien diese Frage überhört zu haben.

„Mein Genre ist sie nicht,“ fuhr die Rätin eifrig fort, „sie hat etwas Stolzes, Abweisendes. Sie thut wie eine Prinzessin! Aber dann hätte sie diesen Mann nicht heiraten sollen. Kennen Sie Herrn Walther?“

„Er wurde mir im Amte vorgestellt und gilt als sehr verwendbar!“

„Verwendbar mag er sein, aber welch ein Mann! Die Mooskirchens sind verkracht, gut! Aber Marie ist stiftsfähig, sie hätte sogar Hofdame werden können. Mußte sie diesen Mann heiraten? Diesen schrecklichen uneleganten Menschen mit seinem Böhmisch-Deutsch! Ich glaube, er ist der Sohn eines Kammerdieners!“

Gräfin Wokurka, die ihren bürgerlichen Mann aus Liebe geheiratet haben wollte, schüttelte sich in einem Anfall von Abscheu. Ihr war Marie Walther nur deshalb so unsympathisch, weil diese Leidensgefährtin allein von allen Damen ihr den Gräfinnentitel nicht gab, sondern sie beharrlich als Frau Rätin anredete.

Herr und Frau Walther kamen unterdessen durch die kleine Allee von Zwergobstbäumen, welche die eigene Pflanzung des englischen Konsuls war und seinen Stolz ausmachte, langsam dahergeschritten. Frau Walther war in der That eine auffallend elegante Erscheinung, während der breitschulterige, mittelgroße Mann an ihrer Seite mit dem hellroten Vollbart und der goldenen Brille unzweifelhaft spießbürgerlich aussah.

Marie Walther hatte einen Blick über die Gesellschaft geworfen. Plötzlich ließ sie den Arm ihres Gatten los und machte sich, indem sie sich zurückwandte, etwas an ihrem Kleide zu schaffen. Dann ging sie mit leichten Schritten dem Gatten voraus, der Konsulin entgegen. Diese schüttelte ihr kräftig die Hand, und auf Altenberg deutend, der rasch herzugetreten war, sagte sie: „Kennen sich die Herrschaften?“

Der Graf verbeugte sich. Marie streckte ihm langsam die feine Hand hin.

„In Prag hatte ich schon die Ehre!“ sagte Altenberg mehr zur Konsulin als zu Marie Walther und führte die Hand der jungen blonden Frau leicht an seine Lippen. Dann begrüßte er auch Herrn Walther, der kaum Zeit hatte, seinen Hut zu ziehen. Baron Siebmüller und Gitty stürmten jetzt auf Marie zu. Siebmüller schob ohne Umstände den rechten Arm Maries in den seinen, und Gitty hing sich an der Freundin linke Seite.

„Keine Spielverzögerung!“ rief Ferry lustig aus. „Sie sind mindestens eine halbe Stunde zu spät gekommen, Gräfin!“

Er zog Marie, die ihn lachend gewähren ließ, mit sich fort.

„Marie,“ sagte Gitty, „du glaubst nicht, wie unausstehlich heute Baron Siebmüller ist!“ Dann aber, als die anderen es nicht hören konnten, flüsterte Gitty, scheu zurückblickend: „Ach, Marie! Ich habe dich entführen müssen vor diesem Altenberg. Er ist meine Antipathie!“

„So!“ sagte Marie, aber sie lachte nicht mehr.

„Was hat Ihnen Gräfin Gitty zugetuschelt?“ fragte Siebmüller. „Ich habe was von Antipathie gehört. War von mir die Rede?“

„Spielen wir nur gleich!“ sagte Gitty errötend.

„Ja, spielen wir!“ wiederholte Marie. „Wo ist mein Raket?“

Siebmüller sprang, das Raket zu holen, und Gitty sah ihm mit einem Blicke nach, der alles andere eher als Antipathie verriet. Sie schien sogar ihre Freundin ganz vergessen zu haben. Diese starrte vor sich hin. Und so standen die beiden Damen, bis Ferry zurückkam und das Spiel wieder anhob.

Die jungen Leute konnten ihrem Sport huldigen und persönlichen Neigungen dabei nachgehen, ohne durch die Aufmerksamkeit der übrigen Gesellschaft belästigt zu werden, denn ein höchst interessantes Thema war jetzt unter den älteren Damen berührt worden. Der Minister sollte ja kommen, noch zum Ramazan, und es handelte sich um eine Soirée zu Ehren des hohen Besuches.

„Sie haben einen so bewährten Geschmack, Gräfin,“ sagte Mrs. Minna Freemantle zur Rätin gewendet, „Sie werden mir raten, was ich zu der Soirée wählen soll; Sie

kennen meine Garderobe! Ich möchte mir nicht gern was Neues für den Abend anfertigen laſſen!“

Mehrere Damen lächelten verſtohlen. Hatte Mrs. Freemantle ſpöttiſch geredet oder hatte ſie im Pflichtgefühl der Wirtin, um der Rätin etwas Angenehmes zu ſagen, einen Ausſpruch gethan, der notwendigerweiſe wie ein Hohn klingen mußte? Denn Mrs. Freemantles raffinierter Toilettenluxus war ebenſo berühmt und viel beneidet, wie das Urteil über den Geſchmack der Gräfin Wokurka feſtſtand. Man hatte ſich genug über ihr einziges Schmuckſtück mokiert. Eine venetianiſche Gondel aus Silberfiligran von ungewöhnlicher Größe pflegte nämlich vor dem mageren Halſe der Rätin zu prangen, wenn feſtliche Gelegenheiten den Anlaß boten. Dieſes leuchtende Erinnerungszeichen an Venedig und das erlauchte Dogengeſchlecht der Contarini war den Augen der Welt nur zu ſehr aufgefallen. Eine ſcharfe Zunge hatte der armen Dame deshalb den Beinamen der alten Lagune gegeben, und dies Wort war populär geworden.

Die Herren nahmen an dieſer Unterhaltung, die allerdings über den engen Kreis ihrer Kenntniſſe hinausging, den lebhafteſten Anteil, weil ſie in Gegenwart des Grafen Altenberg doch nicht von der Entführung reden konnten.

Der Graf hatte ſich, gleich nachdem die Finanzrätin ihn freigegeben, in ein Geſpräch mit dem Ingenieur Walther vertieft und folgte mit ſichtlicher Teilnahme deſſen Auseinanderſetzungen. Er hatte dem Tennisplatz den Rücken gekehrt und blickte nachdenklich vor ſich hin auf den Kies, dann und wann nickte er zuſtimmend. Endlich ſagte er: „Ich begreife Ihre Liebe für dieſes Land, auch ich liebe es und freue mich, in Ihnen einen Geſinnungsgenoſſen gefunden zu haben. Hier kann ein Mann noch etwas leiſten, wenn er ſeine volle Kraft einſetzt. Wir ſind Pfadfinder in einer Wildnis!“

„Pfadfinder!“ wiederholte der Ingenieur mit Wärme. „Sie treffen das richtige Wort. Es iſt ein hartes Stück Arbeit, aber kein undankbares. Wir bekämpfen die Ungläubigen mit den Waffen der Kultur!“

„Wenn mein Freund Keſthelyi Sie hörte,“ entgegnete Altenberg lächelnd, „würde er heftig widerſprechen. Er will unſere Kulturmiſſion nur im Sinne des Bogumilismus aufgefaßt wiſſen.“

Der Ingenieur zuckte die Achſeln. „Ich habe die Broſchüre des Herrn Baron Keſthelyi über den Bogumilismus geleſen,“ ſagte er. „Ich leſe alles, was auf unſer Land Bezug hat. Der Herr Baron iſt Idealiſt. Eine Religion der reinen, alles duldenden Liebe, wie ſie der mythiſche Bogumil vor mehreren Jahrhunderten hier gegründet haben ſoll, kann keinen Beſtand haben und läßt ſich nicht wieder beleben. Liebe muß freilich überall dabei ſein!“ Er blickte wie ſuchend umher. Plötzlich bekamen ſeine Augen einen höheren Glanz. Er hatte ſeine Frau unter den Tennisſpielern entdeckt. Der Graf folgte ſeinen Blicken. „Liebe,“ wiederholte Walther, „Liebe muß überall dabei ſein! Aber man verdient ſie erſt, wenn man zu kämpfen, das heißt, zu arbeiten verſteht. Und vor allem darf man nicht viel von Liebe ſprechen. Es heißt ſchon in der Bibel: Du ſollſt Gott nicht eitel nennen!“

Der Graf blickte noch zu Marie hinüber, und des Ingenieurs Worte ſchlugen an ſein Ohr, ohne daß er ſie in ſich aufnahm.

„Ein Geier!“ rief plötzlich jemand aus der Geſellſchaft.

Die Herren blickten in Jagdbegeiſterung empor. Einige Damen ſchrien in affektierter Ängſtlichkeit. Von einer Felſenſpitze des Trebovic hatte ſich ein Aasgeier erhoben und zog ſeine Kreiſe in der abendlichen Luft.

„Da ſehen Sie, Herr Graf,“ ſagte der Ingenieur zum Himmel deutend, „das iſt ein ſeltenes Schauſpiel. Vultur monacus! Ein Prachtexemplar von einem Kuttengeier!“

„Ich bin nicht Jäger,“ ſagte der Graf, der nur flüchtig hinaufſah, „und ich hätte dieſen Vogel auch nicht aus der Ferne erkannt, ich würde ihn für eine Krähe gehalten haben. Neulich glaubte mein Burſche, die Augen eines Wolfes im Dickicht zu ſehen, ich ſah nichts!“

„O, es giebt viele Raubtiere hier,“ ſagte Walther, der noch immer gegen den Himmel ſah, „vor allem Wölfe. Unſere Herren ſchießen nichts, weil es an gedrilltem Treiberperſonal fehlt, und die Bosniaken ſind zu faul; man müßte erſt die Raubtierprämien erhöhen!“

„Richtig,“ ſagte der Graf, „die Raubtierprämien! Erinnern Sie mich gelegentlich daran, die Sache ſcheint mir von Wichtigkeit zu ſein.“

„Ich werde nicht ermangeln,“ ſagte der Ingenieur lachend. „Erhöhung der Raubtierprämien, das iſt ja wohl auch im Sinne des Bogumilismus! Wir ſchützen die Lämmer vor den Wölfen!“

Altenberg zog die Uhr. „Ich muß noch aufs Bureau,“ bemerkte er. Er wandte ſich zur Hausfrau, um ſich zu verabſchieden.

„Sie gehen ſchon?“ ſagte die Konſulin. „Schade, daß Sie kein Tennisſpieler ſind, mein Mann bedauert das insbeſondere. Sehen Sie, er vernachläſſigt die Geſellſchaft! Edward iſt vom Tennisplatz nicht wegzubringen. Freilich machen ihm unſere beiden engliſchen Unterthanen ſo wenig zu ſchaffen. Miß Fullerton und der General ſind übrigens wütende Feinde des Spiels!“

„Ich beneide Ihren Herrn Gemahl,“ ſagte Graf Altenberg, „um ſeinen idylliſchen Beruf. Wir haben leider jetzt alle Hände voll zu thun, der Miniſter kommt übermorgen!“

Er ſagte die letzten Worte ſehr laut und ſehr gelaſſen und konnte bemerken, daß ſie auf die Umſtehenden einigen Eindruck machten.

Wie? Graf Altenberg ſelbſt ſprach mit ſolcher Ruhe von dem mächtigen Manne, der doch vermutlich kam, um ihn zur Rechenſchaft zu ziehen?

Graf Altenberg grüßte und ging. Die anweſenden Beamten ſahen ihm nach, und in ihren Blicken zeigte ſich etwas wie Scheu und Bewunderung.

„Der hat Mut!“ ſprach einer der Herren, indem ihm unwillkürlich der Gedanke auf die Zunge kam.

„Ja,“ verſetzte jemand, „Mut! Aber mancher hat ſchon ſeinen Mut am unrechten Platze gezeigt!“

„Sprechen Sie vom Grafen Altenberg?“ fragte die ſcharfe Stimme der Finanzrätin.

Alle blickten ſie an. Sie hatte ſo energiſch gefragt.

„Meine Herrſchaften,“ ſagte die alte Dame, „Sie brauchen ſich wegen unſeres Grafen nicht zu beunruhigen, der iſt ein Mann, der auch wohl dem Miniſter gewachſen iſt — wenn nicht überlegen. Denken Sie an mich!“

Die venetianiſche Naſe war hoch erhoben, und in dieſem Augenblicke hatte man die Empfindung, Gräfin Wokurka möchte vielleicht mehr wiſſen als andere Leute.

## Ein Comteſſenroman.

Die Sonne neigte ſich zum Horizont. In rötlichem Scheine ragte die Felſenwand des nahen Gebirges empor, und es wurde zu dunkel, um das Spiel weiter fortſetzen zu können. Jetzt verkündigte ein Kanonenſchuß von der Feſtung den gläubigen Moslemins, daß das Tagesgeſtirn untergegangen war, und dieſes Signal zeigte auch den Gäſten des engliſchen Konſulats an, daß es Zeit ſei, ſich zu verabſchieden.

Eigentümlich wirkte auf die Geſellſchaft, als ſie den Garten verließ, der Übergang aus dem Abendlande in den vollen Orient; denn die Stadt Sarajewo zeigte das vollſtändige Gepräge mohammedaniſcher Feſtzeit.

Die heimkehrenden Schwabas hatten Mühe, durch das Gedränge zu kommen, das allbereits in den Straßen herrſchte. Die Moslemins, die tagsüber faſtend und andächtig zu Hauſe geweilt hatten, fingen nächtlicherweile ihren Karneval an. Insbeſondere vor den zahlreichen Kaffeeſchenken und Zuckerbäckereien, wo ſchreiend rotes Roſenwaſſer und ſaffrangelbe Limonade kredenzt wurde, ſtaute ſich die Menge.

Herr Walther war ein Freund des Volkstümlichen, und es machte ihm Freude, ſeine Frau auf manches Charakteriſtiſche aufmerkſam zu machen. Bald auf einen Nachkommen des Propheten, kenntlich durch ſeinen grünen Turban, bald auf einen blinden Guslar, der dem horchenden Volke in ſeiner eintönigen Weiſe die Heldengeſänge von Marka-Kraljewic vortrug.

„Das iſt der Ramazan!“ ſagte er zu ſeiner Frau. „Welche ſeltſame Miſchung von Askeſe und ausgelaſſener Lebensfreude! Und immer innerhalb vierundzwanzig Stunden dieſer völlige Umſchwung des Lebens!“ Herr Walther wurde immer aufgeräumter, je tiefer er in das bunte Treiben hineinſah. „Liebe Mizi,“ fuhr er fort, „die anderen haben uns, Gott ſei Dank, verlaſſen, und wir können nun allein unſeren Ramazan feiern! Hätteſt du nicht Luſt, mit mir in den Bazar zu

gehen? Ich bin heute in der Gebelaune! Beſinne dich, vielleicht brauchſt du etwas!"

Aber Marie war in ganz anderer Stimmung als ihr Gatte, und ſie hatte weder Aufmerkſamkeit für den Ramazan, noch auch Luſt, ſich etwas ſchenken zu laſſen.

„Danke, lieber Prokop!" ſagte ſie. „Es iſt kühl, gehen wir nach Hauſe!"

Eine Weile gingen die Ehegatten ſchweigend nebeneinander.

„Weißt du," fragte der Ingenieur, plötzlich ſtehen bleibend, „warum ich ſo fröhlich bin? Ich habe hier einen Menſchen gefunden!" Er ſah ſich dabei um und fügte leiſer hinzu: „Hier unter den Beamten habe ich einen Menſchen gefunden, der nebenbei mein Vorgeſetzter iſt. Du kennſt den Grafen Altenberg. Ich meine ihn!"

Marie nickte mechaniſch. Stimmte ſie zu? War ihr ſeine Äußerung gleichgültig? Ihr Gatte wußte nicht, wie er ihr ſtummes Weſen deuten ſollte; aber er war von zu gelaſſenem und ſicherem Charakter, um ſich darüber zu beunruhigen.

„Man mag über Altenberg ſagen, was man will," fuhr er mit beſtimmtem Tone fort, „er iſt der Mann, den ich brauche!"

Das Ehepaar wohnte etwas entlegen, im Stadtteil der ſpaniolischen Juden. Die Quartiere in den alten Judenhäuſern waren billiger als in den neuerbauten Zinskaſernen der Franz-Joſeph-Straße, und deshalb hatte der Ingenieur dieſe Gegend gewählt. Da es ziemlich ſteil hinanging, hielt Marie ſich feſt am Arme des Gatten, und er freute ſich, ihr eine Stütze ſein zu können. Es war mittlerweile völlig dunkel geworden, und als ſich bei einer Biegung des Weges plötzlich der Ausblick auf die Stadt bot, die ihre Form und Ausdehnung durch ihre Lichterreihen anzeigte, blieb der Ingenieur ſtehen.

„Schau, Mizi, wie das ſchön iſt!" rief er. „Schau die hundert Minarets mit ihren unzähligen Lampen, wie das leuchtet und flammt! Da haben wir doch eine Belohnung für unſer Klettern und unſer beſcheidenes Wohnen!" Sein Gefühl riß ihn hin und Zärtlichkeit erfüllte ihn. Er ſchlang den Arm um ſeine Frau. „Ich bin ſo glücklich," ſagte er, „weil du bei mir biſt und das Schöne mit genießen kannſt!" Er drückte einen Kuß auf ihre Wange. „Biſt du wohl auch glücklich?" fragte er. Es klang wie ein leichter Hauch der Sorge durch ſeine Frage, aber Marie bemerkte das nicht. Er bot ihr wieder den Arm, und ſie gingen weiter.

Die Lampen auf den Minarets waren längſt erloſchen. Es war Mitternacht. Marie Walther ſaß an ihrem Schreibtiſch, hatte den Kopf in die Hand geſtützt und ſah vor ſich hin. Sie hatte ſich, gleich nachdem ſie mit ihrem Manne den Thee genommen, in ihr Schlafzimmer zurückgezogen und ihm auf ſeine verwunderte Frage, warum ſie ſo früh ginge, erwidert, daß ſie noch in ihrem Haushaltungsbuche zu rechnen hätte. Walther liebte die Ordnung und deshalb leuchtete ihm dieſer Grund ſogleich ein. Nur ſagte er zu ſeiner Frau, ehe er ſich ſelbſt zur Ruhe begab: „Bleib aber nicht zu lang auf, Mizi! Du wirſt ſonſt nervös."

„Davor werde ich mich hüten," hatte ſie lächelnd geantwortet.

Und da ſaß ſie nun ſeit mehreren Stunden ſchon faſt regungslos und hatte in das Haushaltungsbuch noch keinen Blick geworfen.

Eine alte Geſchichte war ihr heute, durch den Anblick eines längſt Vergeſſenen, wieder in Erinnerung gebracht worden. Sie mußte dieſe alte Geſchichte noch einmal an ihrem Geiſte vorüberziehen laſſen, obwohl ſie ſich gegen die Erinnerung ſträubte. Denn was konnte Altenberg noch für ſie ſein? Erwin Altenberg war doch für ſie ſo gut wie tot! Ja, es wollte ihr beinahe verwunderlich erſcheinen, daß ſie einſtmals für ihn leidenſchaftlich empfunden, ſich ſeinetwegen bald ſelig, bald tief unglücklich gefühlt, lange, lange Zeit tief unglücklich gefühlt hatte. Nun, es war eben eine Verirrung geweſen; Tauſende ihres Geſchlechts erlebten dieſelbe Geſchichte.

Ein armes Mädchen liebt einen mittelloſen jungen Mann, und ſie verloben ſich insgeheim. Eine Weile bleibt das Geheimnis unentdeckt, dann aber kommen die Angehörigen dahinter, und nun werden die beiden zuerſt liebevoll, dann aber ſtreng vermahnt. Die beiden heldenmütig Liebenden beſchließen den Widerſachern ſtand zu halten, und nun kommt die Weihe des Schmerzes über ihre Herzen, nun fühlen ſie ſich wahrhaft groß und ſtark in ihrer Liebe. Sie werden getrennt! Was thut das? Die Seelen bleiben doch geeint für immer,

und zudem finden ſich Mittel und Wege, einen heimlichen Briefwechſel zu unterhalten. Wie wundervoll ſchreibt ihr der Treue von einer roſigen Zukunft, von ſeinem Kampfesmut, von ſeinem felſenfeſten Vertrauen auf ihre ſtandhafte Liebe! Aber mit der Zeit werden ſeine Briefe ſeltener. Sie beklagt ſich darüber. Er bittet und fleht, ihn nicht mißzuverſtehen — der Kampf ums Daſein, ſchreibt er, ſetze ihm ſchon hart genug zu! Der Kampf? Kämpft ſie denn nicht auch? Vielleicht härter als er! Dennoch hat ſie zu keiner Stunde, auch nicht mitten in Leid und Not, der Treue vergeſſen. Sie wird bitter. Er ſchweigt. Noch einmal reicht ſie ihm die Hand: ſie will alles vergeben! Noch einmal beteuert er ſeine ewige heilige Liebe — dann verſtummen beide und gehen getrennt voneinander den platten Weg der Alltäglichkeit.

Alltäglichkeit? Marie blickte um ſich. Was ſie ſichtbar umgab, trug nicht den Stempel des Gewöhnlichen. Ihr Schlafzimmer war mit bosniſchen Stickereien und Teppichen, mit ſeltſamen Gefäßen phantaſtiſch dekoriert, aber die Wände waren nur weiß getüncht. Ein wunderlicher unglaſierter Ofen ſtand in der Ecke. Seltſame Miſchung von orientaliſchem Prunk und kleinbürgerlicher Ärmlichkeit! Und ſie ſelbſt, die geborene Gräfin Mooskirchen, ſaß ſie etwa in Böhmen auf einem adeligen Gute, wie ihre Ahnfrauen ſeit Jahrhunderten geſeſſen hatten? Das wäre doch etwas Alltägliches geweſen! Aber ſie befand ſich in Bosnien, in dieſem barbariſchen muſelmänniſchen Lande, viele Hundert Meilen von der Heimat entfernt. Sie wohnte in einem baufälligen Judenhauſe als Gattin eines Ingenieurs, der zur Stunde nebenan in ſeinem Zimmer ruhig ſchlief.

Ein leiſes Hüpfen und Pfeifen machte Marie plötzlich zuſammenfahren. Das waren die Ratten, die bosniſche Hausplage; die Ratten, die unter den Dielen luſtig herumſprangen! Wie hatte ſie das früher geängſtigt! Doch allmählich gewöhnt man ſich an die Ratten wie an die unangenehmen Erinnerungen, wenn es nämlich kein Mittel giebt, ſie zu vertreiben. Und doch ſollte es ein Mittel geben! Irgend jemand hatte ihr erzählt, man müßte einer Ratte eine Schelle um den Hals binden und ſie dann wieder laufen laſſen, dadurch würden die anderen Ratten verſcheucht! Könnte man nicht ſo einen beſonders unangenehmen Gedanken einfangen und mit einer Schelle um den Hals zu den Genoſſen jagen, um ſie alle los zu werden?

Ach, es ſchwirrte heute nacht in ihrem armen Kopfe, als ob alle Gedanken Schellen trügen. Hilfeſuchend blickte ſie zu dem Bildnis ihres Vaters empor, das über ihrem Schreibtiſche hing, vom Lampenſchein voll beleuchtet. Die kräftige, ſtolze Männergeſtalt im ſchlichten Jagdrock, mit dem ſchönen wallenden Barte, den treuherzigen blauen Augen, ſchien aus dem Rahmen heraustreten zu wollen, um ſich zu ihr zu neigen. Marie nickte dem Bilde mit einem wehmütigen, hoffnungsloſen Lächeln zu, dann ſchloß ſie die Augen. Aber die Geſtalt ihres Vaters blieb vor ihrem inneren Blick. Und neben der Geſtalt that ſich ein Hintergrund auf.

Sie ſah ſich in ihrem Vaterhauſe zu Prag, umgeben von Liebe und Huldigungen, verwöhnt durch Pracht und Glanz. Wenn der ſchöne, ritterliche Mann an ihrer Seite auf ſeinem ſiebzehnfäuſtigen Irländer durch den Baumgarten ritt, da war ſie immer ſo ſtolz auf den Vater. Alle Welt grüßte ehrerbietig und blickte bewundernd zu der ſtattlichen Erſcheinung auf. Und dann kam der Tag, wo ſie Erwin Altenberg zuerſt geſehen, auf dem Balle beim Kurfürſten von Heſſen, wo der junge Graf die Uniform der orientaliſchen Akademie trug. Sie hatte ihn für einen Infanterie-Offizier gehalten und anfangs kaum beachtet. Dann kam die Zeit nach dem Karneval, wo Erwin wöchentlich zweimal beim Familiendiner erſchien. Papa protegierte ihn, und der junge Graf ſpielte nach dem Diner mit Papa und Tante Klementine Whiſt oder begleitete Maries Geſang auf dem Klavier. Sie aber übte ſich jetzt oft ſtundenlang, wenn Papa und Tante Klementine nicht zu Hauſe waren, im Skalenſingen. Erwin hielt ſo viel von ihrer Stimme. Nein, daran wollte ſie gerade jetzt nicht denken! Ein düſteres Bild machte alle übrigen erblaſſen. Des Vaters Tod! Niemals hat ſie erfahren, ob Papa mit eigener Hand ſein Leben geendigt oder ob Gott ihn plötzlich abberufen hat in jener Gewitternacht im Mai 1878!

Wie wurde das Andenken des geliebten Vaters verunglimpft, beſudelt! Was hat Marie damals hören müſſen! Marie hatte ja ihren Vater nie für reich gehalten, und er ſelbſt hatte oftmals betont, daß er nur von der Gnade ſeines älteren Bruders lebte. Aber dieſer ſchimpfliche Ruin! Marie flüchtete ſich zur Tante Klementine, die als Stiftsdame auf dem Hradſchin lebte. Doch zeigte ſich die Tante als die ſchlechteſte Tröſterin, ſie behauptete, durch die leichtſinnigen Börſenſpekulationen ihres Bruders ihr kleines Vermögen eingebüßt zu haben! Das Zuſammenſein mit Tante Klementine in dem düſteren Palaſte auf dem Hradſchin war für Marie die ſchwerſte Prüfungszeit. Die ewigen Klagen und Thränen der Tante, die Trauer um den ſchrecklich dahingerafften Vater, der Zuſammenbruch ihres Hauſes, das alles brachte Marie zur Verzweiflung. Und gerade um dieſe Zeit wandte ſich derjenige von ihr ab, auf den ſie ihre einzige Hoffnung geſetzt hatte. Ach, nur ein Wunſch erfüllte ſie noch: dem Vater nachzuſterben!

Marie ſenkte das Haupt. Andere und neuere Bilder erſchienen vor ihren Erinnerungen. Ein junger Mann, der Sohn eines ehemaligen gräflich Mooskirchenſchen Gutsverwalters, kam zu Tante Klementine, um ſie um ihre Protektion zu bitten. Die kluge Stiftsdame erkannte ſofort die Fähigkeiten des jungen Mannes und übertrug ihm die Ordnung ihrer Angelegenheiten. Sie machte ihn zu ihrem Laufburſchen. Das war ihre Protektion! Walther ergriff mit Feuereifer die Gelegenheit, ſich dankbar zu erweiſen, und Gräfin Klementine ſorgte dafür, daß er nicht zu Atem kam. Er war ein gelehrter und grundehrlicher Menſch. Marie hörte freilich nur mit halbem Ohre zu, wenn er der Tante ſeinen Vortrag hielt, aber es entging ihr nicht, daß er danach ſtrebte, auch der Nichte dienſtbar zu ſein; und das rührte ſie in dieſer Zeit der Not. Sein gutes Geſicht flößte ihr Vertrauen ein, ſeine gelehrte Bildung imponierte ihr. Eine Frage eigener Art gedachte ſie an ihn zu richten, dieſer wiſſensreiche junge Mann würde ſie beantworten können. Und eines Tages, als ſie mit ihm allein war, brachte ſie ihre Frage vor, ſeine Erwiderung wußte ſie heute noch Wort für Wort.

„Gnädige Comteſſe!“ hatte er in ſeiner umſtändlichen Art nach langem Beſinnen geantwortet. „Gnädigſte Comteſſe bemerkten, daß Sie ſich mit einer Freundin ſtritten über die beſte Art eines Selbſtmordes! Ich teile die Anſicht Ihrer Freundin. Die beſte Art: eine Kahnfahrt, dann ein geräuſchloſes Hinabtauchen in die Flut. Notwendige Vorausſetzung dabei iſt allerdings völlige Unbelauſchtheit, denn ſonſt iſt die gefürchtete Nachrede nicht zu vermeiden. Aber wie kommen Sie, gnädigſte Comteſſe, zu einem ſolchen Streit? Nach meinem Gefühle ſollte ein ſolches Thema überhaupt nicht erwogen werden; am wenigſten von jungen Damen! Man thut den Schritt höchſtens in völliger Geiſteszerrüttung, in allen anderen Fällen iſt er ſtets der Ausdruck einer niedrigen Seele. Es giebt keine Laſt, die man nicht ſchleppen könnte, die Krankheit ausgenommen!“

Und ſie hatte darauf leiſe geantwortet: „Und wenn ich ſelber einmal geräuſchlos hinabtauchen wollte, würden Sie mich verurteilen?“

„Sie müßten vorher wahnſinnig geworden ſein!“ hatte er faſt heftig entgegnet. „Sonſt könnte Ihnen das nicht geſchehen, denn Sie haben ein großes, zum Dulden bereites Herz!“

Walther hatte ſie dabei begeiſtert angeſehen, dann aber war die Tante gekommen.

So war ſie alſo doch nicht ſo arm, wie ſie geglaubt; dieſer ſchlichte Mann hatte eine hohe Meinung von ihr. Ein neuer Gedanke wurde in ihr lebendig. Die gegenwärtige Exiſtenz war unerträglich, wollte ſie wirklich noch weiter leben, ſo mußte ſie wohl mit der Vergangenheit brechen, vergeſſen, vieles vergeſſen!

Um dieſe Zeit wurde Walther zum Regierungsingenieur in Brünn ernannt. Er hätte ſich freuen ſollen, aber er dachte nur an den Abſchied von Prag. Mit tief bekümmertem Herzen, wie er nachmals oft Marie erzählte, war er in ſeinen alten Frack geſchlüpft, um der Gräfin Klementine den Abſchiedsbeſuch zu machen. Und da hatte das Schickſal geſprochen. Die Stiftsdame war in der Kirche, als der Ingenieur vorſprach, und Marie empfing den Beſuch. Wie er die Faſſung verlor, als er ſich dem Gegenſtand ſeiner heißen Anbetung allein gegenüber befand, und welch verworrenes

Zeug er nun stammelte! Marie ward peinlich dadurch berührt, aber sie brachte es über sich, freundlich zu sein.

Als sie nun ihr Bedauern aussprach, einen so treuen Menschen zu verlieren, da war es ganz um ihn geschehen. Er sprach allerhand von früherer Zeit, wo er als Knabe schon auf ihres Vaters Gut sie angebetet hätte, und daß er nur zur Tante gekommen wäre, um Marie wiederzusehen.

Marie wußte damals, als er zur Thür ging und seine Bitte um Verzeihung wiederholte, daß sie nun ihren letzten Rettungsanker verlor.

Sie ergriff seine Hand. „Und wenn ich Ihnen verzeihe?" fragte sie.

Da blickte er sie zuerst ganz verstört an, als könnte er ein so großes Glück nicht fassen, dann aber warf er sich ihr zu Füßen und bedeckte ihre Hand mit Küssen. Da hatte sie ihn denn vom Boden erhoben und ihn, der an die Liebe einer Gräfin Mooskirchen nicht zu glauben vermochte, mit gütigen Worten aufgerichtet. War die Gräfin Mooskirchen gescheitert, lagen alle stolzen Hoffnungen zerschmettert danieder, so konnte Frau Walther doch noch eines bescheidenen Glückes froh werden. So dachte Marie.

Als Tante Klementine aus Maries Munde selbst ihre Verlobung mit dem Ingenieur erfuhr, stand sie mindestens eine Viertelstunde lang gleich einer Bildsäule. Dann erst fand sie Worte für ihre Empörung. Marie mußte das Haus sofort verlassen. Die adelsstolze Dame sagte sich feierlich von ihr los. So heiratete Marie denn und zog mit dem Gatten nach Brünn, wo sie ein Jahr lang in äußerster Zurückgezogenheit lebten. Aber eines Tages brachte Walther der jungen Frau mit freudestrahlendem Gesicht die Nachricht, daß das Ministerium endlich sein Gesuch berücksichtigt hätte. Er war unter den günstigsten Bedingungen zum Ingenieur bei der bosnischen Landesregierung ernannt worden. Wenige Tage später erfuhr Marie durch einen Zufall, daß Altenberg ebenfalls in Bosnien ein Amt bekleidete. Zuerst hegte sie die Absicht, Walther von der Übersiedelung nach Bosnien abzuraten, dann verwarf sie den Gedanken. Sie hätte das begründen, hätte Walther von Altenberg erzählen müssen, und das hatte sie bislang unterlassen. Nicht aus Scheu oder falscher Scham, oder gar aus gekränkter Eitelkeit: sie hatte Walther nicht beunruhigen wollen, weil sie wußte, daß ihm alles, was ihre Person betraf, nur zu nahe ging. Und was war ihr Erwin? Nichts, ein bloßer Name! Der Erwin, den sie geliebt, war tot. Sie durfte ruhig eine Begegnung erwarten.

Und wirklich genau so, wie sie sich das Wiedersehen gedacht, war es gekommen — heute auf dem Tennisplatz im englischen Konsulat. Auch er schien sie vergessen zu haben, seine Miene war starr und kalt geblieben. Keine Spur von erkünstelter Ruhe, sondern Gleichgültigkeit, wirkliche Gleichgültigkeit. Und das freute sie. Sie fragte sich nicht, warum sie das freute.

„Er ist tot!" sagte sie leise vor sich hin und strich mit der flachen Hand über ihr Haushaltungsbuch. Ein Schauer ging ihr über den Leib. Die Lampe wollte verlöschen. Sie hatte nicht bemerkt, daß es trotzdem heller statt finsterer geworden war. Sie erhob sich fröstelnd und trat ans Fenster, um es zu schließen. Und nun sah sie, daß es draußen bereits dämmerte. Sie hatte also viele Stunden lang gesessen und weiß Gott wie oft ihren kleinen Roman überdacht.

Ihr Fenster ging auf den Garten hinaus. Über den Baumkronen war der Himmel schon ganz hell, höher dem Zenith zu funkelten noch ein paar Sterne. Und jetzt klang es in hohem Tone durch den frühen Morgen: Allahu ekber! Vom Minaret dort drüben rief der Muezzin seine Koransure. Der Ruf ward in der Ferne aufgenommen und hallte leise wieder. Allahu ekber! Immer weiter verbreitete sich das leise vibrierende Klingen. Bald kam es von dieser, bald von jener Richtung, es floß ineinander, löste sich wieder auf. Allahu ekber!

Ein Hahn krähte, dann ein zweiter. Der Gesang der Muezzins erweckte die Hähne. Das Schnattern einer Elster wurde hörbar. Und darüber zog sich, mit dem steigenden Lichte immer lauter werdend, der Morgengesang der Muezzins: „Essalatú chajrún min enneúm!" Gebet ist besser als der Schlaf.

Verstand Marie diese Strophe? Oder mahnte sie das Gebet der Ungläubigen an ihre Christenpflicht?

Etwas wie die Heiterkeit einer Märtyrerin breitete ſich über ihrem bleichen Antlitz aus. Ihre großen dunklen Augen hoben ſich zum Himmel empor, und ſie faltete die Hände.

### Der Malteſer.

Graf Altenberg ſtand nachdenklich vor ſeinem offenen Kleiderſchrank. Hier hing ſeine Beamtenuniform, hier der ſchwarze Frack, dort wieder die Uniform, die er als Reſerveoffizier in einem Kavallerieregimente trug, dort auch der orientaliſche Anzug, welchen er bei Danizas Entführung getragen hatte. Welche Tracht ſollte er wählen? Er wollte dem Miniſter ſeine Aufwartung machen. Die Wahl ſchien ihm ſchwer zu werden.

Endlich griff er in den Schrank hinein und zog einen roten Rock mit achtſpitzigem weißem Kreuz hervor, die Malteſeruniform. Dieſen Rock legte er an, ließ ſich von dem Diener den Hut mit den weißen Federn reichen und ſteckte in die Bruſttaſche ein Paket von Depeſchen, das Paket, das die ſchöne Serbin ihm beim Mondſchein an den Bogumilengräbern überreicht hatte. Dann ſchritt er dem Hotel zu, wo Seine Excellenz abgeſtiegen war.

Im Café des Hotels zum Kaiſer von Öſterreich ſaßen drei Offiziere und erwogen bei ihrer Virginia die Intereſſen des Tages. Sie ſahen auf, als die prachtvolle Uniform des Malteſers daherkam und ſich dem Hotel näherte.

„Da ſchaut's, was nur der Altenberg für einen Pflanz macht!“ ſagte der eine.

„Intereſſant!“ ſagte der zweite. „Er geht als Malteſer zum Miniſter!“

„Wie das laufſt und wichtig thut!“ ſagte der dritte. „Ja, ja, wir von der Armee verſtehen das nicht, wir können nur das Land beſetzen und Ordnung herſtellen und Wege bauen, aber nachher geſchwollen umhergehen und eine hohe Miene annehmen, das kann nur das Civil. Dafür koſtet's auch mehr! Da muß ein ganzer Schwarm gefüttert werden, damit er thut, was von uns ein einziger macht!“

Der Militärpoſten vor der Thür des Hotels, dort dem Miniſter zu Ehren aufgeſtellt, ſalutierte. Graf Altenberg trat ein und ſchickte ſeine Karte zu Seiner Excellenz. Er wurde in ein Zimmer geführt, und nach einigen Minuten kam der Miniſter herein. Er ſchien vom Frühſtück zu kommen. Graf Altenberg erhaſchte durch die geöffnete Thür den flüchtigen Anblick einer gedeckten Tafel und eines Damenkleides.

Der Miniſter war würdevoll eingetreten und blieb jetzt in der Mitte des Zimmers ſtehen. Er war beim Anblick des Malteſerrockes förmlich erſchrocken, wollte ſich erſt darüber äußern, ſchwieg jedoch, weil er dachte, dahinter ſteckte etwas ihm Unbekanntes, Bedeutungsvolles. Wollte der Graf etwa andeuten, daß er als Malteſer unabhängig von ſeinen amtlichen Verhältniſſen daſtände? Warum kam er nicht in der Beamtenuniform?

Graf Altenberg verneigte ſich ſehr tief und warf einen heimlich forſchenden Blick auf das Geſicht des Mächtigen. Dies Geſicht war mild und kalt. Sehr höflich, doch ſehr von oben herab kam des Miniſters Gegengruß, und ſeine faltigen Züge, die ehemals ſchön geweſen ſein mußten, der vornehme Blick der etwas matten blauen Augen und die Handbewegung erinnerten an die Gewohnheiten eines alten Charakterſpielers, der ehedem erſter Liebhaber geweſen war.

„Es iſt mir lieb, Sie zu ſehen, Graf Altenberg!“ ſagte der Miniſter.

Der Malteſer verbeugte ſich.

„Ich hoffe von Ihnen Aufſchlüſſe über eine Angelegenheit zu erhalten, die mir in der That ganz unklar iſt, und ich habe meine Inſpektionsreiſe, wie ich Ihnen ganz offen ſagen will, deshalb auf einen früheren Zeitpunkt verlegt, als ich urſprünglich beabſichtigt hatte. Setzen Sie ſich, Graf!“ ſagte der Miniſter.

Der Malteſer nahm den Stuhl, und der Miniſter ſetzte ſich ihm gegenüber.

„Ich kann nicht annehmen, Graf,“ fuhr der Miniſter fort, während der Malteſer mit ehrerbietiger Miene ferneren Eröffnungen entgegenſah, „ich kann nicht annehmen, Herr Regierungsrat, daß gerade Ihnen bei Ihrer Stellung verborgen geblieben ſein könnte, wie wenig geeignet ſolche Vorkommniſſe ſind, die Sympathien der Bevölkerung eines Landes zu erwerben, das erſt ſeit kurzer Zeit unter Seiner Majeſtät Scepter ſteht. Eine Entführung, Graf! Unglaublich! Die Be-

völkerung eines neu erworbenen Landes ſollte durch den Anblick der Gerechtigkeit, der Ordnung, des Wohlwollens und des Ernſtes der Regierung überzeugt werden von dem Segen, den die Occupation zur Folge hat, und ſollte Vertrauen zu der ſtarken Hand gewinnen, die nunmehr die Zügel ergriffen hat! Ich mag nicht glauben, daß Sie das überſehen haben ſollten, Graf, aber ich frage mich, ohne bis jetzt noch die rechte Antwort darauf gefunden zu haben, was in aller Welt Sie bewogen haben mochte, ſo ſehr außer acht zu ſetzen, was doch offenkundig iſt! Ich verſtehe nicht, Graf, und ich bin begierig, Ihre Aufſchlüſſe zu vernehmen. Ich verſtehe um ſo weniger, als, wie mir ſcheint, die Verbindung des Barons Keſthelyi mit der ſerbiſchen Dame ja ſolche außergewöhnliche Anſtalten gar nicht herausforderte! Ließ ſich denn da kein Arrangement à l'amiable treffen?"

Graf Altenberg hielt ſich ſtill und ſah dem Miniſter mit feſtem Blicke ins Auge. Der Miniſter dagegen hörte ſich dieſem Zuhörer gegenüber mit Vergnügen reden. Seine Stimme war wohllautend, er hatte eine große Routine in der Biegung und Betonung der Phraſen, und er würde noch viel mehr vorgebracht haben, wenn nicht die Thür des Nebenzimmers ſich geöffnet hätte und eine Dame eingetreten wäre, bei deren Anblick er ſich langſam erhob, während der Malteſer raſch aufſprang und ſich tief verneigte.

Die Dame war eine blühende, ſtattliche Erſcheinung, mit vollen ſtarken Zügen. Sie kam rauſchend auf den Malteſer zu, reichte ihm die Hand und ſagte freundlich: „Das iſt nett von Ihnen, Graf Altenberg! Sie ſind der erſte Menſch, den ich in Sarajewo ſehe!" und zu ihrem Gatten gewendet, fügte ſie hinzu: „Wenn ein lieber Freund unſeres Hauſes kommt, ſagſt du mir gar nichts?"

Der Miniſter räuſperte ſich. Altenberg küßte Ihrer Excellenz die Hand.

„Wie amüſieren Sie ſich hier, lieber Graf?" fragte ſie.

„Amüſieren!" Altenberg machte eine faſt traurige Miene. „Bosnien iſt das Land der Pflicht, Excellenz!"

„Sehr ſchön geſagt," erwiderte ſie mit einem Seufzer, „aber warum hat mich mein Mann mitgeſchleppt? Sie müſſen für Amüſements ſorgen. Wir werden doch etwas zu ſehen bekommen, irgend ein nationales Koſtümfeſt oder ſonſt was? Man giebt uns zu Ehren einen Ball im Kaſino —"

„Aber meine Teure," warf der Miniſter ein, „wollen wir nicht dieſe private Unterhaltung — verzeih, ich habe dienſtliche Angelegenheiten mit ..."

Er hielt inne, weil ein Blick ſeiner Gattin ihn traf, den er verſtand. Er war ein ſehr gewandter und erfolgreicher Diplomat, aber in den ſchwierigſten Phaſen ſeiner Laufbahn hatte er doch ſehen müſſen, daß er ganz ungeſchickt war im Vergleich zu ſeiner Gattin, und außerdem, dieſer Blick aus den großen ſcharfen Augen ſagte noch viel mehr.

„Das wird doch nicht ſo eilig ſein," bemerkte ſie trocken.

Seine Excellenz räuſperte ſich abermals und ſchob würdevoll die Hand in die Bruſt des Rockes, während Ihre Excellenz mit vollſtändiger Unbefangenheit auf dem Divan Platz nahm.

„Es iſt mir im Grunde ganz unverſtändlich," fuhr ſie gegen Altenberg gewendet fort, „warum Sie hier in Bosnien ſo viel Zeit vertrödeln. Ich darf Ihnen gar nicht ſagen, wie man von Ihnen in den allerhöchſten Kreiſen ſpricht, damit Sie nicht eitel werden!"

„Excellenz," erwiderte Altenberg, „wir haben hier in Bosnien leider weder zur Eitelkeit noch zur Neugierde Zeit."

„Alſo ganz Pflicht!" lachte die Dame. „Sehen Sie, mir machen Sie das nicht weis! Wir haben uns in Wien den Kopf zerbrochen über den Magneten, der Sie hier feſthält. Übermorgen auf dem Balle werde ich's herausfinden, wer dieſer Magnet iſt. Wenn der Magnet überhaupt auf den Ball kommt! Sie thäten am beſten, mich einzuweihen, ſonſt werde ich böſe und mache in Wien Enthüllungen. Alſo reden Sie! Erzählen Sie! Machen Sie mich auf die intereſſanten Erſcheinungen aufmerkſam!"

Altenberg ſah wie betroffen vor ſich hin. „Ich fürchte," ſagte er endlich, „daß Excellenz die beiden Sterne unſeres Kaſinos kaum intereſſant finden werden. Da iſt Miß Mabel Fullerton! Sie iſt Mitglied der engliſchen Bibelgeſellſchaft, hält ein Aſyl für Chriſtenkinder, iſt Vorſtand von vierzig bis fünfzig Wohlthätigkeitsanſtalten und unter-

hält, wie man ſagt, ein platoniſches Verhältnis zu dem einzigen Reiſenden, der Bosnien bis jetzt freiwillig beſucht hat, dem britiſchen General Sir Marmaduke Temple Weſt, royal army, India. Der General gilt für einen großen Weinkenner und iſt eigentlich zur Bärenjagd nach Bosnien gekommen!"

Der Miniſter lächelte mit unendlicher Milde, ſeine Gemahlin rief ungeduldig: „O, Graf Altenberg! Sie wollen mich zum beſten halten! Was erzählen Sie mir da? Das iſt mir doch verdächtig! Weiter! Erzählen Sie weiter! Die beiden Engländer machen doch nicht die Kaſinogeſellſchaft aus!"

„Gegenwärtig," ſagte Altenberg, „herrſcht einige Aufregung im Kaſino, weil ſich der Scharfrichter von Sarajewo zur Aufnahme gemeldet hat und man keinen Grund findet, ihn ſtatutengemäß zurückzuweiſen!"

„Der Scharfrichter?" fragte der Miniſter.

„Der Scharfrichter, Excellenz! Er iſt in einer Diätenklaſſe, die zur Aufnahme ins Kaſino berechtigt, und außerdem iſt er Ritter von ..."

Die Milde des Miniſters ſteigerte ſich bis zur Heiterkeit. Ein kurzes, wohltönendes Lachen erſcholl von ſeinem Munde.

„Bitte, Graf," ſagte Ihre Excellenz, indem ſie den Kopf ein wenig zurücklegte und den Malteſer mit halb geſchloſſenen Augen fixierte, „wollen Sie wirklich bei der Abſicht bleiben, uns auf die falſche Fährte zu leiten? Sie erzählen von Engländern und Scharfrichtern! ſehr gut! Aber warum erzählen Sie nichts von einer gewiſſen reizenden jungen Serbin, die Sie doch kennen müſſen, da Sie ſich die Mühe genommen haben, bei ihrer Entführung zu helfen, und ..."

„Meine Liebe," ſagte der Miniſter ſanft, indem er ſie unterbrach, „über dieſen Punkt wirſt du mir wohl erlauben, mit Graf Altenberg unter vier Augen und dienſtlich zu ſprechen. Es handelt ſich hier ..."

Seine Gattin zuckte die Achſeln, ſo daß die Seide über ihrem vollen Halſe ſich ſtraff zog und kniſterte. „Du wirſt mir doch nicht einreden wollen, daß dieſe Liebesgeſchichte, dieſe romantiſche Entführung der ſchönen Daniza, eine Staatsangelegenheit ſei?"

Jetzt erſah der Malteſer ſeinen Augenblick. Er machte wieder ein ſehr ernſtes Geſicht, griff in die Bruſttaſche, erhob ſich von ſeinem Sitze und legte das Paket auf den Tiſch und die rechte Hand darauf.

„Was iſt das?" fragte Ihre Excellenz.

„Depeſchen!" ſagte Altenberg kalt.

„Depeſchen?" rief der Miniſter, die Augenbrauen in die Höhe ziehend, „was für Depeſchen?"

„Depeſchen des ruſſiſchen Konſuls an ſeine Agenten, Herrn Markovic und deſſen Tochter Daniza, nunmehrige Baronin Keſthelyi! Die ſchöne Dame machte mir mit dieſer Mappe ein Geſchenk für meine aufopfernde Mühewaltung bei ihrer Flucht aus dem väterlichen Hauſe. Ich glaubte die Mappe nicht zurückweiſen zu dürfen. In meinen Mußeſtunden habe ich einige der beſonders intereſſanten Briefe dechiffriert, denn der Chiffreſchlüſſel fand ſich zum Glück auch in der wundervollen Mappe!"

„Das iſt ja höchſt intereſſant!" rief die Dame.

„Ich bitte, erzählen Sie!" ſagte der Miniſter mit dem wohlwollendſten Tone, indem er den Grafen durch eine Handbewegung einlud, ſich wieder zu ſetzen.

„Sollte ich einen Fehler begangen haben," ſagte der Malteſer, „ſo iſt er auf die Rechnung meines Eifers für die Intereſſen des Staates zu ſetzen. Ich muß geſtehen, daß ich mich nur widerſtrebend entſchloß, meinem idealiſtiſchen Freunde, Baron Keſthelyi, die Hand zur Ausführung ſeines romantiſchen Planes zu bieten, aber ich ſah keinen anderen Weg, um in den Beſitz dieſer Beweiſe für die Minierarbeit des Rubels zu kommen."

„Ausgezeichnet!" warf der Miniſter ein.

„Der Vater der ſchönen Daniza, ein geborener Serbe," erzählte der Malteſer, „iſt auf die einfachſte Weiſe von der Welt ein erbitterter Feind Öſterreichs geworden. Er war nämlich ein großer Tabakshändler in Dresden, der ſein Rohmaterial aus Bosnien bezog. Als wir Bosnien beſetzten, ging ſein Handel zu Grunde, und er kann uns das natürlich nicht verzeihen. Nach der Occupation zog er nach Trawnik, wo ſeine Schwägerin ein kleines Anweſen beſaß. Mein Freund, Baron Keſthelyi, der liebenswürdigſte Menſch, wenn auch vielleicht etwas zu ſchwärmeriſch angelegt, lernte Fräulein Daniza Markovic in Trawnik kennen, und durch ihn hatte ich Gelegenheit, die junge ſchöne

Dame zu ſehen und mich von dem lebhaften Verkehr zu überzeugen, der zwiſchen ihrem Vater und gewiſſen ruſſiſchen Agenten beſtand. Wir werden auch zur Überwachung des ruſſiſchen Konſuls allerhand Mittel anwenden müſſen. Herr Konſul Baburin pflegte mit Herrn Markovic Jagdausflüge zu machen, bei denen er Zehntauſende von Rubeln verausgabte, und es iſt nicht anzunehmen, daß er die Hirſche, Füchſe oder Wölfe damit beſtechen wollte.

„Ah, was den Baron Baburin betrifft," warf der Miniſter ein, „da bin ich von ſeinen Machinationen vollſtändig unterrichtet!"

Graf Altenberg machte eine kleine anerkennende Verbeugung. Er wußte genau, daß Seine Excellenz keine Ahnung hatte von des ruſſiſchen Konſuls Intriguen.

„Ich bitte Eure Excellenz, dieſe Dokumente prüfen und danach entſcheiden zu wollen, ob ich recht gethan habe," ſagte der Graf.

Der Miniſter war ganz Freundlichkeit geworden. Er ſtreckte dem Grafen mit vornehmer Anmut ſeine rechte Hand entgegen und ließ ſie von ihm drücken.

Aber ſeine Gattin machte ein eigentümliches Geſicht, lächelte und ſagte: „Sie ſind Malteſer, Graf Altenberg, deshalb können Sie ja wohl ungeſtraft mit Gott Amor ſcherzen. Sie dürfen ſchöne Damen entführen ohne Gefahr für Ihr Herz. Ein Salamander, der unverſehrt durch das Feuer geht. Nicht wahr?"

„Ja, Excellenz!" ſagte er ernſthaft.

„Sie ſind wohl, um dies zu markieren, im roten Rock zu uns gekommen," bemerkte ſie mit ironiſchem Lächeln. „Ich hörte, Sie wären bei der Entführung verwundet worden! Trugen Sie in jener Nacht auch das Malteſerkoſtüm?"

„Nein, Excellenz! Ich wählte für die Entführung die türkiſche Tracht, um die Verfolger zu täuſchen."

„Sie treiben einen förmlichen Koſtümſport, Graf Altenberg! Aber Ihre Verfolger haben ſich wohl nicht täuſchen laſſen, denn Sie ſind ja doch verwundet worden!"

„Excellenz, ich rechne mir die kleine Wunde zur Ehre an!"

„Sollten Sie, lieber Graf," fragte ſie, die Augen niederſchlagend, „mit dem Malteſerkoſtüm heute nicht auch eine kleine Täuſchung beabſichtigen?"

„Ah," ſagte er leichthin, „freilich, Sie müſſen erſtaunt ſein, Excellenz; ich vergaß, Ihnen gleich die Erklärung zu geben. Den roten Rock trage ich heute, weil vor kurzem das Haus in Trawnik, worin ich wohnte, abgebrannt und meine Beamtenuniform dabei zu Grunde gegangen iſt."

Die Gattin des Miniſters beobachtete den Grafen, und ihr feiner Inſtinkt ſagte ihr alles. Sie hätte laut lachen mögen, und ſie bewunderte dieſen Mann, dem ſie doch kein Wort glaubte. Dabei erinnerte ſie ſich der Damen aus den allerhöchſten Kreiſen in Wien, die dieſen Diplomaten protegierten, und ſie hätte applaudieren mögen. Doch die Gegenwart ihres Mannes und eine gewiſſe Scheu vor Altenberg ſelbſt legten ihr Zurückhaltung auf, und ſie begnügte ſich damit, zu ſagen: „Graf Altenberg, man kann viel von Ihnen lernen!"

Der Miniſter hatte unterdeſſen dem Porteſeuille einige Blätter entnommen und durchflogen. Dieſe Lektüre aber mußte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht haben, denn jetzt erhob er ſich, ergriff Altenbergs Hand und ſagte mit großer Wärme: „Sie haben der Regierung wirklich einen ausgezeichneten Dienſt geleiſtet, Graf Altenberg, ich danke Ihnen!"

Als der Graf das Zimmer des Miniſters verließ, trug er den Kopf hoch, und um ſeine feſt zuſammengepreßten Lippen ſpielte ein Lächeln. Er ging langſam die Treppe hinab. Unten verließen gerade zu derſelben Zeit die drei Offiziere das Café. Sie grüßten ihn, als er vorüberkam, er dankte kühl; vollſtändig überſah er dabei einen Herrn in Civil, der auf der anderen Seite der Gaſſe mit einem tiefen Bückling den Hut vor ihm zog. Dieſer Herr war der Finanzrat Wokurka, der dem Malteſer in der roten Uniform lange nachblickte; aber nicht beleidigt, nicht erzürnt, ſondern nur in dem Gefühl, daß ſeine Gattin doch wohl recht haben könnte mit ihrer hohen Meinung von dem Grafen.

(Fortſetzung folgt.)

# Natur und Technik.

Von

**Max Geitel.**

Von Jahr zu Jahr nimmt die Schwierigkeit der Aufgaben, welche die Bauingenieurkunst sich stellt und welche sie dank der gewaltigen Fortschritte der letzten Jahrzehnte siegreich überwindet, in staunenerregendem Maße zu. Kein Strom ist zu breit, keine Schlucht zu tief, als daß das Hindernis, welches sie dem Verkehr bieten, nicht überwunden würde. Erregte noch zu Anfang der sechziger Jahre dieses Jahrhunderts ein Bau wie derjenige der bekannten Kölner Rheinbrücke die Bewunderung der Zeitgenossen, so blickt der Ingenieur von heute fast nur noch mit einem mitleidigen Lächeln auf ein derartiges Bauwerk herab, welches nur Öffnungen von kaum hundert Metern Weite überbrückt. Heutzutage sind Brücken von so geringer Spannweite wie diejenige bei Köln etwas Alltägliches; es muß sich schon um die Überbrückung eines Meeres oder eines Meeresarmes handeln, soll das Interesse des gegenwärtig lebenden Geschlechtes erweckt werden.

Nicht besser läßt sich der Gegensatz zwischen dem Einst und dem Jetzt darlegen, als durch eine kurze Betrachtung zweier Meisterwerke der modernen Ingenieurbaukunst, nämlich des viel angefeindeten Eiffelturmes und der Brücke über den Firth of Forth.

Bekanntlich bildete der Eiffelturm eines der Hauptstücke der Pariser Ausstellung von 1889. (Abbild. S. 83.) Mag man denselben immerhin als einen Merkstein der Eitelkeit unserer westlichen Nachbarn hinstellen, mag man ihn ob seiner nüchternen Erscheinung als häßlich verlachen, vom Standpunkte des Ingenieurs muß die Errichtung eines derartigen Bauwerkes mit rückhaltloser Freude begrüßt werden. Zunächst sind eine größere Anzahl von Fragen praktisch gelöst worden, welche bei dem späteren Bau ähnlicher, nützlicheren Zwecken dienender Türme in Betracht kommen. Wir erwähnen nach dieser Richtung nur den genauen senkrechten Aufbau der gewaltigen Eisenmassen, sowie die höchst gelungene Ausführung der Hebevorrichtungen, welche täglich Tausende und aber Tausende von Besuchern mit tadelloser Sicherheit den verschiedenen in schwindelnder Höhe liegenden Etagen zuführen. Ein Blick nur auf die Zusammenstellung der bis 1889 den Ruhm der höchsten unter den großen Bauwerken ge-

nießenden Dome und Denkmäler läßt die Kühnheit des Eiffelturmes erkennen. (Abbild. S. 84.) Und in dieser gewaltigen Überflügelung des Alten durch den Repräsentanten der modernen Ingenieurbaukunst liegt noch ein weiterer sehr gewichtiger Teil der Mission des Eiffelturmes begründet: Mit überzeugender Beredsamkeit hat er der gesamten gebildeten Welt bewiesen, was die Technik von heute zu leisten vermag, dank der Fortschritte des theoretischen Wissens und des praktischen Könnens, welche in glücklicher Vereinigung unserem Jahrhundert seinen Charakter gegeben haben.

Es ist nicht ohne Interesse, darauf hinzuweisen, daß das Projekt des Eiffelturmes seinerzeit auch bei den Franzosen auf starken Widerstand stieß. Männer wie Meissonier, Gounod, Garnier, Dumas, Coppée und andere mehr richteten an den Generaldirektor der Ausstellung, Alphand, einen geharnischten Protest, in welchem sie folgendes verdammende Urteil aussprachen: „Wir Unterzeichneten — Schriftsteller, Maler, Architekten, Bildhauer, Freunde der Schönheit, die bislang in Paris stets in Ehren gehalten wurde — wollen mit aller Kraft und mit aller uns zu Gebote stehenden Entrüstung im Namen der Kunst und der Vergangenheit Frankreichs Widerspruch gegen die Errichtung des nutzlosen und ungeheuerlichen Eiffelturmes in dem Herzen unserer Hauptstadt erheben, eines Bauwerks, das der gesunde und gerechte Sinn des Volkswitzes schon jetzt mit dem Namen des Babylonischen belegt hat. ... Wie einen schwarzen Klecks, der sich über unsere ganze Stadt hinzieht, sollen unsere Augen stets den widerwärtigen Schatten der widerwärtigen aus Eisentafeln zusammengenieteten Säule schauen."

Über die Gestalt des Eiffelturmes ist seinerzeit viel geschrieben worden. Während man denselben von seiten französischer Architekten als einen Wendepunkt in der Ästhetik bezeichnet hat, insofern als er berufen sei, die an sich nüchterne Eisenkonstruktion gewissermaßen salonfähig zu machen, hat man von anderer Seite die Form desselben kurzer Hand als häßlich und unschön bezeichnet; der oben citierte Aufruf von Meissonier, Gounod und anderen nennt ihn einen „Fabrikschornstein". Man hat auch den gewiß nicht ganz ungerechtfertigten Tadel erhoben, daß der Turm zu sehr den Eindruck eines Gerüstes und damit der Unfertigkeit mache. Alledem muß vom Standpunkte des Technikers aus entgegengehalten werden, daß nach Maßgabe der immerhin verhältnismäßig jungen Erfahrungen im Eisenhochbau, unter Wahrung der erforderlichen Sicherheit, hinsichtlich der Ästhetik des äußeren Eindruckes Eiffel das Möglichste geleistet hat. Der Schwerpunkt der Leistung liegt aber auf der Seite des Ingenieurwesens, und hier wird der Eiffelturm stets als besonders hervorragender Merkstein gelten.

Jedoch schon, während er aus dem Sande des Pariser Ausstellungsplatzes sich allmählich emporhob, erwuchs diesem modernen Babylonischen Turme in einer entlegenen Gegend ein Nebenbuhler, der nach jeder Richtung ihn überstrahlen sollte; es ist dieses die in der Nähe von Edinburgh den Firth of Forth überspannende Brücke Sir John Fowlers und Benjamin Bakers.

Der Umstand, daß überhaupt der Plan zu dem Bau dieser Brücke gefaßt werden konnte, ist ein sprechendes Beispiel für den Wert, welcher heute der Zeit beigemessen wird. Bisher war man gezwungen, den Firth of Forth auf dem Umwege über Stirling zu umgehen oder mittels Fähren zu überschreiten. Beides genügte im Laufe der Zeiten nicht mehr, und es vereinigten sich daher mehrere große englische Eisenbahngesellschaften, die North British, Great Northern, Midland und North-Eastern, zu dem Bau dieses gewaltigen Bauwerkes, von dem wir eine schematische Ansicht sowie einige Darstellungen aus der Zeit des Baues und nach der Vollendung bringen. (Abbildgn. S. 85, 86, 87, 89.) Die Kosten der Brücke beliefen sich, ohne die Ausgaben für die neu zu erbauenden Anschlußgeleise, auf rund dreiundsechzig Millionen Mark. Bedenkt man, daß die durch den Bau der Brücke erzielte Entfernungsverminderung zwischen dem Norden und Süden der vereinigten Königreiche nur vierzig Kilometer beträgt, eine Strecke, die der Kurierzug in weniger als dreißig Minuten zurücklegt, so muß man staunen über die hohe Bewertung, welche hier der Zeit zu teil geworden ist. Beiläufig bemerkt, fanden bei dem Bau der Brücke sechsundfünfzig Men-

ſchen den Tod, und zwar nicht etwa infolge beſonderer Ereigniſſe, ſondern lediglich infolge der Allgemeingefährlichkeit der Arbeit.

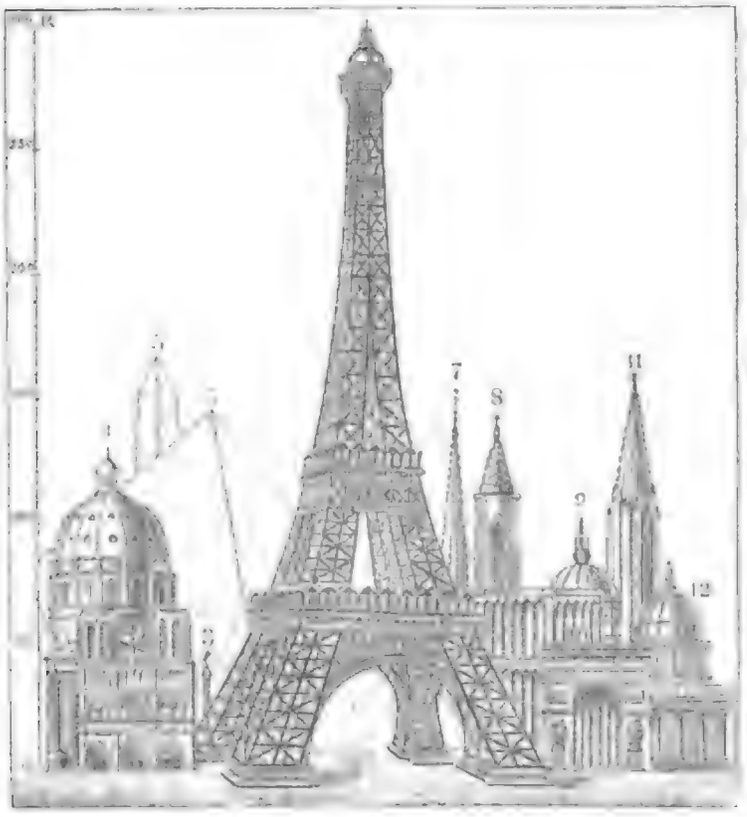
Der Eiffelturm.

Die beiden Öffnungen der Forthbrücke haben eine Weite von etwas über 521 Metern. Dieſe gewaltige Entfernung mußte überbrückt werden, ohne daß man ein Baugerüſt benutzen konnte, da die Tiefe des Firth of Forth und der auf demſelben herrſchende rege Schiffahrtsverkehr dieſes unmöglich machten. Es mußten alſo zunächſt die beiden großen Mittelpfeiler auf dem Meeresgrunde errichtet werden. Hierauf ging man in der Weiſe vor, daß man von den Pfeilern aus nach beiden Richtungen hin die gewaltigen konſolartigen Glieder der eigentlichen Brücke



Digitized by Google

in ſchwindelnder Höhe durch die Luft vorwärts baute, ohne Gerüſt, über den Wogen des Forth. Hier nun ſpringt, wenn wir die erſte Abbildung auf S. 87 zu Hilfe nehmen, ohne weiteres die weit größere Schwierigkeit des Baues der Forthbrücke gegenüber derjenigen des Eiffelturmes in die Augen. Wir ſehen dort einen Pfeiler der Forthbrücke mit ſeinen beiden nach rechts und nach links ſich erſtreckenden Konſolen dargeſtellt; bei näherer Betrachtung ſehen wir in dieſer Zeichnung zwei Eiffeltürme in dem gleichen Maßſtabe eingezeichnet, und zwar ſo, daß ſie mit den Fußenden aneinander ſtoßen. Dieſe kleine, höchſt beredte Zeichnung lehrt uns alſo, daß es bei dem Bau der Forthbrücke ſich darum handelte, an jedem der beiden Mittelpfeiler, nach rechts wie nach links, in horizontaler Richtung ohne Baugerüſt ein Eiſengerippe anzuſetzen, welches an Länge der Höhe des Eifelturmes ungefähr gleichkam. Hatte man bei dem ſenkrechten Aufbau des modernen Babyloniſchen Turmes den feſten Boden unter ſich, ſo mußte man bei der Forthbrücke die ungleich ſchwierigere Aufgabe erfüllen, hoch oben über den Wogen des Meeresarmes einen Eiffelturm in horizontaler Lage hinauszubauen.

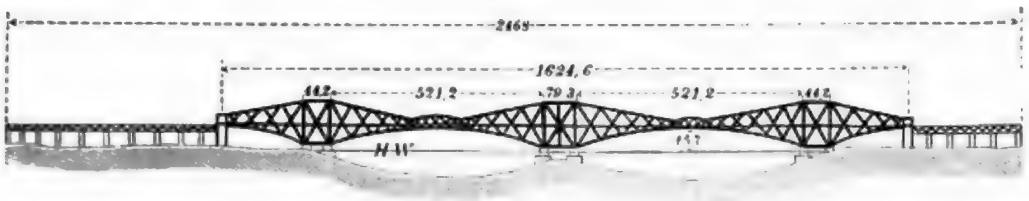


Der Eiffelturm im Vergleich zu den höchſten Bauwerken der Erde.
1 Vendômeſäule zu Paris. 2 Notre-Dame-Kirche zu Paris. 3 Julisſäule zu Paris. 4 Peterskirche in Rom. 5 Waſhington-Denkmal zu Waſhington. 6 Cheopspyramide. 7 Kathedrale zu Rouen. 8 Straßburger Münſter. 9 Invalidendom zu Paris. 10 Triumphbogen zu Paris. 11 Kölner Dom. 12 Pantheon zu Paris.

Das Konſtruktionsprincip der Forthbrücke iſt das Konſol- oder Kantileverprincip; dasſelbe dürfte jetzt allgemein in allen denjenigen Fällen zur Anwendung gelangen, wo es ſich darum handelt, große Weiten zu überbrücken, und wo die Umſtände es verbieten, im Strombett ein Baugerüſt zu errichten oder die Brücke von ſchwimmenden Pontons aus zu errichten. Der eine der Erbauer der Brücke, Benjamin Baker, hat gelegentlich eines vor einigen Jahren in London gehaltenen Vortrages das Weſentliche dieſer Bauart in höchſt anſchaulicher und origineller Weiſe an einem lebenden Modell verſinnbildlicht, von welchem wir auf Seite 87 eine Abbildung nach „Engineering“ geben; zur näheren Verdeutlichung iſt hinter dem lebenden Modell noch eine ſchematiſche Anſicht der einen Hälfte der Forthbrücke angebracht. Man erkennt ſofort, daß die beiden auf Stühlen ſitzenden Perſonen den beiden Pfeilern entſprechen; dieſelben ſtrecken ihre konſolartig durch Strebepfeiler unterſtützten Arme nach beiden Seiten hin aus. Zwiſchen den beiden die Pfeiler repräſentierenden Perſonen iſt noch ein Mittelglied eingeſchaltet, auf welchem als Belaſtung, d. h. als Repräſentant des die Brücke paſſierenden Eiſenbahnzuges, eine dritte Perſon Platz genommen hat. Die den Ufern zugewendeten Arme der beiden Hauptfiguren ſind an gemauerten Fundamenten befeſtigt.

Das Kantilever- oder Konſolſyſtem iſt in neuerer Zeit zuerſt von dem deutſchen Ingenieur Gerber, dem Erbauer der Brücke über den Niagara, angewendet und hat, wie bereits angedeutet wurde, eine große Zukunft. Jedoch wie bei ſo vielen ſogenannten Neue-

rungen, ſo iſt es auch hier. Als Baker dem bekannten engliſchen General Lord Napier of Magdala die im Bau begriffene Forthbrücke zeigte und hierbei das Konſtruktionsprincip derſelben erläuterte, machte dieſer ſofort die Einwendung, daß dieſes Princip doch nicht neu ſei, denn er habe es vielfach bei wilden Völkerſchaften in Anwendung geſehen, natürlich in erheblich kleinerem Maßſtabe, nämlich da, wo es ſich darum handelte, reißende Ströme zu überbrücken. Auch die Chineſen ſollen bereits vor Jahrhunderten bei dem Bau ihrer Brücken in der Weiſe vorgegangen ſein, daß ſie dieſelben aus zwei Hälften, welche ſie von den beiden Ufern aus vorbauten, zuſammenſetzten. Mag dem nun ſein, wie es will; jedenfalls bedeutet der Bau der Brücke über den Firth of Forth und in einem allerdings bedeutend geringeren Maße auch der Bau des Eiffelturmes einen Sieg des menſchlichen Geiſtes über die rohe Maſſe, wie er bislang noch nicht erfochten iſt und welcher uns berechtigt, an die bisher für unmöglich gehaltene Ausführung noch größerer Unternehmungen getroſt heranzutreten. Iſt doch ſeitdem in der That das Projekt der Überbrückung des Kanales La Manche in ein Stadium getreten, welches, ſofern die erforderlichen Geldmittel zur Verfügung ſtehen, dieſen Bau nicht mehr im Lichte der Unmöglichkeit erſcheinen läßt.




Schematiſche Darſtellung der Brücke über den Firth of Forth.

Haben wir uns im vorſtehenden kurz mit den beiden neueſten größeſten Leiſtungen der Ingenieurbaukunſt bekannt gemacht, ſo drängt ſich unwillkürlich die Frage auf, wie ein derartiger Fortſchritt möglich war, der nicht nur die größten Bauwerke des Altertums, ſondern auch diejenigen Leiſtungen, die noch vor wenigen Jahren allgemeine Bewunderung erregten, ſo völlig in den Schatten zu ſtellen vermochte. Der Grund für dieſen früher nicht geahnten Fortſchritt der Ingenieurbaukunſt liegt in zweierlei Umſtänden, nämlich in der Vervollkommnung der Prozeſſe der Darſtellung und der Verarbeitung von Eiſen und Stahl, und dann — last not least — in der Ausbildung, welche in den letzten Jahren unſere theoretiſchen Kenntniſſe, ſpeciell die der reinen und der angewandten Mathematik, der Mechanik, erfahren haben. Beide

Der eine der beiden Landpfeiler der Forthbrücke.

Digitized by Google

**Roof** — The roof is the covering of the top of a building. It is usually made of wood, slate, tile, or metal. The roof is supported by the walls and by the framework of the building. The roof is made in many different shapes. The simplest roof is the flat roof. The most common roof is the gable roof. The hip roof is also common. Other roofs are the gambrel roof, the mansard roof, and the shed roof.

Roofs

**Roofing** — Roofing is the material used to cover the roof of a building. Roofing is made of many different materials. Some roofing is made of wood shingles. Some roofing is made of slate. Some roofing is made of tile. Some roofing is made of metal. Some roofing is made of asphalt. Some roofing is made of tar and gravel.

**Rough Carpentry** — Rough carpentry is the framework of a building. It is the part of the building that is not seen. It is the part that supports the walls and the roof. It is made of timber. The timber is cut to the right size and shape. It is then put together. It is fastened with nails, bolts, or screws.

**Sash** — A sash is a frame that holds the glass in a window. The sash is made of wood. It is made of metal. It is made of other materials. The sash is fastened to the window frame. It is fastened with hinges. It is fastened with other devices. The sash can be opened. It can be closed. It can be locked.

**Sash Balance** — A sash balance is a device that helps to open and close a window sash. It is a spring. It is a weight. It is a combination of spring and weight. The sash balance is fastened to the sash. It is fastened to the window frame. It is fastened with screws. It is fastened with other devices.

**Sash Cord** — A sash cord is a cord that is used to raise and lower a window sash. It is made of cotton. It is made of hemp. It is made of other materials. The sash cord is fastened to the sash. It is fastened to the sash balance. It is fastened to the window frame. It is fastened with knots. It is fastened with other devices.

**Sash Weight** — A sash weight is a weight that is used to balance a window sash. It is made of iron. It is made of other materials. The sash weight is fastened to the sash cord. It is fastened to the sash. It is fastened to the window frame. It is fastened with knots. It is fastened with other devices.

**Scaffold** — A scaffold is a temporary framework that is used to support workmen and materials during the construction of a building. It is made of timber. It is made of metal. It is made of other materials. The scaffold is put up before the building is started. It is taken down after the building is finished. It is put up in sections. It is taken down in sections.

**Scaffolding** — Scaffolding is the material used to make a scaffold. Scaffolding is made of many different materials. Some scaffolding is made of timber. Some scaffolding is made of metal. Some scaffolding is made of bamboo. Some scaffolding is made of other materials. The scaffolding is put together. It is fastened with nails, bolts, or screws. It is fastened with ropes. It is fastened with other devices.

**Screen** — A screen is a frame that is covered with wire cloth. It is used to keep out flies and mosquitoes. It is used to keep out other insects. It is used to keep out dust. It is used to keep out dirt. The screen is made of wood. It is made of metal. It is made of other materials. The wire cloth is made of copper. It is made of iron. It is made of other materials. The screen is fastened to the window frame. It is fastened to the door frame. It is fastened with hinges. It is fastened with other devices.

**Screw** — A screw is a device that is used to fasten things together. It is made of iron. It is made of steel. It is made of brass. It is made of other materials. The screw has a head. It has a shank. It has a point. The head is slotted. It is made for a screwdriver. The shank is threaded. The point is sharp. The screw is driven into the wood. It is driven with a screwdriver. It is driven with other devices.

**Screwdriver** — A screwdriver is a tool that is used to drive screws. It has a handle. It has a blade. The handle is made of wood. It is made of plastic. It is made of other materials. The blade is made of steel. It is made of other materials. The blade is made for a slotted screw. It is made for other screws. The screwdriver is used to drive screws. It is used to remove screws. It is used to tighten screws. It is used to loosen screws.

**Shingle** — A shingle is a piece of material that is used to cover the roof of a building. It is made of wood. It is made of slate. It is made of tile. It is made of metal. It is made of asphalt. The shingle is laid on the roof. It is laid in rows. It is laid with the edges overlapping. It is fastened with nails. It is fastened with other devices.

**Shingling** — Shingling is the work of covering a roof with shingles. It is done by a shingler. It is done by a roofer. It is done by other workmen. The shingles are laid in rows. They are laid with the edges overlapping. They are fastened with nails. They are fastened with other devices. The shingling is done from the bottom of the roof. It is done to the top of the roof.

**Shutter** — A shutter is a frame that is used to cover a window. It is made of wood. It is made of metal. It is made of other materials. The shutter is fastened to the window frame. It is fastened with hinges. It is fastened with other devices. The shutter can be opened. It can be closed. It can be locked. It is used to keep out the light. It is used to keep out the heat. It is used to keep out the cold. It is used to keep out the rain.

**Siding** — Siding is the material used to cover the outside walls of a building. Siding is made of many different materials. Some siding is made of wood. Some siding is made of metal. Some siding is made of asbestos. Some siding is made of other materials. The siding is put on in boards. It is put on in sheets. It is fastened with nails. It is fastened with other devices.

**Sill** — A sill is a piece of timber that is used to support the walls of a building. It is made of timber. It is made of other materials. The sill is laid on the foundation. It is fastened to the foundation. It is fastened with bolts. It is fastened with other devices. The sill is the lowest part of the framework of the building. It is the part that rests on the foundation.

**Sill** — A sill is also the lowest part of a window frame. It is the part that rests on the wall. It is made of wood. It is made of stone. It is made of other materials. The sill is fastened to the wall. It is fastened with nails. It is fastened with other devices. The sill is sloped. It is sloped to shed water. It is sloped to keep out the rain.

**Skylight** — A skylight is a window in the roof of a building. It is made of glass. It is made of other materials. The skylight is fastened to the roof. It is fastened with nails. It is fastened with other devices. The skylight can be opened. It can be closed. It can be locked. It is used to let in the light. It is used to let in the air. It is used to let in the sun.

**Slate** — Slate is a material that is used to cover the roof of a building. It is a kind of stone. It is split into thin sheets. The sheets are laid on the roof. They are laid in rows. They are laid with the edges overlapping. They are fastened with nails. They are fastened with other devices. Slate is a good roofing material. It is fireproof. It is waterproof. It is durable. It is expensive.

**Slating** — Slating is the work of covering a roof with slate. It is done by a slater. It is done by a roofer. It is done by other workmen. The slates are laid in rows. They are laid with the edges overlapping. They are fastened with nails. They are fastened with other devices. The slating is done from the bottom of the roof. It is done to the top of the roof.

**Soffit** — A soffit is the underside of a part of a building. It is the underside of a cornice. It is the underside of an arch. It is the underside of a beam. It is the underside of a stairway. It is made of wood. It is made of plaster. It is made of other materials. The soffit is fastened to the building. It is fastened with nails. It is fastened with other devices.

**Soil Pipe** — A soil pipe is a pipe that is used to carry away sewage. It is made of cast iron. It is made of other materials. The soil pipe is laid in the ground. It is laid under the building. It is laid outside the building. It is fastened with bolts. It is fastened with other devices. The soil pipe is connected to the sewer. It is connected to the drain. It is connected to the vent pipe.

**Solder** — Solder is a metal that is used to join pipes together. It is made of lead. It is made of tin. It is made of other metals. The solder is melted. It is applied to the joint. It is allowed to cool. It is allowed to harden. The joint is then strong. It is then watertight. It is then airtight.

**Soldering** — Soldering is the work of joining pipes together with solder. It is done by a plumber. It is done by a tinsmith. It is done by other workmen. The pipes are cleaned. They are fluxed. They are heated. The solder is melted. It is applied to the joint. It is allowed to cool. It is allowed to harden. The joint is then strong. It is then watertight. It is then airtight.

**Span** — A span is the distance between two supports. It is the distance between two walls. It is the distance between two columns. It is the distance between two piers. It is the distance between two abutments. The span is measured in feet. It is measured in inches. It is measured in other units. The span is the length of a beam. It is the length of a girder. It is the length of a truss.

**Spandrel** — A spandrel is the space between the top of an arch and the horizontal line above it. It is the space between the top of an arch and the roof above it. It is the space between the top of an arch and the floor above it. It is filled with masonry. It is filled with other materials. The spandrel is the part of the wall that is above the arch. It is the part that is below the roof. It is the part that is below the floor.

**Spike** — A spike is a large nail. It is made of iron. It is made of steel. It is made of other materials. The spike has a head. It has a shank. It has a point. The head is flat. The shank is square. The point is sharp. The spike is driven into the wood. It is driven with a hammer. It is driven with other devices. Spikes are used to fasten heavy timbers together. They are used to fasten rails to ties. They are used to fasten other things together.

**Square** — A square is a unit of measure for roofing. It is one hundred square feet. It is the amount of roofing that is needed to cover one hundred square feet of roof. The roofing is measured in squares. It is measured in other units. The roof is measured in squares. It is measured in other units. The number of squares is found by dividing the area of the roof by one hundred.

**Stair** — A stair is a step in a stairway. It is made of wood. It is made of stone. It is made of other materials. The stair is fastened to the stringer. It is fastened with nails. It is fastened with other devices. The stair is the part that you walk on. It is the part that you step on. It is the part that you climb on. The stairs are the steps in a stairway. They are the steps in a flight of stairs.

**Stairway** — A stairway is a flight of stairs. It is a set of steps. It is a set of stairs. It is made of wood. It is made of stone. It is made of other materials. The stairway is fastened to the floor. It is fastened to the wall. It is fastened with nails. It is fastened with other devices. The stairway is the part of the building that you walk on. It is the part that you step on. It is the part that you climb on.

**Stairwell** — A stairwell is the space that is occupied by a stairway. It is the space that is occupied by a flight of stairs. It is the space that is occupied by a set of steps. It is the space that is occupied by a set of stairs. The stairwell is the space that is between the floors. It is the space that is between the walls. It is the space that is between the ceilings. The stairwell is the space that is between the stairs and the walls.

**Stanchion** — A stanchion is a post that is used to support a beam. It is made of iron. It is made of steel. It is made of other materials. The stanchion is fastened to the floor. It is fastened to the beam. It is fastened with bolts. It is fastened with other devices. The stanchion is the part of the framework of the building. It is the part that supports the beam. It is the part that supports the floor.

**Steel** — Steel is a material that is used to make the framework of a building. It is made of iron. It is made of other materials. The steel is rolled into shapes. It is cut to the right size. It is put together. It is fastened with rivets. It is fastened with bolts. It is fastened with other devices. Steel is a good building material. It is strong. It is durable. It is fireproof. It is expensive.

**Steel Construction** — Steel construction is the framework of a building. It is made of steel. It is the part of the building that is not seen. It is the part that supports the walls and the roof. It is the part that supports the floors. The steel is rolled into shapes. It is cut to the right size. It is put together. It is fastened with rivets. It is fastened with bolts. It is fastened with other devices.

**Steel Frame** — A steel frame is the framework of a building. It is made of steel. It is the part of the building that is not seen. It is the part that supports the walls and the roof. It is the part that supports the floors. The steel is rolled into shapes. It is cut to the right size. It is put together. It is fastened with rivets. It is fastened with bolts. It is fastened with other devices.

**Steel Plate** — A steel plate is a piece of steel that is used to make the framework of a building. It is made of steel. It is rolled into a sheet. It is cut to the right size. It is put together. It is fastened with rivets. It is fastened with bolts. It is fastened with other devices. Steel plates are used to make girders. They are used to make columns. They are used to make other parts of the framework.

**Steel Square** — A steel square is a tool that is used to lay out rafters. It is made of steel. It has a blade. It has a tongue. The blade is long. The tongue is short. The blade and the tongue are at right angles. The steel square is used to lay out the rafters. It is used to lay out the stairs. It is used to lay out other parts of the building.

**Stone** — Stone is a material that is used to make the walls of a building. It is a kind of rock. It is cut to the right size. It is put together. It is fastened with mortar. It is fastened with other devices. Stone is a good building material. It is strong. It is durable. It is fireproof. It is expensive.

**Stone Masonry** — Stone masonry is the work of building with stone. It is done by a stonemason. It is done by a mason. It is done by other workmen. The stones are cut to the right size. They are put together. They are fastened with mortar. They are fastened with other devices. The stone masonry is the part of the building that is made of stone. It is the part that supports the walls and the roof.

**Stone Work** — Stone work is the work of building with stone. It is done by a stonemason. It is done by a mason. It is done by other workmen. The stones are cut to the right size. They are put together. They are fastened with mortar. They are fastened with other devices. The stone work is the part of the building that is made of stone. It is the part that supports the walls and the roof.

**Stonemason** — A stonemason is a workman who builds with stone. He cuts the stones to the right size. He puts the stones together. He fastens the stones with mortar. He fastens the stones with other devices. He builds walls. He builds arches. He builds other parts of the building. He is a skilled workman. He has served an apprenticeship. He has learned his trade.

**Stonework** — Stonework is the work of building with stone. It is done by a stonemason. It is done by a mason. It is done by other workmen. The stones are cut to the right size. They are put together. They are fastened with mortar. They are fastened with other devices. The stonework is the part of the building that is made of stone. It is the part that supports the walls and the roof.

**Stop** — A stop is a piece of wood that is used to keep a window sash in place. It is fastened to the window frame. It is fastened with nails. It is fastened with other devices. The stop is the part that you see when you look at the window. It is the part that you touch when you open the window. It is the part that you touch when you close the window. The stops are the pieces of wood that are on the sides of the window.

**Storm Door** — A storm door is a door that is used to keep out the cold. It is used to keep out the rain. It is used to keep out the snow. It is made of wood. It is made of metal. It is made of other materials. The storm door is fastened to the door frame. It is fastened with hinges. It is fastened with other devices. The storm door can be opened. It can be closed. It can be locked.

**Storm Window** — A storm window is a window that is used to keep out the cold. It is used to keep out the rain. It is used to keep out the snow. It is made of wood. It is made of metal. It is made of other materials. The storm window is fastened to the window frame. It is fastened with hinges. It is fastened with other devices. The storm window can be opened. It can be closed. It can be locked.

**Story** — A story is a floor of a building. It is the part of the building that is between two floors. It is the part of the building that is between the floor and the ceiling. It is the part of the building that is between the floor and the roof. The stories are the floors of the building. They are the parts of the building that are between the floors. They are the parts of the building that are between the floor and the ceiling. They are the parts of the building that are between the floor and the roof.

**Studding** — Studding is the framework of a partition. It is made of timber. It is made of other materials. The studding is fastened to the floor. It is fastened to the ceiling. It is fastened to the walls. It is fastened with nails. It is fastened with other devices. The studding is the part of the partition that you see when you look at the partition. It is the part that you touch when you push on the partition. It is the part that you touch when you lean on the partition.

**Subcontractor** — A subcontractor is a contractor who does part of the work on a building. He does not do the whole work. He does not do the main work. He does not do the work that the general contractor does. He does the work that the general contractor gives him to do. He does the work that he has agreed to do. He does the work that he has contracted to do. He does the work that he has undertaken to do.

**Superintendent** — A superintendent is a person who has charge of the work on a building. He is the person who is in charge of the workmen. He is the person who is in charge of the materials. He is the person who is in charge of the tools. He is the person who is in charge of the plans. He is the person who is in charge of the specifications. He is the person who is in charge of the contract. He is the person who is in charge of the building.

**Superintendent of Construction** — A superintendent of construction is a person who has charge of the work on a building. He is the person who is in charge of the workmen. He is the person who is in charge of the materials. He is the person who is in charge of the tools. He is the person who is in charge of the plans. He is the person who is in charge of the specifications. He is the person who is in charge of the contract. He is the person who is in charge of the building.

**Supervisor** — A supervisor is a person who has charge of the work on a building. He is the person who is in charge of the workmen. He is the person who is in charge of the materials. He is the person who is in charge of the tools. He is the person who is in charge of the plans. He is the person who is in charge of the specifications. He is the person who is in charge of the contract. He is the person who is in charge of the building.

**Surveyor** — A surveyor is a person who measures land. He measures the land that a building is to be built on. He measures the land that a road is to be built on. He measures the land that a railroad is to be built on. He measures the land that a canal is to be built on. He measures the land that a dam is to be built on. He measures the land that a bridge is to be built on. He measures the land that a tunnel is to be built on.

**Switch** — A switch is a device that is used to turn an electric light on or off. It is used to turn an electric motor on or off. It is used to turn other electric devices on or off. It is made of porcelain. It is made of other materials. The switch is fastened to the wall. It is fastened with screws. It is fastened with other devices. The switch is connected to the wires. It is connected to the electric light. It is connected to the electric motor. It is connected to other electric devices.

**Switchboard** — A switchboard is a board that is used to control electric lights. It is used to control electric motors. It is used to control other electric devices. It is made of slate. It is made of other materials. The switchboard is fastened to the wall. It is fastened with screws. It is fastened with other devices. The switchboard is connected to the wires. It is connected to the electric lights. It is connected to the electric motors. It is connected to other electric devices.

**Tank** — A tank is a container that is used to hold water. It is made of wood. It is made of metal. It is made of other materials. The tank is fastened to the roof. It is fastened to the floor. It is fastened with bolts. It is fastened with other devices. The tank is connected to the pipes. It is connected to the water supply. It is connected to the drain. It is connected to the overflow pipe.

**Tar** — Tar is a material that is used to make roofing. It is made of coal. It is made of other materials. The tar is heated. It is applied to the roof. It is allowed to cool. It is allowed to harden. The roof is then waterproof. It is then fireproof. Tar is a good roofing material. It is waterproof. It is fireproof. It is durable. It is cheap.

**Tar and Gravel** — Tar and gravel is a material that is used to make roofing. It is made of tar. It is made of gravel. The tar is heated. The gravel is heated. They are applied to the roof. They are allowed to cool. They are allowed to harden. The roof is then waterproof. It is then fireproof. Tar and gravel is a good roofing material. It is waterproof. It is fireproof. It is durable. It is cheap.

**Tarpaper** — Tarpaper is a material that is used to make roofing. It is made of paper. It is made of other materials. The paper is saturated with tar. It is applied to the roof. It is fastened with nails. It is fastened with other devices. The roof is then waterproof. It is then fireproof. Tarpaper is a good roofing material. It is waterproof. It is fireproof. It is durable. It is cheap.

**Tenon** — A tenon is a piece of timber that is used to join two pieces of timber together. It is made of timber. It is made of other materials. The tenon is cut to the right size. It is cut to the right shape. It is put into a mortise. It is fastened with glue. It is fastened with other devices. The tenon is the part of the timber that you see when you look at the joint. It is the part that you touch when you push on the joint. It is the part that you touch when you lean on the joint.

**Terra Cotta** — Terra cotta is a material that is used to make the walls of a building. It is made of clay. It is made of other materials. The clay is molded into shapes. It is baked in a kiln. It is cut to the right size. It is put together. It is fastened with mortar. It is fastened with other devices. Terra cotta is a good building material. It is strong. It is durable. It is fireproof. It is expensive.

**Terra Cotta Work** — Terra cotta work is the work of building with terra cotta. It is done by a terra cotta worker. It is done by a mason. It is done by other workmen. The terra cotta is cut to the right size. It is put together. It is fastened with mortar. It is fastened with other devices. The terra cotta work is the part of the building that is made of terra cotta. It is the part that supports the walls and the roof.

**Terra Cotta Worker** — A terra cotta worker is a workman who builds with terra cotta. He cuts the terra cotta to the right size. He puts the terra cotta together. He fastens the terra cotta with mortar. He fastens the terra cotta with other devices. He builds walls. He builds arches. He builds other parts of the building. He is a skilled workman. He has served an apprenticeship. He has learned his trade.

**Threshold** — A threshold is a piece of timber that is used to support the door. It is made of timber. It is made of other materials. The threshold is fastened to the floor. It is fastened with nails. It is fastened with other devices. The threshold is the part of the door frame that you see when you look at the door. It is the part that you touch when you open the door. It is the part that you touch when you close the door. The thresholds are the pieces of timber that are on the floor of the doorway.

**Tie** — A tie is a piece of timber that is used to hold two pieces of timber together. It is made of timber. It is made of other materials. The tie is fastened to the timbers. It is fastened with nails. It is fastened with bolts. It is fastened with other devices. The tie is the part of the framework of the building. It is the part that holds the timbers together. It is the part that supports the floor. It is the part that supports the roof.

**Tile** — Tile is a material that is used to cover the roof of a building. It is made of clay. It is made of other materials. The clay is molded into shapes. It is baked in a kiln. The tiles are laid on the roof. They are laid in rows. They are laid with the edges overlapping. They are fastened with nails. They are fastened with other devices. Tile is a good roofing material. It is fireproof. It is waterproof. It is durable. It is expensive.

**Tiling** — Tiling is the work of covering a roof with tile. It is done by a tiler. It is done by a roofer. It is done by other workmen. The tiles are laid in rows. They are laid with the edges overlapping. They are fastened with nails. They are fastened with other devices. The tiling is done from the bottom of the roof. It is done to the top of the roof.

**Timber** — Timber is a material that is used to make the framework of a building. It is wood. It is cut to the right size. It is put together. It is fastened with nails. It is fastened with bolts. It is fastened with other devices. Timber is a good building material. It is strong. It is durable. It is cheap. It is easy to work with.

**Timber Construction** — Timber construction is the framework of a building. It is made of timber. It is the part of the building that is not seen. It is the part that supports the walls and the roof. It is the part that supports the floors. The timber is cut to the right size. It is put together. It is fastened with nails. It is fastened with bolts. It is fastened with other devices.

**Timber Frame** — A timber frame is the framework of a building. It is made of timber. It is the part of the building that is not seen. It is the part that supports the walls and the roof. It is the part that supports the floors. The timber is cut to the right size. It is put together. It is fastened with nails. It is fastened with bolts. It is fastened with other devices.

**Timber Work** — Timber work is the work of building with timber. It is done by a carpenter. It is done by a timberman. It is done by other workmen. The timber is cut to the right size. It is put together. It is fastened with nails. It is fastened with bolts. It is fastened with other devices. The timber work is the part of the building that is made of timber. It is the part that supports the walls and the roof.

**Timberman** — A timberman is a workman who builds with timber. He cuts the timber to the right size. He puts the timber together. He fastens the timber with nails. He fastens the timber with bolts. He fastens the timber with other devices. He builds walls. He builds floors. He builds other parts of the building. He is a skilled workman. He has served an apprenticeship. He has learned his trade.

**Toilet** — A toilet is a fixture that is used to receive sewage. It is made of porcelain. It is made of other materials. The toilet is fastened to the floor. It is fastened with bolts. It is fastened with other devices. The toilet is connected to the soil pipe. It is connected to the water supply. It is connected to the flush tank. It is connected to other pipes.

**Tool** — A tool is a device that is used to do work. It is made of iron. It is made of steel. It is made of other materials. The tool has a handle. It has a blade. It has a head. It has a point. The handle is made of wood. It is made of other materials. The blade is made of steel. It is made of other materials. The tool is used to cut. It is used to drive. It is used to pull. It is used to push. It is used to lift. It is used to carry.

**Tool Chest** — A tool chest is a box that is used to hold tools. It is made of wood. It is made of metal. It is made of other materials. The tool chest has a lid. It has a bottom. It has sides. It has ends. The lid is hinged. It is fastened with a lock. The tool chest is used to hold tools. It is used to carry tools. It is used to store tools. It is used to protect tools.

**Transom** — A transom is a window that is over a door. It is made of wood. It is made of metal. It is made of other materials. The transom is fastened to the door frame. It is fastened with hinges. It is fastened with other devices. The transom can be opened. It can be closed. It can be locked. It is used to let in the light. It is used to let in the air. It is used to let in the sun.

**Transom Bar** — A transom bar is a piece of timber that is used to support the transom. It is made of timber. It is made of other materials. The transom bar is fastened to the door frame. It is fastened with nails. It is fastened with other devices. The transom bar is the part of the door frame that you see when you look at the transom. It is the part that you touch when you open the transom. It is the part that you touch when you close the transom.

**Trap** — A trap is a device that is used to prevent sewage from coming back. It is made of cast iron. It is made of other materials. The trap is fastened to the pipes. It is fastened with bolts. It is fastened with other devices. The trap is connected to the soil pipe. It is connected to the drain. It is connected to the vent pipe. It is connected to other pipes.

**Trap Door** — A trap door is a door that is in the floor. It is made of wood. It is made of metal. It is made of other materials. The trap door is fastened to the floor. It is fastened with hinges. It is fastened with other devices. The trap door can be opened. It can be closed. It can be locked. It is used to let in the light. It is used to let in the air. It is used to let in the sun.

**Trap Window** — A trap window is a window that is in the roof. It is made of glass. It is made of other materials. The trap window is fastened to the roof. It is fastened with nails. It is fastened with other devices. The trap window can be opened. It can be closed. It can be locked. It is used to let in the light. It is used to let in the air. It is used to let in the sun.

**Trestle** — A trestle is a framework that is used to support a bridge. It is made of timber. It is made of other materials. The trestle is fastened to the ground. It is fastened with bolts. It is fastened with other devices. The trestle is the part of the framework of the bridge. It is the part that supports the bridge. It is the part that supports the floor. It is the part that supports the roof.

**Truss** — A truss is a framework that is used to support a roof. It is made of timber. It is made of other materials. The truss is fastened to the walls. It is fastened with bolts. It is fastened with other devices. The truss is the part of the framework of the building. It is the part that supports the roof. It is the part that supports the floor. It is the part that supports the walls.

**Tuck Pointing** — Tuck pointing is the work of filling the joints between bricks with mortar. It is done by a tuck pointer. It is done by a mason. It is done by other workmen. The joints are cleaned. They are filled with mortar. They are smoothed. They are finished. The tuck pointing is the part of the building that is made of mortar. It is the part that holds the bricks together.

**Tuck Pointer** — A tuck pointer is a workman who fills the joints between bricks with mortar. He cleans the joints. He fills the joints with mortar. He smooths the joints. He finishes the joints. He is a skilled workman. He has served an apprenticeship. He has learned his trade.

**Turpentine** — Turpentine is a material that is used to make paint. It is made of pine trees. It is made of other materials. The turpentine is mixed with paint. It is mixed with oil. It is mixed with other materials. The paint is then thin. It is then easy to spread. It is then easy to apply. Turpentine is a good paint material. It is thin. It is easy to spread. It is easy to apply. It is cheap.

**Valley** — A valley is the angle that is formed by two roofs that meet. It is made of wood. It is made of metal. It is made of other materials. The valley is fastened to the roof. It is fastened with nails. It is fastened with other devices. The valley is the part of the roof that you see when you look at the roof. It is the part that you touch when you walk on the roof. It is the part that you touch when you climb on the roof.

**Valley Rafter** — A valley rafter is a piece of timber that is used to support the valley. It is made of timber. It is made of other materials. The valley rafter is fastened to the roof. It is fastened with nails. It is fastened with other devices. The valley rafter is the part of the framework of the roof. It is the part that supports the valley. It is the part that supports the roof. It is the part that supports the walls.

**Varnish** — Varnish is a material that is used to make paint. It is made of resin. It is made of other materials. The varnish is mixed with paint. It is mixed with oil. It is mixed with other materials. The paint is then thin. It is then easy to spread. It is then easy to apply. Varnish is a good paint material. It is thin. It is easy to spread. It is easy to apply. It is cheap.

**Vent Pipe** — A vent pipe is a pipe that is used to carry away sewage. It is made of cast iron. It is made of other materials. The vent pipe is laid in the ground. It is laid under the building. It is laid outside the building. It is fastened with bolts. It is fastened with other devices. The vent pipe is connected to the sewer. It is connected to the drain. It is connected to the soil pipe.

**Vestibule** — A vestibule is a room that is used to enter a building. It is made of wood. It is made of metal. It is made of other materials. The vestibule is fastened to the building. It is fastened with nails. It is fastened with other devices. The vestibule is the part of the building that you see when you look at the building. It is the part that you touch when you enter the building. It is the part that you touch when you leave the building.

**Wainscot** — A wainscot is a lining that is used to cover the walls of a room. It is made of wood. It is made of other materials. The wainscot is fastened to the walls. It is fastened with nails. It is fastened with other devices. The wainscot is the part of the wall that you see when you look at the wall. It is the part that you touch when you push on the wall. It is the part that you touch when you lean on the wall.

**Wall** — A wall is a part of a building that is used to support the roof. It is made of stone. It is made of brick. It is made of other materials. The wall is fastened to the foundation. It is fastened with mortar. It is fastened with other devices. The wall is the part of the framework of the building. It is the part that supports the roof. It is the part that supports the floors. It is the part that supports the walls.

**Wall Plate** — A wall plate is a piece of timber that is used to support the roof. It is made of timber. It is made of other materials. The wall plate is fastened to the walls. It is fastened with nails. It is fastened with other devices. The wall plate is the part of the framework of the building. It is the part that supports the roof. It is the part that supports the floors. It is the part that supports the walls.

**Wall Tie** — A wall tie is a piece of timber that is used to hold two walls together. It is made of timber. It is made of other materials. The wall tie is fastened to the walls. It is fastened with nails. It is fastened with bolts. It is fastened with other devices. The wall tie is the part of the framework of the building. It is the part that holds the walls together. It is the part that supports the floor. It is the part that supports the roof.

**Water Closet** — A water closet is a fixture that is used to receive sewage. It is made of porcelain. It is made of other materials. The water closet is fastened to the floor. It is fastened with bolts. It is fastened with other devices. The water closet is connected to the soil pipe. It is connected to the water supply. It is connected to the flush tank. It is connected to other pipes.

**Water Supply** — A water supply is a system that is used to supply water to a building. It is made of pipes. It is made of other materials. The water supply is connected to the main. It is connected to the meter. It is connected to the faucets. It is connected to the fixtures. It is connected to other pipes. The water supply is the part of the building that you see when you look at the pipes. It is the part that you touch when you turn on the faucets.

**Weatherboard** — A weatherboard is a piece of material that is used to cover the outside walls of a building. It is made of wood. It is made of other materials. The weatherboard is laid on the wall. It is laid in rows. It is laid with the edges overlapping. It is fastened with nails. It is fastened with other devices. The weatherboard is the part of the wall that you see when you look at the wall. It is the part that you touch when you push on the wall. It is the part that you touch when you lean on the wall.

**Weatherboarding** — Weatherboarding is the work of covering the outside walls of a building with weatherboards. It is done by a carpenter. It is done by a weatherboarder. It is done by other workmen. The weatherboards are laid in rows. They are laid with the edges overlapping. They are fastened with nails. They are fastened with other devices. The weatherboarding is done from the bottom of the wall. It is done to the top of the wall.

**Weatherboarder** — A weatherboarder is a workman who covers the outside walls of a building with weatherboards. He lays the weatherboards in rows. He lays the weatherboards with the edges overlapping. He fastens the weatherboards with nails. He fastens the weatherboards with other devices. He is a skilled workman. He has served an apprenticeship. He has learned his trade.

**Weatherproof** — Weatherproof is a material that is used to make roofing. It is made of paper. It is made of other materials. The paper is saturated with tar. It is applied to the roof. It is fastened with nails. It is fastened with other devices. The roof is then waterproof. It is then fireproof. Weatherproof is a good roofing material. It is waterproof. It is fireproof. It is durable. It is cheap.

**Window** — A window is an opening in the wall of a building. It is made of glass. It is made of other materials. The window is fastened to the wall. It is fastened with nails. It is fastened with other devices. The window can be opened. It can be closed. It can be locked. It is used to let in the light. It is used to let in the air. It is used to let in the sun.

**Window Frame** — A window frame is a frame that holds the glass in a window. The window frame is made of wood. It is made of metal. It is made of other materials. The window frame is fastened to the wall. It is fastened with nails. It is fastened with other devices. The window frame is the part of the window that you see when you look at the window. It is the part that you touch when you open the window. It is the part that you touch when you close the window.

**Window Sash** — A window sash is a frame that holds the glass in a window. The window sash is made of wood. It is made of metal. It is made of other materials. The window sash is fastened to the window frame. It is fastened with hinges. It is fastened with other devices. The window sash can be opened. It can be closed. It can be locked.

**Wire** — Wire is a material that is used to make electric lights work. It is made of copper. It is made of other materials. The wire is drawn into a thin rod. It is covered with rubber. It is covered with other materials. The wire is fastened to the wall. It is fastened with staples. It is fastened with other devices. The wire is connected to the switch. It is connected to the electric light. It is connected to the electric motor. It is connected to other electric devices.

**Wiring** — Wiring is the work of putting in wires for electric lights. It is done by a wireman. It is done by an electrician. It is done by other workmen. The wires are drawn into thin rods. They are covered with rubber. They are covered with other materials. They are fastened to the wall. They are fastened with staples. They are fastened with other devices. The wiring is the part of the building that you see when you look at the wires. It is the part that you touch when you turn on the lights.

**Wireman** — A wireman is a workman who puts in wires for electric lights. He draws the wires into thin rods. He covers the wires with rubber. He covers the wires with other materials. He fastens the wires to the wall. He fastens the wires with staples. He fastens the wires with other devices. He is a skilled workman. He has served an apprenticeship. He has learned his trade.

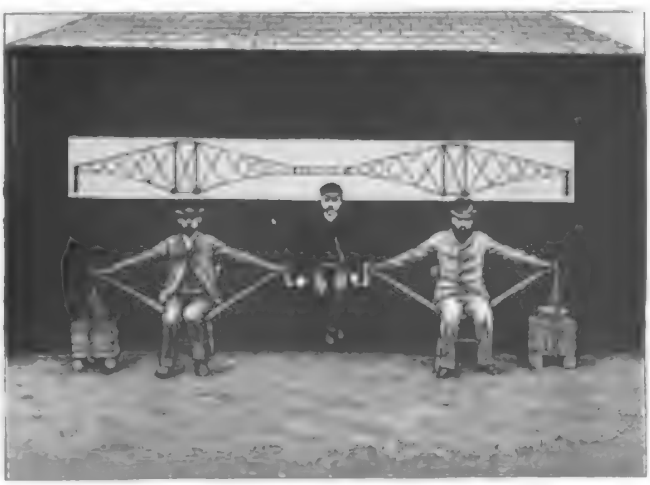
**Workman** — A workman is a person who does work on a building. He is a carpenter. He is a mason. He is a plumber. He is a painter. He is a roofer. He is a tinsmith. He is a wireman. He is an electrician. He is a stonemason. He is a terra cotta worker. He is a tuck pointer. He is a weatherboarder. He is a timberman. He is a slater. He is a shingler. He is a tiler. He is a glazier. He is a paperhanger. He is a plasterer. He is a lather. He is a bricklayer. He is a hodcarrier. He is a laborer.

Schritt hielten. An Stelle des ſchwierigen und mühſamen Handpuddelprozeſſes traten die eine Darſtellung jedweden Quantums und jeder gewünſchten Qualität ermöglichenden Verfahren der Eiſen- und Stahlerzeugung von Beſſemer und Siemens-Martin.

So erklärt ſich zum einen Teil der gewaltige Fortſchritt, welchen die Ingenieurbaukunſt innerhalb der letzten Jahrzehnte gemacht hat. Nicht minder wichtig, ja noch viel tiefer einſchneidend waren aber die neuen Errungenſchaften der Mathematik und der verwandten Wiſſenſchaften, in erſter Linie der Mechanik. Hier iſt als vornehmſte Förderin der Technik die noch junge Wiſſenſchaft der Graphoſtatik oder graphiſchen Statik zu nennen.

Vergleich zwiſchen der Forthbrücke und dem Eiffelturm.

Nur wenige Worte mögen das Weſentliche dieſer ſo hochwichtigen, mehrere Semeſter der Studienpläne unſerer techniſchen Hochſchulen in Anſpruch nehmenden Disciplin kurz erläutern. In früherer Zeit war man bei der Berechnung der Dimenſionen von Brücken, Maſchinenteilen, Trägern u. ſ. w. auf die Rechnung, und zwar auf die Rechnung mit Zahlen angewieſen. Nach den Regeln der ſogenannten Feſtigkeitslehre giebt es für die verſchiedenen Arten der Inanſpruchnahme von Körpern eine lange Reihe von Formeln, welche der Ingenieur im gegebenen Falle richtig anwenden und ausrechnen muß. So korrekt auch in den meiſten Fällen das nach dieſer Methode, der ſogenannten analytiſchen, erhaltene Reſultat ſein mag, ſo umſtändlich iſt dasſelbe zu erreichen und ſo wenig überſichtlich bietet es ſich, da es in einem Heere von Zahlen beſteht, dem Auge des Konſtrukteurs dar. Völlig anders geht der Graphoſtatiker vor. Derſelbe führt die beiſpielsweiſe von einer Brücke zu tragende Laſt nicht als Zahl ein, ſondern trägt dieſelbe maßſtäblich auf das Papier der Zeichnung auf; ſein Verfahren iſt weſentlich ein zeichneriſches. Hieraus reſultiert der ungeheure Vorteil, daß die ganze Art und Weiſe der Belaſtung einer Brücke, eines Trägers oder dergleichen direkt aus der mit Hilfe der Graphoſtatik gewonnenen Figur erſichtlich wird. Jedoch noch einen anderen, ſehr ſchwerwiegenden Vorzug beſitzt die graphiſche Methode. Da dieſer uns mit Rückſicht auf den Gegenſtand des Aufſatzes näher intereſſiert, ſo wollen wir denſelben hier etwas eingehender darlegen. Die Graphoſtatik giebt uns nämlich direkt an, in welcher Weiſe die einzelnen Teile einer Eiſenkonſtruktion, alſo z. B. einer Brücke oder eines Daches, angeordnet ſein müſſen, damit die Konſtruktion den auf ſie einwirkenden Belaſtungen u. ſ. w. ſicher zu widerſtehen vermag. Ein Beiſpiel aus der Praxis möge dieſes erläutern. In der erſten Abbildung auf Seite 90 iſt ein Kran dargeſtellt, wie derſelbe bei unſeren neueren Hafen- und Bahnhofsanlagen häufig zum Ent- und Beladen von Schiffen und Wagen Verwendung findet. Die zweite Abbildung auf Seite 90 giebt die graphoſtatiſche Unterſuchung eines



Bakers lebendes Modell der Forthbrücke.

ſolchen Kranes wieder. Wir ſehen in die ſchwarze Silhouette des Kranes eine Anzahl geſetzmäßig verlaufender Linien A e und a E eingezeichnet; es ſind die nach den Regeln der Graphoſtatik konſtruierten ſogenannten Zug- und Drucklinien oder Trajektorien. Die große Wichtigkeit dieſer Linien beſteht darin, daß ſie dem Ingenieur angeben, wie er ſeinen Kran bauen muß, ſoll derſelbe nach Maßgabe der Theorie im ſtande ſein, eine gewiſſe Laſt zu tragen. Will man alſo den Kran genau nach den Regeln der Theorie ausführen, ſo muß man denſelben als ein eiſernes Netzwerk bauen, deſſen einzelne Fäden ſo verlaufen wie die in die Kranſilhouette eingezeichneten weißen Linien. In der That werden dieſe Trajektorien als Vorbild in denjenigen Fällen benutzt, wo es ſich darum handelt, eine zuverläſſige Konſtruktion unter geringſter Aufwendung von Baumaterial auszuführen. In ſehr vielen Fällen wird ſich der Praktiker allerdings damit begnügen, den Verlauf der Trajektorien nur im großen und ganzen durch ein entſprechendes Netzwerk nachzuahmen. Jedenfalls aber geben uns dieſelben ein Bild, wie z. B. eine Brücke oder ein Dach konſtruiert ſein muß, ſollen dieſelben in rationellſter Weiſe ihrer Belaſtung und Inanſpruchnahme entſprechen.

Um die Ausbildung der Graphoſtatik hat ſich in ganz hervorragendem Maße der Züricher Profeſſor Culmann verdient gemacht. Dieſem der geſamten Technik leider nur zu früh entriſſenen vorzüglichen Manne verdanken wir es nicht zum geringſten Teile, wenn wir heutzutage mit Stolz auf die Vollendung derartiger Bauwerke wie des Eiffelturmes und der Brücke über den Firth of Forth blicken können. Erſt die Graphoſtatik war es, die den Ingenieur in den Stand ſetzte, ſeine Rechnungen derartig auszuführen, daß er die größten und ſcheinbar verwickeltſten Verhältniſſe ſich klar vor Augen legen und zu entrollen vermochte.

Es war ein glücklicher Zufall, daß Culmann, der Meiſter der graphiſchen Statik, mit einigen unſerer hervorragendſten Oſteologen, dem Züricher Profeſſor Hermann von Meyer und dem Berliner Profeſſor Julius Wolff, in Berührung kam. Aus dem Ideenaustauſch dieſer Männer ſollten ſich, wie wir in dem Folgenden auszuführen verſuchen werden, ſowohl für die Ingenieurbaukunſt wie für die anſcheinend ſo fern liegende mediziniſche Wiſſenſchaft Konſequenzen von der höchſten Wichtigkeit ergeben.

Betrachtet man das Innere eines tieriſchen Knochens, ſo fällt uns dort ein ſcheinbar regellos und willkürlich durcheinander gewürfeltes Chaos von Bälkchen und Fäden auf, die ſogenannten Spongioſabälkchen. Die alten Anatomen wußten ſich das Weſen und den Zweck dieſes Gewirres nicht recht zu erklären; meiſt übergingen ſie dasſelbe mit Stillſchweigen oder erwähnten es doch nur höchſt oberflächlich mit wenigen Worten. Erſt ſeit den dreißiger Jahren unſeres Jahrhunderts brachte man den Spongioſabälkchen einiges Verſtändnis entgegen. Loder in ſeiner im Jahre 1805 erſchienenen Anatomie brachte allerdings bereits Abbildungen dieſer inneren Architektur der Knochen, begnügte ſich jedoch mit folgender Bemerkung: „In superiori et inferiori ossis extremitate substantia reticularis adest, hinc et inde vel filis osseis vel laminulis constans.“* Einen erheblichen Schritt nach vorwärts machte Bourgery im Jahre 1832; derſelbe gab die erſten guten Abbildungen der inneren Architektur ſämtlicher Knochen und hob auch bereits die Beziehungen zwiſchen der Architektur der Knochen und den von dieſen zu verrichtenden mechaniſchen Leiſtungen hervor. Im Jahre 1851 veröffentlichte der Prager (zuvor Züricher) Profeſſor J. Engel eine Abhandlung in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie der Wiſſenſchaften: „Über die Geſetze der Knochenentwickelung.“ Hierin kommt folgende intereſſante Äußerung vor: „Nicht nur, daß die Knochenſtrahlen zur Zeit des Aufbaues des Knochengerüſtes mit überraſchender Regelmäßigkeit und Gleichartigkeit ſich ineinander fügen, wodurch z. B. die Scheitelknochen eben ein ſo zierliches Ausſehen bald nach ihrer Entſtehung darbieten; auch regelmäßige Längen- oder Querſchnitte, durch ganz ausgewachſene Knochen, durchs Mark oder die Rinde geführt, laſſen an feiner und ordnungsvoller Architektur nichts zu wünſchen übrig. ... Und nicht ohne Zweck ſcheint die Architektur in verſchiedenen

* Der Knochen enthält in ſeinem oberen und unteren Teile ein aus Fädchen und Plättchen ſich zuſammenſetzendes netzartiges Gefüge.

Die Forthbrücke nach ihrer Vollendung.

Knochen verſchieden zu ſein, und die Anwendung bald des Spitzbogens, bald des elliptiſchen Bogens, der Kreislinie, die Benutzung bald ſenkrechter Strebepfeiler, bald ſchräger Widerlager hat gewiß noch eine andere Bedeutung als die, das Auge des

Digitized by Google

Anatomen durch zierliches Schnitzwerk zu erfreuen.“

Daß dem in der That ſo iſt, daß thatſächlich die Natur bei dem Bau der inneren Architektur der Knochen zielbewußt nach den

Kran.

ſtrengen Regeln, wie die Graphoſtatik ſie uns giebt, verfährt, dieſes Faktum ſollte durch eine glückliche Fügung des Zufalls der Allgemeinheit kund werden.

Zu denjenigen Medizinern, welche ſich mit der Erforſchung der Spongioſa erfolgreich befaßten, gehörte auch, wie bereits kurz erwähnt wurde, der Züricher Profeſſor Hermann von Meyer. Dieſer legte im Jahre 1867 in einer Sitzung der Naturforſchenden Geſellſchaft in Zürich einige ſeiner Präparate vor, unter anderen auch die auf Seite 91 wiedergegebenen, welche die innere Architektur des menſchlichen Oberſchenkelknochens in Anſicht und mit ſchematiſcher Angabe des Verlaufes der Spongioſabalken erkennen laſſen. Die letztere Abbildung erregte im höchſten Maße die Aufmerkſamkeit des zufällig anweſenden Culmann. Sofort erkannte derſelbe in den mit einer gewiſſen Regelmäßigkeit verlaufenden Linien A e und a E die Trajektorien der Graphoſtatik. Aber noch handelte es ſich darum, die Identität beider zweifellos nachzuweiſen. Zu dieſem Zwecke mußte auf dem weiten Gebiete der Technik ein Gegenſtand ausfindig gemacht werden, der dieſelbe Aufgabe zu erfüllen habe als der menſchliche Oberſchenkelknochen. Dieſes Analogon fand ſich bald in dem Kran der vorſtehend dargeſtellten Art, denn dieſer ſowohl wie der Oberſchenkelknochen haben die Aufgabe, eine gewiſſe Laſt zu tragen. Culmann ließ daher durch mehrere ſeiner Zuhörer einen derartigen Kran bei einer gewiſſen Belaſtung graphoſtatiſch unterſuchen, und ſiehe da, es ergab ſich der in der untenſtehenden Abbildung dargeſtellte Verlauf der Trajektorien, welcher mit überzeugender Deutlichkeit nachwies, daß die innere Architektur des Oberſchenkelknochens mit mathematiſcher Genauigkeit ſo angeordnet iſt, wie dieſes nach den Regeln der Graphoſtatik zu erfolgen hat. Schreiber dieſes hatte den Vorzug, dieſe Epiſode aus dem eigenen Munde Culmanns zu vernehmen. Noch niemals, ſo verſicherte derſelbe, habe er eine freudigere Überraſchung empfunden als in dem Augenblicke, wo er die Übereinſtimmung zwiſchen der geheimnisvollen Bauweiſe der Natur und der von unſeren Ingenieuren gegenwärtig allgemein geübten Konſtruktionsmethode vor ſich erblickte. Um dieſe freudige Überraſchung des berühmten Mathematikers voll und ganz würdigen zu können, vergleiche man den Verlauf der in der Abbildung auf Seite 91 dargeſtellten Knochenbälkchen mit dem Verlauf der Linien A e und a E der Abbildungen auf Seite 90 und 91. Nach einer anderen Richtung aber war dieſe dem Zufall zu verdankende Entdeckung von der größten Wichtigkeit, denn durch ſie wurde ein unumſtößlicher Beweis für die Richtigkeit der von den Praktikern der alten Schule vielfach angefeindeten Graphoſtatik erbracht. Natura non facit saltus! Die Natur geht planvoll und zielbewußt, nicht ſprungweiſe vor; befinden wir uns alſo mit den Geſetzen des großen Baumeiſters unſeres Knochengerüſtes in Übereinſtimmung,

Graphoſtatiſche Unterſuchung eines Krans.

ſo können wir gewiß ſein, daß wir uns nicht auf Abwegen befinden. „Beſtätigt doch,“ ſo ſchrieb Culmann zwei Jahre ſpäter in einem an Profeſſor Wolff gerichteten Schreiben, „die Bildung der Spongioſa in den Knochen auf unwiderlegliche Weiſe die Theorie über die Verteilung der Kräfte im Inneren des Balkens. Und wenn dieſe richtig iſt, ſo muß ja auch diejenige des Fachwerks, des Gewölbes u. ſ. w. richtig ſein, und wir dürfen den alten ver-

roſteten Praktikern gegenüber mit viel mehr Nachdruck auf die Reſultate unſerer Forſchungen hinweiſen."

Die Spongioſabälkchen des menſchlichen Oberſchenkelknochens.

Es ſei uns geſtattet, bei der Erwähnung dieſes merkwürdigen Beiſpiels der Übereinſtimmung zwiſchen den Werken der Natur und der modernen Technik auf einen viel angefeindeten Begriff, nämlich auf die von Kapp in ſeinen noch leider viel zu wenig gewürdigten „Grundlinien einer Philoſophie der Technik"* des näheren definierte Organprojektion, hier einen kurzen Seitenblick zu werfen.

Gehen wir zurück auf den im Kampfe mit ſeiner Umgebung lediglich auf ſeine angeborenen Organe angewieſenen Urmenſchen, ſo werden wir alsbald den Zeitpunkt eintreten ſehen, wo ſich das Bedürfnis geltend macht nach Waffen und Werkzeugen, welche jene natürlichen Organe ergänzen oder erſetzen. Unwillkürlich werden bei der Anfertigung dieſer Waffen und Werkzeuge die angeborenen Organe als Vorbilder dienen. So hat der Menſch zum Zerſchlagen der Fruchtſchalen, von Steinen u. ſ. w. ſich ein Werkzeug konſtruiert, den Hammer, welches der geballten Fauſt nachgeahmt iſt. Mit Recht ſagt Lazarus Geiger: „So groß der Gegenſatz einer Dampfmaſchine unſerer Tage mit dem älteſten Steinhammer immerhin ſein mag — dasjenige Geſchöpf, welches zuerſt ſeine Hand mit einem ſolchen Werkzeuge bewaffnete, welches vielleicht einen Fruchtkern zum erſtenmal auf dieſe Weiſe einer harten Schale abgerungen, es mußte, ſo ſcheint es, einen Hauch jenes Geiſtes in ſich verſpüren, welcher einen Erfinder unſerer Zeit unter dem Aufblitzen eines neuen Gedankens beſeelt." So entſtand ferner die Säge als die Nachahmung der Zähne, das Meſſer als die Nachahmung der Fingernägel. Zum Rudern wurde ein Werkzeug angefertigt, welches den Bau der Floſſen und Schwimmfüße der in und auf dem Waſſer lebenden Geſchöpfe nachahmte. Das Schiff wurde nach dem Vorbilde des Körperbaues der Schwimmvögel erbaut. Man könnte noch verſchiedene intereſſante Beiſpiele anführen als Beweiſe dafür, daß das Vorbild vieler techniſchen Einrichtungen in Erzeugniſſen der Natur gelegen hat. Ja, als es ſich in den erſten Jahrzehnten dieſes Jahrhunderts darum handelte, die Dampfkraft zum Transport von Laſten zu verwerten, oder mit anderen Worten, als die Maſchinenkonſtrukteure vor der Aufgabe ſtanden, die erſte Lokomotive zu erbauen, da griff man verſchiedentlich zu dem jetzt allerdings verlachten Auskunftsmittel, den Bau des Pferdes nachzuahmen. Am bedeutendſten iſt nach dieſer Richtung das Dampfroß von

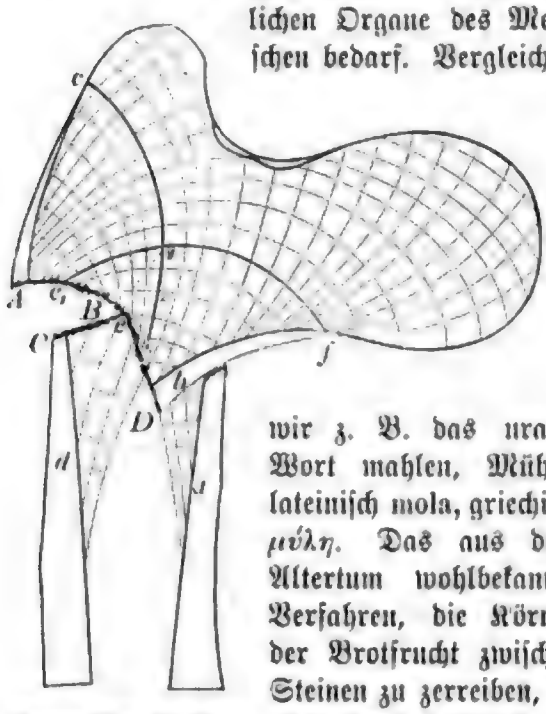
Schematiſche Darſtellung des Verlaufes der Spongioſabälkchen des menſchlichen Oberſchenkelknochens.

Brunton aus dem Jahre 1813 geworden, welches ſich in der Weiſe bewegte, daß mehrere die Beine des Pferdes nachahmende Streben ſich abwechſelnd gegen den Erdboden ſtemmten und auf dieſe Weiſe die Maſchine vorwärts ſchoben. Ein noch moderneres Bild wurde vor einigen Jahren aufgeſtellt, indem Profeſſor Lincke den Kreislauf des Blutes

* Braunſchweig, George Weſtermann, 1877.

im menschlichen Körper als das Spiegelbild eines rationellen Eisenbahnnetzes eines Landes hinstellte. In der Gegenwart spielt bekanntlich die Erfindung eines lenkbaren Luftschiffes eine große Rolle; auch hier handelt es sich darum, das, was die Natur in dem Flugapparat der Vögel uns als Vorbild gegeben hat, erfolgreich nachzuahmen.

„Betrachten wir," um mit Geiger zu reden „irgend ein Wort, das eine mit einem Werkzeuge auszuführende Thätigkeit bezeichnet, wir werden immer finden, daß dies nicht seine ursprüngliche Bedeutung ist, daß es vorher eine ähnliche Thätigkeit bedeutet hat, die nur der ursprünglichen Organe des Menschen bedarf. Vergleichen wir z. B. das uralte Wort mahlen, Mühle, lateinisch mola, griechisch *μύλη*. Das aus dem Altertum wohlbekannte Verfahren, die Körner der Brotfrucht zwischen Steinen zu zerreiben, ist ohne Zweifel einfach genug, um in einer oder der anderen Form schon für die Urzeit vorausgesetzt zu werden. Dennoch ist das Wort, das wir jetzt für eine Werkzeugthätigkeit gebrauchen, von einer noch einfacheren Anschauung ausgegangen. Die in dem indoeuropäischen Sprachstamme sehr verbreitete Wurzel mal oder mar bedeutet ‚mit den Fingern zerreiben', auch wohl ‚mit den Zähnen zermalmen'. Diese Erscheinung, daß die Werkzeugthätigkeit von einer einfachen, älteren tierischen benannt wird, ist eine ganz allgemeine, und ich weiß sie nicht anders zu erklären als daraus, daß die Benennung älter ist als die Werkzeugthätigkeit, die sie heute bezeichnet, daß das Wort schon vorhanden war, ehe die Menschen sich anderer Organe bedienten als der angeborenen natürlichen. Woher hat die Skulptur den Namen? Sculpo ist eine Nebenform von Scalpo und bedeutete anfangs nur das Kratzen mit den Nägeln."



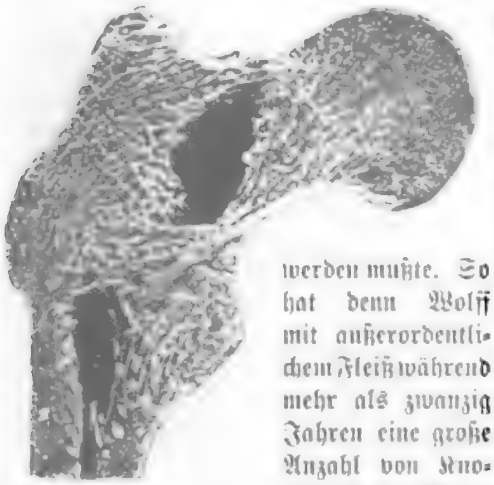

Schematische Darstellung des Verlaufes der Spongiosabälkchen eines gebrochenen Oberschenkels.

Nach den vorstehend kurz ausgeführten Gesichtspunkten bezeichnet Kapp mit dem Worte „Organprojektion" ein nach einem im menschlichen Organismus vorhandenen Vorbilde geschaffenes Werkzeug. Hiernach ist der Hammer die Organprojektion der geballten Faust, die Zange die Organprojektion der Hand, das Eisenbahnnetz die Organprojektion unseres Blutumlaufes. Ein solch naheliegender Zusammenhang zwischen der Organprojektion und ihrem natürlichen Vorbilde läßt sich allerdings in vielen Fällen nicht nachweisen. Dennoch aber tritt wohl der Fall ein, daß plötzlich aus dem Dunkel ein neues Beispiel für das Vorhandensein einer Organprojektion erscheint; als ein solches von besonders überraschender Treue stellt sich der Kran als Organprojektion des menschlichen Oberschenkelknochens dar, denn beide stimmen sowohl nach Zweck wie nach Einrichtung vollkommen miteinander überein. Es war daher Kapp, welcher die wunderbaren Entdeckungen Culmanns zuerst in seinen „Grundlinien einer Philosophie der Technik" weiteren Kreisen bekannt gab. — —

Jedoch so interessant der von Culmann geführte Nachweis der Übereinstimmung der inneren Architektur unserer Knochen mit den Regeln der graphischen Statik ist, er wäre für die medizinische Wissenschaft ohne dauernden Wert geblieben, hätte nicht Wolff aus ihm mit scharfem Blick die Konsequenzen gezogen und hiernach in wahrhaft genialer Weise die Mittel und Wege zur Rekonstruktion krankhaft deformierter Knochen angegeben. In mehr als zwanzigjähriger angestrengter Arbeit hat Julius Wolff die von ihm auf Grund der Entdeckung Culmanns erfaßte Idee des weiteren ausgebildet, sich zur Ehre, der leidenden Menschheit zum Segen. Als ein Beweis für die hohe Bedeutung dieser Arbeiten Wolffs möge hier vorweg bemerkt werden, daß das Ergebnis derselben durch die preußische Akademie der Wissenschaften in Gestalt eines stattlichen, mit prachtvollen Illustrationen ausgestatteten Werkes veröffentlicht worden ist. Letzterem

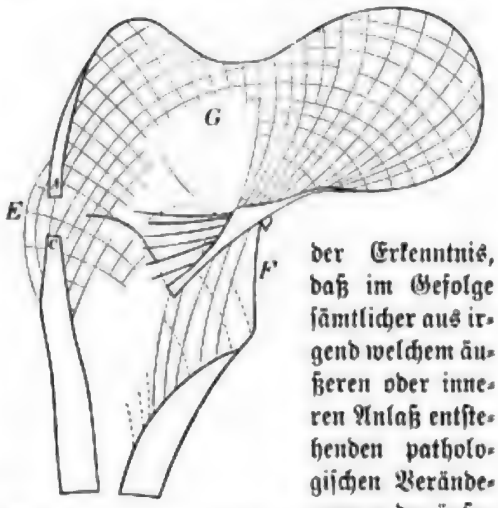
ſind, dank dem freundlichen Entgegenkommen des Herrn Profeſſor Julius Wolff, die hier abgedruckten Abbildungen anatomiſcher Präparate entnommen worden.

Meyer veröffentlichte im Jahre 1867 die Entdeckung Culmanns, ohne jedoch die weitere Bedeutung der ſogenannten Trajektorien der graphiſchen Statik für die Beurteilung der inneren Architektur der Knochen zu verfolgen. Es entgingen dieſem Forſcher daher zwei hochwichtige Eigenſchaften, welche ſowohl den Spongioſabälkchen der Knochen wie den Trajektorien eigentümlich ſind, nämlich daß dieſelben ſich unter rechten Winkeln ſchneiden und daß ſie in rechtem Winkel gegen die äußere Oberfläche der Konſtruktionsteile, in specie der Knochen, auslaufen. Hinſichtlich der Art und Weiſe, in der Wolff vorging und welche ihn ſchließlich zu der Aufſtellung eines beſtimmten „Geſetzes der Transformation der Knochen" führte, möge hier bemerkt werden, daß er auf einer zum Sägen von Damenfächerblättern beſtimmten Maſchine, der Elfenbein-Fourniersäge, die Knochen in möglichſt feine Blätter zerſägen ließ. Es leuchtet ein, daß auf dieſe Weiſe ein außerordentlich klares Bild der inneren Architektur der Knochen gewonnen



Die Spongioſabälkchen eines geheilten Oberſchenkelbruches.

werden mußte. So hat denn Wolff mit außerordentlichem Fleiß während mehr als zwanzig Jahren eine große Anzahl von Knochen hinſichtlich der inneren Architektur unterſucht und zwar, was hier beſonders hervorgehoben werden muß, mit mathematiſchem Verſtändnis. Er hat ſeine ſämtlichen Unterſuchungen durchgeführt nicht nur als Mediziner, ſondern auch als Mathematiker und zwar in engſter Fühlung mit einem der hervorragendſten Graphoſtatiker und Ingenieure, dem bereits mehrfach genannten Culmann. Schon in den Jahren 1870 bis 1872 gelangte Wolff zu




Schematiſche Darſtellung des Verlaufs der Spongioſabälkchen eines geheilten Oberſchenkelbruches.

der Erkenntnis, daß im Gefolge ſämtlicher aus irgend welchem äußeren oder inneren Anlaß entſtehenden pathologiſchen Veränderungen der äußeren Form und der Inanſpruchnahme der Knochen gewiſſe Umwandlungen der inneren Architektur dieſer Knochen vor ſich gehen, und daß in gleichartigen Fällen ſtets dieſelbe Form der Umwandlung wiederkehrt. In derſelben Weiſe alſo, wie der Ingenieur die einzelnen Teile einer Brücke oder einer Maſchine anderweitig konſtruiert und anordnet, ſobald die zu tragende Laſt oder Inanſpruchnahme ſich ändert, ebenſo erfolgt auf natürlichem Wege eine Änderung der inneren Architektur der Knochen, ſobald dieſe in einer anderen als der bisherigen Weiſe beanſprucht werden. Im Jahre 1885 zeigte dann Wolff die weitere hochwichtige Thatſache, daß auch abſichtlich herbeigeführte, alſo gar nicht durch pathologiſche Verhältniſſe erzeugte Abänderungen der Inanſpruchnahme der Knochen nach ſtreng mathematiſchen Geſetzen ſich vollziehende Umwandlungen der Form und Architektur zur Folge haben. Hiernach iſt es mithin nicht nur möglich, durch willkürlich bewirkte Störungen der normalen Inanſpruchnahme der Knochen abnorme Knochenformen zu erzeugen, ſondern auch die Geſtalt deformer Knochen durch Herſtellung der normalen Inanſpruchnahme zur Norm zurückzuführen.

Wir haben hier das Weſentliche der Wolffſchen Forſchungen nur ganz kurz, in nuce,

angegeben. Die Quinteſſenz derſelben läßt ſich kurz dahin zuſammenfaſſen, daß man ſowohl eine Deformierung des normalen Knochens als auch eine Rekonſtruktion eines krankhaft deformierten Knochens ohne operativen Eingriff durch Veränderung der Inanſpruchnahme desſelben bereiten kann, und zwar vollzieht ſich dieſe Umwandlung des Knochenbaues genau nach den gleichen Regeln, welche der moderne Ingenieur bei der Aufrichtung der gewaltigen Brückenbauten befolgt und ohne deren Kenntnis die Wunderwerke der Neuzeit, der Eiffelturm und die Brücke über den Firth of Forth, niemals hätten ausgeführt werden können. Einige wenige Beiſpiele mögen das Geſagte kurz erläutern.

Geheilter Schienbeinbruch.

Ein fünfundvierzigjähriger Mann hatte das Unglück, einen Bruch des Oberſchenkels zu erleiden, und zwar desjenigen Teiles, der auf Seite 91 in natürlicher Anſicht und in ſchematiſchen Linien dargeſtellt iſt. Der Bruch vollzog ſich in der Weiſe, wie dies die Abbildung auf Seite 92 erkennen läßt. Wir ſehen, daß an der einen Seite des Knochens eine große dreieckige Lücke ABC entſtanden iſt. Die früher rechtwinkelige Kreuzung der Spongioſabälkchen iſt an allen Punkten der Bruchfläche zerſtört worden; ſo iſt beiſpielsweiſe das Bälkchen ab des unteren Fragmentes von ſeiner nunmehr dem oberen Fragmente zugehörigen Fortſetzung b_1c abgebrochen und würde, wenn man es in ſeiner aus dem kurzen Stück ab erkennbaren Richtung fortſetzen wollte, ſeine frühere Fortſetzung etwa bei dem mit x bezeichneten Punkte treffen. Dieſelben Verhältniſſe liegen auch bei ſämtlichen übrigen Knochenbälkchen vor; ſo würde das im unteren Fragment liegende Bälkchenſtück de ſeine ehemalige, nunmehr im oberen Fragment liegende Verlängerung e_1f ſtumpfwinklig bei y treffen. Zwölf Jahre nach dieſem Unglücksfalle ſtarb der Patient, der das nur mäßig verkürzte Bein bis an ſein Lebensende zwar hinkend, aber ohne Anwendung einer Krücke hatte benutzen können.

Geheilter Bruch beider Unterſchenkelknochen.

Die bei der Sektion ſich ergebende Geſtaltung des geheilten Knochens iſt in den beiden anderen Abbildungen auf S. 93 wiedergegeben, und zwar einmal direkt nach einer Photographie und einmal in ſchematiſchen Linien. Wir erkennen, daß entſprechend der durch das ſtarke Herabſinken des Kopfes des Knochens veränderten Inanſpruchnahme die Natur Umwandlungen der inneren Architektur ſowohl als auch der äußeren Form vornahm, welche jener veränderten Inanſpruchnahme ſtreng mathematiſch unter Schaffung neuer Spongioſabälkchen angepaßt ſind. Zunächſt fällt uns auf, daß die große klaffende Lücke an der linken Seite des Knochens verſchwunden und bei E durch eine regelmäßige, zierliche, den Trajektorien der Ingenieurbaukunſt entſprechende Architektur angefüllt iſt; zugleich ſind die Teile

Digitized by Google

A und C der äußeren Knochenrinde derartig rekonſtruiert, daß ſie ſenkrecht übereinander ſtehen, mithin wieder tragfähig erſcheinen. Des weiteren ſehen wir, daß die Bälkchen des unteren Fragmentes ſich derartig geändert haben, daß ſie mit denen des oberen Fragmentes wieder kontinuierliche Kurven bilden. Dieſe Änderung der Anordnung der Bälkchen hat dann noch ſogar zur Folge gehabt, daß bei G ſämtliche Bälkchen in Fortfall gekommen ſind, ſo daß hier alſo ein leerer Raum, eine Art neuer Markhöhle, geſchaffen iſt. Es erklärt ſich dieſes aus dem Umſtand, daß bei der infolge des Bruches veränderten Inanſpruchnahme hier das Vorhandenſein von Spongioſabälkchen nicht erforderlich iſt, ſo daß hier der unſichtbare Baumeiſter ſein koſtbares Baumaterial ſparen durfte. Rechts, bei F, hat ſich zur Unterſtützung des herabgeſunkenen Kopfes gleichſam eine neue Konſole, ebenfalls mit wohlmotivierter innerer Architektur ausgeſtattet, gebildet. So iſt die durch den Bruch aufgehoben geweſene Tragfähigkeit des Knochens durch eine den neuen Verhältniſſen genau angepaßte Umarbeitung ſeiner inneren und äußeren Architektur wiederhergeſtellt.

Unvollkommen geheilter Schienbeinbruch.

In der erſten Abbildung auf Seite 94 iſt die Heilung eines Schienbeinbruches dargeſtellt. Der Bruch hatte eine ſeitliche Verſchiebung der beiden Bruchſtücke gegeneinander zur Folge gehabt und zwar war, wie aus der Abbildung zu erſehen iſt, das obere Fragment ſo weit nach rechts verſchoben, daß die innere Rindenſubſtanz des unteren Bruchſtückes nach der Heilung die Fortſetzung der äußeren Rindenſubſtanz des oberen Bruchſtückes bildet. Es liegt ſomit jetzt die geſamte von dem Schienbeine zu tragende Laſt auf dieſer für eine ſolche Inanſpruchnahme urſprünglich nicht beſtimmten Stütze. Um nun das Schienbein hierzu in ſtand zu ſetzen, iſt zunächſt die innere Rindenſubſtanz des unteren und die äußere Rindenſubſtanz des oberen Bruchſtücks weſentlich verſtärkt, außerdem aber wurde, und dieſes iſt für den Gegenſtand unſerer Mitteilungen von höchſtem Intereſſe, in die urſprünglich hohle Markhöhle zu beiden Seiten der Bruchſtelle eine neue Hilfskonſtruktion eingebaut, welche wiederum die charakteriſtiſchen Kennzeichen der Trajektorien der Graphoſtatik aufweiſt.

Bei dem in der zweiten Abbildung auf S. 94 dargeſtellten Bruche beider Unterſchenkelknochen, welcher ebenfalls eine ſtarke Verſchiebung der beiden Bruchſtücke gegeneinander zur Folge hatte, iſt die Tragfähigkeit in der Weiſe wieder hergeſtellt worden, daß an den zweckmäßigſten Stellen kleine brückenartige Hilfskonſtruktionen eingebaut wurden, welche die beiden gebrochenen Knochen

Digitized by Google

untereinander wieder zu einem Ganzen vereinigen. Ohne Frage würde bei Öffnung des Präparates auch die innere Architektur eine entsprechende Änderung aufweisen.

Seite 95 ist schließlich noch der Bruch eines Schienbeines dargestellt, der um deswillen interessant ist, weil derselbe wegen innerer Erkrankung des Patienten nicht heilen konnte. In diesem Falle stellte die Natur die Tragfähigkeit des Beines in der Weise wieder her, daß sie den links sichtbaren Knochen, das sogenannte Wadenbein, das bei

Infolge englischer Krankheit verbogenes Schienbein.

normalen Verhältnissen ungefähr nur ein Sechstel der Stärke des Schienbeines besitzt, allmählich auf die Stärke des letzteren brachte und so in den Stand setzte, die Funktionen desselben zu übernehmen.

Diese wenigen, dem neuesten Werke Julius Wolffs entnommenen Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, wie zielbewußt, und zwar in Übereinstimmung mit den Grundsätzen der modernen Ingenieurbaukunst, die Natur bei der Rekonstruktion gebrochener Knochen vorgeht. Wir können es uns jedoch nicht versagen, kurz noch zwei weitere Beispiele hier folgen zu lassen, bei denen die Änderung der Verhältnisse nicht durch einen Bruch, sondern durch andere Ursachen herbeigeführt wird.

Schematische Darstellung des Verlaufes der Spongiosabälkchen eines durch englische Krankheit verbogenen Schienbeines.

In den beiden vorstehenden Abbildungen ist die Transformation eines Schienbeines dargestellt, wie sie sich bei Verbiegung desselben infolge von englischer Krankheit vollzieht. Wir sehen hier deutlich, wie in die unter normalen Verhältnissen leere Markhöhle bei C eine neu entstandene Knochenmasse eingefügt ist, welche dazu bestimmt ist, den Knochen zu befähigen, der durch seine Ausbiegung veränderten Inanspruchnahme zu genügen; also auch hier ist eine die rationelle Architektur des normalen Spongiosagefüges aufweisende Hilfskonstruktion in das Innere des erkrankten Knochens kunstvoll eingefügt. Es möge kurz erwähnt werden, daß Wolff bei der weiteren Untersuchung eines solchen rhachitischen Knochens eine besonders interessante Entdeckung gemacht hat. Wird ein Konstruktionsteil einer Biegung unterworfen, so tritt an der Innenseite desselben Druck, auf der Außenseite dagegen Zug auf. Notwendigerweise muß also im Inneren des gebogenen Konstruktionsteiles eine Faser liegen, bei welcher die Druckbeanspruchung in die Zugbeanspruchung übergeht, welche also ohne Beanspruchung bleibt; diese Faser wird in der Lehre von der Festigkeit der Baukonstruktionen die „neutrale" genannt. Wolff fand, daß die Spongiosabälkchen innerhalb der neutralen Schicht ein quadratisches Gitter bilden von senkrecht aufsteigenden, der Achse des Knochens parallelen und von horizontalen, zur Achse senkrecht stehenden Bälkchen. Auch diese Anordnung steht, wie Culmann auf eine Anfrage Wolffs erklärte, mit den Lehren der Graphostatik in vollem Einklang.

Als letztes interessantes Beispiel für die Transformation der Knochen geben wir auf Seite 97 noch eine Neubildung, welche sich infolge einer Verwachsung des Fußgelenkes vollzogen hat. Ursprünglich bestand der dargestellte, ein Ganzes bildende Knochen aus drei Teilen, dem Schienbein, dem Sprungbein und dem Fersenbein, deren jeder seine

typiſche, normale Spongioſenarchitektur beſaß. Nachdem dieſe drei Teile infolge Verknöcherung der Gelenke zuſammengewachſen waren, hat ſich auch die innere Architektur wiederum, der veränderten Inanſpruchnahme gemäß, von Grund aus verändert. Nirgends iſt noch eine Spur der ehemaligen Gelenkverbindung zu ſehen. Die Spongioſabälkchen der drei urſprünglichen Knochen gehen vielmehr kontinuierlich ineinander über, zierlich miteinander korreſpondierend, als hätte von Anfang an nur ein einziger, nicht gelenkiger Knochen vorgelegen. An den mit a' und a'' bezeichneten Stellen ſind, da ihr Vorhandenſein infolge der veränderten Inanſpruchnahme nicht mehr erforderlich iſt, die Knochenbälkchen in Fortfall gekommen.

Verwachſung des Fußgelentes.

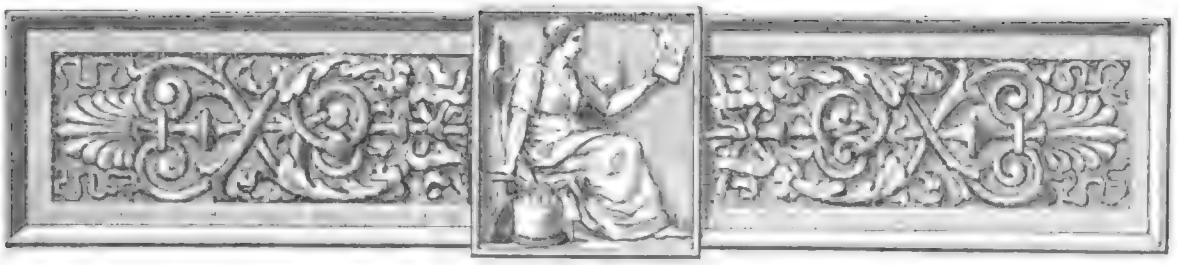
So ſehen wir, wie die Natur ſtreng nach den Regeln unſerer heute maßgebenden Konſtruktionslehre die einzelnen Teile des menſchlichen Knochengerüſtes nicht nur aufbaut, ſondern ſie auch bei veränderter Inanſpruchnahme umbaut und bei eingetretener Zerſtörung neu baut. Dem Mediziner ſowohl wie dem Ingenieur hat der glückliche Zufall, welcher ſeinerzeit die beiden Züricher Profeſſoren von Meyer und Culmann und den Berliner Chirurgen Wolff zuſammenführte, eine Fülle von Anregung gegeben, welche in ihren letzten Konſequenzen bei weitem noch nicht zu beurteilen iſt. Bis dahin hatte man, wie wir ſehen, den Knochen faſt als etwas Lebloſes betrachtet; jetzt gilt er mit Recht als eines der wichtigſten Gewebe. Ja, Wolff ſpricht es, wie Prof. Preyer in ſeiner Beſprechung des Wolffſchen Werkes in Virchows Archiv beſonders hervorhebt, deutlich aus, daß ſchließlich alle Teile des Körpers einem ſolchen Geſetze unterworfen ſein müſſen, wie es für die Knochen in ſeinem Transformationsgeſetze vorliegt — ein Umſtand, der berufen erſcheint, dem Arzte auch bei der Behandlung innerer Krankheiten die Wege zu weiſen. Hierüber wird ſich ein abſchließendes Urteil erſt nach Verlauf einer weiteren Anzahl von Jahren bilden laſſen. Was aber ſchon heute feſtſteht und was die praktiſchen Konſequenzen der Wolffſchen Unterſuchungen in das hellſte Licht ſtellt, das ſind die Erfolge, die Wolff durch ſeine auf dem Transformationsgeſetze beruhende Behandlung der verſchiedenſten Knochendeformitäten erzielt hat. Beſonders in der Heilung des Klumpfußes hat Wolff durch ſeine Erfolge gerechtes Aufſehen erregt. Er hat unter Vermeidung der bisher üblichen operativen Eingriffe, durch einfaches Redreſſement, ohne Kontinuitätstrennung des Knochens, ſelbſt bei ſchwerſten Fällen eine dauernde Heilung erzielt, indem durch allmähliche Herbeiführung einer richtigen Inanſpruchnahme der deformierten Knochen dieſe wieder in die normale Form zurückgeführt wurden.

Dieſe kurzen Andeutungen mögen genügen, den Wert der Wolffſchen Forſchungen für die mediziniſche Wiſſenſchaft zu kennzeichnen. Die kommenden Zeiten werden jedenfalls den Fachleuten ſowohl wie den Laien noch recht viele Erfolge der neuen Lehre von der von

Digitized by Google

Wolff ſo genannten „Transformationskraft der Knochen“ bringen.

Naturgemäß liegt der Schwerpunkt der Wichtigkeit des Wolffſchen Transformationsgeſetzes der Knochen auf mediziniſchem Gebiete. Jedoch auch für den Techniker hat dasſelbe ein hervorragendes Intereſſe. Culmann ſelbſt hat dieſes höchſt treffend in ſeinem bereits erwähnten Briefe, in welchem er Wolff zu ſeinen Erfolgen beglückwünſchte, gekennzeichnet, indem er in ihnen den unwiderleglichen Beweis für die Richtigkeit der Theorie über die Verteilung der Kräfte im Inneren von Konſtruktionsteilen, d. h. die Beſtätigung der Lehren der graphiſchen Statik, dieſes mächtigſten Hilfsmittels der modernen Ingenieurbaukunſt, erblickte. Mag der Theoretiker, der die Welt um eine neue Wiſſenſchaft bereichert, aus eigener Überlegung und aus eigenem Wiſſen von der Richtigkeit ſeiner Schlüſſe und ſeiner Sätze noch ſo feſt überzeugt ſein, er wird es ſtets mit Freuden begrüßen, wenn ihm von irgend einer Seite die volle Gewißheit wird, daß ſeine Schlüſſe ſich mit den ewigen Geſetzen der Natur in Übereinſtimmung befinden. In einer ſolchen Lage befand ſich Culmann, als ihm das Meyerſche Präparat des menſchlichen Oberſchenkelknochens zu Geſicht kam und ihm mit apodiktiſcher Gewißheit die Richtigkeit der Lehrſätze von der Verteilung der Kräfte im Kranbalken beſtätigte. Natura non facit saltus! Ohne Sprung geht die Natur bei allen ihren Werken planvoll und zielbewußt vor, wenn auch die einzelnen Abſchnitte ihrer Thätigkeit unſerem Auge häufig entzogen ſind. Um ſo überraſchender wirkt die Entdeckung eines neuen Beweiſes ihres geheimnisvollen Waltens. Um ſo wertvoller aber wird dieſe Entdeckung, wenn ſie uns die Gewißheit giebt, daß wir mit dem Stückwerke unſeres Wiſſens und Könnens in völliger Übereinſtimmung mit dem Walten der Naturkräfte uns in Übereinſtimmung befinden. Mögen die modernen Turm- und Brückenbauten auf den Laien häufig den Eindruck des Gewagten, des Unſicheren machen, wir können uns getroſt denſelben anvertrauen, denn ſie ſind nach den gleichen Regeln der Kunſt berechnet und ausgeführt, welche bei dem Bau des vollkommenſten Kunſtwerkes der Schöpfung, dem menſchlichen Körper, von der Mutter Natur angewendet werden.



# Friedrich Nietzsche.

Von

**Thomas Achelis.**

Es scheint ein Gesetz der geschichtlichen Entwickelung zu sein, daß überall im Völkerleben der Periode der höchsten geistigen Entfaltung ein Zeitraum der Erschlaffung und sittlichen Erkrankung folgt, in welchem die bisherigen Errungenschaften wieder in Frage gestellt werden und die frühere Energie einer düsteren, mattherzigen Stimmung Platz macht. Unserer Erfahrung liegt am nächsten die Depression, unter welcher ganz Europa im Ausgang des vorigen Jahrhunderts litt, jene eigentümliche weltschmerzlich und sentimental angehauchte Geschmacksverirrung, wie sie sich in den meisten litterarischen Produkten unzweideutig zu erkennen giebt, dieser so bezeichnende Kulturekel, der vermöge des künstlich genährten Widerwillens gegen alle höhere Gesittung die Menschen zu der abenteuerlichen Schwärmerei für den „edlen" Wilden trieb, in dessen paradiesischer Einfalt und Unschuld man mit großem Raffinement sein eigenes Porträt zu studieren suchte. Die Weltgeschichte ist über diese Grillen zur Tagesordnung übergegangen, aus den Stürmen der radikal alles vernichtenden französischen Revolution wurde die Militärdiktatur Napoleons geboren, das Zeitalter der weltbeherrschenden Philosophie wurde abgelöst durch die Naturwissenschaft, die eben nicht sehr glimpflich mit ihrer alten Feindin verfuhr — und jetzt inmitten aller wunderbaren Erfolge der Technik und der überraschendsten Einblicke in das große System des kosmischen Lebens beginnt allen Anzeichen nach Europa eine ähnliche Kulturmüdigkeit anzuwandeln, wir stehen wieder am Ende, es ist abermals nichts mit den gepriesenen Lösungen des alten Welträtsels, und durch weite Schichten unserer „gebildeten" Gesellschaft geht aufs neue ein Sehnen nach einem allgewaltigen Erlöser, der uns mit einem Ruck aus dem unsagbaren Elend unseres spießbürgerlichen Daseins und der ganzen öden Maschinerie der Civilisation auf die wonnigen Inseln der Seligen versetzen könnte. Ein solcher Prophet ist für eine vielleicht noch nicht sehr große, aber jedenfalls sehr streitlustige Gemeinde der scharfsinnige, wenn auch sich immerfort in Widersprüchen verfangende Denker Friedrich Nietzsche.* In ihm vermögen wir einen sehr lehrreichen, wenn auch nicht immer erquicklichen Einblick in die Strömungen zu werfen, welche unser geistiges Leben gegenwärtig beherrschen; schon aus diesem kulturhistorischen Grunde ist seine Persönlichkeit so interessant, mag man kritisch sich zu seinen Hypothesen verhalten wie man will.

Legt man den eben berührten geschichtsphilosophischen Maßstab an, so kann man sich in der That sehr wohl die revolutionäre Wirkung eines solchen Feuergeistes, eines so machtvollen Stürmers und Drängers, wie Nietzsche es unfraglich ist, erklären. Gerade die sehr tief gehende pessimistische Verstimmung (die ja freilich Hartmann seltsam genug als den Anfang einer großen psychi-

* Manchmal nimmt sich dieser Kultus nicht gerade sehr anmutend aus, wenn man z. B. Äußerungen begegnet wie der folgenden: Es kam eine große Sehnsucht über mich nach einem neuen Gotte! ... ich fand ihn in Friedrich Nietzsche.

schen Regeneration betrachtet), die Lethargie, welche in vielen Kreisen den unbestreitbaren Auswüchsen unserer Kultur gegenüber besteht, die krankhafte Verzweiflung und stumpfe Blasiertheit, welche vielfach als das Zeichen einer feinen und auserlesenen Bildung geschätzt wird, rechtfertigen in gewissem Sinne einen solchen Sturmlauf gegen alle bisherigen Autoritäten und Normen, wie er hier unternommen, und eine so zu Herzen dringende, begeisternde Predigt, allem Quietismus zu entsagen und nur der eigenen, frischen Kraft zu vertrauen. Dieser Aufruf an die That, mit dem ganzen Zauber einer unwiderstehlichen Beredsamkeit vorgetragen, über die unser Philosoph jederzeit in so reichem Maße verfügte, konnte seine Wirkung nicht verfehlen, zumal ja nach einem allgemeinen psychologischen Gesetz jede Opposition zunächst eines gewissen Beifalls sicher ist. Dazu kommt noch der Umstand, daß der ganze ungebundene Radikalismus, der sich mit verbissenem Ingrimm auf alle kulturgeschichtliche Erscheinungen ohne jeden Unterschied warf, noch nicht gleich zu Anfang hervortrat, sondern sich — vielleicht unterstützt durch ein unerträgliches körperliches Leiden — erst im Laufe der Jahre entwickelte. Je mehr aber die Schar seiner Anhänger wächst (und wunderlich genug ist er gerade ein Abgott der auf die Lehre des Milieu schwörenden, aller Aristokratie von Herzen abgeneigten Naturalisten!), um so mehr ist es eine unumgängliche Pflicht der Philosophie, an diesem Charakterkopf nicht mit derselben vornehmen Geringschätzung vorüberzugehen, mit der man einige Decennien zuvor so thöricht Schopenhauer strafen zu können glaubte. Unserer Zeit vor allem, die an einem gewissen Bildungsüberfluß, wie man wohl gesagt hat, krankt, sind die tönenden Schlagwörter und kecken Verdammungen, mit denen Nietzsche gern prunkt, um so verhängnisvoller, weil es ihr in der That vielfach an einem gesunden, kernfesten Wissen und nun gar an einer in sich abgeklärten Erkenntnis fehlt. Wir leben eben in einer Periode gärender Gegensätze, für die allem Ermessen nach das Stadium einer inneren Ausgleichung noch nicht gekommen ist.

Nietzsche wurde geboren am 15. Oktober 1844 in Röcken, einem Orte bei Lützen, als Sohn eines Pastoren in Naumburg. Da er seinen Vater früh verloren hatte, wuchs der zarte, aber viel versprechende Knabe auf in der Umgebung und Pflege seiner Mutter und Schwester. Die letztere führte ihm später auf seinen unstäten Wanderfahrten von einem Platz zum anderen den Haushalt, wie es denn überhaupt für ihn charakteristisch ist, daß er, der theoretisch ein erklärter Misogyn war, doch das weibliche Geschlecht gern aufsuchte. Auf Empfehlung des bekannten Philologen Ritschl in Leipzig wurde er schon mit vierundzwanzig Jahren nach Basel berufen, obschon er nicht einmal das Doktorexamen absolviert hatte. Hier entwickelte sich für ihn im Kreise älterer Freunde eine höchst angeregte geistige Thätigkeit; in seinen zahlreich besuchten Vorlesungen behandelte er mit Vorliebe die griechische Litteratur, so die griechische Tragödie, die Anfänge der griechischen Philosophie, die vorplatonische Philosophie und ähnliche Themata mehr. Zu seinen Freunden zählte er Männer wie den berühmten Renaissancekenner Jakob Burkhardt, Overbeck (Professor der Kirchengeschichte in Basel), auch Böcklin und Keller gehörten zu dieser Gesellschaft. Besondere, beinahe schwärmerische Verehrung (die sich auch auf die Frau übertrug) verband ihn mit Richard Wagner, dem er freilich später ebenso entschieden den Rücken kehrte. Eine seiner ersten Schriften: Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik (Leipzig 1872), war Wagner gewidmet mit der Begründung, „daß ich von der Kunst als der höchsten Aufgabe und der eigentlich metaphysischen Thätigkeit dieses Lebens im Sinne des Mannes überzeugt bin, dem ich hier, als meinem erhabenen Vorgänger auf dieser Bahn, diese Schrift gewidmet haben will". Auch noch später, als ihn sein Leiden wenigstens zu einem zeitweiligen Urlaub zwang, spricht sich dieselbe Stimmung in einem Brief aus, den er aus Sorrent an eine Freundin richtete, wo er seinen Lebenslauf einen Weg nennt, über dem zwei Sonnen, Wagner und Homer, leuchten und sich ein ganz griechischer Himmel ausspannt. Hier, an dem entzückenden neapolitanischen Golf suchte er (freilich vergeblich) Heilung von einem furchtbaren Augen- und Kopfleiden, infolge dessen ihm von den Ärzten

jede geiſtige Beſchäftigung, alles Schreiben und Leſen ſtreng unterſagt wurde. Dieſer Zuſtand ſteigerte ſich ſchließlich zu einer unerträglichen Qual, ſo daß er ſich, wie die folgende Äußerung zeigt, geradezu nach einer Erlöſung ſehnte: „Die furchtbarſte und faſt unabläſſige Marter meines Lebens läßt mich nach einem Ende dürſten, und nach einigen Anzeichen iſt mir der erlöſende Hirnſchlag nahe genug, um hoffen zu dürfen.“ Aber trotzdem war die geiſtige Kraft noch nicht gebrochen, vielmehr befeſtigte ſich in einem Kreiſe gleichgeſinnter Menſchen, deren natürlicher Mittelpunkt Nietzſche war, der abenteuerliche Entſchluß, einen Bund zur Beförderung wahrer Humanität zu gründen und Sendboten auszuſchicken in alle Lande. 1879 mußte er um Entlaſſung aus ſeinem Amte nachſuchen, und nun lebte der Arme heimatlos bald in Nizza, Sils Maria, Leipzig und Turin, mit bewundernswerter Energie gegen ſein furchtbares Verhängnis ankämpfend, dem er ſchließlich doch in der Nacht des Wahnſinns (Ende der achtziger Jahre) erliegen ſollte. Bald entwickelte ſich auch immer einſeitiger und ſchroffer die ſchon in früheren Jahren bethätigte Neigung zum Skepticismus und Cynismus — ſchon die Erſtlingsſchrift: Beiträge zur Quellenkunde und Kritik des Laertiers Diogenes (Baſel 1870), ließ dieſe Tendenz unverkennbar hervortreten. Mit dieſem Radikalismus, der ſich im Zerſtören gefällt (ein frivoles Abbild des echt philoſophiſchen Zweifels), ſtellte ſich unvermerkt eine widerwärtige Gefallſucht des eigenen lieben Ichs ein, eine Großmannsmanie, die um ſo betrübender wirkt, weil hier ein reicher Geiſt ſich ſelbſt zerſtört. Dieſe maßloſe Überhebung, die Hand in Hand geht mit einer ebenſo gefliſſentlichen hämiſchen Herabſetzung anderer Perſönlichkeiten, iſt ſo kraß und ſtreift ſo ſehr das pathologiſche Gebiet, daß ſie ſich in der That nur unter einer phyſiologiſchen Perſpektive überhaupt verſtehen läßt. Ich will noch nicht einmal die vernichtenden Urteile an erſter Stelle namhaft machen, mit denen er die großen geiſtigen Führer der Menſchheit zertrümmern will,* wenn er einen Kant den verwachſenſten Begriffsknüppel nennt, den es je gegeben, oder einen Philoſophen der Hinterthüren, Sokrates einen Hanswurſt, Darwin einen mittelmäßigen Kopf u. ſ. w. Faſt unglaublich erſcheint ſolchen traurigen Verirrungen gegenüber ein Selbſtbekenntnis, das aus einer früheren Zeit ſtammt, wo ihn noch nicht der Dämon einer unerſättlichen Zerſtörungsluſt vollſtändig gefangen genommen hatte: „Mein Parnaſſus der Zukunft iſt, wenn ich mich ſehr anſtrenge und einiges Glück, ſowie viel Zeit habe, vielleicht ein mäßiger Schriftſteller zu werden, vor allem aber immer mehr mäßig im Schriftſtellern.“ Schon die Haſt der litterariſchen Produktion in den letzten Jahren bildet dazu einen eigentümlichen Gegenſatz. Und dieſer Mann, der ſchließlich mit allen Idealen, die er vordem angebetet hatte, gründlich aufräumte, der mit eingefleiſchtem Haß insbeſondere das Chriſtentum verfolgte und ſich mit geſuchter Vorliebe gern den Antichriſten und Immoraliſten nannte, der dem weiblichen Geſchlecht, wie ſein Meiſter Schopenhauer, unerbittlichen Krieg bis zur Vernichtung ankündigt und den Idealismus bekämpft, weil ſich darin der Femininismus verſteckt habe, er der radikalſte Cyniker, der alles zerſtört und vernichtet, um eine ſehr fragwürdige Hypotheſe von dem Vorrecht der wenigen oder nur eines einzigen dafür an die Stelle zu ſetzen, der teufliſch grinſende Kritiker der Weltgeſchichte und des menſchlichen Lebens überhaupt, der von ſich mit kühlem Blute ſagt: „Ich habe der Menſchheit das tiefſte Buch gegeben, das ſie beſitzt — meinen Zarathuſtra, ich gebe ihr über kurzem das unabhängigſte“, oder an einer anderen Stelle, wo die ſchrillen Töne des Wahnſinns unſer Ohr ſchon verletzen: „Dieſe Krone des Lachenden, dieſe Roſenkranzkrone, ich ſelber ſetze mir dieſe Krone auf, ich ſelber ſprach heilig mein Gelächter“ — dieſer rätſelhafte Menſch war im perſönlichen Umgang, wie allgemein verſichert

* Früher war Nietzſche nachſichtiger, wenn er z. B. ſagt: „Der ungeheuren Tapferkeit und Weisheit Kants und Schopenhauers iſt der ſchwerſte Sieg gelungen, der Sieg über den im Weſen der Logik verborgen liegenden Optimismus, der wiederum der Untergrund unſerer Kultur iſt“ (Tragödie S. 102), oder wenn er von Schopenhauer rühmt: „Er iſt ein wirklicher Philoſoph und ein auf ſich ſelbſt geſtellter Geiſt, ein Mann und Ritter, mit erzenem Blick, der den Mut zu ſich ſelber hat, der allein zu ſtehen weiß und nicht erſt auf Vordermänner und höhere Winke wartet“ (Zur Genealogie der Moral, S. 104).

wird, eine feinsinnige, zurückhaltende, fast keusche Natur, aristokratisch durch und durch, in den Manieren, ja in der Kleidung, die immer recht gewählt war. Hier mag wohl der Grund liegen, weshalb Nietzsche überall, wo er sich zeigte, der ungesuchte Mittelpunkt einer geistreichen Gesellschaft wurde, die unter dem Zauberbann seiner fascinierenden Persönlichkeit stand; deshalb gerade schlugen ihm die Herzen allerorten entgegen, weil in der rasenden Glut seiner feurigen Beredsamkeit alle Widersprüche, mit denen die Menschen sich gequält, hinwegschmolzen und ein neues Eden ihnen zu winken schien. Mit Recht hat W. Weigand in einer sehr beachtenswerten Schrift, auf die hier nachdrücklich aufmerksam gemacht sei (Friedrich Nietzsche, ein psychologischer Versuch. München, G. Franzsche Hofbuchhandlung, 1893), dies Moment so betont: „Der Zauber des Persönlichen, den Nietzsches Schriften ausströmen, ist groß und verführerisch; dieser Virtuos der Sprache weiß mit spielender Leichtigkeit und ruhiger Meisterschaft alle Töne anzuschlagen; bald verschmäht er jeden Schmuck des Ausdrucks, bald ist sein Stil feierlich, reich und prunkvoll; in seiner mittleren Periode schreibt er wahrhaft klassisch, später, als der Polemiker immer mächtiger und gereizter wurde und seine eigene Gedankenwelt nicht mehr beherrschte, verfällt er in Manier, die entweder die überladene Periode wählt, oder den Inhalt eines überreizten Seelenlebens in rasendem Tempo vorträgt. Unter den Anhängern des maßlosesten aller Individualisten finden wir die verschiedenartigsten Naturen: aus dem blendenden Chaos von tiefen Einsichten und Erfahrungen, von gewagten Behauptungen und dogmatischen Verkündigungen, von leidenschaftlichen Ausbrüchen unmäßiger Hoffnungen und Urteilen über Welt, Geschichte, Leben, von pathetischen Apostrophen und boshaften Paradoxen, von rhythmischen Ergüssen und marmornen Sprüchen mag sich jeder holen, was seine eigenen Ansichten und Überzeugungen zu bestätigen scheint. Da finden wir vor allem die ungewissen, schwankenden Seelen, die jeder Gewalt unterliegen, die unfähig sind, die großartige Entwickelung der Menschheit zu überschauen und doch das Bedürfnis empfinden, über ihr eigenes beschränktes Dasein aus dem Munde eines überzeugten Lehrers eine rechtfertigende Belehrung zu empfangen: es ist im Grunde das alte religiöse Bedürfnis, das sie in den Bann des Geistes treibt und darin festhält. Die edleren unter diesen Anhängern mögen von dem Dichter Nietzsche bezaubert sein, der eine wundersame Bildersprache redet und die Modernität nach ihrer vornehmen Seite hin resumiert. Ihnen gesellen sich jene jungen Socialdemokraten zu, die ihr Durst nach Rache und Empörung, das unerschöpfliche Ressentiment, in die Arbeiterbewegung trieb und die nun, nachdem ein aristokratischer Revolutionär die bedenklicheren Seiten der großen Bewegung mit den bittersten Worten enthüllt hat, anfangen, sich ihrer geistigen Beschränktheit zu schämen und einem gemäßigten Individualismus zuneigen, der nach außen hin um nichts weniger revolutionär erscheint als die Partei, deren Angehörige Nietzsche mit dem Namen Tölpel zu belegen pflegt. ... Ferner kommen zu den Anhängern Nietzsches die unvermeidlichen Romantiker, sowie die politischen und ästhetischen Anarchisten jeden Schlages und jeder Richtung, die mit jubelndem Entzücken die Lehren des neuen herrischen Evangeliums für die Reichen im Geiste vernehmen: Es giebt keine moralischen Thatsachen. Die Wissenschaft muß unter der Optik des Künstlers gesehen werden! Nichts ist wahr und alles ist erlaubt! Nun erscheint auf einmal alles verfahrene Thun und feige Lassen, ja selbst die neronischen Gelüste und das Waten im Schmutze gerechtfertigt; nun haben brüchige Seelen doch den zweifelhaften Trost, daß am Ende auch die bedenklichsten Ausschreitungen in irgend einer Weise dem Leben zu gute kommen müssen; nun mag sich sogar der zweifelhafteste Catilinarier der Großstädte, dieser Kloaken der späteren Civilisationen, für einen Schaffenden halten und sich des cynischen Mutes rühmen, mit dem er seinen auseinandergehenden Instinkten folgt“ (S. 106).

Noch ein Zug bedarf, ehe wir uns von dem Porträt des Menschen Nietzsche zu seiner Philosophie wenden, der Erwähnung, das ist die slavische Abstammung unseres Denkers. Sein Urgroßvater Schlachzig Nietzki (Niecki) flüchtete im Jahre 1715 wegen Teil-

nahme an einer polnischen Verschwörung nach Deutschland, polnisches Blut rollte mithin in seinen Adern, und gern galt Nietzsche, der sich sogar für einen Sprossen adeliger Vorfahren hielt, auch noch in seinen späteren Jahren als Pole. Aber wichtiger als der bloß äußere Rassenzusammenhang ist das geistige Erbteil, das von dort stammt; dahin gehört vor allem die träumerische Melancholie und schwärmerische Verzückung, die freilich ebenso unvermittelt wechselt mit den stärksten Ausbrüchen leidenschaftlichen Hasses und bitterster Verachtung, überhaupt die Vorherrschaft der großen instinktiven Gewalten, die unbewußt in der Seele des Menschen ihr Wesen treiben, um dann mit um so unheimlicherer Wucht hervorzubrechen; echt slavisch ist ferner die ausgesprochene Verachtung der Massen und die blinde, um nicht zu sagen byzantinische, Bewunderung der rohen, brutalen Kraft, die ganze Völker im schnöden Egoismus vernichtet; echt slavisch endlich die Verkleinerung und unverhohlene Geringschätzung jeder klaren, vernunftgemäßen Lebensauffassung (deshalb die Verurteilung des den Instinkten so abholden Sokrates) und demgemäß die ungemessene Verherrlichung der schrankenlosesten Lust und Genußsucht, die er in dem Triumphzuge seines schwärmerisch angebeteten Gottes Dionysos verwirklicht sieht, wo „in Schmerz und Jubel das Gefolge des Gottes eins wird mit dem in Individuen zerschlagenen Wahn".

Trotzdem Nietzsche, wie wir schon angedeutet haben, in der kurzen Spanne seiner wissenschaftlichen Thätigkeit verschiedene Phasen der Entwickelung durchgemacht hat (wir werden späterhin bei der Erörterung einzelner Probleme auf seine erste Periode noch zurückkommen), trotzdem er seinen Lehrern und Vorbildern nur eine recht launenhafte Gunst erwies, so lassen sich doch die Spuren seiner grundlegenden Anschauungen unzweideutig bis in die Anfänge seines öffentlichen Auftretens verfolgen.* Das Kardinalproblem seines stetigen Grübelns und Forschens, der Ursprung der Moral, ist schon in seinen ersten Abhandlungen berührt, und so wird es in allen möglichen Variationen weiter behandelt, in den Grundzügen immer übereinstimmend, wenn auch in der Ausführung mit stets zunehmender Schärfe und Unversöhnlichkeit. Mit dieser Aufgabe steht oder fällt denn auch die ganze Weltanschauung unseres Denkers, obwohl man streng genommen von keiner umfassenden, das gesamte Sein in sich schließenden Philosophie bei ihm sprechen kann, sondern nur von einer socialpsychologischen Untersuchung der socialen Zustände der Menschheit; es ist keine Weltanschauung somit, die uns hier entgegentritt, sondern nur eine Lebensanschauung, freilich eine im höchsten Maße fesselnde, alle Menschen ohne Unterschied: denn aus der Vergangenheit soll die schicksalsschwere Zukunft enträtselt werden, die Theorie gestaltet sich jederzeit (und darin liegt nicht zum wenigsten der verführerische, demagogische Zauber dieser Irrlehren) zu einem unmittelbar praktischen Problem. Erneuern wir also kecken Mutes die schon so oft mit bangem Herzen gestellte Frage: Woher stammen unsere sittlichen Vorstellungen und welche Verbindlichkeit besitzen sie für uns moderne Menschen?

Diese Frage enthält aber zugleich eine andere, ebenso folgenschwere; es liegt nämlich auf der Hand, daß jene Untersuchung, die uns über diese psychologische Entwicklung aufklären soll, nicht rein dialektisch und abstrakt geführt werden darf (soll sie anders nicht ein leeres Spiel mit Worten sein), sondern an der Hand der Geschichte selbst;

* Wir können uns hier auf unseren Gewährsmann selbst beziehen, der mit der ihm eigentümlichen Offenheit sich über diesen Punkt so ausläßt: „Bei einer mir eigenen Bedenklichkeit, die ich ungern eingestehe — sie bezieht sich nämlich auf die Moral —, einer Bedenklichkeit, welche in meinem Leben so früh, so unaufgefordert, so unaufhaltsam, so im Widerspruch gegen Umgebung, Alter, Beispiel, Herkunft auftrat, daß ich beinahe das Recht hätte, sie mein ‚A-priori' zu nennen, mußte meine Neugierde ebenso wie mein Verdacht beizeiten an der Frage Halt machen, welchen Ursprung eigentlich unser Gut und Böse habe. In der That ging mir bereits als dreizehnjährigem Knaben das Problem vom Ursprung des Bösen nah: ihm widmete ich, in einem Alter, wo man ‚halb Kinderspiele, halb Gott im Herzen hat', mein erstes litterarisches Kinderspiel, meine erste philosophische Schreibübung — und was meine damalige Lösung des Problems anlangt, so gab ich, wie billig, Gott die Ehre und machte ihn zum Vater des Bösen" (Zur Genealogie der Moral, Vorrede S. 5). Im übrigen gab nachher eine Schrift von Dr. Rée, der wesentlich auf dem englischen Utilarismus fußte, für Nietzsche den Anstoß, sich immer eingehender mit moralphilosophischen Untersuchungen zu befassen. Trotzdem er theoretisch sein ausgesprochener Gegner war, verband ihn doch mit ihm eine enge Freundschaft.

mit anderen Worten: die Kultur ist das getreue Spiegelbild dieses Prozesses und die Geschichte der Gesittung ist zugleich der anschauliche Kommentar zu den verschiedenen Wandelungen, welche die in Rede stehenden Worte und Begriffe durchgemacht haben. Mit vollem Recht wirft Nietzsche die Frage auf: Welche Fingerzeige giebt die Sprachwissenschaft, insbesondere die etymologische Forschung, für die Entwickelungsgeschichte der moralischen Begriffe ab? und gerade er als geschulter Philologe hätte in dieser Richtung Bedeutendes leisten können. Ebenso gerechtfertigt ist sein Protest gegen eine rein idealistische, auf keine kulturhistorische Begründung Bezug nehmende Ableitung des Rechts, wenn er sagt: „An sich von Recht und Unrecht reden, entbehrt alles Sinnes, an sich kann natürlich ein Verletzen, Vergewaltigen, Ausbeuten, Vernichten nichts ‚Unrechtes' sein, insofern das Leben essentiell, nämlich in seinen Grundfunktionen verletzend, vergewaltigend, ausbeutend, vernichtend fungiert und gar nicht gedacht werden kann ohne diesen Charakter" (Genealogie, S. 66). Aber es ist geradezu beschämend, wenn man nach diesen allgemeinen Grundsätzen und Forderungen nun die eigentliche methodische Untersuchung und die konkreten Beweismomente betrachtet, aus denen sich letzten Endes eine ganz neue Moral oder wenigstens, um in der Ausdrucksweise unseres Gewährsmannes zu bleiben, die ganze lange, schwer zu entziffernde Hieroglyphenschrift der menschlichen Moralvergangenheit ergeben sollte. Greifen wir ein drastisches Beispiel heraus: es handelt sich um die allseitig bekannte Thatsache, daß anfänglich die meisten Begriffe des sittlich Guten zugleich eine sinnliche, körperliche Bedeutung besessen haben und daß erst allmählich jenes rein abstrakte Moment zum alleingültigen durchgedrungen ist. Derselbe Vorgang ist noch heutigestags bei jedem Naturvolk und (was dieser Entwickelungsstufe psychologisch entspricht) bei jedem Kinde zu beobachten, überall liegt die Betonung einer äußeren Kraft und Stärke oder irgend eines sinnlichen Vorzuges auf der Hand. Darüber sind sich, wie gesagt, alle Linguisten, Anthropologen und Philosophen einig, so groß immerhin die Schwankungen in der Ableitung und Deutung einzelner Worte sein mögen. Aber was macht Nietzsche nun daraus? Für ihn ist der Gegensatz zwischen blonden und dunkelhaarigen Menschen maßgebend, jenes sind die starken, mächtigen Eroberer, diese die unterworfenen, verkümmerten, lichtscheuen Knechte. Deshalb argumentiert er so: „Im lateinischen malus (dem ich *μέλας* zur Seite stelle) könnte der gemeine Mann als der Dunkelfarbige, vor allem als der Schwarzhaarige gekennzeichnet sein (hic niger est), als der vorarische Insasse des italischen Bodens" (Genealogie, S. 8), während Curtius und andere Sprachforscher das Wort mit dem Sanskrit malam (Schmutz) auf eine religiöse Besudelung und Entweihung zurückführen. Geradezu komisch aber ist die Etymologie des lateinischen Wortes bonus, das als Krieger enträtselt wird, „vorausgesetzt, daß ich mit Recht bonus auf ein älteres duonus zurückführe — was ja völlig zutrifft — (vergleiche bellum = duellum = duenlum, worin mir jenes duonus enthalten scheint). Bonus somit der Mann des Zwistes, der Entzweiung (duo), als Kriegsmann; man sieht, was im alten Rom an einem Manne seine Güte ausmachte. Unser deutsches ‚Gut' selbst, sollte es nicht den ‚Göttlichen', den Mann ‚göttlichen Geschlechts' bedeuten?" (Zur Genealogie, S. 9). Dagegen halte man die auf die entsprechenden Autoritäten sich stützende Schilderung dieser Worte bei Wundt: „Während der Inder das Gute mit dem Wahren, das Böse mit dem Falschen zusammenfließen läßt, hat der Grieche bei dem *ἀγαθός* namentlich die Tapferkeit und andere rühmenswerte Eigenschaften im Auge, eine Beziehung, welche die dem griechischen Geiste eigentümliche Verbindung des Guten mit dem Schönen nahe legt. In dem lateinischen bonus tritt hinwiederum ursprünglich wohl mehr die Segnung mit unseren Glücksgütern und die damit zusammenhängende Vornehmheit der Geburt hervor, indes das deutsche ‚gut' mit der nämlichen Wortsippe zusammenhängt, aus der unser ‚Gatte' entsprungen ist, so daß sich etwa ‚passend' als die nächste Bedeutung ergiebt, ein Begriff, der auf eine besondere Wertschätzung der gemeinnützigen Tüchtigkeit hinzuweisen scheint" (Ethik, S. 18). Jene herrschenden Stände nun schufen den Begriff des Guten und Tüch-

tigen, da ſie „als Wohlgeborene ſich eben als Glückliche fühlten und ſich ihr Glück nicht erſt künſtlich durch einen Blick auf ihre Feinde zu konſtruieren hatten“, während ſie als Unterdrücker notwendig dem feigen Pöbel als ſchlecht und bösartig erſcheinen mußten. „Hier wollen wir eins am wenigſten leugnen: Wer jene ‚Guten‘ nur als Feinde kennen lernte, lernte auch nichts als böſe Feinde kennen, und dieſelben Menſchen, welche ſo ſtreng durch Sitte, Verehrung, Dankbarkeit, Brauch, noch mehr durch gegenſeitige Bewachung, durch Eiferſucht inter pares in Schranken gehalten ſind, die andererſeits im Verhalten zueinander ſo erfinderiſch in Rückſicht, Zartſinn, Selbſtbeherrſchung, Treue, Stolz und Freundſchaft ſich beweiſen — ſie ſind nach außen hin, dort, wo das Fremde, die Fremde beginnt, nicht viel beſſer als losgelaſſene Raubtiere. Sie genießen da die Freiheit von allem ſocialen Zwang, ſie halten ſich in der Wildnis ſchadlos für die Spannung, welche eine lange Einſchließung und Einfriedigung in den Frieden der Gemeinſchaft giebt, ſie treten in die Unſchuld des Raubtiergewiſſens zurück, als frohlockende Ungeheuer, die vielleicht von einer ſcheußlichen Abfolge von Mord, Niederbrennung, Schändung, Folterung mit einem Übermut und ſeeliſchen Gleichgewicht davongehen, als ob nur ein Studentenſtreich vollbracht ſei, überzeugt davon, daß die Dichter für lange nun wieder etwas zu ſingen und zu rühmen haben. Auf dem Grunde aller dieſer vornehmen Raſſen iſt das Raubtier, die prachtvolle, nach Beute und Sieg lüſtern ſchweifende blonde Beſtie nicht zu verkennen; es bedarf für dieſen verborgenen Grund von Zeit zu Zeit der Entladung, das Tier muß wieder heraus, muß wieder in die Wildnis zurück: — römiſcher, arabiſcher, germaniſcher, japaneſiſcher Adel, homeriſche Helden, ſkandinaviſche Wikinger — in dieſem Bedürfnis ſind ſie alle gleich“ (a. a. O., S. 22). Deshalb iſt, wie früher ſchon angedeutet, Nietzſche auch ein geſchworener Feind der modernen, alles nivellierenden Kultur und der Demokratie insbeſondere — deshalb umgekehrt ein ſchwärmeriſcher Verehrer der Renaiſſance,* wo die Kraft des Individuums in voller ungeſchwächter Form, im Guten wie im Böſen, ſich entfalten konnte, und ſeine Begeiſterung für die Griechen, die im ungetrübten Optimismus das Leben in vollen Zügen genoſſen, während die Sklaven die elende Werkeltagsarbeit beſorgten, deshalb endlich ſeine ungeteilte Bewunderung der Herrenmoral, in der der maßgebende Wille zum Leben mit grandioſer Wucht ſich geltend macht, und die ebenſo ausgeſprochene Verachtung der entgegengeſetzten Sklavenmoral, „dieſes widrigen Gemiſches aus dem Braukeſſel des ungeſättigten Haſſes“. Die ſeltſamſten Folgerungen ergeben ſich nun dem

Friedrich Nietzſche.

---

* Namentlich gilt das dem Ungeheuer Ceſar Borgia, den Nietzſche geradeſo überſchwenglich preiſt wie Napoleon, „dieſe Syntheſis von Übermenſch und Unmenſch“.

Betrachter aus dieſem ſociologiſchen Roman, in dem Wahrheit, Irrtum und bewußte Entſtellung ſich merkwürdig miſchen. Auf der einen Seite wird als der Anfang aller Kultur und Entwickelung überhaupt die überall ſich bei den Natur- wie bei den Geſchichtsvölkern vollziehende, durch Darwin ganz allgemein als biologiſches Geſetz formulierte Thatſache von der Unterjochung der Schwächeren durch die Stärkeren hingeſtellt. Dieſe Beobachtung iſt freilich durchaus nicht neu, ſondern ſchon bei den Encyklopädiſten im vorigen Jahrhundert, ja in gewiſſem Sinne ſchon bei Lucrez im Altertum zu finden. Andererſeits vollzieht ſich trotz dieſer Unterwerfung doch vermöge einer geheimen, unausgeſetzten Reaktion der Unterliegenden eine gewiſſe Amalgamierung beider Elemente oder, phyſiologiſch ausgedrückt, eine Zähmung und Züchtigung der anfänglich ſo gewaltthätigen „Beſtie Menſch zum Haustier“. Dieſer Logik der Thatſachen kann ſich auch unſer Philoſoph nicht entziehen, aber er findet ſich durch folgende Sophisma mit ſeinem Gewiſſen ab: „Geſetzt, daß es wahr wäre, daß es eben der Sinn aller Kultur ſei, aus dem Raubtier Menſch ein zahmes und civiliſiertes Tier, ein Haustier herauszuzüchten, ſo müßte man unzweifelhaft alle jene Reaktions- und Reſſentimentsinſtinkte, mit deren Hilfe die vornehmen Geſchlechter ſamt ihren Idealen ſchließlich zu ſchanden gemacht und überwältigt worden ſind, als die eigentlichen Werkzeuge der Kultur betrachten, womit allerdings noch nicht geſagt wäre, daß deren Träger zugleich auch ſelber die Kultur darſtellen. Vielmehr wäre das gerade Gegenteil nicht nur wahrſcheinlich — nein! es iſt heute augenſcheinlich. Dieſe Träger der niederdrückenden und vergeltungsgelüſternen Inſtinkte, die Nachkommen alles europäiſchen und nicht-europäiſchen Sklaventums, aller vor-ariſchen Bevölkerung inſonderheit — ſie ſtellen den Rückgang der Menſchheit dar. Dieſe ‚Werkzeuge der Kultur‘ ſind eine Schande des Menſchengeſchlechts und eher ein Verdacht, ein Gegenargument gegen Kultur überhaupt! Man mag im beſten Rechte ſein, wenn man vor der blonden Beſtie auf dem Grunde aller vornehmen Raſſen die Furcht nicht los wird und auf der Hut iſt: aber wer möchte nicht hundertmal lieber ſich fürchten, wenn er zugleich bewundern darf, als ſich nicht fürchten, aber dabei den ekelhaften Anblick des Mißratenen, Verkleinerten, Verkümmerten, Vergifteten nicht mehr los werden können? Und iſt das nicht unſer Verhängnis? Was macht heute unſeren Widerwillen gegen den ‚Menſchen‘? — denn wir leiden am Menſchen, es iſt kein Zweifel. Nicht die Furcht — eher daß ſie nichts mehr am Menſchen zu fürchten haben, daß das ‚Gewürm‘ Menſch im Vordergrund iſt und wimmelt, daß der ‚zahme‘ Menſch, der Heillos-Mittelmäßige und Unerquickliche bereits ſich als Ziel und Spitze, als Sinn der Geſchichte, als ‚höheren Menſchen‘ zu fühlen gelernt hat“ (a. a. O., S. 23).*

Und doch weiß Nietzſche ſehr wohl, daß Kultur ohne Sittlichkeit gar nicht zu denken iſt, und vice versa, wie er denn auch ganz unbefangen geſteht: „Der große Satz, mit dem jede Civiliſation beginnt, iſt: jede Sitte iſt beſſer als keine“ (Morgenröte, S. 16); die ganze „vorhiſtoriſche Arbeit des Menſchen, vermöge deren er in der Zwangsjacke der Sitte berechenbar gemacht wurde, findet ſo trotz aller Härte, Tyrannei, Stumpfſinns und Idiotismus ihre Rechtfertigung“; er unterſcheidet genau verſchiedene Stufen in der ſittlichen Entwickelung von der bloß äußeren ceremoniellen Beobachtung bis zu der höchſten Vollendung, wo der einzelne autonom wird und ſich ſelbſt das Geſetz giebt.

* Jenen „Sklavenaufſtand in der Moral“, wie der paradoxe Ausdruck lautet, leitet Nietzſche von den Juden ab, jenem prieſterlichen Volke, „das ſich an ſeinen Feinden und Überwältigern zuletzt nur durch eine radikale Umwertung von deren Werten, alſo durch einen Akt der geiſtigſten Rache Genugthuung zu verſchaffen wußte, gegen die alles, was auf Erden gegen die Vornehmen, die Gewaltigen, die Herren, die Machthaber gethan worden iſt, nicht der Rede wert iſt“. In dem Kampf zwiſchen Rom und Judäa iſt jenes unterlegen; denn „nicht nur in Rom, ſondern faſt auf der halben Erde, überall, wo nur der Menſch zahm geworden iſt oder zahm werden will, beugt man ſich heute vor dem Inbegriff aller höchſten Werte — vor drei Juden, wie man weiß, und einer Jüdin (vor Jeſus von Nazareth, dem Fiſcher Petrus, dem Teppichwirker Paulus und der Mutter des anfangs genannten Jeſus, Maria genannt)“ (Genealogie, S. 34). Daß Nietzſche ein abgeſagter Feind der Antiſemiten iſt, „welche heute ihre Augen chriſtlich-ariſch-biedermänniſch verdrehen und durch einen jede Geduld erſchöpfenden Mißbrauch des wohlfeilſten Agitationsmittels, der moraliſchen Attitüde alle Hornvieh-Elemente des Volkes aufzuregen ſuchen“, ſei nur beiläufig bemerkt.

„Stellen wir uns ans Ende des ungeheuren Prozesses, dorthin, wo der Baum endlich seine Früchte zeitigt, wo die Societät und ihre Sittlichkeit der Sitte endlich zu Tage bringt, wozu sie nur das Mittel war, so finden wir als reifste Frucht an ihrem Baum das souveräne Individuum, das nur sich selbst gleiche, das von der Sittlichkeit der Sitte wieder los gekommene, das autonom übersittliche Individuum (denn autonom und sittlich schließt sich aus), kurz den Menschen des eigenen, unabhängigen, langen Willens, der versprechen darf — und in ihm ein stolzes, in allen Muskeln zuckendes Bewußtsein davon, was da endlich errungen und in ihm leibhaft geworden ist, ein eigentliches Macht- und Freiheitsbewußtsein, ein Vollendungsgefühl des Menschen überhaupt" (Zur Genealogie, S. 43). Man sieht, worauf die ganze Konstruktion schließlich hinausläuft; nicht der sittlich vollkommene und insofern über den einzelnen Satzungen stehende, sittlich freie Mensch ist das erstrebenswerte Ziel der Entwickelung, sondern das völlig von jeder Verpflichtung unabhängige, ganz und gar souveräne Individuum, das in schrankenlosem Egoismus nur seinen eigenen Trieben und Instinkten folgt. Der Wille zum Leben, dies höchste Gut, das unser Denker kennt, kann ebensogut zu einer entsetzlichen Geißel werden, unter der ganze Völker seufzen — man denke nur an das eine Beispiel Napoleon —, wie sich in den Dienst der Menschheit stellen; an und für sich entscheidet diese rein formale Bedingung noch gar nichts über den eigentlichen Wert desjenigen, was im konkreten Falle erstrebt wird.

Während in dieser spekulativ-dogmatischen Weise der fanatische Anbeter der Natur (hierin gleicht er Rousseau, den er sonst gegen Voltaire nicht genug herabsetzen kann) die sittliche Entwickelung der Menschheit verurteilt und als enragierter Individualist einen seltsamen Kultus der Ritter vom Geist betreibt, die vor seinen Augen Gnade finden, hätte er, um den wissenschaftlichen Nachweis von der Nichtigkeit der landläufigen Normen und Ideale zu erweisen, kulturhistorisch und psychologisch die Entfaltung der menschlichen Gesittung von ihren dürftigsten Anfängen bis zu ihrer jetzigen Blüte verfolgen müssen. Erst dann hätte er das Recht zu jener ingrimmigen Verdammung gefunden, mit der er jetzt den Kampfplatz betritt, vorausgesetzt natürlich, daß diese Untersuchung zu einem solchen niederschmetternden Ergebnis geführt haben würde. Es ist deshalb sehr bezeichnend für ihn, wie hartnäckig er z. B. die Versuche bekämpft, die besonders von englischen und französischen Philosophen gemacht sind, um in streng erfahrungsmäßiger Ableitung die sittliche Beurteilung und Wertschätzung aus ursprünglich reinen Nützlichkeitserwägungen hervorgehen zu lassen. Auch die Völkerkunde ist ja Hand in Hand mit der modernen Sociologie auf demselben Wege begriffen, um so die Wandelungen unseres sittlichen Bewußtseins induktiv aus den Dokumenten der menschlichen Geschichte heraus psychologisch zu erfassen. Statt dessen begegnen wir hier den keckſten metaphysischen Hypothesen und Erfindungen, und eine bloße Formel, wie die sich ewig wiederholende von dem Sklavenaufstand in der Moral, soll uns über diesen beklagenswerten Mangel einer methodischen Behandlung des Materials hinweghelfen. Daher muß sich auch sein subjektiver Radikalismus gegen jede streng sachliche und objektive Darstellung kehren, insbesondere gegen die moderne Geschichtschreibung, der er wunderbarerweise, da sie ja nur beschreibe, eine nihilistische Tendenz vorwirft;* zu fesselloser Wut, zu einem wahrhaft pöbelhaften Ingrimm, der alles weit hinter sich läßt, was einst Voltaire sich erlaubte, steigerte sich derselbe aber, wenn es gilt, eine so eminent kulturhistorische Erscheinung, wie das Christentum, zu beurteilen. Wir wollen es ihm freilich nicht so sehr verargen, wenn er den Buchstabenglauben bitter geißelt und die Künste der Schriftauslegung als unehrliche Kniffe brandmarkt: „Was in dieser Hinsicht immer noch auf protestantischen Kanzeln an Unredlichkeit verübt wird, wie plump der Prediger den Vorteil ausbeutet, daß ihm hier niemand ins Wort fällt, wie hier die Bibel gezwickt und ge-

* Auch von den Moralhistoritern meint er: „Gewiß ist, daß ihnen der historische Geist selber abgeht, daß sie gerade von allen guten Geistern der Historie selbst im Stich gelassen worden sind. Sie denken allesamt, wie es nun einmal alter Philosophenbrauch ist, wesentlich unhistorisch, daran ist kein Zweifel" (Genealogie, S. 2). Sehr kategorisch, nur schade, daß es Nietzsche nicht besser, sondern viel schlimmer macht.

zwackt wird und die Kunſt des Schlechtleſens dem Volke in aller Form beigebracht wird, das unterſchätzt nur der, welcher nie oder immer zur Kirche geht" (Morgenröte, S. 74). Auch die Oppoſition, welche er gegen das hergebrachte Syſtem des chriſtlichen Glaubens (Adam, Erbſünde, Unfreiheit des Willens, Gnadenwahl und ewiges Verderben) erhebt, gegen den komplizierten Mechanismus der Seelenmarter und gegen die „Verteufelung der Natur, bis wir mit einemmal vor dem paradoxen und entſetzlichen Auskunftsmittel ſtehen, an dem die gemarterte Menſchheit eine zeitweilige Erleichterung gefunden hat, jenem Genieſtreich des Chriſtentums: Gott ſich ſelbſt für die Schuld des Menſchen opfernd, Gott ſelbſt ſich an ſich ſelbſt bezahlt machend" (Genealogie, S. 87), können wir noch verſtehen, obwohl die Ausdrucksweiſe ſichtlich verletzend gewählt iſt. Aber wer darüber hinaus für den wirklich ethiſchen und damit kulturgeſchichtlichen Gehalt unſeres Bekenntniſſes kein Gefühl und pſychologiſches Verſtändnis beſitzt, der maße ſich auch nicht ein derartiges Richteramt an. Dafür iſt es andererſeits ſo charakteriſtiſch, daß Nietzſches ganze Seele am Atheismus hängt, dem „unbedingten, redlichen Atheismus (und ſeine Luft allein atmen wir, wir geiſtigeren Menſchen dieſes Zeitalters!), der demgemäß nicht im Gegenſatz zu jenem Ideal ſteht, wie es den Anſchein hat; er iſt vielmehr nur eine ſeiner letzten Entwickelungsphaſen, eine ſeiner Schlußformen und inneren Folgerichtigkeiten — es iſt die ehrfurchtgebietende Kataſtrophe einer zweitauſendjährigen Zucht zur Wahrheit, welche am Schluſſe ſich die Lüge im Glauben an Gott verbietet" (Genealogie, S. 179). Daß ihn auch die neu erſtandene Herrlichkeit des Deutſchen Reiches nicht mit Stolz und Befriedigung erfüllt (abfällig nennt er es vielmehr eine Verfallsform des Staates), daß er in dem Philoſophen nur einen Tyrannen des Geiſtes ſieht, der das erlöſende Wort ſpricht, ſei nur beiläufig bemerkt: überall iſt derſelbe gewaltthätige, leidenſchaftlich-ſubjektive, ganz und gar jeder objektiv-kritiſchen Beurteilung unfähige Grundzug ſeines Temperaments erkennbar. So kann denn auch dieſer verbitterte Skepticismus und die gefliſſentliche Verkennung jeder organiſchen Entwickelung letzten Endes zu nichts anderem führen als einem kraſſen Nihilismus, wie er freilich durchaus nicht mehr neu iſt. Jene autonome, von aller Sittlichkeit angeblich unabhängige Freiheit des Geiſtes, die unſer Denker ſo gern dem verſpotteten „aſcetiſchen Ideal" gegenüberſtellt, beſteht in dem verwerflichſten aller moraliſchen Grundſätze, in dem berüchtigten Satz: Nichts iſt wahr, alles iſt erlaubt! „Wohlan, das war" (ſo ruft Nietzſche begeiſtert aus) „Freiheit des Geiſtes, damit war der Wahrheit ſelbſt der Glaube gekündigt" (Genealogie, S. 167). Wer dies Bekenntnis recht überlegt, der wird es auch begreiflich finden, wenn ſich unſer Begründer der neuen Weltanſchauung vorzugsweis gern den Immoraliſten nennt, wie er es in dem folgenden Sturmlauf gegen alle bisherige Überlieferung ſeinen Jüngern verkündigt: „Es iſt kein Zweifel, auch zu uns noch redet ein ‚du ſollſt', auch wir noch gehorchen einem ſtrengen Geſetz über uns — und dies iſt die letzte Moral, die ſich auch uns noch hörbar macht, die auch wir noch zu leben wiſſen; hier, wenn irgend worin, ſind auch wir noch Menſchen des Gewiſſens: daß wir nämlich nicht wieder zurück wollen in das, was uns als überlebt und morſch gilt, in irgend etwas ‚Unglaubwürdiges', heiße es nun Gott, Tugend, Wahrheit, Gerechtigkeit, Nächſtenliebe, daß wir uns keine Lügenbrücken zu alten Idealen geſtatten, daß wir von Grund aus allem feind ſind, was in uns vermitteln und miſchen möchte, feind jeder jetzigen Art Glauben und Chriſtlichkeit, feind dem Halb und Halben aller Romantik und Vaterländerei, feind auch der Artiſtengenüßlichkeit, Artiſtengewiſſenloſigkeit, welche uns überreden möchte, da anzubeten, wo wir nicht mehr glauben — feind kurzum dem ganzen europäiſchen Femininismus (oder Idealismus,* wenn man's lieber hört), der ewig hinanzieht und ewig gerade damit herunterbringt; allein als Menſchen dieſes Gewiſſens fühlen wir uns noch verwandt mit der deutſchen Rechtſchaffenheit und Frömmigkeit von Jahrtauſenden, wenn auch als deren fragwürdigſte und letzte Abkömmlinge, wir Immoraliſten, wir Gottloſen von heute, ja ſogar

* Dahin gehört auch das cyniſche Wort, daß auch das Konkubinat durch die Ehe korrumpiert worden ſei.

in gewissem Verstande als deren Erben, als Vollstrecker ihres innersten Willens, eines pessimistischen Willens, der sich nicht davor fürchtet, sich selbst zu verneinen, weil er mit Lust verneint. In uns vollzieht sich, gesetzt daß ihr eine Formel wollt, die Selbstaufhebung der Moral" (Morgenröte, Vorrede S. 10).

Oder aber, wenn ihn der Widerwille und der Ekel am Menschen übermannt, dann übernimmt Nietzsche die Rolle eines Propheten, der mit Seherauge in ferner Zukunft den großen Erlöser entdeckt, den Mann „der großen Liebe und Verachtung, den schöpferischen Geist, den seine drängende Kraft aus allem Abseits und Jenseits immer wieder wegtreibt. Dieser Mensch der Zukunft, der uns ebenso vom bisherigen Ideal erlösen wird, als von dem, was aus ihm wachsen mußte, vom großen Ekel, vom Willen zum Nichts, vom Nihilismus, dieser Glockenschlag des Mittags und der großen Entscheidung, der den Willen wieder frei macht, welcher der Erde ihr Ziel und dem Menschen seine Hoffnung zurückgiebt, dieser Antichrist und Antinihilist, dieser Besieger Gottes und des Nichts — er muß einst kommen" (Genealogie, S. 93). Daß dieses Selbstporträt (denn als solches dürfen wir es wohl nehmen) trotz aller tief aufwühlenden Wirkung, die Nietzsche ja unzweifelhaft auf weite Kreise unserer heutigen Gesellschaft ausübt, nur ein Spiel mit schönen Worten ist, daß gerade dies krampfhafte Haschen nach einer Genesung und Gesundung im tiefsten Grunde krankhaft und ungeschichtlich ist, haben wir leider zur Genüge gesehen.

Wir könnten hier schließen, wenn es uns nur um das Bild des Philosophen zu thun wäre; aber es regt sich in der ungemein vielseitigen Natur dieses Stürmers und Drängers ein Element, das noch gebieterisch ein kurze Betrachtung fordert, nämlich das dichterisch-ästhetische. Um so mehr konnte diese herrliche Anlage zur Entwickelung und zur Geltung gelangen, weil Nietzsches künstlerisches Auge an den plastischen Idealgestalten des alten Hellas geschult war; in der That nämlich entsprang seine leidenschaftliche Verehrung des Griechentums, namentlich noch des ungebrochenen, durch keine Skepsis beunruhigten homerischen Zeitalters, nicht etwa einer gründlichen philologischen Durchbildung (die er freilich demungeachtet besaß), sondern einem kongenialen Erfassen, einem schrankenlosen Übersluten des Gefühls. Von diesem Standpunkte aus hat Weigand die Perspektive richtig geschildert: „Wer im Verkehr mit den Göttern Hellas' gelernt hat, das Leben aus der Ferne, in der Verklärung ästhetischen Scheins zu betrachten und sich selbst hoher, schöpferischer Kräfte bewußt ist, mag sich der Furcht des gereiften Kulturmenschen vor allen gewaltsamen Ausbrüchen dumpfer Naturkraft, wie sie in den dionysischen Schwärmern waltete, klaren Sinnes entschlagen. Er muß, als Verherrlicher des Instinkts, Sokrates als die fragwürdigste Erscheinung des Altertums auffassen, weil der geheimnisvolle Ironiker den Instinkt verneint und seine Macht nur zuweilen hindernd empfand. Mit welchem künstlerischen Entzücken verweilt das schwärmerische Auge Nietzsches auf dem Zuge des Dionysos, den er nochmals über den heiligen Totenacker der Geschichte schreiten sieht: im Schmerz und Jubel wird das Gefolge des Gottes eins mit der in Individuen zerschlagenen Natur; über die ehrwürdigsten Satzungen, über die heiligsten Bande der Familie und der Sitte flutet der Jubel schrankenloser Orgien: Wollust und Grausamkeit, seit Urzeiten verschwistert, sind in vollster Kraft am Werke. Welche Gewalt kann ein Volk gegen diese rasende Entfesselung der dunkelsten Lebensmächte anrufen, damit die Errungenschaften und Segnungen einer alten Kultur nicht hinweggeschwemmt werden? Als Gegenmacht des Dionysos, des Gottes geheimnisvollster Urkraft, des verkörperten Willens zum Leben oder, mit Nietzsche zu reden, des Willens zur Macht, erscheint der Lichtgott Apollo, dessen goldene Forderungen „Erkenne dich selbst" und „Nie zu viel" in die Schranken der Gesetze und der Sitte zurückrufen. Eine edle Kultur kann nur gedeihen, wenn beide Mächte ihr Grenzreich abstecken, wenn sie, einen Bund schließend, die Rechte jedes anderen achten. Die Griechen haben es verstanden, die orgiastischen Kulte der Orientalen zu reinigen und mit dem tiefsten, symbolischen Gehalt zu erfüllen. Als Denkmal der Versöhnung beider Gottheiten bewundern wir die attische Tragödie. Mit Recht durfte Nietzsche sich rühmen, einen

neuen Zugang zu der Welt der Griechen gefunden zu haben (S. 17). Wir wollen hier nun nicht seinen Irrtum betrachten, in dem er sich, unter dem übermächtigen Bann Richard Wagners, befand, daß er es für möglich hielt, in der Musik die Wiedergeburt der dionysischen Kunst, einer tragischen Kultur, wie er es bezeichnet, begrüßen zu dürfen — es war und blieb dies, kurz gesagt, eine romantische Verirrung; sondern es interessiert uns an diesem Problem gerade das für sein poetisches Empfinden bezeichnende Moment, wie scharf er dem herrschenden Naturalismus Opposition macht. Mit ausdrücklicher Berufung auf die bekannte Vorrede Schillers zur Braut von Messina heißt es: „Ich fürchte, wir sind mit unserer jetzigen Verehrung des Natürlichen und Wirklichen am Gegenpol alles Idealismus angelangt, nämlich in der Region der Wachsfigurenkabinette. Auch in ihnen giebt es eine Kunst, wie bei gewissen beliebten Romanen der Gegenwart; nur quäle man uns nicht mit dem Ausspruch, daß mit dieser Kunst der Schiller-Goethesche ‚Pseudo-Idealismus' überwunden sei" (Geburt der Tragödie, S. 33). An dem echten Idealismus, der an ursprünglicher Kraft alle Spottfiguren des neueren Naturalismus unendlich überragt, hat Nietzsche allezeit festgehalten, wenn er auch zufolge seiner Schopenhauerschen Doktrin nicht umhin konnte, ihn in die Welt des metaphysischen, hinter den Dingen sich ausbreitenden Scheines zu verflüchtigen: „Je mehr ich in der Natur jene allgewaltigen Kunsttriebe und in ihnen eine inbrünstige Sehnsucht zum Schein, zum Erlöstwerden durch den Schein gewahr werde, um so mehr fühle ich mich zu der metaphysischen Annahme gedrängt, daß das Wahrhaft-Seiende und Ur-Eine, als das ewig Leidende und Widerspruchsvolle, zugleich die entzückende Vision, den lustvollen Schein, zu seiner steten Erlösung braucht: welchen Schein wir, völlig in ihm befangen und aus ihm bestehend, als das Wahrhaft-Nichtseiende, d. h. als ein fortwährendes Werden in Zeit, Raum und Kausalität, mit anderen Worten als empirische Realität zu empfinden genötigt sind" (a. a. O., S. 15). Daß im übrigen die ersehnte Wiedergeburt des tragischen und insbesondere des deutschen Mythus durch die Musik, daß die Schöpfung einer tragischen Kultur, wie sie vor den verzückten Sinnen unseres schwärmerischen Wagnerverehrers stand, ein glänzender Irrtum war, bedarf wohl keiner Darlegung. Aber sonderbar bleibt es jedenfalls, wie die lärmende Schar der platten Naturalisten und demokratischen Umstürzler sich einen Führer erwählen konnte, der, von Haus aus einer extrem aristokratischen Richtung huldigend, sein Ideal in dem Kultus des Individuums fand, der, obgleich wissenschaftlich in einem radikalen Cynismus befangen, künstlerisch doch von einer bloßen Kopierung der Wirklichkeit himmelweit entfernt war.

Manche Kritiker, schnell fertig mit dem Wort, haben — vielleicht verführt durch den maßlosen Jubel, der unserem Philosophen von seinen Anhängern entgegengebracht wird — ihn als Charlatan, als bloßen Effekthascher, als frivolen Demagogen im Reiche des Geistes, dem es nie ernst sei, bezeichnet — unseres Erachtens völlig mit Unrecht. Umgekehrt, Nietzsche will und muß sehr ernst genommen werden, denn er ist ein Kulturphänomen ersten und zwar sehr verhängnisvollen Ranges. Es wäre sehr thöricht, in unserer Zeit der freien Rede und Presse den Angeber und Zionswächter spielen zu wollen, aber nicht minder verfehlt wäre es, sich mit einem leichtfertigen Optimismus den sehr bedrohlichen Gefahren gegenüber zu verschließen, die dadurch für den Bestand unserer Bildung und Gesittung heraufbeschworen werden. In der Weltanschauung Nietzsches sehen wir, um es mit einem kurzen Wort zu bezeichnen, die vollendete Anarchie des Geistes, den völligen Bankerott des philosophischen Bewußtseins und die Zuchtlosigkeit des durch keine sittliche Verpflichtungen mehr gebundenen Gefühls. Diese Konsequenzen werden sich um so erschreckender vollziehen, als gegenwärtig in weiten Kreisen, wie schon früher erwähnt, die strenge Zucht des logischen Denkens ebenso gelockert ist, wie andererseits dadurch bei der herrschenden Oberflächlichkeit der Zauber tönender Schlagwörter gestiegen ist. Dazu kommt als erschwerendes Moment, wie bei allen Übergangskrisen, die religiöse Zersetzung und der Kampf der naturwissenschaftlichen und philosophischen Erkenntnis. Das sind freilich keine glückverkündende Zeichen,

unter denen das zu Ende gehende neunzehnte Jahrhundert steht, aber doch möchten wir nicht vorschnell verzagen: vor allem gilt es der Gefahr mutig ins Auge zu sehen und sie nicht durch Beschönigen zu vergrößern. Wenn etwas die zerfahrene Gegenwart retten kann, so ist es eine ehrliche Arbeit und rücksichtslose Kritik des Falschen; Nietzsche kann nicht durch Ignorieren oder gar durch hochmütige Verdammungen überwunden werden, sondern nur durch sich selbst. Auch hier muß die kulturhistorische Perspektive die richtige Beurteilung an die Hand geben, wie wir diese schon gelegentlich angedeutet haben. Es ist wahrhaftig kein Zufall, wenn unser Denker, der sich mit ganzer Inbrunst nach der vollen, ungebrochenen Natur sehnte, sich vorzugsweise an die Vertreter einer reiferen Gesittung, einer vornehmen Kultur wandte, z. B. an Voltaire, den er besonders verehrte. Hier, wo sich eine lange Entwickelung mit einem Blicke überschauen ließ, konnte er die Krankheitsgeschichte der Menschheit mit unzweideutiger Sicherheit studieren, und andererseits erschien ihm in der Dekadenz auch die schärfste Ausbildung des Individualismus. Aber leider ging er auch an diese Untersuchung, die sehr fruchtbar für ihn hätte sein können, mit vorgefaßten Meinungen und Absichten, wie das schon früher besprochen wurde; das Ergebnis dieser Vergewaltigung des geschichtlichen Herganges war jene romantisch-mystische Figur des Übermenschen, des einzigen, rätselhaften Ideals, vor dem Nietzsche seine Knie beugte. Das war für ihn der einzige Sinn und Zweck der Geschichte, falls man überhaupt in einer „Krankheitsgeschichte" eine solche Bedeutung suchen darf. Was aber diesen radikalen Cyniker, diesen extremsten aller Individualisten, in dessen Lebensanschauung aber auch trotz aller gespreizten Frivolität sich manche romantische Elemente mischen, besonders kennzeichnet, ist die Forderung, die er an den wahren Philosophen richtet, nämlich Tyrann des Geistes zu sein. So sehr war er von seinem Dogma des Willens zur Macht eingenommen, daß er selbst für diese geheiligten Räume ein höchst fragwürdiges Faustrecht eingeführt wissen wollte. „Der grenzenlose Ehrgeiz und Jubel, der Enträtseler der Welt zu sein, machte die Träume des Denkers aus. Nichts schien ihm der Mühe wert, wenn es nicht das Mittel war, alles für ihn zu Ende zu bringen. So war Philosophie eine Art höchsten Ringens um die Tyrannenherrschaft des Geistes; daß eine solche irgend einem sehr Glücklichen, Feinen, Erfindsamen, Kühnen, Gewaltigen vorbehalten und aufgespart sei — einem einzigen —, daran zweifelte keiner, und mehrere haben gewähnt, zuletzt noch Schopenhauer, dieser einzige zu sein. Daraus ergiebt sich, daß im großen und ganzen die Wissenschaft bisher durch die moralische Beschränktheit ihrer Jünger zurückgeblieben ist und daß sie mit einer höheren und großmütigeren Grundempfindung fürderhin getrieben werden muß" (Morgenröte, S. 348). Hoffen wir zu gunsten einer ersprießlichen Entwickelung unserer Kultur im allgemeinen und der Begründung einer wissenschaftlichen Weltanschauung insbesondere, daß diese unerhörte Knechtung nicht allzu lange anhält und daß sich auch mit der Zeit bei seinen Jüngern der sonst durch den Meister so sehr gelobte Trieb nach individueller Selbständigkeit und Freiheit regen möge. Dann wird das Ende dieser seltsamen Despotie nicht mehr ferne sein.

# Aus dem Gebiete der Wortdeutekunſt.

Von

**Ernſt Eckſtein.**

Rudolf Kleinpaul in ſeinem vortrefflichen Werk „Das Leben der Sprache“ betont mit einer gewiſſen Genugthuung die befremdliche Thatſache, daß der Sprachforſcher von heute beſſer Lateiniſch und Griechiſch verſteht als die Römer und Griechen ſelbſt. „Verſteht“ will in dieſem Zuſammenhange ſo viel beſagen als „etymologiſch durchſchaut“. Und wirklich iſt die Etymologie, die Wortdeutekunſt, die den einzelnen Vokabeln ins Herz blickt, eine vergleichsweiſe außerordentlich junge Disciplin, von deren wiſſenſchaftlichen Grundzügen noch das vorige Jahrhundert — geſchweige denn die Epoche der römiſchen und griechiſchen Klaſſiker — nicht die leiſeſte Ahnung hatte. Erſt die ſprachwiſſenſchaftlichen Arbeiten eines Jakob Grimm, eines Bopp, eines Pott, eines Friedrich Diez haben die Etymologie zum Rang einer Vollblut-Wiſſenſchaft erhoben und eine weitgähnende Kluft ausgehöhlt zwiſchen Wortdeutung und Wortdeutelei, zwiſchen den Leiſtungen echter Forſchung und den haltloſen Spielereien des Dilettantismus.

Was man vor dieſen Meiſtern Etymologie nannte, war nicht viel mehr als ein unſyſtematiſches Taſten und Raten auf Grund äußerlicher, oft ſehr zufälliger Lautähnlichkeiten. Der Etymologe von einſt verhält ſich zu dem, was wir heute ſo nennen, wie etwa der Alchymiſt zu dem Chemiker. Überhaupt erinnert die Etymologie aus mehr als einem Geſichtspunkte an die Chemie. Auch dieſe Wiſſenſchaft lehrt uns, daß äußere Ähnlichkeit und innere Verwandtſchaft durchaus nicht jederzeit Hand in Hand gehen; ja daß zuweilen zwei äußerlich ſehr ähnliche Körper nichts miteinander zu thun haben, während zwei äußerlich grundverſchiedene Körper nahe verwandt oder vollkommen identiſch ſind. Das rötlich-weiße Metall Wismut (Aſchblei) verbindet ſich mit dem farbloſen Sauerſtoff zu einem gelblichen Pulver, dem Wismut-Oxyd. Das grauglänzende Queckſilber und der hellgelbe Schwefel bilden zuſammen den hochroten Zinnober. Die nahe Verwandtſchaft dieſer zuſammengeſetzten Körper zu ihren Beſtandteilen wird kein Laie vermuten, der ihre ſinnfälligen Eigenſchaften betrachtet. Noch merkwürdiger iſt die äußerliche Verſchiedenheit von Kohle, Graphit und Diamant, die alle drei nur verſchiedene Modifikationen des nämlichen Elementes, des Kohlenſtoffs, darſtellen. Andererſeits giebt es chemiſche Körper, welche trotz innerlicher Verſchiedenheit einander außerordentlich ähneln. Brom-Ammonium z. B. — eine Verbindung von Stickſtoff, Waſſerſtoff und Brom — unterſcheidet ſich in gepulvertem Zuſtande kaum von geſtoßenem Chlor-Natrium, das doch kein Element mit ihm gemein hat. Die Ähnlichkeit der arſenigen Säure mit Streuzucker bildet ein beliebtes Motiv der moraliſchen Kinder-Novelle.

Ganz das gleiche Verhältnis waltet auf dem Gebiete der Wortdeutekunſt ob. Es giebt Wörter, die äußerlich durchaus keine Ähnlichkeit mehr beſitzen und dennoch nachweisbar miteinander identiſch ſind — und andererſeits wieder ſolche, die ſich faſt buchſtäblich decken und trotzdem nicht das Ge-

ringſte miteinander zu thun haben. Die Unkenntnis der Geſetze, nach denen die Laute beim Übergang aus dem einen Entwickelungsſtadium ins andere ſich abändern, hat jene dilettantiſche abſolut wertloſe Wortdeutelei gezeitigt, die früher im Schwange war, bis dann die bahnbrechenden Meiſter wirklicher Sprachforſchung ihr für ewige Zeiten das Brandmal der Unwiſſenſchaftlichkeit auf die Stirn prägten.

Und dennoch iſt dieſe Wortdeutelei noch keineswegs vollſtändig ausgerottet. Auf keinem Gebiete nämlich redet der Laie ſo gern und ſo eifrig mit als juſt auf dem ſprachlichen. Da er das Sprachmaterial empiriſch und praktiſch beherrſcht, außerdem ja vielleicht ein recht geſcheiter Kopf iſt, ſo glaubt er ſich auch zum Theoretiker, zum Ausleger, zum Propheten berufen, und „deutet“ nun mutigen Herzens darauf los, feſt überzeugt, den Zeitgenoſſen ein ſtrahlendes Licht aufzuſtecken.

So erinnere ich mich, aus dem Munde eines „klaſſiſchen“ Philologen, dem leider Gottes der germaniſche Sprachſtamm wiſſenſchaftlich verſchloſſen geblieben war, die Behauptung gehört zu haben, das neuhochdeutſche Wort „Welt“ komme von „walten“ und bedeute ſo viel wie „das gut Verwaltete“, „das regelrecht und zweckmäßig Geordnete“. Zum Vergleich wurde das griechiſche kosmos herangezogen, das gleichzeitig „Welt“ und „Zierat, Schmuck“ bedeutet; in zweiter Linie auch das lateiniſche mundus („Welt“ und „ſauber“). Der ſprachunkundige Hörer, dem dies mit einiger Zuverſichtlichkeit vorgetragen wird, hat natürlich ſo lange nichts einzuwenden, bis man ihm die Eröffnung macht, daß in dem Worte „Welt“ ein „r“ ausgefallen iſt; daß dies Wort mittelhochdeutſch werlt lautet, angelſächſiſch verold, vorold, engliſch world, und daß dies werlt, verold etc. mit dem gotiſchen vair, der Mann, der Menſch (lateiniſch vir), zuſammenhängt. Nun ſinkt die ganze geiſtreiche Philoſophiererei über die Gleichheit germaniſcher und griechiſch-lateiniſcher Weltanſchauung jählings in Trümmer!

Ein anderes Beiſpiel. Der Jüngling, der auf ſeinem Gymnaſium gelernt hat, daß griechiſch hyios der Sohn heißt, hört zufällig, das ſpaniſche Wort für Sohn laute hijo. Solange er von den Geſetzen der ſpaniſchen Lautentwickelung nichts weiß, glaubt er natürlich, dies hijo ſei das einfach herübergenommene griechiſche hyios. Das wäre ja denkbar! So gut wie das griechiſche Wort stolos (Heereszug) als lo stuolo ins Italieniſche und das hebräiſche Wort gehenna (Hölle) als gêne (Folter, Beläſtigung) ins Franzöſiſche übergegangen iſt, ebenſogut könnte auch hyios als hijo ins Spaniſche übergegangen ſein. Thatſächlich aber iſt dies nicht der Fall. Die oberflächlichſte Bekanntſchaft mit den ſpaniſchen Lautgeſetzen liefert uns vielmehr den Beleg dafür, daß hijo das gut lateiniſche Wort filius (franzöſiſch fils, italieniſch figlio) iſt. Das anlautende f wird im Spaniſchen h: lateiniſch faba (die Bohne), ſpaniſch haba (wovon der Name der weltberühmten Habana); lateiniſch fabulari (plaudern, ſchwatzen, fabulieren), ſpaniſch hablar; lateiniſch filium (der Faden), franzöſiſch fil, ſpaniſch hilo; lateiniſch folium (das Blatt), franzöſiſch feuille, ſpaniſch hoja. An dem letzten Wort ſehen wir zugleich, daß die lateiniſche Lautgruppe li zwiſchen zwei Vokalen zu j wird: daher fi-li-us notgedrungen zu hi-j-o wird. Die lateiniſche us-Endung verwandelt ſich nämlich italieniſch und ſpaniſch in o. Der Fall zeigt, wie das ſcheinbar Unähnliche buchſtäblich miteinander zuſammenſtimmt, während das Ähnliche einander total fremd iſt. Ob nicht, wie Doederlein will, das griechiſche hyios mit dem lateiniſchen filius urverwandt iſt — dieſe Frage wird durch unſere Erörterung nicht weiter berührt.*

Dem Vorſtehenden entſprechend, wagt der Quartaner, der zugleich Franzöſiſch und Griechiſch lernt, die ihm ſehr einleuchtende Hypotheſe, das franzöſiſche car und das griechiſche gar, die beide „denn“ bedeuten, ſeien das nämliche Wort, bis ihm ein Sachkundiger dieſen Irrwahn erſchüttert; denn car iſt nicht das griechiſche gar, ſondern das gut lateiniſche quare = „durch dieſe Sache“, „deshalb“.

Leider ſind es keineswegs immer Quar-

* Uns perſönlich will dieſe Doederleinſche Vermutung nicht einleuchten. Das griechiſche hyios fügt ſich beſſer zum gotiſchen sunus, neuhochdeutſch Sohn; hyios ſtünde für sylos, wie hys (das Schwein, lateiniſch sus) für sys ſteht.

tauer, die in so laienhafter Manier die Wortdeutekunst betreiben. Der nie genug zu preisende Kant sogar, der Vater aller wirklichen Philosophie, der deutsche Denker par excellence, hat sich eine wortdeuterische Absurdität aufs Gewissen geladen, indem er die urdeutsche Vokabel „Hexe" aus den Anfangslauten der Worte Hoc est corpus meum (Dies ist mein Leib) herleiten wollte. „Hexe" jedoch kommt, wie „Hagebutte" und „Hagestolz" von „Hag" und lautet angelsächsisch hägesse. Die Urbedeutung ist Priesterin; hag zielt auf die Umhegung des Tempels. Das Christentum verwandelte dann die heidnische Priesterin nach bekannter Methode in die Unholdin, die christusfeindliche, mit dem Satan verbündete „Hexe".

Wir haben schon weiter oben betont, daß die Etymologie eine der jüngsten wissenschaftlichen Disciplinen ist. Selbst die „Fachleute" waren auf diesem Gebiete so lange blutige Dilettanten, bis das gewaltige Werk der Sprachvergleichung so weit gefördert war, um den „Ausdeutungen" eine hinlänglich sichere Basis zu liefern. Die unwissenschaftliche Himmelsbetrachtung, die Astrologie, hat ja unglaublichen Wahnwitz zu Tage gefördert; die unwissenschaftliche Wortbetrachtung aber schlägt ihre dilettierende Schwester um etliche Nasenlängen. Wohlgemerkt: wir reden jetzt ausschließlich von „Fachleuten"; denn das Volk ist in etymologischen Dingen die reinste Gottheit: bei ihm ist alles möglich. Sprachliche Mißverständnisse gehören zum täglichen Brot aller Nationen; ganze Legenden und Sagenkreise sind ausschließlich auf sie zurückzuführen. Hiervon ein andermal: heute nur ein Wort über die ältere „Fach-Etymologie". Auch hier sind Ungeheuerlichkeiten ersten Ranges zu verzeichnen.

So erschien z. B. im Jahre 1554 zu Paris ein dickleibiges Werk, betitelt „Dialogorum de linguæ Gallicæ origine ejusque cum Græca cognatione libr. quat."; d. h. also: vier Bücher Dialoge über den Ursprung der französischen Sprache und ihre Verwandtschaft mit der griechischen. Der Verfasser dieses geradezu blödsinnigen Werkes war ein gewisser Périon. Von der fixen Idee besessen, den Wortvorrat des Französischen, dieser unverkennbaren Tochter des Lateinischen, auf die Sprache der alten Hellenen zurückzuführen, leistet er die unglaublichsten Absurditäten. Das französische feu (Feuer) soll nach Périon von dem griechischen pyr kommen. Französisch feu aber (italienisch fuoco, spanisch fuego) ist das lateinische focus, und dieses focus bedeutet so viel als Herd. Périon begeht bei seinen Ableitungen nicht nur den für den damaligen Stand der Wissenschaft noch halbwegs verzeihlichen Fehler, gleich oder ähnlich lautende Wörter rechtswidrig miteinander zusammen zu koppeln: er wirft sogar solche Wörter, die weder lautliche Ähnlichkeit noch auch etymologische Verwandtschaft besitzen, frischweg in einen Topf und nimmt dann, um doch irgend eine Beziehung herauszukünsteln, seine Zuflucht zu Kniffen, die dem bekannten „alopex, lopex, opex, pex, pux, fuchs" würdig zur Seite stehen. So schreibt er: „Unser französisches maison (Haus) ist abgeleitet von dem griechischen Worte oikos, das im Accusativ oikon lautet. Sobald wir m vor dies oikon setzen und das k sanft wie ein s aussprechen, so haben wir moison, und so wird ja das Wort häufig geschrieben."

Wer lacht da?

Périon steht übrigens mit seiner Idee, das Französische zu einer Tochtersprache des Griechischen stempeln zu wollen, noch lange nicht auf dem Gipfel der Absurdität. Andere französische Philologen gaben als Hauptquelle des Französischen das Deutsche, noch andere das Hebräische an!

Auch die deutsche Gelehrsamkeit früherer Jahrhunderte hat den Franzosen nichts vorzuwerfen, weder die Willkürlichkeit ihrer etymologischen Einfälle noch die Drolligkeit ihrer Begründungsversuche. War es doch ein deutscher Professor, der alles Ernstes die interessante Behauptung aufstellte, das deutsche Wort „Drüse" sei identisch mit dem griechischen drys. Nun bedeutet dieses griechische drys freilich die Eiche, und was die Eiche — ganz abgesehen von der lautlichen Unhaltbarkeit der Vermutung — mit einer Drüse zu thun haben sollte, das war schwer zu entdecken. Der Herr Professor jedoch geriet nicht in Verlegenheit. Er schrieb wörtlich, wie folgt: „Die Drüse ist so genannt, weil, wenn einer etwa unter einem Eichbaum schliefe, und eine Eichel

herabfiele und dieſe ihm auf die Stirn ſchlüge, er wohl eine tüchtige Drüſe, d. h. Beule, davontragen möchte."

Dieſer Scherz überſteigt noch bei weitem die Lautvergewaltigungen des Mr. Périon.

Welche Schwierigkeiten ſich der Wortdeutekunſt allenthalben entgegenſtellen, davon hat ſelbſt der gebildete Laie in der Regel kaum eine dämmernde Ahnung. Hierüber nur das Folgende.

In allen Sprachen — zumal in den „fortgeſchrittenen", deren Vokabeln ſich im Lauf der Jahrhunderte ſtark abgenutzt und gleichſam verſchliffen haben — finden ſich gleichlautende Wörter mit grundverſchiedenen Bedeutungen. Meiſtens liegt in derartigen Fällen die Sache ſo, daß urſprünglich verſchiedene Wörter einander ähnlich und ſpäter vollſtändig gleichlautend geworden ſind. Wie ſoll ſich der Laie in dieſer Wirrſal zurecht finden? Wie ſoll er deuten, wo er kaum weiß, was ſich ihm als Problem bietet?

Ein Beiſpiel!

Engliſch meal bedeutet erſtens „Mehl" und zweitens „vermiſchen". Von unſeren gediegenſten engliſchen Wörterbüchern, deren ſprachliche Ignoranz auch ſonſt peinvoll zum Himmel ſchreit, werden dieſe zwei grundverſchiedenen Wortſtämme für identiſch gehalten. Als begriffliches Bindeglied zwiſchen dem „Mehl" und dem „vermiſchen" findet man die Verdeutſchung „mit Mehl miſchen". Nun heißt zwar das von meal, Mehl, abgeleitete Zeitwort meal allerdings ſo viel wie „bemehlen", und alſo auch etwa „mit Mehl miſchen". Ein Teig z. B., der da „bemehlt" wird, wird auch „mit Mehl gemiſcht". Allein dieſes „Bemehlen" hat mit dem Worte meal, vermiſchen, hier nur ganz zufällig einen Berührungspunkt. Urſprünglich ſind beide Wörter total verſchieden. Das Wort meal, Mehl, iſt angelſächſiſch und lautet in ſeiner älteſten Form melo oder melu (Nim thonne ælces cynnes melo, nimm dann irgend einer Art Mehl; Paſſus aus einer angelſächſiſchen Zauberformel). Das zweite meal aber iſt ein franzöſiſch-normanniſches Wort (neufranzöſiſch mêler, ſpaniſch mezclar, ſpätlateiniſch miscellare, vom altlateiniſchen misceo) und heißt lediglich „miſchen", ohne Hinblick auf das, was gemiſcht wird.

Ganz in ähnlicher Weiſe werfen die Lexika die beiden grundverſchiedenen engliſchen Zeitwörter cleave, kleben, und cleave, berſten, zuſammen. Das erſte der beiden Zeitwörter lautet im Angelſächſiſchen clêvan und entſpricht buchſtäblich unſerem neuhochdeutſchen „kleben"; das zweite lautet im Angelſächſiſchen cleofan und entſpricht buchſtäblich unſerem neuhochdeutſchen „klaffen".

Nicht ganz ſo oft wie im Engliſchen, aber doch häufig genug, um die Laienetymologie auf falſche Fährten zu leiten, kommt es im Deutſchen vor, daß urſprünglich grundverſchiedene Wörter ſich nach und nach in die nämliche Form abglätten. Vielfach bleibt uns die etymologiſche Unzuſammengehörigkeit noch bewußt, wie etwa bei „Thor" (der Thor und das Thor); meiſtens jedoch verfallen wir in die Täuſchung, es handle ſich nur um die begrifflichen Varianten des nämlichen Wortes. Wir bringen den „Degen" (den Kriegshelden) gern mit dem „Degen" (der Waffe) zuſammen, obgleich hier nicht die geringſte Verwandtſchaft vorliegt; wir thun das, weil es uns einleuchtet, daß man den Kriegshelden nach derſelben Methode als tüchtigen Degen bezeichne, wie man einen gewandten Leitartikler eine tüchtige Feder nennt. Es leuchtet uns ein, und es iſt dennoch ein Irrtum!

Wie es nun einerſeits Wörter giebt, die vollſtändig gleichlauten, ohne die mindeſte etymologiſche Verwandtſchaft zu haben, ſo waltet andererſeits, zur Pein der Laienetymologie, dieſe Verwandtſchaft hundertmal da thatſächlich ob, wo die beiden urſprünglich identiſchen Wörter nur noch einen ganz verſchwindenden Reſt ihrer Laute gemeinſam haben. Die wiſſenſchaftliche Etymologie weiſt jedoch die Identität trotz der äußeren Verſchiedenheit aufs überzeugendſte nach.

So lautet z. B. der portugieſiſche Artikel im männlichen Geſchlecht o (der). Dieſes o iſt buchſtäblich das lateiniſche illum (jenen). „Unglaublich!" ſagt ſich der Laie. Folgendes aber iſt die hiſtoriſch belegbare Geneſis dieſes von illum ſo gänzlich verſchiedenen Wörtchens. Zunächſt ward das auslautende m abgeworfen, ein Vorgang, der nicht befremden kann, ſobald man erfährt, daß die Lateiner bereits dies m nicht ausſprachen, wenn es im Verſe vor einem Worte ſtand, das mit einem Vokal anlautete. Hiernach

fiel infolge der Sprechflüchtigkeit, mit der ein ſo unbedeutendes Wörtchen behandelt wurde, die Silbe il weg. Altportugieſiſch lautet die Form des Artikels demgemäß lo (ſprich lu). In letzter Linie verſchwand auch das nunmehr anlautende l, ſo daß von illum nichts übrig blieb als das u der Schlußſilbe: denn der portugieſiſche Artikel o wird u geſprochen. Das alles iſt nicht etwa eine bloße Vermutung, ſondern ein unbezweifeltes ſprachgeſchichtliches Faktum. Und doch: welcher Laie würde jemals in dem unſcheinbaren o die fünf Buchſtaben illum wiedererkennen?

Wie das portugieſiſche o dem lateiniſchen illum, genau ſo entſpricht das franzöſiſche yeux (die Augen) Laut für Laut dem lateiniſchen oculos. Die ſprachlichen Übergänge laſſen ſich auch hier mit Sicherheit bis ins Kleinſte verfolgen, trotz ihrer höchſt verwickelten Eigenart! Für den Laien ſind yeux und oculos zwei ſo vollſtändig disparate Formen, daß ſelbſt die Identität der Bedeutung ihm nicht über die Zweifel hinweghilft, ob er hier wirklich das nämliche Wort vor ſich habe. Der Sprachkenner jedoch weiß ſelbſt hier, wo ihm ſcheinbar alles unter den Händen entſchlüpft, ein klares und greifbares Präparat herzuſtellen, das den Verlauf des Wandlungsprozeſſes in all ſeinen wechſelnden Stadien verſinnlicht und nirgends der Hypotheſe benötigt.

Nach alledem wird der geneigte Leſer wohl eines erkannt haben: daß die Wortdeutekunſt, wie jede andere, mühſam und in langwierigem Studium erlernt werden muß. Die Sache verſteht ſich eigentlich ja von ſelbſt: aber weit öfter als ſonſtige ſelbſtverſtändliche Dinge wird ſie vom lieben Publikum außer acht gelaſſen. „Alle Welt“ — ſo eifert der oben citierte Forſcher in ſeinem Hauptwerk — „fühlt ſich zur Ausübung der Wortdeutekunſt aufgelegt, weil alle Welt ſchwafeln kann; und ſo wimmelt es denn von ‚Künſtlern‘. Freilich iſt auch der Aſtronomie die Aſtrologie und der Chemie die Alchymie vorhergegangen; ohne die Afterwiſſenſchaft würde ſich die Wiſſenſchaft vielleicht niemals entwickelt haben. Aber in der Natur dieſer Fächer lag es doch, daß auch ihre Verirrungen auf einen kleinen Kreis der Adepten beſchränkt blieben und die große Menge, die ſie nur von Hörenſagen kannte, ſich nicht damit befaßte. Bei der Etymologie haben von Anfang an auch die ſprachunkundigſten und die unzünftigſten Bönhaſen mitgethan. Und während die Sterndeuterei mit dem Aufkommen der Sternkunde allmählich verſchwand, die Goldmacherkunſt von der Scheidekunſt faſt vollſtändig aufgeſogen ward, blüht die Pſeudo-Etymologie neben der Wortdeutekunſt luſtig weiter, und die Afterwiſſenſchaft iſt populär.“

# Litterarische Mitteilungen.

## Neuere Reiselitteratur.

Die deutsche Reiselitteratur läßt bei aller ihrer unbestrittenen Reichhaltigkeit nur allzuhäufig eine ganz bestimmte Klasse von Reisewerken vermissen, nämlich diejenigen, in denen der Verfasser seine Reiseeindrücke in subjektiver Form giebt und die Beobachtungen so aufzeichnet, wie sie sich ihm unterwegs aufgedrängt haben. Die englische und französische Litteratur sind in dieser Beziehung ungemein viel reichhaltiger und haben damit den Vorzug voraus, auf viel weitere Kreise des Lesepublikums anregend und fruchtbringend zu wirken. Der wesentliche Charakterzug der deutschen Natur, in die Tiefe des Gegenstandes einzudringen und möglichst etwas Allgemeingültiges niederschreiben zu wollen, dem meistens auch noch ein wissenschaftlicher Hintergrund gegeben wird, dieser Zug verleiht der deutschen Reiselitteratur großenteils etwas Schwerfälliges und macht dieselbe nur einem kleinen Leserkreis zugänglich. Um so dankbarer darf man es begrüßen, wenn ein Beobachter von großer geistiger Schärfe, ein Reisender außerdem, welcher über eine mehr als gewöhnliche Empfänglichkeit verfügt, wenn ein solcher Reisender sich dazu entschließt, seine Erlebnisse und Erfahrungen mit photographischer Treue dem Lesepublikum zugänglich zu machen. Ein derartiges Werk, dem man die weiteste Verbreitung wünschen darf, bietet Otto E. Ehlers, der im wahren Sinne des Wortes weltbekannte Reisende, in seinem zweibändigen, reich illustrierten Buche **An indischen Fürstenhöfen.** (Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur.) Nach einem wiederholten längeren Aufenthalt in Ostafrika schiffte sich Ehlers Ende Juni 1890 nach Indien ein, mit der Absicht, zunächst in Kaschmir Genesung vom afrikanischen Fieber zu finden und dann der augenblicklichen Entschließung alle weiteren Reisepläne zu überlassen. Auf dieser Grundlage baute sich eine Reise auf, welche in gewaltigem Maßstabe über den ursprünglichen Plan des Reisenden hinausging und ihn in Gebiete führte, welche noch von keines Europäers Fuß betreten wurden, eine Reise, die außerdem Leistungen bedingte, wie sie nur eine so elastische Natur, wie die des Verfassers, durchzuführen vermag. Der erste Teil dieser Reise bildet den Inhalt des vorliegenden Werkes. Mit dringenden Empfehlungen von allerhöchster Stelle an die englische und indische Regierung ausgestattet, vermochte Ehlers in Kreise zu dringen, welche dem gewöhnlichen Reisenden meist verschlossen bleiben, und verfügte über Hilfsmittel in Gestalt von Unterstützung der Behörden und Fürsten, welche einen überaus weiten Kreis von Beobachtungen ermöglichte. Von der großen, allgemein begangenen indischen Reiseroute Bombay-Kalkutta springt Ehlers alle Augenblicke nach Norden, Süden, Osten und Westen ab, je nachdem das Interesse des Augenblicks, des Ortes oder Gegenstandes seine Reiselust anzieht. Die Wunderbauten von Agra, Delhi, Lahore, das Landschaftsparadies von Kaschmir, die erhabene Majestät des Himalaya, die eigenartigen politischen Verhältnisse der unabhängigen indischen Staaten (Nepal) bieten dem Reisenden willkommene Anhaltspunkte für Kreuz- und Querzüge, wie sie sonst gerade von deutschen Reisenden nur vereinzelt und selten zur Ausführung kommen. Die Schreibart von Otto Ehlers ist den Lesern der „Monatshefte" nicht unbekannt. Sie spiegelt den Charakter des Reisenden selbst wieder. Eine überaus große Lebendigkeit, die Fähigkeit, schnell das Wesentliche aufzufassen, eine selten große Empfänglichkeit für Eindrücke aller Art kommen in seinem Buche durch ungemein treffende, mit köstlichem Humor gewürzte Ausdrucksweise überall zur Geltung. Das Leben an den Höfen der Maharadjas, Radjas und Nawabs, in den Centren des indischen Lebens, an dem Hofe des Vicekönigs u. a. m. bieten dem Verfasser Gelegenheit zu ebenso unterhaltenden als witzigen und treffenden Ausführungen. — Von einem vielleicht noch höheren Interesse ist der Inhalt des zweiten Bandes. Die überaus lebendige, hochinteressante Schilderung des Elefantenfanges in Assam hat eine über den bloßen Wert der Unterhaltungslektüre hinausgehende Bedeutung. Ehlers beabsichtigt bekanntlich die hier gewonnenen Erfahrungen rücksichtlich des Fanges und der Zähmung der Elefanten für das deutsche Kolonialgebiet in Ostafrika nutzbar zu machen, und es kann keinen Augenblick verkannt werden, daß die Durchfüh-

rung dieser Idee, welcher man die wärmste Unterstützung wünschen darf, für unser ostafrikanisches Gebiet von sehr hoher kultureller Bedeutung sein würde. — Die Expedition gegen die aufständischen Manipuris, welche kurz vorher den englischen Generalkommissar mit noch acht anderen Europäern ermordet hatten, wirft ein interessantes Streiflicht auf das Land und seine Bewohner sowohl wie auf die englisch-indischen Militärexpeditionen. Von Manipur aus führt uns der Autor nach Burma, wo er als Gast der Regierung den Palast des ehemaligen Königs Thibaw bewohnt, dann den Irawaddi hinauf nach Rangun. Ausflüge nach von Reisenden nur höchst selten besuchten Gebieten, wie nach den Andamanen und Nikobaren, geben einen hochinteressanten Einblick in Örtlichkeiten und Völkerschaften. Eine Bereisung der Ostküste Indiens (Madras und Pondichery) bietet interessante Vergleiche zwischen englischer und französischer Kolonialwirtschaft. Der Aufenthalt auf Ceylon endlich schließt diesen Teil des Ehlersschen Werkes ab, welchem demnächst der zweite Teil der großen Reise, nämlich die bisher noch von keinem Europäer ausgeführte Reise durch die Schan-Staaten („Im Sattel durch Indo-China") folgen wird. Das vorliegende Werk ist durchaus geeignet, in hohem Maße den Leser zu befriedigen; ja, man darf behaupten, daß man das Buch nicht früher aus der Hand legt, als bis es zu Ende gelesen: jedenfalls die beste Empfehlung, welche einem Werke mitgegeben werden kann.

Es sei übrigens gestattet, an dieser Stelle auf ein schon früher in diesen Heften erwähntes Werk nochmals aufmerksam zu machen, welches mit seinem reichen Bilderschmuck in gewissem Sinne eine Ergänzung zu dem Buche von Ehlers darbietet, nämlich Woldemar Friedrich: **Sechs Monate Indien.** (Leipzig, Adalbert Fischer.)

Die Reiselitteratur über Südamerika fließt verhältnismäßig spärlich. Das Ende des vorigen Jahres brachte eine schon lange erwartete, wertvolle Publikation des bekannten Brasilforschers Prof. Karl von den Steinen: **Unter den Naturvölkern Central-Brasiliens**, Reiseschilderungen und Ergebnisse der zweiten Schingú-Expedition 1887/88. (Berlin, Geographische Verlagshandlung von Dietrich Reimer.) Das Buch ist trotz seiner rein wissenschaftlichen Basis in allgemeinverständlichem Tone gehalten und zeigt auf jeder Seite die Begeisterung, welche den Verfasser für seine Aufgabe und deren Vorwurf, für die Naturvölker Brasiliens, erfüllte. K. von den Steinen erblickt mit Bastian sehr richtig in den Naturvölkern, welche ja auf der ganzen Erde mit Riesenschritten dem Untergang entgegengehen, das wertvollste und wichtigste Fundament für die Kenntnis der Entwickelung des Menschengeschlechts. Die zweite Schingú-Expedition ist in ihrer Aufgabe, die Naturvölker Central-Brasiliens zu studieren und so viel als möglich von den Lebensäußerungen derselben für die Forschung dauernd zu sichern, in hohem Grade erfolgreich gewesen. Im wesentlichen beschäftigt sich das Werk mit den Indianerstämmen der Bakaïrí, der Paressí und der Bororo. Mit der wissenschaftlichen Gründlichkeit, welche die Werke von den Steinens auszeichnet, verfolgt der Verfasser die Lebensbedingungen der in Frage kommenden Völkerschaften und giebt mit überaus großer Genauigkeit, welche sich bis auf die kleinsten Einzelheiten hin erstreckt, ein Gesamtbild der Völkerschaften, wie dasselbe einer Ergänzung kaum in irgend einer Richtung mehr zu bedürfen scheint. Ein derartig tiefes Eindringen in das Leben der Naturvölker ist nur möglich, wenn der Reisende, wie es bei Karl von den Steinen der Fall ist, für die von ihm zu studierenden Völker nicht nur eine wissenschaftliche Vorliebe, sondern eine rein menschliche Zuneigung fühlt, die ihn befähigt, in allen Lebensäußerungen seiner Studienobjekte interessante und wichtige Vorgänge zu erblicken. Die außerordentlich zahlreichen vorzüglichen Abbildungen, die wertvollen Wörterverzeichnisse von elf Indianerstämmen, die Aufzeichnungen über die wahrscheinliche Abkunft und die historische Vergangenheit der in Frage kommenden Völkerschaften machen das Werk zu einer wertvollen Fundgrube. Die Ausstattung ist tadellos und der Preis verhältnismäßig sehr niedrig.

Über einen Teil der Westküste Südamerikas bringt der diesjährige Büchermarkt nach verhältnismäßig langer Pause wieder einmal ein Werk, welches sich allerdings nur mit einem beschränkten Teil des Erdteils befaßt und infolgedessen auch nur auf einen kleinen Leserkreis wird rechnen können, welches aber an Gründlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. E. W. Middendorf: **Peru**, Beobachtungen und Studien über das Land und seine Bewohner, während eines fünfundzwanzigjährigen Aufenthalts. (Berlin, Robert Oppenheim.) Bis jetzt liegt von dem Werke, welches in drei Teile zerfällt, nur der erste Band vor, welcher sich mit der Hauptstadt Lima beschäftigt. Die beiden noch zu erwartenden Teile sollen die Küstengegend und das Hochland umfassen. Der Verfasser gelangte als Schiffsarzt nach der Westküste Südamerikas, und hat dreiunddreißig Jahre daselbst verbracht, von denen er, wie bereits bemerkt, fünfundzwanzig Jahre sich in Peru, bezw. Lima, aufgehalten hat. Das Buch ist als eine Art Fundamentalwerk aufzufassen. Von der Entdeckung Perus ausgehend, gelangt der Verfasser durch eine Reihe interessanter geschichtlicher Ausführungen hindurch zum heutigen Lima und widmet der Stadt eine überaus genaue Darlegung nach jeder Richtung hin. Das Äußere der Stadt, die Bevölkerung, das so überaus wichtige Kapitel über Kirchen und Klöster, die Staatsgebäude, die öffentlichen Unterrichtsanstalten, die Anstalten des öffentlichen Verkehrs, die Vergnügungsorte, der nationale Wohlthätigkeitsverein, endlich die Gerichte, Gesetze und die Rechtspflege finden in dem 604 Seiten starken Band eine schon aus der Seitenziffer erkennbare, bis in die kleinsten Kleinigkeiten genaue Erörterung. Von diesem Gesichtspunkt aus gesehen, wird das Buch immer eine wichtige Quelle für die Entwickelung und den Zustand Perus während des gegenwärtigen Zeit-

alters bilden. Für ein größeres Lesepublikum ist es unverkennbar viel zu umfangreich und trotz des vielen interessanten Materials zu eingehend. In den noch zu erwartenden beiden Bänden dürfte allerdings das kulturgeschichtliche Moment der Landesbevölkerung und Landeskultur dem Werke ein allgemeineres Interesse verleihen.

Die Litteratur über Afrika hat im verflossenen Jahre weniger Blüten getrieben als in den Vorjahren. Das wichtigste Werk derselben (Stuhlmann: Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika) haben wir als die bedeutsamste Publikation in diesen Blättern bereits gebührend gewürdigt. Eine Ergänzung zu der Beurteilung, welche Emin Pascha bisher von Freund und Feind erfahren hat, bietet das zweibändige Buch eines seiner Gefährten in der Äquatorialprovinz: **Die Wahrheit über Emin Pascha**, die ägyptische Äquatorialprovinz und den Sudan, von Vita Hassan, ehemaligem Arzt und Apotheker der Äquatorialprovinz. (Berlin, Dietrich Reimer.) Der Verfasser hat das Erscheinen seines Werkes nicht mehr erlebt. Geboren in Tunis, erhielt Vita Hassan seinen Unterricht in Alexandrien, übernahm die Leitung einer Apotheke in Kairo und wurde 1880 nach dem Sudan versetzt, wo er zehn Jahre Emin Pascha zugeteilt war. Das Buch zerfällt in zwei Teile, deren erster die Thätigkeit Emins in der Äquatorialprovinz, sowie ziemlich eingehende Mitteilungen über die Völker und Zustände der Äquatorialprovinz, wie auch über den Mahdismus enthält. Der zweite Band umfaßt die Kämpfe Emin Paschas mit dem Mahdismus und seine Rückkehr mit Stanleys Expedition. Die Vertrauensstellung, welche Vita Hassan in der Äquatorialprovinz einnahm, sein freundschaftliches Verhältnis zu Emin, seine genaue Bekanntschaft mit Dr. Junker, Casati, Lupton Bey, die Sendungen, zu denen er von seiten Emins zu den umliegenden Völkerschaften (Ungoro) verwandt wurde, bilden zusammen mit der recht guten Beschreibung der in Betracht kommenden Länder und ihrer Bewohner einen wichtigen Beitrag zur Geschichte des Sudan, der Äquatorialprovinz und Centralafrikas überhaupt. Stanley und seine Expedition erfahren in dem Werke eine scharfe Beurteilung, ohne daß der Verfasser gegen gewisse Schwächen Emin Paschas sich blind erweist. Das Werk macht den Eindruck vollkommener Objektivität, es enthält eine Menge hübscher Beobachtungen und liest sich sehr glatt.

Mit dem ägyptischen Sudan und seinen angrenzenden Gebieten beschäftigt sich ein Werk, auf welches wir hier gern aufmerksam machen: Hermann Frobenius, **Die Heiden-Neger des ägyptischen Sudans.** (Berlin, Nitschke u. Löschner.) Der Verfasser ist selbst nicht „Afrikaner" von Fach (wir meinen: nicht Afrikareisender), aber er hat ein warmes Interesse für jene Gebiete und verfügt über eine umfassende Kenntnis. Das in Rede stehende Buch beansprucht nicht ein Originalwerk zu sein; wohl aber ist in demselben alles Wissenswerte zusammengetragen, was die Heroen der afrikanischen Forschung an Ort und Stelle erkundet und in ihren Werken niedergelegt haben. Es ist ein kompilatorisches Werk, welches uns vorliegt, aber der Stoff ist kritisch gesichtet und in eine einheitliche Form gebracht, so daß man alle Einzelheiten über die Heiden-Neger des ägyptischen Sudan, wie man sie sonst in Dutzenden einzelner Werke sich zusammensuchen muß, in einheitlicher Form vor sich hat und so ein Charakterbild jener hochinteressanten Völkerreihen gewinnt. Die Quellen, aus denen der Verfasser geschöpft hat, sind Emin Pascha, Schweinfurt, Nachtigal, Junker, Samuel Baker, Buchta, Marno u. a. mehr. Daß Casatis Werk unter den Quellen angegeben ist, bedeutet wohl mehr eine Liebenswürdigkeit des Verfassers, als daß es auf dem Wert Casatischer Angaben beruhen könnte. Dem Inhalt nach umfaßt das lesenswerte Werk die geographische Gestaltung des ägyptischen Sudan, die Charakteristik der Bevölkerung mit den Unterabteilungen der mohammedanischen und heidnischen Negerbevölkerung, die Geschichte des ägyptischen Sudan, und endlich die Heidenvölker, welche der Verfasser in sechs Rassenreihen teilt. Unter den Sumpf-Negern behandelt er die Schuli-, Schilluk-, Dinka- und Bari-Stämme. Die Eisen bearbeitenden Stämme der Bongo, Mittu und Madi nehmen die zweite Rassenreihe ein, während unter der dritten die Niamniam und Bandjia, und unter der vierten die Mangbattu-Stämme behandelt sind. Die Latuka, welche als fünfte Rassenreihe dargestellt sind, haben soeben in dem Stuhlmannschen Werk seine eigene Behandlung durch die ihres Orts erwähnte Monographie Emin Paschas erhalten, während die sechste und letzte Rassenreihe, nämlich die Akka oder Batua, verhältnismäßig schlecht in der Besprechung weggekommen sind: auch über die letzteren finden sich bekanntlich in Stuhlmanns Werk wertvolle Beobachtungen. Das Buch von Frobenius ist geeignet, besonders dem weniger orientierten Leser ein Gesamtbild der Sudan-Völkerschaften und der Verhältnisse daselbst zu geben.

Von einer wissenschaftlich großen Bedeutung ist ein Buch, welches das große Osthorn des afrikanischen Kontinents — oder besser: die Völkerschaften desselben zum Vorwurf hat. Dr. Philipp Paulitschke, **Ethnographie Nordost-Afrikas**, die materielle Kultur der Danâkil, Galla und Somâli. (Berlin, Dietrich Reimer.) Die Völker, welche in dem angedeuteten Buche behandelt sind, gehören zu den interessantesten Typen ganz Afrikas; ja, man kann sie als die wichtigsten, einheitlichsten Völkerstämme des schwarzen Erdteils bezeichnen. Für den Standpunkt, welchen der Verfasser in seinem Werk einnimmt, mögen seine eigenen Worte maßgebend sein. Er sagt im Vorwort zu seinem Werk: „Es unterliegt keinem Zweifel, daß es ein strenges Postulat wissenschaftlicher Völkerkunde sei, nicht nur die Physis und Sprache, sondern das gesamte materielle und geistige Leben der Naturvölker systematisch und umfassend zu erforschen und zu schildern. Hierbei gilt es, den wissenschaftlich einzig richtigen Standpunkt einzunehmen und

zunächst das Individuum, das bei Naturvölkern überall in den Vordergrund tritt, vom Stamme und Volke gleichsam losgelöst und separat dem Studium zu unterziehen und erst in zweiter Linie das Wirken und Weben der Individuen untereinander und in ihrer Vereinigung zum Stamme und Volke kennen zu lernen und zu erforschen." Man kann diese Auffassung ohne weiteres vollkommen unterschreiben. Paulitschke hat sich in seinem Werk durchaus an die im Vorwort gegebene Auffassung gehalten und hat mit einem staunenswerten Fleiß alle einzelnen Punkte in Rücksicht auf die materielle Kultur des Individuums sowohl wie des Stammes und Volkes herausgearbeitet. Der Verfasser ist mehrere Male zum Zweck seiner Studien an Ort und Stelle gewesen, aber er hat seine persönlichen Beobachtungen durch staunenswerte Quellenstudien ergänzt. Das vorliegende Werk ist durchaus umfassend und bietet keine wesentliche Lücke in Bezug auf die behandelten Gebiete. Es würde zu weit führen, hier auf Einzelheiten des ungemein lesenswerten Buches einzugehen: es möge genügen, wenn wir sagen, daß entweder im Text oder in den außerordentlich zahlreichen, in einem besonderen Anhang jedesmal gegebenen Anmerkungen alles erschöpft ist, was bisher in Bezug auf die drei großen und uralten hamitischen Völkerstämme erforscht worden ist. Die Sprache des Buches ist leicht und für jedermann verständlich. Fünfundzwanzig Tafeln mit über hundert Abbildungen geben ein wertvolles Illustrationsmaterial.

R.

## Meisterwerke der griechischen Plastik.

Unter diesem Titel veröffentlicht Adolf Furtwängler bei Giesecke u. Devrient in Leipzig eine Reihe kunstgeschichtlicher Untersuchungen, welche nicht bloß zu den bedeutendsten archäologischen Erscheinungen der letzten Zeit zählen, sondern auch in weiteren Kreisen des kunstliebenden Publikums eine größere Beachtung erhoffen und verdienen. Daraufhin ist das Werk in bestechender Ausstattung angelegt — dem Texte sind hundertvierzig Abbildungen und eine Mappe mit zweiunddreißig Lichtdrucktafeln beigegeben, welche in prächtigster Ausführung eine Anzahl von besonders schönen und wichtigen Antiken vorführen, die in den landläufigen Kunsthandbüchern und -Atlanten nicht zu finden sind. Einige derselben setzen wir hier bei.

Kopf der Apollon-Statue im Louvre.
Aus: Meisterwerke der griechischen Plastik Von A. Furtwängler. (Leipzig, Giesecke u. Devrient.)

Die Unternehmung zeigt, wie wenig sich unsere Kunstwissenschaft von den an und für sich nicht unberechtigten Forderungen mancher moderner Stürmer stören läßt, die am liebsten zu gunsten einer einseitigen Ausbildung unserer nationalen Kultur jede Erinnerung an die Antike tilgen möchten. Solange es noch eine Wissenschaft giebt, wird sie nur zu ihrem Schaden national sein können. Speciell wir Deutschen haben von jeher die gute Eigenschaft gehabt, auch das Fremde verstehen und würdigen zu können. Die Kunstwissenschaft, sobald sie geschichtlich vorgeht, kann unmöglich die Antike mißachten. Denn wer sich mit ihr beschäftigt hat, weiß es, daß

gerade ſie eine der eigentümlichſten und wichtigſten Perioden des geſchichtlichen Werdeprozeſſes der Kunſt bedeutet. Sie ſteht wie ein noch immer nicht ganz begreifliches Wunder am Anfang der wirklichen Künſtlergeſchichte. Sie war die Lehrmeiſterin aller folgenden Geſchlechter, und wir alle tragen noch etwas von ihrem Blut in unſeren Adern. Gewiß, ſie hatte noch nicht die packenden Individuen der modernen Kunſt, noch nicht deren breite Entwickelung des intuitiven Elementes. Aber eben gerade als Kunſt der reinen Form, über welche das Geheimnis der Individualität nur wie ein leichter Duft zieht, iſt ſie ein notwendiger Beginn aller Entwickelung, ein abgeſchloſſenes Kulturbild geworden, von deſſen Studium ſelbſt wir, bei aller Höherſtellung modernen und nordiſchen Empfindens, uns doch bisweilen eine wohl zu verſpürende geſunde Nervenſtärkung holen können.

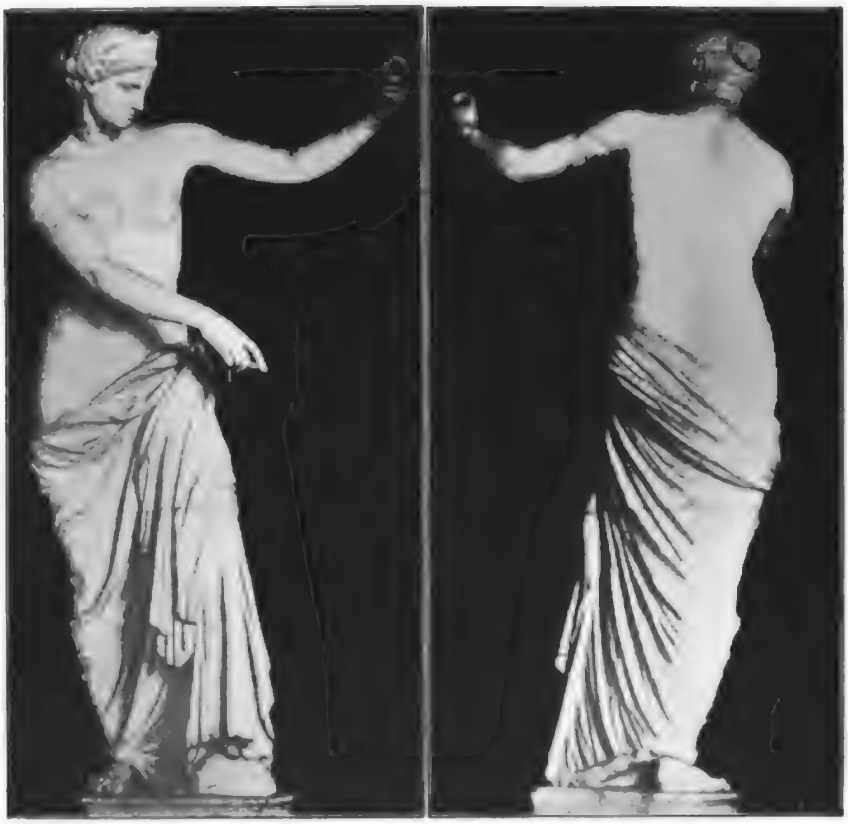
Die Archäologie war erſt Teil der Philologie, ehe ſie Teil der Kunſtgeſchichte wurde. Furtwängler ſteht ganz auf dem letzteren Standpunkte. Er ſieht in der Hinterlaſſenſchaft des Altertums nicht die Illuſtration antiker Sagen, ſondern zunächſt die Produkte eines langſam nach Individualität ringenden Künſtlertums. Das Keimhafte der Individualität intereſſiert ihn beſonders. Ob er es zu hoch veranſchlagt hat, darüber wird die Wiſſenſchaft zu entſcheiden haben. Jedenfalls reizt es den modernen Leſer mehr, in Phidias, Polyklet, Myron, Praxiteles die Entwickelung der Perſönlichkeit zu verfolgen, als ſie nur im Zuſammenhang der Schule und Tradition kennen zu lernen. Iſt doch dies alles bei dem jetzigen Stande der antiken Kunſtgeſchichte weſentlich noch Auffaſſungsſache. Gerade Furtwänglers Werk zeigt uns, wie viel in dieſem Gebiet noch zu arbeiten iſt, ehe man ein feſtes Fundament erlangt haben wird. Wo noch ſo viel Probleme aufgeſtellt und beantwortet werden, da iſt wahrlich noch nicht die Zeit, eine Wiſſenſchaft zu den alten Sachen zu werfen. Man denke nur: der Verfaſſer verſucht nichts weniger, als einer großen Anzahl der berühmteſten Künſtler des Altertums eine Fülle von Werken aus unſerem Muſeenbeſtande zuzuweiſen, die bisher mit ihren Namen in keiner Berührung ſtanden. Das heißt: er rückt noch an den erſten, wichtigſten Bauſteinen der ganzen Wiſſenſchaft herum, er zeichnet an den erſten, großen Linien der ganzen antiken Kunſtgeſchichte. Das Bild des Phidias und des Myron und des Skopas iſt bei ihm ein anderes als das traditionelle. Wie das möglich iſt?

Eros von Centocelle im Vatikan.
Aus: Meiſterwerke der griechiſchen Plaſtik. Von A. Furtwängler. (Leipzig, Giesecke u. Devrient.)

Zu jener Zeit, als die Archäologie noch der Philologie Handlangerdienſte verrichtete, glaubte man in den Überlieferungen der alten Schriftſteller eine ungetrübte Quelle der geſchichtlichen Forſchung zu beſitzen. Man ſchwur auf ſie. Allmählich wurde man aber kritiſcher, man entdeckte Widerſprüche, Ignoranzen, Unmöglichkeiten. Da erſt beſann man ſich, daß man doch in den erhaltenen Monumenten eine viel klarere Quelle der Kunſtgeſchichte beſäße. Die Alten hatten einen geringeren geſchichtlichen Sinn als wir, ſie vermiſchten Thatſachen und Legenden, ſie konnten ſich mitunter arg getäuſcht haben. Was uns aber wirklich überkommen war an Statuen und Kopien, das konnte doch nicht täuſchen. Das war von Urkundenwert. Beſtätigten die Ausſagen der Alten die neuen Reſultate, um ſo beſſer. So entwickelte ſich eine ganz neue Archäologie. Man ging von den Denkmälern, nicht von den Schriftſtellern aus. Aber dieſe Art Forſchung hatte infolge der Unüberſichtlichkeit des Materials große Schwierigkeiten zu überwinden. Erſt jetzt, wo die Photographie und der Reiſeverkehr eine ſolche Entwickelung erfahren haben, iſt es möglich, ernſtlich an die Ordnung und Prüfung des geſamten, durch die Weltmuſeen verſtreuten Schatzes zu

Digitized by Google

gehen. So erklären ſich die vielen neuen Unternehmungen photographiſcher Sammlungen, wie ſie auf archäologiſchem Gebiet beſonders der Bruckmannſche Verlag ins Werk geſetzt hat. Man kann ſagen, daß Furtwänglers Werk das erſte große Buch iſt, welches radikal von dieſer Methode ausgeht. Die gewaltige Monumentenkenntnis und die ausgedehnten Reiſen des Verfaſſers haben es ihm möglich gemacht, durch Vergleichung der Tauſende von erhaltenen Kopien, durch Ausleſung originaler Werke, durch Unterſuchung des antiken Kopienweſens überhaupt, nicht nur ſehr wichtige Anregungen für das geſamte Gebiet zu



Venus von Capua in Neapel.
Aus: Meiſterwerke der griechiſchen Plaſtik. Von A. Furtwängler. (Leipzig, Gieſecke u. Devrient.)

geben, ſondern namentlich den Verſuch zu wagen, das perſönliche Bild jener größten Künſtler teils anders, teils reicher zu zeichnen, als es bisher geſchehen.

Gleich dem Phidias weiſt Furtwängler eine in mehreren Kopien erhaltene Statue zu, welche er für eine Replik von deſſen lemniſcher Athena hält. Die Athena Lemnia war ein Erzwerk des Phidias und im Altertum hoch berühmt. Lucian, der geiſtreiche Cauſeur der antiken Litteratur, begeiſtert ſich für ihre Schönheit in hohem Maße, viele ſcheinen ſie für das gelungenſte Werk dieſes bedeutendſten griechiſchen Künſtlers gehalten zu haben. Bisher war man ihr nicht auf die Spur gekommen, obwohl doch anzunehmen war, daß eine ſolche Statue mehrfach ſchon im Altertum kopiert, alſo auch wohl hier und da uns erhalten ſei. Furtwängler vermutet ſolche Kopien in zwei Dresdener Statuen und eine Nachahmung des beſonders ſchönen Kopfes in einem Stück des Bologneſer Muſeums. Zart und ſinnig, in ſcharfen, aber feinen Formen, ein wundervolles Ovalgeſicht, mit Augen, die in ihrem delikaten Schnitt ſicher eine Meiſterhand verraten, blickt uns dieſe Athena an, das Haupt unbedeckt, das leichte Haar von einer Binde gehalten, auf der Hand den Helm tragend. Durch mannigfache Gründe ſtiliſtiſcher und geſchichtlicher Natur ſtützt Furtwängler dieſe ſeine eminent wichtige Entdeckung eines berühmten Phidiaswerkes. In das Einzelne kann ich meinen Leſer nicht führen, jedoch darf ich ihm verraten, daß große Hoffnung vorhanden iſt, unſere neue, ſchöne, friedliche Athena auch in allem Frieden von der Majorität der Forſcher als eine Zeugin phidiaſiſcher Kunſt anerkannt zu ſehen.

Auf den weitverzweigten Haupt- und Nebenwegen dieſer glänzenden Epoche führt uns der Verfaſſer weiterhin durch das ganze Gebiet der perikleiſchen Kunſt. Wir lernen die Vorbedingungen ihrer Blüte kennen, wir ſehen die Folgen ihrer aufſchießenden Kultur. Die künſtleriſche Entwickelung des Phidias, die Thätigkeit ſeiner Sippe, die gleichzeitigen Bauten der Akropolis ziehen vorüber. In ausführlicher Schilderung werden wir in die tieferen Beweggründe eingeführt, welche die Bebauung der Akropolis anregten und modifizierten. Wie da zuerſt unter dem Einfluß von Themiſtokles und Perikles, welche ein großes Athen im Sinne haben, die Prachtbauten der Propyläen und des Parthenon entſtehen; wie dann die konſervative Partei wieder ans Ruder kommt, welche nicht in der Konkurrenz, ſondern im Frieden mit Sparta das Glück Athens ſieht und den alten Götterglauben an ſeiner alten Stätte ſchöner will aufblühen

laſſen. Die Propyläen werden unvollendet gelaſſen, damit das Niketempelchen als Denkmal des Friedens ſeinen Platz finde; das Erechtheion, das alte Urheiligtum wird an ſeiner alten Stelle neu aufgebaut: die ioniſchen Bau- und Bildnermotive bringt Kallimachos aus dem Oſten herüber. Archaismus und Zierlichkeit kommen wieder über die Kunſt.

beweiſen. Das Geſicht des Hermes iſt glatt poliert, die Haare ſind rauh gelaſſen. So kommt ihr flockiger, weicher Charakter beſſer zum Ausdruck. Sie ſind nicht bloß in den Stein gemeißelt, ſondern auch mit dem Bohrer ausgehöhlt — eine Technik, die entweder von großer Naivetät oder großem Raffinement zeugt. Hier beweiſt ſie die relativ ſpäte Entſtehung des Hermes. Noch

Statue aus Oſtia im Britiſchen Muſeum.
Aus: Meiſterwerke der griechiſchen Plaſtik. Von A. Furtwängler. (Leipzig, Giesecke u. Devrient.)

An anderen Künſtlerperſönlichkeiten, an Kreſilas, Myron, Polyklet vorbei geht es dann zu Praxiteles, deſſen Leiſtungen wir jetzt ſo gut beurteilen können, nachdem uns der Zufall im Hermes von Olympia ein Original dieſes feinſinnigen Meiſters geſchenkt hat. Der Hermes offenbart ſich immer mehr nicht als ein Jugendwerk des Praxiteles, wie Brunn zuerſt behauptet hatte, ſondern als eine Arbeit ſeiner reifſten Künſtlerſchaft. Stiliſtiſche Anzeichen können dies

die Köpfe des Skopas, welche ſich in Tegea fanden, haben keine Bohrungen, und auch den zahlreichen Grabreliefs aus der erſten Hälfte des vierten Jahrhunderts iſt dieſe Technik noch ungewohnt. Ebenſo läßt die Behandlung des Gewandes beim Hermes, mit gleichzeitigen Werken verglichen, nur den Schluß zu, daß dieſe Arbeit nicht in die erſte Zeit von Praxiteles' künſtleriſcher Thätigkeit falle.

Noch andere berühmte und vielbeſprochene Werke des Altertums paſſieren Revue und ſuchen ſich

Digitized by Google

durch Vergleichung mit stilverwandten Arbeiten in das rechte historische Licht zu rücken. Die Venus von Milo — wie oft ist diese pièce de résistance des Louvre schon Gegenstand der Kritik und Ergänzung gewesen, und doch wie wenig konnte bisher eine allgemein befriedigende Lösung der Frage aufgestellt werden. Der eine läßt sie in den Schild als Spiegel blicken, der andere beschäftigt sie mit Toilettengegenständen, der dritte gruppiert sie mit dem liebedurstigen Kriegsgott. Darin freilich sind sich wohl alle heut einig, daß wir in ihr nicht ein Meisterwerk griechischer Blütezeit, sondern ein eklektisches Werk des zweiten oder ersten vorchristlichen Jahrhunderts besitzen. Auch Furtwängler ist dieser Meinung, nur sein Ergänzungsversuch bringt eine neue Hypothese hinzu. Durch Vergleichung einer Reihe verwandter Statuenmotive wird er zu der Ansicht geführt, daß die milonische Venus einst ihren verlorenen linken Arm mit dem Apfel auf einen Pfeiler stützte und mit der verlorenen Rechten das Gewand hoch hielt. Er glaubt, daß der Künstler ihr dies Motiv in Anlehnung an den Typus der Göttin Tyche, wie er uns in seiner melischen Lokalform überliefert ist, geliehen habe, aber in der ganzen Formgebung den Anregungen einer älteren Aphroditestatue gefolgt sei, die sich auf Skopas zurückführen lasse.

Auch die Ergänzung des nicht minder bekannten Apoll von Belvedere wird noch einmal aufgenommen. Man hatte lange Zeit geglaubt, diesem Apoll in die ausgestreckte linke Hand eine Ägis geben zu müssen, mit der er die Feinde der Griechen in Schrecken versetzen sollte. Man berief sich dabei auf eine Bronze des Grafen Stroganoff in Petersburg, welche eine genaue Kopie des Apollo gab mit einer Andeutung der Ägis in der Linken. Vielfach angefeindet, war dennoch diese Behauptung noch niemals bündig widerlegt worden. Nach Petersburg kommt man selten. Furtwängler hatte Gelegenheit, die ominöse Bronze ganz genau, auch in technischer Beziehung zu studieren, und sein an den Bronzen des Berliner Königlichen Antiquariums trefflich geschärfter Blick mußte erkennen, daß nichts als eine ganz gewöhnliche Fälschung die Wissenschaft und das kunstliebende Publikum so lange irregeführt hatte. Der Bronze-Apoll ist eine moderne Nachahmung des marmornen, was bei der Beliebtheit dieses Originals und der Häufigkeit solcher Bronzekopien nichts Auffallendes hat. Wie aber ist nun die belvederesche Statue zu ergänzen? Durch ausführliche Betrachtungen wird Furtwängler dahin geführt, dem Apoll in die Linke den Bogen, in die Rechte einen Lorbeerzweig zu geben. Was endlich das Uroriginal dieses Apollo anbetrifft, so schließt er sich der Ansicht an, welche in Leochares, einem bedeutenden Künstler des vierten Jahrhunderts, den Schöpfer des Typus sieht. Es hat seinen Reiz, gerade solche allgemein gekannten Werke der Antike unter der Lupe der modernen stilkritischen Forschung über ihre Herkunft und Formenentwickelung sich aussprechen zu sehen.

Gewiß wendet sich das Furtwänglersche Buch nicht an jene Masse der Kunstgenüßler, welche von der Betrachtung der Kunstwerke nur einen oberflächlichen und momentanen Sinnenreiz erwarten, sondern an die Minorität der wirklich Kunstgenießenden, die sich erst durch völliges Aufgehen in die charakteristischen Einzelheiten der Denkmäler befriedigt fühlen und darum gern einem sachkundigen, anregenden Führer folgen. Aber es ist zu wünschen, daß solche mit großen Opfern unternommene Arbeiten der Kunstwissenschaft, wie es z. B. in England längst der Fall ist, auch in Deutschland von breiteren Schichten des Publikums immer eifriger unterstützt werden.

B.

# Litterarische Notizen.

**Die Geschichte meines Lebens.** Vom Kind bis zum Manne. Von Georg Ebers. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) — Den Freunden seiner historischen Romane, welche jetzt in einer billigen Volksausgabe erscheinen, bietet der Dichter gewissermaßen als beste Einleitung zu denselben seine Lebensbeschreibung; der vorliegende erste Teil reicht bis zum Jahre 1863. Der Leser erfährt daraus, was nicht viele wissen dürften, daß Georg Ebers ein geborener Berliner ist und aus einer reichen Banquierfamilie stammt. Wie der junge Goethe hat er eine allseitig harmonische Ausbildung erhalten; neben Pflege des Geistes wurde auch die des Körpers nicht vernachlässigt. Aus dem reichen Inhalte dieser Lebensschilderung wollen wir besonders aufmerksam machen auf die Darstellung der Berliner März-Revolution, die viele neue Einzelheiten enthält, unter anderen auch einige erheiternde Anekdoten. Sehr stimmungsvoll, fast wie Gedichte in Prosa, muten die Schilderungen an, die Ebers von seinem Schulleben in Keilhau, Kottbus und Quedlinburg entwirft. Hoch ergreifend wirkt die Darstellung, die der Verfasser von der Entstehung jenes schweren Leidens giebt, das ihn als Studenten befiel und ihn nun seit Jahren an den Krankenstuhl gefesselt hält. Sehr warm und sympathisch berührt die Lebensauffassung des Dichters: Niemals in grämlichen Pessimismus verfallend, glaubt er trotz aller persönlichen Widerwärtigkeiten doch an ein langsames Aufschreiten der Menschheit im Sinne Lessings, damit zugleich als letzte und höchste Moral Goethes Worte verkündigend: Edel, hilfreich und gut sei der Mensch! Aus diesem Sinne heraus ist auch das Einleitungsgedicht geschrieben, das er an seine drei Söhne gerichtet und denen

er das Buch gewidmet hat. Als Beigabe ist ein Gedicht „Atys und Adrast" des zwanzigjährigen damaligen Quedlinburger Abiturienten angehängt; aus der Behandlung dieses antiken Stoffes wird man unschwer den Verfasser der um noch nicht ein Jahrzehnt später erschienenen „Ägyptischen Königstochter" erkennen.

**Großherzog Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin.** Ein deutsches Fürstenleben. Von Berthold Volz. (Wismar, Hinstorffsche Hofbuchhandlung.) — Die vorliegende Biographie stützt sich zunächst auf ein Tagebuch des Großherzogs selber aus den Jahren 1841 bis 1849, sowie auf zahlreiche Briefe und handschriftliche Aufzeichnungen über das Familienleben u. s. w. Überhaupt hat der Verfasser keines der vorangegangenen Werke, welches den gleichen Gegenstand behandelt, unbenutzt gelassen; auf diese Weise ist es ihm möglich geworden, „nicht nur in den großen Zügen das Bild des unvergeßlichen Fürsten zuverlässig zu zeichnen, sondern auch durch farbenfrisches Detail es lebendig zu machen und bis in den Wortlaut des Gesprochenen getreu zu sein". Sehr rührend ist die Darstellung vom Familienleben des Großherzogs. Man begreift es, wenn und weshalb ihn, der sowohl in seinem Äußeren wie in seiner Herzensgüte und einer gewissen liberalen Gesinnung sehr lebhaft an den verstorbenen Kaiser Friedrich erinnerte, die Mecklenburger „unseren Großherzog" genannt haben. Dem Buche sind eine Photogravüre, das Bild des Großherzogs, sowie acht sauber ausgeführte Photographien beigegeben.

* * *

**Memoiren des Fürsten Talleyrand.** Herausgegeben mit einem Vorworte und Anmerkungen vom Herzog von Broglie. Deutsche Original-Ausgabe von Adolf Ebeling. Vierter und fünfter Band. (Köln, Albert Ahn.) — Die ersten drei Bände dieses in seiner Art eigenen Memoirenwerkes haben wir seinerzeit ausführlicher besprochen. Wenn wir nach Durchsicht dieser beiden Schlußbände, welche die Jahre 1830 bis 1838 umfassen, auch an unserer Behauptung festhalten müssen, daß diese Aufzeichnungen von einem Geschichtsforscher nur mit Vorsicht zu benutzen sind, so hindert das doch nicht, mit dem Herzog von Broglie anzuerkennen, daß sie in der reichen Sammlung der historischen Denkwürdigkeiten der französischen Litteratur mit vollem Recht einen sehr hohen Platz beanspruchen. Heute dürfte es kaum jemandem mehr einfallen, ihre Echtheit zu bezweifeln, wenn sich auch unter den vorhandenen Manuskripten kein einziges Blatt befand, welches von der eigenen Hand des Fürsten geschrieben war. Jedenfalls wird das historische Porträt dieses Allerweltsdiplomaten durch diese Mitteilungen, wenn auch etwas retouchiert, im allgemeinen nicht in eine neue Beleuchtung gerückt. Daß der fürstliche Schreiber sich für den weisesten aller Diplomaten hält, daß er bis zum letzten Augenblicke eine gewisse schauspielerhafte Selbstgefälligkeit zeigt, kann man getrost hinnehmen; andere würden in ähnlichen Fällen ebenso geschrieben haben. Für den Leser hält es auch nicht schwer, hier die Spreu vom Weizen zu sondern. Sehr interessant macht sich folgende Äußerung des Fürsten aus dem Jahre 1816 über Preußen; er sagt: „Die geographische Beschaffenheit Preußens ist eine derartige, daß eine einzige verlorene Schlacht hinreicht, es auseinanderzureißen und die Verbindung unter den verschiedenen Landesteilen aufzuheben. Eine solche Lage ist aber für einen Staat zu gefährlich und schwankend, um ihn nicht auf eine Änderung beständig hinzuweisen, so daß es für Preußens Zukunft nur die Alternative giebt, entweder unterzugehen oder einen großen Teil Deutschlands unter seine Herrschaft zu bringen." Dieser eine Satz genügt zugleich, um zu erkennen, daß es dem französischen Staatsmanne durchaus nicht an einer gewissen Weitsicht im politischen Kalkül gefehlt hat.

**Friedrich der Große und General Chasot.** Nach der bisher ungedruckten Handschrift eines Zeitgenossen. Von Karl Theodor Gaedertz. (Bremen, C. Ed. Müllers Verlagshandlung.) — Der Zeitgenosse, dessen Handschrift Gaedertz zum erstenmal mitteilt, ist ein gewisser Kröger, der an drei Dezemberabenden des Jahres 1797 in seiner Heimatstadt Lübeck Vorlesungen hielt über das „Leben unseres jüngst verstorbenen Kommandanten, Grafen von Chasot". General Chasot, von Friedrich dem Großen selber ein „Matador seiner Jugendjahre" genannt, verließ bekanntlich den preußischen Dienst und wurde Kommandant von Lübeck, wo er 1797 starb. Wenn der Herausgeber meint, daß die hier gebotenen Aufschlüsse über Friedrich den Großen und seine Zeit sich zu einem historischen Denkmal ersten Ranges erheben, so dürfte eine besonnene Kritik mit dem Herausgeber, der wie jeder Entdecker über die Freude seines Fundes diesen ein wenig überschätzt, nicht ganz einverstanden sein. Wichtiger wäre es jedenfalls, wenn Chasots französisch geschriebenes Originalmanuskript gefunden und veröffentlicht werden könnte. Auch die Behauptung von Gaedertz, daß in dem bekannten Bilde von Peter Janssen in der Feldherrnhalle des Berliner Zeughauses die Darstellung des Sieges bei Hohenfriedberg unhistorisch sei, dürfte nicht so ohne weiteres zugegeben werden können.

* * *

**Zu Ostern in Spanien.** Reiseschilderungen von Theodor Puschmann. (Breslau, S. Schottlaender.) — Wenn auch an Reiseschilderungen über das „Land der Kastanien" kein Mangel ist, so darf das Buch dennoch empfohlen werden, zumal jener Minorität besser situierter Menschen, denen es bei der Erleichterung der modernen Verkehrsverhältnisse ein leichtes ist, ähnliche Reiseabenteuer zu erleben und am Ende auch darstellen zu können. Der Verfasser ist, wie er bekennt, kein Reiseschriftsteller von Beruf; aber gerade diese Eigenschaft verleiht seinen Schilde-

rungen, selbst wenn es sich um ganz bekannte Dinge handelt, eine gewisse Frische und Ursprünglichkeit. Auch die Schreibweise ist sorgfältig; stilistische Flüchtigkeiten, wie sie sich oft selbst berühmtere Namen bei dieser Gelegenheit zu schulden kommen lassen, fehlen gänzlich.

**Reisestudien aus Italien, England und Schottland.** Von Titus Ullrich. (Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur.) — Titus Ullrich, der verstorbene ehemalige Intendanturrat des Königlichen Schauspielhauses zu Berlin, gehörte zu jenen tief angelegten Dichternaturen, die eigentlich nicht erfüllt haben, was sie in ihrer Jugend versprachen. Seine episch-lyrische Dichtung, das „Hohe Lied", um Mitte der vierziger Jahre erschienen, machte die höchsten Erwartungen rege. Aber bald verstummte seine Muse und war nur noch für den Hausgebrauch da; er war gezwungen, eine feste Lebensstellung zu suchen, die ihm nur wenig freie Zeit vergönnte. Erst ein Jahr vor dem Tode des Dichters erschienen von ihm ein paar Dichtungen, die trotz aller Schönheiten und glänzenden Formgewandtheit bei einem größeren Leserpublikum ziemlich spurlos vorübergingen. Die hier gesammelten Reisestudien, die ihrerzeit meist als Feuilletons erschienen sind, hat der bekannte Litterarhistoriker Rudolf Genée aus dem Nachlasse des Dichters zusammengestellt. Neben Schilderungen aus Italien, welche nur dadurch eine gewisse Bedeutung erlangen, daß sie ein so wissenschaftlich gebildeter und zugleich poetisch veranlagter Mann, wie Titus Ullrich, geschrieben hat, verdient besonders hervorgehoben zu werden „Ein Ausflug nach Schottland". Der Herausgeber hat nicht so unrecht, wenn er bemerkt: „Es ist die universale Bildung Ullrichs, welche durch die Verbindung des bloß beschreibenden Teils mit jenen Reflexen auf Geschichte und Dichtung eine Harmonie in der Gesamtdarstellung erreicht, die diesen Studien ihren hohen künstlerischen Wert verleiht." Ein eingeschobener Aufsatz, die „Klassische Kunstausstellung in Manchester im Jahre 1857" behandelnd, hätte sehr wohl ohne Beeinträchtigung des Ganzen fehlen können, er scheint uns mehr aus der Zeit für die Zeit geschrieben zu sein.

* * *

**Geschichte des Geschmacks im Mittelalter und andere Studien auf dem Gebiete von Kunst und Kultur.** Von Jakob von Falke. (Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur.) — Jakob von Falke ist als Kulturschilderer und Kunstkritiker eine anerkannte Autorität. Auch das vorliegende Werk ist geeignet, ihm diesen Ruf zu befestigen und dem Verfasser neue Verehrer zuzuführen. Das Buch enthält zehn Aufsätze, von denen der erste, die „Geschichte des Geschmacks im Mittelalter", am ausführlichsten behandelt ist. Mit besonderem Lobe müssen wir hervorheben, daß der Verfasser sich niemals mit philologischer Gewissenhaftigkeit in unwesentliche Einzelheiten verliert und den Leser mit Anführung von so und so viel Namen und Quellen verschont; er sucht auch in der Darstellung vor allem künstlerisch zu wirken; er versteht es wie wenige, anschaulich plastisch zu schildern und in wenigen Worten so viel zu sagen, wozu mancher andere Fachgelehrte einen Druckbogen braucht. Von den übrigen Aufsätzen wollen wir noch hervorheben, zumal sie bei der augenblicklich den Geschmack beherrschenden künstlerischen Zeitströmung sehr vielen eine kurze, völlig orientierende Aufklärung in diesen Fragen geben: „Wesen und Grenzen des Barockstils" und „Rokoko". Andere Aufsätze wie „Delfter Fayencen" lehnen sich an größere kunstgeschichtliche Specialarbeiten an und machen, geistvoll und gewandt geschrieben, sehr oft die Lektüre des umfangreichen Originalwerks entbehrlich. Den Schluß des Werkes bildet ein Aufsatz „Zur Geschichte von Schrift und Druck und ihrer künstlerischen Ausstattung", aus dem uns besonders der Schlußsatz über die erst in den letzten Jahren entstandene Kunstlitteratur besonderer Beherzigung wert erscheint. Der Verfasser schreibt: „Wie sie zweifellos diejenige des sechzehnten Jahrhunderts an Fülle und Bedeutung bereits weit hinter sich zurückläßt und uns glänzende Bilder giebt, wovon wir uns früher nur aus Worten eine nur meist notdürftige Vorstellung machen konnten, so scheint doch die Gefahr vorhanden, daß die Schaulust über das Lesen und Denken, die Abbildung über den Text den Sieg davonträgt, ein Ende, welches jedenfalls einen Rückschlag zu gunsten des Wortes hervorrufen wird. Dieses zu vermeiden, sollten Verleger und Autoren stets bedacht sein, daß Bild und Wort sich in der Wage halten, daß der schönen und künstlerischen Ausstattung auch ein gediegener Inhalt entspreche."

* * *

**Friedrich Hebbels Werke.** Auswahl in einem Bande. (Halle, Otto Hendel.) — Diese neue Volksausgabe der ausgewählten Werke des großen norddeutschen Poeten, der neben Otto Ludwig als Vorgänger des modernen Realismus angesehen werden kann, enthält folgende Dichtungen: Ausgewählte Gedichte; die vier Hauptdramen „Die Nibelungen", „Maria Magdalena", „Judith" sowie „Gyges und sein Ring"; ferner Erzählungen, unter denen das Lebensfragment „Meine Kindheit" den Abschluß bildet. Die Art der Auswahl muß eine sehr verständige genannt werden und wohl geeignet, daß das Buch sich in den weitesten Kreisen und bei denen, welchen Friedrich Hebbel fast schon ein bloßer Name geworden ist, Freunde und Verehrer verschaffe. Dieser Auswahl ist eine Vorrede vorangestellt, welche kurz, aber erschöpfend den Leser über den Lebensgang und das Gesamtschaffen des Dichters orientiert.

**Ausgewählte Dramatische Werke von Franz Nissel.** (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhdlg. Nachfolger.) — Der vorliegende Band des vor nicht langer Zeit verstorbenen österreichischen Dramatikers enthält vier Dramen, darunter das im Jahre 1878

mit dem Schillerpreis ausgezeichnete Trauerspiel „Agnes von Meran". Man kann den Dichter einen Epigonen unserer deutschen Klassiker nennen, und dieses ist wohl auch der Grund, weshalb er mit seinen Werken auf der modernen Bühne nicht festen Fuß hat fassen können. So dürfte auch dieser Band nur bei den Litteraturfreunden auf Beachtung und Teilnahme zu rechnen haben.

* * *

**Gedichte** von Kurt von Rohrscheidt. (Großenhain, Baumert u. Ronge.) — Der Verfasser ist schon durch einige Prosaarbeiten bekannt geworden. Die vorliegenden Gedichte sind zwar die erste Sammlung, die er veröffentlicht, aber sie halten sich frei von den Schwächen und ungewollten Nachahmungen, die gewöhnlich derartigen Erstlingen anzuhaften pflegen. Der Dichter bekundet unleugbar eine hohe, eigenartige Begabung, die namentlich da zu Tage tritt, wo er sich frei dem Fluge seiner Phantasie überlassen kann. Hervorragende Leistungen bietet er auch in einzelnen politischen Gelegenheitsdichtungen. Unter den Liedern, von denen viele sangbar und im Stile echter Volkstümlichkeit gehalten sind, erinnern wohl einzelne gar sehr an Goethe, Heine und Geibel; aber durch ihre Aufnahme hat der Dichter, der nach Kürschners Litteraturkalender „des Lebens Mittag" bereits überschritten hat, wohl zeigen wollen, daß trotz aller naturalistischen Velleitäten der Entwickelungsgang eines jeden echten modernen Lyrikers unter Heranbildung an diesen Mustern bis zum Ausreifen einer eigenen Persönlichkeit einen solchen Verlauf zu nehmen hat.

* * *

**Massenmord.** Eine Zukunftsschlacht von Karl Bleibtreu. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) — In seiner bekannten Weise entrollt der Verfasser in vorliegendem Büchlein ein wahrhaft grauenvoll wirkendes Phantasiebild von einer Massenschlacht, wie sie sich unter Anwendung der neuesten Kriegshilfsmittel und bei einer praktisch bisher nicht verwendeten Taktik im nächsten Kriege abspielen dürfte, wenn nicht inzwischen neue Erfindungen auf diesem Gebiete das bei Manövern erst theoretisch Erprobte wieder über den Haufen werfen. Bleibtreu faßt das Ergebnis seiner Massenschlacht in das Wort zusammen: Unentschieden, während er die Verluste auf beiden Seiten auf fünfzig Prozent feststellt. Ob diese Berechnung stimmt, kann freilich erst die Erfahrung lehren. Daneben kommen in dem Buche noch zwei Episoden vor, von denen die eine uns den Menschen, ganz allgemein genommen, im Sinne der Zolaschen „menschlichen Bestie" zeigen soll. Wie uns scheinen will, ist gegenüber ähnlichen Schriften des Verfassers ein Nachlassen der ursprünglichen Kraft und Anschaulichkeit zu verspüren; Bleibtreu, um es kurz zu sagen, scheint sich in diesem seinem Specialfache ausgeschrieben zu haben, und wir können den Wunsch nicht unterdrücken, daß sich der Verfasser recht bald wieder dem Fache der reinen Erzählungskunst zuwenden möge. Durch derartige, halb tendenziös wirkende Darstellungen werden ja die Leiden des Krieges, die am Ende zu allen Zeiten von derselben Furchtbarkeit gewesen sind, doch nicht aus der Welt geschafft. L.

* * *

Für die moderne Sprachwissenschaft sind die Bestrebungen des Professors G. Langenscheidt von großer Wichtigkeit geworden und haben sich der allgemeinsten Anerkennung zu erfreuen. Die Methode Toussaint-Langenscheidt, welche bei jedem Worte zugleich die Aussprache nach einem bestimmten System angiebt, hat sich in verschiedenen Formen dem lernenden Publikum nützlich erwiesen und ist schließlich in einem großen Wörterbuche zur Anwendung gekommen, welches nun schon seit zwanzig Jahren in immer neuen Ausgaben im Gebrauche ist. Neuerdings wurde nun durch die Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung ein lange vorbereitetes **Französisch-deutsches Supplement-Lexikon** herausgegeben, das in erster Linie als eine Ergänzung des encyklopädischen Wörterbuches von Sachs-Villatte — eben jenes aus dem Langenscheidtschen Verlage hervorgegangenen großen Wörterbuches — betrachtet werden muß, zugleich aber auch allen bis jetzt erschienenen französisch-deutschen Wörterbüchern als Supplementband dienen soll. Es ist erstaunlich, wie viele Neubildungen und Einführungen von Wörtern innerhalb von zwanzig Jahren stattgefunden haben; eine lebende Sprache gleicht eben einem fortwährend sich weiter entwickelnden Organismus, und abgesehen von der praktischen Zweckmäßigkeit dieses Supplement-Lexikons, welches unter Mitwirkung von Prof. Dr. Cesaire Villatte von Prof. Dr. Karl Sachs ausgearbeitet ist, bleibt es auch ungemein interessant, daraus zu ersehen, wie neue Wörter sich bilden und einer Sprache zugeführt werden, um zuweilen nach kurzer Zeit wieder zu verschwinden oder dem Schatze der Ausdrucksformen zugesellt zu werden. Alle diese verschiedenen Richtungen der Sprachforschung sind in dem vorliegenden Werke mit ebensoviel Fleiß wie Sachkenntnis berücksichtigt worden.

* * *

Endlich liegt der Schlußband der Übertragung von H. Taines **Die Entstehung des modernen Frankreich**, soweit sie überhaupt erschienen ist, vor. Es ist die zweite Abteilung des dritten Bandes, welcher sich mit dem nachrevolutionären Frankreich beschäftigt. Der erste Band behandelte „Das vorrevolutionäre Frankreich", der zweite „Das revolutionäre Frankreich" in drei Abteilungen, und der dritte schildert „Das nachrevolutionäre Frankreich", zerfallend in zwei Abteilungen, von denen die erste „Napoleon Bonaparte und sein System" und die zweite, jetzt erschienene „Das moderne Frankreich" behandelt. Schon

sind es beinahe zwanzig Jahre her, daß die ersten Teile des Originalwerkes in Frankreich erschienen, und vor siebzehn Jahren begann Leopold Katscher die ausgezeichnete Verdeutschung desselben, die im Verlage von Abel und Müller in Leipzig erscheint. Es kann nicht genug bedauert werden, daß die großartige Arbeit ohne Abschluß blieb und Taine das in seinem Gehirn aufgehäufte Material für die Schlußkapitel mit ins Grab nehmen mußte. Bei der ganz originellen und durchaus modernen Art der Auffassung Taines wird dieses Werk immer als eine Art Grenzstein zu betrachten sein. Die psychologische Vertiefung der Charaktere und die Schilderung des Milieu, dem sie entwuchsen, das inzwischen zu einer Art Schlagwort in der Litteratur geworden ist, findet hier die erste Anwendung auf die wissenschaftliche Erforschung historischer Begebenheiten. Sehr wichtig sind in dieser Hinsicht auch die diesem Bande vorgedruckten Schlußbetrachtungen, welche die Hinterbliebenen Taines nach seinen eigenen Aufzeichnungen zusammengestellt haben und deren letzte Worte lauten: Genau genommen ist „Die Entstehung des modernen Frankreich" trotz des Fehlens der letzten Kapitel ein abgeschlossenes, beendetes Buch, denn es enthält, soweit es vorliegt, schon alle Ideen des Verfassers.

* * *

**Neumanns Orts-Lexikon des Deutschen Reiches**, welches sich als geographisch-statistisches Nachschlagebuch bereits in günstigster Weise bewährt hat, erscheint soeben in dritter neu bearbeiteter und vermehrter Auflage, welche von Direktor W. Keil besorgt wird, im Verlage des Bibliographischen Instituts in Leipzig. Bekanntlich enthält dieses Lexikon Auskunft über alle Orte von mindestens 300 Einwohnern und außerdem auch über alle kleineren Orte, welche durch irgend einen Umstand so viel Bedeutung haben, daß man sich über sie zu informieren wünschen kann. Illustriert wird das Werk, welches in Lieferungen erscheint und nach seiner Vollendung einen stattlichen Lexikonband bilden wird, durch Karten, Städtepläne und Wappen der Städte und Provinzen. Druck und Papier sind hervorragend gut. G.

* * *

**Franz Stuck.** Über hundert Reproduktionen nach Werken des Künstlers mit Text von Otto Julius Bierbaum. (München, Dr. E. Albert u. Co.) — Das neu erschienene Prachtwerk bietet einen umfassenden Überblick der bisherigen Leistungen des dreißigjährigen Künstlers, dessen Schaffen gerade in der jüngsten Zeit das Interesse weiter Kreise erregt. Die Reihenfolge der meist ausgezeichnet reproduzierten Werke gewährt eine ausführliche Illustration zu dem künstlerischen Entwickelungsgange Stucks. Sie bringt Proben seines ersten öffentlichen Auftretens aus den „Fliegenden Blättern", wie aus den bei Gerlach in Wien erschienenen zwei Bänden „Allegorien und Embleme" und „Karten und Vignetten" und zeigt neben der Wiedergabe seiner gesammelten Werke auch erste Studienblätter aus ihrer Entstehungsgeschichte. Der Bierbaumsche Text begleitet die Stuckschen Bilder mit einem Hymnus, dessen dichterische Begeisterung einen melodramatischen Klang in die Stimmung des Beschauers trägt. Für jenen Teil des Publikums, dem Stuck mehr oder weniger fremd ist, hat das handliche Stuck-Album den unbedingten Wert einer angedeuteten Kollektivausstellung, welche den Thatenkreis des Künstlers fast vollständig darstellt, und für den Teil, welchem er in seinen Originalschöpfungen schon bekannt ist, wird es ein wertvoller, anregender Nachschlageband zur Auffrischung der Erinnerung sein. Sp.

Unter verantwortlicher Redaktion von Dr. Adolf Glaser in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. — Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Skaldengeſänge.

◆

Dichtungen

von

Philipp Graf zu Eulenburg.

Mit Illuſtrationen

von

Prof. Otto Seitz.

◆

In reichem Einband. Preis 20 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Der Verfaſſer war der ſtete Begleiter Sr. Majeſtät des Kaiſers auf deſſen Nordlandsfahrten, **und** ſeine „Skaldengeſänge“ ſind direkt unter dem Eindruck nordiſcher Natur und altnordiſcher **Volksdichtung entſtanden.** Es ſind Neubildungen, hervorgegangen aus dem Geiſte der altnordiſchen Sage und erfüllt von der Gemütstiefe, der Innigkeit und dem Formenſinn des **echten Poeten.** Prof. Otto Seitz in München hat die Bilder dazu komponiert und ſteht dem **Dichter würdig** zur Seite. Das Buch iſt Sr. Majeſtät dem Kaiſer zugeeignet, und **die Verlagshandlung** hat ihm eine all dieſen Umſtänden entſprechende prächtige, geſchmackvolle **und gediegene Ausſtattung** zu teil werden laſſen.

Google

# Berliner Tageblatt

**Von allen großen deutschen Zeitungen** hat das täglich zweimal in einer Morgen- und Abend-Ausgabe erscheinende „Berliner Tageblatt" in Folge seines reichen, **gediegenen Inhalts,** sowie durch die **Raschheit und Zuverlässigkeit** in der Berichterstattung (vermöge der an allen Weltplätzen angestellten eigenen Korrespondenten) die **stärkste Verbreitung im In- und Auslande** erreicht. Nicht minder haben zu diesem großen Erfolge die ausgezeichneten Original-Feuilletons aus allen Gebieten der Wissenschaft und der schönen Künste sowie die hervorragenden belletristischen Gaben, insbesondere die **vorzüglichen Romane** und Novellen beigetragen, welche im täglichen Roman-Feuilleton des „Berliner Tageblatt" erscheinen: So im nächsten Quartal drei interessante und fesselnde Erzählungen: **H. Stahl: „Zwei Seelen", Konrad Telmann: „Flitterwochen", August Niemann: „Die Erbinnen".** **Alle** Romane und Feuilletons erscheinen **zuerst** im **B. T.** und **niemals gleichzeitig** in **anderen Blättern,** wie dies jetzt vielfach üblich ist. Außerdem empfangen die Abonnenten des **B. T.** allwöchentlich folgende höchst werthvolle Separat-Beiblätter: das illustrirte Witzblatt **„ULK",** das feuilletonistische Beiblatt **„Der Zeitgeist",** das belletristische Sonntagsblatt **„Deutsche Lesehalle"** und die „Mittheilungen über **Landwirthschaft, Gartenbau** und **Hauswirthschaft".** Die sorgfältig redigirte, vollständige **„Handels-Zeitung"** des **B. T.** erfreut sich wegen ihrer unparteiischen Haltung in kaufmännischen und industriellen Kreisen eines besonders guten Rufes.

(Vierteljährliches Abonnement kostet 5 Mk. 25 Pf. bei allen Postämtern. Inserate (Zeile 50 Pf.) finden erfolgreichste Verbreitung.)

Mai 1894.

Heft 452.

38. Jahrg.

Westermanns
illuſtrierte deutſche
Monats-Hefte
für das
gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Braunschweig Druck u. Verlag v. George Westermann.

Illustrated Catalogue and Price List
of the
Celebrated Novelty Bracelets
and Gems



Bracelets ..... Page 3
Bracelets ..... " 4
Bracelets ..... " 5
Bracelets ..... " 6
Bracelets ..... " 7
Bracelets ..... " 8
Bracelets ..... " 9
Bracelets ..... " 10
Bracelets ..... " 11
Bracelets ..... " 12
Bracelets ..... " 13
Bracelets ..... " 14
Bracelets ..... " 15
Bracelets ..... " 16
Bracelets ..... " 17
Bracelets ..... " 18
Bracelets ..... " 19
Bracelets ..... " 20
Bracelets ..... " 21
Bracelets ..... " 22
Bracelets ..... " 23
Bracelets ..... " 24
Bracelets ..... " 25
Bracelets ..... " 26
Bracelets ..... " 27
Bracelets ..... " 28
Bracelets ..... " 29
Bracelets ..... " 30
Bracelets ..... " 31
Bracelets ..... " 32
Bracelets ..... " 33
Bracelets ..... " 34
Bracelets ..... " 35
Bracelets ..... " 36
Bracelets ..... " 37
Bracelets ..... " 38
Bracelets ..... " 39
Bracelets ..... " 40
Bracelets ..... " 41
Bracelets ..... " 42
Bracelets ..... " 43
Bracelets ..... " 44
Bracelets ..... " 45
Bracelets ..... " 46
Bracelets ..... " 47
Bracelets ..... " 48
Bracelets ..... " 49
Bracelets ..... " 50
Bracelets ..... " 51
Bracelets ..... " 52
Bracelets ..... " 53
Bracelets ..... " 54
Bracelets ..... " 55
Bracelets ..... " 56
Bracelets ..... " 57
Bracelets ..... " 58
Bracelets ..... " 59
Bracelets ..... " 60
Bracelets ..... " 61
Bracelets ..... " 62
Bracelets ..... " 63
Bracelets ..... " 64
Bracelets ..... " 65
Bracelets ..... " 66
Bracelets ..... " 67
Bracelets ..... " 68
Bracelets ..... " 69
Bracelets ..... " 70
Bracelets ..... " 71
Bracelets ..... " 72
Bracelets ..... " 73
Bracelets ..... " 74
Bracelets ..... " 75
Bracelets ..... " 76
Bracelets ..... " 77
Bracelets ..... " 78
Bracelets ..... " 79
Bracelets ..... " 80
Bracelets ..... " 81
Bracelets ..... " 82
Bracelets ..... " 83
Bracelets ..... " 84
Bracelets ..... " 85
Bracelets ..... " 86
Bracelets ..... " 87
Bracelets ..... " 88
Bracelets ..... " 89
Bracelets ..... " 90
Bracelets ..... " 91
Bracelets ..... " 92
Bracelets ..... " 93
Bracelets ..... " 94
Bracelets ..... " 95
Bracelets ..... " 96
Bracelets ..... " 97
Bracelets ..... " 98
Bracelets ..... " 99
Bracelets ..... " 100
Bracelets ..... " 101
Bracelets ..... " 102
Bracelets ..... " 103
Bracelets ..... " 104
Bracelets ..... " 105
Bracelets ..... " 106
Bracelets ..... " 107
Bracelets ..... " 108
Bracelets ..... " 109
Bracelets ..... " 110
Bracelets ..... " 111
Bracelets ..... " 112
Bracelets ..... " 113
Bracelets ..... " 114
Bracelets ..... " 115
Bracelets ..... " 116
Bracelets ..... " 117
Bracelets ..... " 118
Bracelets ..... " 119
Bracelets ..... " 120
Bracelets ..... " 121
Bracelets ..... " 122
Bracelets ..... " 123
Bracelets ..... " 124
Bracelets ..... " 125
Bracelets ..... " 126
Bracelets ..... " 127
Bracelets ..... " 128
Bracelets ..... " 129
Bracelets ..... " 130
Bracelets ..... " 131
Bracelets ..... " 132
Bracelets ..... " 133
Bracelets ..... " 134
Bracelets ..... " 135
Bracelets ..... " 136
Bracelets ..... " 137
Bracelets ..... " 138
Bracelets ..... " 139
Bracelets ..... " 140
Bracelets ..... " 141
Bracelets ..... " 142
Bracelets ..... " 143
Bracelets ..... " 144
Bracelets ..... " 145
Bracelets ..... " 146
Bracelets ..... " 147
Bracelets ..... " 148
Bracelets ..... " 149
Bracelets ..... " 150
Bracelets ..... " 151
Bracelets ..... " 152
Bracelets ..... " 153
Bracelets ..... " 154
Bracelets ..... " 155
Bracelets ..... " 156
Bracelets ..... " 157
Bracelets ..... " 158
Bracelets ..... " 159
Bracelets ..... " 160
Bracelets ..... " 161
Bracelets ..... " 162
Bracelets ..... " 163
Bracelets ..... " 164
Bracelets ..... " 165
Bracelets ..... " 166
Bracelets ..... " 167
Bracelets ..... " 168
Bracelets ..... " 169
Bracelets ..... " 170
Bracelets ..... " 171
Bracelets ..... " 172
Bracelets ..... " 173
Bracelets ..... " 174
Bracelets ..... " 175
Bracelets ..... " 176
Bracelets ..... " 177
Bracelets ..... " 178
Bracelets ..... " 179
Bracelets ..... " 180
Bracelets ..... " 181
Bracelets ..... " 182
Bracelets ..... " 183
Bracelets ..... " 184
Bracelets ..... " 185
Bracelets ..... " 186
Bracelets ..... " 187
Bracelets ..... " 188
Bracelets ..... " 189
Bracelets ..... " 190
Bracelets ..... " 191
Bracelets ..... " 192
Bracelets ..... " 193
Bracelets ..... " 194
Bracelets ..... " 195
Bracelets ..... " 196
Bracelets ..... " 197
Bracelets ..... " 198
Bracelets ..... " 199
Bracelets ..... " 200
Bracelets ..... " 201
Bracelets ..... " 202
Bracelets ..... " 203
Bracelets ..... " 204
Bracelets ..... " 205
Bracelets ..... " 206
Bracelets ..... " 207
Bracelets ..... " 208
Bracelets ..... " 209
Bracelets ..... " 210
Bracelets ..... " 211
Bracelets ..... " 212
Bracelets ..... " 213
Bracelets ..... " 214
Bracelets ..... " 215
Bracelets ..... " 216
Bracelets ..... " 217
Bracelets ..... " 218
Bracelets ..... " 219
Bracelets ..... " 220
Bracelets ..... " 221
Bracelets ..... " 222
Bracelets ..... " 223
Bracelets ..... " 224
Bracelets ..... " 225
Bracelets ..... " 226
Bracelets ..... " 227
Bracelets ..... " 228
Bracelets ..... " 229
Bracelets ..... " 230
Bracelets ..... " 231
Bracelets ..... " 232
Bracelets ..... " 233
Bracelets ..... " 234
Bracelets ..... " 235
Bracelets ..... " 236
Bracelets ..... " 237
Bracelets ..... " 238
Bracelets ..... " 239
Bracelets ..... " 240
Bracelets ..... " 241
Bracelets ..... " 242
Bracelets ..... " 243
Bracelets ..... " 244
Bracelets ..... " 245
Bracelets ..... " 246
Bracelets ..... " 247
Bracelets ..... " 248
Bracelets ..... " 249
Bracelets ..... " 250
Bracelets ..... " 251
Bracelets ..... " 252
Bracelets ..... " 253
Bracelets ..... " 254
Bracelets ..... " 255
Bracelets ..... " 256
Bracelets ..... " 257
Bracelets ..... " 258
Bracelets ..... " 259
Bracelets ..... " 260
Bracelets ..... " 261
Bracelets ..... " 262
Bracelets ..... " 263
Bracelets ..... " 264
Bracelets ..... " 265
Bracelets ..... " 266
Bracelets ..... " 267
Bracelets ..... " 268
Bracelets ..... " 269
Bracelets ..... " 270
Bracelets ..... " 271
Bracelets ..... " 272
Bracelets ..... " 273
Bracelets ..... " 274
Bracelets ..... " 275
Bracelets ..... " 276
Bracelets ..... " 277
Bracelets ..... " 278
Bracelets ..... " 279
Bracelets ..... " 280
Bracelets ..... " 281
Bracelets ..... " 282
Bracelets ..... " 283
Bracelets ..... " 284
Bracelets ..... " 285
Bracelets ..... " 286
Bracelets ..... " 287
Bracelets ..... " 288
Bracelets ..... " 289
Bracelets ..... " 290
Bracelets ..... " 291
Bracelets ..... " 292
Bracelets ..... " 293
Bracelets ..... " 294
Bracelets ..... " 295
Bracelets ..... " 296
Bracelets ..... " 297
Bracelets ..... " 298
Bracelets ..... " 299
Bracelets ..... " 300
Bracelets ..... " 301
Bracelets ..... " 302
Bracelets ..... " 303
Bracelets ..... " 304
Bracelets ..... " 305
Bracelets ..... " 306
Bracelets ..... " 307
Bracelets ..... " 308
Bracelets ..... " 309
Bracelets ..... " 310
Bracelets ..... " 311
Bracelets ..... " 312
Bracelets ..... " 313
Bracelets ..... " 314
Bracelets ..... " 315
Bracelets ..... " 316
Bracelets ..... " 317
Bracelets ..... " 318
Bracelets ..... " 319
Bracelets ..... " 320
Bracelets ..... " 321
Bracelets ..... " 322
Bracelets ..... " 323
Bracelets ..... " 324
Bracelets ..... " 325
Bracelets ..... " 326
Bracelets ..... " 327
Bracelets ..... " 328
Bracelets ..... " 329
Bracelets ..... " 330
Bracelets ..... " 331
Bracelets ..... " 332
Bracelets ..... " 333
Bracelets ..... " 334
Bracelets ..... " 335
Bracelets ..... " 336
Bracelets ..... " 337
Bracelets ..... " 338
Bracelets ..... " 339
Bracelets ..... " 340
Bracelets ..... " 341
Bracelets ..... " 342
Bracelets ..... " 343
Bracelets ..... " 344
Bracelets ..... " 345
Bracelets ..... " 346
Bracelets ..... " 347
Bracelets ..... " 348
Bracelets ..... " 349
Bracelets ..... " 350
Bracelets ..... " 351
Bracelets ..... " 352
Bracelets ..... " 353
Bracelets ..... " 354
Bracelets ..... " 355
Bracelets ..... " 356
Bracelets ..... " 357
Bracelets ..... " 358
Bracelets ..... " 359
Bracelets ..... " 360
Bracelets ..... " 361
Bracelets ..... " 362
Bracelets ..... " 363
Bracelets ..... " 364
Bracelets ..... " 365
Bracelets ..... " 366
Bracelets ..... " 367
Bracelets ..... " 368
Bracelets ..... " 369
Bracelets ..... " 370
Bracelets ..... " 371
Bracelets ..... " 372
Bracelets ..... " 373
Bracelets ..... " 374
Bracelets ..... " 375
Bracelets ..... " 376
Bracelets ..... " 377
Bracelets ..... " 378
Bracelets ..... " 379
Bracelets ..... " 380
Bracelets ..... " 381
Bracelets ..... " 382
Bracelets ..... " 383
Bracelets ..... " 384
Bracelets ..... " 385
Bracelets ..... " 386
Bracelets ..... " 387
Bracelets ..... " 388
Bracelets ..... " 389
Bracelets ..... " 390
Bracelets ..... " 391
Bracelets ..... " 392
Bracelets ..... " 393
Bracelets ..... " 394
Bracelets ..... " 395
Bracelets ..... " 396
Bracelets ..... " 397
Bracelets ..... " 398
Bracelets ..... " 399
Bracelets ..... " 400
Bracelets ..... " 401
Bracelets ..... " 402
Bracelets ..... " 403
Bracelets ..... " 404
Bracelets ..... " 405
Bracelets ..... " 406
Bracelets ..... " 407
Bracelets ..... " 408
Bracelets ..... " 409
Bracelets ..... " 410
Bracelets ..... " 411
Bracelets ..... " 412
Bracelets ..... " 413
Bracelets ..... " 414
Bracelets ..... " 415
Bracelets ..... " 416
Bracelets ..... " 417
Bracelets ..... " 418
Bracelets ..... " 419
Bracelets ..... " 420
Bracelets ..... " 421
Bracelets ..... " 422
Bracelets ..... " 423
Bracelets ..... " 424
Bracelets ..... " 425
Bracelets ..... " 426
Bracelets ..... " 427
Bracelets ..... " 428
Bracelets ..... " 429
Bracelets ..... " 430
Bracelets ..... " 431
Bracelets ..... " 432
Bracelets ..... " 433
Bracelets ..... " 434
Bracelets ..... " 435
Bracelets ..... " 436
Bracelets ..... " 437
Bracelets ..... " 438
Bracelets ..... " 439
Bracelets ..... " 440
Bracelets ..... " 441
Bracelets ..... " 442
Bracelets ..... " 443
Bracelets ..... " 444
Bracelets ..... " 445
Bracelets ..... " 446
Bracelets ..... " 447
Bracelets ..... " 448
Bracelets ..... " 449
Bracelets ..... " 450
Bracelets ..... " 451
Bracelets ..... " 452
Bracelets ..... " 453
Bracelets ..... " 454
Bracelets ..... " 455
Bracelets ..... " 456
Bracelets ..... " 457
Bracelets ..... " 458
Bracelets ..... " 459
Bracelets ..... " 460
Bracelets ..... " 461
Bracelets ..... " 462
Bracelets ..... " 463
Bracelets ..... " 464
Bracelets ..... " 465
Bracelets ..... " 466
Bracelets ..... " 467
Bracelets ..... " 468
Bracelets ..... " 469
Bracelets ..... " 470
Bracelets ..... " 471
Bracelets ..... " 472
Bracelets ..... " 473
Bracelets ..... " 474
Bracelets ..... " 475
Bracelets ..... " 476
Bracelets ..... " 477
Bracelets ..... " 478
Bracelets ..... " 479
Bracelets ..... " 480
Bracelets ..... " 481
Bracelets ..... " 482
Bracelets ..... " 483
Bracelets ..... " 484
Bracelets ..... " 485
Bracelets ..... " 486
Bracelets ..... " 487
Bracelets ..... " 488
Bracelets ..... " 489
Bracelets ..... " 490
Bracelets ..... " 491
Bracelets ..... " 492
Bracelets ..... " 493
Bracelets ..... " 494
Bracelets ..... " 495
Bracelets ..... " 496
Bracelets ..... " 497
Bracelets ..... " 498
Bracelets ..... " 499
Bracelets ..... " 500
Bracelets ..... " 501
Bracelets ..... " 502
Bracelets ..... " 503
Bracelets ..... " 504
Bracelets ..... " 505
Bracelets ..... " 506
Bracelets ..... " 507
Bracelets ..... " 508
Bracelets ..... " 509
Bracelets ..... " 510
Bracelets ..... " 511
Bracelets ..... " 512
Bracelets ..... " 513
Bracelets ..... " 514
Bracelets ..... " 515
Bracelets ..... " 516
Bracelets ..... " 517
Bracelets ..... " 518
Bracelets ..... " 519
Bracelets ..... " 520
Bracelets ..... " 521
Bracelets ..... " 522
Bracelets ..... " 523
Bracelets ..... " 524
Bracelets ..... " 525
Bracelets ..... " 526
Bracelets ..... " 527
Bracelets ..... " 528
Bracelets ..... " 529
Bracelets ..... " 530
Bracelets ..... " 531
Bracelets ..... " 532
Bracelets ..... " 533
Bracelets ..... " 534
Bracelets ..... " 535
Bracelets ..... " 536
Bracelets ..... " 537
Bracelets ..... " 538
Bracelets ..... " 539
Bracelets ..... " 540
Bracelets ..... " 541
Bracelets ..... " 542
Bracelets ..... " 543
Bracelets ..... " 544
Bracelets ..... " 545
Bracelets ..... " 546
Bracelets ..... " 547
Bracelets ..... " 548
Bracelets ..... " 549
Bracelets ..... " 550
Bracelets ..... " 551
Bracelets ..... " 552
Bracelets ..... " 553
Bracelets ..... " 554
Bracelets ..... " 555
Bracelets ..... " 556
Bracelets ..... " 557
Bracelets ..... " 558
Bracelets ..... " 559
Bracelets ..... " 560
Bracelets ..... " 561
Bracelets ..... " 562
Bracelets ..... " 563
Bracelets ..... " 564
Bracelets ..... " 565
Bracelets ..... " 566
Bracelets ..... " 567
Bracelets ..... " 568
Bracelets ..... " 569
Bracelets ..... " 570
Bracelets ..... " 571
Bracelets ..... " 572
Bracelets ..... " 573
Bracelets ..... " 574
Bracelets ..... " 575
Bracelets ..... " 576
Bracelets ..... " 577
Bracelets ..... " 578
Bracelets ..... " 579
Bracelets ..... " 580
Bracelets ..... " 581
Bracelets ..... " 582
Bracelets ..... " 583
Bracelets ..... " 584
Bracelets ..... " 585
Bracelets ..... " 586
Bracelets ..... " 587
Bracelets ..... " 588
Bracelets ..... " 589
Bracelets ..... " 590
Bracelets ..... " 591
Bracelets ..... " 592
Bracelets ..... " 593
Bracelets ..... " 594
Bracelets ..... " 595
Bracelets ..... " 596
Bracelets ..... " 597
Bracelets ..... " 598
Bracelets ..... " 599
Bracelets ..... " 600
Bracelets ..... " 601
Bracelets ..... " 602
Bracelets ..... " 603
Bracelets ..... " 604
Bracelets ..... " 605
Bracelets ..... " 606
Bracelets ..... " 607
Bracelets ..... " 608
Bracelets ..... " 609
Bracelets ..... " 610
Bracelets ..... " 611
Bracelets ..... " 612
Bracelets ..... " 613
Bracelets ..... " 614
Bracelets ..... " 615
Bracelets ..... " 616
Bracelets ..... " 617
Bracelets ..... " 618
Bracelets ..... " 619
Bracelets ..... " 620
Bracelets ..... " 621
Bracelets ..... " 622
Bracelets ..... " 623
Bracelets ..... " 624
Bracelets ..... " 625
Bracelets ..... " 626
Bracelets ..... " 627
Bracelets ..... " 628
Bracelets ..... " 629
Bracelets ..... " 630
Bracelets ..... " 631
Bracelets ..... " 632
Bracelets ..... " 633
Bracelets ..... " 634
Bracelets ..... " 635
Bracelets ..... " 636
Bracelets ..... " 637
Bracelets ..... " 638
Bracelets ..... " 639
Bracelets ..... " 640
Bracelets ..... " 641
Bracelets ..... " 642
Bracelets ..... " 643
Bracelets ..... " 644
Bracelets ..... " 645
Bracelets ..... " 646
Bracelets ..... " 647
Bracelets ..... " 648
Bracelets ..... " 649
Bracelets ..... " 650
Bracelets ..... " 651
Bracelets ..... " 652
Bracelets ..... " 653
Bracelets ..... " 654
Bracelets ..... " 655
Bracelets ..... " 656
Bracelets ..... " 657
Bracelets ..... " 658
Bracelets ..... " 659
Bracelets ..... " 660
Bracelets ..... " 661
Bracelets ..... " 662
Bracelets ..... " 663
Bracelets ..... " 664
Bracelets ..... " 665
Bracelets ..... " 666
Bracelets ..... " 667
Bracelets ..... " 668
Bracelets ..... " 669
Bracelets ..... " 670
Bracelets ..... " 671
Bracelets ..... " 672
Bracelets ..... " 673
Bracelets ..... " 674
Bracelets ..... " 675
Bracelets ..... " 676
Bracelets ..... " 677
Bracelets ..... " 678
Bracelets ..... " 679
Bracelets ..... " 680
Bracelets ..... " 681
Bracelets ..... " 682
Bracelets ..... " 683
Bracelets ..... " 684
Bracelets ..... " 685
Bracelets ..... " 686
Bracelets ..... " 687
Bracelets ..... " 688
Bracelets ..... " 689
Bracelets ..... " 690
Bracelets ..... " 691
Bracelets ..... " 692
Bracelets ..... " 693
Bracelets ..... " 694
Bracelets ..... " 695
Bracelets ..... " 696
Bracelets ..... " 697
Bracelets ..... " 698
Bracelets ..... " 699
Bracelets ..... " 700
Bracelets ..... " 701
Bracelets ..... " 702
Bracelets ..... " 703
Bracelets ..... " 704
Bracelets ..... " 705
Bracelets ..... " 706
Bracelets ..... " 707
Bracelets ..... " 708
Bracelets ..... " 709
Bracelets ..... " 710
Bracelets ..... " 711
Bracelets ..... " 712
Bracelets ..... " 713
Bracelets ..... " 714
Bracelets ..... " 715
Bracelets ..... " 716
Bracelets ..... " 717
Bracelets ..... " 718
Bracelets ..... " 719
Bracelets ..... " 720
Bracelets ..... " 721
Bracelets ..... " 722
Bracelets ..... " 723
Bracelets ..... " 724
Bracelets ..... " 725
Bracelets ..... " 726
Bracelets ..... " 727
Bracelets ..... " 728
Bracelets ..... " 729
Bracelets ..... " 730
Bracelets ..... " 731
Bracelets ..... " 732
Bracelets ..... " 733
Bracelets ..... " 734
Bracelets ..... " 735
Bracelets ..... " 736
Bracelets ..... " 737
Bracelets ..... " 738
Bracelets ..... " 739
Bracelets ..... " 740
Bracelets ..... " 741
Bracelets ..... " 742
Bracelets ..... " 743
Bracelets ..... " 744
Bracelets ..... " 745
Bracelets ..... " 746
Bracelets ..... " 747
Bracelets ..... " 748
Bracelets ..... " 749
Bracelets ..... " 750
Bracelets ..... " 751
Bracelets ..... " 752
Bracelets ..... " 753
Bracelets ..... " 754
Bracelets ..... " 755
Bracelets ..... " 756
Bracelets ..... " 757
Bracelets ..... " 758
Bracelets ..... " 759
Bracelets ..... " 760
Bracelets ..... " 761
Bracelets ..... " 762
Bracelets ..... " 763
Bracelets ..... " 764
Bracelets ..... " 765
Bracelets ..... " 766
Bracelets ..... " 767
Bracelets ..... " 768
Bracelets ..... " 769
Bracelets ..... " 770
Bracelets ..... " 771
Bracelets ..... " 772
Bracelets ..... " 773
Bracelets ..... " 774
Bracelets ..... " 775
Bracelets ..... " 776
Bracelets ..... " 777
Bracelets ..... " 778
Bracelets ..... " 779
Bracelets ..... " 780
Bracelets ..... " 781
Bracelets ..... " 782
Bracelets ..... " 783
Bracelets ..... " 784
Bracelets ..... " 785
Bracelets ..... " 786
Bracelets ..... " 787
Bracelets ..... " 788
Bracelets ..... " 789
Bracelets ..... " 790
Bracelets ..... " 791
Bracelets ..... " 792
Bracelets ..... " 793
Bracelets ..... " 794
Bracelets ..... " 795
Bracelets ..... " 796
Bracelets ..... " 797
Bracelets ..... " 798
Bracelets ..... " 799
Bracelets ..... " 800
Bracelets ..... " 801
Bracelets ..... " 802
Bracelets ..... " 803
Bracelets ..... " 804
Bracelets ..... " 805
Bracelets ..... " 806
Bracelets ..... " 807
Bracelets ..... " 808
Bracelets ..... " 809
Bracelets ..... " 810
Bracelets ..... " 811
Bracelets ..... " 812
Bracelets ..... " 813
Bracelets ..... " 814
Bracelets ..... " 815
Bracelets ..... " 816
Bracelets ..... " 817
Bracelets ..... " 818
Bracelets ..... " 819
Bracelets ..... " 820
Bracelets ..... " 821
Bracelets ..... " 822
Bracelets ..... " 823
Bracelets ..... " 824
Bracelets ..... " 825
Bracelets ..... " 826
Bracelets ..... " 827
Bracelets ..... " 828
Bracelets ..... " 829
Bracelets ..... " 830
Bracelets ..... " 831
Bracelets ..... " 832
Bracelets ..... " 833
Bracelets ..... " 834
Bracelets ..... " 835
Bracelets ..... " 836
Bracelets ..... " 837
Bracelets ..... " 838
Bracelets ..... " 839
Bracelets ..... " 840
Bracelets ..... " 841
Bracelets ..... " 842
Bracelets ..... " 843
Bracelets ..... " 844
Bracelets ..... " 845
Bracelets ..... " 846
Bracelets ..... " 847
Bracelets ..... " 848
Bracelets ..... " 849
Bracelets ..... " 850
Bracelets ..... " 851
Bracelets ..... " 852
Bracelets ..... " 853
Bracelets ..... " 854
Bracelets ..... " 855
Bracelets ..... " 856
Bracelets ..... " 857
Bracelets ..... " 858
Bracelets ..... " 859
Bracelets ..... " 860
Bracelets ..... " 861
Bracelets ..... " 862
Bracelets ..... " 863
Bracelets ..... " 864
Bracelets ..... " 865
Bracelets ..... " 866
Bracelets ..... " 867
Bracelets ..... " 868
Bracelets ..... " 869
Bracelets ..... " 870
Bracelets ..... " 871
Bracelets ..... " 872
Bracelets ..... " 873
Bracelets ..... " 874
Bracelets ..... " 875
Bracelets ..... " 876
Bracelets ..... " 877
Bracelets ..... " 878
Bracelets ..... " 879
Bracelets ..... " 880
Bracelets ..... " 881
Bracelets ..... " 882
Bracelets ..... " 883
Bracelets ..... " 884
Bracelets ..... " 885
Bracelets ..... " 886
Bracelets ..... " 887
Bracelets ..... " 888
Bracelets ..... " 889
Bracelets ..... " 890
Bracelets ..... " 891
Bracelets ..... " 892
Bracelets ..... " 893
Bracelets ..... " 894
Bracelets ..... " 895
Bracelets ..... " 896
Bracelets ..... " 897
Bracelets ..... " 898
Bracelets ..... " 899
Bracelets ..... " 900
Bracelets ..... " 901
Bracelets ..... " 902
Bracelets ..... " 903
Bracelets ..... " 904
Bracelets ..... " 905
Bracelets ..... " 906
Bracelets ..... " 907
Bracelets ..... " 908
Bracelets ..... " 909
Bracelets ..... " 910
Bracelets ..... " 911
Bracelets ..... " 912
Bracelets ..... " 913
Bracelets ..... " 914
Bracelets ..... " 915
Bracelets ..... " 916
Bracelets ..... " 917
Bracelets ..... " 918
Bracelets ..... " 919
Bracelets ..... " 920
Bracelets ..... " 921
Bracelets ..... " 922
Bracelets ..... " 923
Bracelets ..... " 924
Bracelets ..... " 925
Bracelets ..... " 926
Bracelets ..... " 927
Bracelets ..... " 928
Bracelets ..... " 929
Bracelets ..... " 930
Bracelets ..... " 931
Bracelets ..... " 932
Bracelets ..... " 933
Bracelets ..... " 934
Bracelets ..... " 935
Bracelets ..... " 936
Bracelets ..... " 937
Bracelets ..... " 938
Bracelets ..... " 939
Bracelets ..... " 940
Bracelets ..... " 941
Bracelets ..... " 942
Bracelets ..... " 943
Bracelets ..... " 944
Bracelets ..... " 945
Bracelets ..... " 946
Bracelets ..... " 947
Bracelets ..... " 948
Bracelets ..... " 949
Bracelets ..... " 950
Bracelets ..... " 951
Bracelets ..... " 952
Bracelets ..... " 953
Bracelets ..... " 954
Bracelets ..... " 955
Bracelets ..... " 956
Bracelets ..... " 957
Bracelets ..... " 958
Bracelets ..... " 959
Bracelets ..... " 960
Bracelets ..... " 961
Bracelets ..... " 962
Bracelets ..... " 963
Bracelets ..... " 964
Bracelets ..... " 965
Bracelets ..... " 966
Bracelets ..... " 967
Bracelets ..... " 968
Bracelets ..... " 969
Bracelets ..... " 970
Bracelets ..... " 971
Bracelets ..... " 972
Bracelets ..... " 973
Bracelets ..... " 974
Bracelets ..... " 975
Bracelets ..... " 976
Bracelets ..... " 977
Bracelets ..... " 978
Bracelets ..... " 979
Bracelets ..... " 980
Bracelets ..... " 981
Bracelets ..... " 982
Bracelets ..... " 983
Bracelets ..... " 984
Bracelets ..... " 985
Bracelets ..... " 986
Bracelets ..... " 987
Bracelets ..... " 988
Bracelets ..... " 989
Bracelets ..... " 990
Bracelets ..... " 991
Bracelets ..... " 992
Bracelets ..... " 993
Bracelets ..... " 994
Bracelets ..... " 995
Bracelets ..... " 996
Bracelets ..... " 997
Bracelets ..... " 998
Bracelets ..... " 999
Bracelets ..... " 1000



Published by Rudolf Mosse Book & Graphic Printing Corporation

Charlotte von Stein.

Nach dem in der Sammlung von Dallwitz in Berlin befindlichen Gemälde
von Karl Freiherrn von Imhoff.

Ill. D. Monatshefte. Mai 1894.

Zu Schwarz: Ein intereſſantes Porträt

Digitized by Google

# Maria vom Schiffchen.

Novelle

von

**Adolf Stern.**

Im Süden der Stadt Rom, am Abhang des Monte Celio, breitet ſich ein ſtiller Platz aus, an dem die Kirche Santa Maria della Navicella und wenige Schritte vor der Vorhalle dieſer Kirche und vor den Thoren zu den Prachtgärten der Villa Mattei, als Wahrzeichen des Platzes, auf langem, mäßig hohem Sockel das Marmorſchiffchen ſteht, das in den Glanztagen Papſt Leos X. als deſſen Glücksſchiff beſchrieben und beſungen worden iſt. Sonſt iſt wenig genug auf der einſamen Piazza zu ſehen. Denn daß zwiſchen den baufälligen kleinen grauen und gelben Häuſern ſich auch ein ſolches mit urſprünglich roſenrotem Anſtrich befindet, deſſen verroſtetes Thürſchloß ſeit Jahren nicht geöffnet ſcheint und von deſſen Dachfirſt ein vergrüntes und verbogenes Stück Waſſerrinne betrüblich in den Platz hereinhängt, darf kaum für eine beſondere Merkwürdigkeit gelten. Nur der Zufall oder die Langeweile bei heißem Sonnenſchein und beim Warten auf die dritte Nachmittagsſtunde, zu der ſich die Mattei-Gärten für Fremde öffnen, können einen Neugierigen veranlaſſen, an die Fruchthändlerin, die im dürftigen Schatten zweier Akazien ihren Stand aufgeſchlagen hat, eine Frage nach dem verlaſſenen Haus an der Ecke der Piazza und der Via di San Stefano Rotondo zu thun. Auch hat der Frager die Wirkung ſeiner harmloſen Worte ſchwerlich vorausgeſehen. Sora Catarina, die dicke Fruchthändlerin, läßt die goldroten Orangen aus ihren zitternden Händen in den Korb zurückfallen, nimmt ſie wieder auf und ſagt endlich, ohne den Käufer zu bedienen: „Madonna mia — wiſſen nun gar die Fremden von der unglücklichen Geſchichte? Das Haus — jawohl — das gehört noch heute der Maria Martucci — aber die Mutter Gottes da drüben allein ſieht voraus, ob ſich die Arme je wieder unter ſeinem Dach zur Ruhe legen wird. 's war nicht ganz recht, Herr, daß ſie mit dem jungen Fabrizio Verlonia auf das Gut hinter Bracciano ging, aber — Signore, der Welt Lauf! Hätte Giuſeppe, ihr Mann, ſie nicht ſo plötzlich auf Nimmerwiederſehen verlaſſen, ſo wäre ſie die brave Frau geblieben, als welche wir ſie alle gekannt haben. Herr Fabrizio hält ſie übrigens gut — er iſt ein ſchöner Herr, ein freigebiger

Herr und, wie Sie wiſſen, einer der Reichſten in Rom. Und noch am heiligen Pfingſtfeſt hat mir Carlo Volpato, der Weinfuhrmann, der nach Bracciano kommt, erzählt, daß ſich Maria als Verwalterin in dem alten Schloſſe wohl fühlt, ſchöner als je iſt und vor nichts Furcht hat, als daß Giuſeppe mal zurückkommen möchte. Man ſagt, daß er Zimmermann in Wien ſei — und Richetta Tardi, die Krämersfrau von der Porta Sebaſtiano, die Maria Martucci nie leiden mochte, will wiſſen, daß er aus Eiferſucht auf Herrn Fabrizio auf und davon gegangen wäre. Ich glaube aber allen Tardis kein Wort. Eiferſucht — guter Gott — der Cavaliere war ihr wohl in die Meſſe oder ſonſt nachgegangen, wie die Herren eben ſind. Und er hätte ja keine Augen im Kopfe haben müſſen, um nicht zu ſehen, wie ſchön Maria war, da er jeden Tag am Häuschen dort vorüberritt. Nicht um ihretwillen, wenigſtens anfangs nicht — er mußte doch auch nach der Campagna hinaus, wo die Lancieri, bei denen er damals Capitano war, ihre Übungen halten. Und ſeht, Signor, Maria war ſo wohlgeſchaffen und ſo ſittſam, daß ſie kaum einmal die Augen nach dem ſtattlichen Reiter aufſchlug, dem doch viele, ſelbſt eine Alte wie ich, gern nachſahen. Und hätte Maria Martucci ein Kind mit Giuſeppe gehabt, wär's auch nicht dazu gekommen. Niemand hätte etwas Übles von ihr ſagen können, bis ihr eigener Mann ſie verließ. Eines ſchlimmen Morgens war er davon — ließ alle ſeine Habe zurück — ſelbſt ſein Zimmermannsbeil. Auf den Stiel der Axt hatte er eingegraben: Addio Maria — ich habe es ſelbſt geſehen und Sie können's auch ſehen, Signor, wenn die Scheiben dort neben dem Hausflur nicht zu blind geworden ſind. Die Axt lehnt noch an der Wand, wie er ſie hingeſtellt hat. Nach Jahren noch — als wartete ſie ihres Herrn! Maria Martucci hat ſeiner auch gewartet, freilich nicht ſo lang und ſo geduldig, wie das ſtumme Werkzeug. Madonna mia — ſie war zwanzig Jahre alt, und Herr Fabrizio nützte die gute Gelegenheit und beſtürmte die junge Verlaſſene! Und nachdem ſie ihn einmal bei Nacht zu ſich eingelaſſen hatte, war's alsbald in aller Nachbarinnen Munde, und die Arme mußte noch froh ſein, daß ſie Herr Fabrizio in ſeinem Schlößchen am See von Bracciano zur Schaffnerin einſetzte. Ihr Vater, der alte Cuſtode der Villa Fonſeca, hatte hinter San Paolo eine Vigna beſeſſen — Maria war, ehe ſie den Giuſeppe Martucci heiratete, mehr draußen als im Hauſe dort drüben geweſen. Nun kann ſie auf Herrn Fabrizios Gütern nach Luſt ſchalten. Und wahrhaftig, Herr, er liebt ſie ſo, daß er im ſtande wäre, wenn Gott den Giuſeppe zu ſich rufen wollte, ſie zu ſeiner Frau zu machen. Sie ſagen's, ſo wunderlich es klingt — denken Sie doch, Signore, Maria vom Schiffchen, des Cuſtoden Tochter und des Zimmermanns Frau, eine Principeſſa Verlonia. Unterdes thut ihr Giuſeppe Martucci die Liebe nicht an — und lebt in der Fremde weiter. Glauben Sie, Herr, der hat, als er davonging, etwas Schweres auf dem Gewiſſen gehabt — es geſchieht ſo viel Böſes in dieſer Welt, was niemals offenbar wird, aber vor unſeren Heiligen bleibt nichts verborgen, und Giuſeppe wird büßen müſſen für die Sünden, die er ſelbſt gethan, und für die Sünde, in der Maria lebt, weil er ſie verlaſſen hat."

Die Fruchthändlerin hat ſich ſo in den Eifer hineingeſprochen, daß ſie vollkommen vergißt, dem Fremden ſeine Orangen zu geben, bis er ſie mit einer bezeichnenden Handbewegung daran mahnt und ihr kurz für die lange Auskunft dankt, die ſie ihm erteilt hat. Signora Catarina freut ſich der Belehrung, die ſie dem Wißbegierigen auf ſeinen Weg durch die Lichter und Schatten der köſtlichen Matteigärten mitgeben konnte, und ſie rät ganz richtig, daß der Fremde nachdenklich über das Vernommene durch das Gitterthor eintritt und zwiſchen den Eiſenſtäben hervor noch mehr als einmal prüfend zu dem verlaſſenen Häuschen an der Ecke der Piazza Navicella hinüberſieht. Sie iſt nur darin im Irrtum, daß ſie glaubt, die Welt ſei voll von verborgen gebliebenem Böſen und warte auf ihre ſcharfen ſchwarzen Augen, um wenigſtens etwas davon ans Licht zu bringen. Nicht ſie noch ihre Gevatterinnen in ganz Rom und auf der weiten Erde haben eine Ahnung davon, wie viel mehr Gutes es in der Welt giebt, das weder von einem Auge erblickt, noch von einer Seele erraten wird. Es iſt vollkommen

wahr, daß Giuseppe Martucci, der Zimmermann, sein junges Weib und sein Heimatsland verlassen hat und daß seit jener Zeit die schöne Maria als die Haushälterin und die Geliebte des erlauchten Signor Fabrizio Verlonia auf dem Gute La Pina hinter Bracciano lebt. Was aber den Giuseppe hinausgetrieben hat, warum und wie er in die Fremde gegangen ist, ahnt vielleicht in dunklen Stunden, deren sie wenige hat, die schöne Maria, sein Weib. Und zur Zeit wissen es nur zwei Menschen in der Welt, ein greiser Priester in Welschtirol, dem der wandernde Zimmermann im Beichtstuhl sein Herz ausgeschüttet hat, und der deutsche Träumer, der, wie er jetzt still unter den Platanen des Gartens hin und her geht, sich mit einemmal um einige Jahre zurückversetzt und die Dinge, die damals geschehen sind und gedroht haben, in voller Deutlichkeit, im alles durchdringenden Licht der Wahrheit vor sich sieht — anders, ja ganz anders, als Sora Catarina hinter ihrem Fruchtkorb sie ihm vorgetragen hat.

* * *

Als vor etwa einem Jahrzehnt eine notwendige Restauration an der Kirche von Santa Maria Navicella vorgenommen und namentlich das morsche Gebälk des Daches erneuert und gebessert werden mußte, hatte Signor Pietro Nello, der Architekt, dem neben größeren Werken auch diese kleine Aufgabe übertragen war, im hellen Ärger über die Unbotmäßigkeit der Arbeiter von Trastevere, ein Dutzend Baulente aus seiner Vaterstadt Perugia nach Rom kommen lassen. Unter den Peruginern, die dauernde Arbeit in der Hauptstadt fanden, war auch Giuseppe Martucci, der Zimmermann, gewesen. Er hatte, als er mit drei Kameraden auf dem Bahnhof in Rom ausstieg und dem neuen Hause an der Piazza Dante zuwanderte, in dem Signor Nello sein Atelier aufgeschlagen hatte, guten Verdienst, aber kein Lebensglück in Rom zu finden gehofft. Gleichwohl war ihm das Gestirn, das seiner Zukunft leuchten sollte, schon am zweiten Abend seiner Ankunft aus den dunklen Augen der eben sechzehnjährigen Maria Breghini aufgeblitzt. Er hatte den heißen Tag lang — mit Ausnahme der glühenden Mittagsstunden, wo er in der Vorhalle der Kirche in einem schier totenähnlichen Schlaf lag — an dem Gerüst gezimmert, das die Arbeiter zuvörderst bedurften, und war erst herabgestiegen, als der letzte Nagel in die letzte unsichere Latte eingetrieben war. Drunten hatte er seine Jacke über den Arm genommen, den Schweiß von der Stirn gewischt und sich zum Heimgang angeschickt, zu einem einfachen Mahl und seiner Schlafstelle, wie er's von Perugia her gewohnt war. Da, wie er im warmen Abendlicht auf die Piazza hinaustrat, lehnte Maria Breghini, die mit zwei Nachbarinnen plauderte, am Sockel, der das Schiffchen trug, eine kleine schlanke bräunliche Hand war auf den Rand des Marmors gestützt, und der schöne Kopf mit den leuchtenden Augen hatte sich just nach der Spitze des Gerüstes an der Kirche erhoben, so daß die Römerin den Zimmermann gar nicht heraustreten sah. Ihn aber traf mit dem Licht zugleich die volle Kraft ihrer Schönheit. So schlicht Maria gekleidet war und obschon sie keinen anderen Schmuck trug als den silbernen Pfeil, der durch den Knoten ihres dichten schwarzen Haares gerade hindurchblitzte, erschien sie Giuseppe in diesem Augenblick wie eine Fürstin. Er fühlte mit einemmal, daß ihm noch Schweißperlen am krauslockigen Haar und Reste von Hobelspänen an den Kleidern hingen, fuhr mit dem Ärmel über die gutgewölbte, aber braunrote Stirn, und seine Finger strichen, während sein Auge auf dem Mädchen und ihren Genossinnen ruhte, weißliche Splitter von seinem buntwollenen Hemd herunter. So traf ihn der Blick aus Marias Augen, als diese von der Spitze des Gerüstes hinweg und wieder ruhig um sich schauten. Er grüßte die jungen Römerinnen sehr verlegen und machte sich, sein Beil über der Schulter, eilig in der Richtung der langen Mauer unter dem cälischen Hügel davon, ohne zu merken, daß ihm die Blicke der Mädchen folgten, und ohne zu sehen, wie sich ein spöttisches Lächeln über sein Ungeschick und ein wohlwollendes über seine jugendlich-schlanke Erscheinung und seine schönen dunklen Augen auf den Gesichtern der drei Gespielinnen ablösten. Am nächstfolgenden Abend sah sich der Zimmermann beim Schiffchen umsonst nach der um,

deren Züge er sich am Abend zuvor eingeprägt und deren er sich heute während der Arbeit nicht ohne die stille Hoffnung erinnert hatte, ihr wieder zu begegnen. Beim Schiffchen, dem Wahrzeichen der Kirche und des Platzes, stand allerdings wieder ein Mädchen, wie sie am Abend zuvor dort gestanden hatte, aber Maria Breghini war es nicht, und Giuseppe entsann sich kaum, daß er die rötlichen Haare der munteren Cecca Tosco neben den dunklen Flechten der Custodentochter bereits erblickt hatte. Da sein Gruß minder ehrerbietig ausfiel als einen Abend zuvor, zeigte sich auch die Cecca fortan nicht mehr, und Giuseppe ging allein oder mit einem und dem anderen seiner Baugesellen nach seiner Wohnung. Erst in der zweiten Woche seines römischen Aufenthaltes wurde ihm der Wunsch erfüllt, Maria Breghini wiederzusehen. Er hatte von seinem Gerüst herab das rosenrot angestrichene Haus, in dem sie mit ihrem Vater, dem Custoden, wohnte, und zugleich sie selbst, die ein paar Augenblicke auf die Schwelle trat, entdeckt, und da am Morgen nach dieser Entdeckung ein Sonntag anhub, hatte er sich vorgesetzt, so viel als möglich in der Nähe des Platzes zu verweilen und einmal gründlich zu versuchen, ob die wunderbare Beklemmung, die ihm der Gedanke an das bräunliche schlanke Mädchen mit der stolzen Haltung verursachte, durch ein Wiedersehen nicht endgültig geheilt werden könne. Der brave Peruginer mußte freilich erfahren, daß er sich über die Heilkraft seines Mittels empfindlich getäuscht hatte. Nachdem er viermal vergeblich an dem Häuschen vorbeigeschlichen war, ohne etwas anderes wahrzunehmen als die rötlich-gelbgefleckte Katze, die sich auf der Dachrinne sonnte, hatte er das Glück, Maria Breghini zu treffen, als sie mit ihrem Vater, dem Custoden, oben von der Messe in San Stefano Rotondo zurückkehrte. Signor Camillo Breghini hatte mit römischem Stolze den höflichen Gruß des Provinzialen kurz erwidert und die Glut, die sich auf Giuseppes bräunlichen Wangen zeigte, kurzweg dem Eindruck seines Grußes zu gute geschrieben, ohne sich nach seiner hinter ihm dreinkommenden Tochter nur umzusehen. Der junge Zimmermann aber hatte im Augenblick der Begegnung überhaupt nichts erblickt als ein Paar leuchtende Augen, die gesenkt und rasch wieder emporgeschlagen wurden, und einen wundersam beweglichen Ausdruck in den Zügen des jungen Mädchens. Und obschon Giuseppe Martucci noch kaum in Mädchengesichtern buchstabiert hatte, so las er jetzt doch rasch aus dem Gesicht Marias heraus, daß er ihr in seiner braunsammetnen Sonntagsjacke und dem hohen Filzhut stattlicher erscheine als im Schurzfell. Auch deutete er die halb drohende, halb schalkhaft warnende Miene ganz richtig, mit der ihm untersagt wurde, Maria etwa anzusprechen. Was sonst zwischen dem schönen Mund und dem runden, mit leisem Trotz nur ein wenig vorspringenden Kinn geschrieben stand, erriet er nicht.

Am Ende wußte Giuseppe, als er heimging, daß seine Beklemmung stärker als zuvor geworden sei, so daß es ihm Mühe kostete, sich aus den Umgebungen von Santa Maria Navicella loszureißen, um endlich — war er doch schon den dritten Sonntag in Rom — im gepriesenen Dom von St. Peter zu beten. Wenn ihn dann auch die Pracht des unermeßlichen Gotteshauses eine Stunde lang alles vergessen ließ — schon als er die Stufen zum Platze wieder herabkam und die Wassersäulen der großen Brunnen steigen und fallen sah, war er nur halb dabei und halb wieder bei Maria vom Schiffchen. Und in seltsamer Weise mischten sich die Gedanken an die kleine Kirche, vor der sein Zimmermannsgerüst stand, und an die schlanke Mädchengestalt, die allstündlich aus der Hausthür gegenüber treten und ihn auf seinem Gerüst schauen konnte, was Giuseppe halb scheute und halb wünschte.

In all den folgenden Wochen, während gewitterreicher Junitage und während der Fieberzeit des Hochsommers, die den wackeren Giuseppe nicht völlig verschonte, aber ihm doch Leben und Gesundheit auch nicht allzu hart gefährdete, spürte er, daß er sich bei jedem Gedanken an Maria Breghini und noch mehr bei jeder gelegentlichen Wiederbegegnung nur immer beklommener fühlte. Als vollends während des Augustmonats der Custode und seine Tochter vor der brütenden Hitze über der Stadt und den Fiebern der Tiberniederung zu einer alten Base nach Olevano hinaufflüchteten, zählte der

Zimmermann gepreßten Mutes die Tage und Stunden, die bis zu ihrer Wiederkunft verſtreichen mußten, und ging mit einer dumpfen Vorausſicht umher, daß ſein Schickſal auf dieſem Platze entſchieden werden würde. Er wagte nicht, obſchon er gerade jetzt Gelegenheit hatte, ſich bei Catarina Morelli, der Fruchthändlerin, einzuquartieren, ſeine Wohnung zu wechſeln, denn er konnte mit allem Nachdenken nicht erraten, wie Maria Breghini einen ſolchen Schritt aufnehmen werde. Aber er that zweierlei, er gab den Vorſatz ſeiner Rückkehr nach Perugia auf und verſchaffte ſich, da die Zimmerung an Santa Maria Navicella ſich ihrem Ende näherte, andere Arbeit bei Signor Nello, was gar keine Schwierigkeiten hatte, da Giuſeppe Martucci ſchon im Rufe eines Muſters an Fleiß, Umſicht und Sparſamkeit ſtand. Und er trachtete von Tag zu Tag eifriger, namentlich den letzteren Ruf zu mehren. Beſcheiden und nüchtern, wie er von Haus aus gewöhnt war, war er jetzt immer karger, ja faſt geizig geworden. Denn zwiſchen den zahlreichen Stunden, in denen er an ſeinem Glück verzagte und ſich vorhielt, daß die ſchöne Maria Breghini für das Haus eines Zimmergeſellen ein zu koſtbarer Schmuck ſei, hatte er doch auch einzelne, in denen er ſich ſagte, daß er der Sohn eines guten Bürgers von Perugia, der beſte Arbeiter in ſeiner Art ſei und daß einer ehrlichen Werbung doch vielleicht ein freudiges Ja folgen könne. Auf alle Fälle aber galt's zu ſorgen und wieder zu ſorgen — kein Habenichts mit leerer Taſche, kein Vergeuder und Spieler durfte die Hand nach einer Perle wie dies Mädchen ausſtrecken, und falls die Heiligen ein Einſehen hatten, ſollte der alte Cuſtode mit ſeinem römiſchen Hochmut und ſeinem Caracallakopf zur rechten Zeit ſchon erfahren, wie viel ein fleißiger Zimmermann erübrigen könne.

So nüchterne Berechnungen und Erwägungen waren es übrigens nicht, die Giuſeppes Seele erfüllten. Im Gegenteil koſtete es ihm Mühe und eine ungewohnte Anſtrengung, die einfache Verſtändigkeit ſeiner früheren Tage vorübergehend wiederzufinden. Sollte er der römiſchen Luft, dem fernen undeutlichen Brauſen der großen Stadt, oder nur den wirren Halbträumen, die er jetzt unbewußt aber beſtändig weiterſpann, die Unruhe ſeines Blutes, den pochenden Herzſchlag zuſchreiben, mit dem er umherging? Etwas Fremdes regte ſich in ihm und machte ihn willenlos. Er ſah, wenn er die Augen offen hielt, die ſchlanke Maria Breghini mit dem Reiz ihrer Geſtalt, mit der dunklen Glut ihrer Augen vor ſich, auch wenn er ganz wo anders hin, als nach der Thürſchwelle des Roſahäuschens hinüberblickte. Und wenn er die Augen ſchloß, war's noch ärger, dann tauchte er wie in eine purpurne Wolke hinein, er fühlte das Blut gegen ſeine Schläfe hämmern und er griff mit den Armen vor ſich, als ob er etwas an ſich reißen und preſſen wollte. Freilich handhabte er, ſobald er die Augen wieder aufthat, ſeine Axt um ſo kräftiger und behieb die Balken, daß die Späne über den Rand des Gerüſtes auf den Platz hinab ſplitterten und bis an das Marmorſchiffchen hinflogen, an dem all dies wunderliche Leben, dieſe Unruhe begonnen hatte. Je jugendfriſcher Giuſeppe Martucci war, je ruhiger er bis hierher gelebt hatte, um ſo mehr machte ihm der ungewohnte Zuſtand zu ſchaffen, und er ſetzte ſich vor, ſobald das Mädchen von Olevano zurück ſei, ein entſcheidendes Wort zu ſprechen — ſie mußte am Ende doch wiſſen, ob ſie ihn zum Manne mochte oder nicht. Daß er ſie voll leidenſchaftlicher Sehnſucht zum Weibe begehrte und ſich ein Leben mit ihr verſprach, wie es kein zweiter Arbeiter in Rom führen würde, wußte er jetzt gewiß.

Trotz alledem hätte der Zimmermann auch bei der Heimkehr Marias nicht ſo raſch den Mut gefunden, ſie anzuſprechen, wenn er ihr, wie am erſten Morgen, an dem ſie wieder unter dem Dach ihres väterlichen Hauſes erwachte, nur an der Thür dieſes Hauſes begegnet wäre. Der Aufenthalt in den Bergen von Olevano und das reichliche Leben auf den Vignen der Baſe hatte den Glanz von Marias Augen nicht erhöhen können, aber hatte einen roſigen Schimmer über ihre Züge gehaucht, die Pracht ihres Nackens und ihrer Schultern ein wenig mehr gerundet. Dazu hatte ſie ſich von der Sonntagstracht im Sabinergebirg ein amarantfarbenes Mieder angeeignet, wie es die Mädchen von Ceccano tragen,

und erschien Giuseppe, als sie so vor ihm auftauchte, so fremdartig schön, daß es ihm vermessener als je vorkam, sie gewinnen zu wollen, und über einen Morgengruß hinaus, den er ihr im Vorübergehen zurief, wagte er kein Wort. Maria Breghini hatte aber mit viel Befriedigung entdeckt, daß der Eindruck, den sie auf den jungen Martucci hervorgebracht hatte, in den Wochen ihrer Abwesenheit nicht verflüchtigt war, so daß sie sich entschloß, das Avegeläut wieder einmal am Marmorschiffchen zu erwarten.

Wie sie es angefangen, die rote Cecca los zu werden, die sich anfänglich zu ihr gesellte, blieb ebenso ihr Geheimnis als die Gedanken, mit denen sie dem Feierabend der Zimmerleute entgegengeharrt hatte. Sie machte sich, während Giuseppes vier Mitgesellen kurz nacheinander an ihr vorübergingen, zum Schein etwas am Sockel zu schaffen, und obschon alle vier, den weißbärtigen Tommaso eingeschlossen, sich scharfe und lange Blicke nach dem schönen Mädchen vergönnten, so verstand diese gar wohl immer wieder mit gut gespieltem Eifer an den Steinen niederzusehen und dabei wohl acht zu haben, daß keiner von den jungen Männern ihr bei ihrem Scheingeschäft zu Hilfe komme. Sie war schon im Begriff, auf den schuldlosen Giuseppe höchst zornig zu werden, als dieser endlich und doch plötzlich genug vor ihr auftauchte. Denn er hatte bis zuletzt auf dem Gerüst verweilt, mit einemmal von oben her entdeckt, daß Maria Breghini an dem Steinschiffchen lehnte, und war dann die beiden Leitern, die zur Vorhalle der Kirche führten, mehr herabgestürzt als heruntergestiegen. Jetzt kam er verlegen, gesenkten Hauptes und mit Augen, aus denen unverhohlenes Entzücken leuchtete, zu dem Steinschiffchen heran und bot mit einer Stimme guten Abend, die fest und ruhig sein sollte und durch die doch alle Erregung seines Herzens und seines Blutes hindurchzitterte. Maria Breghini erwiderte den Gruß mit einer Art neckischen Lächelns, gleich darauf aber, als setze sie voraus, daß der Zimmermann an ihr vorübergehen werde, bog sie den schönen Kopf zurück und sah zwischen den Bäumen der Piazza zum Abendhimmel hinauf. Die Augen Giuseppes folgten ihr und weideten sich eine Minute an der buntschimmernden Pracht, die ob den Gärten der Villa Mattei und weithin nach West den Himmel bedeckte. Breitgeränderte Wolken, vom dunklen Purpur bis zum blassesten Rot, hingen hier wie riesige Tücher und dort wie zerflatternde Bänder über dem goldfarbigen Horizont, die niedergehende Sonne schoß ungeheure Strahlenbündel zwischen die dunkleren Wolkenstreifen, und der Abendhauch bewegte die schimmernden Wolken so leise und leiser als die hochragenden Laubkronen der Gärten. Die beiden jungen Leute, die nicht eben gewohnt waren, auf Lichter und Bilder zu ihren Häupten zu achten, fühlten sich von der seltenen Schönheit dieses Himmels und dazu von der feierlichen Stille, die rings umher herrschte, doch ergriffen. Giuseppe war zu Mut, als dienten Abend und Abendglut nur dazu, die Züge Marias zu beleuchten, die dem Schauspiel zugekehrt waren, und das junge Mädchen, die es bald merkte, daß der junge Mann mehr sie als die Herrlichkeit des Septemberhimmels ansah, senkte ihre Augen wieder nieder und ihre Mienen heuchelten ein kleines Erstaunen, daß sie Giuseppe noch neben sich fand. Giuseppe sagte etwas stockend, daß er daheim kaum jemals, ja niemals solchen Abend erlebt habe, und Maria Breghini, in der jetzt das väterliche Blut aufwallte, entgegnete kurz, es sei eben ein Unterschied zwischen Rom und Perugia. Der brave Gesell fühlte sich in diesem Augenblick am wenigsten gedrungen, für die Ehre seiner Stadt zu reden, bekräftigte vielmehr die stolzen Worte des Mädchens, indem er seinen Vorsatz kundgab, wenn ihm das Glück günstig sei, sich selbst für immer in Rom niederzulassen. Während er dies sagte, befiel den starken und hochgewachsenen Mann ein Zittern, aus dem Maria Breghini wohl hätte erraten müssen, welches Glück er meine, wenn sie es nicht längst gewußt hätte. Aber sie konnte doch nun nichts mehr zur Ermutigung des ungelenken Werbers thun, der nach Atem und einem erlösenden Wort rang und dem mit einemmal die würzige und erquicklich kühle Abendluft über Feuer daher zu wehen schien, als geduldig zwei Schritte vor ihm aushalten.

Sie zog, als er ihre Hand streifte, diese nicht zurück — Giuseppe aber wagte gleichwohl nicht die kleine Hand, die in seinem

Bereich war, zu faſſen, und erſt als das Mädchen hinwarf, ſie werde nun ins Haus zurück müſſen — ihr Vater könne jeden Augenblick heimkehren, ermannte ſich der Zimmermann ſtammelnd zu der Bitte: „Thut mir das nicht, Maria — hört noch ein Wort! Ich bin nicht reich, aber auch kein Bettler, und möchte Euch ſagen, daß ich von meinen Eltern her weiß, was ein gutes Haus iſt! Ich habe, ehe ich nach Rom kam, niemals daran gedacht, eine Frau zu nehmen — jetzt iſt es anders, und wenn Euch zu Mute wäre wie mir, ſo wollt ich für Euch die Arme noch einmal ſo gut rühren, als ich's ſeither ſchon gethan habe. Laßt Euch gefallen, daß ich Euch lieb habe, Maria, ſagt mir, daß es Euch nicht wehe thun wird, wenn ich bei Eurem Vater um Euch bitte."

Und wie erſchrocken über ſeine Kühnheit blickte er zu Boden und ſah das feine Lächeln nicht, das Marias volle Lippen kräuſelte. Aber er fühlte die kleine weiche Hand, die ſich in die ſeine legte, und hätte das Mädchen, aus deren braunen Augen jetzt ein berückender Glanz in die ſeinen leuchtete, ſelbſtvergeſſen in ſeine Arme gezogen, wenn ſie ihn nicht abgewehrt hätte. „Denkt an die Nachbarn, Giuſeppe, und daß ich noch nicht Eure Verſprochene bin. Aber redet mit meinem Vater und laßt uns ein Jahr zuſehen."

Er gehorchte, er ließ ſelbſt ihre Hand los — aber ſeine heiße Leidenſchaft brach in den Worten heraus: „Sprecht nicht ſo, Maria! Wenn Ihr mich zum Manne wollt, wie ich Euch zum Weibe, ſo laßt uns keinen von den guten Tagen verlieren, da wir beide jung ſind!"

Das Mädchen erwiderte nichts, ſie erlaubte dem drängenden Werber, ſie bis an die Schwelle des Häuschens zu geleiten, und ſtimmte nur durch eine leiſe Kopfbewegung Giuſeppes Vorſatz zu, ſchon morgen mit Signor Camillo Breghini zu ſprechen. Dabei ſtreiften ihre braunen Augen noch mit einem Blicke ſcheuer Zärtlichkeit den wackeren Burſchen, deſſen Geſicht ſich immer mehr erhellte und der in ſeinem Glück ſich mit jedem Augenblick zu verſchönern ſchien. Nach der ſpröden Sitte, in der ſie erzogen war, gewährte ſie auch beim Abſchied dem Liebenden keinen Kuß und ſagte faſt trotzig: „Schickt Euch in Zeiten darein, Giuſeppe Martucci, auf alles zu warten, bis Ihr mein Mann ſeid!" Aber ſie verſüßte ihm ihre ſtolze Rückhaltung durch den Ton, mit dem ſie ſeinen Namen ausſprach, und gönnte ihm noch von der Schwelle aus ein verheißendes Lächeln, mit dem vor Augen der Zimmermann von Perugia wie in einem Taumel ſeliger Erwartung in die Dämmerung hineinſchritt, die ſich inzwiſchen über den Platz und die Nachbarſtraßen gebreitet hatte.

Maria Breghini ließ es nicht auf die Beredſamkeit und die Klugheit Giuſeppes ankommen, ihrem Vater die erſten Eröffnungen zu machen. Als ihr Bewerber anderen Tages zu ſchicklicher Zeit und im beſten Sonntagsputz zum erſtenmal das roſenrote Häuschen betrat, fand er, daß der alte Cuſtode bereits vom Zweck ſeines Beſuches unterrichtet ſei. Er nahm den Bewerber um die Hand ſeiner Tochter nicht unfreundlich auf, aber er ließ durchblicken, daß er doch andere Abſichten mit Maria gehegt habe, als ſie einem Zimmergeſellen zur Frau zu geben. Er nickte zwar zufrieden, als der junge Martucci den Betrag ſeiner Erſparniſſe nannte und die Ausſichten auf ſein künftiges Erbe beſcheiden andeutete, aber er betonte wiederholt, daß Carlo Zanetta, der große ſchwarzbärtige Brigadier der Carabinieri aus der Via Gregorio, ein Auge auf Maria geworfen habe, und wollte ſich zu keinem bindenden Wort verſtehen. Er gab Giuſeppe Erlaubnis, an Sonntagen und ein paarmal die Woche nach Feierabend ins Haus zu kommen, und Giuſeppe erriet mit dem Inſtinkt der Leidenſchaft, daß er hingehalten und für den Fall bewahrt werden ſollte, daß der angeſehenere Freier ſich noch eines anderen beſinne. Er lehnte ſich mit aller Ehrlichkeit und allem Trotz ſeiner einfachen Natur dagegen auf, verhehlte dem betroffenen Cuſtoden nicht, daß er nicht geſonnen ſei, ſich zum Notnagel brauchen zu laſſen, und gab beim erſtenmal, wo er mit Maria wieder einige Minuten allein war, auch dem erſtaunten Mädchen ſein Empfinden kund: „Es wäre ein Unglück für mich, Maria, wenn Ihr einen anderen Mann, der Euch ein beſſeres Schickſal ſichern kann, vor mir

den Vorzug geben würdet. Doch habe ich kein Recht an Euch, als das, was Ihr mir selbst geben wollt. Sagt Ihr nein, so muß ich sehen, wie ich den Rückweg nach Perugia finde — wollt Ihr aber ja sagen, so sagt es gleich und von ganzem Herzen, und ich will Euch dafür danken, solang ich das Leben habe. Nur sinnt mir nicht an, daß ich mit dem Mann im Dreispitz um die Wette werben soll. Sagt Ihr nein, sagt Ihr ja, so thut eines wie das andere bald. Und um Gottes Barmherzigkeit willen sagt ja!" setzte Giuseppe mit einem Blick hinzu, der das Mädchen durchschauerte, so viel Hingabe, so viel Sehnsucht sprach daraus.

Halb erschreckt, halb beglückt und geschmeichelt von der leidenschaftlichen Entschlossenheit ihres Bewerbers, entgegnete Maria Breghini, daß sie an den Carabiniere nicht denke. „Sor Carlos schwarzer Schnauzbart, der in jede Schüssel hineinhängt, aus der er sich vorlegen will, gefällt mir nicht. Ihr aber, Giuseppe, wenn Ihr mich wirklich zur Frau haben wollt, müßt lernen bescheiden zu fordern."

Am Ende verstand sie sich doch dazu, noch einmal mit ihrem Vater zu sprechen, und die Folge war, daß etwa einen Monat später — einen Monat, in dem der Zimmermann vor Ungewißheit, im Wechsel von Furcht und Hoffnung sichtlich hagerer geworden war — der Custode dem jungen Mann erklärte: „Ihr sollt also mein Schwiegersohn werden. Maria bildet sich ein, daß sie mit Euch am besten haushalten wird; sie meint keinen wackereren Gatten als Euch finden zu können. Freilich seid Ihr der Mann, der Bett und Tisch und Bank und, wenn's sein müßte, auch einen Sarg zimmern kann, das giebt sparsame Wirtschaft. Ich sage Euch dennoch: für meine Tochter wären die Litzen an der Uniform des Brigadiere etwas gewesen — und Ihr könnt immer Euren heiligen Lorenzo von Perugia bitten, daß sie das nie an Euch vermißt. Wir wollen künftigen Sonntag nach der Vesper die Verwandten zusammenbitten und alles festsetzen; am Tage San Luca Evangelista kann dann Hochzeit sein."

Im Jubel über die errungene Einwilligung und die berauschende Nähe eines Lebens, von dem er vor einem Jahre noch nicht einmal geträumt hatte, ließ Giuseppe Martucci die Warnung, die Signor Camillo aussprach, ruhig zu Boden gleiten. Der brave Zimmermann war von daheim gewöhnt, jedes Wort seiner Eltern zu ehren, aber der prahlerische Custode flößte ihm, zu seinem Bedauern, trotz der heißen Liebe für die Tochter des Alten, keineswegs kindliche Gefühle ein. Sonst aber ordnete sich alles nach Giuseppes Wünschen. Bei der Zusammenkunft der Familie Breghini am folgenden Sonntag besiegte Giuseppe Martucci durch seine einfache Männlichkeit und die uneigennützige Sorge, die er für seine Geliebte an den Tag legte, den römischen Stolz und das ängstliche Mißtrauen der Onkel und Basen Marias. Das Verlöbnis wurde feierlich begangen, man blieb den Nachmittag und Abend hindurch beisammen. Giuseppes Augen folgten mit seligem Ausdruck den Bewegungen Marias, die bei der halb improvisierten Bewirtung vieler Gäste in den kleinen Räumen überall zugleich zu sein wußte, und deren Schönheit und anmutige Gewandtheit den Bräutigam mit stolzem Entzücken erfüllte. Als er am Abend dieses Sonntags aus dem Hause schied, das nach den getroffenen Vereinbarungen künftig auch seine Wohnstätte und Heimat sein sollte, entzog sich Maria der stummen Bitte seiner Augen nicht mehr. Sie schlang freiwillig die Arme um ihn und lehnte sich an seine Brust, sie küßte Giuseppe und hauchte mit ihren Küssen Feuer in sein Blut und den Glauben in seine Seele, daß in ganz Rom kein Mann glücklicher sei als er.

Von jenem Abend an und weit über den Hochzeitstag hinweg, drei, beinahe vier Jahre lang, lebte Giuseppe in der Stimmung, in der er am Abend der Verlobung aus dem Häuschen an der Piazza Navicella geschieden war. Die Hochzeit ward noch einfacher begangen als die Verlobung, doch versagte sich Giuseppe die Genugthuung nicht, seinen Eltern in Perugia und allen Mitbürgern, die sich um den Zimmergesellen Martucci bekümmern mochten, sein schönes junges Weib zu zeigen. Und Maria, die sich anfänglich gegen die Fahrt nach der Provinzialstadt gesträubt hatte, wurde doch allmählich von der Beseligung ihres Gatten mit ergriffen und kehrte nach drei köstlichen

Tagen mit ihm nach Rom und in ihr väterliches Haus zurück, das nun Giuseppe mit seinem Handwerksgerät und seiner bescheidenen Ausstattung mit aufnahm. Der Custode behielt sein Zimmer im Dachstuhl des Hauses, zog es übrigens, ein paar schlimme Winterwochen abgerechnet, meist vor, sich auf der Vigna hinter San Paolo, dem Erbe der längst verstorbenen Mutter seiner Maria, aufzuhalten, um das Treiben der beiden jungen Leute nicht zu stören. Er hatte noch wenige Tage vor der Hochzeit seiner Tochter erklärt, daß Giuseppe mit all seiner Bravheit und selbst mit den zehntausend Lire, die er einmal zu erhoffen habe, kein Mann für sie sei. Es mochte ihn, nun er den Haushalt des neuen Paares miteinander täglich vor Augen sah, unbehaglich stimmen, daß er sich so gründlich entweder in Giuseppe oder in der Seele Marias getäuscht hatte. Denn, ohne daß das Wort Glück zwischen ihnen fiel und ohne daß die junge Frau ein Wort des Rühmens für ihren Mann und dessen Liebe fand, war es gewiß, daß die beiden kleinen Zimmer und der kühle steinerne Vorflur in dem unscheinbaren Hause ein Leben bargen, das weit über die Piazza Navicella hinaus seinesgleichen umsonst suchte. War es, wie Signor Camillo behauptete, weil der verliebte Giuseppe seine schöne junge Frau bewundernd auf den Händen trug, weil Maria Martucci das Getragensein bequem fand und sich im Wiederschein der vollen Wonne gefiel, die aus den ernsten Augen ihres Mannes strahlte; war es, wie Giuseppe dachte und sagte, weil Maria, wie die schönste und thätigste, so auch die klügste Frau eines Arbeiters in Rom sei — war es, weil die Madonna vom Schiffchen, zu der Signora Martucci und sonntäglich auch Giuseppe ihre Schritte lenkten, ihre schützenden Hände über den neuen Herd breitete? Die beiden waren glücklich und verlangten nichts Besseres, als daß die vierundzwanzig Stunden des nächsten Tages den vierundzwanzig des heutigen glichen. Der Zimmermann, den Signor Nello jetzt beim Bau des großen Ministerialgebäudes in der Nähe des Bahnhofes als Capo einer Schar seiner Genossen angestellt hatte, fand seine Lust dabei, für die bescheidene Gegenwart und ein wohlhabendes Alter zugleich zu arbeiten — er wußte sich mit seinem jungen Weibe wie in allem, so auch darin eins, daß er mitten im Glück dieser Tage der Zukunft dachte. Er arbeitete mit dreifacher Kraft, seit er gewiß war, daß er damit das friedliche Behagen seines Hauses erhalte und jeden Samstag das frohe Lächeln, mit dem ihn Maria bei der Heimkunft empfing, gleichsam verdoppeln könne. Giuseppe ließ nicht leicht einen Wunsch der jungen Frau unbefriedigt, es kostete ihm gar nichts, die bescheidene halbe Lira, die er für sein Frühstück zu sich steckte, tage- und wochenlang zu sparen, sich mit einem Stück Brot und einem Trunk Wasser der Acqua Marcia zu begnügen, nur um Maria ein Schmuckstück von Korallen, ein seidenes Tuch oder Band mit heimzubringen. Sie durfte um so weniger darüber zürnen, als sie gewiß war, daß er nie ein Wort zu seinen Kameraden über den Zweck seiner kleinen Entsagungen äußern würde. Sie besaß den doppelten Ehrgeiz einer Frau aus dem Volke, ihres Gatten völlig gewiß zu sein, ihn unsichtbar zu lenken und doch zugleich als den Mann erscheinen zu lassen, zu dem sie unterwürfig aufblicke. Giuseppe galt im großen Kreis der Arbeiter nicht für einen Schwächling, und keiner derer, die ihn kannten, ahnte je, daß er seiner Frau gegenüber schwach sein wollte, sie konnten höchstens merken, daß der Peruginer stolz darauf war, eine Römerin zum Weibe genommen zu haben, aber nicht erraten, daß der hochgewachsene, stattliche, arbeitseifrige und ernste Mann in weicher Dankbarkeit für das, was ihm Maria Breghini gegeben hatte und noch gab, dahinlebte. Niemand brauchte zu wissen, was er für sein Weib empfand, und wenn es Marias Vater und eine oder die andere scharfäugige Nachbarin dennoch erriet, so war die junge Frau die erste, die mit stolzem Lächeln auszurufen pflegte: „Giuseppe! — Ihr wißt nicht, was Ihr sprecht, wie trotzig und gebieterisch er unter seinem Krauskopf ist. Madonna mia! wenn man ihm völlig zu Willen lebt, so geht's mit ihm wohl an!"

Giuseppe, der einmal Maria so sprechen hörte, blickte halb verwundert, halb vergnügt zu dieser Unwahrheit drein, sie hatte recht wie immer, die Leute ging es nichts an, daß er schon gewohnt war, im Schimmer ihrer

Augen, im leisesten Spiel ihrer Lippen zu lesen, was sie wünschte und wie ihr zu Mute war. Man sah die beiden selten außerhalb ihres Hauses miteinander — an einzelnen Feiertagen begleitete Maria ihren Mann wohl nach einer kleinen Weinwirtschaft am Monte Testaccio, wo das Ehepaar mit einigen befreundeten Familien zusammentraf, unter denen ein Landsmann und Schulgenosse Giuseppes, Gherardo Oglio, war, der es bis zum Sekretär bei der Eisenbahnverwaltung gebracht und eine Freundin Maria Martuccis aus der Via di San Sebastiano geheiratet hatte. Es waren köstliche Abende, wenn man zu vier und manchmal zu sechs und mehr bei einem Fiasco Albanerweins saß und in die Campagna mit ihren braunen Flächen, ihren hohen Wasserleitungsbogen, ihrem hundertfarbigen Horizont hinaussah — und wo Giuseppe zwar nie ein Liebeswort mit seinem schönen Weibe wechselte, aber von Zeit zu Zeit, verstohlen wie ein Bräutigam, sein Knie an das Knie Marias preßte. Ja, sie waren glücklich, und wenigstens der Zimmermann blieb sich dessen bewußt. Er nahm an Arbeiterversammlungen und Arbeiterklubs, die in Rom zahlreich wurden, nicht teil, er nickte ernst und verständnisvoll, wenn die Klagen der anderen zu seinem Ohr drangen: „Die vielen, die zu klagen haben, mögen sich regen. Bei mir wär's Sünde, ich habe nicht zu klagen.“ Männlich unterdrückte er die leiseste Äußerung des Wunsches, auf Marias Schoß ein Kind aus seinem Blute zu sehen, um seiner Frau keine Stunde zu trüben. Und wenn ihn bei seiner Arbeit, bei der er gewohnt war, vieles zu bedenken, einmal die dunkle Gewißheit überkam, daß auch sein Glück nicht ewig währen könne, so stellte er sich doch kein anderes Ende vor als ein solches, das einem Abend draußen in der Campagna glich, einem Abend, an dem die glühenden Lichter allmählich blasser werden, ein kühler Hauch vom Westen über Stirnen und Herzen schwillt und eine kräftige Sehnsucht nach ruhigem traumlosem Schlummer erwacht.

Solchen Abend aber sah er und, wie er glaubte, auch Maria in der Ferne langer Jahre kaum dämmern. Selbst als die jungen Eheleute nach einigen Jahren zum erstenmal aus dem friedlichen Traum gleichmäßig abrollender und gleichmäßig froher Tage durch eine kurze Krankheit und ein rasches Abscheiden des Signor Custode Camillo Breghini aufgeschreckt wurden, fühlte Giuseppe in diesem Verlust nur eine Mahnung, das, was er besaß, um so höher und werter zu halten. Maria Martucci faßte sich nach ein paar leidenschaftlichen Ausbrüchen und Selbstanklagen, daß sie zu viel für ihren Mann, zu wenig für ihren Vater gesorgt habe, rasch wieder zu der alten Festigkeit ihres Wesens und der gelassenen Ruhe, mit der sie ihr Tagewerk that. Giuseppe aber trug aus der Erschütterung des Todesfalls einen weiteren Hauch nachgiebiger Weichheit davon — er meinte dem Schmerz seiner Frau, den er nicht teilen konnte, durch verdoppelte Güte und Sorgfalt tröstlich begegnen zu müssen. In Worten hätte er das Gefühl so wenig aussprechen können, als überhaupt die liebesfrohe Stimmung, die sein Leben beherrschte und ihn zu einem der stillzufriedensten Menschen innerhalb der großen römischen Stadt machte. Er ging in dieser Stimmung so unbewußt dahin, wie in der Luft, die er atmete. Und sie trug ihn auch wochen-, ja monatelang über den Mißmut hinweg, den eine auffällige Veränderung im Ton Marias an gewissen Tagen in ihm erzeugen wollte. Die junge Frau ließ durchblicken, solange ihr Vater gelebt habe, sei ihr jeder Tadel gegen ihren Ehemann unzulässig erschienen. Nun aber mochte sie des Glaubens leben, daß sie Versäumtes nachholen dürfe. Giuseppe empfand mit einemmal, daß Marias Augen scharf auf seinem täglichen Thun und Lassen ruhten. Sie hatte an seiner Haltung, seinem Gruß beim Kommen und Gehen, seinem Ton beim Sprechen, seinem gelegentlichen Verkehr mit seinen Arbeitsgenossen, bald auch an den kleinen Geschenken, die er ihr heimbrachte, bei denen sie früher immer seinen Geschmack gelobt hatte, bald scherzhafte und bald herbe Ausstellungen zu machen. Ein geheimes Gefühl, das der wackere Zimmermann lange in sich getragen hatte, daß sein Weib beinahe zu schön, zu stolz für einen schlichten Gesellen sei, mischte sich mit der schmerzlichen Betroffenheit, die Giuseppe bei den scheltenden und strafenden Worten und noch mehr bei

gewiſſen ſtummen Blicken Marias empfand. Indeſſen ſchob er alle grollenden Worte, ebenſo wie die Thränen, die er gelegentlich über die Wangen ſeiner Frau herabrollen ſah, der nachzitternden Erregung über den Tod ihres Vaters zu und zürnte ſich ſelbſt ſehr ernſtlich, als er ſich auf der Betrachtung ertappte, ob ſein eigener Tod wohl ſo ernſthaft von ſeiner Witwe beklagt werden würde wie der Tod des alten Cuſtoden von der Tochter. Ihm, der jeden Widerſpruch der Welt bis hierher ſeinen Heiligen befohlen hatte, fiel es ſchwer aufs Herz, daß er Marias Vater zu ſeinem Unheil miſſen ſollte, während er ihn zu ſeinem Glück gar nicht bedurft hatte. Als aber ein ganzer Winter nach dem Ereignis hingegangen war, ohne daß Maria in die alten Geleiſe einlenken wollte, begann ſich Giuſeppe mit der Frage herumzuſchlagen, wie er die frohe Zufriedenheit ſeines jungen Weibes wiedergewinnen könne. Er hatte leider ſchon erfahren, daß es ihm wenig frommte, wenn er den Tadel ſeiner Perſon, ſeiner einfachen Gewohnheiten ernſt nahm und ſich in Marias Sinne zu beſſern trachtete. Und obſchon allen, die Martucci ſahen, ſeine merklich verdüſterte Miene auffallen mußte, ſo drang jetzt ſo wenig ein Wort von ſeinen Sorgen und Kümmerniſſen als früher von ſeinen ruhig glücklichen Stunden über die Lippen. Vielleicht hätte er auch für den Kummer, der allmählich die Adern kräftiger Zufriedenheit mit dem Tag und der Stunde zu unterbinden begann, keinen Laut gefunden — am wenigſten dem geliebten Weibe gegenüber, wäre er nicht in der letzten Oktoberwoche dieſes Jahres, wo er wieder einmal, und zum erſtenmal ohne Maria, ſeinen alten Lieblingsplatz in der Oſteria am Monte Teſtaccio beſuchte, durch Gherardo Oglio zum Sprechen genötigt worden. Giuſeppe war eines Nachmittags in der feſten Zuverſicht heimgekommen, von ſeiner Frau, die ſeit ein paar Tagen ihrem früheren Selbſt wieder ähnlicher ſchien, herzlich begrüßt zu werden. Doch dieſe Zuverſicht hatte ihn getäuſcht — Marias Geſicht verriet ihm auch heute, daß ſie geweint hatte, und auf ſeine Vorſtellung, daß ſie anfangen müſſe, ſich über den Verluſt ihres Vaters zu tröſten, war ſie zornig aufgefahren: er wiſſe wenig, wie ihr zu Mute ſei, und möge, wenn er einſt Vater oder Mutter verliere, ſeinen Schmerz nach eigenem Belieben lang oder kurz bemeſſen. Und mit finſterem Ausdruck hatte ſie hinzugeſetzt, wem die Eltern noch zur Seite ſtänden, der ſei vor mancher Verſuchung behütet, die der Mann nicht verſcheuchen könne.

Giuſeppe war vor ihrer Herbheit heute zum erſtenmal eigentlich erſchrocken und hatte, als ſie ſich kurz und unfreundlich weigerte, mit ihm zum Monte Teſtaccio zu gehen, halb betäubt den Weg eingeſchlagen, auf dem ſie ſonſt ſtets an ſeiner Seite geweſen war. Befangen und ratlos, wie der tüchtige Mann eigentlich in ſeinem Leben nicht geweſen war, hatte er ſich an einem der Tiſche niedergeſetzt und gegen ſeine Gewohnheit dem letzten Sonnenlicht den Rücken zugekehrt, mit trübſeligem Ausdruck den Berg leerer Fäſſer angeſtaunt, die, zur Aufnahme des neuen Weines beſtimmt, vor der Kellerthür lagen, und hatte nicht einmal ſeine trockenen Lippen an dem Dunkelroten genetzt, der neben ſeinem aufgeſtützten Arme ſtand. So hatte ihn der Eiſenbahnſekretär, der mit ſeiner Frau daherkam, gefunden und den Unbedachten in eine Reihe von Fragen verſtrickt, die ſich ſcheinbar auf die Hinterlaſſenſchaft des alten Cuſtode und das augenblickliche Befinden von Signora Maria bezogen, bei deren Beantwortung Giuſeppe aber mehr von ſeinem inneren Zuſtand, ſeinen Sorgen verriet, als ihm lieb war. Herr Gherardo verſtand geſchickt den Faden fallen zu laſſen und wieder aufzunehmen und zog aus der Seele des bekümmerten Landsmannes nach und nach das Geſtändnis heraus, daß ſeit ein paar Monaten manches um ihn verändert ſei, worein er ſich nur ſchwer finden könne.

„Ich gönne dem Alten jede Thräne und jedes Gebet, das ſie für ihn ſpricht," ſagte Giuſeppe finſter, „aber ich wollte, die Zeit käme bald, wo ſie für ihren Mann wieder ein gutes Wort und ein Auge wie ſonſt hätte."

Gherardo Oglio tauſchte bei dieſem Geſtändnis des Zimmermanns blitzſchnell einen Blick mit ſeiner Frau und ſagte dann: „Und Ihr meint, Giuſeppe, daß von dem allem der Schmerz um Signor Camillo die Urſache iſt, und fürchtet nicht, daß auch Herr Fabrizio Verlonia daran Anteil haben kann?"

„Verlonia? Signor Fabrizio? Wer iſt das?“ fragte Martucci, und ſeine kräftige Geſtalt richtete ſich aus der gebeugten Stellung ſo groß und ſtraff auf, daß der dünne, dürre Sekretär jetzt am liebſten geſchwiegen haben würde.

Er warf nur leicht hin: „Kennt Ihr ihn nicht? Der Lanciere, der Principe! Mein Gott, ganz Rom kennt ihn, und fragt nur Frau Maria nach ihm. Kennen wird ſie ihn ſchon, er reitet immer langſamer über die Piazza Navicella und unter Euren Fenſtern — Eurer Hausfrau zu Ehren. So erzählte uns Richetta Tardi von der Porta San Sebaſtiano ſchon vor Wochen.“

„Richetta Tardi,“ rief Giuſeppe mit einem Ausdruck der Geringſchätzung über ſein ganzes vor Zorn und Ingrimm erbleichtes Geſicht hinweg. „Sor Gherardo — Sora Gemma — ſeid Ihr ſolche Freunde, daß Ihr nachredet, was der Neid erſinnt und die Lüge um ein Haus weiterträgt? Maria kennt den Herrn, von dem Ihr redet, ſo wenig als ich, und wenn ſie ihn geſehen haben ſollte, geht er ſie ſo wenig an als mich!“

Der Eiſenbahnſekretär und ſeine Frau blickten verlegen in ihre Weingläſer, Signora Gemma hub endlich ſchüchtern wieder an: „Niemand ſagt Übles von Maria — aber Ihr ſelbſt beklagt Euch, daß ſie mit Euch unzufrieden ſei und Euch ohne Grund ſchelte. Vielleicht mißt ſie, ohne daß ſie's ſelbſt weiß, Euch mit dem Maß, das ſie von dem Cavaliere abgenommen hat.“

Giuſeppe ſtand ungeſtüm auf und taumelte wie jemand, der einen heftigen Schlag erhält. „Ich darf Euch nicht anhören, Sora Gemma,“ verſetzte er mit heiſerer Stimme. „Ihr hättet längſt zu Maria ſprechen müſſen — wenn Ihr ſie zu etwas Böſem für fähig hieltet. Aber ich glaube kein Wort von allem — und Ihr ſelbſt glaubt kein Wort.“ Damit legte er neben ſeinen kaum berührten Wein eine Lira und entfernte ſich, grüßend, mit großen Schritten aus der Schenke.

„Er geht, geht wahrhaftig,“ rief die Frau des Eiſenbahnſekretärs verwundert hinter ihm drein.

„Er geht — geht wie der Fiſch, der ſich vom Widerhaken losgeriſſen hat,“ ſagte Gherardo Oglio trocken. „Vielleicht thut's ihm gut — denn er blutet doch!“

Freilich blutete der arme Giuſeppe im innerſten Herzen, wenn auch zunächſt mehr durch die Bosheit der Welt als aus ſonſt einer Wunde. Wenigſtens zweifelte er nicht daran, daß Maria keinen Anlaß zu ſo nichtswürdigem Geziſchel gegeben habe, daß ihr vielleicht in der Zeit des erſten und heftigſten Schmerzes um ihren Vater das ſichere ſcharfe Auge für das, was um ſie vorgehe, abhanden gekommen ſei und daß ſie vergeſſen habe, über ſich ſelbſt ſo ſtolz und ſtreng zu wachen, wie er es ſonſt hundertmal von ihr geſehen hatte, wenn nur ein unbeſcheidener Blick oder ein verwegenes Wort ihre Schönheit pries. Bei alledem war Giuſeppe noch beſonnen genug, die Flamme der Eiferſucht, die in ihm aufzüngeln wollte, niederzutreten — er rief ſich auf ſeinem Gange nach Hauſe vor die Seele, wie Maria jahrelang mit ihm und an ſeiner Seite gelebt hatte, ein Schauer glücklicher Erinnerung wollte alles Bangen der Stunde verdrängen. Gleichwohl kehrte er nicht als derſelbe Mann heim, als der er ausgegangen war, und juſt ehe er ſein Haus erreichte, fiel ihm das dunkle Wort von mancher Verſuchung ein, das Maria vorhin geſprochen hatte.

Er traf ſein Weib, wie immer an regenfreien Abenden, auf dem Flur des Hauſes, die Thür zum Ausblick über die Piazza Navicella und die grünen Baumkronen des Platzes und der anſtoßenden Gärten geöffnet. Maria ſaß auf dem niedrigen hölzernen Schemel, an den ihr Mann ſo unzähligemal den anderen im Flur vorhandenen gerückt hatte, um mit ihr das wonnige Hereinſchwellen der erſten kühlen Abendluft zu genießen. So ſehr war die junge Frau daran gewöhnt, daß ſie ſelbſt heute ihren Sitz ein wenig näher zur Schwelle ſchob, um für Giuſeppe Raum zu machen.

Erſt als ſie dabei zu ihm aufſah, bemerkte ſie die Veränderung in ſeinem Geſicht — und ihre großen leuchtenden Augen richteten ſich ſo erſtaunt fragend auf ihn, daß der Zimmermann dadurch verwirrt wurde und nach einem peinlichen Zögern ſagte: „Ich bin zurückgekommen, Maria, weil du im Mund der Nachbarn biſt. Sie geben dir ſchuld, daß du Augen für einen jungen Fürſten habeſt, der deine Gunſt ſucht — du mußt Sorge tragen, daß ſolch giftiges Kraut

nicht Wurzel ſchlägt.“ Indem er ſprach, fühlte er ſeine Lippen wie im Feuer brennen und merkte, wie tonlos und trocken die Worte über dieſe Lippen fielen.

In Maria Martuccis bräunlichem Antlitz ſchlug eine Flamme auf: „Was nennſt du Sorge tragen? Und wen meinſt du?“ Sie wandte dabei mit einer unſäglich ſtolzen Gebärde ihr Geſicht von ihrem Manne hinweg und ſtarrte in den Abend hinaus.

Giuſeppe hätte viel erfahrener und viel minder beſchämt ſein müſſen, als er in dieſem Augenblick war, um trotzdem die Spannung zu erkennen, mit der ihr Ohr nach ſeiner Antwort hinlauſchte. „Sie ſagen, daß ein Principe Verlonia, der Capitano bei den Lancieri iſt, um deinetwillen mehr über unſeren Platz reitet, als gut iſt, und dir und mir mehr Leid zufügt, als er vielleicht ſelbſt will. Es iſt Herrenart — aber wir dürfen ihnen nicht dabei helfen.“

Maria zuckte verächtlich mit der Schulter und verharrte in finſterem Schweigen, das ſich ihr Mann nicht zu deuten wußte. Und als er ſich endlich ſtockend zu der Bitte entſchloß: „Sag mir wenigſtens, daß Signor Fabrizio dich nichts angeht und mir ſo gleichgültig ſein kann wie alle anderen Cavalieri in Rom!“ verſetzte die junge Frau herb und entſchieden — und zum erſtenmal fiel ein beinahe feindſeliger Blick auf ihren Gatten: „Du haſt unrecht, ſo zu mir zu ſprechen. Habe ich dir jemals Anlaß zum Argwohn gegeben? Und warum ſoll ich lügen? Der Capitano iſt ein ſchöner ſtattlicher Herr, dem ich gern nachblicke, wenn er auf ſeinem Braunen vorübertrabt — es iſt mir noch nicht eingefallen, ob er auch mich gern ſähe. Wenn du daraus Anlaß zum Unfrieden ſchöpfſt, darf ich nächſtens nicht mehr nach dem alten ehernen Reiterbilde aufſchauen, wenn wir über das Kapitol gehen! Der Imperator dort iſt gleichfalls ſtattlicher und ſchöner als du, Giuſeppe — warum biſt du nicht auch auf ihn eiferſüchtig?“

Sie lachte jetzt laut auf, aber ihr Lachen hatte heute für Giuſeppe Martucci nicht den ſilbernen Klang wie ſonſt. Es mochte alles wahr ſein, was ſie ſagte — aber er mußte jetzt doch an die letzten Monate zurückdenken, an die Unzufriedenheit ſeines Weibes und ſein eigenes Gefühl eines dumpfen rätſelhaften Druckes, auf die und auf den nun Licht fiel. Gleichwohl fühlte er, daß er nicht einen Schritt weiter gehen dürfe, und wußte, während er den Reſt des Abends vor ſich hinbrütete, nicht, ob er das Licht, das ihm Gherardo Oglio entzündet hatte, preiſen oder verwünſchen ſollte. Maria Martucci gönnte ihrem Manne in dieſen Stunden kein weiteres Wort — ſie zündete auch die Lampe nicht an, um nicht glückliche Nacht wünſchen zu müſſen. Und zum erſtenmal ſeit ihrer Verheiratung gingen ſie, miteinander grollend, zur Ruhe. Am nächſten Morgen ſchien der Alltag mit ſeinen Gewohnheiten ſie beruhigend umſpinnen zu wollen. Maria war beizeiten aufgeſtanden, um die Suppe zu kochen, die Giuſeppe zu eſſen pflegte, ehe er zu ſeinem Bau ging. Der Zimmermann wartete einige Minuten, ob ſeine Frau wie ſonſt dies Frühſtück mit ihm teilen würde; als ſie ſich fortgeſetzt am Herde zu ſchaffen machte, ohne daß er ſah, was ſie that, begann er zu eſſen — kurz darauf ſetzte ſie ſich ruhig ihm gegenüber und tauchte ihren Löffel in die Schüſſel. Giuſeppe ſah das ſchöne Geſicht Marias im hereinfallenden Frühlicht dicht vor ſich und dachte der vielen hundert Morgen, an denen ihn der Blick in dieſe reinen Züge, in dieſe ruhigen braunen Augen beglückt hatte — heute erfüllte ihn die Schönheit ſeines Weibes mit einer Art Wehmut. Er kämpfte dies Gefühl tapfer nieder und ſagte, während er ſich erhob: „Ich vertraue dir — für dich und mich!“ Sie blickte nicht auf, ſondern erwiderte kurz: „Du haſt's Urſache!“ Er küßte ſie wie ſonſt und verließ das Haus mit dem ſtillen Vorſatz, zu Maria nie wieder von Signor Fabrizio Verlonia zu ſprechen.

Leicht gemacht wurde ihm die Erfüllung dieſes Vorſatzes nicht: juſt heute ritt der junge Offizier der Lancieri, deſſen Namen Giuſeppe geſtern zum erſtenmal gehört und ſogleich in ſo unheimlichem Bezug zu ſich ſelbſt gehört hatte, eine Stunde früher als ſonſt zu den Herbſtübungen ſeines Regiments. Martucci ſchritt eben, ſeine Axt über der Schulter, bei dem großen Hoſpital am Lateranplatze vorüber, als er einen Reiter in der Uniform der Lancieri daherkommen und ſcharf nach der Via di San Stefano Rotondo einlenken ſah. Auf der Stelle beſann

er sich, daß er den jungen Capitano mit dem feinen schmalen Gesicht, der stolzen römischen Nase, dem runden Kinn, dem wolligen dunklen Haar, mit den breiten Schultern bei schlanker Gestalt, schon ein paarmal über den Platz vor San Giovanni al Laterano hatte reiten sehen. Heute wußte er, wer der Reiter sei und was er wolle. Zum erstenmal in seinem Leben ließ ihn die Nähe der ersten Arbeitsstunde völlig unbekümmert, er verschlang den Lanciere mit Blicken, in denen sich Trauer, Entrüstung und Staunen über die stattlich vornehme Unbekümmertheit des Fürstensohnes seltsam mischten. Hastig kehrte er um und eilte hinter dem im Schritt Reitenden drein, der junge Kavalier wandte nicht einmal den Kopf nach rückwärts und hörte vor dem Hufschlag seines Pferdes die Schritte des hinter ihm in mäßigem Abstand Gehenden nicht. Giuseppe aber hätte, sobald Signor Fabrizio um die Ecke der Piazza verschwand, mit seinen Augen die Mauer durchbohren mögen; in ein paar Sätzen war er an einer Stelle, von der aus er den Platz und sein Haus übersah. Der Offizier hatte, sobald er der rosa angestrichenen Mauer nahe kam, die Zügel angezogen und ließ sein Pferd noch langsamer gehen als zuvor. Giuseppe erkannte deutlich, daß Maria am Fenster des Obergeschosses stand, daß der Capitano mit militärischem Gruß und artiger Beugung des Nackens, die jedoch nichts Vertrauliches hatte, der schönen Zimmermannsfrau seine Huldigung darbrachte. Maria stand mit stolzer Haltung, beinah unbeweglich, ihre starken Augenbrauen erschienen fast zusammengerückt und gaben ihrem bleichen Gesichte etwas Finsteres, die Lider und Wimpern schlossen sich halb über den Augen, so daß der heftig bebende Mann den eigentlichen Ausdruck dieser Augen nicht wahrnehmen konnte. Aber unbedingt hatte er wahrgenommen, daß seine junge Frau dem Heraufgrüßenden kein Lächeln gönnte und die bewiesene Artigkeit so kurz und würdevoll erwiderte wie den Gruß eines völlig Fremden, selbst eines Überlästigen. Nein, nein, er durfte sie nicht anklagen, wer ihr Übles nachsagte, sprach bewußte Verleumdung nach, und wenn Maria Martucci unrecht, irgend ein Unrecht hatte — so war es, daß sie sich überhaupt von dem Capitano erblicken ließ und ihm nicht einmal für allemal jeden Gruß unmöglich machte. Halb beruhigt, halb noch erregt, trat Giuseppe den Weg durch die Via San Stefano zum zweitenmal an — die Zimmergesellen, die sich nicht wenig verwundert hatten, daß ihr Capo ausbleibe, sahen ihn genau um eine Stunde später die Balken behauen als an anderen Tagen.

Und nun kamen Wochen und Monate, in denen der wackere Arbeiter mit wilden Gedanken und dunklen Schatten rang, von denen er nicht mehr wußte, ob sie seinem empörten Blut, den Rissen der sonnenbeschienenen Mauern oder der Erde zu seinen Füßen entstiegen. Maria zeigte sich wechselnd freundlich und liebevoll, oder zurückhaltend trotzig und launisch düster gegen ihren Mann. Giuseppe hatte seiner Frau noch einmal Vorstellungen gemacht, ob sie nicht durch strengere Zurückhaltung den jungen Prinzen völlig von sich hinwegscheuchen könne.

Doch Maria hatte ihn ruhig gefragt: „Soll Signor Fabrizio glauben oder thut es dir not zu denken, daß er mir Gefahr bringen könne? Ich — ich halte mich zu gut dafür.“

Und ein anderes Mal, am Feste Mariä Verkündigung, als Giuseppe mit seinem Weibe vor der Schwelle seines kleinen Hauses saß und am Feiertagsmorgen Sonnenschein und Lenzhauch des goldenen Märztages in sich sog, kam Signor Fabrizio Verlonia, diesmal nicht zu Pferd, aber leichtfüßig und sporenklirrend über den Platz, und die Anwesenheit ihres Mannes hinderte ihn nicht, der jungen Frau den gewohnten Gruß zu spenden.

Giuseppe fuhr auf und grollte: „Man muß ein Ende machen!“ — Seine erste Regung war, dem vornehmen jungen Mann in den Weg zu treten und ihm jeden ferneren Gruß an sein Weib zu untersagen.

Aber durch einen Blick Marias ward er festgebannt — sie sagte heftig: „Ich wünsche nicht, daß der Capitano glaubt, ich hätte einen jähzornigen Tölpel zum Mann — ich bin dein Weib und dulde es nicht, daß man über mich oder dich lacht.“

Er drängte eine wilde Frage, ob es besser sei, daß man höhnisch die Achseln zucke und den Mund verziehe, zurück; der alte Weis-

heitsſpruch, daß man, um den Rauch zu ſcheuchen, nicht die Flamme emporblaſen ſolle, fiel ihm rechtzeitig ein und ſchloß ihm den Mund. Aber um das Glück der verfloſſenen Jahre ſchien es unwiederbringlich geſchehen, und wenn Maria mehr auf ihren Mann geachtet hätte, als ſie es that, würde ſie leicht erkannt haben, daß er ſtundenlang und ſtundenweit in wilden Träumen umherging, obſchon er der vorzügliche Arbeiter blieb, als der er ſtets gegolten hatte und als den ihn Signor Pietro Nello immer aufs neue rühmte.

So war abermals ein Fieberſommer herangekommen, Giuſeppe erwartete nichts anderes, als daß Maria wie in den Jahren zuvor ihn für ein paar Wochen verlaſſen und zur Baſe in die Berge von Olevano flüchten werde; er drückte die Furcht, daß Signor Fabrizio Verlonia ſeine Frau dort ſehen oder gar bedrängen könnte, tief in ſeine Seele hinab. Doch als ob ſie ſeine geheimſten Gedanken laut läſe, erklärte Frau Maria beim Beginn der heißen Jahreszeit, daß ſie diesmal bleiben wolle, wo ihr Mann ſei, und Giuſeppes Geſicht hatte beim erſten Wort viel zu hell aufgeleuchtet, als daß ſein ſpäteres Zureden, ſich doch die gewohnte Erfriſchung nicht zu verſagen, viel hätte frommen können. Maria blieb in ihrem Häuschen, und ihr Mann konnte wieder einmal die gewandten Künſte bewundern, mit denen ſie in den ſchwülſten Tagen die Räume kühl und ſich ſelbſt friſch zu erhalten wußte. Leider kehrte mit der Bewunderung das alte Glückgefühl nicht wieder; mitten in der erſten Befriedigung über Marias Entſchluß merkte Giuſeppe, wie raſch ſich eiferſüchtiger Argwohn bei ihm regte; ihn peinigte die Frage, ob der Lancierioffizier wohl gleichfalls in Rom geblieben ſei.

Und wieder war es Maria, die alsbald erriet, was ihn folterte. Eines Sonntagmorgens, wo er zehnmal in einer Stunde an das Fenſter ihres Wohngemachs oder an die Hausthür trat und über die heiße und ſtaubige Piazza hinwegſah, ſagte ſie zu ihm — und diesmal klang ein leiſer Hohn durch ihre Stimme: „Wenn dich's verlangt, deinem Unmut wider Signor Fabrizio Luft zu machen, ſo wirſt du heut und noch manchen Sonntag vergeblich nach ihm ausſchauen. Der Principe iſt in La Pina am See von Bracciano und nicht in Rom.“

„Und woher weißt du um ſeinen Aufenthalt?“ fragte der Zimmermann halb im zornigen Schmerz und halb in Scham erglühend, daß ſeine Frau ihm die argen Gedanken von der Stirn las.

Statt aller Antwort wies Maria auf eine acht Tage alte Nummer einer Zeitung, die Giuſeppe ſelbſt, wie jeden Samstagabend, mit heimbrachte und in dem unter den römiſchen Stadtnachrichten zu leſen ſtand, daß Prinz Fabrizio Verlonia ſeinen Urlaub auf dem Landgute La Pina verbringe. Dem erregten Mann traten die Thränen in die Augen, daß er ſtets unrecht habe und ſeinem armen Weibe immer aufs neue unrecht thue. Er ſchwur ſich innerlich, einmal mit dieſer Thorheit fertig zu werden, und hielt den Schwur bis zum nächſten Anlaß, der nicht lange auf ſich warten ließ. Giuſeppe ſang jetzt ſchon lange nicht mehr, aber ein Ritornell: „Wenn die Blätter am Baum welk ſind, braucht's nur einen Windhauch, ſie vollends zu Boden zu werfen,“ klang neben den Erinnerungen lichter Tage in ihm fort.

In der Mitte der nächſten Woche, an einem Donnerstagmorgen, hatte Giuſeppe ſeinen Weg zu dem Bauplatz an der Via del venti Settembre eingeſchlagen. Als er wegging, hatte ihm Maria geſagt, daß Fra Giorgio, der die Kirche Santa Maria della Navicella beſorgte, heute eine Meſſe zum Gedächtnis ihres Vaters leſe und daß ſie zu dieſer und auch zur Veſper wieder in die Kirche hinübergehen werde. Er war völlig einverſtanden geweſen und hatte gegen das Ende ſeines Weges weder an die Meſſe noch an ſeine Frau gedacht. Zufällig wurde er an die letztere erinnert, indem er aus einem palaſtähnlichen Hauſe am Wege eine Geſpielin Marias, die rotblonde Cecca, die der Zimmermann an ſeinem zweiten Abend in Rom kennen gelernt hatte und die ihm ſchon darum unvergeßlich blieb, herauskommen ſah. Er wollte ſie jetzt einfach grüßen und vorübergehen, aber er nahm wahr, daß ſie vor ihm zuſammenſchreckte und nach der anderen Seite der Straße hinüberhaſtete, um der Begegnung mit ihm auszuweichen. Sie ſchlüpfte ſo raſch hinter ein nächſtes Thor, daß ſie wohl glauben mochte, Giuſeppe Mar-

tucci habe sie überhaupt nicht bemerkt. Der Zimmermann, durch dessen Hirn blitzschnell eine wilde Jagd zorniger und bitterer Gedanken schwirrte, hatte noch gerade Besinnung genug, um sich das Haus, aus dem das Mädchen hervorgehuscht war, genauer anzusehen und bei dem Custode, den er an einem vergitterten Fenster neben dem Eingangsthor wahrnahm, nach dem Eigentümer und den Bewohnern zu forschen. „Ich habe etwas für Signor Fabrizio Verlonia abzugeben, falls der Principe hier wohnt," fügte er hinzu, als er den verwundert argwöhnischen Mienen des Gefragten entnahm, daß er keine Antwort auf die zuerst gestellten Fragen erhalten werde.

Der stattliche Portier nickte: „Ihr seid recht — im ersten Stock wohnt der Signor Capitano," ging nach der Stelle seines Gemachs, wo der Griff zum Öffnen des schweren Thorflügels sich befand, und war nicht wenig verwundert, daß der fragende Arbeiter nicht in die Vorhalle eintrat.

Giuseppe war, sobald er die gefürchtete Antwort vernommen hatte, davongestürzt und eilte unter dem Zwange der Alltagsgewohnheit nach seiner Arbeitsstätte. Sein Blut drängte sich wild empor, verdunkelte ihm Seele und Auge, auf seiner Brust fühlte der Unglückliche einen so wuchtenden Druck, daß er in der ersten einsamen Straße einen lang anhaltenden Schrei ausstieß, der ihm Erleichterung verschaffte. Er glaubte jetzt alles zu wissen — er hielt sich für einen seit Monaten Betrogenen und wütete stumm, aber um so ingrimmiger gegen seine leichtgläubige Verblendung und die List der Weiber. Es wandelte ihn an, gleich jetzt nach daheim zu stürzen und dem stummen Kampf zwischen ihm und der Ungetreuen ein jähes Ende zu machen. Die gelblichen Augäpfel im Gesicht Giuseppes waren jetzt dunkel unterlaufen, das Blut, das in seinen Adern kochte, ließ sich nicht besprechen, obschon er sich einmal um das andere „Geduld, Geduld!" zurief. Am Ende überwog doch das Verlangen, nicht nur mit Maria, sondern auch mit Signor Fabrizio abzurechnen; der schlanke Prinz sollte erfahren, daß es kein Herrenrecht in der Welt von heute gebe. Mit dem Scharfsinn der Eifersucht erriet Giuseppe, daß die Cecca eine Zusammenkunft für den Nachmittag vermittelt habe. „Am Morgen in der Messe, wo Fra Giorgio am Altar steht und vielleicht sonst kein Mensch in die Kirche kommt, wird sie ihn nicht gerade beschieden haben, aber sie sagte, daß sie auch zur Vesper nach Maria vom Schiffchen hinübergehen wollte — mich deucht, nicht zum Beten."

Wohl trieb der Gedanke, daß der Kirchgang überhaupt nur ein Vorwand sei und seine Frau sich mit dem Lancierioffizier irgendwo begegnen könnte, eine neue Blutwelle nach seinem Haupt. Aber schon im nächsten Augenblick sagte er sich finster: „Nein, so weit kann's noch nicht sein, so weit nicht!" und gab sich keine Rechenschaft, daß dies der Wiederhall einer Stimme in seinem Inneren war, die für Maria sprach. Und so zwang er sich denn, den Weg nach seinem Arbeitsplatze trotz allem zurückzulegen und bis zum Mittag die gewohnte Pflicht zu erfüllen. Seinen Arbeitsgenossen fiel es längst nicht mehr auf, daß Martucci düster und schweigsam vor sich hinbrütete — und so bemerkte auch keiner, daß dies heute schlimmer als je zuvor war. Für den Nachmittag nahm er Urlaub bei Signor Pietro Nello selbst und murmelte so etwas von einer Gedächtnisfeier für Camillo Breghini, seinen Schwiegervater.

„Immer der alte Giuseppe — immer am Schürzenband der schönen Frau. Doch wie Ihr wollt, geht mit Gott."

Giuseppe grollte in sich hinein, daß der Teufel und nicht Gott sein Geleiter sei, trat den Heimweg an und setzte sich, um die Vesperstunde heranzubringen, in ein einsames kleines Kaffeehaus der Straße San Stefano. Durch diese Straße mußte die Treulose gehen, wenn sie, statt zur Kirche Santa Maria Navicella, nach dem Palazzo wollte, in dem der Räuber seines bescheidenen Glücks hauste. Niemand kam vorüber — auch der Capitano nicht. Giuseppe vermochte hinter den verdunkelnden Vorhängen des Kaffeehauses nicht länger hervorzuspähen, er fürchtete an der Glut zu ersticken, die in ihm selbst brannte, zahlte seinen Kaffee und legte mit großen Schritten den Weg nach der Kirche zurück, in der sich sein Geschick erfüllen mußte, wenn sich nicht erwies, daß er ein wahnsinniger Thor und Träumer sei. „Wär ich's doch!" sagte er mehr als einmal

mit zuckenden Lippen. Er ging, seine Zimmermannsaxt über der Schulter, ohne nach seinem Hause nur umzublicken, mit großen Schritten über den Platz und unter die Vorhalle der Kirche. Vom Bau her wußte er zwischen der Treppe zum Chor und der Thür zur Sakristei einen versteckten Winkel; er erreichte ihn, und seine Hände schlossen sich fest und ingrimmig um den Stiel seiner Axt, als er sicher unter dem Dunkel der Treppenstufen stand und ins Halbdunkel des Mittelschiffes der Kirche blickte. Er war zur rechten Stunde und auf dem rechten Platze erschienen. Jeder Zweifel, der sich in ihm noch geregt hatte, mußte verstummen. Denn an den Stufen des rechten Seitenaltars sah er seine Frau knien und — dort, ihm gerade gegenüber, zwischen dem Hauptaltar und der ewigen Lampe, lehnte an einer der Granitsäulen der Basilika ein Mann in dunkler bürgerlicher Tracht, den Giuseppe nach Gestalt und Haltung als Fabrizio Verlonia erkannte, ehe er sein Gesicht erblickt hatte. Wieder fühlte Giuseppe das Blut in seinen Schläfen und vor seinen Augen brausen. Aber jetzt galt's zu sehen und zu hören — er hätte sich in Auge und Ohr verwandeln mögen. Die Minuten schlichen hin — der verzweifelte Giuseppe, der in wilder Spannung vor sich hinstarrte und lauschte, hörte doch nichts als einen Seufzer Marias, und sah nichts als einen unbeweglich Wartenden, auch als er im Düster der Kirche jede Einzelheit scharf unterscheiden konnte. Endlich meinte er einen leisen Ausruf ihres Namens zu vernehmen. Maria erhob sich von den Knien, aber ohne dem harrenden Mann näher zu treten. Giuseppe überrieselte es mitten in seinem Ingrimm und seiner Wehmut, als dürfte er die Ungetreue aus dem Versteck nur anrufen und sie würde sich in seine, statt in des Prinzen Arme stürzen. Jedenfalls blieb es ein seltsames Stelldichein, dessen er Zeuge ward. Das junge Weib krampfte jetzt mit einer Art Trotz den korallenen Rosenkranz — ein Brautgeschenk Giuseppes — in ihrer Hand zusammen und ging mit zögerndem Fuß durch das Mittelschiff der einsamen Kirche. Auf der Stelle kam Signor Fabrizio einige Schritte näher und streckte mit bittender Gebärde der schönen Frau des Zimmermanns beide Hände entgegen. Der Lauscher fühlte sich wie betäubt, er wußte nicht, ob von dem Weihrauchdunst, der sich in den Winkeln des Hauses barg, ob vom wilden Andrang des eigenen Blutes, er hörte jedes Wort von einem Brausen begleitet und doch unterschied er das leiseste Wort.

„Wollt Ihr Euch meiner nicht erbarmen, Signora Maria?" fragte der Prinz mit einer Stimme, deren Wohllaut Giuseppe selbst jetzt ins Ohr fiel. „Ihr seid gekommen, wie ich Euch bitten ließ, und jetzt gönnt Ihr mir dennoch keinen Blick?"

„Es ist mir zu hell hier, Herr!" sagte Maria und deckte mit der Hand die Augen, als ob sie wirklich geblendet werde.

Der junge Offizier wandte sich um, hob sich auf die Zehen und blies die Flamme der ewigen Lampe aus.

Über Giuseppes Leib ging ein doppelter Schauer, er erschrak vor dem Kirchenfrevel und mehr noch vor der gewaltthätigen Entschlossenheit des römischen Patriciers; wie sollte, wie konnte ein Weib dieser Gewalt widerstehen?

Maria zitterte gleichfalls und sie eilte in einer Art Flucht der Vorhalle näher, Signor Fabrizio aber folgte ihr auf dem Fuße, und etwas mußte in seinen Augen sein, das sie festhielt und fesselte. Halb weinend sagte sie: „Meint Ihr, Herr, daß der Herrgott Licht braucht, um Euch und mich zu treffen und zu strafen? Ich hätte niemals hierherkommen sollen."

„Da Ihr aber doch gekommen seid, Schönste," schmeichelte Fabrizio Verlonia, „so wär's gut, wenn Ihr mich endlich wissen ließet, ob Ihr Euch nicht ein wenig zärtlicher zeigen könnt — nachdem ich so lange um Euch geworben habe — und da Ihr mich doch liebt."

„Wer sagt, daß ich Euch liebe, Signor?" fragte Maria Martucci zurück, und ihre Mienen waren jetzt feindselig düster.

„So müßt Ihr mich hassen," lächelte der Prinz und streckte den Arm nach ihr aus, dem sich Maria entwand.

Sie schlug beide Hände in plötzlicher Bewegung vor das Gesicht: „Ich würde alle Heiligen bitten, Euch hassen zu können — aber alle Heiligen wären ohnmächtig dazu."

Erschüttert hörte der junge Mann das

schwere Geständnis — er trat noch einmal an sie heran, und wieder drängte sie ihn mit nicht mißzuverstehender Gebärde zurück. „Aber was wollt Ihr denn, Maria?“ rief er hingerissen, und sie gab nicht minder leidenschaftlich zurück:

„Daß Ihr nichts von mir wollt! nichts zu wollen habt! Ich bin Maria Martucci, bin Giuseppes, des Zimmermanns, Weib, und mein Vater, der Custode, ist von Trastevere über den Strom hier herübergekommen.“

„Um Gott, ich habe ja den größten Respekt vor Eurem alten römischen Blut, ich brauche Euch nur anzusehen, Maria, so weiß ich, wie edel Ihr seid,“ erwiderte der junge Mann, und jetzt sah der Lauscher aus seinem Winkel, daß zum erstenmal ein frohes Lachen über das feine, vornehme Gesicht ging.

Über Marias Zügen lag dagegen ein harter, entschlossener Ausdruck. „Ich will Euch nicht mehr sehen, Signore,“ sagte sie. „Ich will meinem Mann und mir selbst keine Schande anthun, und Ihr dürft mich nicht mehr bedrängen — ich habe den Giuseppe von Perugia nun einmal genommen! Laßt mich, laßt uns in Frieden, schickt die Cecca nicht mehr zu mir.“

„Aber das ist ja unmöglich! Ihr stellt Euch ja an, Maria, als hätt ich nie in Euren Augen gelesen.“

„Ihr hättet nie drin lesen sollen,“ versetzte sie tonlos, aber dabei ließ sie ihm jetzt ihre Hände, nach denen er lange vergebens gehascht hatte. Und dann, wie aus tiefem Nachsinnen emporfahrend, rief sie wieder: „Es ist, wie es ist. Ihr seid ein großer Herr und ich bin ein armes Weib — doch fügen müßt Ihr Euch, wie ich mich füge. Wäre ich noch ein Mädchen — wäre ich Witwe — würde ich mich nicht lange besinnen — das glaubt mir, Signor Fabrizio. Und nun — felicissima notte!“

„Die kommt mir nie — ohne Euch!“ rief der junge Mann wehklagend hinter ihr drein. Aber schon hatte sie sich ihm endgültig entrissen, mit wenigen Schritten war sie an der geöffneten Thür der Kirche und wagte auch aus der Vorhalle nicht nach ihm, der noch im Schiff der Basilika stand und mit heißen verlangenden Augen hinter ihr dreinblickte, sich umzukehren. Giuseppe sah, wie der junge Principe zornig die Lippen zusammenkniff, über den dunklen Knebelbart strich, aber sich bezwang, ihr nicht über die Piazza nachzueilen.

Der Zimmermann zitterte noch immer in seinem Versteck, obschon er vorhin einen Schritt vorwärts gethan hatte. Das betäubende Brausen vor seinem Ohr hatte aufgehört, seine Hände waren schlaff vom Stiel der Axt abgeglitten, das schwere Werkzeug stand neben ihm — was sollte es ihm? was gab es hier zu rächen oder zu retten? Er fühlte sich versucht, dem unnützen Beil einen Fußtritt zu versetzen, er that es nicht, weil es dann gewiß war, daß der noch immer zwischen der letzten Säule und der Ausgangsthür der Basilika verweilende junge Mann seine, des ärmsten Lauschers Anwesenheit hätte merken müssen. Am Ende trat auch Fabrizio Verlonia hinaus — Giuseppe drückte sich langsam an der Umfassungswand der Basilika hin der Vorhalle zu. Wie er endlich wagte, die Kirche zu verlassen, sah er den Prinzen im warmen Abendlicht den kurzen Weg von der Piazza bis zum Gitterthor der Matteigärten zurücklegen, er sagte sich, daß der Capitano auch vorhin von dort gekommen sei. Und nachdem er noch einige Minuten unter der Vorhalle gezögert hatte — bange, schwere Minuten, in denen ihm die Luft schwüler vorkam als am ganzen Tage —, ging er wie traumverloren über den Platz seinem und Marias kleinem Hause entgegen. Er dachte nicht daran, daß, wenn seine Frau an der Thür oder am Fenster stünde, sie sofort sehen müßte, daß er nicht vom Bauplatz kam, und hätte er daran gedacht, wäre es ihm auch gleich gewesen. Er sah, als er die Thürklinke aufdrückte, Maria am Herde stehen, auf dem sie eben ein kleines Feuer entzündet hatte, um Wasser für die Maccaroni zu sieden. Sie blickte überrascht nach ihm hin.

„Du kommst heute zeitiger, Giuseppe.“

„Es fügte sich so!“ gab er kurz zurück und ging wie alle Abende nach oben, um sich zu waschen.

Abermals verrann eine Woche, und Giuseppe hatte, nachdem er noch einen Tag lang mit sich gerungen, sich entschieden, nicht ein Wort fallen zu lassen von allem, was er wußte. Er fühlte dunkel, daß sich Maria

auf ihre Standhaftigkeit und ihre feste Abweisung des vornehmen Liebhabers berufen werde. Und er fühlte zu gleicher Zeit, daß es mit der Begegnung in Santa Maria della Navicella nicht zu Ende sein könne — oder wenn doch zu Ende, daß ihm darum noch keine Glückssonne wieder aufgehe. So gingen Giuseppe und Maria nebeneinander her, ohne in ihren Tagesgewohnheiten etwas zu ändern, aber schweigsam wie Menschen, die sich nichts oder zu viel zu sagen haben. Er sah wohl, daß hier und da ein Blick Marias flüchtig prüfend über sein Gesicht glitt, doch wußte er sich solchen Blick nicht zu deuten. Und im ganzen war ihm jetzt wohler auf dem Bauplatz, beim Rollen und Splittern der Balken, beim Geräusch von Sägen, Hobeln und Beilen, als in seinem Daheim an der stillen baumbestandenen Piazza. Er hatte sich geschworen, daß er von allem, was wie eine Wetterwolke über seinem Leben hing, zunächst nichts mehr sehen wolle, und war nirgends so sicher, nichts zu sehen, als auf den Gerüsten des großen Ministerialhotels in der Via del venti Settembre. Freilich erfuhr er gründlich, daß der Mensch vieles, was er nicht mehr sieht, nichtsdestoweniger fühlt und schwerer und peinlicher fühlt, als da er es sah. Zwischen die düsteren Gedanken drängten sich schmeichelnd auch Bilder der Hoffnung, flüchtig, rasch niedertauchend, wie ferne Blitze an einem wetterschwülen Horizont. Rüstiger als jemals schwang Giuseppe seine Axt, er hätte es nie geglaubt, daß man mit so viel Ekel an der Arbeit in der Seele, so fleißig hantieren könne. Und er stellte sich, seit er im Lauscherwinkel der Kirche Maria vom Schiffchen gestanden hatte, nicht einmal mehr vor, daß er mit der blanken Schneide, die gegen das Holz sauste, das verhaßte Haupt des jungen Principe treffe, er dachte nicht mehr daran, Signor Fabrizio zu erschlagen, dachte überhaupt nicht an ihn, sondern nur an Maria. Er mußte fortgesetzt jedem Wort, das sie zu ihrem Bedränger gesprochen hatte, nachsinnen und suchte darüber klar zu werden, was wohl auf dem letzten Grunde der Seele seines Weibes vorgehen möchte. Seltsamerweise grübelte der Zimmermann nur, wenn er auf dem Bau und unter seinen Arbeitsgenossen war; wenn er mit seinem Weibe beim einfachen Mahle saß oder auch vor der Schwelle des Rosahäuschens, dachte er gar nichts, oder seine Gedanken wanderten rückwärts, aus Rom hinweg und nach der alten Heimatstadt in den umbrischen Bergen. Giuseppe wußte an solchen Abenden manchmal so wenig, was in ihm selbst, als was in Maria vorging.

Eines Nachmittags aber — es war ein Samstag, an dem Giuseppe im gewöhnlichen Lauf der Dinge um ein paar Stunden früher heimzukommen pflegte als an den anderen Tagen — kam er zur gewohnten Stunde nicht, und Maria, die eine leise Unruhe fühlte, begann um die Ecke der Straße San Stefano Rotondo nach ihm auszusehen. Gegen Ende der zweiten Stunde, in der er sich umsonst erwarten ließ, durchflog auch diesen entlegenen Stadtteil von Rom das Gerücht von einem großen Unfall beim Bau des Ministeriums, dem Zusammensturz eines Gerüstes. Erschrockene Nachbarinnen traten zu Maria Martucci, erzählten von einem Dutzend toter und schwerverwundeter Bauleute und fügten tröstend hinzu, daß das Gerücht wohl wie immer übertrieben und Sor Beppo vollkommen heil und munter sein werde. Die schöne Frau des Zimmermanns, deren Gesicht unter dem Eindruck der schlimmen Kunde erbleicht war und bei diesem tröstlichen Zuspruch von Sekunde zu Sekunde starrer und undurchdringlicher wurde, ertrug die Ungewißheit nicht lange. Sie eilte ins Haus, raffte ein schwarzes Kopftuch an sich und begab sich auf den Weg, um selbst zu erfahren, was sie zu fürchten oder zu tragen hätte. Sie schlug mit großen und kräftigen Schritten, doch auch jetzt ohne fliegende Hast, den ihr bekannten Weg ein, den ihr Mann nach dem Bauplatz zu gehen pflegte. Schon vom Bahnhof und der Acqua Marcia an traf die von Zeit zu Zeit leis erbebende Frau auf gedrängte Menschenmassen, in denen mit leidenschaftlicher Lebendigkeit das Unglück besprochen und über die Zahl der Verunglückten heftig gestritten wurde. Die Frau des Zimmermanns hörte die Worte: „Sieben — vier — zehn — acht — zehn!“ an ihr Ohr schlagen, es klang nicht viel anders, als ob sie Morraspieler rufen hörte. Sie bat sie durchzulassen, sie wisse nicht, ob ihr Mann unter den Verletz-

ten sei — teilnahmvoll öffneten sich die Reihen, mitleidige Blicke folgten ihr, ein Militärarzt, der vom Bauplatz kam, rief ihr zu, daß man die lebenden Verwundeten nach dem großen Hospital San Spirito gebracht habe. Stockend setzte er hinzu, daß die Toten im Treppenhaus des Baues lägen — Maria vernahm schon nichts mehr. Zwischen wogenden dunklen Menschenfluten und durch Staubwolken hatte sie sich an die Plankenumzäunung des Bauplatzes herangedrängt — sie sah mit den schönen Augen, die in diesem Augenblick so schmerzlich müde vor sich blickten, in ein Gewirr von Trümmern, gestürzten und gesplitterten Balken, von übereinander geschobenen Bretterhaufen, zwischen denen am Boden da und dort Blutlachen standen. Man hatte schon aufzuräumen begonnen, und die junge Frau vermochte sich in dem wirren Getümmel kaum verständlich zu machen. Eben rief sie zum zweitenmal hinüber: „Giuseppe Martucci — ist er hier? Ist er gesund?“ als sie mit einemmal ihren Arm ergriffen fühlte und eine wohlbekannte Stimme laut sagte: „Bist du hier, Maria? Wie du siehst, hat mich die Madonna vom Schiffchen behütet.“

Die Arme der jungen Frau umklammerten den Mann, der in der Arbeitsjacke und im Schurzfell vor ihr stand, sie küßte ihn mit leidenschaftlicher Heftigkeit, gleich darauf aber rollten schwere Thränen über die bräunlichen Wangen, mit grollender Stimme sagte sie: „Und du kommst nicht nach Haus, Giuseppe, läßt mich in dieser grausamen Furcht?“

Der Zimmermann schluckte ein paarmal, als ob er eine Antwort unterdrückte, dann entgegnete er einfach: „Ich mußte ein paar von den armen Kameraden nach San Spirito schaffen helfen, komme eben von dort zurück. Aber du hast recht — hier habe ich heute nichts mehr zu suchen — laß uns heimgehen.“

Er übersprang die Umzäunung und holte aus der hölzernen Bude der Arbeiter sein Werkzeug und die bessere Jacke. Dann gesellte er sich zu Maria, nach der inzwischen mehr als hundert Augen aus der gedrängt stehenden Menge hingesehen hatten. Er war noch so voll von dem Erlebten, schilderte seiner Frau, wie keine zehn Schritt vor ihm das Gerüst zusammengebrochen war, daß er auf nichts Äußeres acht hatte. Maria hatte inzwischen verstohlen ein paarmal ihren Gatten gemustert; plötzlich, als sie am großen Becken der Acqua Marcia vorübergingen, sagte sie: „Du bist voll Blut und Schmutz.“

Giuseppe nickte und wusch sich sofort an dem Brunnen, wechselte auch seine Jacke und ging nun stattlicher und schmucker neben seiner Frau einher.

Von dieser Minute an aber war er aus der Betäubung von vorhin erwacht — seine Blicke streiften wieder und wieder die Gestalt Marias; er sah, daß sie ein paarmal leise zitterte und mit düsteren Mienen von ihm hinweg nach den Wänden der Häuser schaute. Es fuhr ihm durch den Sinn, ob wohl Signor Fabrizio Verlonia wieder in Rom sei und ob sie fürchte, diesem eben jetzt und an seiner Seite zu begegnen. Nachdem er sie noch einmal angesehen, wußte er, das war's nicht, was sie bewegte und erschütterte und die feste stolze Frau von Zeit zu Zeit erbeben ließ wie ein bang zusammenschauerndes Kind. Was dachte sie bei diesem Heimweg, bebte sie trotz des Kusses von vorhin, vielleicht nur, weil er aufrecht neben ihr zu seinem Hause zurückkehrte, und malten ihre irren Gedanken sich die Stunde aus, in der man ihn heimgebracht hätte, wie man jetzt die armen Kameraden heimtrug, welche die Opfer dieses Tages waren? Gewaltsam wehrte er sich noch einmal gegen die dunkle Vorstellung. Fast demütig richtete er ein paar Fragen an sie, wie die Kunde von dem Unheil zuerst zu ihr gedrungen sei. Maria gab ihm kurze Antworten. Und jetzt, wo sie den Platz und das Häuschen erreichten, jetzt war's Giuseppe, während er den Schlüssel ins Schloß steckte, als müßte er Maria in die Arme fassen, sie über die Schwelle tragen, um zu dieser Stunde ein neues Leben mit ihr zu beginnen.

Aber ehe er seinen Arm um ihren Leib legen konnte, war sie vor ihm und auch vor ihrer eigenen Thür zurückgewichen und sagte leise: „Ruh dich aus, Giuseppe, ich muß eine Viertelstunde dort hinüber — ich muß beten für dich — und für mich!“

Er hätte nicht Zeit gehabt, ihr ein Wort zu erwidern; noch während sie zu ihm sprach, schritt sie schon über den Platz, und er sah sie aus seinem Flur heraus auf die Vorhalle

der Kirche zueilen. Er fragte ſich, ob die Cecca heute wieder hier geweſen ſei, und ſchüttelte verneinend den Kopf. Dann entſchied er ſich kurz, der Erregten nachzugehen. „Ich kann ja auch der Madonna vom Schiffchen für gnädige Errettung danken. Nicht, daß viel daran läge — aber ich will ihr dennoch danken.“ Er lehnte ſeine Axt an die Wand im Flur, warf die Arbeitsjacke auf einen Schemel und nahm einen Trunk Waſſer aus dem zinnernen Waſſerkruge. Dabei glitten ſeine Augen durch den vertrauten Raum, nichts war hier geändert und doch fühlte er mit Bitterkeit, daß alles anders ſei. Zwiſchen Fenſter und Herd war der Platz Marias, wo ſie Blumen auf ſeidene Bänder ſtickte — es war lange her, daß er ſich an der kunſtfertigen Hand ſeiner Frau gefreut hatte. Indem er dort hinüberblickte, ſah er ein Papier zwiſchen den farbigen Seidenſträngen beim Stickrahmen; er widerſtand der Verſuchung des Argwohns nicht, ſtreckte die Hand danach aus und mußte wider Willen lächeln: ſtatt eines Briefes griff er ein altes Blatt ſeiner Zeitung. Auf der Zeitung ſah er Flecken — er wußte nicht, wer oder was ihm zuflüſterte, daß es Thränen ſeines Weibes ſeien, die auf das Papier herabgetropft und getrocknet waren. Indem Giuſeppe noch das Blatt in den Fingern hielt, las er die Notiz, die Maria bis zu Thränen erſchüttert hatte. Es war ein kurzer Bericht aus der Selva di Ardea. Die Frau eines Waldhüters dort hatte aus Unkenntnis Giftkräuter zwiſchen die Fenchel, mit denen ſie ihren Mann bewirten wollte, gekocht, und der Waldhüter war, fern von aller ärztlichen Hilfe, daran geſtorben. Giuſeppe fühlte, ohne daß er über das Geleſene nachſann, einen Schauer durch ſeinen Leib rinnen — er atmete mühſam — er mußte hinaus, es trieb ihn hinüber zur Kirche Santa Maria della Navicella. Er wußte, daß es heute keinen Zweck haben würde, das Verſteck von neulich aufzuſuchen; er würde es auch, wenn er den jungen Fürſten in der Kirche vermutet hätte, nicht zum zweitenmal gethan haben, ging vielmehr ruhig die Stufen der Vorhalle hinauf und trat durch die geöffnete Pforte ein.

Doch ſo feſt er ſich vorgenommen hatte, am Hauptaltar ſein Gebet zu ſprechen — er blieb wiederum ein paar Schritte vom Eingang dicht neben dem Weihwaſſerbecken ſtehen. Er ſah Maria auf den gleichen Stufen des Altars knien wie neulich abends, ein Strahl der Abendſonne erhellte durch ein Fenſter hindurch die Stelle und ließ Giuſeppe ihre Züge deutlich erkennen. Und aus dieſen Zügen ſprach ein ſo tiefer Schmerz, ein ſo herber, innerer Kampf, die Hände der jungen Frau ſchloſſen ſich ſo verzweifelt zuſammen, daß Giuſeppe im Innerſten erbebte. Er erriet, was die bleichen Lippen ſtammelten, die Gewißheit ergriff ihn, daß die ganze bebende Geſtalt mit einer dunklen Verſuchung ringe.

Und der tief erſchütterte Mann meinte in dieſem Augenblick alles, alles zu ſehen und mitzufühlen, was durch die geängſtigte Seele, das geteilte Herz des armen ſchönen Weibes hindurchgehe. Er warf noch einen Blick auf das bange Geſicht hinüber, und die Gewißheit, daß es ein Abſchiedsblick ſei und ſein müſſe, durchrieſelte ihn wie ein Vorgeſchmack des Todes. Halb taumelnd faßte er den Griff der Innenthür und gelangte, nach Luft und Faſſung ringend, bis auf die Piazza hinaus. Am Sockel des Marmor-Schiffchens, juſt da, wo er Maria am zweiten Abend zuerſt in Rom erblickt hatte, blieb er ſtehen und erhob die braune Stirn, auf der kalte Schweißtropfen ſtanden, gegen das ſcheidende Licht und die farbigen Wolken. Er wehrte ſich gegen das Schwinden ſeiner Sinne, nie hatte er ſie nötiger gehabt als in dieſen Minuten, den letzten vielleicht, in denen er ſie und ſich retten konnte.

Zwar an ihm ſelbſt lag ihm nicht viel — aber deſto mehr an ihr. Es war ein Abend, faſt ſo ſchön und ſo lichttrunken wie jener, an dem er vor Jahren um Maria Breghini geworben hatte. Ein ungeheurer Bogen von goldenen, violetten und purpurnen Wolken wölbte ſich vom Monte Celio bis Monte Teſtaccio hinüber, unterhalb dieſes Bogens ſtrahlte der Himmel in wunderbarer blau- und zartgrüner Helle. Die Augen Giuſeppes hingen nur flüchtig an der Farbenpracht, er ſah auch nach den Bäumen im Matteigarten nur flüchtig, denſelben Kronen, nach denen Maria geſchaut hatte, um ſeinem glühenden, bittenden Blick noch auszuweichen. Giuſeppe Martucci dachte an alles, alles, was er gelobt, was Maria ihm gegeben hatte. Er

rief ſich zurück, wie er ſie geliebt hatte und noch liebe, und ein tiefes, tiefes Mitleid mit ihr, mit den Qualen, die ſie zu beſtehen hatte, durchdrang ſein ganzes Weſen und ſchmolz jeden zürnenden Gedanken in ihm. Es war möglich, daß ſie die Verſuchung ſiegreich überwand, aber — wenn ſie ihr erlag? Signor Fabrizio Verlonia in all ſeiner vornehmen Schönheit und mit dem Frevelmut, mit dem er für ſein Stelldichein die ewige Lampe ausgelöſcht hatte, und Marias Wort, daß alle Heiligen nicht mehr vermöchten, Haß gegen ihren Bedränger in ihr zu erwecken, und die dunklen Gedanken, wider die ſich ihre gute Natur ſträubte, und der ſcheue Blick, mit dem ſie vorhin nach ihm, dem am Leben Erhaltenen, geſehen hatte, alles ſtand deutlich vor Giuſeppes innerem Auge und alle widerſtreitenden Gefühle in ihm wogten wild zu einem Entſchluſſe zuſammen. Unheimlich durchſchauerte ihn die Vorſtellung, daß ſeine arme Maria in dunkler Stunde erliegen und ihr Leben im Elend des Gefängniſſes enden könnte. Die Thränen ſtürzten ihm ſtromweis aus den Augen, wenn er ſich die Frau, der er jeden Stein vor den Schuhen aus dem Wege gerückt hätte, im Sünderkleid, in den rauhen Händen unbarmherziger Richter und Wächter dachte. Lieber wollte er alles, die härteſte Einſamkeit und die quälende Erinnerung an vergangenes Glück auf ſich nehmen, als die Schuld an ſo Furchtbarem tragen. Wenn er ging, freiwillig ging, ſo konnte er noch immer zurückkehren, falls ſie die Kraft in ſich fand, auch dann noch den Werbungen des Principe Verlonia zu widerſtehen. Er beugte ſein Haupt und ſeufzte tief, wenn er bedachte, wie verſchwindend dürftig dies Hoffnungslicht ſei. Doch gleichviel — er mußte die, die er ſo heiß liebte, mehr als je liebte, vor allem wider ſich ſelbſt ſchützen, ſie aus der Möglichkeit einer ſchweren Schuld reißen. Ob ſie ihm treu blieb oder untreu wurde, hatte ſie nur mit der Barmherzigkeit des Himmels zu ſchlichten. Die erbarmungsloſe Gerechtigkeit der Menſchen aber ſollte, ſoweit es in ſeiner Macht ſtand, niemals ein Recht wider die Frau erlangen, der er auch jetzt noch mit jeder Faſer ſeines Weſens angehörte. Er zagte vor dem nächſten Schritt, aber wie eine Offenbarung war's über ihn gekommen, daß er nicht weiter zögern dürfe.

Ein leiſe daherſchwellender Oſtwind weckte den dunkel Träumenden auf und galt ihm als der Sturmwind, der ihn von ſeinem Hauſe, ſeinem Weibe, ſeinem vergangenen Glücke hinwegtreibe. Er ſah nach der Kirche zurück, ſeine arbeitsharte Hand ſtreifte weich und leicht über das Marmorſchiffchen, bei dem er ſtand, er trug ihm Grüße an die Zurückbleibende auf. Mit raſcher Beſinnung überſchlug er die Erſparniſſe, die er in Marias Händen ließ — er fühlte an die Taſche ſeiner Jacke, in der er in Goldſtücken den heute erhaltenen Halbmonatslohn trug. Für ihn genug und mehr als genug. Dann ging er feſten Schrittes über die Piazza, trat in das Roſahäuschen, nahm die Axt auf dem Flur auf und grub mit ſeinem Meſſer die Worte „Addio Maria" in ihren Stiel. Leiſe, als müßte er auch ſein Werkzeug wiſſen laſſen, daß er es gut mit der im Sinne habe, deren Namen er vor ſich hinſprach, lehnte er die Axt wieder an die gewohnte Stelle. Und feſten Schrittes, ohne ſich noch einmal umzuſehen, trat er aus dem Hauſe und bog nach der Via di San Stefano Rotondo um. Ehe Maria zurückkehrte, ging Giuſeppe Martucci ſchon mitten durch das Abendgewühl des Korſo, und als die Nacht ſich über Rom ſenkte, wanderte er weit jenſeit Ponte Molle auf der Straße nach Norden.

# Max von Pettenkofer.

Von

**Hans Buchner.**

> Mir wird, je länger ich lebe, immer verdrießlicher, wenn ich den Menſchen ſehe, der eigentlich auf ſeiner höchſten Stelle da iſt, um der Natur zu gebieten, um ſich und die Seinigen von der gewaltthätigen Notwendigkeit zu befreien: wenn ich ſehe, wie er aus irgend einem vorgefaßten falſchen Begriff gerade das Gegenteil thut von dem, was er will, und ſich alsdann, weil die Anlage im ganzen verdorben iſt, im einzelnen kümmerlich herumpfuſchet.
>
> Goethe: Maximen und Reflexionen.

Die vorſtehenden Worte Goethes, des großen Sehers, könnten wohl als eine Art von idealem Prolog gedacht werden zu einem Feſtſpiel, dazu beſtimmt, die Geburt einer der jüngſten Töchter der Naturwiſſenſchaft, der experimentellen Hygiene, zu verherrlichen. An die Stelle vorgefaßter falſcher Begriffe klare Erkenntniſſe zu ſetzen, durch Einſicht in die natürlichen Vorgänge über deren Ablauf Herrſchaft zu gewinnen und auf ſolchem Wege ſchließlich den Menſchen „von der gewaltthätigen Notwendigkeit zu befreien" — das ſind in der That Ziele, denen nach der phyſiſchen Seite unſeres Daſeins erhabenere gegenüber zu ſtellen kaum möglich erſcheint. Indem wir aber ſo ungeheure, in ferne Zukunftshoffnungen reichende Probleme in den engen Begriff der wiſſenſchaftlichen Hygiene zuſammenfaſſen, ſcheinen wir letzterer eine allzu große Bedeutung beizumeſſen. Und doch iſt es nur die geringe Sehweite unſerer bisherigen Erfahrungen, die uns aus den jetzigen Anfängen, gleichſam den weitläufig angelegten Fundamenten des kommenden Hochbaues, die Bedeutung des letzteren nicht richtig erſchließen läßt.

Eine Wiſſenſchaft konſtruiert man nicht mit kühnen und ſchönen Gedanken, ſo wenig als ein feſtes Gebäude nur aus ſchlanken Säulen und reich verzierten Kapitälen. Für eine Luſthalle oder einen poetiſchen Muſentempel mag eine ſo luftige Bauart wohl genügen, aber nicht für ein Werk, beſtimmt zum Schutz zu dienen und den Stürmen der Zeit zu trotzen. Bei Begründung eines neuen Zweiges der Naturwiſſenſchaft ſind es im Anfang viel weniger die Ideen, als vielmehr die Thatſachen, auf die es ankommt, jene auf den kürzeſten Ausdruck gebrachten, überall und immer nachweisbaren Wirklichkeiten in den Beziehungen der natürlichen Dinge. Als der engliſche Phyſiker Prieſtley den Sauerſtoff entdeckte, war dies für die Begründung der wiſſenſchaftlichen Chemie entſcheidender als die geiſtreiche Phlogiſtontheorie Stahls, und die Erfindung des Augenſpiegels durch Helmholtz ſchuf mit einem Schlage für die Augenheilkunde einen exakteren wiſſenſchaftlichen Boden, als es die ſcharfſinnigſten Kombinationen bis dahin vermocht hatten.

Hygieniſche Anſchauungen, Regeln der Geſundheitslehre und wertvolle Erfahrungen der mannigfaltigſten Art hatten ſchon ſeit früheſter Zeit exiſtiert. Man weiß, daß ſchon im alten Ägypten der Staat die Kindererziehung überwachte und Einfachheit und Nüchternheit dabei — in einer unſere Überkultur beſchämenden Weiſe — zur Pflicht

machte;* man kennt aus den Papyrus-Inschriften zahlreiche Regeln der öffentlichen Gesundheitspflege, von deren strenger Übung die Einbalsamierung der Leichen noch heute den wunderbaren Beweis liefert. Aus den mosaischen Gesetzen sind verschiedene weise hygienische Vorschriften, namentlich für den Verkehr der Israeliten mit fremden Völkern, wohlbekannt, und auch im alten römischen Staat finden sich wichtige Ansätze zu einer Art von öffentlicher Gesundheitspflege. Daß nach den Stürmen des Mittelalters die neuere Zeit diese Bestrebungen wieder aufnahm und, wenn auch sehr langsam und unvollkommen, dieselben entwickelte, versteht sich bei den erhöhten Lebensansprüchen und dem wachsenden Gemeinsinn nahezu von selbst. Das engere Zusammenwohnen, das Anwachsen der Städte erzeugte mit Notwendigkeit solche Regungen, besonders als man anfing, die Krankheiten, die früheren Generationen als Strafgerichte des Himmels erschienen waren, als vermeidbare Übel und, wenn überhaupt als Strafen, dann eher als solche für menschliche Thorheiten und Unterlassungssünden zu betrachten. Die Versuche zur Beschränkung der Pockenseuche durch künstliche Schutzimpfung, durch Jenners große Entdeckung so erfolgreich begünstigt, beeinflußten ohne Zweifel mächtig die Vorstellungen, und es ist in diesem Sinne auch kein Zufall, daß gerade in England öffentliche sanitäre Verbesserungen zuerst ins Leben traten. Freilich wirkten hierzu auch die politisch ruhigeren, mehr konsolidierten Verhältnisse, sowie die größere Wohlhabenheit und die vorangeschrittene Industrie Englands, nicht zum mindesten die ältere Kultur der Insel überhaupt. Man bedenke nur, daß das auch heute noch in ausgedehntem Betrieb stehende St. Bartholomäi-Hospital in London im Jahre 1123 gegründet wurde, zu einer Zeit, wo die meisten deutschen Städte noch kaum existierten, während die Universitäten Cambridge und Oxford ihre Anfänge ebenfalls in den Beginn dieses Jahrhunderts zurückdatieren.

Wenn aber England in Bezug auf praktische hygienische Einrichtungen namentlich für Städtesanierung uns voraus war, zum Teil noch ist, so erwarb dafür der Genius unseres Max von Pettenkofer der deutschen Wissenschaft gerade auf diesem Gebiete einen neuen hellstrahlenden Ruhmestitel. Zwar nicht die Idee der Hygiene hat Pettenkofer erfunden, denn diese existierte, wie wir sahen, bereits vor ihm. Aber aus dem Stadium der Empirie, der Vermutungen und der Wahrscheinlichkeit hob er diese Idee und was dazu gehörte empor in den Bereich der freien exakten, prüfenden Forschung. In der Mitte der vierziger Jahre schon, als niemand daran dachte, daß zwischen den bestehenden Wissenschaftsdisciplinen noch die größten und wichtigsten Arbeitsgebiete ganz unbebaut daliegen könnten, ging Pettenkofer daran, so einfache und unscheinbare, so zu sagen selbstverständliche Dinge wie Luft und Wasser, Kleidung und Wohnung mit den experimentellen Methoden der neueren Naturwissenschaft zu untersuchen. Mit vollstem Recht nahm er an, daß ein genaues Wissen gerade in diesen fundamentalen Bedingungen der Existenz für den Menschen das Wichtigste sein müsse, sowie auch hier schließlich am ehesten Aufschlüsse über die Ursachen jener Störungen zu erwarten waren, welche die „gewaltthätige Notwendigkeit" im Menschendasein hauptsächlich begründen.

Es war aber durchaus kein Zufall, wenn gerade Pettenkofer als der einzige dieses dringende Bedürfnis nach exakten, unwandelbaren Erkenntnissen über die Dinge in unserer Umgebung empfand und danach handelte. Vielmehr hängt das aufs innigste zusammen mit seiner geistigen Eigenart, die ihn von jeher der bloßen theoretischen Spekulation abhold, den praktischen reellen Aufgaben dagegen zugeneigt sein ließ. Es war das eine Geistesrichtung, die auch bei dem großen Liebig, dem Pettenkofer in Gießen als Schüler und später in München als Freund so nahe stand, mächtig hervortrat und sich in dessen reformatorischen Leistungen im Gebiete der Landwirtschaft und der Physiologie entscheidend genug äußerte. Ihren vollendeten Ausdruck hat diese innerliche Übereinstimmung später gefunden in der begeisterten, von tiefstem Verständnis durchdrungenen Gedächtnisrede Pettenkofers auf Liebig in der bayerischen Akademie der

* Nach Diodor mußten die Kinder barfuß gehen und erhielten zur Nahrung nur Wurzeln, Früchte und das gedörrte Mark der Papyrusstaude.

Wissenschaften (1874). So spricht nur einer, der das gewaltige Ringen Liebigs um die Wahrheit nicht nur äußerlich miterlebte, sondern innerlich mitempfand. Ebenso wird durch diese übereinstimmende Art der Geistesrichtung auch begreiflich, wie es Pettenkofer gelingen konnte, Liebig, der, in Gießen bereits auf der Höhe seines Ruhmes stehend, verschiedene ehrenvolle Berufungen ausgeschlagen hatte, auf Anregung des Königs Max II. für die Universität München zu gewinnen (1852).

Eine Hauptsache für die Wahl des eigentümlichen Forschungsgebietes lag bei Pettenkofer freilich in seiner Originalität überhaupt. Er wollte andere Wege gehen als die übrigen, und er konnte es. Seine ungewöhnliche Beobachtungsgabe, die durch verschiedene frühzeitige Entdeckungen (des Kreatinins im Harn, einer besonderen Reaktion auf Galle u. s. w.) sich bewährte, verbunden mit scharfsinniger Kombination und außerordentlicher Arbeitskraft, befähigten ihn hierzu. Er vermochte zu sehen, was andere übersahen, weil es ihnen zu nahe lag, eine Erscheinung, die mit seinem Reichtum an Phantasie durchaus nicht im Widerspruche stand. Leistungen wie jene von Pettenkofer wären ohne jene goldene Himmelsgabe, die zuerst den dunklen Pfad für das schwache menschliche Auge erhellen muß, überhaupt undenkbar. Aber freilich muß dann sofort die strenge wissenschaftliche Kritik sich einfinden, welche die Phantasie wiederum in Schranken hält, und an dieser hat es denn auch Pettenkofer nie fehlen lassen; sonst wären seine Errungenschaften zwar vielleicht recht interessant, aber keinesfalls von dauerndem Werte gewesen.

Seine phantasievolle Originalität führte ihn denn, da er von Hause aus oder vielmehr durch den Einfluß seines Oheims, des Hofapothekers Dr. Xaver Pettenkofer, bei dem er aufwuchs,* für das Studium der Naturwissenschaften und Pharmacie, schließlich der Heilkunde bestimmt war, auf einem eigentümlichen Umwege zuletzt wieder der erweiterten wissenschaftlichen Medizin zu. Aber nicht als Schüler kehrte er zurück, sondern als Lehrmeister, der das alte Problem vom gesunden und kranken menschlichen Organismus in ganz neuer und eigentümlicher Weise erfaßte und das ganze Gebiet durch seine reformatorischen Ideen befruchtete und so zu sagen auf den Kopf stellte. Die Beschäftigung mit praktischer Medizin hatte für Pettenkofer nichts Anlockendes gehabt, war seiner geistigen Eigenart nicht gemäß. Seinem praktischen „gesunden Menschenverstand", einer Gabe, durch die er sich vor vielen auszeichnete und die aus allen seinen Werken hervorleuchtet, wollte es viel zweckmäßiger und wichtiger erscheinen, Krankheiten zu verhüten, als nach ausgebrochenem Siechtum Mittel gegen dieselben zu erfinden.

Um hier aber festen Grund zu schaffen, war es vor allem nötig, die Wirkungen der Stoffe aufeinander kennen zu lernen. Pettenkofer mußte zuerst Chemiker werden, und er war ein vortrefflicher Chemiker, bevor er sich hygienischen Problemen zuwandte. Zeuge dessen ist unter anderem auch sein äußerer Lebensgang, der ihn nach Erlangung des medizinischen Doktorgrades und chemischen Studien bei Scherer in Würzburg und Liebig in Gießen als Assistent in die königliche Münzstätte zu München führte, wo es ihm bald gelang, durch Entdeckung eines Platingehaltes in den einzuschmelzenden Kronenthalern gewisse Schwierigkeiten des Scheidungsprozesses erfolgreich zu bekämpfen. Ein anderer chemischer Fund, die Wiederherstellung zweier antiker Glasflüsse, des Hämatinon des Plinius und des Aventuringlases, deren Bereitungsart verloren gegangen war, scheint sogar, indem er die Aufmerksamkeit des kunstsinnigen Königs Ludwig I. auf ihn lenkte, für den definitiven Übergang Pettenkofers zur akademischen Laufbahn entscheidend geworden zu sein.

Hier konnte nun Pettenkofer, zunächst als außerordentlicher Professor für medizinische Chemie, da ihm zugleich ein allerdings bescheidenes Laboratorium zur Verfügung stand, sich ganz dem widmen, was eigentlich in ihm lebte. Den Reichtum alles dessen, was allmählich nun von ihm geschaffen wurde, zu schildern, kann niemand in engerem Rahmen unternehmen. Umfaßt doch sein Lebenswerk einen Zeitraum von mehr als fünfzig Jahren, während deren er in einer Reihe von

* Pettenkofer wurde geboren am 3. Dezember 1818 zu Lichtenheim in Niederbayern als Sohn des mit acht Kindern gesegneten Landwirts Johann Baptist Pettenkofer.

mehr als hundert Abhandlungen und Schriften die hauptsächlichsten Ergebnisse seiner Forschungen niedergelegt hat, unter denen einige vortreffliche populär gehaltene Darstellungen besonders zu erwähnen sind, weil diese namentlich dazu beitrugen, hygienische Anschauungen auch in weiteren Kreisen zu verbreiten.* Sehr vieles, mitunter das Beste von seinem Können hat Pettenkofer freilich in ganz anderer Weise der Wissenschaft nutzbar gemacht durch die persönliche Anregung, durch das Vorbild idealen Strebens, sowie durch seine tüchtige Methodik beim Untersuchen und Prüfen hygienischer Fragen, was alles zunächst auf seine zahlreichen Schüler, durch diese aber, die nun meist als selbständige Lehrer an den verschiedensten Hochschulen des In- und Auslandes thätig sind, allmählich immer weiter hinauswirkte.

Vor allem hat Pettenkofer die Frage der Luftbeschaffenheit in geschlossenen Räumen in Angriff genommen und sich bemüht, für die Beurteilung dieses zum Leben unentbehrlichsten Grundstoffes eine exakte Unterlage zu gewinnen. Seine glückliche Idee, die vom Menschen ausgeatmete Kohlensäure als Maß der Luftverderbnis zu benutzen, hat sich bis heute bewährt. Dabei betrachtete er keineswegs die Kohlensäure selbst als die eigentliche Ursache der Luftverschlechterung oder als den schädlichsten Stoff in der verdorbenen Luft; aber, da ihre Anhäufung in der Regel mit derjenigen der übrigen nachteilig wirkenden Produkte der menschlichen Lebensthätigkeit (teils gasförmige von Atmung und Hautausdünstung, teils staubförmige) gleichmäßig einhergeht, so konnte durch die von ihm angegebene, ebenso einfache als genaue Bestimmungsmethode der Kohlensäure jederzeit in bequemster und zuverlässigster Weise ermittelt werden, ob die Luft in bestimmten Fällen noch als zuträglich zu erachten sei oder nicht.

Als zulässige Grenze für die Reinheit der Luft in geschlossenen Räumen fand Pettenkofer — vorausgesetzt, daß die Kohlensäure nur vom menschlichen Organismus, nicht von Beleuchtung oder Beheizung u. s. w. herrührt — die Menge von 1 Volumteil dieses Gases in 1000 Volumteilen Luft oder, wie man dies gewöhnlich ausdrückt, den Gehalt von 1 pro Mille Kohlensäure, während die Luft im Freien überall in merkwürdig gleichbleibendem Mischungsverhältnisse, in dicht bewohnten Städten wie auf dem Lande, eine Menge von 0,3 bis 0,4 pro Mille Kohlensäure aufweist.

Auf Grundlage dessen vermochte er nun eine Menge von Aufgaben in Angriff zu nehmen, namentlich aber ließ sich für die Frage nach der Notwendigkeit und nach der Größe der jedesmal erforderlichen Ventilation nunmehr eine exakte Beantwortung gewinnen. Der Bedarf an Luft, wenn in geschlossenen Räumen die bezeichneten Grenzen einer guten Luftbeschaffenheit gewahrt bleiben sollten, stellte sich viel größer heraus, als man früher allgemein angenommen hatte. Überhaupt hatte man vordem die Frage der Ventilation mehr qualitativ behandelt, man war zufrieden, wenn nur überhaupt ein Luftwechsel sich nachweisen ließ, ohne die Mengenverhältnisse dabei genügend zu berücksichtigen. Pettenkofer aber zeigte, daß im Durchschnitt Räume, in denen die Luft notorisch gut blieb, eine natürliche Ventilation von mehr als 60 Kubikmetern per Kopf und Stunde besaßen, woraus sich die Forderung einer derartigen Ventilationsgröße als Minimum von selbst ergab. Da der Mensch in einer Stunde nicht einmal einen halben Kubikmeter Luft ein- und ausatmet, so erschien dies anfangs vielen als eine übertriebene Aufstellung, die sich indes in der Praxis bald genug bewährte und allgemein angenommen wurde.

Für gewöhnlich ermäßigt man diese Forderung allerdings auf Grund der Annahme einer durchschnittlich etwa zweimaligen Erneuerung der Luft in geschlossenen Räumen durch die selbstthätige natürliche Ventilation, namentlich durch die porösen Außenmauern — deren Luftdurchgängigkeit Pettenkofer durch klassisch einfache Versuche erwies —, durch den Zimmerboden, sowie durch die Ritzen und Spalten an Thüren und Fenstern. Und man gelangt so zu der Forderung eines notwendigen verfügbaren Luftraumes von 30 Kubikmetern für eine Person unter normalen Verhältnissen (z. B. in Ka-

* Beziehungen der Luft zu Kleidung, Wohnung und Boden. Über den Wert der Gesundheit für eine Stadt. Über Nahrung und Fleischextrakt u. s. w. (Braunschweig, Friedrich Vieweg und Sohn, 1877.)

fernen), eine Annahme, die jedoch nur als Minimum gelten kann.

Durch diese Untersuchungen wurde man namentlich auch auf die Bedeutung der Temperaturverschiedenheit zwischen Innen- und Außenluft für die Größe des natürlichen Luftaustausches in geschlossenen Räumen aufmerksam gemacht und man erhielt richtigere Vorstellungen über die Bedeutung der Ritzen und Spalten für die Ventilation, sowie über die Ventilationsleistung von Öfen, welche vom Zimmer aus geheizt werden und daher Zimmerluft abführen. Über alle diese Dinge hatte man bis dahin nur nach Gutdünken urteilen können, da es schwer, ja unmöglich schien, über die Größe des natürlichen Luftwechsels in geschlossenen Räumen, über die Luftmengen, die unter verschiedenen Bedingungen aus- und eintreten, bei den zahllosen vorhandenen kleinen Poren und Undichtigkeiten etwas Genaues, Zahlenmäßiges zu ermitteln. Pettenkofer löste diese Aufgabe mittels seiner Kohlensäurebestimmungsmethode. Man brauchte nur in einem geschlossenen Raume eine etwas größere Menge von Kohlensäure auf chemischem Wege oder durch Verbrennung von Kerzen zu entwickeln, dann die Kohlensäurequelle zu entfernen, die Luft gehörig zu mischen und nun sofort und dann in bestimmten Zeitabständen, z. B. von Viertelstunde zu Viertelstunde, die abnehmende Kohlensäuremenge in der Zimmerluft zu bestimmen. Da diese Abnahme im wesentlichen nur durch Zutritt von an Kohlensäure ärmerer Außenluft bedingt sein konnte, so ließ sich hieraus — bei bekanntem Kohlensäuregehalt der Außenluft — unmittelbar die Größe des im Zimmer stattfindenden Luftwechsels berechnen.

Auf diese Art wurde beispielsweise bei Versuchen, die Pettenkofer selbst ausführte, für ein Zimmer mit Ziegelsteinwänden von 75 Kubikmetern Inhalt bei einer Temperaturdifferenz von 19 Grad C., als im Zimmer 18 Grad Wärme und außen 1 Grad Kälte war, in der Stunde ein Lufteintritt von 75 Kubikmetern festgestellt; die Luft war also durch die natürliche Ventilation gerade einmal erneuert worden. Als nun bei gleicher Temperaturdifferenz und gleichen äußeren Umständen ein lebhaftes Feuer im Ofen angezündet und alle Klappen und Thüren nach dem Kamine hin geöffnet wurden, stieg der Luftwechsel in einer Stunde doch nur auf 94 Kubikmeter, also etwa um 25 Prozent, was die früher gepriesene Leistung der Ofenventilation in einem sehr ungünstigen Lichte erscheinen ließ. Als ferner alle Fugen an Fenstern und Thüren, sogar die Schlüssellöcher mit starkem Papier und Kleister verklebt wurden, wechselten in dem nämlichen Zimmer bei einer Temperaturdifferenz von 19 Grad dennoch 54 Kubikmeter Luft; es war somit der Luftwechsel nur um 28 Prozent gesunken, woraus hervorgeht, um wie vieles die durch Mauern und Zimmerböden eintretenden Luftmengen die durch Ritzen und Spalten passierenden übertreffen.

Ein gewaltiger Unterschied zeigte sich dagegen, als im gleichen Zimmer die Ventilationsgröße bestimmt wurde bei einer Innentemperatur von 22 und einer Temperatur im Freien von 18 Grad, d. h. also bei einer Wärmedifferenz von nur 4 Grad. Hier sank die Leistung der natürlichen Ventilation ganz bedeutend, indem der ganze Luftaustausch pro Stunde nur 22 Kubikmeter betrug. Der hygienische Instinkt lehrt uns daher sehr richtig, bei so hohen Außentemperaturen die Fenster zu öffnen; aber der bloße Instinkt hätte vielleicht nicht genügt zu entscheiden, daß die Öffnung eines Fensterflügels von 8 Quadratfuß Fläche bei der gleichen fortbestehenden Wärmedifferenz von nur 4 Grad beim Versuch noch einen wesentlich geringeren Ventilationseffekt ergab (42 Kubikmeter in der Stunde), als sich derselbe bei der hohen Temperaturdifferenz von 19 Grad selbst bei verklebten Fugen und Spalten gefunden hatte. Man darf somit bei annähernd gleicher Innen- und Außenwärme mit dem Öffnen von Fenstern nicht sparsam verfahren, wenn gute Innenluft erzielt werden soll, während im Winter ein gut geheiztes Zimmer bei normal porösen Außenmauern von selbst, infolge der Temperaturdifferenz, eine sehr ausgiebige Ventilationsgröße erreicht. Dies erlaubt auch eine Nutzanwendung auf die so oft gehörte Empfehlung des Kaltschlafens, wenigstens nach der Seite des Ventilationsbedürfnisses. Nach dem Gesagten ist klar, daß dieses Bedürfnis nach Lufterneuerung im ungeheizten Raume unter sonst gleichen Umständen nur in wesentlich geringerem

Umfange befriedigt werden kann, als in einem Zimmer, dessen Temperatur die Außentemperatur wesentlich überragt. Pettenkofer sagt hierüber gelegentlich: „Wenn ein einzelner in einem großen ungeheizten Raume im Winter bei wohl geschlossenen Fenstern und Thüren schläft, so läßt sich sehr wohl denken, daß ihm das gar nichts schadet, wenn er ein gutes Bett hat und der Raum groß genug ist. Einer verdirbt natürlich die Luft eines und desselben Raumes, wenn sie nicht wechselt, wenn keine Ventilation stattfindet, bei weitem nicht so, wie zwei und drei und mehr. Das Bett ist ein Kleidungsstück, ein Apparat, welcher für den Wärmehaushalt ausgezeichnete Dienste leistet, so daß es uns im kältesten Schlafsaale nicht friert, aber das Bett ist kein Ventilationsapparat für die Luft des Schlafsaales, für welche auf andere Weise gesorgt werden muß. Wer gesund kalt schlafen will, muß nicht nur ein gutes Bett haben, sondern auch einen großen Raum, oder sehr schlecht schließende Fenster und Thüren, oder sehr poröse Wände, oder er muß im Winter so gut wie im Sommer teilweise ein Fenster auflassen."

Es bedurfte dann noch der Entscheidung der Frage, was in jenen Fällen zu geschehen hat, in denen die natürliche Ventilation sich als ungenügend erweist, in denen der Kohlensäuregehalt der Luft infolge der Respiration und Perspiration der Menschen über die zulässige Grenze von 1 pro Mille Kohlensäure sich erhebt. Die Antwort ergab sich nach dem bisherigen ganz einfach: es bedarf hier einer künstlichen Ventilationseinrichtung. Regelmäßig trifft dies zu in allen jenen Gebäuden, die für größere Menschenansammlungen bestimmt sind, namentlich in Schulen, Konzertsälen, Theatern, aber auch in Amtsgebäuden, Geschäftshäusern, besonders aber in industriellen Etablissements, wo außerdem sehr häufig noch andere Ursachen der Luftverschlechterung hinzutreten. Die Herstellung zweckmäßiger Einrichtungen zur künstlichen Ventilation, bei denen entweder durch Erzeugung von Wärmedifferenzen in geschlossenen Kanälen oder durch mechanische Kräfte (Windflügel, Wasser- oder Dampfbrausen) die atmosphärische Luft in Bewegung gesetzt und ein regelmäßiges Ein- und Abströmen derselben bewirkt wird, ist eine wesentlich technische Aufgabe. Bei ihrer Lösung ist die wissenschaftliche Hygiene zwar beteiligt, aber wesentlich nur, indem sie auf Durchführung der von Pettenkofer zuerst erkannten principiellen Anforderungen besteht und in diesem Sinne anregend und kontrollierend wirkt. Die verschiedenen Systeme zur künstlichen Ventilation, namentlich jene, bei denen die Ventilation mit Centralheizanlagen verbunden ist, haben in neuerer Zeit vielfache Verbesserungen erfahren, und wir sind gewiß noch nicht beim Besten angelangt. Zum Teil sind sogar ganz neue technische Ausgangspunkte gewonnen worden, von denen die Anwendung komprimierter Luft zu Ventilationszwecken einen der hoffnungsreichsten darstellt.

Alles dies soll aber nur in besonderen Fällen Anwendung finden, dagegen nicht auf die Verhältnisse in unseren Privatwohnungen. Pettenkofer hat sich hierüber in seiner praktisch verständigen Weise genügend klar ausgesprochen: „Unsere gewöhnlichen Wohnhäuser brauchen keine künstliche Ventilation, diese sollen wir nie so überfüllen, daß die natürlichen Mittel der Ventilation, Temperaturdifferenz, Bewegung der Luft im Freien, trockene poröse Wände und zeitweise Nachhilfe durch Vergrößerung der Öffnungen, d. h. durch Öffnen der Fenster, verbunden mit der größten Reinlichkeit in allen Teilen des Hauses und Vermeidung jeder überflüssigen, vermeidlichen Verunreinigung der Luft des Hauses, zur Reinhaltung dieses unentbehrlichsten der Lebensbedürfnisse nicht mehr ausreichen."

Selbstverständlich waren mit diesen principiellen Feststellungen die Forschungen Pettenkofers im Gebiete der Ventilation bei weitem nicht erschöpft, aber es wäre unmöglich, auf alle diese Dinge hier näher einzugehen. Namentlich wurde die Bedeutung der Mauerfeuchtigkeit in Bezug auf ihre durch Verschluß der Poren erzeugte ventilationsvermindernde Wirkung näher gewürdigt. Pettenkofer veranlaßte durch seine Schüler methodische Untersuchungen, um den Wassergehalt der Wände in Neubauten zu bestimmen und hierdurch sichere Anhaltspunkte für die Bewohnbarkeit zu gewinnen. Ebenso gab er Anregung zu Forschungen über die Physik der Baumaterialien, sowie zu Untersuchungen über die Luftverunreinigung durch

Beleuchtung mit verschiedenen Materialien bei gleicher Helligkeit.

Ein anderes Kapitel, mit dem sich Pettenkofer frühzeitig beschäftigte, ist die Funktion der menschlichen Kleidung. Die Einfachheit und Klarheit seiner Gesichtspunkte, durch die er sich von jeher auszeichnete, bewies er hier aufs neue. Er zeigte, daß der Körper die von ihm gebildete Wärme auf dreifachem Wege abgiebt, durch Strahlung, Leitung und Verdunstung, und daß es die Aufgabe der Kleidung ist, die Wärmeabgabe auf allen diesen drei Wegen zu regeln, auf keinem derselben ganz zu unterdrücken. Die nähere Beurteilung verlangte eine genauere Kenntnis vom physikalischen Verhalten der verschiedenen Kleidungsstoffe. „Es ist bemerkenswert," sagt Pettenkofer, „und ein deutliches Zeichen, wie wenig man bisher die Hygiene vom Standpunkte der exakten Wissenschaften aufgefaßt hat, daß über diese Frage noch so wenig experimentiert ist. Man kennt die Wärmeleitungsfähigkeit der verschiedenen Metalle, verschiedener Mineralien und chemischer Verbindungen, von Silber, Kupfer, Eisen, Kalkspat, Bleiweiß, Kohle u. s. w. — aber nicht von Wolle, Leinwand oder Leder." Die Untersuchung ergab denn auch die überraschende Thatsache, daß es auf die Substanz der Kleidungsstoffe und deren Gewicht bezüglich der Wärmeleitung gar nicht ankommt, daß nicht die dichtesten undurchlässigsten, sondern im Gegenteil die lockersten durchlässigsten Stoffe am meisten Wärme zurückhalten, eine Erscheinung, als deren Grund schließlich die Anwesenheit der schlecht Wärme leitenden Luft in den Poren der verschiedenen Kleidungsmaterialien sich herausstellte. Auch die hygroskopischen Eigenschaften der letzteren wurden in ihren Beziehungen zur Wärmeökonomie studiert, und es wurde unter anderem als Hauptunterschied zwischen Wolle und Baumwolle die langsamere aber reichlichere Aufnahme von Wasser und dementsprechend langsamere Wiederabgabe desselben bei der Wolle ermittelt. Durch Vermeidung des bei rascher Wiederverdunstung sonst entstehenden Kältegefühles hat gerade diese Eigenschaft den Wollstoffen als Material für Unterbekleidung bekanntlich seitdem schon viele Freunde erworben.

Eine der wichtigsten Aufgaben der wissenschaftlichen Hygiene war dann die Erkenntnis der Gesetze der Ernährung. Hier aber hat sich Pettenkofer durch Konstruktion seines großen geistreich erdachten Respirationsapparates ganz besondere Verdienste erworben. Denn zum erstenmal wurde hierdurch eine exakte Bestimmung der vom Menschen ein- und ausgeatmeten Mengen von Sauerstoff und Kohlensäure und damit eine zahlenmäßige Berechnung der im Körper vor sich gehenden Stoffzersetzungen ermöglicht, wodurch erst die gesamte stoffliche Ökonomie des menschlichen Organismus klar zu Tage trat. Die Mittel zur Herstellung dieses kostspieligen Apparates verdankte Pettenkofer der begeisterten Anteilnahme König Max' II. an der Lösung wissenschaftlicher Probleme. Im wesentlichen aus einer großen, luftdicht konstruierten, mit ständiger künstlicher Ventilation versehenen Kammer bestehend, ermöglicht dieser berühmt gewordene Apparat den bequemen, Stunden und Tage andauernden Aufenthalt einer Versuchsperson in seinem Inneren. Da die ein- und abströmende Luft nach ihrer Menge genau bekannt sind und beide aufs genaueste analysiert werden, so bedarf es, wenn die Versuchsperson von einer bestimmten Nahrung sich ernährt, nur noch der Auffammlung der flüssigen und festen Ausscheidungen, um alle Elemente der Ein- und Ausgabe des Organismus an Stickstoff, Kohlenstoff, Wasserstoff und Aschebestandteilen kennen zu lernen. Durch Restberechnung ergeben sich dann hieraus auch die Mengen des aufgenommenen und verbrauchten Sauerstoffs.

Die Ergebnisse, die mit diesem, sowie mit einem kleineren, von Pettenkofers ältestem Schüler und treuestem Freunde Karl Voit nach demselben Princip konstruierten Apparate von den beiden Forschern in jahrelanger gemeinsamer Arbeit gewonnen wurden, haben für die Ernährungslehre grundlegende Bedeutung erlangt. Die Erkenntnis der Rolle der einzelnen Stoffe, des Eiweißes, der Fette und Kohlenhydrate bei der Ernährung, der Zersetzungen, welche diese Stoffe im Körper erleiden, und der Art, wie dieselben gegenseitig stellvertretend und sich wechselseitig vor der Zersetzung schützend einzutreten vermögen, war das nächste Ziel dieser Forschungen. Erst aus diesen zahlreichen Er-

fahrungen über die Gesamtzersetzung im Körper unter dem Einfluß der verschiedensten Nahrungsstoffe ließ sich dann erschließen, welche Stoffe und wie viel davon man darreichen müsse, um einen Körper auf seiner Zusammensetzung zu erhalten oder auf eine gewünschte Zusammensetzung zu bringen, wodurch das eigentliche Gebiet der Ernährungslehre nunmehr zugänglich gemacht wurde.

Besonders wichtig wurde bei diesen Studien ferner die Verfolgung der Sauerstoffaufnahme in den Organismus. Die früher vorherrschende Idee, wonach der in bestimmter Menge in den Organismus — etwa im Verhältnis zur normalen Zahl der Atemzüge — eindringende Sauerstoff dort die Stoffe angreifen und oxydieren sollte, erwies sich bald als unhaltbar. Im Gegenteil ergab sich aus den Versuchen eine große Verschiedenheit der Sauerstoffaufnahme unter sonst gleichen Verhältnissen. Offenbar waren es die im Körper sich zersetzenden Stoffe, welche den Sauerstoff anzogen und in Beschlag nahmen. Aber es stellte sich gleichzeitig heraus, daß diese Stoffe im Organismus nicht nach Maßgabe ihrer Verwandtschaft zum Sauerstoff zerstört werden, woraus Voit, der diese Studien speciell weiter verfolgte, den Schluß zog, es müsse sich im Körper um allmähliche Spaltungen handeln, bei denen der vorhandene Sauerstoff erst nach und nach eintritt. Der Vorgang im Organismus würde demnach eine vollkommene Analogie zu den meisten übrigen sogenannten Verbrennungen, z. B. des Holzes, des Fettes u. s. w., bedeuten, bei denen ebenfalls nicht ein direktes Angegriffen- und Oxydiertwerden der Substanzen durch Sauerstoff stattfindet, sondern eine allmähliche Verbindung von Sauerstoff mit den durch die Wirkung der sogenannten Anzündungstemperatur erzeugten Spaltungsprodukten. Im Zusammenhang hiermit steht die bei diesen Untersuchungen am Menschen erwiesene Thatsache, daß Sauerstoffaufnahme und Kohlensäureabgabe bis zu einem gewissen Grade zeitlich unabhängig voneinander verlaufen, indem die Kohlensäureproduktion parallel mit der erhöhten Arbeitsleistung eines Organismus sofort ansteigt, während das erforderliche Sauerstoffquantum zum Teil erst während der folgenden Ruhepause, während der Nachtzeit aufgenommen werden kann.

Darüber, ob bei gesteigerter Muskelthätigkeit eine gesteigerte Zersetzung eiweißhaltiger Materialien im Körper, also von Muskelsubstanz, stattfinde, existierten bis dahin unklare und schwankende Anschauungen. Es schien ganz plausibel, daß der Muskel bei der Arbeit gewissermaßen seine eigene Substanz aufbrauche, aber die Versuche haben definitiv das Unrichtige dieser Annahme erwiesen und ein für allemal erkennen lassen, daß bei der Abeitsleistung unter gesteigerter Sauerstoffaufnahme zwar viel mehr Fett, aber nicht mehr Eiweißsubstanz im Körper verbraucht wird. Es ist einleuchtend, von wie großer Bedeutung das Gewinnen einer derartigen Einsicht für die Kenntnis der Ernährungsvorgänge sein mußte, und wie sich Pettenkofer hier auch in der Wissenschaft der Physiologie ein dauerndes Denkmal des Ruhmes gesetzt hat.

Vorzugsweise bekannt und berühmt aber ist sein Name durch ganz andere Dinge, durch seine Forschungen in der Seuchenlehre geworden. Der Einfluß, den dieselben auf die hygienische Praxis, insbesondere das Vorgehen mit Assanierungsarbeiten in den deutschen Städten, mit Errichtung von Anlagen für Wasserversorgung, Hausentwässerung und Kanalisation ausübten, war ein gewaltiger, wie nicht minder auch der Erfolg, der sich in deutlicher und bleibender Herabminderung der Erkrankungs- und Sterbezahlen allenthalben äußerte. Den natürlichen Ausgangspunkt für diese Forschungen bildete die schwere Choleraepidemie des Jahres 1854 in München, bei der Pettenkofer durch sorgfältigste Ermittelungen zunächst den unumstößlichen Nachweis der Abhängigkeit der Choleraausbreitung vom menschlichen Verkehr erbringen konnte, während bis dahin noch viele an eine spontane, sogenannte autochthone Entstehung der Seuche geglaubt hatten. Durch Kochs Entdeckung des Kommabacillus hat diese Auffassung später ihre Bestätigung und ihre Erklärung gefunden. Gleichzeitig aber konnte dem Scharfblick Pettenkofers das entscheidende Mitwirken anderer Momente bei der Choleraerzeugung, unabhängig vom menschlichen Verkehre, nicht verborgen bleiben, da keineswegs in allen Orten, nach denen nach-

weisbar Cholerakranke gelangt, in denen sie zum Teil sogar verstorben waren, sich Choleraepidemien entwickelten. Dies war und ist der Grund, weshalb Pettenkofer im Gegensatze zu Koch auch heute noch das Zustandekommen von Choleraepidemien durch die bloße Verschleppung der Keime auf den Wegen des menschlichen Verkehrs oder durch Zwischenträger, wie Speisen, Trinkwasser und dergleichen bestreitet, warum er diese rein kontagionistische Lehre bekämpft und als unrichtig in ihrem Ausgangspunkt und in ihren Konsequenzen hinstellt. Namentlich maßgebend war ihm hierfür schon bei der Epidemie des Jahres 1854 die Erscheinung, daß in manchen Orten einzelne Stadtteile heftig befallen wurden, während andere trotz des freiesten Verkehrs ganz oder fast ganz verschont blieben. Während z. B. die Stadt Fürth trotz des lebhaftesten Verkehrs mit dem verseuchten Nürnberg cholerafrei blieb, erkrankten eine Reihe von Dörfern in Nürnbergs Umgebung aufs heftigste; und auch in Nürnberg selbst stellte sich ein beträchtlicher Unterschied in den Erkrankungszahlen der beiden Stadthälften auf dem linken und rechten Ufer der Pegnitz heraus, der sich kontagionistisch nicht erklären ließ, ebensowenig als das noch viel auffälligere Verschontbleiben des größten Teiles der Stadt Traunstein, gegenüber dem intensiven Auftreten der Epidemie in bestimmten Quartieren dortselbst. Alle diese Vorkommnisse waren zu damaliger Zeit um so auffallender, zwangen um so mehr zur Annahme noch weiterer bestimmender Einflüsse bei der Choleraausbreitung, als damals von Desinfektion, ja selbst von einer irgendwie wirksamen Isolierung der Kranken noch gar keine Rede war. Wenn gegenwärtig die Einschleppung von Cholera an einem Orte ohne Erfolg bleibt, pflegt man dies ohne Bedenken als eine Leistung der Desinfektionsmaßnahmen zu betrachten, ohne zu berücksichtigen, daß auch früher schon das gleiche Unfruchtbarbleiben des Choleraekeimes sich sehr oft ereignete. Die früheren Erfahrungen sind aber aus dem gleichen Grunde für Beurteilung des wahren Sachverhaltes bei der Choleraausbreitung maßgebender als die neueren.

Diese merkwürdige Erscheinung der Immunität, andererseits der Empfänglichkeit in verschiedenen Teilen der gleichen Stadt oder des gleichen Gebietes drängten zu genauester Untersuchung, um den Grund der Verschiedenheit zu ermitteln. Die Luft, die über einen Ort gleichförmig hinwegstreicht, konnte hierbei von vornherein kaum in Betracht kommen, wohl aber das Trinkwasser, und Pettenkofer, der damals, wie er sagt, selbst noch „trinkwassergläubig" war, gab sich in der That alle Mühe, einen entscheidenden Einfluß dieses Faktors zu ermitteln, ohne daß ihm dies jedoch in einem einzigen Falle gelungen wäre. Hierdurch sah er sich schließlich dazu gedrängt, den Boden, auf dem die betreffenden Häuser, Quartiere und Ortschaften erbaut waren, näher in Betracht zu ziehen, und hier fanden sich denn in der That sehr häufig charakteristische Unterschiede zwischen befallenen und cholera-immunen Orten. Als Merkmale der für Cholera empfänglichen Lokalitäten stellte sich heraus: ein lockerer, für Wasser und Luft durchgängiger Boden, in dem sich organische zersetzungsfähige Substanzen befinden und der gleichzeitig einen bestimmten, nicht zu großen und nicht zu geringen Feuchtigkeitsgehalt besitzt. Allerdings wurden nicht alle Ortschaften, in denen sich diese Bedingungen vorfanden, von Choleraepidemien ergriffen — hier fehlte eben die Einschleppung —, aber umgekehrt trat die Cholera nie in Orten auf, wo eine jener Bedingungen mangelte.

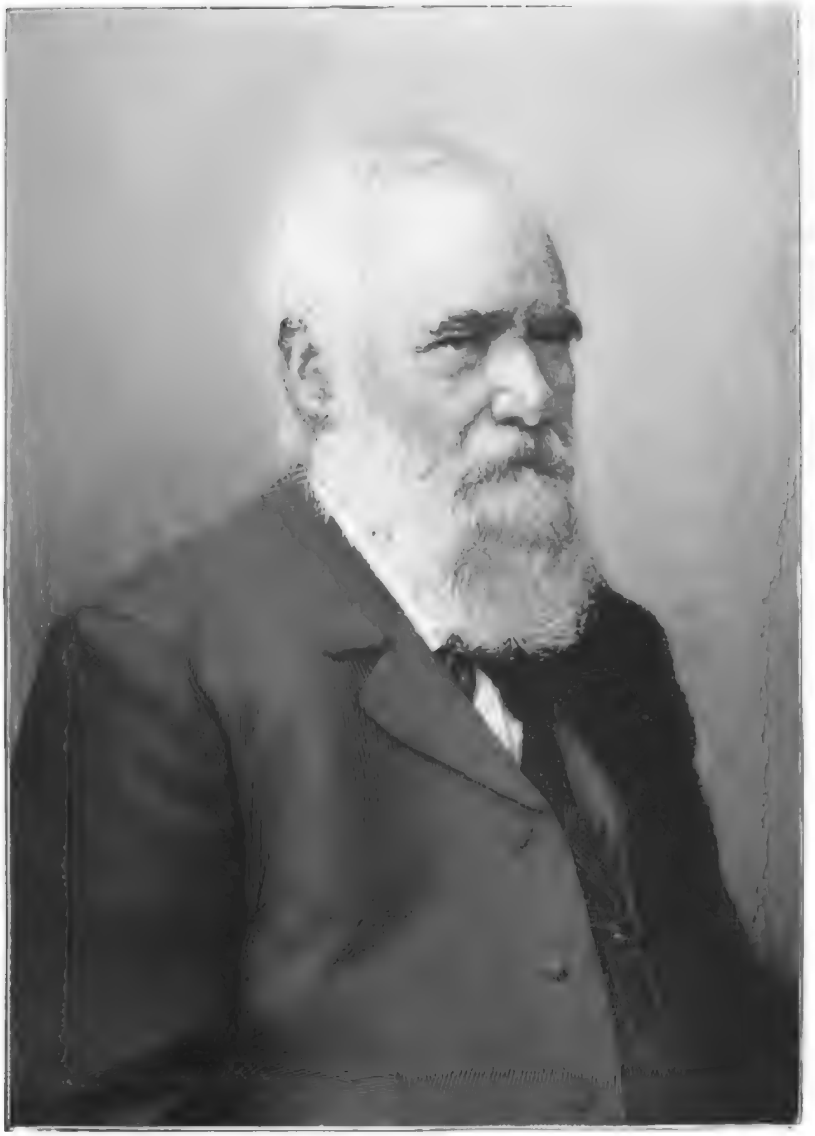
So konnte gezeigt werden, daß in Nürnberg und Traunstein die unempfänglichen Stadtteile ihr Freibleiben dem felsigen Untergrund verdankten, während in Münchens Vorstadt Haidhausen eine teilweise hier vorkommende, das wasserführende Geröll überdeckende mächtige Lehmschicht die gleiche Rolle spielte und die darauf erbauten Häusergruppen gegen Cholera unempfänglich machte, obwohl die ganze Umgebung stark davon zu leiden hatte.

In dieser Weise stand schon damals Pettenkofers Auffassung über die Choleraepidemien fest, der er im wesentlichen treu geblieben ist, unermüdlich seitdem durch eigene Beobachtungen sowohl als durch Forschungen über das Verhalten der Choleraepidemien in Europa und namentlich auch in Indien an ihrer weiteren Begründung und ihrem Ausbau im einzelnen arbeitend. Daß diese

Anschauungsweise seit Entdeckung des Kommabacillus viel Anfeindung erfahren hat, ist bekannt, beweist aber keineswegs an und für sich deren Unrichtigkeit. Denn die Verbreitung der Cholera durch den menschlichen Verkehr hatte ja Pettenkofer selbst von vornherein konstatiert, woraus die Notwendigkeit der Existenz eines kontagiösen, vom Kranken auf Gesunde übertragbaren Keimes sich ohne weiteres ergiebt. Als diesen kann man sehr wohl den Kochschen Kommabacillus ansehen, womit jeder Widerspruch zwischen der Entdeckung Kochs und den Feststellungen Pettenkofers hinwegfällt. Der in Wirklichkeit dennoch vorhandene Gegensatz liegt also nicht in jener thatsächlichen Entdeckung des Cholerakeimes, sondern in den Konsequenzen, die man von kontagionistischer Seite daran geknüpft hat, indem man die bloße Verbreitung des Keimes als genügend zur Entstehung von Epidemien ansieht, die Bedeutung der Bodeneinflüsse dagegen unterschätzt.

Der eminent praktische Charakter dieser wissenschaftlichen Streitfrage rechtfertigt zur Genüge deren so vielfach in der Öffentlichkeit versuchte Behandlung. Nach der rein kontagiösen Lehre soll es gelingen, durch sorgfältigste Isolier- und Desinfektionsmaßregeln die Weiterverbreitung des Cholerakeimes zu verhindern und dadurch die Epidemien zu unterdrücken. Ein Hauptgewicht wird von dieser Seite ferner auf Überwachung des Trinkwasserbezuges gelegt, da man sich, namentlich auf Grund der, bezüglich ihrer Entstehungsweise übrigens keineswegs genügend aufgeklärten Hamburger Epidemie von 1892 mehr und mehr in der Meinung befestigt, alle großen Choleraausbrüche seien durch Trinkwasserinfektion zu erklären. Das Unhaltbare dieser Auffassung hatte Pettenkofer schon früher, ganz besonders für die verhältnismäßig ebenso intensive Münchener Epidemie von 1854 erwiesen, bei der das Trinkwasser nach damaliger Lage der Verhältnisse unmöglich als Verbreitungsursache in Betracht kommen konnte. Wenn aber eine derartige Erscheinung — das plötzliche Ausbrechen der Epidemie in einer Stadt — in bestimmten Fällen notwendig ohne Zuhilfenahme einer Trinkwasserinfektion erklärt werden muß, dann, so sagt Pettenkofer mit Recht, besteht kein logischer Zwang, dasselbe in anderen Fällen durch Vermittelung des Trinkwassers zu erklären.

Pettenkofer war nie ein Gegner guter Wasserversorgungen; im Gegenteil, er hat selbst das Meiste und Beste dazu beigetragen, daß solche überall zur Einführung kamen. Aber er war von jeher ein Gegner aller Einseitigkeiten und fürchtete, daß man auf Grund der sogenannten „Trinkwassertheorie", welche die Entstehung der Epidemien hauptsächlich von verunreinigtem Trinkwasser ableitet, sich mit Beschaffung reinen Wassers begnügen und darüber dasjenige verabsäumen könnte, was seiner Überzeugung nach das Wesentlichste ist, nämlich die Reinhaltung unserer Wohnhäuser und namentlich ihres Untergrundes. Erst kürzlich hat sich Pettenkofer über diese wichtigen Dinge wieder in folgender Weise ausgesprochen: „Vom lokalistischen Standpunkte aus giebt es sehr viel gegen die Cholera zu thun, allerdings nicht so viel während des Herrschens einer Ortsepidemie, als schon vorher. Die Assanierung der menschlichen Wohnorte ist das Hauptschutzmittel gegen Cholera. Orte, die durch gute Hausentwässerung, reines Wasser, durch Drainagevorrichtungen und Abfuhr ihren Boden rein gemacht haben und rein erhalten, haben wenig zu fürchten, wenn ihnen auch die Cholera eingeschleppt wird. Ich bin für vollständige Freigebung des menschlichen Verkehrs, weil derselbe doch nie pilzdicht zu gestalten ist und die Prohibitivmaßregeln im ganzen mehr schaden als nützen." Und an einer anderen Stelle heißt es in der dem Meister eigenen praktisch verständigen Ausdrucksweise: „Das Publikum soll man nicht mit Furcht vor Bacillen in Schrecken setzen, sondern darauf aufmerksam machen, daß es gelingt, auch für Cholera empfängliche Orte durch Assanierungswerke unempfänglich, immun zu machen, wie z. B. London, welches in den dreißiger, vierziger und fünfziger Jahren ebenso wie andere Großstädte auf dem Kontinente heftige Choleraepidemien hatte; aber schon im Jahre 1866 beschränkte sich die Epidemie auf einen verhältnismäßig kleinen Teil der Riesenstadt, und seit 1866 ist die Cholera in London trotz vielfacher Einschleppungen von Cholerafällen vom Kontinente in den siebziger, achtziger und neunziger Jahren und trotz des





Max von Pettenkofer.

ununterbrochenen, großartigen Verkehrs sowohl mit dem Heimatlande der Cholera in Asien, als auch mit dem zeitweise verseuchten europäischen Kontinente von Choleraepidemien frei geblieben."

Gerade diese Erfahrungen über die allmählich eingetretene Cholera-Immunität Englands, dessen Städte mit Assanierungswerken bekanntlich den deutschen zeitlich vorangingen, bestärkten Pettenkofer ganz besonders in der Überzeugung von der Richtigkeit seiner Anschauungen, sowie nicht minder der Umstand, daß die Cholera seit der enormen Entwickelung und Beschleunigung des menschlichen Verkehrs durch Eisenbahnen und Dampfschiffe sich weder schneller noch öfter und allgemeiner verbreitet als vorher, weder in Indien noch in Europa. Alles dies beweist ihm, es könne der menschliche Verkehr — obwohl alle Choleraverbreitung in letzter Linie notwendig durch die Verschleppung der Keime bedingt ist — doch praktisch und namentlich für das Entstehen von Epidemien nicht diejenige bestimmende Rolle spielen, die ihm von anderer Seite zugewiesen wird. In Konsequenz dessen bestreitet Pettenkofer die Wichtigkeit der Isolier- und Desinfektionsmaßregeln, welch letztere seiner Überzeugung nach im großen viel zu viel Geld kosten, das weit nützlicher für andere hygienische Zwecke verwandt würde, eine Mahnung, die angesichts der in Hamburg neuerdings geübten zweck- und ziellosen Vergeudung von Desinfektionsmitteln sehr am Platze ist.

Von der außerordentlichen Zahl epidemiologischer Beobachtungen und bis ins Einzelne studierter Zusammenhänge, welche Pettenkofer allmählich zur Unterstützung seiner Anschauungen herangezogen hat, überall in genialer Weise das Wesentliche klar vor Augen stellend, läßt sich nur durch eigenes Studium ein deutlicher Begriff gewinnen. Von gegnerischer Seite war darauf hingewiesen worden, daß die nackten Felsen von Gibraltar und Malta kein Hindernis gegen die Ansiedelung der Cholera daselbst bildeten. Pettenkofer begab sich darauf 1868 selbst an diese Orte und konnte feststellen, daß weder in Gibraltar noch in Malta ein Widerspruch gegen seine Anschauungen zu entdecken sei, da in Gibraltar die von Cholera verseuchten Stadtteile auf einer von Schutt gefüllten, wasserführenden Mulde am Steilabhang des Berges gelegen sind, während der Felsen von Malta an Porosität dem Berliner Sande gleicht, so daß man denselben zum Filtrieren trüb gewordenen Wassers benutzen kann.

Einer der bedeutungsvollsten Gesichtspunkte bei Pettenkofers Choleraforschungen, dessen Wichtigkeit bald genug hervortrat, war die Abhängigkeit der Choleraepidemien von der Jahreszeit. Brauser hatte für das Königreich Preußen statistisch ermittelt, daß in den zwölf Jahren von 1848 bis 1861, während deren die Cholera in Preußen nie ganz erlosch, bei Berechnung auf die einzelnen Wochen und Monate sich ein ganz merkwürdiges und regelmäßiges Ansteigen vom April bis zum September, verbunden mit einem entsprechenden Absinken während der Winter- und Frühjahrsmonate herausstellte. Während die Gesamtzahl der Choleratodesfälle im April in Preußen in allen zwölf Jahren nur 112 betrug, stieg dieselbe im September auf 56561, somit auf mehr als das Fünfhundertfache. Die Thatsache der Abhängigkeit von jahreszeitlichen Einflüssen, die überall, auch im Heimatlande der Cholera, in Indien, ihre Bestätigung fand, konnte angesichts der zeitweilig als Ausnahme vorkommenden Winterepidemien kaum auf den Einfluß der Temperatur an und für sich bezogen werden. Pettenkofer sprach frühzeitig die Überzeugung aus, daß es sich hier um eine indirekte Wirkung handeln müsse, indem die verschiedenen Jahreszeiten einen wechselnden Zustand der Feuchtigkeit im Boden mit Notwendigkeit herbeiführen. Nur ein bestimmter Feuchtigkeitsgehalt bedingte aber nach seinen Ermittelungen bei einem an sich für Cholera empfänglichen Boden die Möglichkeit epidemischer Ausbreitung, während zu anderen Zeiten, bei anderem Feuchtigkeitsgehalt der nämliche Boden keine Eignung für Cholera besaß. Außer dem örtlichen Moment, das zu Choleraepidemien erfordert wird, kam somit auch ein zeitliches und veränderliches. Pettenkofer war auf die Bedeutung des verschiedenen Wassergehaltes im Boden schon durch die Choleraepidemie von 1854 in Bayern aufmerksam geworden, bei der sich ein ganz entschiedenes Vorwiegen der epidemischen Vorkommnisse in den Flußthälern mit ihrem fast immer wasserführenden Schot-

terboden, im Gegensatz zu den meisten übrigen Gebieten, ausprägte. Es war von Wichtigkeit, ein exaktes Maß für den Gehalt des Bodens an Feuchtigkeit und für die vorkommenden Schwankungen zu erhalten, und Pettenkofer wurde hierdurch schon damals auf das Grundwasser geführt, d. h. auf diejenige Wasseransammlung im porösen Boden, welche auf der obersten wasserundurchlässigen Bodenschicht zu stande kommt, indem hier die versickernden Tagwässer an einem weiteren Eindringen in die Tiefe gehindert werden. Selbstverständlich bildet somit dieses Grundwasser einen natürlichen Ausdruck und Gradmesser für die Menge des in den Boden eingedrungenen Regen- und Schmelzwassers, und in diesem Sinne wurden auch von Pettenkofer die Messungen des Grundwasserstandes durchgeführt, die er von 1856 ab regelmäßig begann. Es hatte sich bei der Choleraepidemie 1854 herausgestellt, daß dieselbe mit einem ganz auffälligen Niedergang des Grundwassers, d. h. also mit einer besonderen Trockenheit der oberen Bodenschichten, zusammenfiel, während in den vorhergehenden Jahren 1852 und 1853 im Gegenteil Überschwemmungen und abnorme Hochstände des Grundwassers zu verzeichnen waren. Dies führte schon damals Pettenkofer zu der Annahme, es möchte gerade der Übergang von besonders hochgradiger zu geringster Bodenfeuchtigkeit, also das Sinken des Grundwasserspiegels, die Bedingungen zu epidemischen Vorkommnissen, nicht nur bei Cholera, sondern auch bei Typhus, liefern, eine Anschauung, die freilich erst bewiesen werden konnte, als eine genügend langjährige Reihe von Grundwassermessungen vorlag. Dies war im Jahre 1865 der Fall, und damals hat denn auch Buhl in einer hochinteressanten Untersuchung über die Schwankungen der Münchener Typhussterblichkeit im Vergleich mit den Grundwasserschwankungen die Annahmen Pettenkofers glänzend bestätigt.

In der That, wer die Kurven in Buhls Arbeit vorurteilslos betrachtet, kann sich dem Eindruck eines inneren und notwendigen Zusammenhanges gar nicht entziehen. Der Unterleibstyphus war damals in München ein ständiges Übel, das nie ganz aufhörte, wohl aber große Verschiedenheiten in seiner Ausdehnung zeigte, und so stellte sich denn heraus, daß jedes Ansteigen der Grundwasserkurve von einer Abnahme, jedes Sinken dagegen von einer Zunahme der Typhusfälle begleitet war. Um aber in einer so wichtigen Sache nicht dem bloßen Anschein zu trauen, veranlaßte Pettenkofer den berühmten Mathematiker Ludwig Seidel, die Elemente der Buhlschen Kurven einer Wahrscheinlichkeitsberechnung zu unterziehen, wobei sich dann ergab, daß mit einer Wahrscheinlichkeit von 36000 gegen 1 eine innere Beziehung zwischen Grundwasserstand und monatlicher Regenmenge zur Typhussterblichkeit in München angenommen werden müsse.

Eine noch höhere Bedeutung gewannen diese merkwürdigen Entdeckungen, als sich später auch für andere Orte ein gleiches oder ähnliches Verhalten zeigte. Nicht nur in München stellte sich nach weiteren neunjährigen Beobachtungen von Typhus und Grundwasser 1874 wiederum die gleiche Gesetzmäßigkeit aufs neue mit aller Schärfe heraus, sondern auch für Berlin gelang es Virchow, das Gleiche zu erweisen. Berlin besitzt eine ganz andere jährliche Grundwasserkurve als das in der Nähe des Gebirges gelegene München; Hoch- und Tiefstand fallen in beiden Städten in verschiedene Jahreszeiten, und demgemäß kann auch der Typhus in beiden Städten nicht zur gleichen Jahreszeit kulminieren. Vielmehr bildete in Berlin stets der Spätsommer und Herbst, entsprechend dem dortigen Niedergang des Grundwassers, die an Typhuserkrankungen reichste Periode, in München aber, dessen Grundwasser im Winter am tiefsten sinkt, brachten Januar bis März die meisten Erkrankungen. Von Soyka sind dann analoge Verhältnisse und ein überraschend genaues Zusammengehen der Grundwasser- und Typhuskurve auch für eine ganze Reihe anderer Städte nachgewiesen worden.

Durch alles dies mußte sich Pettenkofer in seinen Überzeugungen um so mehr bestärkt fühlen, als auch die Cholera, in Indien sowohl als in Europa, bei ihrem epidemischen Auftreten eine Abhängigkeit von jahreszeitlichen Einflüssen und ferner von den Niederschlagsmengen und damit zugleich von dem Feuchtigkeitsgehalt der oberen Bodenschichten deutlich bekundete. In Indien war das Vorhandensein einer regelmäßigen jahreszeitlichen Periode im Ansteigen und Abnehmen der

Choleraerkrankungen zwar von jeher aufgefallen. Da aber in verschiedenen Landesteilen der Rhythmus ein verschiedener war, und die Höhepunkte auf ungleiche Jahreszeiten fielen, so konnte man sich den Zusammenhang nicht erklären, bis Pettenkofer erkannte, daß dies mit den verschiedenen Regenmengen der einzelnen Gebiete zusammenhängt. Der gleiche regenbringende Südwestmonsun kann so im feuchten Gangesdelta mit seiner kolossalen jährlichen Regenmenge von 62 Zoll, andererseits im trockenen Pendschab (mit nur 22 Zoll) ganz ungleiche Wirkungen hervorrufen, indem er dort durch ein Übermaß von Feuchtigkeit im Boden die Cholera zum Erlöschen bringt, hier aber gerade in gewissen Jahren dem Boden denjenigen erforderlichen Wassergehalt verleiht, der die Choleraausbreitung begünstigt.

Von den Choleravorkommnissen auf heimischem Boden bildete namentlich das Verschontbleiben Münchens im Jahre 1866, als Leipzig und verschiedene Orte Nordbayerns stark von Cholera ergriffen waren, eine weitere Bestätigung für Pettenkofers Ansichten, da diese mangelnde Empfänglichkeit Münchens sich aus dem damaligen Grundwasserstande vollkommen erklärte. Ebenso genau stimmte aber andererseits das Auftreten der Cholera im Jahre 1873 mit den Voraussetzungen, ja, diese Epidemie sollte sogar einen Verlauf nehmen, dessen Eigentümlichkeiten auf Grund der rein kontagiösen Vorstellung auch beim besten Willen gar nicht erklärt werden können. Die Epidemie begann nämlich im August, verlor aber im September schon bald wieder an Intensität und erlosch noch in diesem Monat nahezu gänzlich, nachdem sie sich vorwiegend auf gewisse Stadtteile beschränkt hatte. Nach einer freien Zwischenpause von fast zwei Monaten, gerade als man die Seuche offiziell als beendet erklärt hatte, begann wider alles Erwarten ein zweiter, viel heftigerer Ausbruch, der den ganzen Winter über andauerte, und wobei alle die übrigen (tiefer gelegenen) bis dahin verschont gebliebenen Stadtteile nachgeholt wurden. Bei der nachgewiesenen Unmöglichkeit eines Zusammenhanges mit der damaligen Trinkwasserversorgung von München, bei dem Fehlen aller Desinfektions- und Isoliermaßregeln in jener Zeit vermöchte man, angesichts des ungehinderten Verkehrs innerhalb Münchens, jenes rätselhafte, beinahe plötzliche Aufhören der Sommerepidemie absolut nicht zu begreifen, wenn die bloße Übertragung des Keimes vom Kranken auf Gesunde zur Weiterverbreitung der Epidemie genügen würde. Denn undurchseuchte empfängliche Einwohner waren in München im September noch zur Genüge vorhanden; das bewies eben der Wiederausbruch und die wesentlich stärkere Ausdehnung der Winterepidemie. Es wäre also kein vernünftiger Grund ersichtlich, weshalb die Kommabacillen, die in jenem Herbste in München offenbar fortwährend zugegen waren, mit einemmal ihre Thätigkeit einstellten — um sie dann später ebenso unvermittelt wieder aufzunehmen —, und man wird notwendig zu der Annahme gedrängt, daß irgend etwas außerhalb des Menschen und außerhalb seiner gewöhnlichen Lebensbeziehungen Liegendes sich geändert haben mußte, von dem ein maßgebender Einfluß auf die epidemischen Vorgänge zu jener Zeit ausging.

Pettenkofer und sein Mitarbeiter und Freund Port gaben die Erklärung für dieses Rätsel, indem sie darauf hinwiesen, daß die im Juli 1873 beginnende Grundwassersenkung in München bereits im August wieder durch ungewöhnlich reichliche Regenfälle ins Stocken kam, ja sogar in ihr Gegenteil, in eine steigende Bewegung umgewandelt wurde. Die damals, im August, gemessene Regenmenge von 171 Millimetern war größer, als sie jemals in München beobachtet wurde, und es ist nur natürlich, dieses auffallende meteorologische Ereignis mit dem ebenso auffallenden epidemiologischen Vorgang des zeitweiligen Erlöschens der Choleraepidemie in Zusammenhang zu bringen. Erst später, als die sinkende Grundwasserbewegung aufs neue sich einstellte, konnte die Choleraepidemie wiederum aufleben und an Ausbreitung gewinnen.

Angesichts so merkwürdiger Bestätigungen, welche die Lehre Pettenkofers in der Geschichte der Epidemien gefunden, wird man vielleicht verwundert fragen, wie es möglich sei, daß eine solche Lehre noch nicht zu allgemeinster Anerkennung durchgedrungen, daß im Gegenteil eine starke, vielfach sogar wachsende Opposition gegen dieselbe existiert. Der Grund hierfür liegt, kurz gesagt, in der

Unfertigkeit unseres Wissens. Einerseits haben sich, was aus verschiedenen Ursachen begreiflich erscheint, durchaus nicht bei allen Epidemien die Einflüsse von seiten des Bodens und seines Feuchtigkeitsgehaltes mit gleicher Deutlichkeit nachweisen lassen, andererseits ist es bisher überhaupt nicht gelungen, die Art der Einwirkung, welche vom Boden ausgeht, in irgendwie gesicherter Weise zu erklären. Man hat deshalb die Annahme eines derartigen Einflusses überhaupt als etwas ganz Unbegreifliches, geradezu Mystisches hinstellen wollen, das in der exakten Forschung keinen Platz habe, ohne zu bedenken, daß auch bei anderen Infektionskrankheiten, die der Cholera an allgemeinster Bedeutung durchaus nicht nachstehen, nämlich bei den Malariakrankheiten, der hier von allen zugegebene ursächliche Einfluß der Bodenbeschaffenheit bis jetzt nach seiner näheren Bedingtheit noch in absolutes Dunkel gehüllt ist.

Die Entdeckung des Kommabacillus durch Koch hatte Pettenkofer anfangs um so freudiger begrüßt, als von ihm selbst die Existenz eines spezifischen Choleramikroorganismus längst hypothetisch vorausgesetzt worden war, konnte sich aber, als Koch die Verbreitung der Cholera rein kontagiös auffaßte, hiermit durchaus nicht einverstanden erklären. Vielmehr hielt er es für seine unabweisbare Pflicht, jener innersten Überzeugung, die er seit langen Jahren gewonnen und immer wieder bestätigt gefunden hatte, unumwunden in der Öffentlichkeit Ausdruck zu geben. Am ausführlichsten geschah dies in einem 1887 erschienenen Werke: „Zum gegenwärtigen Stande der Cholerafrage", dessen Reichtum an positivem Beweismaterial ebenso den unermüdlichen Forscher charakterisiert, als die geniale Darstellung den Meister in der Verwendung und Deutung der Erfahrungsthatsachen. Pettenkofer bestreitet hier keineswegs die Bedeutung des Kommabacillus für das Zustandekommen der Cholera-erkrankungen überhaupt, aber er verlangt kategorisch, daß für denjenigen Mikroorganismus, den man als Ursache der Choleraepidemien gelten lassen will, dargethan werde, inwiefern derselbe nach seinen Lebenseigenschaften und seinen Beziehungen zur Außenwelt die von ihm festgestellten Erfahrungsthatsachen über das Verhalten der Choleraepidemien zu erklären vermag. Bis jetzt ist dieser Anforderung für den Kochschen Kommabacillus keineswegs genügt, wenn auch von einigen Forschern, so namentlich von Hüppe, Versuche, in dieser Richtung zu einem Verständnis zu gelangen, gemacht wurden.

Daß es sich bei dieser Kontroverse nicht um einen bloßen, für die Allgemeinheit schließlich belanglosen Gelehrtenstreit handelt, dürfte aus dem Bisherigen wohl zur Genüge hervorgehen. Pettenkofer steht wesentlich auf dem Standpunkt der praktischen Beurteilung, gestützt auf die Summe des ganzen, über Choleraepidemien vorliegenden, kritisch gesichteten Erfahrungsmaterials, Koch vorwiegend auf theoretisch deduktivem Boden, ausgehend von dem mikroskopischen Nachweis des Choleraerregers in den Ausleerungen der Kranken und von der Kenntnis seiner Lebenseigenschaften. Die letztere Position scheint unter dem Eindruck der mikroskopischen Entdeckungen der Neuzeit vielen die stärkere zu sein, in der Voraussetzung, daß unser Wissen über den Kommabacillus in der That als ein abgeschlossenes und gereiftes zu betrachten sei. Da nun aber diese Annahme keineswegs zutrifft, wie denn beispielsweise die anfangs als stabil betrachtete Virulenz oder Giftigkeit der Cholerabakterien immer mehr als eine äußerst variable Größe sich herausstellt, so daß bei der Hamburger Nachepidemie im Widerspruch mit Kochs Lehren sogar echte Kommabacillen in den Ausleerungen gesunder Personen angetroffen wurden, so erscheint das Festbleiben Pettenkofers auf dem Standpunkte der epidemiologischen Erfahrung als ein durchaus berechtigtes.

Seine Absicht dabei geht im wesentlichen dahin, zu weiteren Forschungen den Anstoß zu geben, und zu verhindern, daß man sich bei einer Theorie, die ihm nach seiner Überzeugung als falsch gelten muß, vorzeitig beruhige. Pettenkofer strebt, soviel in seinen Kräften steht, zu verhüten, daß man bei den Abwehrmaßregeln gegen die Cholera seine Mittel und Kräfte in einer aussichtslosen Bekämpfung des kontagiösen Keimes, des Kommabacillus, zersplittere, anstatt dasjenige mit aller Energie vorzunehmen, was die hygienische Erfahrung als erfolgreich längst erwiesen hat: rechtzeitige gründliche

Assanierung der menschlichen Wohnorte, namentlich der Städte, wodurch den Epidemien der Boden ihres Gedeihens entzogen wird. Ein glänzendes Beispiel hierfür bietet gerade der Wohnsitz Pettenkofers, die Stadt München, die hauptsächlich durch Pettenkofers unausgesetzte Bemühungen, durch die von ihm angeregten, unter den hochverdienten Bürgermeistern von Ehrhardt und von Widenmayer durchgeführten Assanierungswerke aus einem berüchtigten „Typhusnest" zu einer fast gänzlich typhusfreien Stadt geworden ist.

Der gleiche Ideengang, die Absicht, zu zeigen, daß der Kommabacillus an und für sich und ohne jene, von der siechhaften Örtlichkeit ausgehenden Einflüsse durchaus nicht so gefährlich ist, als man ihn gewöhnlich darstellt, veranlaßten Pettenkofer auch zu seinem berühmt gewordenen heroischen Selbstexperiment mit dem Verschlucken von Milliarden lebender Kommabacillen. Die Folge hiervon war keine eigentliche Erkrankung, nur eine mäßige Darmaffektion, obwohl, wie die einfache Schilderung Pettenkofers in humorvoller Weise erzählt, absichtlich keine diätetischen Vorsichtsmaßregeln ergriffen worden waren. Trotz alledem hat man diesen Versuch nicht als beweisend gelten lassen wollen, und zwar in gewissem Sinne mit Recht. Denn allerdings können so schwierige komplizierte Fragen bei der Möglichkeit zufälliger Umstände niemals durch einzelne Experimente entschieden werden. Das hatte sich auch Pettenkofer von vornherein gesagt, allein er wollte, gerade um die Festigkeit seiner Überzeugung zu dokumentieren, bei der weiteren Erforschung des Problems mit eigenem Beispiel vorangehen, und er hat in der That bereits Nachfolger gefunden. Außer durch Pettenkofers Schüler Emmerich ist der gleiche Versuch in Wien von vier jungen Ärzten, neuerdings auch in Paris im Institut Pasteur sogar von einer Reihe von Personen angestellt worden, und obwohl bei diesen Versuchen zum Teil recht giftige Cholerabakterien in großen Mengen angewendet wurden, ist es bisher doch nur zweimal zu einer eigentlichen stärkeren choleraartigen Erkrankung gekommen. Das Verschlucken der Kommabacillen scheint somit nach diesen bakteriologischen Experimenten ebenfalls nicht so gefährlich zu sein, als man gewöhnlich annimmt, und die Behauptung, von der Pettenkofer ausgeht, daß zum Zustandekommen von Choleraepidemien noch etwas Weiteres, außerhalb des übertragbaren Keimes Liegendes erfordert wird, gewinnt auch durch diese Versuche eine neue Stütze. — —

Wenn im Vorstehenden die Errungenschaften eines durch außerordentliche Thatkraft und reichste Erfolge ausgezeichneten Lebens und Wirkens nur eben von fern angedeutet und überhaupt nur zum geringen Teile berührt werden konnten, so muß eine vollständige Würdigung der Leistungen Pettenkofers einer späteren Zeit vorbehalten bleiben. Wie nur wenige unter den Mitlebenden hat er, obgleich nie Politiker, auf die Öffentlichkeit Einfluß erlangt und in weite Kreise gewirkt durch seine Lehren und durch die zahlreichen Ratschläge, die er den verschiedensten städtischen Gemeinwesen in sanitären Fragen erteilt hat. Der trostreiche Gedanke, daß diese Ratschläge nicht vergebens waren, sondern sehr viel Nutzen gebracht und Tausende vor frühzeitigem Siechtum und Tod bewahrt haben, möge dem hochverdienten Manne seinen Lebensabend verschönern.

Noch heute aber steht Pettenkofer, als wahrhafter Prophet hygienischen Wissens und Könnens, in vollster Rüstigkeit und ungebeugter Schaffenskraft im sechsundsiebzigsten Lebensjahre an der Spitze des hygienischen Instituts in München, das er einst mit Begeisterung als Pflegestätte der wissenschaftlichen Hygiene errichtete und das vorbildlich für zahlreiche ähnliche Institute an deutschen und auswärtigen Hochschulen gewirkt hat. Hier hat die experimentelle Hygiene ihre starken Wurzeln getrieben, und von hier aus ist der Stamm erwachsen, der nun nach überall hin seine mächtigen Äste entsendet.

Bei alledem ist die Vielseitigkeit der geistigen Thätigkeit an diesem großen Manne noch besonders zu bewundern. Es giebt kaum ein Kapitel der experimentellen Hygiene, das Pettenkofer nicht entweder begründete oder mit seinen Ideen bereicherte und befruchtete. Solche Leistungen scheinen am ehesten denkbar bei engster Beschränkung; die Hygiene, deren Methoden und Interessen ja ohnehin äußerst vielseitige sind, verlangt an und für sich ihren Mann. Trotzdem fand

Pettenkofer, namentlich in den früheren Jahren ſeiner Thätigkeit, noch Zeit und Kraft zu anderen Entdeckungen, namentlich auf chemiſch-techniſchem Gebiet. Erwähnt ſeien hiervon, außer bereits früher Berührtem, nur die Erfindung des Holzgaſes — eines Leuchtgaſes aus Holz —, das in den holzreichen Gegenden Süddeutſchlands jahrelang als billiges Beleuchtungsmaterial Verwendung fand; ferner ſein berühmtes Verfahren zur Wiederauffriſchung alter trüb gewordener Ölbilder, indem durch Alkoholdämpfe die feinen Riſſe und Sprünge in den Harzfirniſſen beſeitigt, trübe Ölfirniſſe aber durch Kopaivabalſam und Ammoniak oder Alkohol wieder aufgehellt werden. Die alten Meiſter ſind dadurch in ihrer wahren Farbenpracht uns wieder vor Augen getreten, wir haben wieder ein richtiges Verſtändnis für ihr Schaffen und erhöhten Kunſtgenuß davon gewonnen.

Die Ehrenbezeigungen aufzuzählen, die Pettenkofer namentlich bei ſeinem ſiebzigſten Geburtstage und ferner beim fünfzigjährigen Doktorjubiläum erwieſen wurden, das er im vergangenen Sommer feierte, würde die zugemeſſenen Grenzen weit überſchreiten. Zahlreiche wiſſenſchaftliche Körperſchaften haben ihm die Ehrenmitgliedſchaft übertragen, die königlich bayeriſche Akademie der Wiſſenſchaften nennt ihn ſeit mehreren Jahren mit Stolz ihren Präſidenten, den Nachfolger Liebigs und Döllingers in dieſem höchſten wiſſenſchaftlichen Ehrenamte, das der bayeriſche Staat zu vergeben hat. Trotz alledem bewahrte ſich der hochgefeierte Forſcher jene Beſcheidenheit, die, mit edler Sinnesart und wärmſter Mitempfindung für fremdes Wohl und Wehe vereint, ihm die Herzen aller, die mit ihm jemals in nähere Berührung getreten ſind, vom erſten Augenblicke an gewonnen hat. Wie groß die Liebe und Verehrung iſt, deren ſich Pettenkofer gerade um ſeiner menſchlichen Tugenden willen erfreut, konnte nicht deutlicher zu Tage treten als bei dem erwähnten Jubelfeſte ſeiner fünfzigjährigen Promotion, deſſen erhebender Verlauf allen, die daran teilzunehmen das Glück hatten, in unvergeßlich teurer Erinnerung lebt.

In ſeinem Familienleben hat Pettenkofer durch den Verluſt ſeiner beiden Söhne und einer verheirateten Tochter in blühendem Alter, zuletzt 1890 auch durch das Hinſcheiden ſeiner treuen Gattin viel ſchwere Schickſalsſchläge erfahren. Doch iſt er nicht vereinſamt. Zahlreiche Enkelkinder — zwei andere Töchter ſind glücklich verheiratet — umgeben ihn mit doppelter Liebe, beſonders nahe aber ſteht ſeinem Herzen ſein Enkel Moritz von Pettenkofer, den ihm der jüngere ſeiner Söhne hinterlaſſen.

Das Höchſte, wozu der Menſch gelangen kann, iſt die von Eitelkeit ferne Empfindung ſeines eigenen Wertes, und dieſen ermißt er am vollkommenſten an der Summe von Glück, die er anderen geſchaffen. Mit größerem Anrecht als Max von Pettenkofer können ſich wenige des ſtolzen Bewußtſeins erfreuen, ihren Mitmenſchen genützt zu haben. Möge dieſes Hochgefühl noch auf viele Jahre hinaus die unermüdliche Begeiſterung in ihm lebendig erhalten, mit der er bisher auf den Bahnen hygieniſchen Forſchens und Könnens als erſter uns vorangeſchritten iſt. Möge er ſich erfreuen an der kommenden Morgenröte einer beſſeren Zeit, für deren Anbruch er wie wenige ſein Leben lang raſtlos gearbeitet und geſorgt hat. Die zukünftigen Tage werden auch auf ihn, einen modernen Weltweiſen, die ſchönen Verſe anwendbar finden, in denen Lucrez die Geiſtesthaten des tiefſinnigen Epikur feiert:

Jetzt ſtand auf ein griechiſcher Mann und wagte zuerſt es,
Aufzuheben das ſterbliche Aug' und den Schrecken zu trotzen,
— — — — — — — — die Riegel niederzubrechen,
Und das Thor der Natur, der Sterblichen erſter, zu ſprengen.

Auf der Außenalſter.

Hamburg.

Von

Rudolf Singer.

Wer nach Hamburg kommt, ob er es zum erſtenmal beſucht oder ſchon kennt, wird ſich beeilen, dorthin zu gelangen, wo er das Bild der inneren Stadt in ſeiner ganzen Eigenart erblicken kann — an die Alſterbecken. Wohnt er in einem der großen Hotels an den beiden Jungfernſtiegen oder am Alſterdamm, ſo bietet ſich ihm, wenn er das Fenſter öffnet, ein wahrhaft entzückender Anblick. Dieſe drei breiten, von grünen Bäumen eingefaßten Straßen begrenzen die Binnenalſter, deren ſonnenbeſtrahlte, bewegte Fläche durch Hunderte von Ruder-, Segel- und Dampfbooten belebt iſt, zwiſchen denen ſich Scharen von Schwänen auf den Wellen wiegen.

Am alten Jungfernſtieg befindet ſich die Ankunft und Abfahrtſtelle für die hübſchen kleinen, farbig gemalten Alſterdampfer, dieſe behenden Waſſeromnibuſſe, die graziös die Flut durchſchneiden und die Verbindung nach allen Punkten der ſich weithin ziehenden Ufer vermitteln. Eine breite Treppe führt von der Promenade des alten Jungfernſtieges hinunter zu den ausgedehnten Landungsbrücken, an denen dieſe Dampfer anlegen. Für den Preis von zehn Pfennigen wird man nach jeder der vielen Stationen befördert und kann über beide Alſterbaſſins bis hinauf an das Flüßchen Alſter fahren, deſſen Waſſer dieſe Becken, die Außen- und die Binnenalſter, ſpeiſt und dann der Elbe zufließt. Beſteigen wir einen dieſer kleinen roten oder grünen Dampferchen; er iſt ganz gefüllt mit Hamburger Kaufleuten, die — es iſt fünf Uhr nachmittags — hinaus wollen in ihre Villen oder Wohnungen an den Ufern oder in den entfernteren Vororten, und mit Vergnügungsreiſenden, die eine Fahrt über die Alſter an die Spitze ihres hier zu abſolvierenden Programms geſtellt haben. Man kann dieſe beiden Gattungen von Paſſagieren wohl unterſcheiden: die Hamburger ernſt, mit ihren Gedanken offenbar noch ganz bei ihren Geſchäften, ziemlich einſilbig oder in die mitgebrachte Zeitung vertieft; die Touriſten lebhaft angeregt, heiter, plauderluſtig, fragend, bewundernd und ihre Operngläſer

Digitized by Google

Die Binnenalſter mit dem alten Jungfernſtieg, Hamburger Hof und Alſterpavillon.

hantierend. Zu ſehen giebt es freilich genug auf allen Seiten. Indem wir uns nach der Mitte der Binnenalſter entfernen, können wir die ſie umgebenden boulevardartigen Straßen bequem überblicken. Hinter uns liegt der ſtattliche Jungfernſtieg mit ſeinen hohen Gebäuden, unter ihnen die bekannten Hotels, den rieſigen, einer Burg gleichenden „Hamburger Hof", „Hotel Viktoria", „Kronprinz", „Streits Hotel" und wie ſie alle heißen; jener in das Waſſer weit vorſpringende, auf Pfählen ruhende halbrunde hübſche Bau iſt der Alſterpavillon, ein Sammelpunkt der Fremden. Über den ragenden Häuſermaſſen erſcheinen bereits einzelne Türme, von denen beſonders die gewaltige und doch zierlich durchbrochene Steinpyramide des Nikolaikirchturms das Auge feſſelt. Links winken die Baumreihen des neuen Jungfernſtieges herüber, rechts zieht ſich der breite Alſterdamm hin, auf dem Equipagen, die hübſchen einſpännigen offenen Droſchken erſter Klaſſe und Zweiräder einander folgen, denn alles will hinaus ins Freie. Auf dem Waſſer iſt es überaus lebhaft. Unzählige Ruderboote tummeln ſich über die glitzernde Fläche, gewandt weichen ſie einander, ſowie den Dampfern und den vielen Segelbooten aus, die mit ihren weißen Segeln das Bild beleben und verſchönern. Dem Waſſerſport wird in Hamburg ungemein gehuldigt in allen ſeinen Formen. An einer Anzahl von Punkten befinden ſich an beiden Ufern kleine Bootshafen, in denen die zierlichſten Ruderboote liegen und für eine Kleinigkeit gemietet werden können. Die Anwohner der Alſter beſitzen, wenn ſie einen Vorgarten haben, eigene Ruder- und Segelboote. An ſchönen Frühlings- oder Sommerabenden wimmelt die Alſter von Fahrzeugen aller Arten; aber nur ausnahmsweiſe ertönt luſtiges Gelächter oder Geſang von den Booten, denn auch in der Kundgebung guter Laune, auch inmitten des Vergnügens bleibt der Hamburger ruhig und gemeſſen. Von der ſüdlichen Lebensfreude und ihren Äußerungen iſt im nordiſchen Venedig nichts zu ſpüren. Die ruhige Art des Norddeutſchen vereinigt ſich mit etwas engliſchem Phlegma in dem zurückhaltenden Weſen des eingeborenen Hamburgers.

Wir nähern uns der Lombardsbrücke, welche die Grenze bildet zwiſchen der Binnen- und der Außenalſter. Dieſes impoſante ſteinerne Bauwerk verbindet die beiden Alſterufer nicht nur für Fußgänger, Wagen, Pferdebahnen, ſondern es dient auch dem

Digitized by Google

Eiſenbahnverkehr, und da die Brücke den Weg nach dem Norden, nach Altona, Kiel, Kopenhagen bildet, ſo findet ein unendliches Rollen von Eiſenbahnzügen über ihre Schienengeleiſe ſtatt. Allein die Lokalverbindung zwiſchen den verſchiedenen Stationen der Hamburger Stadtbahn und Altona erfordert täglich eine Unzahl Züge, und mit dem Fernverkehr zuſammen gehen den Tag über Hunderte von Perſonen- und Güterzügen über dieſe Brücke. Von unſerem Dampfer aus können wir den rieſigen Verkehr von Fußgängern, Fuhrwerk aller Art, der Pferdebahnen und der Eiſenbahn beobachten. Andererſeits iſt der Blick von der Lombardsbrücke auf die Binnen- und Außenalſter und ihre reizvollen Ufer, die Straßenzüge und Alleen ein wahrhaft bezaubernder.

Durch die weiten Brückenbogen, während wir unter den Wölbungen hindurchfahren, eröffnet ſich der Blick auf das weit größere Baſſin der Außenalſter, die viel ländlicher und landſchaftlich anmutiger iſt als die ganz und gar ſtädtiſch begrenzte kleinere Binnenalſter. Die Ufer treten zurück, an vielen Waſſer, ziehen ſich Vorgärten hin. Dort iſt eine kleine Inſel mit hübſchen Bosketts und Baumgruppen mit dem Lande durch eine kleine Kettenbrücke verbunden; da erblicken wir das Bootshaus des Norddeutſchen Ruderklubs, weiter die ins Waſſer gebaute ſchöne Reſtauration „Alſterluſt“ und Schwimmanſtalten; ferner Landungsbrücken mit zierlichen Wartepavillons und weiterhin den Zielpunkt der meiſten dem Vergnügen gewidmeten Alſterfahrten: das reizende Uhlenhorſt mit ſeinem berühmten „Fährhaus“. Der ſchlanke viereckige Turm des ſtattlichen Etabliſſements erhebt ſich hoch über die Wipfel der Bäume; eine Flagge weht auf ſeiner Spitze, das Zeichen, daß heute abend Konzert ſtattfindet. Dann iſt es hier ſehr belebt; bei guter Muſik erfreuen ſich Einheimiſche und Fremde der Abendkühle und des herrlichen Anblicks der belebten Waſſerfläche und des türmereichen Stadtbildes, das ſich jenſeit der Lombardsbrücke als Hintergrund dieſer eigenartigen Landſchaft erhebt. Draußen aber vor dem Garten liegen in dem durch die großen Landungsbrücken ge-

Blick vom Alſterbaſſin auf die Lombardsbrücke und Außenalſter.

Stellen, namentlich weiter hinaus, ſtehen keine Gebäude oder wenigſtens vom Waſſer entfernter; Alleen und reizende parkartige Anlagen umſäumen die Ufer; Villen von höchſt geſchmackvoller Bauart erheben ſich in wohlgepflegten Gärten; diesſeit der ſie begrenzenden Straßen, alſo bis dicht ans bildeten Hafen unzählige Boote dicht nebeneinander, deren Inſaſſen dem Klange der Muſik lauſchen; das iſt ein origineller und überaus freundlicher Anblick. Dieſe Menge ſchlanker Boote, gefüllt mit Herren und Damen; von der Luft und Anſtrengung des Ruderns gerötete Geſichter; da und dort

ein helles Lachen als Wirkung der von einem Boote zum anderen fliegenden Scherzworte.

Vom Fährhaus machen wir einen Spaziergang in den fast nur aus Villen und Landhäusern bestehenden Vorort Uhlenhorst, der mit seiner vorderen Seite sich an der Außenalster gar herrlich hinzieht, während der Hauptteil sich weit landeinwärts erstreckt zwischen Gärten und Alleen. Hier wohnen die reichen Kaufleute, gerade wie in dem am anderen Alsterufer gegenüber liegenden Harvestehude, in ihren prächtigen, grün umrahmten stattlichen Häusern, jedes mit einem großen Vorgarten, dessen sammetartiger Rasen von der sorgsamsten Pflege zeugt, und mit einem großen Park hinter dem Hause. Hier verleben die Kaufherren, deren Firmen an der Hamburger Börse und weit darüber hinaus im Welthandel einen guten Klang haben, die Stunden der Muße im Kreise ihrer Familie, wenn sie spät nachmittags aus der Stadt in ihren Equipagen oder mit dem Dampfer herauskommen. Die Damen haben einen langen Vormittag, denn

Die Alsterluft.

in diesen Kreisen wird erst um sechs oder sieben Uhr zu Mittag gegessen; meist sind Gäste zu Tische, denn der gesellige Verkehr kann nach der Tageseinteilung sich nur beim Diner und in den darauf folgenden Abendstunden entwickeln; miteinander umgehen heißt in Hamburg: miteinander speisen, und so ist denn das Außer-dem-Hause-Essen, namentlich im Winter, so häufig, daß man bei ausgedehnter Geselligkeit mitunter wohl auch einmal bei sich zu Hause speist, meist aber ausgebeten ist. Wegen des späten Essens giebt es in der feineren Gesellschaft keine

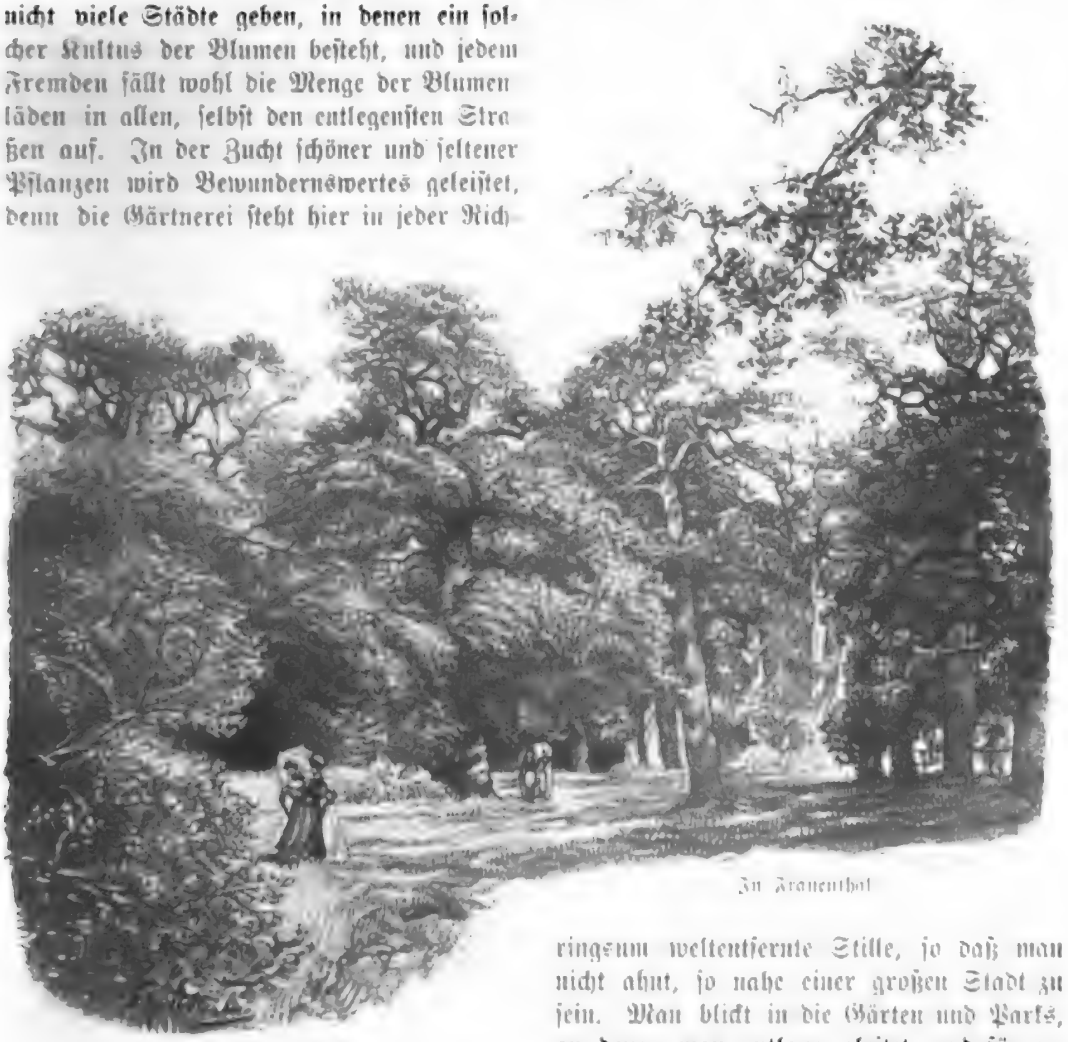
Fährhaus Uhlenhorst.

Abendbesuche, wie im Reiche, wo frühe Tischzeit üblich ist; die Geselligkeit vollzieht sich im ganzen in der Form von opulenten Diners — denn Hamburg liebt und versteht

es, gut zu eſſen — mit darauf folgender Spielpartie für die Herren und älteren Damen und einem Tänzchen für die jüngere Welt.

Für die Pflege der Garten- und Parkanlagen dieſer Villen ſorgen eigene Gärtner, die zum Teil Künſtler in ihrem Fache ſind, deren Meiſterſchaft ſich auf den Blumen- und Gartenbauausſtellungen zeigt. Es dürfte nicht viele Städte geben, in denen ein ſolcher Kultus der Blumen beſteht, und jedem Fremden fällt wohl die Menge der Blumenläden in allen, ſelbſt den entlegenſten Straßen auf. In der Zucht ſchöner und ſeltener Pflanzen wird Bewundernswertes geleiſtet, denn die Gärtnerei ſteht hier in jeder Richtung auf der Höhe. Auch die öffentlichen Anlagen ſind mit einem vollendeten Geſchmack und mit dem Hinblick auf reizvolle landſchaftliche Wirkung angelegt. Das zeigen gerade die Alſterufer auf Schritt und Tritt in jeder Einzelheit, die ſich bis auf die Form der Wartepavillons an den Landungsſtegen, auf die ſchmiedeeiſernen Geländer und Lampenträger erſtreckt. Die oberſte Leitung des Bauweſens iſt ſtets darauf bedacht, neben dem Nützlichen auch das Schöne in der Form und Ausgeſtaltung aller öffentlichen Anlagen zur Geltung gelangen zu laſſen.

Bis tief in das Innere von Uhlenhorſt führen Waſſeradern und Kanäle, ſo daß man von verſchiedenen Punkten der Alſter aus hineinfahren kann. Im Boote rudert man durch dieſe lauſchigen, rings umgrünten Waſſerſtraßen, über ſich ſchattige Bäume,



Im Frauenthal

ringsum weltentfernte Stille, ſo daß man nicht ahnt, ſo nahe einer großen Stadt zu ſein. Man blickt in die Gärten und Parks, an denen man entlang gleitet, und für erwachende Liebe oder träumeriſche Sehnſucht giebt es kaum geeignetere Pfade, als ſie dieſes grüne Labyrinth von Kanälen bietet, aus denen man in große, von der Alſter gebildete, von Villen und Gärten umſäumte Buchten gelangt, um bald wieder in die Einſamkeit zurückzulenken. Es iſt jedem Fremden zu raten, auch dieſen Teil der reizenden landſchaftlichen Umgebung Hamburgs kennen zu lernen, die in der Nähe und Ferne ſo viele eigenartige Schönheiten birgt.

Digitized by Google

Das Uhlenhorster Fährhaus ist das Hauptquartier bei den häufigen Alsterregatten für Ruder- oder für Segelboote. An solchen Tagen herrscht ein noch weit lebhafteres, farbenreicheres Treiben auf der schönen Wasserfläche, als es sonst schon der Fall ist. Mit bunten Fähnchen ist die weite schimmernde Wasserbahn abgesteckt, von Booten aller Art und bunten, flaggengeschmückten kleinen Dampfern wimmelt das ganze Revier. Musik erklingt von den einzelnen Fahrzeugen, die mit Zuschauern dicht gefüllt sind; jeder hat sich mit einem Programm versehen und verfolgt die dahinschießenden Ruderboote, deren Mannschaften sich durch die Farben ihrer Jacken und Mützen unterscheiden, mit dem gespanntesten Interesse. Denn für jede Art Wasser- und Rennsport hat der Hamburger eine fast unbegrenzte Neigung und ein großes Verständnis. Noch hübscher als die Ruder- sind die Segelregatten. Die graziös dahingleitenden Segler gewähren einen prächtigen Anblick, während die Ufer von schaulustigen Zuschauern besetzt sind und am Fährhause eine erregte Menge die Boote erwartet. Hier ist der Brennpunkt dieser sportlichen Aufregungen, hier sind die Preisrichter stationiert, hier empfangen die Sieger ihre meist kostbaren Preise.

Wir begeben uns wieder zur Landungsbrücke beim Fährhause, an der fortwährend Dampfer anlegen und abfahren, um unsere Fahrt auf der Außenalster fortzusetzen. Aus dem breiten Wasserbecken, dessen schöne, abwechselungsreiche Ufer bisher ziemlich weit zurückgetreten waren, lenkt das schmucke Schiff in ein enges Fahrwasser, die Ausmündung des Flusses Alster; wir passieren noch eine letzte Station, das hübsche Frauenthal, und beenden unsere Fahrt in Eppendorf, wo dicht an der Anlegestelle einige vielbesuchte Etablissements liegen. Das Flüßchen weiter aufwärts verfolgend, würden wir in das liebliche, idyllische Alsterthal gelangen, das viele landschaftliche Schönheiten birgt. Zu solchem Ausfluge in die sogenannten Walddörfer, beliebte Sommerfrischen, haben wir aber keine Zeit. Wir kennen noch zu wenig von Hamburg selbst und wollen nun auf dem Landwege zur Stadt zurückkehren. Finden wir keinen Wagen, so treffen wir an jedem Punkte der verschiedenen Straßen die Pferdebahn, die vortrefflich organisiert ist und die Verbindungen in der Stadt und deren Umgebung ungemein erleichtert und beschleunigt.

Es ist einer der freundlichsten Züge des hamburgischen Stadtbildes, daß es, die innere Stadt abgerechnet, kaum eine Straße giebt, die nicht von Bäumen eingefaßt wäre, und zu den Vororten führen ausschließlich Alleen mit alten Bäumen; so kann man aus den entferntesten Gegenden bis zum Jungfernstieg beständig unter einem Laubdach spazieren gehen. Und dann giebt es keinen Stadtteil, der nicht eine kleinere oder größere Anlage, einen Spielplatz hätte, und in den Vororten ist gleich bei der Anlegung dafür gesorgt worden, daß ein Park reserviert wurde für die Erholung und zur Erhaltung der Gesundheit der Umwohner. So gleicht Hamburg im Frühling und Sommer einer Gartenstadt und macht dann mit seinen reizenden Alsterufern, dem überall vorhandenen frischen Grün, den wohlgepflegten Anlagen, dem geschmackvollen gärtnerischen Schmuck der Villen und Landhäuser einen wundervollen Eindruck, dem sich jeder willig hingiebt, der Fremde wie der Einheimische. Immer hat die Gegend um die Alster etwas Anziehendes, Neues, und wenn man des Abends auf der Lombardsbrücke steht und die Beleuchtung der Ufer betrachtet, dann hat sie sogar etwas Festliches. Sieht man die Gasflammen der Laternen rings um die Binnenalster wie eine Perlenschnur funkeln, deren blitzendes Gestein die stärker leuchtenden elektrischen Lampen sind, so denkt man, es müsse sich wohl etwas Besonderes ereignet haben; es ist aber nur die übliche allabendliche Beleuchtung, die diesen eigenartigen Effekt macht.

Durch die schattigen Alleen und, vom Dammthor ab, durch die Stadt fahrend, am berühmten Hamburger Stadttheater und an Schapers Lessingdenkmal vorbei, sind wir nach dem Rathausmarkt gelangt, dem Mittelpunkte Hamburgs, wo beinahe alle Pferdebahnen zusammentreffen. Lange werden sie freilich ihren Stand und Ausgangspunkt hier nicht mehr haben; nach der Vollendung des neuen, großartigen Rathauses werden sie wohl von hier verlegt werden, denn dann wird der Raum fehlen.

Das Rathaus.

Digitized by Google

Zur Börſenſtunde.

Der Rathausbau wird jetzt von ſeinen Gerüſten immer mehr entkleidet, und ſchon läßt ſich überſehen, von welcher impoſanten Wirkung dieſes rieſige und doch ſo feingegliederte Gebäude ſein wird. An das bekannte Wort Schlegels wird man beim Anblick dieſes Prachtbaues erinnert, daß die Architektur gefrorene Muſik ſei; ſo harmoniſch, leicht und ſtimmungsvoll wirkt dieſer Rieſenbau in der vollendeten Symmetrie, der feinen Durchbildung aller Verhältniſſe, der Vermeidung aller Schwere und durch die gefälligen Einzelheiten. Die heiterſte, wohlthuendſte Wirkung wird durch die vielen Statuen in den Niſchen der Sandſteinfaſſaden, durch die bunten Wappenſchilder, durch die architektoniſchen Ornamente, die alle Giebel krönenden Bronzefiguren und die Türmchen erzielt. Die künſtleriſch frei behandelte Renaiſſance feiert hier durch ihre Pracht und Grazie, durch ihre maleriſche Seite einen Triumph. Das Ganze wirkt aber genau ſo, wie es wirken ſoll: als das monumentale Sinnbild von Hamburgs Kraft und Größe, von ſelbſtbewußtem Bürgertum und einer geſchichtlich gewordenen, ſeit den Zeiten der Hanſa auf ſich ſelbſt ruhenden Macht. Der Bau gereicht den Hamburger Architekten, die ſich im Jahre 1880 zur gemeinſamen Entwerfung der Pläne verbunden haben — es waren neun und ſind jetzt ſieben —, zur höchſten Ehre; die Namen dieſer ſieben Ratsbaumeiſter ſind Grotjan, Haller, Hanſſen, Hauers, Meerwein, Stammann und Zinnow, denen die Ingenieure Hennicke und Goos zur Seite ſtehen. Bewilligt ſind bis jetzt über ſieben Millionen Mark; mit der inneren Ausſtattung wird der Bau wohl noch eine oder zwei Millionen mehr koſten.

Seitdem das alte ehrwürdige Rathaus an der Troſtbrücke durch den fürchterlichen Brand in den Maitagen 1842 wie ſo viele andere öffentliche Gebäude zerſtört worden war, reſidiert der Senat, die Regierung Hamburgs, in einem Gebäude in der Admiralitätsſtraße, dem ehemaligen Waiſenhauſe, in nicht gerade ſehr angemeſſenen Räumen. Das urſprüngliche Proviſorium hat ſich über fünfzig Jahre hingezogen, weil immer wieder dringendere Erforderniſſe an den Staat herantraten und weil ein geeigneter Platz ſich ſchwer finden ließ. Endlich entſchloß man ſich doch dazu, das Rathaus dorthin zu ſetzen, wo das nächſtwichtigſte Gebäude Hamburgs, die Börſe, ſteht. Es ſollten dadurch Regierung und Kaufmannſchaft durch die Sitze ihrer Thätigkeit in die engſte Verbindung gebracht, es ſollte ausgedrückt werden, daß Hamburg eine Kaufmannsrepublik iſt. Durch Verbindungsflügel iſt ein direkter baulicher Zuſammenhang zwiſchen dem neuen Rathauſe und der Hinterfront der Börſe hergeſtellt, ſo daß beide einen koloſſalen einheitlichen Gebäudekomplex bilden werden, den monumentalen Mittelpunkt des hamburgiſchen Staatsweſens und Weltverkehrs.

Das Rathaus wird der Sitz der Regierung und des hamburgiſchen Parlaments ſein: der „Bürgerſchaft“, die gleichzeitig die

Funktionen eines Abgeordnetenhauses und einer Stadtverordnetenversammlung ausübt. Die Bürgerschaft hält jetzt ihre Sitzungen im sogenannten Patriotischen Gebäude ab, das die Stelle des alten abgebrannten Rathauses einnimmt. Da über die hamburgische Verfassung wohl nur verhältnismäßig wenige Reichsbürger eine klare Vorstellung haben, so sind ein paar Bemerkungen über die erstere am Platze. Die höchste Staatsgewalt steht dem Senat und der Bürgerschaft gemeinschaftlich zu; die gesetzgebende Gewalt wird von Senat und Bürgerschaft, die vollziehende vom Senat, die richterliche von den Gerichten ausgeübt. Der Senat besteht aus achtzehn Mitgliedern, nämlich aus neun, welche die Rechts- und Kameralwissenschaften studiert haben, und aus neun anderen Mitgliedern, von denen mindestens sieben dem Kaufmannsstande angehören müssen. Die Wahl der Senatsmitglieder geschieht durch die Bürgerschaft aus einem sogenannten Wahlaufsatze. Zur Herbeiführung der Verständigung über diesen Wahlaufsatz werden sowohl vom Senat wie von der Bürgerschaft je vier ihrer Mitglieder als Vertrauensmänner erwählt und auf Verschwiegenheit beeidigt. In einem ziemlich komplizierten Verfahren wird eine Verständigung erzielt, so zwar, daß dem Senat vier Namen in Vorschlag gebracht werden, von denen er zwei der Bürgerschaft als seine Kandidaten präsentiert, die dann den einen zum Senator wählt; auf diese Weise findet die Ergänzung des Senats immer auf eine dieser hohen Körperschaft genehme Weise statt. Die ganze Wahlhandlung erfolgt in ununterbrochener Sitzung des Senats und der Bürgerschaft, dauert manchmal einen ganzen Tag und ist etwas schwerfällig dadurch, daß beide Behörden nur durch die hin und her fahrenden Vertrauensmänner miteinander verkehren. Die Wahl zum Senator muß von dem Erwählten unbedingt angenommen werden; die Weigerung zieht den Verlust des Bürgerrechts sowie der öffentlichen Ämter und Ehrenstellen nach sich. Ohne diesen Zwang, der sich auf alle anderen Wahlen; zur Bürgerschaft, zu den verschiedenen „Deputationen" und Ehrenämtern erstreckt, ist eine bürgerliche Selbstverwaltung nicht durchführbar. In den meisten Fällen ergänzt sich der Senat aus den Mitgliedern der Bürgerschaft oder aus den höchsten richterlichen Beamten. Sogleich, nachdem die Wahl vollzogen ist, fahren die Mitglieder

Die Kunsthalle.

der Bürgerschaft in die Wohnung des neuen Senators zur Beglückwünschung; seiner Aufnahme in die regierende Körperschaft geht die Vereidigung in öffentlicher Sitzung des Senats vorher. Das ist eine sehr feierliche und eindrucksvolle Veranstaltung. Die Senatoren und Syndici des Senats erscheinen dann in ihrem prächtigen Amtsornat, ganz altspanisches Kostüm mit Wams und Mantel aus kostbarem schwarzem gepreßtem Sammet, weißen großen spanischen Halskrausen und seltsamen hohen spitzen Hüten. Nur die Senatoren und Präsidenten der Bürgerschaft sitzen, alle anderen Anwesenden wohnen stehend der Feier bei. Dieselbe wird fast immer durch eine gedankenreiche und den öffentlichen Angelegenheiten gewidmete Rede des Präsidenten des Senats, Seiner Magnificenz des regierenden Bürgermeisters, eingeleitet. Diese Rede ist meist ein Programm der nächsten Aufgaben des hamburgischen Staatswesens. Die Mitglieder des Senats bekleiden ihr Amt lebenslänglich, wenn sie nicht selbst nach gewissen Zeitabschnitten ihre Entlassung verlangen.

Der Hansabrunnen.

Der gesetzgebende Körper, die Bürgerschaft, besteht aus hundertsechzig Mitgliedern, von denen achtzig durch allgemeine direkte Wahlen mit geheimer Stimmabgabe gewählt werden; von den übrigen achtzig Mitgliedern wird die Hälfte von den städtischen Grundeigentümern, die andere Hälfte von den sogenannten Notabeln — Richtern, Mitgliedern der Verwaltungsbehörden, der Handels- und Gewerbekammer — gewählt. Da nur die Hamburger Bürger wählen dürfen, deren Zahl aber im Verhältnis zur Gesamtzahl der Bewohner des Staates Hamburg — etwa 650000 Köpfe — sehr gering ist, so geht seit längerer Zeit das Bestreben dahin, das Wahlrecht auf größere Schichten auszudehnen. Da aber in solchem Falle die Socialdemokraten den Vorteil davon hätten, so ist bis jetzt jede Reform an dieser Befürchtung gescheitert.

Die Verwaltung wird durch sogenannte Deputationen ausgeübt, die aus Mitgliedern des Senats und einer Anzahl von Bürgern bestehen und diejenigen Funktionen haben, welche in monarchischen Staaten von den Ministerien wahrgenommen werden. Die wachsende Ausdehnung der Staatsgeschäfte hat übrigens neuerdings dazu geführt, besoldete Beamte als selbständige Leiter an die Spitze von Behörden zu stellen, was z. B. bei der hamburgischen Zollverwaltung der Fall ist. Überhaupt stehen unzweifelhaft, da sich manche, Jahrhunderte bewährte Formen der Selbstverwaltung überlebt haben und den anders gearteten modernen Bedürfnissen nicht mehr entsprechen, im hamburgischen Staatswesen manche Veränderungen bevor, die aber dessen Grundcharakter als eine bürgerliche, kaufmännische Republik nicht antasten sollen.

Vom Rathaus zur Börſe! Es iſt zur Mittagszeit, die Uhr weiſt ſtark auf halb zwei, den Beginn der Börſenſperre; um dem alsdann erhobenen kleinen Eintrittsgeld zu entgehen, eilen die Kaufleute von allen Richtungen her dem gewaltigen Mittelpunkte ihrer geſchäftlichen Thätigkeit, der Börſe, zu. Sie kommen aus ihren, in allen Straßen in der Nähe des Börſengebäudes gelegenen Comptoiren oder aus den Reſtaurants der Nachbarſchaft, meiſt aus den letzteren. Denn da die Tiſchzeit gegen Abend fällt, ſo wird gegen Mittag warm und recht ausführlich gefrühſtückt. Was täglich in dieſen Frühſtücken in Hamburg angelegt wird, macht ohne Zweifel eine erſtaunlich große Summe aus. Die Börſenſperre bezweckt, alle Börſenbeſucher — es ſind fünf- bis ſechstauſend — zu einer beſtimmten Zeit zu vereinigen, damit man in dieſer alle Kaufleute an ihren Plätzen finden könne; um dies zu erleichtern, exiſtiert ein eigenes, recht umfangreiches Börſen-Adreßbuch. In den oberen Vorbörſenſälen findet ſchon von zwölf Uhr ab Geſchäft ſtatt, aber erſt um halb zwei Uhr begeben ſich die Herren in die unteren Börſenräume, in denen die einzelnen Geſchäftszweige an beſtimmten Stellen aufzufinden ſind. Durch Gewohnheit lernen die täglichen Börſenbeſucher leicht den Platz eines jeden auswendig, ein Kunſtſtück, das dem Nichtfachmann unbegreiflich erſcheint. Die Kaufleute haben feſte Sitz- oder Stehplätze, die ungemein zahlreichen Makler bewegen ſich, die Geſchäfte vermittelnd, zwiſchen ihnen umher. In Hamburg beginnt der Menſch, wie im Metternichſchen Öſterreich beim Baron, erſt beim Börſenbeſucher. Jeder beſucht die Börſe regelmäßig, der mit der Kaufmannſchaft zu thun hat, ſogar die Advokaten haben ihren feſten Stand, andere beſuchen die Börſenverſammlung nur zeitweiſe, denn der Zutritt iſt völlig frei. Die Disciplinargewalt übt die Handelskammer aus, das Gebäude gehört dem Staate.

Der Brunnen am Fiſchmarkt mit der Petrikirche.

Auf den Galerien der beiden größten Börſenſäle — der dritte iſt der Getreideſaal und hat keine Galerie — ſind zur Börſenzeit ſtets Fremde, die ſich dieſes merkwürdige Schauſpiel anſehen. Sie blicken auf ein Meer von Köpfen herab, auf eine dunkle, leicht bewegte Maſſe, aus der ſich wie helle Punkte die Geſichter abheben; und wie das Brauſen des Meeres dringt das Gewirr der Stimmen herauf, obgleich jeder einzelne da unten nur leiſe ſpricht, denn es geht ſehr gemeſſen und ruhig — etwa mit Ausnahme der lebhafter erregten Fondsbörſe — in dieſen Räumen zu; aber die Summe aller Unterredungen ſchwillt eben doch zu einer orkanartigen Geſamtwirkung an.

Die Börſe iſt den ganzen Tag geöffnet und auch beſucht; die unteren Säle werden freilich nur in der eigentlichen Börſenzeit von halb zwei bis drei Uhr benutzt, aber in den oberen Sälen iſt den ganzen Vormittag und einen Teil des ſpäteren Nachmittags und Abends beſtändiger Verkehr. Um die obere Galerie liegen kleinere Säle für die verſchiedenen Geſchäftszweige, Auk-

Digitized by Google

tionszimmer, prachtvolle Leseräume mit etwa vierhundert Zeitschriften in allen Sprachen, eine Restauration, eine permanente Ausstellung von Artikeln, die für den Export geeignet sind; alle diese Räume sind seitens der Aktiengesellschaft Neue Börsenhalle von der Finanz-Deputation gepachtet und stehen den Börsenbesuchern gegen ein jährliches Abonnement zur Verfügung. Diese Gesellschaft besorgt auch den ungemein ausgedehnten telegraphischen Nachrichtendienst an der Börse. Jedes bei ihr einlaufende Telegramm wird sofort vervielfältigt, an den verschiedensten Stellen der oberen Börsenräume angeschlagen und an die Abonnenten verteilt, so daß die Meldungen aus allen Weltgegenden, Politik, Handel und Schiffahrt betreffend, in kürzester Zeit zur Kenntnis aller Börsenbesucher gelangen.

Dicht neben der Börse liegt die großartige Kommerzbibliothek, die in 90000 Bänden und vielen handschriftlichen Werken reiche Schätze von allem Wissenswerten, namentlich aus den weiten Gebieten des Handels, der Volkswirtschaft, der Geschichte und Geographie enthält und auf diesen Gebieten eine wahre Fundgrube für den Fachmann und Gelehrten bildet.

Unter den öffentlichen Gebäuden nehmen die der Kunst und den Wissenschaften gewidmeten die Aufmerksamkeit in Anspruch. Die Kunsthalle, an dem mit hübschen Anlagen geschmückten Glockengießerwall an einem schönen Platze gelegen, dort wo die Binnen- und die Außenalster zusammentreffen, enthält interessante Sammlungen, die sich in den letzten Jahren unter der kundigen und künstlerischen Gesichtspunkten folgenden Leitung des Herrn Professor Dr. Lichtwark ungemein vermehrt haben. Eine besondere Gunst des Schicksals wurde dem damals noch verhältnismäßig unbedeutenden Institut zu teil, als ein in London lebender Landsmann und Kunstmäcen ihm nicht nur seine unvergleichliche Gemäldesammlung schenkte — eine bei Lebzeiten des Besitzers gewiß seltene Handlung —, sondern auch die Mittel zum Umbau und zur Erweiterung anwies, damit seine Schenkung in einer Reihe von Oberlichtsälen untergebracht werden könnte. Seitdem besitzt die Kunsthalle die weitaus bedeutendste Galerie englischer Gemälde auf dem Kontinent. Inmitten dieser herrlichen und kostbaren Sammlung steht die Büste des edlen Gebers, des Herrn A. Schwabe in London, der durch einen prächtigen, von Meister Adolf Menzel ausgeführten Bürgerbrief zum Ehrenbürger seiner Vaterstadt Hamburg ernannt worden ist.

Sehr schön ist das Treppenhaus der Kunsthalle, dessen Wände mit Gemälden des Hamburger Malers Valentin Ruths und des Bremer Malers und Dichters Arthur Fitger geschmückt sind. Von den bekannteren Gemälden der Kunsthalle sei nur das Hauptbild, Makarts Einzug Kaiser Karls V. in Antwerpen, erwähnt.

Am anderen Ende des Glockengießerwalls liegt das neue, erst vor einigen Jahren eröffnete Naturhistorische Museum, mit seinem kolossalen Oberlicht-Mittelsaale das Ideal eines Ausstellungsgebäudes, wie sie bis dahin in dieser Art, den neuesten Anforderungen und Verbesserungen entsprechend, wohl nur in England vorhanden waren. Nach diesem Centralsaale öffnen sich sämtliche anderen Ausstellungsräume in allen Stockwerken als offene Galerien, die untereinander durch ein paar Brücken verbunden sind, von denen man, oben in schwindelnder Höhe, das ganze Gebäude mit seinem interessanten und lehrreichen Inhalt übersehen kann. Die höchstgelegenen Säle enthalten die reichhaltige ethnographische Sammlung, wie denn überhaupt sowohl der Zoologische Garten als alle naturwissenschaftlichen Anstalten durch den Weltverkehr, der in Hamburg einen seiner Sitze hat, steten neuen Zuwachs erhalten. Die Kaufleute und deren überseeische Filialen, die Reeder und Schiffskapitäne sind unablässig bemüht und bereit, durch die Herbeischaffung und Schenkung von Tieren und seltenen Gegenständen in gemeinnützigster Weise jene Sammlungen zu vermehren.

Nicht weit von dem Naturhistorischen Museum befindet sich das mächtige Gebäude des Gewerbemuseums, das Schul- und Ausstellungszwecken dient. Das Kunstgewerbemuseum beansprucht dessen größten Teil und vermehrt unter der rührigen Leitung des Herrn Professor Dr. Brinckmann fortwährend seine lehrreichen und kostbaren Sammlungen.

Am Glockengießerwall befindet ſich gegenüber der Kunſthalle ein Standbild Schillers von Lippelt und Börner. Hamburg iſt arm an Monumenten; außer dem ſchönen Krieger-Denkmal von Johannes Schilling — an der Eſplanade —, dem Leſſing-Denkmal von Fritz Schaper und einer Statue Bugenhagens vor dem Johanneum beſitzt es nur eine Büſte des verſtorbenen Bürgermeiſters Dr. Kirchenpauer vor dem Gewerbemuſeum — ein Denkmal für den verſtorbenen Bürgermeiſter Dr. Peterſen iſt geplant. Dagegen ſind einige öffentliche Plätze mit prächtigen Brunnen geſchmückt, ſo der Brunnen am Meßberg, der Hanſaplatz mit dem Hanſabrunnen von Engelbert Peiffer und der Fiſchmarkt mit dem ſchönen Kaiſer-Karl-Brunnen von Profeſſor Vollmer in Berlin, einem geborenen Hamburger.

Die Kirchen haben vielfach bei dem großen Brande gelitten und ſind baulich im allgemeinen nicht ſehr hervorragend; an der Stelle der alten Nikolaikirche iſt eine neue, großartige erſtanden, in reinſtem gotiſchem Stil von dem engliſchen Baumeiſter Gilbert Scott in den Jahren 1846 bis 1863 erbaut: ein herrliches Bauwerk, das durch ſeine Symmetrie und grandioſen Verhältniſſe das Auge entzückt. Auf dem rieſigen Platze vor der Nikolaikirche, dem Hopfenmarkt, wird täglich ein durch ſeinen Umfang und das dort herrſchende rege Treiben ſehr ſehenswerter Frucht- und Gemüſemarkt abgehalten. Hierher bringen die Vierländer ihr Obſt und ihre Blumen, und hier verſorgen ſich die Grünkramhändler der ganzen Stadt mit Vorräten. Hier kann man noch Hamburger Typen ſehen: Vierländer und Vierländerinnen in ihren eigentümlichen Trachten und flotte

Die Nikolaikirche.

Hamburger Dienstmädchen in sauberen Kattunkleidern, die Arme entblößt, auf dem Kopfe das nur von ihnen getragene kleine schneeweiße Häubchen. Auch am Jungfernstieg sieht man Sträußchen verkaufende Vierländerinnen, meist älteren Jahrgangs, und ebenso in Restaurationen, ohne daß man stets behaupten möchte, daß die Wiege der Trägerin des Kostüms im Schatten der Fruchtbäume der Vierlande gestanden hat.

Will man dasjenige öffentliche Gebäude aufsuchen, das weit über Hamburgs Grenzen bekannt und berühmt ist, die Deutsche Seewarte, dann muß man sich an den Hafen begeben, an dem es, in herrlicher Lage auf dem sogenannten Stintfang, weithin sichtbar ist mit seinen roten Mauern und seinen vier oben durchbrochenen Ecktürmen, in und auf denen ruhelos eine Anzahl meteorologischer Instrumente arbeitet. Hier residiert als unumschränkter Herrscher in seinem luftigen Gebiete Herr Geheimerat Professor Neumeier, hier wird das Wetter für ganz Norddeutschland „gemacht", von hier gehen die „Prognosen" für den folgenden Tag aus, die durch die Presse und den Telegraphen verbreitet werden. Weit wichtiger als diese nebensächliche, aber dem Laien vielleicht allein bekannte Thätigkeit ist die sonstige Arbeitsleistung der großartigen Anstalt. Diese Thätigkeit umfaßt außer der Wettertelegraphie die Küstenmeteorologie, das Sturmwarnungswesen, Kurse für Navigationslehrer, die Untersuchung und Regulierung der Schiffskompasse, der Schiffschronometer und anderer Präcisionsinstrumente u. s. w. Die Ecktürme dienen als Observatorien, ein Pavillon im Garten ist für die feinsten magnetischen Untersuchungen bestimmt, ja selbst unter dem Garten befindet sich ein auf das sorgfältigste hergestellter großer Raum für die Kompaßregulierung, der aus reinstem Sandstein gebaut ist unter Ausschließung jeder Eisenkonstruktion. Von diesem unterirdischen Observatorium erblickt man durch drei, den ganzen Hügel durchschneidende runde Beobachtungskanäle die Spitzen dreier Kirchtürme, welche zur Regulierung dienen. Dieser Raum ist ganz isoliert von jedem Einflusse, ein zwanzig Meter langer Tunnel führt zu ihm aus dem Keller des Hauptgebäudes.

Hamburger Dienstmädchen.

Die Wirksamkeit der Seewarte ist eine namentlich für die Schiffahrt ungemein segensreiche. Die von ihr ausgegebenen und die ganze deutsche Küste entlang telegraphierten Warnungen, z. B. „Weststurm im Anzuge, Signalball aufziehen", verhüten unendlich viel Schaden an Menschenleben, Schiffen und Gütern.

Auf dem gegenüberliegenden Hügel jenes feste große Gebäude ist das Seemannshaus, ein altes Wahrzeichen des Hamburger Hafens; es ist ein Wohnhaus für die an Land befindlichen Seeleute, welche hier Kost und Logis erhalten können, bis sie wieder an Bord gehen, und gleichzeitig ein Hospital für Matrosen; auch ist hier das sogenannte Heuerbureau untergebracht, welches die Anwerbung von Schiffsmannschaften für ausgehende Dampfer und Segelschiffe vermittelt. In dem tiefen Straßeneinschnitt zwischen dieser Höhe und der nächsten, die von dem weltbekannten Wiezels Hotel, einem der schönsten Aussichtspunkte auf den Hafen, gekrönt wird, bewegt sich der Verkehr der Fußgänger, Wagen und Pferdebahnen aus der hochgelegenen Vorstadt St. Pauli hinunter an den Hafen. Das rechte Elbufer ist hoch und hügelig, das linke flach und reizlos bis auf die bewaldeten, romantischen Höhenzüge, die sich in einiger Entfernung von dem gegenüberliegenden Harburg, mit der Elbe gleichlaufend, hinziehen.

Digitized by Google

Vom Stintfang, dem Seemannshauſe und Wiezels Hotel überblickt man ein großes Stück des ſchönen Hamburger Hafens. Früher freilich, bis vor fünf Jahren, war dieſer Teil noch viel ſchöner und belebter als jetzt; der Zollanſchluß hat hier eine ganz andere Ordnung geſchaffen und mit der bisherigen Einteilung der Schiffsliegeplätze aufgeräumt. Ehedem blickte man hier auf einen Maſtenwald herab und hatte das entzückende Bild eines Welthafens mit langen, endloſen Reihen von Segelſchiffen und Dampfern; durch dieſe Schiffsgaſſen ließ man ſich in Jollen rudern und gewann dann erſt, indem man an den Schiffskoloſſen hinaufblickte, den richtigen Begriff von ihrer Größe. Da ſah man die Flaggen aller Nationen des Erdballs und ſtudierte an den Namen und Heimatsorten ein Stück weltumfaſſender Geographie. Bei jeder Beleuchtung und Witterung erſchien dieſes Gemälde, das eingefaßt wird von den grünen Höhen diesſeits und den Wieſen und Baumgruppen des jenſeitigen Ufers, von ſtets wechſelndem Reize. Hier konnte der Fremde mit einem Blicke die Macht und Größe des hamburgiſchen Weltverkehrs umfaſſen. Seit dem Anſchluſſe Hamburgs an das deutſche Zollgebiet im Oktober 1888 iſt das nicht mehr der Fall. Wohl iſt der Rundblick von den diesſeitigen Elbhöhen noch immer ein prächtiger; elbaufwärts und elbabwärts ſchweift das Auge über die weite Fläche des mächtigen Stromes, verfolgt das Vorbeigleiten der ſtolzen Oceandampfer und Vollſchiffe, die geſchäftigen Schlepper und die flinken grünen kleinen Hafendampfer; es ruht auf den hohen Schornſteinen der Fabriken drüben und auf den Schiffswerften; es blickt auf die Schwimmdocks, in denen die zu reparierenden Schiffe, hoch emporgehoben aus dem Waſſer, wieder in ſtand geſetzt werden — aber die Reihen der hier liegenden Dampfer haben ſich ſehr gelichtet, denn dieſe ſind in andere Häfen elbaufwärts verwieſen, und nur einzelnen Geſellſchaften und Linien iſt die Erlaubnis zum Laden und Löſchen in dieſem Teile des Hafens verblieben. Der Grund für dieſe durchgreifenden Veränderungen iſt

Bardowiekerin.

Vierländerin.

Vierländer.

Digitized by Google

die Scheidung des Fahrwaſſers der Elbe in ein zum Freihafen gehöriges und ein zur Zollſtadt, alſo zum Inlande gezogenes; die Abgrenzung der Freihafenelbe von dem Zollkanal iſt durch ſchwimmende Palliſaden ſichtbar gemacht. Da der ganze Verkehr im Freihafen ſtreng geſchieden gehalten werden muß von dem inländiſchen Verkehr, und weil ein Stück des Fahrwaſſers dem letzteren vorbehalten bleiben mußte, haben die Schiffe nicht mehr in dem früheren Umfange hier anlegen dürfen.

Durch den Zollanſchluß iſt bekanntlich die Stadt Hamburg, die bis dahin Zollausland war, in das deutſche Zollgebiet einbezogen worden, und nur ein kleiner Teil des diesſeitigen Elbufers — auf dem ſeitdem die großartigen Freihafenſpeicher errichtet worden ſind —, die Elbe bis auf den erwähnten Zollkanal und große Terrains auf dem jenſeitigen Ufer ſind Freihafengebiet. Etwa hundertundzwanzig Millionen Mark hat die erforderliche rieſenhafte bauliche Umwälzung, die Expropriierung großer Wohnquartiere, die Anlegung neuer Häfen, die Erbauung der Quais, Speicher und feſten Lagerſchuppen gekoſtet; von dieſer Summe ſind vierzig Millionen Mark auf das Reich entfallen. In der erſtaunlich kurzen Zeit von fünf Jahren wurden die erforderlichen Arbeiten unter der Leitung des Oberingenieurs Franz Andreas Meier geleiſtet. Hamburg hat dadurch mit einemmal einen mit allen modernen techniſchen Errungenſchaften ausgeſtatteten Hafen erhalten, wie ihn ausgedehnter und großartiger wohl keine Stadt der Welt beſitzt.

Die Deutſche Seewarte von der St. Pauli Landungsbrücke geſehen.

Zu einer Fahrt durch die Häfen, die zu dem Intereſſanteſten gehört, was der Fremde unternehmen kann, begeben wir uns an die St.-Pauli-Landungsbrücken, auf welchen zu jeder Tageszeit der lebhafteſte Verkehr flutet. Hier iſt der Centralpunkt für die Abfahrt und Ankunft aller im Hafenverkehr beſchäftigten Dampfer und aller Dampfer, die den Verkehr mit den elbabwärts gelegenen

Orten vermitteln. Namentlich am Sonntagnachmittag iſt hier der Andrang enorm. Dann gehen außer den gewöhnlichen Schiffen eine große Anzahl Extradampfer hier ab, die meiſten nach den herrlich gelegenen Vergnügungsorten Neumühlen, Övelgönne, Flottbeck und Blankeneſe, aber auch nach Harburg, Stade, Buxtehude und anderen Orten. Das giebt ein höchſt amüſantes Leben und Treiben. Die Schiffe gehen oft mit Muſik ab; kaum iſt eins fort, ſo legt das andere an, alle ſind ſchnell von Fahrgäſten beſetzt, denn der Hamburger liebt das Waſſer über alles und fühlt ſich niemals wohler als „an de Waterkant“. Pferdebahnen aus allen Richtungen bringen Ausflügler heran, denn an dieſem Punkte fahren alle Hafenpferdebahnen vorbei; hier iſt es großſtädtiſch und ſeeſtädtiſch zugleich, ein ewiges Kommen und Gehen, ein Vorbeipaſſieren von Schiffen aller Arten und Größen. In keinem Teile der Städte Hamburg und Altona, die an der Grenze von St. Pauli zuſammenſtoßen, pulſiert ſo viel reges Leben als oben in der Vorſtadt St. Pauli ſelbſt und hier unten an den Landungsbrücken. Ein buntes und lebendiges Bild entrollt ſich da dem Beſchauer.

Es giebt einige Dampfer, welche eine beſtimmte Tour durch den ganzen Hafen machen und deshalb für Fremde beſonders geeignet ſind, weil eine Erklärung der verſchiedenen Sehenswürdigkeiten der Fahrt an Bord gegeben wird. Wir fahren von der St.-Pauli-Landungsbrücke elbaufwärts an den Schiffskoloſſen vorbei, welche den Verkehr nach Südamerika und Afrika für Rechnung großer Reederei-Geſellſchaften vermitteln; drüben liegen in ſchier endloſer Reihe die Freihafen-Speicher, wahre Paläſte des Warenhandels unten die Comptoire, darüber die Warenlager in vielen Stockwerken. Überall elektriſche Beleuchtung und hydrauliſche Aufzüge für die Güterbeförderung vom Boden bis zum Keller. Licht und Kraft entſtrömen einer rieſigen Centralanlage. Hier iſt das Hauptquartier des Kaffeehandels, auch die Kaffeebörſe befindet ſich hier. Tabak lagert hier und Wein und — ja, was lagert in dieſen ungeheuren Speichern nicht? Mitten zwiſchen den beiden Reihen dieſer Lagerhäuſer fließt ein Kanal, ſo daß die Waren auf dem Waſſer- und auf dem Landwege, auf Schienen oder auf Rollwagen herangebracht werden können. Weiter geht die Fahrt, vorbei an dem ungeheuren Kran, der dreitauſend Centner in die Höhe hebt und der zweitgrößte auf der Welt iſt: eben hält

Der Zollkanal.

er eine Lokomotive mit ſeinen eiſernen Armen umklammert und verſenkt ſie elegant in das Innere eines rieſigen Dampfers. Rechts um die Spitze herum gelangen wir in den neuen Segelſchiffshafen, in welchem aber auch eine unabſehbare Anzahl Dampfer liegen. Schiff reiht ſich an

Der große Kran im Freihafen.

Schiff in endloſen Reihen, die Flaggen aller ſchiffahrttreibenden Nationen ſind hier vereinigt, geſchäftig wird geladen und gelöſcht; dort macht ein Schiff Dampf, um bald ſeine Reiſe anzutreten, hier harrt ſchon ein ſoeben von China gekommenes, um ſogleich den frei gewordenen Platz am Quai einzunehmen. Dazwiſchen kleine Dampfer, Jollen, die breiten flachen Schuten, welche Güter bringen oder holen; die Winden raſſeln, die Dampfpfeifen tönen, die Schiffsglocken bimmeln, Matroſen winden mit eintönigem Geſange den Anker auf — Leben und Bewegung allüberall: wir ſind in einem Mittelpunkte des Welthandels. Drüben ſind andere Häfen, noch neuer als dieſer, denn ſchon war der Raum ſeit dem Zollanſchluſſe zu eng geworden, und ungenügend erwies ſich, was man auf Jahrzehnte hinaus den Bedürfniſſen entſprechend gebaut zu haben glaubte.

In dieſem Teile des Hafens ſind auch die Quais, Liegeplätze und Lagerſchuppen der Hamburg-Amerikaniſchen Paketfahrt-Geſellſchaft, deren mächtige Flotte von fünfzig Dampfern den Verkehr zwiſchen Hamburg, New-York, Boſton, New-Orleans, Canada und Weſtindien vermittelt. Die Fracht- und gewöhnlichen Paſſagier-Dampfer kommen an die Stadt, während die berühmten Schnelldampfer der Paketfahrt, die „Auguſta Viktoria", die „Columbia", die „Normannia" und der „Fürſt Bismarck", wegen ihrer Größe auf der Unterelbe bei Brunshauſen liegen bleiben müſſen. Dieſe ſchwimmenden Hotels, wahre Paläſte an Pracht, dabei Muſter von Bequemlichkeit und Komfort, werden vermittels der Flußdampfer der Geſellſchaft von Tauſenden beſichtigt; kein Fremder verſäumt es, dieſen größten Sehenswürdigkeiten, welche die hamburgiſche Schiffahrt bieten kann, einen Beſuch abzuſtatten.

Da das Wohnen und der Betrieb von Wirtſchaften im Hafen ſeit dem Zollanſchluſſe verboten iſt, ſo hat der Verein für die Errichtung von Volkskaffeehallen mit ſtaatlicher Genehmigung an verſchiedenen Punkten des Freihafens Kaffeehallen und Speiſeanſtalten errichtet, damit die Arbeiter und ſonſt in den Häfen Beſchäftigten ſich beköſtigen können. Alle dieſe Anſtalten ſind Muſter von Sauberkeit und praktiſcher Geſchäftsführung.

Jene Bogen, die ſich ſo elegant weiter oberhalb über den breiten Strom ſpannen und, aus der Entfernung geſehen, einer einzigen Brücke anzugehören ſcheinen, bilden den Oberbau der beiden großartigen feſten Brücken über die Elbe. Die ältere, aus dem Jahre 1872 ſtammende, iſt von der Köln-Mindener Eiſenbahngeſellſchaft erbaut worden und bewirkte die lange erſehnte

Digitized by Google

Eisenbahnverbindung zwischen Harburg und Hamburg; die neue, ganz ähnliche, aber architektonisch hervorragendere liegt zweihundertundvierzig Meter oberhalb und verdankt ihre Entstehung, ebenso wie eine Anzahl anderer kleinerer Brücken am und im Hafen, dem Zollanschlusse. Diese neue Straßenbrücke über die Norderelbe — die Süderelbe fließt auf der anderen Seite der großen Inseln im Strome — umgeht im Zuge der Hamburg-Harburger Landstraße das Freihafengebiet; sie wurde als das hervorragendste Bauwerk dieser Zeit, gewissermaßen als der Abschluß jener gewaltigen Bauten architektonisch ganz besonders schön und wirkungsvoll ausgestattet. Die Portale, namentlich das auf der Hamburger Seite, zeigen eine prächtige, reiche Ziegelarchitektur in gotischem Stile und sollen gleichsam der stolzen Genugthuung über das Gelingen jener großen baulichen Umgestaltung des Hafens Ausdruck verleihen. Über die Brücke führen Fahrbahnen, Fußwege, doppelte Geleise der Pferdebahn; die künftige Verbreiterung aller dieser Anlagen ist beim Bau der Brücke bereits vorgesehen worden.

Auf dieser gewaltigen, über den mächtigen Strom gespannten Brücke flutet von früh bis spät ein unabläßiger Verkehr von Wagen, Fußgängern und Pferdebahnen; man denke, welche Entfernungen zu überwinden sind: eine der Straßenbahnlinien, welche die Veddel, einen Stadtteil auf dem jenseitigen Ende der Brücke, mit einem anderen Vororte verbindet, braucht dazu fünfviertel Stunden. Und das ist keineswegs eine Tour bis an die Stadtgrenze! Von der Höhe der Brücke hat man einen wundervollen Blick auf den Strom, auf die Häfen, die Stadt im Hintergrunde und stromaufwärts auf Elbinseln und Wiesen, so daß ein Gang oder eine Fahrt über diese Brücke auch landschaftlich sehr lohnend ist.

Im Segelschiffshafen.

Fahren wir noch weiter die Elbe hinauf, so gelangen wir an die großartigen Wasserwerke, die durch die neuen Sandfiltrationsanlagen auch für den Laien überaus sehenswert und interessant geworden sind. Hier wird das Elbwasser durch ungeheure gemauerte und cementierte Sandfilter gereinigt, ehe es dem Gebrauche zugeführt wird. Die traurigen Ereignisse des Jahres 1892 haben bewirkt, daß dieses Riesenwerk mit dem Aufwande vieler Millionen in einer er-

ſtaunlich kurzen Zeit fertig geſtellt wurde. Das Trinkwaſſer iſt nunmehr ein durchaus einwandfreies, und der Geſundheitszuſtand iſt ſeitdem — einige wenige Cholerafälle im Herbſt 1893 abgerechnet — ein geradezu vorzüglicher. Hamburg hat ſich überhaupt von dieſer ſchweren Heimſuchung äußerlich vollſtändig erholt; die dem Gemütsleben, den Familien geſchlagenen Wunden ſind freilich noch lange nicht vernarbt. Es iſt und bleibt in dankbarer Erinnerung, daß, nach kurzer Zeit des Schreckens und Zauderns, die deutſchen Landsleute in Hilfsbereitſchaft für die unglückliche Stadt wetteiferten — in wahrhaft bewundernswertem Umfange aber hat der Gemeinſinn und die Thatkraft der Bürger Hamburgs der Not geſteuert und inmitten der Epidemie eine vortreffliche Organiſation zu ihrer Bekämpfung geſchaffen. Von den Geſamtmitteln, die auf privatem Wege im Jahre 1892 aufgebracht wurden, es waren 6900000 Mark, hat die hamburgiſche Kaufmannſchaft allein etwa fünf Millionen beigeſteuert. Selten hat ſich bei einer über ein großes Gemeinweſen hereingebrochenen Kataſtrophe die Selbſthilfe ſo glänzend bewährt wie in dieſer ſchrecklichen Zeit!

Auswanderer-Dampfer im Trockendock.

Eine einmalige Fahrt durch den Hafen genügt nicht. Nach dem Geſamtüberblick bleibt noch viel im einzelnen zu ſehen, was namentlich für den Binnenländer lehrreich und feſſelnd iſt. Vom großen transatlantiſchen Dampfer bis zur Thätigkeit der Dampfkräne, die mit ihren eiſernen Armen das Laden und Löſchen ſpielend bewirken, giebt es überall Neues und Intereſſantes zu ſehen. Auch den Schiffswerften auf der Inſel Steinwärder, auf deren Helgen mächtige Schiffe entſtehen, und den Schwimm- und Trockendocks, in denen die Dampfer aus dem Waſſer gehoben und dann ausgebeſſert werden, iſt ein Beſuch abzuſtatten. Am meiſten Aufmerkſamkeit erregt, weil weit ſichtbar, das Schwimmdock der Schiffswerft von Blohm und Voß; es beſteht aus ſechs Abteilungen von je 1000 bis 1500 Tonnen (zu 1000 Kilogramm) Tragfähigkeit und hat eine Länge von 210 Metern. Es wird durch

Digitized by Google

Blick auf das Freihafengebiet mit den beiden Elbbrücken.

Waſſerfüllung ſo tief verſenkt, daß der Dampfer in das Dock hineinfährt, dann wird dieſes vermittels einer Centrifugalpumpe, die hundert Kubikmeter Waſſer in der Minute fördert, entleert, worauf das Dock mit dem Schiffe ſo hoch ſteigt, daß das letztere frei ſteht und von allen Seiten bearbeitet werden kann.

Eine Fußwanderung durch das bei der Stadt liegende Freihafengebiet wird erkennen laſſen, daß auch in dieſen, dem praktiſchen Verkehr dienenden Backſteinbauten und Anſtalten eine durch ihre Mannigfaltigkeit überraſchende Architektur zur Anwendung gekommen iſt. Die vielen Brücken, die Thore und Durchfahrten ſind von der größten Verſchiedenheit, ſo daß die auf dieſem Gebiete eigentlich naturgemäße Monotonie vermieden iſt; auch in den kleineren Einzelheiten, den ſchmiedeeiſernen Gittern, Geländern, Kandelabern, den Armen der elektriſchen Lampen herrſcht eine wahrhaft künſtleriſche Mannigfaltigkeit. Schöne maleriſche Wirkungen werden durch die in mittelalterlichen Formen ausgeführten Turmbauten zum Abſchluß einiger Brücken erzielt; es iſt dies in beſonders hohem Grade bei der Brooksbrücke der Fall, auf die ein breiter Straßenzug von der inneren Stadt herführt. Am öſtlichen Brückenturm befindet ſich das Reichswappen, am weſtlichen das Hamburger Wappen in Stein gehauen. Auch im übrigen bezieht ſich der ornamentale Schmuck der dem Strome und der See zugewendeten Weſtſeite der Brücke auf Hamburg, derjenige der nach dem Binnenlande gewendeten Oſtſeite auf das Reich. Vor der Brücke ſtehen auf hohen Poſtamenten die von dem früh verſtorbenen Bildhauer Aloys Denoth gefertigten ſchönen Standbilder der Germania und der Hammonia.

An dieſem Orte hat ſich eine geſchichtliche Handlung vollzogen. Am 29. Oktober 1888 geſchah hier der feierliche Abſchluß der gewaltigen baulichen Umwälzung, die der Zollanſchluß hervorgerufen hatte. An dem weſtlichen Turme befindet ſich der Schlußſtein eingemauert, der folgende Worte enthält: „Kaiſer Wilhelm II. ſetzte dieſen Stein am 29. Oktober 1888 bei dem Anſchluß Hamburgs an das deutſche Zollgebiet.“ Der Kaiſer war zu dieſer Feierlichkeit von Berlin gekommen, mit ihm der greiſe Marſchall Moltke. Auf des Kaiſers Zügen lag der tiefe Ernſt, der ihnen in der erſten Zeit ſeiner Regierung in der ſteten Erinnerung an den Tod der beiden erſten Hohenzollernkaiſer aufgeprägt war. Der ehrwürdige, kürzlich in hohem Alter verſtorbene Bürgermeiſter Dr. Peterſen und Bürgermeiſter Dr. Versmann, der die Zollanſchlußverhandlungen durchgeführt hatte, thaten nach dem Kaiſer

Digitized by Google

und Moltke die ersten Hammerschläge am Schlußstein.

Es ist schon erwähnt worden, daß die

Die neue Elbbrücke zur Umgehung des Freihafengebietes.

Anlagen im Freihafen, so groß sie auch bemessen worden waren, dennoch dem von Jahr zu Jahr wachsenden Weltverkehr im Hafen nicht mehr genügten. Seit dem Zollanschlusse sind zwei neue Häfen am linken Elbufer ausgehoben, mit dem Aufwande vieler Millionen ausgerüstet und dem Verkehr übergeben worden. Auch die Quais

Die Brooksbrücke über den Zollkanal mit den Blocks.

reichen schon nicht mehr aus; vor dem Zollanschluß hatten die gemauerten Quais eine Länge von 4100 Metern, jetzt haben sie eine Länge von etwa 12000 Metern. Welche Arbeitsleistung wird aber hier vollbracht! Im Jahre 1892 sind die Quaianlagen von 3527 Dampfern benutzt worden, die eine Tragfähigkeit von 3039652 Registertonnen hatten, und von 231 Segelschiffen mit 43462 Registertonnen. Die Segelschiffe laden und löschen in der Regel im offenen Strome.

Über den Umfang des hamburgischen Warenhandels wollen wir einige wenige Ziffern anführen; schließlich sind ja alle bis jetzt erwähnten Anlagen doch nur die Mittel für die Bewältigung des riesenhaften Güterumschlages, welcher sich stündlich hier vollzieht. Es betrug im Jahre 1892 die Wareneinfuhr in Hamburg von der See her 5490800000 Kilogramm netto im Werte von 1489180000 Mark, mit den Bahnen und von der Oberelbe 3064100000 Kilogr. netto im Werte von 1117514000 Mark, zusammen 8554900000 Kilogr. netto im Werte von 2606694000 Mark. Diese Riesenzahlen enthalten aber keineswegs die gesamte Einfuhr, da große Einfuhrmengen nicht ermittelt werden; so entzieht sich z. B. der Durchfuhrverkehr mit den Eisenbahnen der Feststellung.

Mit dem gleichen Vorbehalte geben wir die Ziffern der Warenausfuhr, also nur für die ermittelten Richtungen, nämlich die Ausfuhr seewärts 2420800000 Kilogramm netto im Werte von 1197824000 Mark, mit den Bahnen und nach der Oberelbe 2758900000 Kilo-

Digitized by Google

gramm netto im Werte von 1115897000 Mark, zuſammen in 1892 5179700000 Kilogr. im Werte von 2313721000 Mark. Die ungeheuren Warenmengen, die ſeewärts eingeführt wurden, kamen im Hamburger Hafen an: 1892 in 8569 Schiffen mit 5369010 Regiſtertonnen Tragfähigkeit, 1891 in 8673 Schiffen mit 5762369 Regiſtertonnen Tragfähigkeit. Davon waren in 1892 Dampfſchiffe 6128 mit 4979481 Regiſtertonnen und 2441 Segelſchiffe mit 659529 Regiſtertonnen Tragfähigkeit. Man ſieht, in welchem Grade die Dampfſchiffahrt die Segelſchiffahrt überwiegt. Der kleine Rückgang, den die Schiffsbewegung in

Am Dovenfleet mit der Katharinenkirche.

Hamburg 1892 zum erſtenmal ſeit Jahrzehnten gezeigt hat — eine Folge der den Handelsverkehr auf das tiefſte ſchädigenden Epidemie —, iſt bereits wieder im Jahre 1893 wett gemacht, denn es kamen im Jahre 1893 8792 Schiffe mit 5886000 Regiſtertonnen an. Die hamburgiſche Reederei verfügt über einen Beſitz von 605 Schiffen mit einer Tragfähigkeit von 591180 Regiſtertonnen, wovon 314 Dampfer mit 392365 Regiſtertonnen und 291 Segelſchiffe mit 198815 Regiſtertonnen. Die Bemannung dieſer koloſſalen Handelsflotte beſteht aus 14000 Köpfen.

Die Bedeutung Hamburgs als Handelsplatz beruht auf der Gunſt ſeiner geographiſchen Lage an einem gewaltigen, viele Länder durchſchneidenden Strom, und zwar an derjenigen Stelle, wo die Flußſchiffahrt aufhört und die Seeſchiffahrt beginnt. Die Flußſchiffe können nur bis zu demjenigen Punkte gelangen, an welchem die täglich zweimalige Flut und Ebbe vom Meere her ihre Kraft verliert, die Seeſchiffe aber können wegen des überall tiefen Waſſerſtandes bis zur Stadt heraufkommen und an den Quais anlegen. Dadurch wird eine enge Verbindung zwiſchen Binnenſchiffahrt und Seeſchiffahrt ermöglicht, wie ſie in keinem anderen Hafen in ſolchem Umfange beſteht; was die Flußſchiffe heranbringen, kann unmittelbar in das Seeſchiff und der Inhalt der Seeſchiffe in die Oberländer Kähne übergeladen werden. Zieht man in Betracht, daß an allen Quais die Überladung aus dem Schiffe direkt in die Eiſenbahnwagen vermittels der Kräne bewirkt werden kann, ſo wird auch der Nichtkaufmann leicht beurteilen können, auf welchen hauptſächlichen Momenten das fortwährende Zuſtrömen und die Bewältigung dieſer ungeheuren Warenmaſſen und zugleich die Handelsgröße Hamburgs beruht.

Digitized by Google

Blick in eine alte Straße.

Durch die Einbeziehung der Wohnſtadt Hamburg iſt das deutſche Zollgebiet iſt der Verkehr mit dem Binnenlande ſtetig gewachſen und Hamburg mehr und mehr der Centralpunkt für Deutſchlands Welthandel geworden. Um die ſtatiſtiſchen Angaben zu ſchließen, die notwendig waren, um einen Anhalt für die Bedeutung des hamburgiſchen Großhandels zu gewinnen, erwähnen wir noch, daß von der Oberelbe in Hamburg-Altona im Jahre 1892 12618 Fahrzeuge ankamen und 15328310 Doppelcentner Güter brachten, und daß von Hamburg-Altona nach der Oberelbe 12860 Fahrzeuge mit 18693463 Doppelcentnern Güter abgingen.

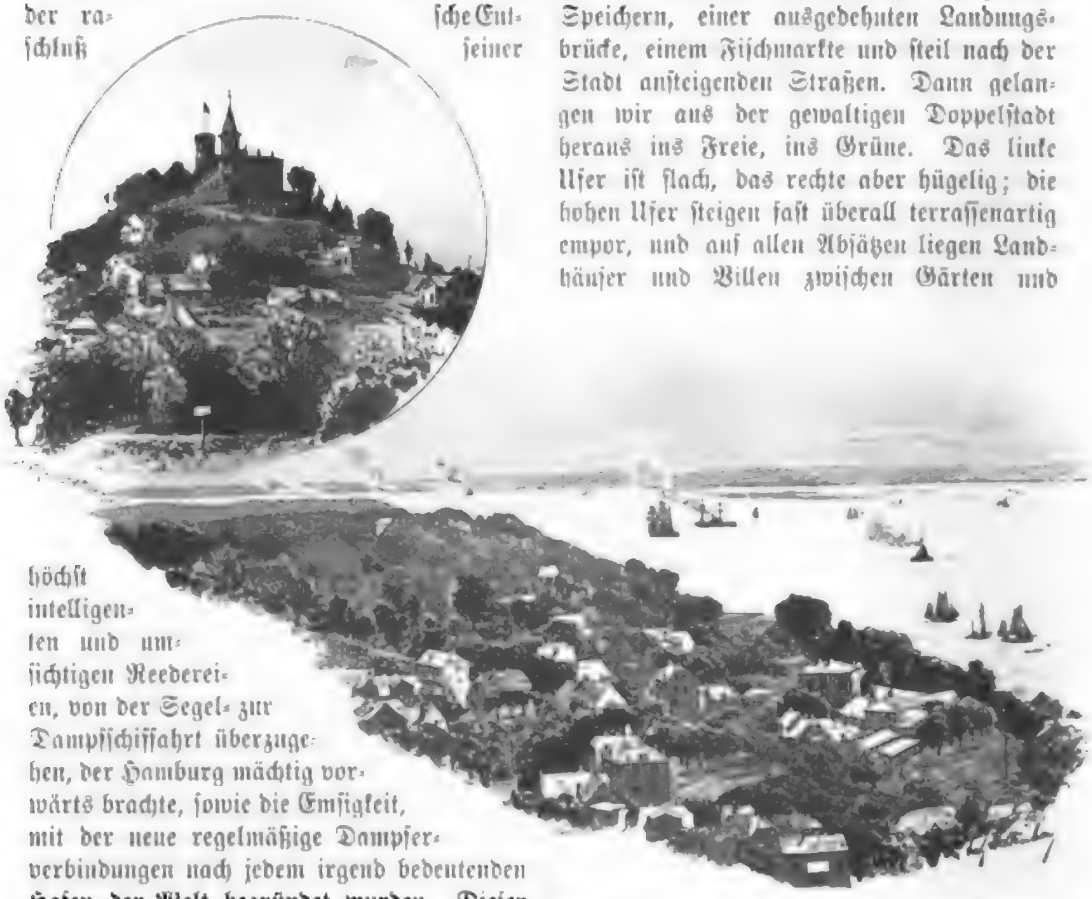
Die Elbhäfen ſind mit der Geſchäftsſtadt von jeher durch ein Syſtem von Kanälen verbunden geweſen, den Fleeten, die ſich zwiſchen Alſter und Elbe in zahlloſen Verzweigungen zwiſchen den Straßen und Speichern hinziehen und den Transport der in den letzteren lagernden Waren auf dem Waſſerwege bis an das Seeſchiff ermöglichen. Dieſe Verbindung zwiſchen den Stadtſpeichern und den Strom- und Seeſchiffen wird auf den breiten und flachen Schuten bewirkt und war natürlich früher, als die Waren faſt ausſchließlich in jenen Fleetſpeichern gelagert wurden, noch erheblich wichtiger als jetzt, wo die Lagerung großenteils auf den neuen ſchönen Freihafenſpeichern ſtattfindet. Dieſe Kanäle zwiſchen den alten hohen Giebelſpeichern ſind ſehr maleriſch, beſonders dort, wo noch einfache Holzbrücken ſie überſpannen. An dieſen Fleeten iſt faſt allein noch ein Stück des

Digitized by Google

alten Hamburg zu finden, das zum Leidweſen aller Freunde des Altertümlichen und Maleriſchen allmählich ganz verſchwindet. Wie viele alte Straßen exiſtieren denn überhaupt noch? jene alten Straßen mit ſpitzgiebeligen Häuſern aus Fachwerk mit unzähligen, dicht nebeneinander befindlichen Fenſtern, an denen in bunten Porzellantöpfen nach holländiſcher Art Blumen ſtanden vor weißen Gardinen? Bis zum großen Brande war dies die hamburgiſche Bauart, die wohl von den vielen, in früheren Zeiten eingewanderten Koloniſten aus Holland herrührte. Dieſen meiſt begüterten Einwanderern verdankte Hamburg im erſten Drittel des ſiebzehnten Jahrhunderts das Aufblühen ſeines Handels, zu einer Zeit, als die alte Hanſa zerfiel; nur Hamburg, Bremen und Lübeck hatten von 1630 ab allein noch am Hanſabunde feſtgehalten. Im Jahre 1669 fand die letzte Tagfahrt zu Lübeck ſtatt. Da traf es ſich gut, daß in einer Zeit, als die meiſten deutſchen Städte unter den unheilvollen Nachwirkungen des Dreißigjährigen Krieges litten und in ihrem Erwerbsleben zurückgingen, der Handel von Antwerpen, welcher während der niederländiſchen Wirren an Bedeutung weſentlich verloren hatte, unter der Beihilfe ausgewanderter Holländer auf Hamburg überging. Dieſer Platz wurde von da ab der kommerzielle Mittelpunkt für das nördliche Europa. Und als Hamburg ſich dann auch dem direkten Verkehr mit Nordamerika zuwandte, da begann ſeine Stellung im Welthandel. In den erſten Jahrzehnten dieſes Jahrhunderts benutzte es die Unabhängigkeitskämpfe der ſüdamerikaniſchen Provinzen Spaniens, die eine

Blick in ein Fleet.

nach der anderen ſich zu ſelbſtändigen Freiſtaaten machten, um ſeinen geſchäftlichen Einfluß in ganz Südamerika feſt zu begründen. Dann war es wieder der raſche Entſchluß ſeiner höchſt intelligenten und umſichtigen Reedereien, von der Segel- zur Dampfſchiffahrt überzugehen, der Hamburg mächtig vorwärts brachte, ſowie die Emſigkeit, mit der neue regelmäßige Dampferverbindungen nach jedem irgend bedeutenden Hafen der Welt begründet wurden. Dieſer den Bedürfniſſen mehr voraneilenden als nachfolgenden Ausdehnung der Schiffahrt verdankt Hamburg vornehmlich ſeine Erfolge im Welthandel; für die Förderung der Schiffahrt wird denn auch in Hamburg alles gethan, und man handelt hierbei nach dem alten Hanſaworte: Navigare necesse est, vivere non est necesse!



Der Süllberg in Blankeneſe. — Blick von Blankeneſe auf die Elbe.

Dieſer Spruch erinnert uns daran, daß wir uns noch einmal auf das Waſſer zu begeben haben, um die herrlichen Elbufer auf der Fahrt nach Blankeneſe kennen zu lernen. Wir verfügen uns wieder nach der uns bekannten St.-Pauli-Landungsbrücke und beſteigen dort einen Dampfer, der uns in einſtündiger, abwechſelungsreicher Fahrt nach dieſem beliebteſten Ausflugsorte der Hamburger bringen ſoll. Den Strom hinuntergleitend haben wir einen ſchönen Blick auf den Hafen mit dem mächtigen Kaiſerſpeicher im Hintergrunde, auf deſſen Turm Punkt zwölf Uhr der Zeitball aufgezogen wird; dem Hamburger Hafen ſchließt ſich unmittelbar der Altonaer an, begrenzt von großen Speichern, einer ausgedehnten Landungsbrücke, einem Fiſchmarkte und ſteil nach der Stadt anſteigenden Straßen. Dann gelangen wir aus der gewaltigen Doppelſtadt heraus ins Freie, ins Grüne. Das linke Ufer iſt flach, das rechte aber hügelig; die hohen Ufer ſteigen faſt überall terraſſenartig empor, und auf allen Abſätzen liegen Landhäuſer und Villen zwiſchen Gärten und Bäumen, aus denen ſie hervorlugen mit hellen Mauern und Fenſtern oder ſäulengetragenen Veranden und Balkons. Hart am Ufer hinter dem weißen Strande, der zur Flutzeit vom Waſſer bedeckt iſt, zur Ebbezeit aber einen Spaziergang dicht am Strome entlang geſtattet, liegen ganz im Grünen die beiden reizenden Ortſchaften Neumühlen und Övelgönne. Hier haben ſich Seefahrer in Menge niedergelaſſen, hier wohnen die Familien der auf der See befindlichen Schiffskapitäne, oder die letzteren haben ſich zur Ruhe geſetzt und leben am Lande. Maſten in den wohlgepflegten Vorgärtchen, Papageien an den Fenſtern, und, wenn man in die hübſchen kleinen Stuben hineinblickt, allerlei exotiſche Sachen, Waffen und Gewebe — man ſieht und fühlt, daß hier Menſchen

hauſen, deren ganzes Sein und Denken mit dem Waſſer und der Seeluft verknüpft iſt. Am Sonntag ziehen ſie auf ihren Maſten allerlei bunte Flaggen auf — in Hamburg wird in Freude und Schmerz ſtets geflaggt — und dann ſieht das Ufer mit ſeinen Bäumen und den Häuſerchen und den wehenden Wimpeln reizend aus, ſo feſtlich bewegt, daß man ſich nicht ſatt ſehen kann an dieſem Anblick.

Es folgt Teufelsbrücke mit ſtattlichen Reſtaurants, das herrlich liegende Parkhotel mit großem Penſionat und ſchönem, bis ans Ufer herabgehendem Park, dann Nienſtedten; überall an den Hängen der Hügel und bis oben hinauf ſind die Villen der reichen Hamburger Kaufleute ſichtbar. Und jene Ortſchaft, die, zwiſchen Bäumen verſteckt, in vielen Terraſſen eine Anhöhe hinanſteigt, überragt von einem noch höheren Hügel, iſt das berühmte Blankeneſe mit dem prächtigen Süllberg.

Wir verlaſſen hier den Dampfer und gelangen auf einer hohen Steintreppe hinauf auf das Plateau, wo ſich das Etabliſſement von Sagebiel befindet. Entzückt ſchweift der Blick über das rings umher ausgebreitete Rundgemälde. Unten der hier ſchon ſehr breite Elbſtrom mit ſeinen Inſeln; drüben das ſaftige Grün der Wieſen, das große Fiſcherdorf Finkenwärder, deſſen Bewohner wie die von Blankeneſe Hochſeefiſcherei in der Nordſee betreiben. Auf dem Fluſſe gleiten fortwährend Schiffe dahin, in See gehend oder aus See kommend, mächtige Dampfer verſchiedener Nationen, dem geübten Auge durch Bauart und Wimpel ſofort kenntlich nach Herkunft oder Beſtimmung; dazwiſchen Fiſcherfahrzeuge mit braunen Segeln, der ſeeartig breiten Unterelbe zuſtrebend. Am breiten Strande hängen Netze zum Trocknen und liegen Boote halb auf dem Sande; an der langen Landungsbrücke ein fortwährendes Anlegen und Abgehen dicht beſetzter Perſonendampfer. Drüben der ſanft anſteigende Süllberg, auf deſſen Spitze das maſſive, ſchloßartige Reſtaurationsgebäude mit hohem Ausſichtsturme die ganze Gegend elbaufwärts und elbabwärts beherrſcht.

In Blankeneſe endet die berühmte Flottbecker Chauſſee, die in gerader Linie von dort bis nach Altona führt, immer hoch oben über der Elbe, mit dem Blick auf den belebten Strom, ſeine Inſeln und die bewaldeten Höhen des weit entfernten jenſeitigen Ufers; überall in der Sonne glitzernde Waſſerflächen, Gärten, Parks, Villen und palaſtartige Wohnhäuſer. Fröhlich flutendes Leben herrſcht am Sonntag auf dieſer herrlichen Landſtraße von Spaziergängern und den in

Klopſtocks Grab auf dem Kirchhof in Ottenſen.

langer Reihe dahinrollenden Equipagen. Die Reſtaurationen und Brauereigärten ſind gefüllt von heiteren Gäſten, die aber nach norddeutſcher Art ſtillvergnügt bleiben. Auch die niederen Klaſſen der Bevölkerung ſind nicht zu lärmender Ausgelaſſenheit geneigt.

Die Fahrt über die Flottbecker Chauſſee im Wagen iſt ein Genuß, den ſich kein Fremder entgehen laſſen ſollte. Ehe wir Altona erreichen, kommen wir an dem dicht an der Straße liegenden Kirchhofe von Ottenſen vorbei. Wir treten ein in dieſe umfriedete, geweihte Stätte. Unter jener uralten, breitäſtigen Linde dicht vor der Kirche ruht der Sänger des Meſſias, Klopſtock, an der Seite der Gattin und des Sohnes. Auf dieſem Kirchhofe befand ſich früher auch der durch Rückerts Gedicht „Die Gräber zu Ottenſen“ berühmt gewordene Denkſtein an die napoleoniſche Gewaltherrſchaft; unter ihm ruhten die Opfer der Grauſamkeit des Marſchalls Davouſt, 1138 aus der belagerten Stadt Hamburg vertriebene Menſchen, die in dem harten Winter 1813 auf 1814, weniger widerſtandsfähig als Tauſende ihrer Mitbürger, „Opfer ihres Kummers und anſteckender Seuchen wurden“, wie es auf dem Denkſtein heißt.

Die rufen Wehe zum Himmel
Aus ihrer ſtummen Gruft,
Und werden's rufen zum Himmel,
Wenn die Trommet' einſt ruft.

Das zweite von Rückert beſungene Grab barg die Gebeine des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunſchweig, der am 10. November 1806 den bei Jena und Auerſtädt erhaltenen Wunden erlegen war; nach dem Frieden wurden ſeine Reſte nach Braunſchweig übergeführt. Troſtlos war die Zeit, da der unglückliche Feldherr im Tode dahinſank:

Und ſchmerzlich fühl ich brennen
Die Spalt in meinem Haupt.

Zugleich dahingeſunken war das Vaterland; verfallen der Fremdherrſchaft, ſiechte es jahrelang unter dem ihm auferlegten Joche. Aber wenige Schritte weiter von dem Kirchhofe zu Ottenſen erblicken wir auf Altonaer Gebiet ein hochragendes Merkzeichen des Wandels der Zeiten: dort Deutſchland im tiefſten Verfall, hier ein herrliches Monument der deutſchen Siege über Frankreich in den Jahren 1870 und 1871; dieſe wenigen Schritte zeigen uns die ſteinernen und ehernen Gedenkblätter von Deutſchlands Fall und Erhebung! Das Siegesdenkmal in Altona iſt den Ruhmesthaten des neunten Armeecorps gewidmet; die Geſchützrohre, die an einer von einem Adler bekrönten Säule angebracht ſind, wurden in der Schlacht bei Orleans am 3. und 4. Dezember 1870 erobert. Die Schlacht bei Jena und die Schlachten des letzten Krieges, Fall und Erhebung, Niederlage und Sieg: — ſo ſind die früheren Leiden geſühnt und beglichen durch die glorreichen Errungenſchaften der neuen Zeit, der damaligen Schwäche und Zerſplitterung ſteht gegenüber die wiedergewonnene Kraft und Einheit des Deutſchen Reiches!

# Gunhild Kersten.

Novelle

von

**Gabriele Reuter.**

Im Schaffen wird man Meister jeden Wahns,
Im Schaffen Überwinder fremden Neides,
Im Schaffen Tröster eignen Leides,
Im Schaffen Herr des Lebensrands.
(M. Haushofer.)

## I.

Ein Rauschen von Kleidern, deren Trägerinnen sich in tiefen Sesseln behaglich zurücklehnten. Hier und da das Klirren einer beiseite gestellten Theetasse. Ein zürnend abwehrender Blick der Wirtin gegen den Diener, der mit einem Präsentierbrett voll Erfrischungen den Salon noch einmal betreten wollte. Und ein zweiter Blick, der diesen ganzen vornehmen Salon, der seine seidenen Vorhänge, seine Blumen und Lichter und jeden der darin Anwesenden, von dem kunstliebenden Minister bis zu dem kunstrichtenden Nebenredacteur und zu der allerjüngsten Ballschönheit herab, zu beschwören schien, keine Störung zu verursachen. Ein Rücken des Klavierſessels, ein Blättern in den Noten, ein Beraten dort am Flügel zwischen der Künstlerin und ihrem Begleiter, flüchtig und geheimnisvoll, wie die Verständigung zweier Wandervögel in den Lüften. Ein von geübter Hand angeschlagener Accord — und über den letzten kleinen Raschel- und Flüstertönen der aufhorchenden Gesellschaft klang eine edle reine Frauenstimme allein und siegreich durch den Raum.

Gunhild Kersten sang nur einfache Lieder, die im Deutschen Reich von unzähligen Lippen ertönen.

Waren es dieselben Lieder?

Und dann blieb es so still im Zimmer, daß man das Flöten eines Vögelchens draußen im Garten durch die schweren Vorhänge und die geschlossenen Fenster hören konnte. Und ein Wagen rollte — ein ferner, schwach herüberschallender Klang aus der Alltagswelt.

Wem es gelingt, menschliche Empfindung ganz wahr, losgelöst von allen gekünstelten Zuthaten, in schön vollendeter Form zum Ausdruck zu bringen, der ist ein großer Künstler. Gunhild Kersten gehörte heute, auf der Höhe ihrer Entwickelung, zu diesen wenigen großen Künstlern.

In den müden, abgelebten, kritischen oder

oberflächlichen Menschen um sie her erwachte, was die heiligsten Stunden des Lebens an Weh und Wonne einem jeden gebracht, und Erinnerung und süßer schmerzlicher Genuß erschütterte die feinsten Sinne, bewegte das geheimste Fühlen.

Gunhild kannte solche Stimmung. Sie war ihr der Lohn für sehr vieles, und sie genoß in ihr ein hohes Glück. Schnell genug mußten die Komplimente folgen, in denen die Banalität ihre Triumphe feiert.

Gunhild spürte in solchen Augenblicken gesteigerter Nerventhätigkeit die Stimme, die zuerst den Zauber stören würde, mit einer Art von Angst voraus. Deshalb machte sie, wenn es anging, dem Schweigen selbst ein Ende.

Sie legte ihrem Freunde die Hand auf die Schulter und sagte herzlich: „Ich danke Ihnen!"

Dann wendete sie sich zu Frau Langewski, welche sie gebeten hatte, heute abend in ihrem Hause zu singen, und sagte lächelnd: „Ich glaube, es würde mir sehr schwer sein, mich von jemand anderem als von Doktor Bracher begleiten zu lassen. Nicht viele Musiker verstehen es, selbstlos zu accompagnieren."

Frau Langewski war schon mit ausgestreckten Händen, Thränentropfen auf dem unter dem grauen Haar rosig leuchtenden Gesicht, der Sängerin entgegengetreten. Indem sie sie, von Entzücken überwältigt, in die Arme schloß und ausrief: „Kind, Kind, was machen Sie aus uns, welche Macht ist Ihnen gegeben!" entfesselte sie den Beifall.

Gunhild ließ alles, was er mit sich brachte, geduldig über sich ergehen. Noch bleich und bewegt, scherzte sie heiter, doch ließ sie sich dabei nicht hinreißen, laut zu werden. Während sie sang, warf sie auch die letzten Hüllen von ihrem Empfindungsleben ab. War es vorüber, so flüchtete sie sich in eine kühle Würde, die manche Leute Ruhe nannten und aus der sie schlossen, Gunhilds Gesang sei nichts weiter als der höchste Erfolg einer ausgezeichneten Technik.

Männer wurden, wenn sie das Mädchen im Privatleben kennen lernten, meist enttäuscht durch ihre liebliche Erscheinung, der irgend etwas fehlte, ein Reiz, der anderen Frauen anhaftete und den man bei der gefeierten Künstlerin besonders zu finden hoffte. Und dann war ihr Gesang eine so ungeheure Überraschung. Da zeigte sich doch in ihrem tiefsten Wesen eine gesteigerte Lebenskraft und eine Wärme, die das Fehlende eigenartig und fesselnd ersetzte.

„Weißer Schwan in Abendgluten," flüsterte ein über die Poesie in seinem Ausspruch verlegen lächelnder junger Mann. Er schrieb die Kunstabhandlungen für die offiziöse Zeitung. Und sein Antipode vom freisinnigen Blättchen bemerkte dazu: „Abendgluten? So alt ist die Kersten glücklicherweise doch noch nicht!" Poetisch war Doktor Kraut nicht, zuweilen geistreich, aber niemals begeistert. Seine Kritiken waren besser, aber die Person seines Gegners war beliebter in der guten Gesellschaft.

Das Haus Langewski war eines der wenigen in der kleinstaatlichen Residenz, das seine Empfangsabende durch die Zusammenführung von Menschen aus verschiedenen Kreisen würzte. Frau Langewski glaubte ihrem Sohn diese Zuvorkommenheit schuldig zu sein.

„Max ist durch seine vielen Reisen so vorurteilsfrei geworden," pflegte sie entschuldigend zu sagen.

Ein Banquier a. D. schiffte wie ein kolossales Raubtier der Meerestiefen durch die vielfarbigen Wogen der Seidenschleppen, um sich den Weg zur Gefeierten zu bahnen und sie zu einem Frühstück am folgenden Morgen einzuladen. Der Enkel eines berühmten Mannes sah die Künstlerin mit der Pose und dem Blick des Großvaters bedeutend an, während ein moderner Philologe ihr die Vorzüge ihres Gesanges klassifizierte, rubrizierte, mit Einschaltungen und historischen Randbemerkungen versah und einen andächtigen Zuhörerkreis um sich selbst sammelte. Eine alte Hofdame blieb bei ihrer Meinung, Gunhild hätte mit etwas Heiterem schließen sollen, und das blonde Fräulein von Arnim empfahl Aschers Pastillen, um darauf hinzudeuten, daß auch sie die Pflege einer Stimme zu berücksichtigen habe. Ein tauber Maler saß in einer Sofaecke, drehte die Daumen umeinander und dachte an sein begonnenes Bild.

Mehrere Leute sahen sich nach Langewski um. Der Sohn des Hauses hatte sich entfernt, jedenfalls um eine Ovation für die

Künſtlerin vorzubereiten. Doch trat er gleich darauf wieder ein, überreichte Gunhild einige Roſen und bot ihr den Arm, ſie zu Tiſch zu führen. Dabei war nun gar nichts Beſonderes und die Gäſte waren enttäuſcht.

Als Gunhild ihre Hand auf Langewskis Arm legte, ſah er ſie ernſt und durchdringend an. Über ſeinen ſtarken Brauen lief eine ſcharf eingegrabene Falte quer über die Stirn von einer Seite zur anderen. Sein Bart erſchien auf der rechten Seite wie mit weißem Reif beſtreut. Er machte den Eindruck eines gereiften, aber nicht alternden Mannes. Der zweite Blick, den er auf Gunhild warf, ſprach von einer ſtarken und großen Bewunderung.

Die Geſellſchaft war zu zahlreich, um in dem Eßzimmer der kleinen Villa Raum finden zu können. Man hatte deshalb ein Büffett erbaut, von dem die Gäſte nach Belieben Speiſen holten und ſich dann an kleinen, eilig mit weißen Tüchern bedeckten Tiſchen niederließen.

Nachdem Langewski ſeiner Dame und ſich ſelbſt einen guten Platz geſichert und ſie in jeder Weiſe wohl verſorgt hatte, wobei ſeine kurzen und ſicheren Bewegungen das Selbſtbewußtſein verrieten, mit dem er durch die Welt ging, begann er die Künſtlerin zu unterhalten. Nicht von ihrem Geſange, den berührte er nicht. Er erzählte ihr, daß er erſt vor zwei Stunden von Berlin zurückgekehrt ſei, während ſeine Mutter ſchon die erſten Gäſte empfing.

„Aber Sie wußten, was Ihrer wartete?“ fragte Gunhild freundlich.

„Nein.“

Beide ſchwiegen.

„Ich habe nur ein Abſteigequartier in meiner Mutter Hauſe,“ ſagte er. „Glauben Sie, daß ich es ertragen könnte, die Küchenzettel ſolcher Abende mit ihr durchzuberaten? Ich habe ſie im Lauf der Zeit überzeugt, daß ſie dergleichen ſehr gut ohne mich bewerkſtelligen kann.“

„Künſtlerfreiheit! Künſtlerfreiheit!“ rief die alte muntere Frau Langewski in dieſem Augenblick ihren Gäſten zu. Das Wort gefiel ihr, ſie wiederholte es im Laufe des Abends noch mehreremal. Ihre Laune war prächtig, weil es ihr gelungen war, Gunhilds, die nach B. kam, um in einem Hofkonzert zu ſingen, für ihre Geſellſchaft habhaft zu werden. Vom Nebentiſch aus warf ſie beſtändig Ausrufe und Fragen zu der Gruppe hinüber, deren Mittelpunkt die Sängerin bildete, bis die Herren die Tiſche zuſammenrückten.

„Sorgſt du auch für unſere Nachtigall, Max?“ fragte ſie. „Schmeckt es dem Singvögelchen auch?“ Sie rief den Diener und legte Gunhild eigenhändig noch einige Leckerbiſſen auf den Teller.

„Das iſt gar nicht richtig, gnädige Frau,“ ſagte Gunhild lächelnd; „wenn man den Kanarienvögeln zu viel Hanfſamen giebt, werden ſie fett und faul! Und Nachtigallen muß man ins Dunkle bringen, damit ſie aus lauter Sehnſucht nach der Sonne ſingen. Manche Leute ſtechen ihnen deshalb auch die Augen aus.“

„Wie können Sie ſo etwas Abſcheuliches nur wiederholen!“ rief Frau Langewski. „Ihre Gedanken ſollten ſich nur am Schönen weiden!“

„Ein bißchen Scherz thut ſchon ganz gut,“ ſagte Gunhild.

Ihr gegenüber ſprach der dicke Baron Roſenthal, der ſtets dort zu finden war, wo der Strudel am intereſſanteſten zuſammenwirbelte, mit dem Komponiſten, der Gunhild begleitet hatte, über einige ſubtile Muſikfragen. Sein Bankgeſchäft hatte Baron Roſenthal ſo viel Einkünfte abgeworfen, daß er die edelſten Beſtrebungen der Menſchheit in Ruhe pflegen konnte.

„Sehen Sie, meine Gnädige,“ wandte er ſich zu Gunhild, „das nenne ich Genie: ſich über ſeine Fähigkeiten, ihre Grenzen und ihre Wirkungen vollſtändig klar zu ſein und ſie dann innerhalb eines klug geſteckten Rahmens zur höchſten Vollendung zu bringen! Ich muß geſtehen, es erfüllt mich geradezu mit Bewunderung vor Ihrem Charakter und Ihrem Wollen, daß Sie nicht zur Bühne gegangen ſind. Ich ſprach das eben Doktor Bracher aus.“

Gunhild lächelte. „Es war mehr eine Verkettung von Umſtänden, die mich abgehalten hat. Einſt war ich damit gar nicht zufrieden — jetzt ...“

„Danken wir dem Zufall!“ ſagte der Geldmann, ſein Glas ſchweren Rotweins gegen ſie erhebend. „Erzählen Sie, Gnädigſte! Nach

den Leiſtungen eines Künſtlers iſt ſein Werden mir ſtets das Intereſſanteſte!"

„Ich glaube, dieſe Faſanenpaſtete iſt Fräulein Kerſten augenblicklich noch intereſſanter als ihre eigene Entwickelung!" bemerkte Bracher ſanft.

Baron Roſenthal ſagte ſofort etwas über Faſanenpaſteten und ihre Zubereitung in Frankreich. Ihm galt, wie vielen, Udo Bracher für den Geliebten der Kerſten. Die Sängerin ohne eine pikante Beziehung wäre ihm ſehr langweilig geweſen.

Von der Faſanenpaſtete kam man auf Pariſer Erinnerungen, in die auch Langewski lebhaft einſtimmte. Er erzählte in ironiſierendem Ton ſcharf zugeſpitzte kleine Geſchichten.

Seine Roſen lagen neben Gunhilds Teller. Er war unſchuldig an der Aufmerkſamkeit. Sie gehörte zum Programm des Abends. Seine Mutter hatte die Blumen für ihn beſorgt. Während man hin und her ſchwatzte, befeſtigte Gunhild eine von durchſichtigem Weiß und roſig im Kelch in den Spitzen ihres waſſerfarbenen Seidenkleides. Langewski warf einen ſchnellen Blick auf die Blume, die Gunhilds Erſcheinung zur letzten Vollendung zu bringen ſchien, obwohl man ſie vorher an ihrer Bruſt nicht vermißt hatte.

Gunhild berichtete dabei ſeiner Mutter ſehr amüſant von Pariſer und Londoner Schneiderinnen. Langewski intereſſierte die Gewandtheit, mit der ſie jedem gab, was ihm zukam. Aus den anderen Zimmern reckten einige Neugierige die Hälſe, um zu hören, worüber man am Tiſch der Künſtlerin lache.

Frau Langewski war bezaubert. Geſchmack galt ihr als Tugend, und ſie ſchätzte Gunhild Kerſten vor ihren anderen berühmten Kolleginnen vielleicht deshalb am meiſten, weil ſie ſo gut verſtand, ſich anzuziehen. Die alte Dame wurde ganz mütterlich vertraulich und erzählte Gunhild von dem Glück, ihren Sohn jetzt immer in Deutſchland und hoffentlich ganz bei ſich zu behalten.

Baron Roſenthal horchte und fragte in das Geſpräch der Damen hinein. Er mußte dieſer Sache auf den Grund gehen. Langewski würde ihm den Rang als reichſter Mann der Stadt ſtreitig machen; er hatte zwar den Adel, doch Langewski den Weltruf als Erbauer mehrerer großer transatlantiſcher Bahnen voraus. Was wollte dieſer Mann an einem Ort, wo eigentlich nur Leute a. D. wohnten?

„Mein Gott, was der Ort bietet," antwortete Langewski lachend auf eine dahinzielende Frage des Barons, „Stille, grüne Bäume, eine behagliche äſthetiſche Unterhaltung, vor allem die Verwöhnungen, die meine Mutter mir hoffentlich zukommen laſſen wird. Wer ſo gehetzt gelebt hat wie ich, iſt natürlich eher am Ende angelangt als andere."

Baron Roſenthal that ſich auf ſeine Menſchenkenntnis etwas zu gute, und wenn Frau Langewski an dieſe beſcheidenen Zukunftspläne ihres kräftigen, kühn blickenden und vor geiſtiger Beweglichkeit faſt unruhigen Sohnes glaubte — Baron Roſenthal zweifelte entſchieden an ihrer Aufrichtigkeit. Er konnte deshalb Frau Langewski in lauten biederen Tönen zu dem Entſchluß ihres Sohnes gratulieren.

„Man iſt ja hier auch völlig im Mittelpunkt," renommierte er zufrieden. „Berlin, München, Bayreuth — alles ſo nah! Was kann man denn mehr verlangen, als Gunhild Kerſten zu hören? Wiſſen Sie, meine Gnädige, daß es das fünfzehnte Mal iſt, daß ich das Glück habe, Sie zu bewundern, ſeit Sie hier als ganz kleines Mädchen zum erſtenmal vors Publikum traten? Ja — ja — ja! das fünfzehnte Mal! Damit kann ſich jedenfalls nur Doktor Bracher meſſen! Wo haben Sie unſeren Gaſt zuerſt gehört, Langewski?"

„Heute!"

„Nicht möglich! Sie ſcherzen!"

„Es iſt ſo," antwortete Langewski kurz.

„Ich bitte Sie! Ein Muſikfreund wie Sie! Na, hören Sie, das iſt ja unerhört! Und das wagen Sie ſo offen einzugeſtehen! Und das Haus eines ſolchen Sünders beglücken Sie mit Ihrer Gegenwart, Gnädigſte, während Sie alten Verehrern wie mir ein kleines Frühſtück abſchlagen!"

„Ich muß ja morgen früh nach Berlin," ſagte Gunhild ruhig.

Sie wandte ſich mit einer fernab liegenden Frage zu Bracher. Langewski beobachtete ſie. Nein, das Gerücht war irrig. Ihr Verhältnis zu Bracher war nur freund-

ſchaftlich. Er hätte nicht zu ſagen vermocht, warum er ſo ſchloß. Aber er war ſeiner Sache gewiß.

* * *

Bald nach dem Eſſen verabſchiedete ſich Gunhild mit ihrem Begleiter. Frau Langewski ließ ſie ins Hotel zurückfahren. Die Villa lag außerhalb der Stadt an einer breiten Allee alter Kaſtanienbäume.

Trotz der ungewöhnlich milden, ja beinahe ſommerwarmen Luft des Aprilabends hüllte ſich Gunhild ſorgfältig ein. Langewski hielt, während er wartend neben ihr ſtand, um ſie zum Wagen zu geleiten, den weichen Shawl, den ſie über den Kopf nehmen wollte. Ein ſchwacher, eigentümlich anziehender Wohlgeruch ſtieg daraus empor. Denſelben zarten Duft hatte er geſpürt, als er neben Gunhild ſaß. Die große Geſangeskünſtlerin war augenſcheinlich auch eine kluge Lebenskünſtlerin.

Eine Erinnerung an etwas längſt Vergangenes überkam ihn mit einemmal. Er lächelte ironiſch, denn das war ſeine Waffe gegen Gefühlsangriffe.

Gunhild ſah Langewski heiter an, bemerkte ſeinen ſpöttiſchen Ausdruck und ſagte: „Was wollen Sie! Man muß eine Stimme behandeln wie ein verzogenes Kind. Wenn man nur ein Staubkörnchen geatmet hat, ſo ſchickt man ſchon zum Doktor. Man fühlt noch keinen Kitzel im Kehlkopf, aber man ahnt ihn kommen!“

„Alſo keine Ruh bei Tag und Nacht?“

„Ruhe? nein!“

„Wenn Sie Ihre Stimme verlieren, müſſen Sie es doch auch ertragen.“

Langewski verletzte die Menſchen oft mit ſolchen hervorgeſtoßenen Wahrheiten.

„Ich weiß nicht, wie andere es ertragen haben,“ ſagte die Kerſten ſteif und gleichgültig, wie man es in Geſellſchaft wird, indem man einen plötzlichen Schmerz zu verbergen ſucht. Das letzte Lächeln für ihre Wirtin lag matt auf ihrem ermüdeten Antlitz.

Sie nahm ihre Schleppe auf und legte ihre Fingerſpitzen auf Langewskis Arm. Udo Bracher wurde noch von einem Herrn im Geſpräch zurückgehalten.

Der Mond ſtand hinter leichten Wolken, die, von ſeinem Licht durchdrungen, den Himmel mit einem glänzenden, in der Umgebung des Geſtirns roſig und golden ſchimmernden Schleier verhüllten.

Nichts konnte reizvoller ſein als das fein abgetönte Schattengeflecht, welches die Baumzweige, an denen die jungen Blättchen wie grüngläſerne Schmetterlinge ſaßen, über die Wege warfen.

Langewski und Gunhild atmeten die erquickende Luft, der ein leichter Geruch von Hyacinthen und Primeln und von keimendem Grün beigemiſcht war.

Langewski hätte gern etwas geſagt, um den Eindruck ſeines letzten kalten, ja, wie er an ihrem inneren Erſchaudern gefühlt hatte, ſeines grauſamen Wortes zu verwiſchen. Aber in dieſer klaren, ſtill ruhenden Nacht ſank die Lüge, die drinnen in der künſtlichen Beleuchtung, unter den künſtlich redenden und verkehrenden Menſchen aufrecht erhalten werden konnte, von ihnen beiden ab, und das Schweigen herrſchte wieder, das ſo lange Jahre zwiſchen ihnen gelegen.

Sie gingen langſam weiter, auf dem ſich um den Raſen windenden Pfad. Gunhilds Kleiderſaum wurde von den Stachelblättern eines immergrünen Mahonienbuſches gefaßt. Langewski bückte ſich, ihn zu löſen. Als es geſchehen war, hatte ſie begonnen, ihre langen Handſchuhe abzuſtreifen, und ließ die linde Luft über die eingepreßten Finger hauchen. Er bot ihr den Arm nicht wieder, ſondern ging an ihrer Seite auf dem Grasrand, um ſie nicht zu berühren.

Dann ſtanden ſie an der Gartenpforte unter einer Trauerweide ſtill. Üppig quollen die Zweige aus den barock ſich durcheinander windenden Äſten des alten Baumes hervor und ſenkten ſich, ein durchſichtiges grünes Gewölbe bildend, zur Erde nieder.

Gunhild hob einen der langen Zweige empor und ließ ſein kühles Gefieder über ihre Wange gleiten. Dabei ſah ſie wartend zurück.

„Verzeihen Sie! Ich komme!“ rief Doktor Bracher und lief ihnen mit offenem Überzieher, die Noten unter dem Arm und Gunhilds Blumen in der Hand, entgegen.

Langewski öffnete den Wagenſchlag. Die Kerſten reichte ihm ihre kühle Hand.

„Es war mir ein großes Glück, Sie zu hören,“ ſagte er ernſt.

„Auf morgen! In Berlin," rief Doktor Bracher.

— — — — — — — — — — — —

Die beiden Künstler richteten sich behaglich im Wagen ein. Wie viele solcher Fahrten hatten sie als gute Kameraden schon zusammen gemacht!

„Also — morgen auf Wiedersehen?" fragte Gunhild, im Hotel angelangt.

„Ein Telegramm für Herrn Doktor Bracher," sagte der Portier, ihnen entgegentretend.

Bracher ergriff das Papier und riß es unter der Gasflamme des Hausflurs auseinander.

„Ein Sohn!" sagte er atemlos und sah seine Freundin mit Thränen in den Augen an.

„Mein Gott — ich wußte nicht, daß es so weit war! Da wird es Ihnen ein großes Opfer gewesen sein, heute noch zu bleiben. Warum sagten Sie mir das nicht?"

„Solche Opfer bringt man gern," antwortete Bracher zerstreut und aufgeregt. „Ich wollte so wie so diese Nacht noch reisen!"

Gunhild reichte dem kleinen, zitternden Manne beide Hände und blickte ihn innig an.

„Möge alles gut gehen! Grüßen Sie Ihre Frau und sagen Sie ihr meinen Glückwunsch."

In ihr Zimmer tretend, wo ihre Dienerin über dem Strickzeug bei einem herabgebrannten Licht eingeschlafen war, starb der herzlich-freundliche Ausdruck ihrer Züge.

„Allein — ganz allein!" sagte sie leise vor sich hin und dachte weiter: „Ich sollte mich doch freuen, daß ich erreicht habe, was ich wollte ..."

Gunhild weckte ihr Mädchen, ließ sich Mantel und Shawl von ihr abnehmen und einige neue Kerzen anzünden. Dann sagte sie ihr, sich zur Ruhe zu begeben.

Sie nahm das Licht und trat vor den Spiegel. Lange sah sie auf ihr Abbild. Solche gewissenhaften Prüfungen können recht peinlich für ein Mädchen von Gunhilds Alter werden. Sie durfte zufrieden sein. Erfolgreiches Künstlertum wirkt wie eine glückliche Ehe. Es bewahrt vor dem geistigen und körperlichen Zusammenschrumpfen, dem Eintrocknen, welches die Ursache ist, daß so viele Mädchen schon mit dreißig Jahren nicht mehr anziehend sind.

Gunhild begann ihren Schmuck und ihr Kleid abzulegen. Dann zog sie die Nadeln aus ihrem Haar und löste es auf. Nicht mehr so üppig wie in ihrer ersten Jugend, schmiegte es sich doch immer noch in anmutigen Wellenlinien um Wangen und Schultern, und Gunhild wand die blonden kunstlosen Lockenringe in träumerischem Wohlgefallen um ihre Finger.

Langsam ging sie darauf im Zimmer umher. Zuweilen dachte sie scharf und logisch über ihre Vergangenheit. Dann wieder geriet sie in ein verworrenes Fühlen von überstandenem Leid. ...

Frau Langewski war sehr freundlich gewesen.

Zu einer anderen Zeit hatte Gunhild das Haus, welches sie heute so festlich empfing, mit brennenden Wangen und schamhaft schmerzendem Gewissen umschlichen.

Nach ihrem ersten Auftreten in einem Wohlthätigkeitskonzert hörte sie Frau Langewski sagen: „Zu kleine Stimme und keine Erscheinung."

Dieser Ausspruch hatte Gunhild damals die Freude des ersten Erfolges zum größten Teil verdorben. Wie viel Gefühl hatte sie an die alte Frau verschwendet, die nun um ihre Gunst warb wie ein Höfling um das Lächeln des Monarchen. Was war ihr heute Frau Langewski? Eine von den vielen eitlen Frauen, die sich mit ihrem Ruhm ein wenig zu schmücken suchten.

Gunhild glaubte sehr philosophisch geworden zu sein.

Sie hatte sich bei Frau Langewski heute abend wirklich gut unterhalten. Doch in der Rückerinnerung traten ihr plötzlich die Thränen in die Augen.

Sie fühlte an dem Vibrieren ihrer aufgeregten Nerven, daß der Schlaf sie noch lange fliehen werde. Eine Unruhe war in ihr, für die sie sich eigentlich keinen Grund sagen konnte. Seit kurzem entschlossen, ohne narkotische Mittel auskommen zu wollen, versuchte sie in dem kalten feuchten Gasthofsbett mehrere Lagen, schloß die Augen und verlor auch für einige Sekunden die Besinnung. Dann erwachte sie wieder.

Auf Baron Rosenthals Frage war sie nicht eingegangen. Aber jetzt, in der sie umgebenden Dunkelheit und Stille, spürte ihr

in beſonderer Weiſe bewegter Geiſt den Mächten nach, die beſtimmend auf ihr Werden eingewirkt hatten.

* * *

Gunhilds Eltern führten in Berlin ein nach allen Seiten angeregtes Leben. Sie war ihr einziges Töchterchen. Mit jenem leidenſchaftlichen Zärtlichkeitsbedürfnis, welches das Erbteil der Kinder wird, über deren Zeugung der Stern der Liebe glänzte, beſaß ſie eine krankhaft feine Fühlung für die Empfindung anderer gegen ſie, ſich hartnäckig verſchließend, ſobald ſie Fremdheit oder Kälte witterte. Gunhild wurde von ihren Eltern ſo ſorgfältig beſchützt, daß ſie indeſſen nur ahnte und niemals erfahren hatte, was Gleichgültigkeit oder gar Feindſchaft zu bedeuten hat. Sie kannte mehr von den Geheimniſſen der Schönheit in Kunſt und Natur als ihre Altersgenoſſinnen, und weniger von der Wirklichkeit des brutalen Lebens.

Ihre Mutter, immer eine überaus zarte, leicht kränkelnde Frau, ſtarb, als Gunhild kaum dreizehn Jahre zählte. Der Vater ſuchte einen Vertreter für ſeine ärztliche Praxis und nahm ſeine Tochter mit auf Reiſen, nach Griechenland, Italien, den Alpen. Aber er ſagte dem Kinde nicht, daß Wechſel des Klimas, Ruhe und Zerſtreuung der letzte Verſuch ſein ſollte, ein ſich ſchnell bei ihm ausbildendes Herzleiden zum Stillſtand zu bringen und ſich für ſie noch einige Jahre zu erhalten.

Doktor Kerſten fragte ſich oft, ob andere Väter wohl auch ſo thöricht in ihre Töchter verliebt ſeien wie er. Gunhild ſchwärmte für ihren Vater. Er war der ſchönſte Mann, den ſie kannte. Sein Geſang erſchien ihr herrlicher als alles, was ſie im Theater oder im Konzertſaal hören konnte.

Da war beſonders ein Lied, mit dem Doktor Kerſten einſt um ſeine Frau geworben und mit dem er ſie gewonnen hatte. Es war die Uhlandſche Ballade vom blinden König. Doktor Kerſten hatte ſie ſelbſt in Muſik geſetzt und eine Melodie dazu gefunden, in der etwas von Meeresrauſchen, von Schwerterklirren und vor allem die herbe Innigkeit der Vaterliebe jenes alten Recken wiederklang. Oder hatte ſich das letzte Motiv erſt nach und nach in ſeinen Geſang eingeſchlichen und ausgebildet? Gunhild hatte ihren Namen aus dieſer Ballade bekommen. Sie hieß nur noch: Gunhilds Lied. Doktor Kerſten mußte ſie unzähligemal für ſein Töchterchen ſingen, und das kleine Mädchen ſtand mit ihrem vor Stolz und Glück verklärten ſüßen Geſichtchen neben dem Flügel. Wenn ihres Vaters klingender Tenor in dem Jubelruf endete:

„Sie kommen angefahren,
Dein Sohn mit Schwert und Schild,
Mit ſonnenhellen Haaren
Dein Töchterlein Gunhild —"

dann ſchüttelte ſie die eigenen prächtigen Kinderlocken und ſprang ihrem Vater an den Hals, klammerte ſich dort feſt und küßte ihn übermütig. Ihre Mutter pflegte ſtill dabei zu ſitzen. Die Schilderung des herrlichen jungen Helden, der ſeine Schweſter aus den Händen des Rieſen befreit, mahnte ſie ſtets an einen kleinen Knaben, der wenige Stunden mit winzigen Äuglein dem Licht entgegengeblinzelt hatte und geſtorben war. Seit fünfzehn Jahren in ſeinem Kinderſärglein gebettet — aber die Mutter ſah ihn immer in ſtrahlender Jünglingsſchönheit vor ſich — wie er hätte werden können. Darum weinte ſie, wenn Gunhilds Lied geſungen wurde.

Gunhild hatte ihre Mutter herzlich lieb gehabt. Aber ihr Vater ſtand ihr doch näher. Und wie dankte ſie es ihm, daß er ſie mit ſich nahm und ihr die Herrlichkeit der weiten Welt zeigte!

* * *

Ein Nebel verhüllte Merans ſchöne Gebirge. Doktor Kerſten hatte ſich für den Winter in einer Penſion des Kurortes eingemietet und ſaß an dieſem feuchten Abend mit Gunhild in ihrem gemeinſchaftlichen Wohnzimmer, das ihm zugleich als Schlafraum diente. Ein Wandſchirm verbarg ſein Bett. Auf dem Tiſch war die Lampe angezündet. Doktor Kerſten durchblätterte die mit der Abendpoſt für ihn aus Berlin gekommenen Zeitungen. Gunhild blickte in ein Buch, doch las ſie nicht, ſondern grübelte über eine Verſtimmung, die zwiſchen ihr

und ihrem Vater eingetreten war. Die Zeit, in welcher sie jeden Abend in der Dämmerung auf sein Knie sprang und sich an ihn drückend und schmiegend allerlei dummes, liebes Zeug mit ihm flüsterte, schien plötzlich fern hinter ihr zu liegen. Er hatte sie schon seit Monaten nicht mehr sein weißes Seidenhäschen, sein Paradiesvögelchen genannt. Freilich war sie ein großes Mädchen geworden und zu zerstreut und mit anderen Dingen beschäftigt gewesen, um die alte traute Gewohnheit, die ihr kindisch vorgekommen war, noch zu pflegen. Man verdrehte ihr in all den Hotels und Pensionen, die sie nach und nach mit ihrem Vater bewohnt hatte, den Kopf. Mit Entzücken bemerkte sie, daß Männer und Frauen, diese ganze elegante internationale Welt, in der sie auf ihren Reisen verkehrte, sie, die kleine Gunhild, reizend und klug und begabt fand. Es jubelte eine fortwährende glückliche Aufregung in ihr. Vielleicht war sie ein Genie, und Unerhörtes konnte sich mit ihr ereignen.

Dann kam die Zeit, da jedes Mädchen sich selbst ein so interessantes Rätsel wird, daß auch das Liebste an Wert zu verlieren scheint und nur die Zukunft, welche die Lösung aller tief bewegenden Geheimnisse bringen soll, ihr die Trägerin des Glückes sein kann.

Man plante in der Pensionsgesellschaft eine Theatervorstellung, deren Ertrag einem verunglückten Bergführer zu gute kommen sollte. Gunhild war aufgefordert worden, eine melodramatische Soloscene zu spielen, in der ein Fischermädchen den Geliebten erwartet und durch das Fenster ihrer Hütte sein Boot in Sturm und Brandung an den Uferklippen scheitern sieht. Gunhild hatte ihrem Vater die Erlaubnis abgeschmeichelt; vor einer Stunde war die letzte Probe gewesen. Der Dichter und Komponist des kleinen Stückes, ein schwindsüchtiger junger Mann in demselben Hause, war bezaubert von der Auffassung und der Darstellungsgabe des vierzehnjährigen Mädchens. Er bewunderte dabei offenkundig an Gunhild etwas mehr als das talentierte Kind. Das mochte den Vater verstimmt haben. In Gunhilds Singen, in dem sehnsüchtigen Ausdruck ihres feinen Gesichtchens las er das Erwachen von Gefühlen, die er ihr gern noch lange fern halten wollte.

Gunhild war stolz und froh über die Kraft, die sie in sich empfand. Wie verletzte es sie nun, Tadel statt Lob von ihrem Vater zu ernten. Als Doktor Kersten nach der Probe allein mit seiner Tochter blieb, äußerte er die Absicht, sie in ein Erziehungsinstitut zu geben, sie werde von den müßigen, kranken Leuten hier verdorben, werde eitel und exaltiert! Auch bemerkte er, daß sie die Trauer um ihre Mutter nicht mehr besonders tief zu fühlen scheine.

Dieser Vorwurf nahm alle Gleichgültigkeit der letzten Wochen mit einemmal aus ihrem Herzen. Ein leidenschaftlicher Schmerz peinigte sie, weil es ihr vorkam, als ob das Schicksal sie auf eine unbegreifliche Weise von ihrem geliebten Vater trennen wolle oder schon getrennt habe, denn er verstand sie nicht mehr.

Doktor Kersten zog die Uhr und forderte Gunhild auf, zu Bett zu gehen. Sie blieb trotzig noch eine Weile sitzen, doch schien er es nicht zu bemerken. Dann stand sie auf, küßte ihn kühl auf die Wange und wollte sich entfernen.

Ihr Vater rief sie zurück, zog sie, obwohl sie widerstrebte, auf sein Knie und sagte ohne irgend eine Vorbereitung: „Du — zum Theater gehst du mir nicht! Das verbiete ich dir! Hörst du?“

Gunhild blieb stumm.

„Du weißt nicht, was das besagen will, Gunhild! Wie es da hergeht! Meine Tochter soll keine Komödiantin werden!“

„Aber eine Künstlerin,“ wagte Gunhild einzuwerfen.

„Künstlerin! Unsinn! Ich kenne keine Künstlerin, die zugleich ein anständiges Mädchen wäre. Daß du mir nicht solchen Träumen nachhängst. Versprich mir ...“

„Was denn, Papa? Laß mich doch ...“

Er schob sie von seinem Knie herunter und ging schnell in dem Zimmer auf und nieder.

„Versprich mir ... Rege mich nicht auf! Versprich mir, Kind, wenn ich tot bin, nicht zur Bühne zu gehen, überhaupt nicht Künstlerin zu werden. Ich verlange das von dir. Du thust es deinem alten Papa zuliebe?“

Gunhild streifte ihren Vater mit erschrockenen Blicken. Die Anfälle von Atemnot und Herzklopfen, an denen er litt und deren sie

auf der Reiſe zuweilen Zeuge geweſen, hatten ſie mit augenblicklicher großer Angſt erfüllt. Schien ihr Vater dann wieder ein geſunder kräftiger Mann zu ſein, ſo vergaß ſie den Schrecken bald.

„Du biſt nicht krank?“ fragte ſie ängſtlich.

„Jeder Menſch kann plötzlich ſterben. Du haſt keinen Bruder, keinen Beſchützer. Gunhild — deine Zukunft macht mir Sorge. Du biſt ſo ein phantaſtiſches dummes Ding. Das Künſtlerleben hat etwas Verführeriſches ...“

„Ich verſpreche dir ...“ ſagte Gunhild leiſe; ſie hätte in ihrer augenblicklichen Gemütsverfaſſung alles verſprochen.

Doktor Kerſten nahm den Kopf ſeiner Tochter zwiſchen ſeine beiden Hände und blickte ihr liebevoll und ernſt in die großen unſchuldigen Augen, die ſich dabei mit Thränen füllten.

Als er Gunhild freigab, lief ſie in ihr Schlafzimmerchen und weinte dort noch eine Weile, ohne eigentlich zu wiſſen warum.

Noch im Einſchlummern zeigte ihre Phantaſie ihr unaufhörlich ihre eigene zarte kleine Perſon, die ſich in langſchleppenden, glänzenden Gewändern vor dem Beifallsſturm einer großen Menge verneigte, während Blumen und Lorbeerkränze zu ihren Füßen niederflogen.

* * *

Die Zimmer von Vater und Tochter waren durch eine geräumige Stube getrennt, welche die Wirtin des Hauſes, eine Witwe der höheren Stände, zu eigener Benutzung zurückbehalten hatte. Die Dame war von Doktor Kerſten gebeten, ſich ſeiner Tochter in fürſorgender Weiſe anzunehmen.

In der Nacht wachte Gunhild auf, und es war ihr, als höre ſie ein ungewöhnliches Bewegen im Haus. Sie ſetzte ſich aufrecht und lauſchte. Nebenan klang etwas wie unterdrücktes Weinen. Gleich kam ihr der Gedanke an ihren Vater und ob er wohl wieder krank geworden ſein könne. Aber ſie hatte lange gewacht am Abend, und ſo überfiel ſie der Schlaf, während ſie noch ängſtlich überlegte, ob ſie rufen ſolle. Als ſie ſich zurücklegte und die Decke wieder über ſich zog, empfand ſie ein deutliches Gefühl von Groll gegen ihren Vater.

Am anderen Morgen ſchien die Sonne hell in ihre Fenſter, deren Läden ſie zu ſchließen vergeſſen hatte. Es war das kühle Licht eines Himmels, über den große zerriſſene Wolken jagten. Die Berge waren alle mit friſchem Schnee bedeckt. Es war gewiß noch früh, denn es war ganz ſtill im Hauſe. Gunhild begann ſich anzuziehen. Sie war noch im Bann des ſonderbaren Schreckens, den ſie in der Nacht empfunden hatte. Sie ſprang auf, warf ihre Röcke über, dehnte und reckte ſich und dachte daran, daß ſie heute ihr Fiſchermädchen ſpielen werde. Ein goldenes Mützchen, welches ſie tragen ſollte, lag auf dem Tiſch, ſie nahm es in die Hand und betrachtete es wohlgefällig. Mit freudig-lachendem Geſicht blickte ſie der Wirtin entgegen, die leiſe ins Zimmer trat. Es fiel ihr auf, daß die Morgenhaube der Frau ſchief auf den noch ungekämmten Haaren ſaß, und daß in ihrem ganzen Weſen, wie ſie hereintrat, etwas Sonderbares ſei. Sie hatte rote geſchwollene Augen und ſuchte mit der Linken ihr Taſchentuch eilig einzuſtecken.

Gunhild fühlte einen plötzlichen Schmerz in ihren Pulſen und ein Zittern in den Knien. „Was iſt denn geſchehen? ... Papa iſt krank!“

„Ja, liebe Gunhild, es geht ihm nicht gut,“ murmelte die Frau.

Gunhild wendete ſich von ihr ab und griff nach ihren Kleidern. Sie war heftig erſchrocken, aber doch in dieſem Augenblick hauptſächlich in dem Gedanken, daß ſie dann wohl das Theaterſpielen aufgeben müſſe.

„Liebe Gunhild,“ ſagte die Frau mit einer unnatürlichen Milde, „Ihr lieber Vater iſt ſehr krank ...“ Sie näherte ſich dem Mädchen und verſuchte, ſie in ihren Arm zu nehmen.

Gunhild ſtarrte ihr mit bebenden Lippen in das feierliche Geſicht. „Er — er — mein lieber Papa ...“

„Gunhild, Ihr Vater iſt heute nacht geſtorben.“

„Tot!“ ſchrie das Mädchen und ſtieß die Frau, die ſie tröſtend umſchlingen wollte, von ſich, „das iſt nicht wahr! Sie lügen ja! Lügen Sie doch nicht ſo!“ Sie ſchlug nach ihr und riß ſich aus ihren Armen. „Ich will zu meinem lieben, lieben Papa gehen,“ ſchluchzte ſie.

Die Frau nahm ihre Hände. „Mein armes Kind, seien Sie still. Ziehen Sie Ihr Kleid an, dann wollen wir hinüber gehen."

Vor dieser Ruhe wurde Gunhild von einer großen Furcht ergriffen. Sie knöpfte mit fliegenden Händen an ihren Sachen. Die Wirtin half ihr, und Gunhild sah, wie die Frau ihr nasses Tuch aus der Tasche zog und zu weinen begann.

Da klammerte sie sich um den Hals der Fremden und wimmerte kläglich, bis diese sie so weit beruhigte, daß sie an ihrer Hand, verwirrt und wie im Traum, hinüber in das Sterbezimmer ging.

Die Fenster waren geöffnet, ein kalter Herbstluftstrom drang den Eintretenden entgegen. Der Wind klapperte mit den Stäben an den grünen Läden. Doktor Kersten lag, halb angekleidet, auf seinem Bett.

Von dem Totenlager ihrer Mutter hatte Gunhild eine angenehm aufregende Erinnerung an Dämmerung und Kerzenlicht und starke süße Düfte, an ein blasses, unter Blumen halb verstecktes schlummerndes Antlitz, das sie nur einen Augenblick hatte sehen dürfen.

Wie entsetzlich fremd war ihr der Mann, der hier auf dem Rücken ausgestreckt lag. Zwischen ihm und ihrem Vater, den sie gestern abend verlassen, bestand nur noch eine entfernte, schauerliche Ähnlichkeit. Wirr hing ihm das graue Haar, welches Gunhild immer nur kleidsam geordnet gesehen hatte, über die Stirn und verlieh dem Kopf ein altes und dürftiges Aussehen. Der untere Teil des Gesichtes war ganz eingefallen, die Bartspuren waren bläulich auf der wachsgelben Haut sichtbar. Den Mund unter dem schönen Schnurrbart bedeckte ein zusammengefaltetes, mit Essig getränktes Stück Leinen. Die Augen waren nur halb geschlossen, man sah der grauen Pupillen lebloses Starren.

Die Thränen liefen dem Kinde unaufhaltsam über die Wangen, sie fühlte sie salzig auf den trockenen Lippen brennen und wischte sie mit der Hand fort. Aber sie fühlte nicht den weichen zerfließenden Schmerz, mit dem sie um ihre Mutter geweint hatte — sie empfand Zorn über den Tod und Abscheu und Ekel vor ihm. Einen Augenblick dachte sie, wenn sie nur das Stück Leinen fortnehmen könne — es müsse ihrem Vater unangenehm auf dem Munde sein. Aber sie wagte nicht näher hinzuzutreten. Sie fror, die Zähne schlugen ihr aufeinander und sie drückte die Fingernägel in die Handflächen.

Es war ihr eine Erlösung, als sie hinausgehen durfte.

Allein in ihrem Zimmer schluchzte sie laut und stieß klagende Wehlaute aus. Aber sie dachte dabei noch kaum an den Verlust, den sie erlitten hatte, es that ihr nur irgend etwas so furchtbar weh, daß sie schreien mußte.

Später, als man ihr grünes Laub und Blumen brachte, um Kränze für das Totenlager zu flechten, vertiefte sie sich mit einem gewissen Eifer in ihre Arbeit und empfand eine seltsam aufgeregte Freude daran, die Guirlande zu einem schönen Kunstwerk zu gestalten. Als sie sie prüfend vor sich hielt, fiel es ihr ein, sie ihrem Vater zu zeigen. Und da kam es ihr zum Bewußtsein, daß sie ihn verloren hatte.

— — — — — — — — — — — —

In dem Jammer, sich so ganz allein auf der Welt zu fühlen, niemand zu wissen, der sich ferner um ihr Freuen oder Leiden kümmern werde, suchte Gunhild mit einer Art von Verzweiflung nach Trost. Dabei dachte sie an den jungen Mann, der das Fischermädchen für sie komponiert hatte, und an dem sie ein ihr selbst halb unangenehmes Wohlgefallen hegte. Sie sagte sich, daß sie ihn liebe, und faltete die Hände und bat den lieben Gott, daß er ihr doch in ihm einen Tröster in dieser großen schrecklichen Einsamkeit senden möge.

Sie sah den jungen Mann an diesem und am nächsten Tage nicht mehr. Die Herren in der Pension hatten, um nicht zu stören, eine weite Bergfahrt unternommen.

Die Schwester von Gunhilds Mutter kam, durch die Wirtin telegraphisch gerufen, um die Begräbnisangelegenheiten zu besorgen. Doktor Kersten hatte sich einen Platz auf dem Berliner Kirchhof neben seiner Frau zurückbehalten lassen. Deshalb sollte Gunhild schon am Morgen nach der Ankunft der Tante mit ihr nach der Hauptstadt abreisen. Die Verwandte war dort an einen adeligen Beamten verheiratet. Gunhild hatte immer gern in dem Hause voller Leben und Bewegung,

unter den zahlreichen Vettern und Couſinen verkehrt, und hoffte, man werde ihr auch für die Zukunft dort eine Heimat bieten.

Doch fand ſich in Doktor Kerſtens hinterlaſſenen Papieren die Beſtimmung, Gunhild ſolle bei ſeiner Mutter bleiben, bis dieſelbe ſterben oder ſie ſelbſt ſich verheiraten würde.

„Bei uns wäre ja auch kein Platz für dich,“ ſagte die Tante zu Gunhild.

Gunhild erinnerte ſich noch des letzten Beſuches, den ſie mit ihrem Vater bei deſſen Angehörigen gemacht hatte. Es war eine ſehr luſtige Fahrt geweſen. Gunhild hatte alle die Verwandten in dem Landſtädtchen, zu dem noch keine Eiſenbahn führte, entzückt und war von ihnen mit Zuckerſachen gefüttert und mit Zärtlichkeiten verhätſchelt worden. Die Großmutter konnte niemals zu einem Gegenbeſuch in Berlin bewogen werden, und in den letzten Jahren hatte die Kränklichkeit von Frau Doktor Kerſten wiederholte Reiſen verhindert.

Es erſchien Gunhild nicht ſchrecklich, zu ihrer Großmutter zu kommen. Aber daß die Lieblingsſchweſter ihrer Mama keinen Platz für ſie hatte und es ſo kalt verſtändig ausſprach, war ihr eine Erfahrung, die ſie erſt nach und nach, mit immer ſteigender Bitterkeit begriff.

In den erſten Tagen war ſie betäubt und ruhig. Jede Nacht träumte ſie: ihr Vater kehrte zurück wie von einer Reiſe, um mit ſeiner freundlichen Gelaſſenheit dieſen unnatürlichen Zuſtänden ein Ende zu machen. Und Gunhilds Seelenverfaſſung war auch bei Tage ein fortwährendes dumpfes Staunen, daß es nicht geſchah, daß er immer und immer nicht kam.

Kurz vor ihrer Abreiſe von Meran hörte Gunhild zufällig, die geplante Theateraufführung habe nun doch in einer benachbarten Fremdenpenſion ſtattgefunden. Sie verfiel bei der Nachricht in einen heftigen Weinanfall und fragte ſich entſetzt, wie es möglich ſei, daß ihr neben dem Tod ihres Vaters noch irgend etwas anderes weh thun könne. Sie vertiefte ſich infolgedeſſen recht in ihren Schmerz, wühlte ſich förmlich hinein, um ſich zu beweiſen, wie ganz wert- und troſtlos nun das Leben ſei, und ihm ein würdiges Traueropfer zu bringen.

Sie ging noch einmal hinaus in die Weinfelder, um Abſchied von den Wegen zu nehmen, die ſie in den Nachmittagsſtunden mit ihrem Vater gewandelt war.

Da ſah ſie von weitem ihren jungen Freund. Sie erwartete, daß er zu ihr kommen werde, und bezwang darum ihre Thränen. Doch mußte ſie bemerken, wie er ſchnell in einen anderen Weg einbog und ſich entfernte, als habe er ſie nicht geſehen.

Du lieber Gott, in gerührten Situationen thut man ſo leicht das Unrichtige, ſagt man ſo leicht zu wenig oder zu viel!

* * *

Gunhild meinte ſie noch zu fühlen, die naſſe, ſchwere Luft jenes Oktobertages, der ſie aus der reichen glücklichen Kindheit zu einer ſonnenloſen Jugend führte.

Durch den ſchwarzen Kreppſchleier ſah ſie die Menſchen auf den Straßen, auf dem Bahnhof wie durch eine trübe Wolke. Sie war es nicht gewohnt, einen Schleier zu tragen, konnte ihn aber nicht zurückſchlagen, weil ihre beiden Hände und Arme mit Decken, Schirmen und Taſchen beladen waren. Man hatte ihr ſo viel warme Sachen angezogen, daß ſie kaum zu atmen vermochte und ihr trotz der Kälte der Schweiß ausbrach. Die Couſine aus dem Landſtädtchen, der Gunhild in Berlin zur Weiterbeförderung anvertraut war, ſchien zu meinen, daß man für das Leben eines Kindes, deſſen beide Eltern im Laufe eines Jahres geſtorben waren, auch nicht viel Hoffnung hegen könne. Sie behandelte das Mädchen wie eine Kranke, trotzdem dieſe ganz geſund war. Und Gunhild hatte das beklemmende Gefühl, ſie habe kein Recht, allein, als ein trauriger Reſt des fröhlichen Haushaltes, in dem ſie aufgewachſen war, übrig zu bleiben, und als werde die Thatſache auch von den anderen Menſchen trübſelig anerkannt.

Auf der ganzen langen Reiſe von Süd-Tirol nach Berlin, während Gunhild wußte, daß in einem der Eiſenbahnwagen ein Sarg ſtand — ein Sarg mit einer Leiche, ſtatt ihres klugen, lebendigen Vaters —, mußte ſie immerfort in die Geſichter der in den Hallen der Bahnhöfe an ihr vorüberſtrömenden Menſchen blicken und dabei denken: Ihr wißt es ja nicht, daß ihr morgen tot ſein

werdet! Und dabei beherrschte eine müde Angst ihr ganzes Empfinden.

Die Cousine reiste mit ihrer Schutzbefohlenen in einem Coupé dritter Klasse. Gunhild wunderte sich darüber. Sie hatte nie geglaubt, daß gebildete Leute dritter Klasse fahren könnten. Frauen und Kinder stiegen auf den Stationen aus und ein. Die Holzbänke waren mit Staub bedeckt, am Boden lagen zerknitterte Papierstücke. Ein übler Dunst von Schweiß und Eßwaren erfüllte den Raum. Während der Zug durch die dünnen, gleichförmigen Kiefernwälder der Mark Brandenburg rollte und das feucht beschlagene Fenster keinen Ausblick gestattete, betrachtete Gunhild gedankenlos die Verwandte, welche ihr gegenüber saß. Ein älteres Mädchen mit gewöhnlichen Zügen und Wangen, deren früheres frisches Rosenrot nun eine harte ziegelrote und von bläulichen Adern und Punkten durchzogene Farbe angenommen hatte. In ihren Mundwinkeln saß, sobald sie schwieg, Verdrossenheit und Langeweile. Sie hatte die baumwollenen Handschuhe ausgezogen, auf ihrem Schoße lagen ihre knochigen Hände in ungewohnter anmutloser Ruhe übereinander. Zu dem Ausflug nach der Hauptstadt hatte sie augenscheinlich ihren sämtlichen Schmuck angelegt; ein großes Medaillon klirrte durch die Bewegung des Zuges beständig gegen die goldene Brosche, die ihren Regenmantel schloß.

„Ob ich wohl in zehn oder zwanzig Jahren auch einmal so aussehen werde?“ fragte sich Gunhild. Es bestand unverkennbar eine Spur von Familienähnlichkeit zwischen ihnen beiden.

Die Traurigkeit überwältigte Gunhild immer mehr, jene grenzenlose, unendliche Traurigkeit junger Kinder, denen die Erkenntnisse, welche uns, tropfenweise, während eines langen Lebens eingeflößt, zu milder Resignation führen, vom Schicksal in einer grausam starken Dosis gereicht worden sind.

Schon war ein Welken über diese zarte, an warme Liebesluft gewöhnte Pflanze gekommen. Es war schon nicht mehr dieselbe Gunhild, die vor acht Tagen die Gäste der Meraner Pension entzückt hatte, welche jetzt müde und apathisch ihrer neuen Zukunft in diesem häßlichen Coupé dritter Klasse entgegenfuhr.

Eine rauchige Fabrikstadt bildete den Endpunkt der Eisenbahnfahrt. Die Cousine bestieg mit Gunhild den in einer schmutzigen Seitenstraße wartenden gelben Postwagen. Sie mußten noch fünf Stunden lang fahren. Der Wind blies über endlose Stoppelfelder. Fern, ganz fern am grauen trüben Horizont zeichnete sich eine Reihe entlaubter kleiner Kirschbäume ab, welche eine zweite Chaussee begrenzten.

Gunhild fror. Die Zugluft, die durch alle Fugen der klirrenden, schaukelnden alten Kutsche wehte, verursachte ihr klopfende und ziehende Schmerzen in den Zähnen. Ihre Begleiterin schlief die längste Zeit. Ermunterte sie sich hin und wieder, so bot sie Gunhild verkrümmte Butterbrote an. Sie blieben die beiden einzigen Passagiere.

Gegen Abend rasselten sie durch ein feuchtes Thor und dann eine mit spitzen Steinen gepflasterte Straße entlang. Zu beiden Seiten standen einstöckige Häuser mit rosa oder hellgrünem Kalkbewurf. Ihre kleinen Fenster waren mit Blumentöpfen angefüllt, und neben den Hausthüren befanden sich Bänke, auf denen die Bewohner an schönen Sommerabenden zu sitzen pflegten, die jetzt aber gegen die Wand gekehrt waren, oder es schwammen Regenlachen darauf.

Einige Jungen liefen schreiend dem Postwagen nach, um sich ihm anzuhängen, verloren ihre Holzpantoffeln und wurden vom Kutscher mit Peitschenknallen und zornigem Fluchen davongetrieben.

Aus dem Thor einer Schmiede, in der ein Feuer prasselte, stürzte ein aufgeregter Spitz. Andere Hunde, kleine und große, folgten kläffend seinem Beispiel.

Neben einem Klempnerladen mit funkelndem Messing- und Blechgeschirr hielt die Kutsche. Steif in den Gliedern entstiegen ihr die beiden Reisenden und legten ihr Gepäck in dem Flur des Posthauses nieder. Sie hatten nur wenige Schritte zum Hause der Großmutter zu gehen. Vor deren Thür stand der verstaubte Oleanderbaum, dessen sich Gunhild noch von ihrem letzten Besuch erinnerte, und derselbe süßlich muffige Geruch aus dem Materialwarenlädchen zu ebener Erde empfing sie im Flur. Oben an der weißgescheuerten Treppe stand die Großmutter und hielt ihr Taschentuch in der Hand.

Gunhild war ihr über den Kopf gewachſen.

„Da iſt das Kind,“ ſchrie die Couſine auf halber Höhe der Treppe. „Ich muß ſchnell nach Hauſe, ſonſt brummt der Alte!“

So viel erhabene, ſchöne und ſeltſame Bilder glitten ſpäter, während ſie im rauſchenden Lebensſtrom ſich treiben ließ, an Gunhilds Augen vorüber, und ſie vergaß ſie wieder. Aber was ſie an dieſem Tage ihrer Ankunft in Hattersleben ſah und hörte, blieb bis auf die geringſten Kleinigkeiten ihrem Gedächtnis eingeprägt.

In der Wohnſtube der alten Frau war nichts verändert. Die Vaſe von blauem Glaſe ſtand noch mitten auf dem Tiſch. Über dem Sofa mit ſeinen Rückenkiſſen aus unvergänglicher Perlenſtickerei blickten die flachen Paſtellbilder der Großeltern noch ebenſo ſtarr und gleichgültig in die beſcheidene Welt. Zwiſchen dem abgenutzten Mobiliar ſtanden unvermittelt einzelne Stücke aus einer neuen luxuriöſeren Zeit — Geſchenke des Sohnes und der Schwiegertochter. Während Gunhild ihre Sachen ablegte, trippelte das Mütterchen von einem dieſer Gegenſtände zum anderen, ſtrich liebkoſend darüber hin und ſchleppte die Dinge heran, ſie Gunhild zu zeigen. Sie lächelte dabei mit ihrem zahnloſen Munde wie ein ganz kleines Kind. Gunhild ſah, daß ſie ſich mit einem ſchönen Seſſel abmühte, und trug denſelben dienſteifrig zum Tiſch. Die Großmutter rückte aber noch etwas daran und nahm einige Staubflöckchen von dem Polſter. Dann ſetzte ſie ſich auf einen alten Rohrſtuhl daneben.

„Zu Weihnachten kam der,“ ſagte ſie. „Weihnachten vor einem Jahr, ja — ja — ja.“

Sie hatte nun alle ihre Kinder überlebt, drei an der Zahl. Röschen ſtarb im Wochenbett, und Franz war bei einem Brande ein Ziegelſtein auf den Kopf gefallen.

Gunhild kniete mit überwallender Liebe neben der Alten nieder, die mit krummen Fingern zärtlich über ihr Haar taſtete.

„Fru Paſtern, Se haben noch keinen Kaffee rausgegeben, oder ſoll ich gleich Suppe kochen?“ Eine robuſte Magd ſtürzte mit dieſer laut geſchrienen Anfrage ins Zimmer. „Geben Se man de Schlüſſel her, das Frölen is hungrig.“

„Ja — nein doch, Line — ja — nein!“ ſtotterte die alte Frau verwirrt und hielt ihr Schlüſſelkörbchen ängſtlich unter der Schürze verborgen. Aber Lina entriß es ihr, griff nach den Schlüſſeln und ſtürmte davon, während die alte Frau zu weinen begann.

„Sie iſt ſo grob,“ klagte ſie der Enkelin hilflos. „Ich wollte ihr noch ſagen, ſie ſoll doch Kuchen holen für mein Töchterchen.“ Sie rief, aber der Unhold kam nicht wieder, bis Gunhild ging, um ſie zu rufen, und ſie auf der Treppe mit einer hageren Perſon in einer ſchmutzigen Haube ſchnatternd fand. Beide kamen nun herein, die Hagere muſterte Gunhild mit einem falſchfreundlichen Lächeln von oben bis unten, ging zu ihrer Reiſetaſche, hob ſie auf, drückte an dem Schloß und beſah ſie von allen Seiten.

Die alte Dame ſuchte unterdeſſen in ihrem Portemonnaie nach Münze, und um dieſe zu erkennen, wieder nach ihrer Brille. Einige Geldſtücke rollten unter den Tiſch. Line bückte ſich, ſie aufzuheben, doch die alte Frau nahm ihr das Geld mißtrauiſch aus der Hand und wählte anderes.

Dazu lachte die Magd laut und höhniſch, hielt ihr die Pfennige in der flachen Hand entgegen und ſchrie: „Na, damit kann ich doch kenen Kuchen koſen! Man nich knauſerig! Für gutes Geld giebt's gute Ware.“

„Frau Paſtorin,“ fiel das ältere dürre Weib mit ſalbungsvoller Sanftmut ein, „die Line kann ja bei Senftlebens Makronenkuchen holen — Line, mach, daß du ſchnell wieder da biſt! Zeigen Sie mal her, Frau Paſtorin — hier haſt du eine Mark. Ich ſehe inzwiſchen nach dem Eſſen, Frau Paſtorin, ja. Das iſt alſo dem Herrn Doktor Kerſten ſeine Kleine, Frau Paſtorin, ja du lieber Gott, Frau Paſtorin, ich ſage immer, ſterben müſſen wir alle, das iſt nun mal ſo — Müllers ihre Kleine iſt nu auch weg — Krämpfe — ganz blau war ſie.“

„Lines Mutter,“ flüſterte die Großmutter Gunhild mit geheimnisvoll-ängſtlichem Ausdruck ins Ohr, als das Weib auf einen Augenblick die Stube verließ, „ſie führt dem Wirt unten den Haushalt.“

Draußen entſtand ein lauter Streit. Line brachte den Kuchen, ihre Mutter folgte ihr kauend und ſpann den Zank, von deſſen Veranlaſſung Gunhild kein Wort verſtand, noch eine Weile fort.

Die alte Frau nötigte Gunhild, nachdem ſie miteinander ein Waſſerſüppchen gegeſſen hatten, worein zur Feier von Gunhilds Ankunft aus einem ſtaubigen Fläſchchen ein wenig Obſtſaft gegoſſen wurde, zu den ſchwer errungenen Makronen. Aber Gunhild hatte keinen Appetit und nahm nur aus Höflichkeit.

Dann polterte es draußen auf der Treppe. Ein liebevolles Lächeln verdrängte plötzlich den kindiſchen Ausdruck auf dem Geſicht der Greiſin.

„Röschens Jungen! die wollen dir guten Tag ſagen, Gunni!“

Röschen war das Kind ihrer verſtorbenen Tochter, ein ganzes Teil älter als Gunhild und ſchon ſeit mehreren Jahren verheiratet.

„Noch nicht zu Bett, Ihr Schelme?“ rief die alte Paſtorin den beiden ſtämmigen Kerlchen entgegen, als ſie mit gewaltigem Lärm, die Thür hinter ſich zuſchlagend, ins Zimmer drangen, wo ihre Stiefel ſofort einen böſen Geruch verbreiteten.

Die zwei kleinen Bengel ſtarrten Gunhild mit runden waſſerblauen Augen an und ſchrien, indem der ältere jedesmal den Satz begann und der Kleinere alles getreulich wiederholte: „Großmutter, du haſt Kuchen!“

„J, wer ſagt euch das?“

„Line hat welchen von Senftlebens geholt, Karl Schade hat's geſagt! Na — eingeſchloſſen, mißtrauiſche Hexe!“

„Mißtrauiſche Hexe!“ kreiſchte der Kleinere wie ein Papagei.

„Großmutter — ſo, haha! Hier hat ſie den Schlüſſel unter die Tiſchdecke verſteckt. Großmutter, wir ſind dir über, ſagt Vater!“

„Ihr ſeid böſe Jungen!“

„Uf, der Staub! Großmutter, hier kannſt du auch mal auswiſchen!“

Sie ſtopften ſich die ſchmutzigen kleinen Mäuler und die Taſchen voll und ſtolperten ohne Gruß und Dank davon, der Kleine immer hinter dem Großen her.

„Die wilden Jungen — ja, ja, ja — Röschen hat viel Not mit ihnen,“ ſagte die alte Dame wehmütig. Unſicher trippelte ſie mit ihrem Heiligtum, dem geſtickten Schlüſſelkörbchen, in der Stube umher. Sie zog Gunhild am Ärmel und lächelte und winkte ihr geheimnisvoll zu, als ſie es unter der Fenſtergardine verborgen hatte. Gunhild ſah hinter dem Rücken der alten Dame Lines Geſicht durch den Thürſpalt grinſen.

* * *

Am nächſten Sonntag war Gunhild mit der Großmutter bei Röschen und ihrem Manne, einem wohlhabenden Schnittwarenhändler, zu Tiſch geladen. Gunhild gab ſich Mühe, heiter und geſprächig zu ſein, denn es überkam ſie eine Scham, ſich beſſer und feiner zu fühlen als die Menſchen, die ſie jetzt umgaben und die doch ihre Verwandten waren. Sie erzählte von Griechenland und Italien, und bei der Erinnerung daran wurde ſie ganz lebhaft.

„Du, italieniſch verſtehen wir hier nicht,“ unterbrach Röschen ſie, als Gunhild ein Fremdwort brauchte. Röschen ärgerte ſich, daß ihr Mann dem Kinde mit ſo viel Intereſſe zuhörte. Der Schnittwarenhändler ſtieß ſeine Frau vergnügt in die Seite, während Gunhild dunkelrot geworden war.

„Was meinſt du, Frau, der Blumenkorſo in Monaco? da wollen wir mal hin, wenn's Geſchäft was abgeworfen hat!“

„Du alter Lüderjahn,“ antwortete Röschen mit lautem Lachen. Ihr Geſicht war von dem guten Eſſen und dem engen Sonntagskleid hoch gerötet, ſie warf ſich im Stuhl zurück und ſtreckte Meſſer und Gabel in die Höhe. „Das glaube ich ſchon! Das wäre was für dich! Fritz! du ſollſt doch nicht mehr! Nein, dieſer Junge!“

Fritz — er wurde, um den Patriotismus der Familie zu bezeugen, der Kronprinz genannt, während Otto der Reichskanzler hieß — hatte ſich bei ſeines Vaters ausſchweifenden Phantaſien der Weinflaſche bemächtigt und ſie mit ſeinen kugelrunden Fäuſten an den Mund geſetzt.

„Nein, der Junge,“ rief ſein Erzeuger mit väterlichem Stolz, „wird ſich doch regulär einen antrinken!“

Inzwiſchen fuhr der Reichskanzler mit ſeinem Suppenlöffel ins Kompott.

Niemand kam wieder auf Italien zu ſprechen.

Sie fühlten ſich wohl in ihrem kleinen Kreiſe. Sie hatten alles, deſſen ſie bedurften, und keines ſehnte ſich nach etwas ande-

rem. Wer mochte wiſſen, ob dem Fremden zu trauen war?

Der alten Mutter war ſelbſt der ferne Sohn auf ſeinem glänzenden Lebenswege mehr und mehr ein unbeſtimmtes Phantaſiebild geworden. Die Enkelin in der nächſten Straße, die kleinen Bengel, der Schnittwarenhändler und ſeine Schaufenſter, ja, die beiden häuslichen Megären und „der Wirt“ bewegten ihr Intereſſe intimer und heftiger als ſein jäher Tod.

Von dem Hauswirt war in der Familie ſehr viel die Rede, immer in geheimnisvollen Andeutungen und unter der ſcherzhaften Bezeichnung: der alte Schmutzfinke.

Gunhild ſah die myſteriöſe Perſönlichkeit in einem grauen Schlafrock, Filzpantoffeln und einer ſchmierigen Zipfelmütze zuweilen aus der dunklen Stube hinter dem Lädchen in den Flur gucken, wenn die klingelnde Glocke der Hausthür ihren Eintritt meldete. Der Handel im Kramlädchen wurde von einem jungen Menſchen mit mitleiderregenden Froſtbeulen an den Händen beſorgt. Der Wirt beſchränkte ſich auf die Kontrolle des Verkehrs in ſeinem Beſitztum. Gunhild fürchtete ſich vor ihm. Sie bekam durch die ihr unverſtändlichen Bemerkungen den Begriff von etwas Schrecklichem, das dort unten vor ſich gehe.

Wie war es nur möglich geweſen, daß ihr Vater ſie, ſeine Wunderblume, ſeinen kleinen Edelſtein hierher geſchickt hatte?

Ihr Geſchmack und ihr Empfinden waren bereits unkindlich überfeinert, ſie litt beinahe unter allem, was ſie um ſich her ſah und hörte.

„Ich wünſche, daß meine Tochter in einfachen und natürlichen Verhältniſſen aufwächſt, wenn ich ſie nicht mehr leiten und vor Schaden behüten kann,“ ſtand in dem Schreiben, welches Doktor Kerſten ſeinen letzten Willen genannt hatte.

Gunhild erinnerte ſich, daß er immer mit großer Achtung von ſeinen Verwandten in dem kleinen Städtchen geſprochen hatte. Aber es kam ihr vor, als ſei bei ihrem letzten Beſuch vor fünf Jahren alles in Hattersleben ganz anders geweſen. Der Schnittwarenhändler war erſt kürzlich aus einem Hamburger Geſchäft gekommen, Doktor Kerſten rühmte ſeine weltmänniſchen Manieren und ſein tüchtiges Streben. Er hatte ſich an Röschens unbefangener Munterkeit erfreut. Und von den frechen, verzogenen kleinen Jungen gab es erſt den Fritz, der ein drolliges Baby war. Ja — und die Großmutter? Röschen hatte immer geſchrieben, ſie ſei wohlauf und ganz unverändert. Sie war ja auch geſund. Aber war denn ſonſt keine Veränderung mit ihr vorgegangen?

Gunhild ſuchte ſich nützlich zu machen. Aber die alte Frau wurde durch ihren Dienſteifer beunruhigt. Line betrachtete Gunhilds ſchüchterne Verſuche als eine Einmiſchung in ihre Rechte und wurde ſo grob, wie Gunhild noch niemals ein weibliches Weſen hatte werden ſehen. Da gab ſie erſchrocken ihre unwillkommenen Bemühungen auf.

Das unwürdige Bild des ewigen kleinen Krieges und der unbegreiflichen Freundſchaft der lieben alten Frau mit ihren unholden Hausgeiſtern bedrückte Gunhild. Erſt ſehr viel ſpäter begriff ſie die demoraliſierende Macht der Gewohnheit, welche die arme Alte in den Klauen der ſie beſtehlenden und ausſaugenden Frauenzimmer hielt, weil der geringſte Widerſtand gegen ſie ſeine Rückwirkung auf den von Mutter und Tochter gemeinſam beherrſchten „alten Schmutzfinken“ in der muffigen Ladenſtube unten ausgeübt haben würde.

Er konnte der alten Frau ja kündigen!

Sie hatte faſt ein halbes Jahrhundert in der Wohnung gehauſt. Auf dem Fenſtertritt hatte ſie Röschen ſenior den Brautkranz aufgeſetzt. Dort am Ofen ſtand der Richard, der Herr Doktor, ſeine vornehme kleine Frau im Arm, um ſie ihr feierlich vorzuſtellen. In der Sofaecke war Franz, ihr Jüngſter, nach dem Brandunglück hingeſiecht und langſam in Blödſinn verfallen.

Der Gedanke an einen Umzug aus dieſen Räumen in ein neues Quartier war das Geſpenſt der alten Frau. Sie begann jämmerlich zu weinen, ſowie jemand davon reden wollte, und fügte ſich in alles lieber, als daß ſie ſich einer ſolchen Gefahr ausſetzte.

Gunhild wurde unluſtig zu allem und ſehr müde. Sie gähnte den ganzen Tag. Abends, wenn ſie ihr Vaterunſer ſprach, gewöhnte ſie ſich daran, die Bitte hinzuzufügen, der liebe Gott möge ſie am anderen Morgen nicht

wieder erwachen lassen. Selbst den Trost, in ihren Träumen mit ihren Eltern zu verkehren, mußte sie entbehren lernen.

Häufig beschäftigte sie sich mit dem Plane, in die weite Welt hinauszulaufen. Sie besaß eine hohe Meinung von ihrem musikalischen Talent, das in ihrer jetzigen Umgebung ganz unbekannt blieb, und war überzeugt, es werde ihr ohne Schwierigkeiten einen sicheren Erwerb, ja Ruhm und Reichtum verschaffen. Doch das Versprechen, sich nicht zur Künstlerin auszubilden, schob der Ausführung solcher Phantasien ein für allemal einen Riegel vor. Dieses Versprechen, das Gunhild unter anderen Verhältnissen schnell wieder vergessen haben würde, bekam durch den jäh darauf folgenden Tod ihres Vaters eine schrecklich-heilige Bedeutung. Gunhild konnte sich nicht von dem unbestimmten Glauben losmachen, daß beides von einer unsichtbaren Hand in Beziehung zueinander gebracht sei, um ihren in dem zarten Mädchenkörper ungestüm sich regenden Lebensdrang heilsam zu beschränken.

So mußte sie es denn schon auf sich nehmen, dieses neue trübe, nutzlose Dasein.

Ihr Gesundheitszustand wurde schlechter, seit sie in Hattersleben weilte. Sie war den ganzen Winter hindurch erkältet und litt viel an Zahnweh. Ihr feines sanftes Gesichtchen verlor den überaus duftigen zarten Farbenschmelz, der ihm einen besonderen Zauber verliehen hatte. Ihre Haltung wurde schlaff, ihr Gang nachlässig schlürfend und ihre Augen, die für gewöhnlich still und von unbestimmter Farbe, plötzlich dunkel und lebendig werden konnten und dann eine strahlende Schönheit bekamen, hatten jetzt einen trüben und wehmütigen Ausdruck, welchen einige empfindsame Gemüter in Hattersleben poetisch nannten.

* * *

„Nenne mich du! Aber nicht Tante! Das tantet und onkelt sich hier in der Stadt — wird dir nicht auch schon ganz übel dabei? Für dich bin ich Lilla! Wir sind beide fremd unter den anderen, wir müssen zusammenhalten!“ Die junge Frau Syndikus Kersten faßte Gunhild nach dieser Freundschaftserklärung bei den Händen und seufzte, den kleinen Pudelkopf schüttelnd: „Du himmlisches Geschöpf!“

Es war bei Gunhilds erstem Besuch. Die Scene fand im Schlafzimmer der Frau Syndikus statt, wohin sie, lebhaft und erregt, Gunhild gezogen hatte.

Eine von den Feindschaften, welche mit queckenhaft langen und zähen Wurzeln durch Generationen von Hattersleben Bürgern herabreichte und ihren ursprünglichen Grund in Empfindungen längst verstorbener Menschen, in Ereignissen längst vergangener Zeiten fand, grünte und blühte zwischen Gunhilds nächstem Verwandtenkreise und dem Zweige der Familie Kersten, dem „die Syndikus“ angehörte. Röschen und Minna wollten Gunhild den Umgang mit dieser Cousine nicht gestatten. Sie wurde dadurch für Gunhild gewissermaßen geheiligt, und das Mädchen bekam die Idee, da warte ihrer etwas Außergewöhnliches — vielleicht gerade das, was sie um sich her suchte und nicht fand. Die Erscheinung der jungen Frau Syndikus Kersten erinnerte an ihre Reisen, an die Promenaden in Rom und Nizza — dort hatte sie solch gelbes, künstlich verwirrtes Haar gesehen und den excentrischen Kostümschnitt, den diese Hattersleben Familienmutter aufnahm, nachdem er von seinen zweifelhaften Trägerinnen in der großen Welt beiseite geworfen war.

Als die Frau Syndikus Gunhild eines Tages auf der Straße zu ihren Künstlerabenden einlud, sagte sie eifrig zu, ohne Röschen zu benachrichtigen.

Daß man in Hattersleben die Künstlerabende „der Syndikus ihre Bacchanalien“ nannte, hatte die Großmutter vergessen und Gunhild wußte es nicht. Sie hegte die größten Erwartungen und freute sich so unsinnig, wie man sich nur mit fünfzehn Jahren und aus einer Trauerzeit heraus freuen kann.

Nachdem die Frau Syndikus ihren Gefühlen ein wenig Luft gemacht hatte, löste sie Gunhild das Haar auf, drapierte ihr eine braune Decke um die Schultern und flüsterte: „Mignon.“

Dann öffnete sie die Thür zu dem Nebenzimmer, aus dem ein kindliches Kreischen und Toben scholl, und rief laut und hell: „Mignon!“

Ein langhaariger Mann mit einem schwarz-

gefärbten Zwickelbart erhob sich von einer Chaiselongue unter einer Art von Zelt aus türkischrotem, mit Halbmonden bedrucktem Kattun und blieb dort, einen Seufzer der Bewunderung ausstoßend und die Arme ausbreitend, in einer theatralischen Pose stehen. Ein anderer junger eleganter Herr setzte ein kleines Mädchen im Nachthemd, welches auf seinen Knien hockte, an den Boden und rief: „Ah, charmant!"

Hatterslebens Polterabendsdichterin, ein altes dürftiges Dämchen, erhob ihre Augen hinter der Brille von einer rätselhaften Arbeit aus mikroskopisch feinen, grünen Glasperlen und wiederholte feierlich: „Mignon!" Dabei dachte sie an ein Öldruckbild im Laden von Konditor Senftleben.

Das zweite, etwas größere Töchterchen der Frau Syndikus, ebenfalls im Nachthemd, kümmerte sich gar nicht um die Vorstellung, sondern schrie ihrer Mutter entgegen: „Mamachen, Sine will nicht wieder ins Bett!"

Gunhild stand verlegen, überwältigt von einer plötzlichen Reue, daß sie sich zu diesem Mummenschanz hergegeben, in der Thür des Zauberkabinettes. So nannte der Syndikus das türkische Boudoir seiner Frau. Übrigens ging er ihren Künstlerabenden aus dem Wege und saß zu dieser Stunde beim Bier in der Ressource.

Die Frau Syndikus flog durch das Zimmer und blies die Lampe aus, so daß nur noch eine Ampel mit einer rosa Glasglocke das Gemach beleuchtete, während sich aus der verlöschten Lampe ein intensiver Petroleumqualm verbreitete.

Der Alte mit den langen Haaren that zwei große Schritte zum Klavier und begann Schumanns Mignonlied zu spielen. Der junge Elegant deklamierte affektiert:

„Und Marmorbilder stehn und sehn dich an —
Was hat man dir, du armes Kind, gethan?"

Er war Referendar und fühlte das Talent eines großen Schauspielers in sich, welches er aus Rücksicht auf seine Familie unterdrückte.

Frau Syndikus schwebte auf der Lehne der Chaiselongue und zog aus irgend einem nur ihr bekannten Grunde die Nadeln aus ihrem Haar, schüttelte es über ihre Schultern herab, warf sich seine hellen Strähne über ihr blasses, unruhiges Gesicht und blinzelte schelmisch daraus hervor, während sie die Klagen ihrer Tochter Mille: Sine habe sich dem Herrn Referendar aufs Knie gesetzt und Sine solle ins Bett gehen, völlig unbeachtet ließ.

Alles geriet ein wenig aus Rand und Band. Die Frau Lehrer Pfeifer, die alte Dame mit den grünen Glasperlen, ging unsicher in der Stube umher und versuchte etwas Außergewöhnliches zu thun. Sie nahm ein paar Blumentöpfe von einer Etagere und stellte sie neben Gunhild auf den Tisch. Musikdirektor Göpfel hatte zu spielen aufgehört und sich von dem Wein eingeschenkt, der auf demselben Tischchen stand. Der Referendar kniete neben der Frau Syndikus auf der Chaiselongue, spielte mit ihren Haaren und flüsterte mit ihr. Der alte Musiker kam auf Gunhild zu und nannte sie: mein schönes Kind. Mille und Sine waren in Streit geraten und keiften mit ihren gellenden Kinderstimmen aufeinander los.

Gunhild fand alles dumm und abgeschmackt. Sie zog sich ins Schlafzimmer zurück, um sich anzukleiden. Der Alte schlich ihr nach und versuchte ihre Hand zu tätscheln. Gunhild entriß sie ihm mit einer solchen Gebärde des Abscheues, daß er, eine feige Entschuldigung murmelnd, davonging.

Wie als kleines Mädchen, wenn man sie zu Kindergesellschaften gebeten hatte und die Lust der anderen am höchsten stieg, überkam Gunhild das Verlangen, sich fortzustehlen und auszuweinen. Schüchtern schlich sie in die Küche, wo Line schon wartete, um sie nach Haus zu bringen. Niemand achtete ihres Verschwindens.

* * *

„Es scheint ja gestern wieder recht lustig bei der Syndikus hergegangen zu sein! ... Und du warst auch dabei, Gunhild?" sagte Röschen bissig, als sie am nächsten Morgen die Großmutter besuchte. „Hat sie dir ihre sämtlichen Liebhaber vorgestellt? — Und du —! noch in Trauer — und gehst in die Konfirmandenstunde! Pastor Eichner wird ein schönes Gesicht machen!"

Gunhild konnte sich nicht mit gutem Gewissen verteidigen. „Aber Liebhaber waren

nicht da, ich habe keine geſehen," antwortete ſie kleinlaut und trotzig.

Röschen lachte laut auf. Ihr Mann, der Schnittwarenhändler, entfeſſelte wochenlang auf allen Bierbänken von Hattersleben ungeheure Heiterkeit mit dieſer Geſchichte.

Als die nächſte Konfirmandenſtunde zu Ende ging und die übrigen Mädchen das Zimmer verließen, forderte Paſtor Eichner Gunhild auf, noch zu bleiben, er habe mit ihr zu reden. Die Mädchen ſtarrten ſie neugierig an, ſteckten die Köpfe zuſammen und kicherten höhniſch. Sie konnten Gunhild nicht leiden, weil ſie ſo ſchweigſam zwiſchen ihnen ſaß. War eine beſonders ſchwierige Frage zu beantworten, ſo wandte ſich Paſtor Eichner gewiß an Gunhild, und die beiden hatten dann Auseinanderſetzungen, die weit über die Köpfe der anderen hinweggingen.

Paſtor Eichner war ein junger begeiſterter Diener ſeines Gottes, unverheiratet und erſt ſeit einem Jahre in Hattersleben angeſtellt.

In dem großen, nach dem überheizten eiſernen Ofen riechenden Schulzimmer mit ſeinen jetzt leeren, ſtaubigen Bänken begann er zu Gunhild ernſt über die ihm zu Ohren gekommenen Gerüchte zu reden: Eine Konfirmandin hatte ein öffentliches Ärgernis gegeben — leider ſeine beſte Konfirmandin! Innerlich hielt er das Mädchen für ganz unſchuldig. Aber indem ſie ſich zu einer ſo übel beleumundeten Frau, wie die Syndikus Kerſten, hingezogen fühlte, zeigte ſich bei ihr doch vielleicht ein bedenkliches Symptom.

Gunhild unterbrach ſeine Fragen mit einem ſo verzweifelten Aufweinen, daß er einen unvorhergeſehenen Weg einſchlagen und nur beruhigen und tröſten mußte.

Sie rang faſſungslos die Hände. Es fehlte nicht viel, und ſie hätte ſich vor ihm auf die Erde geworfen.

Er konnte nicht wiſſen, welch ein angeſammelter Jammer ſich hier Bahn brach, und entſetzte ſich über die Exaltation, in die das ſtille, vornehme Mädchen plötzlich verfiel.

„Sie haben eine gefährliche Natur, Kind," ſagte er. „Es iſt eine klare und tiefe Auffaſſung der ewigen Wahrheit in Ihnen. Aber dieſe leidenſchaftliche Heftigkeit kann Sie auf abſchüſſige Bahnen lenken, die Sie in der That ja auch ſchon betreten hatten. Der Herr führt uns wunderbarlich, aber wir müſſen ſeiner Fügung vertrauen und nicht eigene Wege gehen! — Gunhild," fuhr Paſtor Eichner fort, und ſeine Worte klangen wie ein Bekenntnis: „Der Wille des Menſchen muß gebrochen werden und das koſtet heißen Kampf. Laßt uns nicht aufhören zu ringen mit dem eigenen Fleiſch!"

Der Mann dachte an Stunden wilden Gebetes, in denen er die eigene ungeſtüme Lebenskraft und einen raſenden Ehrgeiz niederzwang ins Joch der alltäglichen Hattersleben Seelſorgerpflichten. Das zitternde Mädchen vor ihm faltete die Hände und verſprach mit erſchrockenen Augen, ihren Willen zu brechen.

Sie wurde von da ab noch ſtiller; die gemeinſamen Singübungen, zu denen die Frau Syndikus ſie zu bewegen ſuchte, wurden ſchen von ihr zurückgewieſen, bis die flatterhafte Frau in ihren Bemühungen, die Freundſchaft des Mädchens zu gewinnen, erlahmte und ſich nach anderen Zerſtreuungen umſah.

Die Großmutter beſaß kein Klavier, und ſo war denn keine Gelegenheit weiter für Gunhild vorhanden, ſich auf irgend eine Weiſe mit Muſik zu beſchäftigen.

(Fortſetzung folgt.)

# Die Städte und die Fürſtenmacht in der Mark Brandenburg während des Mittelalters.

Von

**Ludwig Viereck.**

Die deutſche Beſiedelung des oſtelbiſchen Gebietes iſt ein Beiſpiel, was deutſcher Wagemut und Fleiß, deutſche Thatkraft, Umſicht und Ausdauer im Mittelalter vermocht haben. In langen, wilden Kämpfen ſuchten die deutſchen Waffen, der Kultur jene Strekken wiederzugewinnen, die einſt Germanen bewohnt hatten, die aber während der Völkerwanderung von ihnen verlaſſen und von den nachdrängenden Slaven beſetzt waren. Seit den Zeiten Karls des Großen war das eine der weſentlichſten Kulturarbeiten des deutſchen Mittelalters. Aber was hier Männer wie Heinrich I. und Otto der Große für die Begründung und Ausbreitung des Chriſtentums und damit der Geſittung überhaupt geſchaffen hatten, das wurde wieder von den Slaven grauſam zertrümmert, wenn innerer Hader die Kraft des Reiches ſchwächte, oder wenn die Kaiſer ihre Macht für die Gewinnung Italiens einſetzten und den Norden ohne kräftige Leitung ließen. Das wurde erſt unter Lothar von Sachſen und den beiden erſten Hohenſtaufen anders, als um die mittlere Elbe der Askanier Albrecht der Bär und im Norden der Welfe Heinrich der Löwe planmäßig und mit allem Nachdruck den notwendigen Kampf gegen die dem germaniſchen Weſen feindſelige ſlaviſche Welt aufnahmen.

Aber während der unbändige Löwe ſich durch ſyſtematiſche Ausrottung des Slaventums ſeine Eroberungen ſicherte, gewann Albrecht der Bär in der richtigen Erkenntnis, daß Waffen allein nicht die deutſche Herrſchaft begründen könnten, den größeren Teil des neuen Gebiets auf friedlichem Wege. Dabei war er ſtets gerüſtet, um den widerſpenſtigen Wenden mit der nötigen Macht begegnen zu können. Die Slaven waren eigentlich noch nicht zu feſten Städten gelangt. In den weiten, äußerſt dürftig bebauten Strecken gab es wenig feſte Orte als Mittelpunkte ſlaviſchen Lebens und des Verkehrs mit Fremden. Unwirtlich war das Land, unbeſtellt und ungerodet der größte Teil ſogar des beſſeren Bodens und lieferte dem zu langer und ſchwerer Arbeit wenig geneigten Slaven nur geringen Ertrag. Der Slave fand es bequemer, in Flüſſen und Seen zu fiſchen, in den großen Wäldern ſeine Schweine zu hüten, als den Acker mit dem Eiſenpflug in ſaurer Arbeit zu beſtellen. So war die Priegnitz ein Wald, und von der Netze bis in den heutigen Weizenacker von Pyritz und Stargard erſtreckte ſich der „öde und entſetzliche Wald, der Pommern und Polen trennte“. Zum Handel zeigte der Slave ein natürliches Geſchick. In Jumin (Wollin), dem Mittelpunkte des Verkehrs am Oſtſeeſtrand, bis die Dänen es zerſtörten, tauſchte er für wendiſches Leinen und preußiſchen Bernſtein die Erzeugniſſe des Südens ein. Am liebſten aber verſchaffte er ſich auf räuberiſchen Fahrten leichten Gewinn.

In dieſes weite, ſpärlich bebaute und bewohnte Land lenkte Albrecht der Bär, beſonders nachdem er durch Erbſchaft das Land des Fürſten Pribislaw von Brandenburg

(nach 1150) gewonnen und somit mitten im Wendenlande festen Fuß gefaßt hatte, die vorwiegend deutschen Ansiedler. Fleißige Bauern und Bürger kommen auf seine Einladung aus Sachsen, Friesland, Westfalen, Holland herbei und schaffen unwirtliche Strecken in wohl angebaute Landstriche um. Freundliche Dörfer erstehen zu den alten wendischen, die nach deutscher Art umgestaltet werden. Die größeren slavischen Ortschaften werden zu deutschen Städten gemacht, in denen die Bürger, mit deutschem (vielfach mit dem Magdeburger) Rechte ausgestattet und durch Mauern geschützt, sicher wohnen und dem Ackerbau, dem Handel und Gewerbe mit Erfolg obliegen. Besonders waren es die Holländer, die außer manchem neuen Gewerbe den Backsteinbau in die Mark brachten, wo bis dahin nur der ungefüge, rohe, von den Sachsen entlehnte Feldsteinbau bekannt war. Zahlreiche zierliche Backsteinbauten finden sich noch heute in Jerichow und Umgegend, ferner in Brandenburg, Jüterbogk und bei Treuenbrietzen. Ritter vom Orden der Johanniter und Templer siedelte Albrecht neben seinen Kriegern an passenden Orten an, damit sie das Land sichern und die Bekehrung der Wenden fördern halfen. Denn auch die Kirche hat hervorragenden Anteil daran genommen, daß dies Land der deutschen Gesittung gewonnen wurde. In großer Zahl sind Cistercienser und Prämonstratenser ins Land gezogen und haben als Glaubensboten das Kreuz Christi an Stelle der Altäre des slavischen Swantewit und Triglaff errichtet, aber auch den Wald gerodet, Niederungen entwässert, Flüsse und Seen eingedämmt, mit der Meßkette die Grenze gezogen, mit Schaufel und Spaten und eisernem Gerät den Acker bearbeitet und mit Richtscheit und Beil Kirchen, Kapellen und Häuser errichtet. „Von den Klosterhöfen," sagt Ranke, „verbreiteten sich dann Muster und Antrieb über das Land." So haben hier die weltliche Macht und die Kirche in friedlichem Verein ein schönes Werk geschaffen, auf Grund dessen sich später der brandenburgisch-preußische Staat aufbauen konnte.

Aber Albrechts bewundernswerte Thätigkeit wurde erst dadurch gesichert, daß seine nächsten Nachfolger dieselben Wege wie er einschlugen. Je weiter sich die Herrschaft der Askanier nach Osten ausdehnte, desto erfolgreicher drangen auch christliche Kultur und deutsches Wesen vor. Besonders die Markgrafen Johann I. und Otto III. förderten die Gründung von Städten, in denen sie einen wichtigen Stützpunkt für die deutschen Ansiedelungen erkannten. Unter ihrer Gunst entwickelten sich besonders Berlin und Kölln aus armen slavischen Fischerdörfern zu großer Bedeutung, so daß sie den Hauptort Brandenburg überragten. Die wendische Burg Spandau schufen sie um 1230 zu einer deutschen Stadt um und gaben ihr das Brandenburger Recht. Von anderen Gründungen mögen nur Landsberg a. W., Bärwalde, Friedland, Küstrin, Frankfurt a. O. genannt werden. 1250 gewannen sie mit der Uckermark das wichtige Prenzlau. In der Altmark gelangten Stendal und Salzwedel durch Handel und Gewerbfleiß zu einer hervorragenden Stellung. So haben sich die Marken unter den Askaniern schnell und glänzend entwickelt. Alle deutschen Ansiedler saßen als freie Leute auf ihrem Besitztum und waren dem Herrscherhause dankbar, daß ihnen hier mit der neuen Heimat ein sorgenfreies, unabhängiges Dasein geschaffen war. Begreiflich ist deshalb die allgemeine Klage, die durch das Land zog, als die Nachricht von dem Hinscheiden Waldemars des Großen (1319) bekannt wurde, da damit das Aussterben des askanischen Hauses sicher bevorstand. Schwere Zeiten kamen über das Land und seine Bewohner, unter denen die Städter sich wohl ihre Rechte und Freiheiten sicherten, ein Beweis ihrer Kraft und ihres selbständigen Sinnes, aber die freien Bauern zu Leibeigenen herabsanken.

Die herrliche Schöpfung der Askanier ward während der fast ein Jahrhundert dauernden Wirrnisse dem Untergange nahe gebracht. Was Thatkraft, Umsicht und Fleiß geschaffen hatten, das ging großenteils durch den Neid der Nachbarn und durch die politische Kurzsichtigkeit der Herrscher zu Grunde. Kaiser Ludwig der Bayer hatte seinem noch unmündigen Sohn, Ludwig dem Älteren, die Mark Brandenburg nebst der Erzkämmererwürde 1324 verliehen. Mit Erfolg hatte dessen Vormund, Graf Berthold von Henneberg, die äußeren Gegner, z. B. die Polen, welche die Neumark und das Land Lebus in

eine Wüste verwandelt hatten, durch Verträge befriedigt und die inneren Schwierigkeiten beseitigt. Adel und Städte hatten die Herrschaft des wittelsbachischen Hauses anerkannt, zumal dies nicht zögerte, Rechte, Pfandschaften und Freiheiten zu bestätigen oder neu zu gewähren. Aber die traurigen Zustände im Reiche wirkten auch auf die Marken zurück. Schwer drückten diese Bann und Interdikt des Papstes. Dann kamen die Zerrüttungen, die das Auftreten des „falschen Waldemar" verursachte. Wieder wurden Städte und Dörfer verheert. Die Pommern besetzten die Uckermark. Nur wenige Städte, wie Spandau, Brietzen, Frankfurt a. O., blieben Ludwig dem Älteren treu, der nicht zögerte, diese Treue zu belohnen („Treuenbrietzen"), als die Gefahr glücklich vorüber war. Wenn er sich auch in der Folgezeit bemühte, festen Fuß in der Mark zu fassen, wenn er auch Städte, wie Rathenow und Pritzwalk, gewann, so verlor er doch jede Neigung, die Herrschaft weiterzuführen, und trat daher 1351 die Marken an seine Brüder, Ludwig den Römer und Otto den Faulen, ab.

Aber ihre große Geldnot, die stets zu neuen Verpfändungen führte, ihre politische Kurzsichtigkeit wußte Karl IV. geschickt zu benutzen, indem er einen Vertrag mit ihnen schloß, der seinem Hause mit größter Wahrscheinlichkeit die Marken sicherte. Mit Hilfe des Magdeburger Erzbischofs wurden die widerstrebenden Städte für die Luxemburger gewonnen. Zwar machte Otto der Faule, als Karl IV. 1368 auf einem Römerzuge abwesend war, den Versuch einer selbständigen Politik, indem er vor allem verpfändete Gebiete zurückgewann, so z. B. Brandenburg und Prenzlau. Aber nach Karls Rückkehr verstand dieser es wieder, ihn aus den Marken fortzulocken; durch diplomatische Geschicklichkeit brachte Karl es dahin, daß Otto für sich und das wittelsbachische Haus auf die Marken verzichtete. Die Erwerbung der Mark war ein diplomatisches Meisterstück Karls IV., der nach Rankes Worten wie kein Kaiser im Mittelalter die weltumfassende Politik mit dynastischen Zwecken zu verbinden wußte.

Sehr segensreich war Karls Wirken für die Mark. Mit Nachdruck sorgte er für den Landfrieden. Bürger und Bauer begannen aufzuatmen, als die Wegelagerei eingeschränkt wurde. Das Hofgericht zu Tangermünde ward wieder eröffnet. Verpfändete Gebiete, wie Uckermark und Priegnitz, wurden zurückgewonnen. Damit der Handel der Ost- und Nordsee den Marken zu gute komme, sollten Oder und Elbe die Hauptverkehrsadern werden; daher wurden Frankfurt a. O. und Tangermünde zu wichtigen Stapelplätzen umgeschaffen. In dem „Landbuch der Mark Brandenburg" ließ er den Besitzstand der einzelnen Städte und Herren feststellen. Aus ihm ersehen wir, wie reich damals die Städte an liegenden Gründen waren. Bereitwillig zahlten die Stände Karl IV. die Steuern, fühlten sie doch, daß ein tüchtiger Landesherr gebot und mit Umsicht und Kraft die Zügel der Regierung zum Nutzen des gesamten Landes führte.

Aber all die berechtigten Erwartungen, die besonders die Städte an Karls Thätigkeit knüpften, nahm er 1378 mit ins Grab. Die trübste Zeit brach für die Marken an. Sigismund, Karls Sohn, sah in ihnen nur eine Geldquelle und kümmerte sich nicht um sie. Statthalter schalteten nach Willkür und mußten Rechte auf Rechte verpfänden. Altmark und Priegnitz verpfändete Sigismund an seine Vettern Jobst und Prokop, die Neumark an den deutschen Ritterorden. Noch willkürlicher herrschte Jobst. Seine Statthalter verschleuderten, um die Habgier ihres Gebieters zu befriedigen, für schnödes Geld Rechte über Rechte, z. B. Münzrecht und Blutbann. Weder Adel noch Städte hatten Achtung vor der landesherrlichen Gewalt. Handel und Gewerbthätigkeit gingen zurück, die feindlichen Nachbarn plünderten, wo sie konnten; die meist wenig vermögenden Adeligen schauten voll Neid und Gier auf den Wohlstand der Städter und machten sich diesen durch Wegelagerei und durch offenen Krieg zu nutze. Die Zeit der Quitzows bezeichnet den Höhepunkt der inneren Wirren und der trostlosen Lage. Mehr als zwanzig feste Schlösser und Städte (z. B. Plaue, Friesack, Rathenow, Köpenick u. a.) hatten die Quitzows in ihrer Gewalt; fast sämtliche Handelsstraßen beherrschten sie. Sie waren die Gebieter im Lande und hatten nur Hohn und Spott für die Bedrückten, wenn diese

ihre Klagen erfolglos vor Jobst oder vor Kaiser und Reich brachten. Die Verneinung jeder Einheit und jeder Regierung war zum Grundsatz erhoben worden. Diese heillosen Zustände muß man sich vergegenwärtigen, wenn man das Wirken der ersten Hohenzollern in den Marken richtig würdigen und verstehen will.

Sigismund, der durch seine unausgesetzten Verpfändungen so viel Unheil über die Marken gebracht hatte, erkannte, daß eine kräftige Hand hier nötig sei. Als die Lande nach dem Tode Jobsts (1411) ihm wieder zugefallen waren, ernannte er Friedrich VI., Burggrafen zu Nürnberg, „zu einem rechten Obristen und gemeinen Verweser und Hauptmann über die Mark". Aber weder die Städte, die über die letzten Hauptmannschaften traurige Erfahrungen gesammelt hatten, die ebensosehr durch Anschluß an den neuen Verweser den Zorn des gewaltthätigen Adels fürchteten, wie sie um den Verlust ihrer Gerechtsame besorgt waren, noch der Adel, der da meinte, ein Putlitz sei ihnen Markgraf genug, leisteten dem Abgesandten Friedrichs den Huldigungseid. Auch den Nachbarn lag viel daran, „den Tand von Nürnberg" fernzuhalten, da ein starkes Regiment in den Marken nicht zu ihrem Vorteil war. Gelang es, ihn fernzuhalten oder ihm den Aufenthalt in der Mark zu verleiden, dann entwickelten sich die Dinge wie bisher weiter, und jeder nahm, was er fassen konnte.

Friedrich erschien daher selbst 1412. Ungehindert ritt er mit glänzendem Gefolge in Brandenburg ein, wohin er die Stände zur Huldigung lud. Zwar wurde Berlin-Kölln, das sich als Vorort und Hauptstadt des Landes zu fühlen begonnen hatte, durch Verhandlungen gewonnen. Aber keineswegs erschienen alle Städte und Ritter zur Huldigung. Schroffes und rasches Auftreten hätte nur die Zahl der Widerspenstigen vermehrt. Der Burggraf zog daher im Lande umher, um persönlich die Huldigung entgegenzunehmen. Da er maßvoll und besonnen auftrat, besonders die Bestätigungsurkunden unentgeltlich erteilte, faßten die Städte Vertrauen zu ihm. Aber die mächtigeren Vasallen hielten sich fern. „Was soll uns der Fremde?" höhnten sie, und die Quitzows riefen voll wilden Trotzes: Und wenn es auch ein ganzes Jahr sollte Markgrafen regnen, sie wollten doch das Schloß Plaue für sich behalten. Sie waren entschlossen, nicht etwa das Wohl des Landes gegen landesherrliche Gewalt und Willkür zu vertreten, sondern sich den Befehlen des Lehns- und Erbherrn zur Herstellung der Ordnung mit bewaffneter Hand zu widersetzen. Als Friedrich aber im Kampfe mit den Pommern auf dem Kremmer Damme bewiesen hatte, daß er auch das Schwert zu führen wisse, bequemten sich manche Vasallen zur Anerkennung. Nur die Quitzows setzten ihre Plünderfahrten fort. Da griff Friedrich mit Gewalt durch. Zu der Heerfahrt gegen sie steuerten auch die Städte bei. Friesack, Golzow, Rathenow und das stark befestigte Plaue wurden genommen. Dietrich von Quitzow entkam und starb im Elend, Hans und viele andere Ritter wurden gefangen. Durch Begnadigung seiner Widersacher und durch Abmachungen mit den Nachbarfürsten befestigte Friedrich seine Stellung und bereitete dem Rechte wieder eine Stätte in der Mark.

Friedrich galt nicht als Städtefeind, und Bürger der verschiedensten Landschaften riefen seinen Schutz und Beistand und in Streitigkeiten seine Vermittelung an. „Das Recht zu stärken, das Unrecht zu kränken, das ist mein Fürstenamt." Nach diesem Grundsatz handelte er. Allgemein ward es dankbar empfunden, daß Ruhe und Sicherheit wieder hergestellt waren. Aber Friedrichs Erfolge gründeten sich auf seine milde und nachsichtige Persönlichkeit, nicht auf das Bewußtsein einer wirklichen Interessengemeinschaft bei den Städten. Das zeigte sich besonders bei der äußeren Politik Friedrichs, die auch von den Städten größere Opfer verlangte. Nur widerwillig leisteten sie, was die Kämpfe gegen die Pommern und die Hussiten erforderten. Auch erregte es Verstimmung, daß mancher „Franke" Lehen in den Marken erwarb und wichtige Ämter bekleidete.

Als Friedrich 1426 die Mark für immer verließ, bestellte er bald seinen ältesten Sohn Johann zum Statthalter. Aber die Anschauungen des Sohnes waren andere als die des Vaters. Dieser sah in den Städten das Reich und ahnte schon den Hort der neuen Bildung in ihnen. In Johann wirkte der neue fürstliche Geist. Der Hochmut der

süddeutschen Städte kränkte ihn, ihr Reichtum erfüllte ihn mit Neid; in den kräftigen bürgerlichen Gemeinwesen sah er das schwerste Hindernis für den Ausbau der fürstlichen Landeshoheit. Solche Auffassung mußte schnell zu Reibereien mit den märkischen Städten führen, die sich an den milden Friedrich oft mit Erfolg wandten. So wurden die Städte störriger und unbotmäßiger. Johann wich 1428 dem drohenden Sturme und verließ auf einige Zeit das Land. Auch nach seiner Rückkehr währte die Gärung fort. Gegen Frankfurt, das sich besonders aufsässig gezeigt hatte, richtete er nichts Entscheidendes aus. Auch in der Altmark kam es zu Unruhen, die einen demokratischen Charakter trugen. Auch hier umgingen die Städte gern Johann und wandten sich an dessen wohlwollenden Vater. Sie bildeten die Brücke zu einer Verbindung der märkischen Städte mit der Hansa. Als Johann sich aus der Mark zurückzog, standen die Städte stark da und fühlten sich kräftig genug, auch einem neuen Herrscher gegenüber die erlangte Selbständigkeit zu behaupten.

Friedrich II. hielt zunächst seine städtefeindlichen Absichten zurück. Da er besonnen und versöhnlich auftrat, erlangte er 1440 ohne Schwierigkeit die Huldigung. Als aber Berlin-Kölln, die seit kurzer Zeit durch Vertrag vereinigt waren, ihn in inneren Streitigkeiten als Schiedsrichter anriefen, erschien er 1442, brach mit auffallender Schroffheit den Einfluß der Geschlechter und setzte einen neuen, von ihm abhängigen Rat ein. Die Gerichte und die Niederlage mußten ihm überlassen werden. Auch ein zum Schloßbau geeigneter Platz wurde ihm abgetreten. Unwillig jedoch empfand man, was verloren war. Der Plan einer Erhebung reifte, deren Seele der Bürgermeister Ryke war; viele Städte versprachen Hilfe. Als 1448 der Aufstand ausbrach, handelte Friedrich so umsichtig und thatkräftig, daß er der Erhebung bald Herr wurde. Er ordnete die Städte, die er im ganzen milde behandelte, in sein straff geregeltes System der Landesverwaltung ein und wußte sie dauernd in Abhängigkeit zu halten. Mit Umsicht erweiterte er seine Rechte in den Städten, deren Wohlstand er andererseits eifrigst zu heben suchte. Für den Ausbau der Landeshoheit mußte er die Unterwerfung der Städte fordern, und diese konnten ihm, wenn ihnen die Härte seiner Verwaltung auch unbequem war, nur danken; denn eine kräftige Regierung war doch zuletzt eine größere Wohlthat für das Land als die Rechte und Freiheiten der Städte, welchen deren Erhaltung doch großen Aufwand verursachte.

Friedrichs Städtepolitik zeigt sein erfolgreichstes Wirken. Was er jedoch für die Ausbildung der monarchischen Gewalt gethan hat, das wurde teilweise wieder von seinem Bruder und Nachfolger, Albrecht Achilles, untergraben. Das ist kaum zu verstehen von einem Manne, in dem sich das monarchische Bewußtsein verkörperte, der überall als der schlimmste Feind der Städte galt, auf den höchst wahrscheinlich die „meißnischen Regeln", die Verkörperung aller städtefeindlichen Bestrebungen, zurückgehen. Aber seine Langmut erklärt sich aus seiner unbegreiflichen rosigen Auffassung der märkischen Dinge. Bei seinen sparsamen, auf Vermehrung der Einnahmen gerichteten Maßnahmen stieß er auf Widerstand. Statt diesen nachdrücklichst zu brechen, gab er in seinen Forderungen stets nach. Da er meistens außer Landes weilte, hatte sein Statthalter, sein Sohn Johann, einen schweren Stand. Der gebändigte Trotz lebte mit neuer Kraft auf, und die fügsamsten Städte, wie z. B. Brandenburg, neigten zur Gegnerschaft. Die enge Verbindung der märkischen Städte untereinander und mit der Hansa, die Teilnahme an auswärtigen städtischen Händeln hatte Friedrich II. mit Umsicht und Nachdruck beseitigt. Unter Albrecht traten jene Übelstände aufs neue hervor, und er unternahm nichts gegen die sich steigernde Unbotmäßigkeit der märkischen Städte. Erst Johann Cicero hat diesen Fehler in der brandenburgischen Städtepolitik wieder gut gemacht.

Dieser hatte als Statthalter tiefen Haß gegen die widerspenstigen Städte eingesogen. 1486 übernahm er die Marken; er erhielt so die Macht, die Unbillen und Beleidigungen der Städte zu rächen. Als die Städte der Altmark eine dem Kurfürsten bewilligte Biersteuer nicht zahlen wollten, wurden sie mit Gewalt unterworfen. Sie mußten hohe Strafen zahlen und büßten manche wert-

vollen Vorrechte ein. Die Verbindung mit fremden Städten wurde streng verboten, und die Ratswahlen wurden der kurfürstlichen Bestätigung unterworfen. 1496 wurde auch das aufsässige Frankfurt gedemütigt, als es sich den Anordnungen Johanns widersetzt hatte. Seitdem konnten die politischen Bestrebungen der Städte die Landeshoheit nicht mehr in Frage stellen.

Unter Johann Cicero vollzog sich der Übergang der märkischen Städte von freien Gemeinden in Fürstenstädte. Wie jede Übergangszeit brachte auch diese hier manche Nachteile für die Städte, und von einer Blüte derselben unter Johann kann keine Rede sein. Die Ursachen des Niedergangs zahlreicher Gemeinden lagen einmal in den Summen, welche die Gemeinden zu den Kosten des Hofhaltes und der Landesverwaltung beitragen mußten, ferner in der Verpflichtung zur Heeresfolge, in den bedeutenden Darlehen, die Johann forderte, endlich aber besonders in dem Verthun und Verprassen des Stadtvermögens durch die Ratsherren, in deren Mangel an zielbewußtem Handeln und in ihrer schlechten Verwaltung. Auch strebte die vollendete Fürstengewalt nach Vereinfachung der wirtschaftlichen Verhältnisse; die großen Städte wurden auf Kosten der kleinen begünstigt.

Joachim I. griff in die meist grundschlechte Verwaltung der Städte mit Erfolg ein. Um die vielfach zur Regel gewordene Verschleuderung des Stadtvermögens durch das oligarchische Regiment zu beseitigen, setzte er Rechenschaftsbehörden ein und gab den wieder zu Ehren gebrachten Stadtverordnetenkollegien die Befugnis, Einnahmen und Ausgaben des Rates zu überwachen. Seine Grundsätze führte er in den Stadtordnungen durch, deren erste Frankfurt 1499 erhielt. Da der Ungehorsam und die Unbotmäßigkeit der Städte gebrochen waren und der Kurfürst die Gewalt überall sicher in der Hand hatte, konnte er ihnen wieder mehr Rechte zuerkennen. So stärkte er die Magistrate und die Stadtrichter, indem er auf leichtfertige, unbegründete Berufungen in Streitsachen an den Landesherrn empfindliche Geldstrafen legte. Auch das Gericht überließ er wieder den städtischen Richtern, z. B. in Stendal, Berlin. In Perleberg, Rathenow und anderen wahrte er sich jedoch die Oberaufsicht über die Urteile und die Gerichtsbarkeit über manche Personen, z. B. die Beamten, die Adeligen. Oft aber griff er nach Willkür in die Gemeindeverhältnisse ein; denn die Ratsherren waren nach seiner selbstherrlichen Auffassung eigentlich nur kurfürstliche Beamte, deren Ernennung in den wichtigsten Städten durch das Bestätigungsrecht in seiner Hand lag. Andererseits suchte auch Joachim Handel und Gewerbthätigkeit zu fördern, so daß sich unter ihm die Städte in einer Zeit fröhlichen, wenn auch kurzen Aufschwungs befanden. So gewöhnte man sich in den Städten daran, den Fürsten, wenn er auch ihren politischen Wünschen sehr wenig entgegenkam, als den festen Punkt im Staatsleben anzusehen, an den sie sich vertrauensvoll um Schutz im Recht und um Hilfe gegen ihre Widersacher wandten.

# Drei engliſche Grabſtätten.

Von

E.

Es iſt nicht ſehr modern, Gräberkultus zu treiben; man denkt dabei immer an die Zeit der Urnen und Trauerweiden, an die Zeit, da ein Klopſtock eine tieftraurige Ode (an Ebert) dichtete für den im Zeitpunkt der Abfaſſung noch rein hypothetiſchen Fall, daß alle ſeine Freunde tot wären.

Und doch iſt es eine ſo natürliche Regung, daß man von Männern, die man nur aus ihren Büchern und Meinungen kennen gelernt und vielleicht liebgewonnen hat, auch einen Schimmer wenigſtens ihrer menſchlich-irdiſchen Exiſtenz, ihrer einſtigen Umgebung, ihres Heimatbodens auffaſſen möchte; ſei es auch nur, wenn lebendigere Zeugen ſich nicht bieten, indem man den Erdgeruch ihres Grabes atmet.

England pflegt ſeine großen Männer durch ein Grab in Weſtminſterabtei zu ehren; durch beſondere Umſtände haben gerade drei ſeiner größten Denker nicht dort ihre Ruheſtätte gefunden: Franz Baco, David Hume und Thomas Carlyle.

Franz Baco wird auf den lateiniſchen Ausgaben ſeiner Schriften Baco de Verulamio, Vicecomes Sancti Albani genannt.

Unweit der alten Römerſtätte Verulamium und zum Teil von ihren Ziegeln wurde in chriſtlichen Zeiten das Kloſter des heiligen Alban erbaut; um Kirche und Kloſter bildete ſich eine Stadt, die Stadt des heiligen Alban.

Das Landſtädtchen St. Albans iſt von London, St. Pankraz-Station, in einer Stunde zu erreichen. Jedes Verlaſſen von London wird eingeleitet durch eine kürzere oder längere Fahrt über das unabſehbar ſich dehnende Meer der ſchwarzen Dächer, mit ihren gleich Leichenſteinen auf einem Friedhof aufragenden Schloten. Doch bald wird das Häuſergewirr lichter; zwiſchen halb bebauten Straßenzügen und fernen Bahnlinien laben das londonmüde Auge größere grüne Flächen, durchſetzt von wohnlichen roten Ziegelhäuſern mit ragenden Kaminen, belebt von weißgekleideter, Tennis oder Cricket ſpielender Jugend Old-Englands. Das Wahrzeichen Londons, die über dem menſchenverſchlingenden Keſſel ewig brütende Rauch- und Dunſtwolke, weicht zurück. Wundervoll ſaftgrüne Matten, geteilt von wohlgepflegten Hecken und erlenbeſetzten Waſſerläufen, leuchten in der jungen Frühlingsſonne. Weiße, kugelrunde Flecken, überall auf den Wieſen zerſtreut, weiſen ſich bei näherer Betrachtung als große Hammelherden aus, die charakteriſtiſche Staffage der engliſchen Landſchaft.

So beſcheiden und klein in ſeinen Verhältniſſen, in Erhebungen und Tiefen, dieſes Stück Natur auch iſt, es hat eine ausgeſprochene Eigenart. Ich wüßte keine Gegend unſeres Vaterlandes, an die es direkt erinnert; am meiſten vielleicht noch an die fetten Gefilde der Wetterau, aber auch an dieſe nur, wenn man ſich die höheren Berge ihres Hintergrundes, Taunus und Vogelsberg, hinwegdenkt.

Und doch kommt uns dieſe engliſche Landſchaft gleich ſo bekannt und vertraut vor, als ob wir ſie ſchon oft geſehen hätten, ſchon lange kennten; wer auf den letzten internationalen Kunſtausſtellungen Deutſchlands die plötzlich auf dem Kontinent aufgetauchten

englischen und schottischen Landschafter kennen gelernt hat, die köstliche Intimität, den feinen Stimmungsreiz ihrer Werke auf sich hat wirken lassen, den begrüßt diese friedlich bebaute, einfache Landgegend wie eine alte Bekanntschaft. National, englisch sind diese Engländer, daß einen der gelbe Neid fassen möchte.

St. Albans ist zum größten Teil auf einem Hügel erbaut; vom Bahnhof zieht sich die breite Straße aufwärts, an behaglichen epheuumrankten Häuschen vorbei, mit wohlgepflegten, möglichst bunt zusammengestellten Blumenkästen an den Fenstern. Enge, altertümliche Gäßchen führen von dem Hauptplatz des Städtchens, mit dem stattlichen Gasthof zur Pfauhenne, nach der alten normännischen Klosterkirche, die sich mit ihren abgeschnittenen Türmen und dem gewaltig langen Schiff mächtig genug auf dem umfriedeten Kirchhof erhebt.

Aber nicht in der stolzen Kathedrale hat der entehrte und verarmte Lord-Kanzler seine Ruhestätte gefunden; durch einen alten Befestigungsturm des Klosters verlassen wir den Kirchenbezirk; über einen kleinen Wasserlauf geht es eine ziemlich dörflich aussehende Straße entlang, an deren Ende aus wundervollen alten Ulmen ein niedriger Turm und ein kleines Kirchlein hervorlugen, St. Michaels Church. Die Gitterthür zum kleinen Kirchhof ist verschlossen; aber ein in der Nähe wohnender Schuster, dem man wahrscheinlich wegen der philosophischen Neigungen seines Berufes dieses Amt anvertraut hat, ist Kustos und Fremdenführer.

In der Nische einer Seitenwand sitzt auf einem niedrigen Postament, den einen Arm aufgestützt, den Kopf auf die Hand gesenkt, den anderen Arm lässig über die Sessellehne herunterhängen lassend, breitbeinig, ein Mann in der Tracht des siebzehnten Jahrhunderts: Sir Francis Bacon.

Man könnte nicht sagen, daß einem das Denkmal künstlerisch einen besonderen Eindruck machte; doch hat es einen wohlthuend naturalistischen Zug, ein ehrliches Bestreben, nur die Person, den Menschen redlich zu geben, ohne Pose und Pathos, ohne allegorisches Beiwerk.

Das Denkmal ist von Bacons Diener gesetzt; es trägt die merkwürdige Inschrift: Postquam omnia naturalis et civilis sapientiæ arcana evolvisset, naturæ decretum explevit. Composita solvantur. „Nachdem er alle Geheimnisse der Naturwissenschaft und der historischen Wissenschaften ergründet hatte, genügte er dem Gesetze der Natur. Die Verbindung möge gelöst werden, d. h. er giebt dem Stoff seine Atome zurück."

Hat Baco sich selbst seine Grabschrift verfaßt, oder wer sonst hatte den Mut zu so wissenschaftlichem Bekenntnis?

Man könnte vielleicht die beiden letzten Worte auch so deuten: „Möge das, was wir hier bestattet (componere) haben, dereinst wieder befreit werden, d. h. seine Auferstehung finden." In unserem Sinne — und der erste Satz führt auf die erste Übersetzung als die wahrscheinlichste hin — würde die Grabschrift jedenfalls sehr charakteristisch sein für denjenigen, der die Naturwissenschaft seiner Zeit neugeschaffen zu haben sich rühmte.

Bacos angebliches Hauptverdienst, daß er das induktive, empirische Verfahren zuerst betont und begründet, ja daß er es erfunden habe, ist ihm in neuerer Zeit, so von Liebig in einer eigenen Schrift,* von Dühring, aufs lebhafteste bestritten worden; seine faktischen Ergebnisse, die Resultate der praktischen Anwendung seiner neuen Methode, sind höchst prekärer Natur (siehe die angeführte Schrift von Liebig). Den schon zu seiner Zeit so bedeutenden Ergebnissen naturwissenschaftlicher Arbeit, wie dem kopernikanischen Weltsystem, stand er durchaus ablehnend gegenüber.

Aber wie erstaunlich ist, erstaunlicher gerade bei der Abwesenheit einzelner positiver Naturkenntnisse, die Klarheit seines Blickes, sein Überschauen des Ganzen, sein intuitives Ahnen späterer naturwissenschaftlicher Entdeckungen.

Er nennt die Naturwissenschaft die Wissenschaft von Kraft und Stoff (de augm. scient. lib. III); er spricht von Raum und Zeit als dem Princip der Individuation (ebd. lib. II, cap. I); man hat behauptet, er habe in seiner Idolenlehre den Grundgedanken von Kants Vernunftkritik anticipiert. Er ist so frei von Scholasticismus, daß er die Wissenschaft der Logik für durchaus ungeeignet zur Förderung

* Franz Baco und die Methode der Naturforschung.

materieller Erkenntnis erklärt (aph. 11, 12, 13, lib. I. Nov. Org.). Er will alle teleologiſchen Erklärungsweiſen aus der Naturwiſſenſchaft verbannt wiſſen; es giebt in der Natur nur wirkende Urſachen, und wo wir Endurſachen zu beobachten glauben, da werden ſpätere Geſchlechter den kauſalen Nexus erkennen; er ruft dem daran Zweifelnden die mutigen Worte zu: Sunt certe ignavi regionum exploratores, qui, ubi nil nisi cœlum et pontus videtur, terras ultra esse prorsus negant.*

Das zuſammenfaſſende Programmmachen, das Entwerfen von Perſpektiven und Zukunftsplänen, kann in Zeiten lebhaft pulſierenden geiſtigen Lebens eine höchſt anregende und horizonterweiternde Art wiſſenſchaftlicher Thätigkeit ſein; aber die wirklichen Fortſchritte, die poſitiven Neuergebniſſe muß die eigentliche Forſchung, nicht die Methodenlehre liefern. Sir Francis Bacon war von leidenſchaftlichem Ehrgeiz und heißer Sucht nach weltlichem Glanz und weltlicher Macht erfüllt. Wie er die Wiſſenſchaft nicht als ein Streben nach der Erkenntnis als ſolcher, ſondern von lediglich praktiſchen Geſichtspunkten, als ein Mittel zum Zweck, als ein Werkzeug zur Erweiterung der Herrſchaft des Menſchen über die Natur anſah, ſo betrachtete er auch ſeine eigene wiſſenſchaftliche Thätigkeit nur als ein ſehr wirkſames Mittel zur Förderung ſeiner perſönlichen Zwecke, des Ruhmes ſeines Geiſtes, ſeines Einfluſſes beim Könige. Das Streben nach Macht und Reichtum beherrſchte ſein Leben, ſein Handeln, ſein Denken; im Dienſte dieſes Strebens ſchrieb er ſeine Bücher.

Nach einem alten Stich.

Schopenhauer ſagt einmal, in der zweiten Vorrede zur Welt als Wille ꝛc.: „Die Wahrheit iſt keine Dirne, die ſich denen an den Hals wirft, welche ihrer nicht begehren; vielmehr iſt ſie eine ſo ſpröde Schöne, daß ſelbſt, wer ihr alles opfert, noch nicht ihrer Gunſt gewiß ſein darf.“ Baco war ein großer Geiſt, aber er war, um mit Carlyle

* Das ſind ſicherlich feige Entdeckungsreiſende, die, wenn einmal nichts als Himmel und Waſſer zu ſehen iſt, gleich behaupten, es läge kein Land mehr dahinter.

zu reden, kein Prieſter am Altar der Wahrheit.

Man kann die Philoſophie, und zwar in der deutſchen Begriffsbeſtimmung des Wortes, in zwei getrennte Gruppen ſcheiden.

Die eine, die das Zuſammenfaſſen der Einzelerkenntniſſe, das Suchen nach einer Einheit des Getriebes, nach einem einheitlichen Erkenntnisprincip, ſich zur Aufgabe macht; die jenem tiefgehenden philoſophiſchen Bedürfnis der Menſchheit nach einem Verſtehen des Ganzen, nach Einheit der Erkenntnis, entſpricht; jenem Bedürfnis, das ſelbſt die Maſſe drängt, wenn auch dieſe es meiſt in religiöſen Formen befriedigt; das, von ſeinem zunächſt rein affektiven philoſophiſchen Ausdruck, wie das *ἓν καὶ πᾶν*, an, nach verſtandesmäßiger Ausprägung ringt und immer wieder den Stand der poſitiven Kenntniſſe ſeiner Zeit überſpringt; von der Behauptung der Einheit der Materie bei griechiſchen Philoſophen, einer Erkenntnis, die ſelbſt die heutige Chemie erſt darzuthun hofft, bis zur Behauptung der reinen Kauſalentſtehung der Natur, auch der organiſchen, bei Baco; einen Gedanken, welchen dem verſtandesmäßigen Erfaſſen einigermaßen näher zu rücken erſt dem neunzehnten Jahrhundert gelungen iſt.

Im Gegenſatz zu dieſer Naturphiloſophie wäre dann die andere große Gruppe philoſophiſcher Thätigkeit diejenige, welche ſich mit dem denkenden Bewußtſein ſelbſt beſchäftigt, welche das Ich ſelbſt und ſein Verhältnis zur Außenwelt, die Art ſeiner Auffaſſung, das Zuſtandekommen ſeiner Erkenntniſſe, unterſucht.

Von Bacos Werk könnte man die Idolenlehre teilweiſe als Kriticismus bezeichnen, allein im weſentlichen iſt ſeine Philoſophie der erſteren Art. Das kriticiſtiſche Denken fand ſeine höchſte Ausbildung auf deutſchem Boden, aber ſeine Geburtsſtätte iſt England; ſein Begründer, derjenige, der durch die kühne und neue That, an einen ſo elementar und unentbehrlich erſcheinenden Begriff, wie den der Kauſalität, den Maßſtab ſeines Skepticismus anzulegen, ſelbſt einem Kant zuerſt die Wege wies, war der Schotte David Hume aus Edinburg.

Wenn man von dem Tempeltorſo des Calton Hill herunterſteigt und den Weg einſchlägt nach dem Denkmal Sir Walter Scotts, des neuen Nationalheiligen Schottlands, hat man zur Linken eine hohe Mauer, die von einer ſchmalen Gitterthür unterbrochen iſt. Eine Treppe führt etwa zwanzig Stufen hinauf; wir ſtehen auf einem Friedhof. Der Scenenwechſel iſt überraſchend; aus dem Gewimmel der Straße, dem Raſſeln der Wagen, dem Klingeln der Pferdebahnen iſt man plötzlich in dieſe von hohen Mauern umfriedete Kirchhofsruhe verſetzt, in die nur gedämpft und fernher das Brauſen des unten vorbeihaſtenden Verkehrs, das Rollen der dicht an der Mauer vorbeiſauſenden Züge heraufdringt.

Die Gräber ſind, obwohl nicht verwildert ausſehend, ganz ohne Kränze und Blumen; die Stätte iſt wohl als Begräbnisplatz ſchon lange nicht mehr im Gebrauch, und die letzten Verwandten und Freunde, die den hier Beſtatteten einſt die Gräber ſchmückten, auch längſt dahingegangen. Aber die Gräber ſelbſt, Obelisken, Altäre, Säulenſtümpfe, zeugen von einer gewiſſen Wohlhäbigkeit, ſind würdig und gediegen; man ſieht, daß hier Männer beſtattet liegen, die etwas bedeuteten bei ihren Mitbürgern.

In einer Ecke, ragend und über die Mauer von außen ſichtbar, ſteht ein runder Ruſtikaturm, etwa zwei Manns hoch; eine Gitterthür führt in das oben offene, ſchmuckloſe Innere; der Boden iſt mit Raſen bedeckt; wir ſtehen in dem Grabe David Humes.

Nichts auf der Welt iſt zufällig, wenn auch unſere Augen oft den Zuſammenhang der Dinge nicht ſehen können. Wie die Pflanze den Boden, der ſie getragen, die Sonne, die ſie genährt hat, erkennen läßt, ſo ſind auch die menſchlichen Lebenserſcheinungen durch Ort und Klima ihres Auftretens bedingt; um ſo weniger allerdings, je weniger bedürfnismäßig, je geiſtiger die betreffende Lebensäußerung iſt; aber gerade bei David Hume verführen gewiſſe Eigenarten ſeines Denkens von ſelbſt zu dem Verſuch, ſie aus der Art ſeines ſchottiſchen Heimatlandes, aus ihrem örtlichen Milieu herzuleiten.

Es iſt bekannt, daß Edinburg eine der ſchönſt gebauten und maleriſchſt gelegenen Städte Europas iſt. Wenn man vom Walter-Scott-Denkmal, einem kirchturmhohen Baldachin über der Statue des Dichters, hinüber-

schaut nach der auf der anderen Seite des Bahneinschnittes sich auftürmenden Altstadt, hat man, besonders abends, ein ganz überwältigendes Bild; rechts bauen sich die mächtigen Felsen des Schloßberges auf, bekrönt von dem alten Kastell mit seinen spitzwinklig vorspringenden Bastionen, seinen granitenen Mauern; rechts im Grunde ziehen sich die Säulenhallen der Nationalgalerie und der Börse; gerade vor uns ragt die Kuppel des prächtigen Renaissancebaues der Bank von Schottland aus den düsteren Granitmassen der himmelhohen, nach dem Abhang zu acht- bis zehnstöckigen Häuser Alt-Edinburgs; dazwischen ragen gotische Spitztürme; steile Gassen führen hinauf. Den Einschnitt zwischen Alt- und Neustadt überspannen mächtige Brücken; darüber zeigt sich links die kahle Kuppe des Arthurs Seat, noch weiter zur Seite Calton Hill mit seinen Tempeltrümmern und seinem Nelson-Denkmal. Ein Obelisk vom alten Kirchhof ragt in die düsteren Massen des Gefängnisses.

Das Bild ist so phantastisch malerisch, daß einem die Wirkung fast durch den Gedanken an Absichtlichkeit, an theatermäßigen Dekorationsaufbau, gestört wird.

Und doch, es fehlt uns etwas; das Auge sucht etwas, es will sich das Bild klarer gestalten; es sucht den Schleier zu durchdringen, der ihm über der Landschaft zu liegen scheint; es fehlt die Farbe.

Es war ein sonniger Frühlingstag, als ich auf Calton Hill stand und auf die prächtige Stadt hinuntersah; aber grau und undurchsichtig lag es auf den Dächern, grau und düster reckten sich die granitnen Massen der Altstadt; dunkelbleifarben lag in der Ferne das Meer an den schwarzen Felsen des Uferrandes.

Eine feine graue Stimmung, die am Horizont sich mit dem dünnen gleichförmigen Blau des Himmels mischte, lag über dem Ganzen, von keinem kecken Sonnenreflex, von keinem lauten Farbenton durchbrochen.

Wenn man auf einer Kunstausstellung die Italiener oder die Spanier mit der Schule von Glasgow vergleicht, empfindet man sehr deutlich die Verschiedenheit der Wirkung nordischer und südlicher Natur. Man könnte fragen, warum auf die Kopie, auf die Kunst rekurrieren, um etwas über das Original, über die Natur auszusagen? Sie wird uns vertrauter, menschlich näher in dem schwächeren Abglanz, wenn sie einmal durch das Medium eines menschlichen Gehirns hindurchgegangen, von einer menschlichen Hand reproduziert ist; vor ihrem Angesicht, vor der gewaltigen Mutter selbst, verschwindet leicht in dem überwältigenden Eindruck ihrer ewigen Notwendigkeit und Wahrheit die Ruhe des Schauens, die kühle Objektivität, die zum Messen und Vergleichen nötig ist. „Wie konnte ich nur so oft hier vorübergehen, ohne es schon früher gesehen zu haben," sagt der Maler Claudius Lantier in Zolas L'Œuvre, nachdem ihn der Gedanke seines Bildes bei dem Anblick der Cité gepackt hat; den Mut, das Lebendige bewußt zu beobachten, zu fassen, muß sich auch der Künstler erst durch langen Kampf erwerben; die Masse der Menschen steht viel zu sehr in der Natur und ihrer unentrinnbaren Wirklichkeit drin, um sie sich so bewußt zu objektivieren. Wenn eine Gegend schön gefunden wird, hat meist erst ein Künstler in einer Nachschöpfung auf diese Schönheit aufmerksam machen, sie dem Verständnis ergreifbar machen müssen.

Der Leser möge diese Abschweifung verzeihen. Das ist gewiß, es giebt kaum eine Gegend, die einem so sehr auf die Stimmung fällt, die so intensiv auf das Geblüt wirkt als die schottischen Berge.

Diese einsamen Seen, weißlich grau von Farbe, umgeben von felsigen Bergen, auf deren nackten Hängen kaum die kümmerlichste Vegetation fortkommt; nirgends bebaute Ufer, nirgends ein freundliches Dorf; fast keine anderen Spuren des Menschen als hier und da die ragenden Trümmer einer verfallenen Burg, umstanden von windzerzausten kümmerlichen Fichten.

Ich dachte an die siebente römische Elegie:

Da mich ein graulicher Tag hinten im Norden umfing,
Trübe der Himmel und schwer auf meinen Scheitel sich senkte,
Farb- und gestaltlos die Welt um den Ermatteten lag.

Farb- und gestaltlos; die Welt der Erscheinung drängt sich hier den Sinnen nicht in so bezwingender Gestalt auf als anderswo; die Reflexion findet eher Zeit, vom einzelnen, von der Erscheinung zu abstrahieren; die „Lust am Trug" nimmt ab, weil

der Trug, der Schein nicht so reizvoll und mannigfaltig auftritt als anderswo; ihr Korrelat, der Drang nach Wahrheit gewinnt an Raum.

Ein solches Milieu wird die Kraft der lebendigen Anschauung nicht fördern, es wird den Geist eher darauf hinleiten, sich von den Schranken der Erscheinung zu befreien, ein Durchdringen des Majaschleiers zu versuchen, sich zu der Höhe der Abstraktion von seinem konkreten Inhalt aufzuschwingen, daß er seine reinen Formen zu kritisieren beginnt.

Es fällt bei der Lektüre von Hume auf, daß er mehr mit fertig geprägten Begriffen operiert, als daß er Anschauungen, neue Auffassungen zu bewältigen, begrifflich zu fixieren strebt. Bei aller wundervollen Klarheit der Argumentation ermüdet ein gewisser Mangel an Lebendigkeit, an Anschaulichkeit. Henry Thomas Buckle tadelt ausdrücklich als einen Mangel im Humeschen Denken die Abwesenheit der Phantasie.

Indessen, das menschliche Wissen ist bekanntlich — leider oder Gott sei Dank — Stückwerk; mit der Theorie vom Milieu ist es bei ihrer Anwendung auf einzelne Persönlichkeiten immer eine eigene Sache. Es kommt da ein gänzlich unerkennbarer und unberechenbarer Faktor hinzu, nämlich die einzelne Individualität, die Richtung und Art dieses Partikels Wille, der sich in diesem einzelnen Organismus objektiviert hat. Demselben schottischen Lande ist ein Denker entsprossen, der an intuitiver Kraft der Anschauung mit dem gestaltenfrohesten Poeten sich messen kann, Thomas Carlyle.

An der Bahn von Glasgow nach Carlisle liegt die Station Ecclefechan. Das Wort scheint, wie das Stichwort der Sicilianischen Vesper, in Schottland ein Prüfstein heimischer Zunge zu sein. Ein Bahningenieur von Glasgow, der in demselben Coupé mit mir fuhr, hatte seinen Heidenspaß, wie ich und die übrige Reisegesellschaft, die zufällig alle Engländer waren, das Wort aussprachen. Er selbst sprach es mit zwei reinen ch; der Laut kommt ja in den keltischen Ortsnamen häufig vor, z. B. Stronachlacher; der Schalterbeamte hatte es aber ganz anders ausgesprochen.

Von der Station geht man eine halbe Stunde auf einer gut gepflegten Landstraße ins Dorf. Wir sind nicht mehr in den Hochlanden; die Gegend ist hügelig, sie ähnelt mehr unseren mittelgebirgigen Gegenden als der englischen Landschaft; es herrscht nicht so ausschließlich die Wiesenkultur, das Feld ist in kleinere Parzellen eingeteilt, man sieht Getreide- und Kartoffeläcker; kleine Waldungen krönen die Hügel.

Das Dorf — oder ist es ein Städtchen — sieht sehr säuberlich und wohlgehalten aus, die Häuser sind verputzt und weiß getüncht, die Straßen breit. Einen sehr pittoresken Eindruck macht der Ort gerade nicht, im Gegenteil; besonders wenn man dabei etwa an unsere hessischen Dörfer denkt, mit ihren hohen Giebelhäusern, deren verschlungenes dunkelgebräuntes Fachwerkgerüst so zierliche Figuren giebt auf den weißen Feldern des Verputzes, mit ihren mächtigen geschnitzten Hofthoren, mit der Steintreppe zur Hausthür und dem malerischen Vorbau darüber.

Ich erkundigte mich nach dem Geburtshause Carlyles; es ist ein nüchtern und gediegen aussehendes, einstöckiges, anscheinend steinernes Haus mit einer großen Thorfahrt, das sich fast gar nicht von den anderen Häusern der Straße unterscheidet. Die Sonne scheint in den kahlen Hof und auf die blonden Köpfe von ein paar Bauernjungen, die da spielen.

Es will kein Schauer vom Gebälk herab mich anwehen, und doch ist hier einer geboren, hat in diesem Hof gespielt und sich herumgebalgt, gerade wie jetzt eben die zwei blonden Buben, der zu den ersten heroes, um in seiner Sprache zu bleiben, auf dem Schlachtfeld der Geister dereinst gehören sollte.

Aber die Zeit steht nimmer still, auch wenn es ein Carlyle ist, der in ihr erscheint; und die Sonne Homers wärmt mit denselben Strahlen die Stätte seiner Geburt und sein Grab.

Stimmungslos und nüchtern, wie die anscheinend ganz neu erbaute Kirche, ist auch der Kirchhof von Ecclefechan; ein Grabstein sieht fast genau aus wie der andere, dürftige stillose Gitter von Gußeisen umgeben die Familiengräber; keine Spur von Luxus, weder in der Anlage der Gräber, noch in Ausschmückung oder Bekränzung.

Jll. D. Monatshefte. Mai 1894.

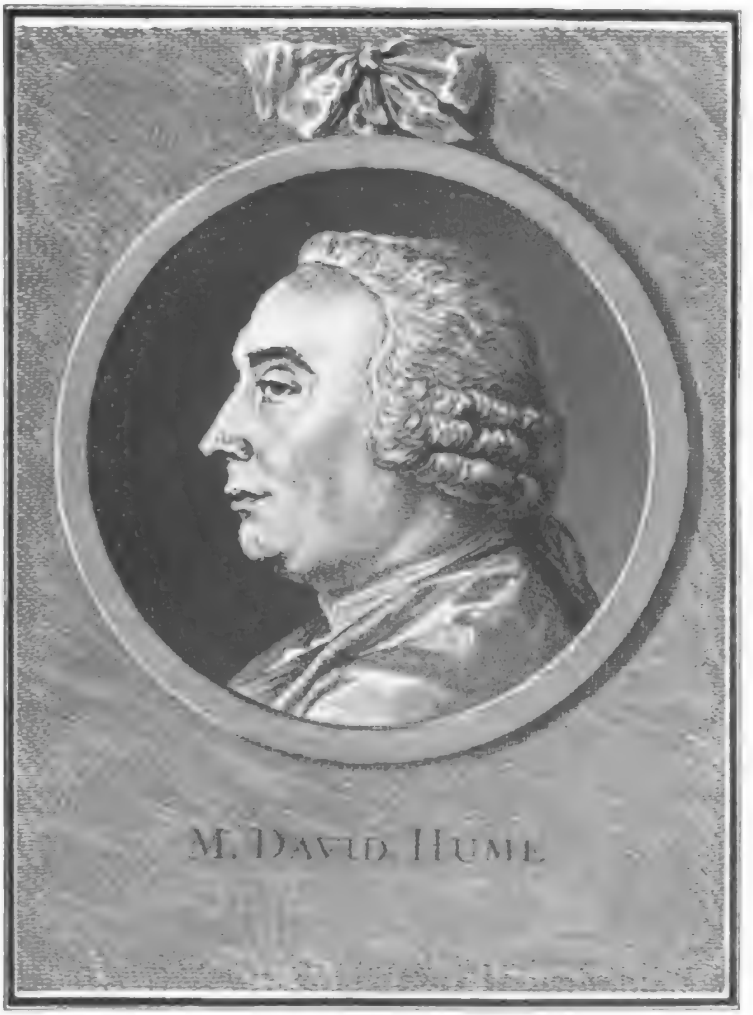
Thomas Carlyle.

Digitized by Google

Das Grab der Carlyle gehört zu den größeren; eine einfache aufrechtſtehende Steinplatte trägt den Namen, das genaue Geburts- und Todesdatum Thomas Carlyles; ſein Vater und andere Verwandte liegen neben ihm; Gras wächſt auf den Gräbern. Auf der Rückſeite des gemeinſamen Grabſteines der Carlyle iſt, roh und ſchlecht gezeichnet, ein Wappen herausgemeißelt, nach einer Idee von Carlyles Vater; die Familie Carlyle war mit den Lords dieſes Namens in den Hochlanden verwandt, und der Maurermeiſter von Ecclefechan wollte dieſe ſeine Abſtammung mit jenem ungefügen Wappenbild dokumentieren.

In der Heimaterde wurzelte er mit allen Faſern ſeiner knorrigen Kraft, der Heimaterde gab er ſeine Gebeine zurück. Composita solvantur ſteht auf dem Grabe Bacos; wir wagen zu zwei gewagten Überſetzungen noch eine dritte als Grabſchrift für Carlyle: Möge die Saat, die er gelegt, aufgehen in den Herzen; möge der Weg beſchritten werden, den er mit heißer Liebe ſeinen Brüdern zeigte; möge der Idealismus der reinen Menſchlichkeit die verſchmachtenden Seelen erquicken, deren Wirklichkeitsſinn ſich mit der theiſtiſchen Ideologie nicht mehr abſpeiſen läßt, und die doch die brennende Sehnſucht nicht los werden nach einem Glauben. Möge die Religion, die er flammend verkündete wie ein Prophet des alten Bundes, ihren Weg machen durch die Geiſter und Seelenfriede und mutige That ihre Spur bezeichnen.

Diejenigen Wahrheiten ſind am wichtigſten für die Menſchheit, die ihr die eigene That erhellen, die ihr den Kampf durch die Wüſte des Daſeins durch einen Kompaß ihres Willens erleichtern; und darum ſind die Verkünder ethiſcher Wahrheiten immer die geprieſenſten Pfadfinder der Menſchheit. „Gedenke zu leben" ſchrieb eine gottgeführte Hand mit Flammenſchrift an den Eingang




Nach einem alten Stich.

des Jahrhunderts; der das ſchrieb, hieß Goethe, und Thomas Carlyle heißt ſein Prophet.

Der Abend war hereingekommen; durch die ſtillen Gaſſen ſuchte ich das Gaſthaus. Die Gerechtigkeit läßt mich dabei die Erwähnung einer an ſich ſehr nebenſächlichen Thatſache nicht unterdrücken, nämlich der auffallenden Wohlerzogenheit der Eccleſechaner Dorfhunde. In einem unſerer Dörfer

hätte den Fremden ein kläffender, bei jedem Umdrehen zurückweichender, aber nicht zu verjagender Schwarm von Kötern der raſſeunmöglichſten Kreuzungen verfolgt; hier blinzten ſie einen, auf der Schwelle ihrer Behauſung würdevoll ſitzen bleibend, höchſtens einmal mißtrauiſch an.

Das Gaſthaus in Ecclefechan iſt vorzüglich in ſeiner Art; in einem behaglichen Privatzimmer, an dem nichts an die Wirtsſtube gemahnt, mit eingerahmten Holzſchnitten an den Wänden und altem Porzellan auf dem Kamin, ſtand ein blütenweißgedeckter Tiſch; um den Kamin waren in angenehmer Symmetrieloſigkeit einige höchſt bequeme Lederſeſſel verteilt; kurzum, das Ganze machte ſchon auf den erſten Blick einen höchſt vertrauenerweckenden Eindruck, der durch das gediegene Eſſen nicht herabgemindert wurde. Und der Portwein war auch gut.

Ich aber mußte, gleichwie der herrliche Dulder Odyſſeus, trotz aller Reize der Nymphe Kalypſo, der fernen Heimat gedenken.

Einen Gegenſtand, der uns mit Liebe erfüllt und darum unſer Urteil über ihn immer ſubjektiv beeinflußt, erkennen wir leichter im Spiegel fremder, durch dieſe Subjektivität nicht verwirrter Meinungen.

Die engliſchen Vettern haben uns, ſolange es ſich nur um unſere Geltung auf geiſtigem Gebiet handelte und nichts koſtete, immer mit leidlich verwandtſchaftlichem Wohlwollen beurteilt; ſo ſagt Henry Thomas Buckle (cap. V, History of civilization etc.): „Was die Deutſchen betrifft, ſo iſt es unzweifelhaft wahr, daß ſie ſeit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts eine größere Menge von tiefen Denkern hervorgebracht haben als irgend ein anderes Land; ich könnte vielleicht ſagen, als alle anderen Länder zuſammen.“ Carlyle, um von ihm nur ein einziges Zeugnis aufzuführen, ſpricht von „der höheren Litteratur Deutſchlands, welche die höhere Litteratur Europas iſt“; und Bulwer, glaube ich, erfand das Wort von der Nation der Dichter und Denker. Als aber der Deutſche daran ging, dieſem geiſtigen Primat unter den Völkern Europas auch die entſprechende äußere Machtſtellung folgen zu laſſen, da barſt der Neid, die haßerfüllte Angſt vor allem Neuen und Kraftvollen, das Charakteriſtikum des Philiſters, in ſtinkenden Staubwolken, und ein Schrei der Entrüſtung, verbrämt mit den ſchönſten liberalen Phraſen von der rohen Gewalt und dem edlen Mitleid mit dem Unterlegenen, erhob ſich im Lande Gladdys über den geplanten „Raub“ des Elſaß. Und das Knittern der Zeitungsblätter ward faſt zum Sturm. Da erhob ſich der alte Carlyle, und ſeine Stimme klang durch das Toben des Unſinns wie die Stimme des Achilleus durch das Geſchrei der ſtürmenden Troer. Er diktierte, da er, fünfundſiebzig Jahre alt, nicht mehr ſchreiben konnte, ſeiner Nichte einen Brief an die Times, der die Rechte Deutſchlands auf das deutſche linke Rheinufer und die Art, wie Frankreich dazu gekommen war, darlegte und der die Denkenden ſeiner Landsleute allmählich zur Beſinnung brachte. In denſelben Tagen meinte Carlyle in einem Privatbrief, daß Deutſchland, dem ja von Rechtswegen die Hegemonie auf dem Kontinent gebühre, ſie nun vorausſichtlich wieder auf fünf Jahrhunderte übernehmen werde.

Nun, wenn je einer einen tieferen Blick in das Weltgetriebe gethan hat, wenn je einer die verborgenen in der Menſchengeſchichte wirkenden Kräfte erkannt hat, dann war es Thomas Carlyle, und wenn eine, ſo können wir die Weisſagung dieſes Propheten mit froher Hoffnung annehmen. Die Dankbarkeit aber, die jenen deutſchen Soldaten vor Paris erfüllte, daß er in den Laufgräben an Carlyle ſchrieb und ihm für ſeine Verteidigung deutſcher Rechte dankte, ſoll dem Namen Thomas Carlyle in deutſchen Herzen immer erhalten bleiben.

# Die Bogumilen.

Roman aus Neu-Österreich

von

**Königsbrun-Schaup.**

II.

### Dogenblut.

Comteſſe Gitty war allein zu Hauſe. Die Tante war ausgegangen, um ihr ein Kleid für den bevorſtehenden Ball zu kaufen. Die gute Tante würde ſo bald nicht wiederkommen, das wußte die junge Comteſſe, denn es war eine Leidenſchaft der Alten, den Bazar zu durchſtöbern. Die höflichſten und kaltblütigſten Muſelmänner konnten durch Gräfin Wokurka aus der Faſſung gebracht werden. Das Erſcheinen der „Gräfin" bedeutete eine Revolution für den Bazar.

Doch einen Auftrag hatte die Tante zurückgelaſſen: die Nichte ſollte die Wohnung hübſch ſauber herrichten. Ach, die arme Comteſſe! Wenn ſie einmal ein Geſicht machte, als ob Beſen und Wiſchtuch nicht die liebſten Inſtrumente für ſie wären, ſo hatte ſie auch noch Bemerkungen zu erwarten, die wie Nadelſtiche in ihr Gemüt drangen. Bei ihrer Figur, meinte die Tante, würde tüchtige Arbeit eine Wohlthat für ſie ſein.

Ihre Figur! Ja, ihre Figur! Das war der wunde Punkt, das beſtändige Herzeleid der Comteſſe. Und konnte ſie denn etwas dafür? War es ihre Schuld, daß ſie mit achtzehn Jahren ſchon ſo viel wog wie ein großer ausgewachſener Mann?

Das Staubtuch in der Hand, blieb ſie vor dem Spiegel ſtehen und betrachtete ſich mit mitleidigem Blicke. So rund, ſo rund! So dick, ſo viel Fleiſch! Zwar blühendes, roſiges Fleiſch, aber ſo viel! Wer würde ſich jemals für Gitty intereſſieren können? Der Spiegel machte ihr keine Freude, ſie kehrte ihm bald den Rücken. Mit einem Seufzer ging ſie zum Fenſter und ſchüttelte das Wiſchtuch aus.

Ah, er ſtand ſchon wieder da, draußen im Garten, der widerwärtige Menſch! Was hatte er immer im Garten zu thun und in die Fenſter zu gaffen? Mit ſo dreiſtem unangenehmem Blick? Glaubte er, weil er Fadil Cengic Beg war, glaubte er wegen ſeines Reichtums das Recht zu haben, den Mietern frech in die Fenſter zu ſehen?

Comteſſe Gitty ſah ihn kalten Blickes an, aber der Türke ſchien die Abweiſung nicht zu empfinden. Er ſtand mit ſeinem Fes, den Turban darum geſchlungen, in ſeinem



Digitized by Google

rotgefütterten bunten langen Rocke, mit der blauen Jacke und den blauen Beinkleidern, den breiten bunten Gürtel um den Leib und mit Wiener Halbſtiefeln an den Füßen, die er anſtatt der nationalen Schuhe trug, um zu zeigen, daß er den Reformen geneigt wäre, der Reformbeg! Comteſſe Gitty hatte gehört, daß dieſe Wiener Stiefeletten das einzige waren, was für des Reformbegs reformatoriſche Ideen zeugte; und ſie hatte noch mehr über ihn gehört! Dieſer Mann mit dem regelmäßigen Geſicht, den großen ſchwarzen Augen und dem wohlgepflegten langen ſchwarzen Barte galt dafür, ſehr grauſam zu ſein. Auf ſeinen Gütern, ſo erzählte man, ritt er auf Menſchen anſtatt auf Pferden. Auf dem Nacken ſeiner Knechte liebte er, die Peitſche in der Hand, umher zu reiten und den tragenden Knecht ſchlimmer zu ſchlagen, als er ein Roß geſchlagen haben würde. Da ſtand er ganz ruhig, der Reformbeg, und gaffte ihr ins Geſicht.

Comteſſe Gitty drehte ſich um und wiſchte Staub. Er würde wohl endlich abziehen, der freche Türke! Aber als ſie von neuem ans Fenſter trat, ſtand er wahrhaftig noch immer da und richtete ſeine ſchwarzen Augen mit derſelben Starrheit auf ſie.

Sie kam nicht mehr ans Fenſter, ſie hielt ſich im Hintergrunde des Zimmers; aber ſelbſt von hier aus konnte ſie den Türken ſehen. Der Reformbeg kam ſogar noch näher, und es war, als ob ſein ſtechender Blick bis in die letzten Ecken des Zimmers tauchte.

Da wurde es der Comteſſe unheimlich. Von oben tönte ein Piano, was ihr wie eine lockende Stimme klang, oben wohnte ihre Freundin Daniza.

Ach, die liebe Daniza war entſetzlich mit ihrem Piano, ſie ſpielte immer dasſelbe Stück. Aber heute ſagten ihr dieſe Klänge doch, daß dort oben eine befreundete Seele weilte, und deshalb warf die Comteſſe ihr Wiſchtuch hin und hüpfte, ſo ſchnell ihre Beleibtheit es ihr geſtattete, die Treppe hinauf.

Daniza ſprang vom Klavier auf und umarmte Gitty ſtürmiſch.

„Das iſt charmant, daß du kommſt!“ rief ſie; „dieſe Oper iſt zu langweilig und furchtbar ſchwer! Ich wette auch, daß Vilmos mit ſeiner Kompoſition nie fertig werden wird. Aber er iſt ganz vernarrt in ſeinen König Oſtoya, und ich muß die halb fertigen Sachen einüben. Er quält mich entſetzlich damit!“

Sie nahm ein Cigarettenetui, das offen auf dem Klavier lag, und hielt es Gitty entgegen.

„Tescheg!“ ſagte ſie.

Die beiden ehemaligen Penſionsgenoſſinnen brannten ſich Cigaretten an und ließen ſich dem Klavier gegenüber auf den großen türkiſchen Diwan nieder. Gitty blies alsbald große Rauchwolken von ſich; man ſah, daß ſie eine geübte Raucherin war. Daniza beobachtete ſie lächelnd.

„Erinnerſt du dich noch deiner erſten Cigarette?“ fragte ſie.

Gitty lachte. „Ob ich mich erinnere!“

„Es war doch ſchön, dieſe Dresdener Penſionszeit, obgleich mich Fräulein Heſſel furchtbar quälte,“ bemerkte Daniza mit einem Seufzer.

„Du wollteſt aber auch gar nichts lernen, liebe Daniza!“

„Freilich, nur Zucker eſſen und Cigaretten rauchen.“

„Immer ſaßeſt du mit untergeſchlagenen Beinen. Wir nannten dich darum auch die Türkin.“

„Damals war ich ja eine Türkin,“ ſagte Daniza, „Bosnien gehörte noch zur Türkei. Ach,“ fuhr die ſchöne Serbin in klagendem Tone fort, „damals war Papa noch reich! Erinnerſt du dich noch an ſeinen ſchönen Tabakladen in der Prager Straße? Ich zeigte ihn dir einmal!“

Gitty nickte.

„Von dieſem Laden ſtammten auch die Cigaretten, die ich in der Penſion verteilte! Dann kam die Occupation durch die Öſterreicher. Papa mußte ſein Dresdener Geſchäft aufgeben und mich aus der Penſion nehmen. Viel zu früh für mich, denn ich war noch ſchrecklich ungebildet. Du glaubſt gar nicht, wie ich mich jahrelang in dem kleinen bosniſchen Räubernneſte gelangweilt habe und wie ich euch, ihr Glücklichen, beneidete!“

Gitty erhob ſich. Dieſe Wendung des Geſpräches war ihr unangenehm. Sie wußte von Danizas Entführung und daß der Vater ihr grollte. Sie trat ans Fenſter, und richtig, ſie ſah, daß der Beg noch unten ſtand.

Er bemerkte ſie nicht, er ſtarrte gegen das Parterre.

„Er ſteht immer noch da, wie eine Bildſäule," ſagte Gitty leiſe.

„Wer?" rief Daniza, ſich erhebend.

Gitty legte den Finger an den Mund. Daniza ſah ihr neugierig über die Schultern.

„Ach, ich weiß," liſpelte Daniza, „er ſteht täglich ſtundenlang unter deinem Fenſter!"

„Haſt du es auch bemerkt?" flüſterte Gitty. „Ich fürchte mich vor ihm. Was kann er wollen?"

„Er iſt ein intereſſanter Mann," ſagte Daniza eifrig. „Schau nur die ſchönen ſchwarzen Augen und den ſchönen Bart! Der Beg ſoll ſchrecklich grauſam ſein! Haſt du das auch gehört?"

„Der Onkel hat es mir erzählt!" bemerkte Gitty.

„Ich liebe ſolche Männer!" ſagte Daniza mit funkelnden Augen. „Mein Vilmos iſt mir zu ſanft. Er iſt faſt wie eine Frau."

Sie ſchob Gitty zurück und beugte ſich zum Fenſter hinaus.

„Aber Daniza!" Gitty ſuchte Daniza an den Falten des Kleides zurückzuziehen.

Die Serbin ließ ſich nicht irre machen. Sie ſchaute ganz frei und offen hinab, und der Türke bemerkte ſie. Daniza war des Anſchauens wert. Ihre üppigen Formen und feurigen Blicke, ihre lebhaften Farben und ſchweren Haarflechten mochten dem Türken gefallen.

Plötzlich warf Daniza dem Beg eine Kußhand zu.

„Um Gottes willen, Daniza, was thuſt du!" ſchrie Gitty empört auf.

„Liebes Kind," ſagte Daniza lachend, „das verſtehſt du nicht, das war das einzige Mittel, den Beg zu vertreiben."

Sie klopfte Gitty auf die Wange.

„Siehſt du, jetzt iſt er geflohen! Meine Kußhand hat ihn verjagt, denn er iſt in dich verliebt!"

„Unſinn!" ſagte Gitty und wandte ſich zornig ab. Die Serbin war ihr in der That völlig unverſtändlich.

„Du mußt nicht böſe werden, es iſt einmal ſo!" fuhr Daniza fort. „Nach mir ſchaut der Beg nicht, ſondern nach dir. Das habe ich längſt bemerkt. Die Moslemins lieben nur die ganz Dicken. Ich gratuliere dir zu dieſer Eroberung!

„Daniza!" rief Gitty tief errötend. „Solche Dummheiten verbitte ich mir!"

„Aber warum zeigſt du dich denn am Fenſter? Warum winkſt du ihm mit dem Tuche? Du kokettierſt mit ihm, leugne es doch nicht!"

„Daniza, ich ſage dir noch einmal, ich verbitte mir ſolche Reden! Wenn du ſo ſprichſt, komme ich nie wieder zu dir herauf!"

„Na, Kleine!" ſagte Daniza begütigend. „Du mußt nicht böſe ſein, ich will dir gute Zuckerln geben. Da haſt du welche!"

Sie war an den Tiſch getreten und reichte Gitty eine prächtige Bonbonniere.

„Nimm nur," fuhr Daniza fort. „Es ſind Pralinees von Marquis in Paris. Baron Siebmüller hat ſie mir geſchenkt! Aber was machſt du jetzt für ein Geſicht? Mir ſcheint, du biſt eiferſüchtig!"

Gitty ſteckte haſtig ein Pralinee in den Mund. Ihr hatte Siebmüller nie eine Bonbonniere geſchenkt!

„Du nimmſt nichts mehr?" fragte Daniza lauernd..

„Nein, danke!" erwiderte Gitty. „Tante ſagt, daß Bonbons dick machen!"

„Was du für Bedenken haſt!" ſagte Daniza ernſt, den Kopf ſchüttelnd. „Der gute Baron Ferry wäre ſchlecht angekommen, wenn er dir ſtatt mir die Bonbonniere geſchenkt hätte. Ich werde ihn für alle Fälle warnen. Aber Blumen nimmſt du doch?"

Daniza zupfte an dem Roſenſtrauß, den ſie an der Bruſt trug.

„Blumen?" Gitty errötete wieder bis unter die Schläfen. „Ich mag keine Blumen."

„Ach, nicht möglich! Wie kann man Blumen nicht lieben!" rief Daniza, ſcheinbar aufs höchſte überraſcht. „Das muß Ferry wiſſen; und darum ſchickt er mir wohl täglich Roſen und nicht dir. Solche charmante junge Herren wie Ferry haben immer das Bedürfnis, Blumen und Süßigkeiten zu verſchenken, und wir Damen ſollten ihre Paſſion nur protegieren. Du biſt wirklich zu grauſam, liebes Kind!"

Gitty ſah die Freundin mit einem finſteren, zweifelnden Blicke an. Daniza faßte ſie plötzlich um die Taille.

„Kind,“ ſagte ſie mit gutmütigem Lachen, „ich weiß nicht, was ich aus dir machen ſoll. Mir ſcheint, du biſt ganz toll vor Eiferſucht! Merkſt du denn nicht, daß ich ſpaße?“

Gitty antwortete nicht. Die Schönheit der jungen Frau hatte für ſie etwas Niederſchmetterndes. Dieſe frivole Schönheit!

„Sei nur ein bißchen eiferſüchtig,“ ſagte Daniza und drückte einen Kuß auf Gittys Wange, „das wird dich ein wenig magerer machen. Einmal war ich ſchrecklich eiferſüchtig auf dich, in Dresden, in der Penſion; weißt du?“

„Eiferſüchtig auf mich?“

„Ja! Nächtelang hab ich geweint, weil ich ſo mager war und du ſo prachtvoll dick ſein konnteſt. Ich habe dich damals eigentlich gehaßt! Nun, ſeit der Zeit hat ſich die Sache gegeben. Ich bin jetzt auch leidlich angewachſen und fühle mich ganz und gar nicht unglücklich dabei.“

Sie trat vor ihren Toiletteſpiegel, ſtemmte die Arme in die vollen Hüften und warf ſich in die Bruſt.

„Schau!“ ſagte ſie auf Gitty zurückblickend, „was meinſt du? Ich glaube, es handelt ſich kaum um ein paar Centimeter zwiſchen uns. Vielleicht hole ich dich noch ein!“

Eine Klingel wurde im Hauſe gezogen.

„Die Tante!“ ſagte Gitty und eilte zur Thür.

„Laß doch die Tante,“ erwiderte Daniza, „und bleib bei mir.“

„Ich muß hinunter!“ ſagte Gitty ängſtlich.

Eigentlich war ſie froh, aus dem Bereich ihrer Freundin zu kommen.

Daniza begleitete ſie bis auf den erſten Treppenabſatz hinab. Gräfin Wokurka ſtand unten im Korridor. Sie hielt ein großes Paket wie ein Wickelkind an ihre flache Bruſt gepreßt und ſah vorwurfsvoll zu Gitty herauf.

„Da bin ich, Tante!“ ſagte Gitty. „Ich war ein paar Minuten bei Daniza.“

Daniza beugte ſich lächelnd über das Treppengeländer.

„Küß die Hand, Gräfin!“ ſagte ſie. „Nachmittags erzähle ich Ihnen etwas. Sie bekommen einen türkiſchen Schwiegerſohn!“

Sie zog ſich raſch zurück. Gitty aber lief die Stufen hinunter und hielt ſich die Ohren zu. „Daniza iſt verrückt!“ rief ſie.

Als die Rätin mit Gitty in den kleinen Parterreſalon getreten war und die Thür hinter ſich geſchloſſen ſah, ſagte ſie: „Was hat dieſe freche Perſon? dieſe neugebackene Baronin? Was ſoll die Anſpielung auf den Türken? Daniza iſt kein Umgang für dich. Warum ſteckſt du bei ihr?“

„Daniza iſt verrückt!“ wiederholte Gitty und zuckte die Achſeln.

Die Rätin warf ihr Paket unwillig auf den Tiſch.

„Da hab ich dir einen Kleiderſtoff gekauft, und du bedankſt dich gar nicht bei mir. Zwei Stunden bin ich im Bazar herumgelaufen, bis ich was Paſſendes fand. Zwei Stunden in dieſer Hitze!“

„Ich wußte es nicht, Tante!“ ſagte Gitty und ſuchte der Tante Hand zu küſſen.

Die Tante ſchob ſie zurück, öffnete das Paket und breitete den Stoff, ein billiges blaues Zeug, auf dem Tiſch aus.

„Wird das auch genug ſein für ein Kleid?“ fragte die Nichte beſorgt.

„Es muß genug ſein!“ rief Gräfin Wokurka, und mit einem verächtlichen Blick auf Gittys Geſtalt fügte ſie hinzu: „Ich kann nichts dafür, wenn dir kein Kleid gut ſteht, das iſt deine Sache! Bedank dich bei deiner Mutter, die war auch ſo deformiert!“

Thränen traten in die Augen der dicken Comteſſe. „Tante,“ ſagte ſie, „das iſt nicht ſchön von dir. Ich bin unglücklich genug als eine Waiſe. Laß meine Mutter im Grabe ruhen. Du ſprächſt wohl nicht ſo zu mir, wenn ſie noch lebte!“

„Wie? Was iſt nicht ſchön von mir?“ ſchrie die Rätin. „Ich habe dir für ſchweres Geld einen Stoff gekauft, und das iſt nicht ſchön von mir?“

„Ich will nicht auf den Kaſinoball gehen und mich lächerlich machen!“ ſtammelte Gitty aufs tiefſte empört. „Ich ſehe doch lächerlich aus; du ſagſt es ſelbſt!“

„Dummes Ding! Es giebt freilich viel ſchönere und reichere als dich. Aber ſind denn die X. und die Y. ſchöner und reicher als du geweſen? Und ſie haben ſich doch hier im Kaſino ihre Männer gefiſcht! Du verſtehſt eben die Männer nicht genügend zu feſſeln. Selbſt dieſer Gimpel von einem Siebmüller iſt dir wieder entſchlüpft, und jetzt zappelt er im Netz einer verheirateten

Frau, die dich gewiß auslacht; und recht geſchieht's dir!"

„Die Männer kümmern mich nicht!" ſagte Gitty, mit dem kleinen Fuße zornig aufſtampfend. „Ich bitte dich, Tante, laß mich! Ich will nicht ins Kaſino!"

„Du mußt aber; ich befehle es dir!" brauſte die Rätin auf. „Glaubſt du, ich hätte dich her nach Sarajewo genommen, um dich umſonſt zu erhalten? Und du Thörin, was willſt du machen ohne eine anſtändige Partie? Dein Erbteil hat knapp für die Penſion gereicht. Warum haſt du nicht beſſer Klavierſpielen oder Singen gelernt? Mädchen aus den beſten Familien müſſen ſich heutzutage oft ihr Brot verdienen. Du aber biſt ganz talentlos, trotz deiner bürgerlichen Mutter!"

Gitty ſank wie geknickt in einen Stuhl.

„Wenn nicht hier, wo willſt du ſonſt einen Mann finden?" fuhr Gräfin Wokurka unerbittlich fort. „Hier giebt es eine Menge unverheirateter, gutgeſtellter junger Leute, die ſich gräßlich langweilen. Wäre ich jung hierher gekommen, ich hätte ſicher einen beſſeren Mann gefunden als meinen Wokurka. Nimm dir ein Beiſpiel an mir!"

Gräfin Wokurka ging ſtolz hinaus, ſo ſtolz wie vor Zeiten eine ihrer Urgroßmütter über den Markusplatz gegangen ſein mochte. Doch der andere Sprößling des uralten Dogengeſchlechts der Contarini empfand nichts dem Stolze Ähnliches, wohl aber tiefe Scham über das unwürdige Benehmen der alten Dame.

Wer ſie jetzt ſo hätte ſitzen ſehen, die arme Gitty, wie ſie mit dem drallen Arm das pausbäckige Haupt ſtützte, der mußte ſie wohl für ein kleines Kammerkätzchen halten, das von der Gebieterin eben gezankt worden war. Ihre Hände waren auch rot genug und fühlten ſich hart an. Sie war im Grunde nur die Dienſtmagd der Tante. Sie fühlte es ſelbſt. Eine Dienſtmagd ohne Lohn! Dem guten Kinde wollte es ſcheinen, als ob die Tante doch in einer freilich rauhen Selbſtloſigkeit handelte, wenn ſie ſie zwang, nach einer guten Partie zu fahnden. Aber lieber wollte Gitty weiter dienen, lieber auch noch den Boden ſcheuern, als Männer feſſeln.

Ihre ſo oft zurückgehaltenen Thränen floſſen reichlich. Von oben klang wieder das Pianoſpiel ihrer glücklichen Freundin, der Ferry Siebmüller Roſen und Bonbonnieren ſchenkte. Jetzt wurde Gittys Schluchzen herzbrechend.

Und gerade in dieſem Augenblick ſtreckte der Onkel Wokurka das weiße Haupt zur Thür herein.

Als er Gitty weinen ſah, zuckte es ſchmerzlich um ſeinen Mund. Er mochte ſeine vergötterte Nichte ſchon öfter ſo gefunden haben. Er wollte ſich ihr nähern, um ſie zu tröſten, aber da ſchlug die ſchrille Stimme ſeiner Gattin an ſein Ohr.

„Karl! Ka—arl!" rief die Rätin irgendwo im Hauſe. Der alte Finanzrat verſchwand geräuſchlos.

### Der Mädchenmarkt.

Das Kaſino, wo man heute zu Ehren des Miniſters den Ball gab, war ein palaſtartiges Haus in anſpruchsvollem Renaiſſanceſtil; wenn aber von ſeiner baulichen Beſchaffenheit die Rede war, dann citierte immer irgend jemand: „Einem geſchenkten Gaul ſieht man nicht ins Maul!" Und einer variierte den alten Spruch einmal folgendermaßen: „Weil's geſchenkt der Herr Baron, ſchau nicht auf die Konſtruktion!"

Das Kaſino war ein Geſchenk des Armeelieferanten Baron Schwarz-Senborn an die bosniſche Landesregierung.

Im großen Kaſinoſaal, der ſich heute ſchon um halb acht Uhr zu füllen begann, herrſchte eine faſt erſtickende Hitze, dazu roch es betäubend nach Petroleum. Die Diener mußten ſehr ungeſchickt mit den Lampen umgegangen ſein. Indeſſen ſah man aller Pein zum Trotz nur heitere Geſichter. Der offiziellen Freudigkeit miſchten ſich Luſt am Klatſch und Neugierde bei. Die Freude der Jungen aber war wie immer, wenn es einen Tanz galt, echt, harmlos und unverwüſtlich.

Orient und Occident vereinigten ſich hier im Lichte der zahlloſen und ſchlecht gepflegten Petroleumlampen.

Die Konſuln in großer Uniform, der britiſche General, an ſich ſchon eine bizarre Figur, heute mit exotiſchen Orden, die er zu Hauſe in England nicht anlegen durfte, überſäet, dann die öſterreichiſchen Offiziere, dann wieder beturbante Moslems, unter ihnen

hervorragend der dicke Bürgermeister von Sarajewo und Fadil Cengic, der Reformbeg, dazu der Kranz von ärarischen Herren und Damen, die in ihrer gutmütigen, farblosen Philisterhaftigkeit den Hintergrund für die bunten Gestalten der Würdenträger bildeten.

Rätin Wokurka stand mitten unter den „Ärarischen" am Arme ihres Gatten, die scharfe Nase hoch aufgerichtet, als wäre sie zur Abwehr jedes Angriffs auf ihre Würde bereit. Sie fühlte sich deplaciert, aber sie mußte vorläufig wenigstens da stehen, in der Diätenklasse des Finanzrats.

Sie trug eine vorweltliche schwarze Seidenrobe, einen seltsamen roten Federschopf in der Frisur und vor der Brust die berühmte acht Centimeter lange silberne Filigrangondel, das Symbol ihrer hohen Abkunft.

Die Rätin lorgnettierte über die Köpfe der Umstehenden weg. Ein Geflüster des Erstaunens durchzog den Saal. Es galt einem Paare, das eben in den Gesichtskreis der Rätin trat.

Vilmos Kesthelyi und Daniza.

Baron Kesthelyi von Nagy-Kesthelyi und St. Miklos zeigte sich heute auch äußerlich als ungarischer Magnat. Sein dunkelblauer Sammetrock war reich mit Gold verschnürt und mit Zobel verbrämt, die Brustagraffe, die Rockknöpfe und der Türkensäbel an seiner Seite funkelten von Edelsteinen. An der Rechten führte er Daniza, in der Linken hielt er den Kalpack mit dem hohen Reiherbusch. Und Daniza erschien ebenso prächtig wie ihr Gatte. Ein kleines, mit Brillantsternen besteckles Fes saß neckisch auf ihrem blauschwarzen Haar, ihre ärmellose Überjacke starrte von Goldstickerei, breite goldene Streifen zogen sich über ihre scharlachrote Dimlja, Brillanten strahlten an ihrem weißen Halse.

„Ein schönes Paar!" flüsterten die Umstehenden.

Alsbald schloß sich ein Ring von bewundernden Offizieren um die berückende Serbin, die es heute doch für gut befunden hatte, die verhaßte vaterländische Tracht anzulegen.

Die Rätin hatte Kesthelyis im vollen Schmuck schon zu Hause bewundert, jetzt fand sie den Aufzug protzig, komödiantenhaft. Sie konnte auch diese ihre Meinung dem Gatten nicht verschweigen. Der Finanzrat hörte aber nur sehr zerstreut auf ihre Worte.

„Dort kommt Walther mit seiner Frau!" sagte er.

Sie lorgnettierte nach der bezeichneten Richtung.

„Das ist kurios!" sagte sie, Frau Walther ins Auge fassend und sich dabei auf die Fußspitzen hebend, um besser sehen zu können. „Das ist eigentlich impertinent!"

Frau Walther fiel übrigens allgemein auf. Sie trug ein Ballkleid von blaßlila crêpe de Chine und durchaus keinen Schmuck als ihre goldig schimmernden Locken.

„Findest du das nicht auch impertinent?" wisperte die Rätin ihrem Manne zu. „Diese affichierte Einfachheit. Oder soll es etwas anderes bedeuten? Die Gesellschaft ist ihr wohl nicht gut genug? Sie ist förmlich im Negligé!"

„Wa—as?" sagte der Rat und gähnte dabei.

Die Rätin kniff ihn unwillig in den Arm.

Altenberg kam jetzt an dem Ehepaar dicht vorüber und grüßte — viel zu kühl, wie es die Rätin bedünken wollte. Er schien jemand zu suchen. Eben, als ihn die Rätin ansprechen wollte, wandte er ihr den Rücken.

Das silberne Schifflein über dem Busen der Rätin geriet in eine seltsam hüpfende Bewegung.

Altenberg hatte mit Herrn und Frau Walther ein paar höfliche Worte gewechselt. Marie gab sich unbefangen, nur ihre Wangen röteten sich leicht.

„Verzeihen Sie mir, gnädigste Frau," sagte der Graf, „daß ich Ihnen noch immer meinen Antrittsbesuch schulde. Sie werden mich für einen unartigen Menschen halten!"

„Meine Frau nimmt das nicht so genau!" warf der Ingenieur gutmütig ein, als Marie nicht antwortete.

„Eine Unterlassungssünde bleibt es doch!" sagte Altenberg. „Aber ich bitte zu bedenken, daß ich mit Arbeit überhäuft war und überhaupt bis jetzt nur amtliche Besuche gemacht habe. Wann haben Sie Ihren Empfangstag, Gnädigste?"

Er mußte seine Frage wiederholen. Marie hatte soeben das Ordenskreuz auf seiner Brust bemerkt.

„Marie," sagte der Ingenieur, „der Herr Graf fragt dich um deinen Empfangstag?"

„Ich habe keinen Empfangstag!“ ſagte ſie merkwürdig rauh.

Walther ſah ſeine Frau überraſcht an.

„Keinen beſtimmten Empfangstag!“ ſetzte ſie hinzu. Und ſie lächelte wieder ſo unbefangen wie früher.

Jetzt brauſte die Volkshymne durch den Saal. Graf Altenberg trat zurück.

„Da ſind ſie!“ ſagte Walther.

Der Miniſter, ſeine Gemahlin am Arme führend, war in den Saal getreten. Faſt gleichzeitig mit dem Miniſter erſchien die vornehmſte Perſon des Landes, das war der Herzog Wilhelm von Berg, der Höchſtkommandierende von Bosnien. Der greiſe Held, den das Thereſienkreuz ſchmückte, war ſehr leutſelig und grüßte lächelnd nach allen Seiten. Er und der Miniſter wurden vom Civil-Adlatus, Baron Mikulic, empfangen. Kein Menſch wußte, warum der Baron, der früher weder als Beamter, noch als Militär gedient hatte, vor Jahresfriſt zum Civil-Adlatus ernannt worden war. Er ſelbſt ſchien das nicht zu wiſſen, ſein ſtark gerötetes Geſicht hatte ſtets denſelben verblüfften, fragenden Ausdruck.

Die Hoheit und der Miniſter begannen ſofort nach dem Empfang mit den üblichen huldvollen Anſprachen, während Ihre Excellenz in aller Form Cercle hielt. Dazu ſpielte das Orcheſter „O du mein Öſterreich“ und andere patriotiſche Weiſen.

Altenberg ſtand neben ſeiner Gönnerin und machte Cicerone. Die Dame war ungemein liebenswürdig mit Daniza, ſagte ihr Komplimente über ihr ſüperbes Koſtüm.

Als die geſchmeichelte Serbin ſich entfernt hatte, flüſterte Ihre Excellenz Altenberg zu: „Jetzt kenne ich den Magnaten und Ihren — Magneten! Armer Magnat! Aber er ſcheint ſein Los zu verdienen.“

Der Graf verzog keine Miene zu dem Wortſpiel.

Als ſich die Rätin Wokurka mit einem tiefen courmäßigen Knix zurückgezogen hatte, fragte Ihre Excellenz leiſe den Grafen: „War dies die Gattin des Scharfrichters?“

„Nein,“ erwiderte Altenberg trocken, „aber ſie könnte es ſein!“

Die Excellenz lachte hell auf.

Nun näherte ſich Marie. Die Unterhaltung mit ihr dauerte ein paar Minuten. Nachdem Marie gegangen war, ſah ſich Ihre Excellenz wieder nach dem Grafen um, ſie hatte wieder eine Frage auf den Lippen, aber Altenberg war verſchwunden.

Gitty und Ferry ſahen dem Cercle aus einiger Entfernung zu. Gitty war Ferry ſehr dankbar, daß er ihr, ſeit ſie im Saale war, treu zur Seite blieb; aber was er ſprach, das war ſchrecklich!

Er ſchwärmte ja nur für Daniza und heute außerdem noch für Marie Walther, und dabei kam er nicht im entfernteſten auf die Idee, ſie um einen Tanz zu bitten. Er behandelte ſie offenbar als Vertraute, als ſchweſterliche Freundin. Ja, er ging ſo weit, ſchließlich ſein Mißfallen zu äußern, daß ſich Daniza heute viel zu ſehr von den Offizieren die Cour ſchneiden laſſe. Und wahrhaftig, wohin ſich Daniza wenden mochte, war ſie von einer undurchdringlichen Mauer doppelten Tuches umgeben. Ferry ſchien nur darauf zu ſinnen, ob er in dieſe Mauer nicht endlich doch eine Breſche legen könnte; und Gitty war wieder einmal dem Weinen nahe.

Sie ſtand mit niedergeſchlagenen Augen und ſah hinab auf ihr grellblaues Ballfähnchen und ihre ſtark gerötеten Arme; und ſie verzieh Ferrys Schwärmerei. Es war doch ſchön von Ferry, daß er ſo lange bei ihr aushielt, und für Marie ſollte er ſchwärmen, das wollte ſie gern erlauben. Sie ſelbſt, ſie ſchwärmte ja auch für ihre ſchöne und vornehme Freundin! Die gute dicke Gitty war heute vielleicht die einzige Dame im Saale, die Marie vorurteilslos betrachtete, denn die Mißſtimmung der Rätin Wokurka gegen Marie ſchien ſich dem ganzen weiblichen Teil der Kaſino-Geſellſchaft mitgeteilt zu haben, auch die Excellenz mit eingerechnet. Einen Augenblick nach der Vorſtellung ſtand Marie ſogar allein da. Ihr Mann ſprach noch mit dem Miniſter.

Marie hatte das deutliche Bewußtſein, daß ſie eigentlich nicht hierher gehöre. Ein ſtiller Gram machte ihre Wangen erblaſſen, aber das ſchöne blonde Haupt warf ſie ſtolz in den Nacken zurück.

Einige junge Herren machten eben Anſtalt, ſich der einſamen Schönheit zu nähern, traten aber ehrerbietigſt zur Seite, denn der Herzog von Berg kam mit raſchen Schritten heran.

„Schöne Frau,“ ſagte der ritterliche Prinz zu Marie, die ſich tief verbeugte, „der Tanz wird gleich beginnen; wenn Sie tanzen wollen, ſchicken Sie mich fort, ſonſt aber müſſen Sie ſich mit der Geſellſchaft eines alten Mannes begnügen!“ Er bot Marie den Arm und führte ſie, lebhaft und etwas überlaut ſprechend, zum Saale hinaus.

Marie kannte den Prinzen ſeit ihrer Prager Comteſſenzeit, wo er im Hauſe ihres Vaters viel verkehrt hatte. Er war ein Regimentskamerad ihres Vaters geweſen und ſprach ſtets von ihm, wenn er mit Marie zuſammen war. Marie hatte eine große, faſt kindliche Zuneigung zu dem Prinzen, und ſie empfand nicht die geringſte Scheu vor der Hoheit. Sie plauderte ſo unbefangen mit ihm, wie mit irgend einem anderen alten Freunde.

Auf ihrer Promenade an der Seite des Prinzen begegnete ſie auch der Rätin Wokurka, aber ſie war zu ſehr in das Geſpräch vertieft, um dieſe Dame beachten zu können, und ſo entging ihr auch der böſe Blick, den ihr die Rätin nachſandte.

Das ſilberne Schifflein über dem Buſen der Rätin wiegte ſich nicht mehr, ſondern es ſprang und tanzte förmlich.

Die Rätin eilte in den Tanzſaal zurück. Dort ſaß Mrs. Minna Freemantle.

Die Rätin ließ ſich an der Seite der Frau des Konſuls nieder. „Ich tanze nicht mehr, mir iſt es zu heiß,“ ſagte die Konſulin zur Rätin.

Rätin Wokurka hätte der Konſulin ſo gern geſagt, daß ſie empört war über das hochfahrende Benehmen der Miniſterin und über vieles andere noch. Sie rang nach Worten. Sie war gereizt, im höchſten Grade gereizt!

„Dort ſitzt Gitty!“ ſagte die Konſulin in einem bedauernden Tone.

„Gitty?“ fragte die Rätin.

Richtig! An der gegenüberliegenden Wand ſaß Gitty an der Seite einer ältlichen Dame, als ein richtiges Mauerblümchen.

Das auch noch! Sie fand wahrſcheinlich keinen Tänzer!

„Ihre Nichte macht ein trauriges Geſicht,“ ſagte die Konſulin gutmütig. „Mir ſcheint, das arme Kind langweilt ſich.

„Sie meinen, daß Gitty zurückgeſetzt wird!“ ſagte die Rätin ſpitz. „Bedauern Sie ſie nicht. Wir ſind nur hierher gekommen der Stellung meines Mannes zuliebe, der Mädchenmarkt geht uns nichts an; weder mich noch meine Nichte!“

„Der Mädchenmarkt?“ fragte die Konſulin aufs höchſte erſtaunt.

„Nun ja! Was iſt das anderes als ein Mädchenmarkt?“

Die Rätin machte eine zirkelförmige Bewegung mit dem geſchloſſenen Fächer.

„Ich bitte Sie, was iſt das? Eigentlich iſt's ein Skandal! Schauen Sie ſich um, Mrs. Freemantle, wie da die Köder ausgeworfen werden! Ich möchte wiſſen, wer heute wieder von den jungen Beamten anbeißt!“

„Zum Glück habe ich keine erwachſene Tochter,“ ſagte die Konſulin lachend, „aber wenn mein Baby einmal erwachſen ſein wird und wir in Sarajewo bleiben, werde ich ſie doch auch auf den hieſigen Mädchenmarkt bringen müſſen!“

Sie erhob ſich raſch und ließ ſich jetzt doch zum Tanze führen. Die Nähe der alten Lagune war ihr nachgerade unheimlich geworden.

Es war, als ob heute jedermann die Gräfin Wokurka miede und alle ihre Verſuche nur zu Niederlagen führten. Da ſaß ſie zwiſchen zwei leeren Stühlen. Unfehlbar verſchwand die Nachbarſchaft, wohin ſie ſich auch ſetzen mochte. Ihr gegenüber ſaß Gitty neben der ältlichen Schweſter des italieniſchen Konſuls. Sie hatte dem Mädchen mehrmals ziemlich verſtändlich gewinkt, daß ſie ihren Platz neben der abſcheulichen Italienerin verlaſſen und der Tante Geſellſchaft leiſten möchte, aber Gitty hatte mit leichtem Stirnrunzeln die Achſeln gezuckt und war bei dem Fräulein ſitzen geblieben. Die Undankbare! Beim Nachhauſegehen ſollte das Mädchen erfahren, was es heißen wollte, die Tante ſo offenbar gering zu ſchätzen und vor der Geſellſchaft zu blamieren; das ſchwur ſich Rätin Wokurka.

In dieſem Augenblick näherte ſich ihr Fadil Cengic Beg. Er begrüßte ſie ſchon von weitem überaus artig, nach orientaliſcher Sitte die Hand dreimal von der Bruſt gegen den Mund führend. Dieſer ſonſt ſo unliebenswürdige Orientale, was konnte er wollen?

Fadil Cengic ſtand nun dicht vor ihr.

„Ich habe dich geſucht," ſagte er, „ich habe dich geſucht wie ein Bräutigam die Braut!"

Die Rätin, obwohl mit der Sprache und den blumenreichen Wendungen der Südſlaven hinlänglich vertraut, war doch einigermaßen überraſcht durch das zarte Bild, das der Beg gebraucht hatte. Sie beſann ſich, daß ſie ihm, als dem Eigentümer ihres Wohnhauſes, vor zwei Tagen hätte den Mietzins entrichten ſollen. Vermutlich wollte ſie der Beg daran erinnern, taktlos genug war er dazu.

„Du ſuchteſt mich?" ſagte ſie kühl. „Ich habe dich ſchon geſtern beſuchen wollen, wegen des Zinſes, allein die Vorbereitungen zum Balle verhinderten mich."

„O!" ſagte der Beg. „Und dieſer Ball gefällt dir nicht! Du blickteſt ſo finſter wie eine Wetterwolke. Auch mir gefällt der Ball nicht."

Die Rätin ſchwieg.

„Deine Nichte tanzt nicht!" ſagte der Beg nach einer Weile.

Die Rätin wurde verlegen. „Meine Nichte liebt den Tanz nicht!" ſagte ſie haſtig.

„Deine Nichte thut recht, nicht zu tanzen," rief der Beg begeiſtert. „Sie iſt die Schönſte auf dem Balle! Sie iſt ſchön wie eine Roſe im Garten des Paradieſes!"

Der Rätin wurde es zu viel und ſie ſtand auf, um wegzugehen und den Türken allein zu laſſen. Das fehlte noch, daß ſie ſchließlich als einzige Geſellſchaft dieſen Menſchen ertragen ſollte! Aber ſie ſah jetzt, daß der Beg wirklich mit bewundernden Augen zu ihrer Nichte hinüberſchaute, und da erinnerte ſie ſich der Worte Danizas: „Sie werden einen türkiſchen Schwiegerſohn bekommen!" Damals hatte ſie dieſe Worte nicht weiter beachtet, jetzt aber erhielten ſie Bedeutung. Alſo war das kein Hohn und kein leeres Geſchwätz geweſen! Aber die Rätin bemerkte noch mehr: ſobald Gitty ſah, daß der Beg ſie anſchaute, ſtand ſie auf und ging mit dem alten italieniſchen Fräulein weg.

„Jetzt wird es Nacht," ſagte der Beg traurig, „der Stern der Liebe verſchwindet, jetzt wird es finſtere Nacht!"

Für den Beg mochte es immerhin Nacht werden, der Rätin aber war ein Licht aufgegangen. Sie bezwang ſich und ſagte völlig harmlos: „Warum ſoll es Nacht ſein? Und wo leuchtete der Stern der Liebe? Ich verſtehe dich wirklich nicht, Fadil Cengic Beg!"

„Du kannſt mich nicht verſtehen," ſagte der Beg in ſeiner traurigen Weiſe, „weil ich die Sprache der Verliebten rede, die verwirrt iſt wie die Sprache der trunkenen Giaurs!"

„Fadil Cengic Beg," ſagte die Rätin, „du machſt mir bang!" Das log ſie nicht.

„Fürchte dich nicht vor mir," ſagte er, „höre mich nur an und du wirſt mich bald verſtehen, denn du biſt eine weiſe alte Frau!"

„Ich weiß nicht, was man bei euch alt nennt!" erwiderte die Rätin pikiert.

„Du biſt eine weiſe alte Frau," fuhr der Beg gleichmütig fort, „eine ſehr weiſe alte Frau! Und ich will auf dich bauen wie auf einen Felſen. Sage mir nur, ob ich hoffen darf oder ob die Blumen meiner Wünſche von dem Winterfroſte deines ſtrengen Willens vernichtet werden ſollen!"

„Fadil Cengic Beg," rief die Rätin ungeduldig, „du mußt deutlicher reden, denn ich verſtehe dich ganz und gar nicht!"

„So wiſſe denn," ſagte der Beg mit bebender Stimme, mit einer Leidenſchaft, die in ſeltſamem Widerſpruch zu ſeiner äußerlich unerſchütterten Haltung ſtand, „ſo wiſſe denn: ich will deine Nichte zu meiner Frau erheben! Mein Harem iſt verödet, neuer Glanz ſoll einziehen in mein Haus, wenn du nur willſt. Du biſt die Frau eines mächtigen Mannes, ſei meine Fürſprecherin bei ihm. Ich biete dir ſechzigtauſend Gulden als Brautgeſchenk! Ich weiß, daß deine Nichte mehr wert iſt als die Reichtümer Stambuls, aber ich kann nicht mehr bieten; was ich geben kann, gebe ich dir!"

Die Rätin ſah ſich ſcheu nach rechts und links um, zum Glück ſtand niemand in der Nähe. „Wir verkaufen unſere Töchter nicht," ſagte ſie nach einer Weile mit auffallender Sanftmut, „das mag bei euch Sitte ſein, ich weiß! Aber für chriſtliche Eltern und überhaupt für ein vornehmes Haus bei uns iſt ein ſolcher Antrag beleidigend."

„O," rief der Beg, „wie magſt du an Verkauf denken? Es iſt ein Geſchenk, ein Geſchenk an die Verwandten der Braut, das unſere Sitte dem Bräutigam vorſchreibt!"

Die Rätin war eine beſonnene Frau, reich an Erfahrungen, geſtählt im Kampfe mit den Widerwärtigkeiten des Lebens, entſchloſſen, das gute Glück zu halten, wo es ſich auch nur bot. Aber der gegenwärtige Fall ſetzte ſie doch beinahe in Verwirrung. Sechzigtauſend Gulden! Die Stimme der Welt! Der Adel der Contarini! Die Rätin mußte Zeit gewinnen, um zu überlegen. „Alles ſchön und gut," ſagte ſie, „aber wie denkſt du meine Nichte erringen zu können? Ich kann nicht glauben, daß ſie dich ermutigt hat!"

„Ihre Schönheit hat mich ermutigt!" verſetzte der Beg. „Auch wählet nicht die Frau, ſondern der Mann!" Das Antlitz des Beg war von Leidenſchaft erhitzt, ſeine Augen brannten.

Die Rätin blickte wieder ängſtlich umher, faßte ſich aber ein wenig, als ſie ſah, daß niemand das Geſpräch belauſchte. „Es iſt unmöglich," ſagte ſie, „unmöglich! — das heißt, es iſt kaum möglich! Meine Nichte iſt eben Chriſtin, es wird ſich ſehr ſchwer einrichten laſſen!"

„Alles iſt möglich," erwiderte der Beg eifrig, „denn dein Mann iſt mächtig unter den Schwabas."

Eben zeigte ſich von weitem dieſer mächtige Mann, Finanzrat Wokurka. Er hatte ſeine Tarockpartie in einem Nebenſaale beendet und ſuchte nun mit böſem Gewiſſen ſeine geſtrenge Ehehälfte.

Die Rätin beugte ſich dicht zum Beg hin und ſagte leiſe und eindringlich: „Dort kommt mein Mann. Sprich nie mit meinem Mann über dieſe Sache! Verſtehſt du mich?"

Der Beg nickte.

„Erſt muß ich meinen Mann vorbereiten!" fuhr ſie flüſternd fort. „Auch darfſt du nie mit meiner Nichte ſprechen!"

Der Beg nickte ſeufzend.

„Du darfſt überhaupt mit niemand davon ſprechen; wenn dir dein Glück am Herzen liegt, biſt du ganz ſtumm! Haſt du mich verſtanden?"

Der Beg nickte zum drittenmal.

„Noch eins!" ſagte die Rätin. „Ich werde dich morgen beſuchen, dann reden wir weiter. Und jetzt geh!" ſchloß ſie faſt befehlend.

Der Beg trat demütig zurück, legte die Hand grüßend an Bruſt und Mund und ging langſam weg.

Gleich darauf ſtand Herr Wokurka neben ſeiner Gattin und machte das gehorſame Geſicht, das ihm in ihrer Nähe zur Gewohnheit geworden war.

„Iſt es ſchon Zeit?" fragte ſie, indem ſie ihre Gedanken wieder ſammelte.

„Zum Gehen meinſt du?" fragte er dagegen, etwas erſtaunt, daß er nicht mit Vorwürfen empfangen wurde.

Sie antwortete nicht und ließ ihren Blick über die Geſellſchaft ſchweifen.

„Der Miniſter iſt ſchon gegangen, auch der Herzog!" bemerkte ihr Gatte.

„Freilich, zu den heulenden Derwiſchen!" ſagte ſie. „Wir ſollten doch nach dem Balle die heulenden Derwiſche beſuchen. Es wird ſchon leer!"

In der That hatte ſich der Saal gelichtet. Dem Beiſpiele der höchſten Perſonen folgend, waren viele Herrſchaften, die auf ihre geſellſchaftliche Stellung hielten, aufgebrochen, andere ſagten ſich gute Nacht.

„Aber wo iſt denn deine Broſche?" fragte der Finanzrat plötzlich.

Gräfin Wokurka zuckte zuſammen und griff mit der Hand nach dem Halſe — die Gondel war weg.

„Wo iſt ſie?" rief die Dame höchſt erregt, taſtete an ihrem Kleide umher, als erwartete ſie, das teure Symbol könnte ſich irgendwo feſtgehängt haben, und fügte zornig hinzu: „Das mußt du mir erſt jetzt ſagen!"

Aber die Aufregung verhinderte ſie am längeren Reden, ſie ſuchte umher, ſie ſah unter die Stühle, ſie folgte ihrer eigenen Spur, ſo gut ſie ſich der heutigen Bewegungen erinnerte, und verſetzte nicht nur ihren Gatten, ſondern auch einen Teil der Geſellſchaft und die Aufwärter in Unruhe.

Das Ehepaar Walther entfernte ſich, während die Familie Wokurka-Contarini noch ſuchte, und zwar hatte die alte Dame den Anſtoß dazu gegeben, indem ſie den Platz Maries umkreiſte und ſie ſo aus ihren Betrachtungen aufſchreckte. Denn Marie war nachdenklich. Sie winkte ihrem Gatten, der in eine eifrige Unterhaltung mit mehreren höheren Beamten vertieft war.

Beim Verlaſſen des Kaſinos bemerkte Marie, daß Baron Siebmüller zu Keſthelyis in den Wagen ſtieg.

### Heulende Derwiſche.

Der Wagen, in welchem das Ehepaar Walther nach Hauſe fuhr, kam nur langſam vorwärts. Walther drückte ſich behaglich in die Polſter und rauchte ſeine Cigarre, er war vergnügt und dachte zufrieden über das Ergebnis des Abends nach. Der Miniſter hatte ihn ſichtlich ausgezeichnet. So war er denn erſtaunt, als Marie plötzlich nach kurzer Fahrt ausrief:

„Prokop, wäre es nicht beſſer, auszuſteigen? Das langſame Fahren iſt mir ganz unerträglich!“

Walther warf ſogleich ſeine Cigarre zum Fenſter hinaus. „Iſt dir nicht wohl, mein Kind?“ fragte er.

„Mir iſt ganz wohl,“ entgegnete ſie, „aber der Aufenthalt in dem muffigen Kaſten iſt mir wirklich ganz unerträglich!“

„Nun, nun,“ ſagte er begütigend, „es iſt ja wahr, daß man abſcheulich ſchlecht fährt auf den Straßen von Sarajewo, und beſonders hier, wo es zum Judenviertel hinausgeht!“

„Ich will in die friſche Luft!“ ſagte Marie.

Walther beugte ſich zum Schlage hinaus. „Wir ſind nicht mehr weit vom Hauſe, da können wir füglich ausſteigen,“ ſagte er und befahl dem Kutſcher zu halten.

Marie nahm des Gatten Arm und ging ſchweigend neben ihm her bergauf.

Da ſchritt ſie alſo wieder mit ihm allein denſelben Weg wie letzthin vom Tennisſpiel. Alſo immer wieder dasſelbe! Sie hätte auch im Wagen bleiben können.

Sie achtete wenig auf ſein Geſpräch, bis er ihr im Schlafzimmer den Mantel von der Schulter nahm und dabei etwas verlegen ſagte: „Wirſt du mir böſe ſein, wenn ich dich heute nacht für ein paar Stunden verlaſſe?“

Sie ſah ihn verwundert an.

„Der Miniſter hat mich perſönlich aufgefordert, zu den heulenden Derwiſchen mitzukommen!“

„Zu den heulenden Derwiſchen? Heute noch?“

„Ja, heute noch! Du haſt doch davon gehört. Ein Araber, der zum Ramazan immer hierher kommt, veranſtaltet heute zur beſonderen Ehre des Miniſters eines ſeiner fanatiſchen Meetings. Es iſt das der nationale Teil des heutigen Feſtprogramms. Seine Excellenz hat mich, wie geſagt, aufgefordert, daran teilzunehmen. Aber du wirſt dich fürchten, allein zu Hauſe zu bleiben?“

Marie antwortete nicht.

„Soll ich die Heulenden nicht etwa aufgeben, dir zuliebe?“ Er faßte ſeine Frau zärtlich um die Taille.

Sie drückte ihn ſanft zurück.

„Du biſt böſe!“ ſagte er.

Marie ſtrich ſich mit der flachen Hand über die Stirn. „Ich fürchte eine ſchlafloſe Nacht!“ ſagte ſie.

„Ich bleibe bei dir!“ ſagte er zärtlich.

„Iſt es weit bis zur Moſchee?“

„Kaum fünfzehn Minuten, aber die Vorſtellung kann lange dauern. Ich bleibe bei dir, mache dir weiter keine Sorgen!“

„Du mußt wohl hin,“ ſagte Marie. „Nun, da werde ich mitgehen!“

„Du wollteſt mitgehen! Was fällt dir ein? Du biſt doch müde, haſt mehreremal vom Balle weg verlangt!“

„Ach!“ rief ſie. „Laſſe mich mitgehen! Schlafen kann ich doch nicht nach dem Balle. Alſo gehen wir! Warum haſt du's mir nicht früher geſagt?“

„Liebes Kind, beſinne dich doch! Ich fragte dich auf dem Balle zweimal, ob du mit wollteſt. Du ſchienſt aber meine Frage gefliſſentlich zu überhören, und jetzt willſt du ſogleich hin!“

„Ich hatte meine apathiſchen Anwandlungen,“ ſagte Marie lächelnd, „die vielen Menſchen, der ekelhafte Petroleumgeruch im Kaſino! Jetzt bin ich wieder friſch. Ich will auf jeden Fall hin. Ich bin ſogar ſehr neugierig!“

„Wie doch die Frauen wunderlich ſind,“ ſagte der Ingenieur lachend, „einmal ſo, und — dreh die Hand um — wieder ſo. Hab ich recht? Ich kenne die Frauen!“

„Ich muß aber vorher die Schuhe wechſeln,“ meinte Marie.

„Gewiß!“ ſagte Walther. „Und auch das Kleid, wenigſtens die Taille, die iſt zu leicht!“

„Ich nehme den Pelzmantel!“

„Glaubst du, daß er genügen wird? Die Nächte sind hier schrecklich kalt. Man muß sich gerade im Sommer vor Erkältungen hüten.“ Schon brachte er Maries Schnürstiefel herbei.

Sie setzte sich auf den Stuhl neben ihrem Schreibtisch, und Walther ließ sich auf ein Knie nieder, um ihr die Bänder der Ballschuhe zu lösen.

„Gieb mir dein Fußerl!“ sagte er.

Marie aber zog den Fuß zurück und sagte: „Bitte, schau lieber, ob Anna schläft, und ob alles in Ordnung ist im Hause. Die Schuhe will ich selbst ausziehen; das verstehst du nicht so schnell zu machen!“

Walther erhob sich seufzend. Er hätte so gern einen Kuß auf das feine Füßchen gedrückt. Er brannte eine Kerze vom Schreibtisch an und ging mit dem Lichte hinaus, um nach Maries Wunsche die Runde zu machen.

Als er aber nach wenigen Minuten wieder ins Zimmer zurückkam, hatte Marie die Schuhe noch nicht gewechselt, sondern saß mit gefalteten Händen da und starrte vor sich hin.

Sie träumte mit offenen Augen. Sie sah Erwin Altenberg ganz deutlich, das weiße Ordenskreuz schimmerte auf seiner Brust.

„Was ist dir?“ fragte Walther, das Licht schnell auf den Tisch stellend.

„Ach!“ rief Marie zusammenschreckend.

„Was ist dir?“ fragte er.

„Ach, ich bin so faul. Bitte, reich mir die Schuhe!“

„Siehst du,“ sagte er kopfschüttelnd, „siehst du, jetzt muß ich's doch machen. Ja, die Frauen! Ohne männlichen Beistand können sie halt nicht fertig werden.“

Bald darauf gingen sie Arm in Arm bergab, dem Stadtteil zu, der im Thale lag, und Walther erzählte von dem Schauspiel, das sie erwartete. Die kleine Moschee läge drüben auf dem Berge im türkischen Viertel und sie müßten noch einmal wieder klettern, um hinzukommen, erzählte er. In der Moschee müßten sie auf den Chor gehen, wo sonst nur die Frauen Zutritt hätten.

Dieser Mann wußte mit allem Bescheid. Er schien Sarajewo zu kennen, als ob er hier geboren und erzogen wäre. Fest und sicher ging er dahin und hielt eine Papierlaterne empor, die den Weg beleuchtete. Marie wurde durch die Eigentümlichkeit der Umgebung gefesselt. Jetzt kamen zwei vermummte Gestalten aus einer Nebengasse, es waren bosnische Weiber. Ihre Holzschuhe klapperten auf dem Steinpflaster, hinter ihnen ging ein Knabe mit einer Leuchte. Welche sonderbaren Lichter die wandelnden Laternen auf die Häuser warfen! Es ging wieder steil hinauf, und die Gasse wurde immer enger. Es war, als wollten die Gebäude ganz zusammenrücken; und wie phantastisch diese kleinen Häuser aussahen mit ihren Erkern, vergitterten Fenstern und den breiten, fest verschlossenen Pforten! Hier trat plötzlich eine Mauer aus dem Schatten hervor, dann wieder dort. Es war, als würden diese geheimnisvollen Gebäude, in denen wohl so manches Unheimliche vorgegangen sein mochte, lebendig und wollten den Eindringlingen aus dem Abendlande das Weitergehen verwehren.

Marie hielt eine Hand wie einen Fächer gegen das Licht der Papierlaterne und blickte empor. Droben stand der schwarze Himmel unbewegt, und tausend Sterne funkelten hernieder. Das sah tröstlich aus. Hier unten gaukelten die Erscheinungen gar zu sehr und beängstigten.

„Halt! Wer da?“ tönte es plötzlich. Säbelgerassel war zu vernehmen, und gleich darauf wurde gelacht.

Drei Offiziere standen unvermutet da, von Walthers Laterne aus dem Nichts hervorgezaubert. Marie atmete auf. Wie die wohlbekannte Sprache und der Blitz metallener Knöpfe und Waffen ihr angenehm erschienen! Es war der Oberst mit zwei Begleitern. Er bot Marie den Arm, da Walther sie losgelassen hatte, und sprach davon, wie praktisch es von ihrem Gatten wäre, Licht mitgenommen zu haben, er wäre mit den Kameraden hilflos umhergetappt.

Es ging weiter bergan. Der Ingenieur bildete den Vortrab, und ehe man es erwartete, war die Moschee erreicht. Vor der Thür stand der Diener des Heiligtums und hielt ein dünnes Rohrstäbchen als Zeichen seiner Würde in der Hand. Walther redete ihn serbisch an und sagte dann, sich zurückwendend: „Wir haben Glück; ich fürchtete

ſchon, wir wären zu ſpät gekommen, aber die Vorſtellung hat noch nicht angefangen."

Die Vorſtellung! Als Marie durch die leiſe geöffnete Thür der Moſchee eingetreten war und ſich nun in dem matt erleuchteten Raume befand, hatte ſie einen ganz anderen Eindruck als den, daß hier eine Vorſtellung, etwas Theatraliſches, auf Wirkung Berechnetes, vorgehen könnte. Ihr wehte der Hauch eines myſtiſchen Ortes entgegen, und die dunklen Geſtalten, die dort in einer Gruppe auf dem Boden kauerten, flößten ihr einen Schauer ein. Gerade der Thür gegenüber befand ſich eine Niſche; die heilige, nach Sonnenaufgang gerichtete Niſche. Und davor lagen dieſe unheimlichen Geſtalten.

Der Diener berührte ihre Schulter mit ſeinem Stäbchen. Sie ſah, daß die Herren ihrer Begleitung ſchon eine ſchmale ſteile Holztreppe hinaufzuſteigen anfingen, und ſie folgte ihnen.

Der Chor, ein aus Holz erbauter Balkon, war dicht gedrängt von Herren und Damen voll, ſo daß mehrere ſelbſt auf den oberſten Stufen der Treppe ſtanden. Indeſſen für Marie wurde Platz gemacht, und ſie fühlte ſich, ehe ſie ſich noch zurechtgefunden hatte, vorwärts und zur Baluſtrade geſchoben, wo vorwiegend Damen ſtanden und in die Moſchee hinabblickten.

Es war ſo dunkel, daß Marie zunächſt ihre Nachbarſchaft nicht erkannte. Nur wenige Lampen brannten in der Moſchee, und die weiß getünchten Wände zeigten die vergrößerten Schatten von menſchlichen Oberkörpern. Das Gemurmel der zuſammengekauerten Derwiſche ſcholl undeutlich herauf. Eine drückende Schwüle herrſchte im Raume, und ſie war wie eingekeilt in ihre Umgebung. Doch jetzt erkannte ſie einige Damen in der nächſten Nähe: Finanzrätin Wokurka, Gitty, die Gemahlin des Miniſters waren da. Sie blickte weiter um ſich und ſah den Miniſter ſelbſt. Mit einem Feldſtecher in der Hand beugte er ſich über die Baluſtrade.

Maries Augen gewöhnten ſich immer mehr an das eigentümliche Halbdunkel, und jetzt ſah ſie im Hintergrunde der auf dem Balkon zuſammengedrängten Menge Kopf und Schultern des Grafen Altenberg emporragen. Seine hohe Geſtalt lehnte regungslos an der Wand, und ihr ſchien, als blickte er zu ihr her.

Sie drückte Gittys Hand, und Gitty fing ſogleich an, ihr ins Ohr zu flüſtern. Sie ſprach davon, daß es ſo heiß wäre, daß ſie ihren Fächer auf dem Balle verloren und daß die Tante ihre Broſche noch immer nicht wieder bekommen hätte.

Als jetzt auch die Finanzrätin auf der anderen Seite zu reden anfing und mit lauter, ſchnarrender Stimme ſagte, die Situation wäre charmant, nur wäre es langweilig, daß die unten noch immer nicht anfingen, da fühlte ſie ſich ſehr unbehaglich. Sie ſah auf die Koranſuren, die in rieſigen Lettern an den ſchwach rötlich beleuchteten Wänden ſtanden, und hatte ein abergläubiſches Gefühl, als ob dieſer Ort entweiht würde durch die ungläubige Geſellſchaft in ſeinen Mauern.

Sie beugte ſich vor und ſah den Araber auf einem Wolfsfell in der Niſche liegen. Er war in einen hellgrauen Kaftan gekleidet, und um ſein zu Boden gedrücktes Haupt ſchlang ſich ein weißer Turban. Hinter ihm lagen, das Antlitz gleich ihm auf den Steinflieſen, wohl zwanzig regungsloſe Geſtalten, und wie ein Nebel von Tönen lagerte auf der Gruppe das unverſtändliche Gemurmel, das bis zum Chor aufſtieg, wo die Abendländer ſich drängten. Dieſer Tonnebel wirkte berauſchend. Marie fühlte etwas wie Schwindel, der ſie hinabziehen wollte, dann aber wieder ging es einſchläfernd und betäubend durch ihre Empfindung. Sie hätte ſich in der Luft über den kauernden Geſtalten wiegen mögen.

Da erhob ſich der Araber langſam auf die Knie, und die Koranſure, die unaufhörlich von ſeinen Lippen floß, wurde lauter und deutlicher. „Allah ekber," klang es vernehmbar zu Maries Ohren. Und die Geſtalten richteten ſich alle empor, lagen nun auf den Knien, wiegten die Köpfe und ſprachen deutlich, obgleich immer noch leiſe: „Allah ekber."

Lachen ertönte hinter Marie, unterdrücktes Lachen. Mit Genugthuung ſah ſie jedoch, daß der Miniſter ſich umdrehte und die Ruheſtörer mißbilligend anſah. Es wurde wieder ruhig. Marie lenkte ihre ganze Aufmerkſamkeit wieder auf das ſeltſame Schauſpiel.

Nun richtete ſich der Araber in voller Geſtalt auf, und von ſeinem Munde ertönte jetzt wie Trompetenton, hoch, durchdringend, an den Wänden der Moſchee hinſchallend, die Sure: „La ilaho ill Allah!"

Und wie von magiſcher Gewalt emporgezogen und mitgeriſſen, ſtanden jetzt alle Derwiſche auf den Füßen, und „La ilaho ill Allah!“ klang es von ihren Lippen.

Der Geſang ſchrillte durch Maries Gehirn. Sie ſah den Araber in der Niſche ſich beugen und winden; die Füße blieben unbeweglich ſtehen, aber der Oberleib wand ſich ſchlangengleich, vorwärts und rückwärts, ekſtatiſch, im Kreiſe umher. Und wie er ſich bog und wie er ſich wand, tönte immer ſchneller, immer lauter und wilder der heilige Geſang. Wie ein Feuer breitete ſich der Geſang über die anderen Derwiſche aus und zwang ſie zu denſelben Neigungen und Beugungen.

Zunächſt blieben ſie noch ſtehen und wiegten ſich in den Hüften, dann aber ſchienen ſie trunken zu werden von den eigenen Stimmen. Sie faßten einander an den Händen und begannen zu tanzen. Wie die Füße ſich raſend hoben und ſenkten, wie alle Glieder zuckten und der Geſang ſich in Geheul verwandelte! Rhythmiſch war das tolle Geheul und erſchütterte in wildem Takte alle Zuhörer. Auch das Gebäude ſelbſt wurde allmählich von dem raſenden Rhythmus und dem taktmäßigen Stampfen der Füße ergriffen: die Wände der Moſchee erzitterten, die Lampen ſchwangen gelinde an den Ketten hin und her.

Marie war wie betäubt, und doch war ein Etwas da, was ſie verhinderte, niederzuſinken. Ihr war, als wollten Dämonen ſie mit ſich ziehen in den unheimlichen Tanz, aber als hielte ſie ſich noch an dem Takte wie an einer Säule aufrecht. In ihrem Kopfe ſelbſt drehten ſich die wütenden Derwiſche, in ihrem Gehirne heulten dieſe ſchäumenden Lippen. Nur der Rhythmus ſtand feſt, und der Wirrwarr der Töne und ihrer eigenen Empfindungen ſchien ſich um ihn emporzuranken. Während ſie aber ſo, einer Hypnotiſierten gleich, an dem unheimlichen Tanze der Derwiſche hing, wurde ihre Einbildungskraft auch noch von einer anderen Vorſtellung beherrſcht. Ihr war, als würde ſie zur Seite gezogen von dem Bilde Erwin Altenbergs. Sie ſah ihn mit ihrem inneren Schauen dort, wohin ihre Augen nicht gerichtet waren, im Hintergrunde des Chores ſtehen und ſeine Erſcheinung laſtete auf ihr wie der Alp im Schlafe.

Da wurde ſie plötzlich aufgeſchreckt. Eine Hand faßte heftig ihren Arm. Sie wandte den Kopf und ſah in Gittys ängſtliches Geſicht.

„Schau doch,“ ſagte die junge Comteſſe, „da, da! Der entſetzliche Cengic!“

Marie ſah, daß unten im Saale ein Mann ſtand, den ſie noch nicht beachtet hatte und der unverwandt heraufblickte. Während alles um ihn herum tobte und ſchrie, ſtand er wie eine Bildſäule. Es war der Reformbeg, Fadil Cengic!

„Was fürchteſt du denn, Gitty?“ fragte ſie, ſelber von einem unbeſtimmten Angſtgefühl bedrückt.

„Ach, wenn doch nur Ferry da wäre,“ entgegnete die Comteſſe, „aber der hat Daniza nach Hauſe begleiten müſſen.“

„Aber Kind, ſei doch nicht ſo thöricht!“

Sie ſah Gitty bei dieſen Worten an und verſuchte zu lächeln, aber in dieſem Augenblicke begegnete ſie dem Blicke Altenbergs. Der Graf ſtand dicht hinter Gitty, und die Finanzrätin hatte ihn auch geſehen. Sie ſagte mit ihrer ſchnarrenden Stimme: „Wenn jetzt ein Feuer ausbräche, Graf Altenberg! Denken Sie ſich die Situation, wir alle wären verloren!“

„La illaho ill Allah!“ heulte es von unten herauf.

Marie ſuchte angſtvollen Blickes nach ihrem Manne. Sie wollte zu ihm. Aber wie ſie nun zur Seite drängte, kam Altenberg näher, ſein Arm ſtreifte ſie. Da wurde es dunkel vor ihren Augen.

Auf dem Chor entſtand ein ſtarkes Gepolter. Man rief nach Waſſer. Der Araber unten ſandte einen Blick zu den Giaurs herauf und warf ſich nun mit dem Antlitz zu Boden.

„Allah ekber!“ rief er, die anderen zur Ruhe niederzwingend.

## Atavismus.

Endlich war der Miniſter abgereiſt. Walther war einer von den Beamten, die ihn nur ungern ſcheiden ſahen. Mit dem ihm vorher ſo verhaßten Frack hatte er ſich in der letzten Zeit ſo vertraut gemacht, daß er von demſelben unbehindert bei den Audienzen die nötige geiſtige Sammlung fand. Graf

Altenberg hatte den Minister mehreremal eindringlich auf den Ingenieur aufmerksam gemacht. Das erfuhr Walther aus dem eigenen Munde Seiner Excellenz. Bei der Abschiedsaudienz hatte der Minister Walthers Hand warm gedrückt und ihm versichert, er werde stets im Auge behalten, daß er an dem Ingenieur eine hervorragende Kraft besitze, und Walther könne überzeugt sein, daß man ihm alsbald den weiten Wirkungskreis anweisen werde, für den er geschaffen sei.

Mehr bedurfte der bescheidene Mann nicht, um sich in seinem ganzen Wesen gehoben zu fühlen. Er verdoppelte seinen Eifer im Amte und benutzte außerdem jede freie Stunde zu wissenschaftlicher Arbeit. Er schrieb an einer Geologie Bosniens. Das Werk war noch nicht weit gediehen; jetzt aber, wo der Minister ihm eine Unterstützung aus Staatsmitteln zugesichert hatte, verschrieb er sich Bücher, Instrumente, und begann sich sorgfältig für eine größere Exkursion auszurüsten.

Gern hätte er mit Marie von seinen Plänen gesprochen und ihr einen Einblick in den Gang seiner geistigen Thätigkeit gewährt, sie pflegte doch sonst an allen seinen Bestrebungen lebhaft Anteil zu nehmen. Allein Marie hatte seit einiger Zeit etwas Mürrisches an sich, etwas Zerstreutes. Die Ohnmacht in der Moschee war glücklicherweise ohne weitere Nachwirkungen vorübergegangen, aber Maries Nerven blieben gereizt. Man sah es der Frau an, daß sie sich Gewalt anthat, um nicht bei jeder Gelegenheit ihre Aufregung merken zu lassen. Besonders zeigte sie einen geradezu krankhaften Widerwillen gegen alles, was das Amt betraf. Darum vermied Walther Gespräche dieser Art.

Eines Tages aber — er kam eben von einer langen Konferenz mit Altenberg und war voll Freude, der Erfüllung seiner langgehegten Wünsche endlich gegenüberzustehen — fühlte er sich gedrängt, seinem übervollen Herzen Luft zu machen. Es war während des Mittagessens.

„Wir sind zu Baron Kesthelyi geladen," fing er an. „Wann wollen wir gehen? Ich glaube, fünf Uhr wird die richtige Zeit sein!"

„Kesthelyis?" entgegnete Marie. „Ich habe gar keine Lust, in die Gesellschaft zu gehen!"

„Aber Marie! Baron Kesthelyi will doch aus seiner Oper König Ostoya vortragen, und es wäre unartig von uns, wegzubleiben, nachdem wir nicht abgesagt haben."

„Was geht mich König Ostoya an? Das brauchen wir nicht so genau zu nehmen, bei Kesthelyis geht es zu wie auf einem Taubenschlage."

„Liebe Marie, du magst recht haben, und ich selbst fühle mich auch nicht besonders zu den Leuten hingezogen; Baron Kesthelyi ist mir zu wenig ernst, aber ich habe einen besonderen Grund: Graf Altenberg wird heute nachmittag dort sein!"

Marie machte eine unmutige Bewegung. „Altenberg?"

„Ja, ich möchte ihn sprechen!"

„Du quälst mich," sagte sie, „ich muß mich für dich schämen, weil ich bemerke, daß du dich protegieren lassen willst!"

„Protegieren?" stotterte der Ingenieur und errötete wie ein Knabe.

„Ja, protegieren!" stieß Marie zornig hervor. „Ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß mein Mann einen Protektor brauchen soll. Bisher hast du alles nur dir allein verdankt, deinem Fleiß, deinem Verstand! und jetzt willst du dich einem anderen dienstbar machen, um wer weiß was zu erreichen. Nichts wirst du erreichen, als Plagerei für dich und Schande für mich!"

Walther starrte seine Frau entsetzt an. „Ich verstehe dich nicht!" sagte er. „Das war niemals mein Gedanke!"

„Freilich," sprach sie kalt, „das konntest du nicht denken. Du hast mich schon beschämt, als du vor diesem Altenberg den Hut zogst, tiefer als es nötig war. Altenberg ist in unser Haus gekommen, als mein Vater noch lebte; mein Vater hat ihn in der That protegiert. Der Verwendung meines Vaters verdankte er seine ersten Erfolge!"

„Nun," sagte Walther, „darin kann ich doch nichts Schlimmes finden; weil er deinem Vater Dank schuldig ist, fühlt er sich eben dem Schwiegersohn deines Vaters verpflichtet. Ich erinnere mich, Altenberg hat mir ungefähr dasselbe gesagt."

„Das läßt du dir sagen?"

„Gewiß! Ich darf mir das sagen lassen. Ich habe das Gefühl, daß ich um meiner selbst willen einige Beachtung verdiene, und

daß man hier Leute meinesgleichen sehr nötig hat!"

Marie lachte höhnisch auf. „Leute mit ausgeprägtem Unterwürfigkeitssinn, die so zu sagen mit dem Hute in der Hand herumgehen!" sagte sie. „Ja, Prokop, ich habe gesehen, wie du dich täglich einen Zoll tiefer bücken lerntest. Ich aber kann meinen Nacken nicht beugen, ich kann den Beamtenseelen nicht nachfühlen!"

„Marie!" schrie der Ingenieur. „Marie, du fürchtest also, daß ich neben dir eine schlechte Figur mache?"

„Ich denke nicht an mich," entgegnete sie, „ich denke nur an die Würde meines Mannes und wünschte, er hätte so viel Sinn für Freiheit wie ich!"

Der Ingenieur erhob sich und ging, die Arme auf dem Rücken gekreuzt, einigemal im Zimmer auf und nieder; dann trat er auf Marie zu und ergriff ihre Hand. „Mein Kind," sagte er milde, „beruhige dich, mein Kind! Als ich dich zum Weibe nahm, wußte ich, daß sich die Vorurteile einer Kaste auch nicht durch die Liebe ausrotten lassen, und daß der Charakter, der im Blute liegt, nicht mit dem Namen gewechselt werden kann. Bisher hat mir zwar die Gräfin in dir keine Schwierigkeiten gemacht; heute zum erstenmal warst du hochmütig, ja, wirklich hochmütig! Ich will es dir verzeihen, ich betrachte es als einen unbewußten Rückschlag. Darwin nennt es Atavismus, wenn bei den Enkeln die Eigenschaften der Großeltern zu Tage kommen. Vielleicht habe ich auch unter dem Drucke des Atavismus gestanden und mich von der stolzen Gräfin über die Gebühr einschüchtern lassen. Mein Atavus war eben ein Höriger der Mooskirchen. Aber schicken wir uns ineinander, und sei du überzeugt, daß der Enkel des Hörigen, wenn er sich auch gelegentlich ein wenig zu tief bücken sollte, dennoch jederzeit seine Mannesehre so hoch halten wird wie der stolzeste Grafenenkel. Aber wir sind nicht allein Enkel," schloß er lächelnd, „sondern Kinder unserer Zeit, das heißt, vorurteilslose, duldsame Menschen! Sind wir das nicht, Marie?" Walther legte seine Hand auf den Arm seiner Frau. Sie stand mit zusammengezogenen Augenbrauen vor ihm.

„Weißt du," sagte sie, „du hast gesprochen wie der bürgerliche Held eines Marlittschen Romans! Als ich dich heiratete, dachte ich nicht an solche Konflikte. Standesvorurteile sind mir längst lächerlich geworden."

„Um so besser!" rief er lachend. „Aber du hast darum doch auf den Ahnenschild geschlagen, daß es klang, wie die selige Marlitt sagt."

Jetzt mußte Marie lächeln. „Und du sprachst wie der ‚maitre des forges'," bemerkte sie.

„Seiner Zeit warst du für den Hüttenbesitzer begeistert," scherzte er und zog sie zu sich auf den Diwan. „Damals in Brünn habe ich dir den Hüttenbesitzer vorgelesen. Es war eine schöne Zeit!"

„Der Roman ist aber doch so unnatürlich," sagte Marie ausweichend, „heute gefällt er mir gar nicht mehr."

„Bleiben wir beim Hüttenbesitzer!" sagte er fröhlich. „Du berührst da gerade eine mir höchst interessante Sache. Auch ich denke Hütten zu bauen, wenn auch nicht für mich, so doch für den Staat, und wenn ich das Hüttenwesen so in Gang bringe, wie ich hoffe, so baue ich schließlich auch eine hübsche Hütte für dich und mich. Ich habe mit dem Minister allerhand besprochen. Man kennt Bosnien noch nicht. Ich kann dir sagen, Marie, daß wir hier immense Schätze besitzen, die nur noch in der Erde schlummern und die wir heben müssen, um dies Land zu einem der reichsten der Monarchie zu machen!" Ganz begeistert sprang der Ingenieur auf und gestikulierte. „Nicht nur der Boden ist fruchtbar, auch die Tiefe unter der Ackerkrume ist reich. Für den Acker mag der Bauer, mag der Winzer sorgen — die Tiefe gehört dem Ingenieur! Laß mich machen! Wir werden Schächte anlegen, werden auf Kohlen bohren, werden Stollen für Edelmetalle in diesen vernachlässigten Erdboden treiben. Und dann Straßen! Ein weise angelegtes Netz von Fahrstraßen und Eisenbahnen! Ich habe mit dem Minister darüber geredet! Eine große Zukunft breitet sich vor mir aus. Und denke nicht, liebe Marie, daß ich nur als Geschäftsmann rede, auch nicht als bloßer Fachmann; aber jetzt darf ich dir gegenüber ein wenig prahlen, denn ich spreche die Wahrheit und will zu deinem eigenen Besten nicht, daß du mich

unterſchätzeſt: ich bin Patriot! Ich bin ſtolz auf mein großes Vaterland! Eine neue koſtbare Perle ſoll der Krone eingefügt werden durch dieſes Land, durch Bosnien, das ſo groß und ſo reich iſt wie Böhmen, unſer gemeinſames Vaterland!"

Marie war auf dem Diwan ſitzen geblieben und ſie unterbrach ihren Gatten mit keinem Worte. Sie betrachtete ihn, und er kam ihr ſo fremd vor, wie ſie ihn reden und die Arme bewegen, bald in die Ferne, bald auf den Fußboden deuten ſah. Und wie ſeltſam ſeine Ideen waren! Sie konnte ſich zwar nicht enthalten, ſeinen Eifer zu bewundern, und ſie glaubte, daß er ausführen würde, was er als ſeinen Plan entwickelte. Seine Ideen befremdeten ſie weniger als ſeine eckigen Gebärden und der ſchulmeiſterlich ſalbungsvolle Tonfall ſeiner Stimme.

„Gut," ſagte ſie, als er geendigt hatte, „ich glaube ſelbſt, daß du ein ſehr wertvoller Beamter für Bosnien biſt, und ich wünſche dir alles Glück."

Er umarmte ſie und küßte ſie.

„Wenn du zu Keſthelyis gehen willſt, iſt es mir recht," fuhr ſie fort. „Dann aber geh jetzt aufs Bureau, damit es nicht zu ſpät wird, ich werde dich abholen um ſechs Uhr. Das iſt wohl früh genug!"

„Du biſt ein Engel!" ſagte er.

Glücklich und zufrieden ging er fort, obwohl er von ſeinem Mittageſſen nur wenige Biſſen bekommen hatte, und machte ſich mit dem verzehrenden Fleiße, der ihm eigen war, über die Arbeit her. Zuweilen blickte er, lächelnd in der Erinnerung an ſeinen Sieg, empor und wiſchte den Schweiß von der Stirn. Das Thermometer auf ſeinem Schreibtiſche zeigte zwanzig Grad Reaumur.

„Dieſe Hitze, wenn ich mir die wegprotegieren laſſen könnte, ſo thäte ich's," ſagte er ſich. „Für das andere werde ich ſchon ſelbſt ſorgen."

Einige Minuten vor ſechs Uhr ſtand er auf und vertauſchte den leinenen Kanzleikittel mit dem Straßenrock. Bald darauf klopfte es: Marie erſchien.

„Zum König Oſtoya!" ſagte ſie lachend.

„Liebe Mizi," ſagte Walther und drohte ſchalkhaft mit erhobenem Finger, „ich weiß nicht, ob dir das gut thun wird. Erinnere dich: wir ſind zuſammen zu den heulenden Derwiſchen gegangen und du wurdeſt ohnmächtig! Es wird heiß ſein, viele Menſchen, ich dächte, ein Spaziergang thäte dir beſſer. Wir könnten die Miliatſchka entlang gehen bis zur Coſia Cupria, wo ſo gute friſche Luft weht!"

„Ich möchte doch zu Keſthelyis," ſprach Marie, „wir ſind doch eingeladen!"

Walther zuckte lächelnd die Achſeln.

### König Oſtoya.

Als der Ingenieur mit ſeiner Gattin den Salon Keſthelyis betrat, ſah er zunächſt nichts als dichten Tabaksrauch. Eine blaue Wolke erfüllte den Raum; von den Waffen und Schilden, orientaliſcher Arbeit, womit die Wände dekoriert waren, drang nur ein ſchwacher Blitz hier und dort durch den Nebel. Daniza ſaß auf dem großen Diwan. Neben ihr hatten Gräfin Wokurka, Gitty und Miß Fullerton Platz genommen. Jede der drei Damen hielt eine Schale mit Eis in der Hand. Daniza rauchte. Zwei Offiziere und Ferry Siebmüller ſtanden dicht vor der Hausfrau und ſprachen eifrig mit ihr. Man ſchien ſich über irgend etwas zu ſtreiten, während Baron Keſthelyi ſelbſt am Flügel ſaß und ſpielte. Das Inſtrument klang verſtimmt.

Einige Augenblicke ſtanden Walther und Marie mitten im Zimmer, ohne von jemandem bemerkt zu werden. Plötzlich erhob ſich Daniza, lief Marie entgegen, umarmte ſie und zog ſie zu ſich auf den Diwan.

„Sie müſſen entſcheiden, liebe Gräfin!" ſagte ſie eifrig. „Sie kommen gerade recht, Sie müſſen entſcheiden!"

„Ja, Sie müſſen entſcheiden!" ſagten die Herren.

„Ich weiß ja gar nicht, um was es ſich handelte!" entgegnete Marie.

„Hören Sie nur!" ſprach Daniza. „Vilmos hat der Heldin ſeiner Oper meinen Namen gegeben. König Oſtoya heißt der Held, und Königin Daniza heißt die Heldin. Mein Mann und die Herren finden das in Ordnung, aber ich nicht. König Oſtoya verläßt nämlich Daniza! Das finde ich abſcheulich!"

Nun hatte ſich auch Keſthelyi vom Flügel erhoben, um die neuen Gäſte zu begrüßen.

„Lassen Sie sich nicht beirren, Gräfin," sagte er zu Marie, „Sie werden mir recht geben, ich weiß es! Man muß weiche, melodisch klingende Namen wählen für die Personen einer Oper. Ostoya und Daniza! Das klingt! Ich habe lange genug nach passenden Namen gesucht. Der letzte Bogumilenkönig hieß ja auch gar nicht Ostoya, sondern leider Thomas. Ein König Thomas ist einfach unmöglich. Also habe ich meinen König umtaufen müssen. Ostoya hieß eigentlich der Großvater des letzten Königs. Die Historiker werden mich sicherlich angreifen, aber was verstehen diese Herren von einem Operntext? Und den Namen der letzten Königin wissen nicht einmal die Herren Historiker. Hätte ich einen anderen, schöneren Namen finden können als Daniza? Daniza bedeutet außerdem so viel wie Abendstern!"

„Aber es ist mein Name!" sagte die schöne Serbin schmollend. „Und der König verläßt Daniza!"

Die Herren lachten. Marie wußte nicht, was sie antworten sollte. Kesthelyi wartete auch nicht auf eine Antwort.

„Ostoya," sagte er, „Ostoya verläßt Daniza in seiner Verblendung, und er büßt es auch mit seinem Leben."

„Erwäge ich's recht," sagte Baron Ferry wichtig, „so muß ich mich jetzt der Ansicht der Baronin anschließen. Ostoya verdient keine solche Frau! Es wäre besser, wenn Daniza den König verließe!"

„Bravo!" riefen die Offiziere.

Marie sah Gitty und ihren Mann fragend an. Die beiden alten Damen aßen ruhig ihr Eis weiter. Kesthelyi kehrte zu seinem Instrumente zurück und griff einige feierliche Accorde.

„Ich bitte um Ruhe, meine Herrschaften!" sagte er. „Verfolgen Sie nur den ersten Akt weiter und sagen Sie mir dann Ihre Meinung. Jetzt kommt die wichtigste Stelle: das Lied des Königs Ostoya von der Liebe!"

Nun spielte er und sang mit halblauter, ungeübter, doch nicht unschöner Stimme Ostoyas Lied:

„Die Liebe nur sei unser Ziel!
So sprach zum Volke Bogumil.
Frei ist die Liebe, groß ist Gott,
Und über ihm steht kein Gebot.
Gott ist die Liebe! Lieb allein
Soll unser ganzes Streben sein!"

Lauter Beifall ertönte. Hauptmann Bitterl, Ritter von Treuenschwerdt, rief enthusiastisch: „Pikant, sehr pikant! Dieses Lied ist ja ein Programm!"

„O, very well!" rief Miß Fullerton.

Baron Kesthelyi sah den Offizier ernsthaft an, in seinen dunklen Augen war Unzufriedenheit zu lesen. „Ich bitte — nicht pikant!" sagte er. „Allerdings ist es ein Programm, aber ein heiliges."

Die Herren waren überrascht und umdrängten den Komponisten. Sie wollten wissen, was für eine Liebe denn dies Lied meinte.

Baron Kesthelyi war aufgestanden und lehnte am Flügel. Er wollte erklären. Sein Gesicht war blaß vor innerer Aufregung, seine schwarzen Augen blickten schwärmerisch; seine feinen, scharf ausgeprägten Züge zeigten eine Lebendigkeit, die ihnen sonst fremd war. „Heilig," sagte er, „heilig ist Bogumils Lehre!" Hierauf schwieg er wieder. Man sah, daß es in ihm kämpfte. Und in der That war der Baron so tief bewegt, daß er nur mit Mühe den Ausdruck für seine Gedanken fand. Nicht nur die Idee selbst, die seiner Oper zu Grunde lag, sondern auch der hochfliegende Ehrgeiz des Dilettanten regte ihn auf. Dies Werk war bis jetzt ein teuer bewahrtes Geheimnis geblieben, aber er hatte schon die kühnsten Hoffnungen darauf gebaut. Obwohl die Oper eigentlich erst im Entwurf bestand und nur Bruchstücke der ersten beiden Akte fertig waren, betrachtete der begeisterte Komponist sie schon als vollendet, sah sie bereits auf der Bühne unter rasendem Beifall aufgeführt. Es konnte ihm ja nicht fehlen, da er Verbindungen mit dem Intendanten der Budapester Oper hatte. „König Ostoya," fing er wieder an, „war der letzte König der Bogumilen. Sein Schicksal war tragisch. Ein edler Held, der zu Grunde ging, weil er in wohlmeinender Absicht zum Verräter an den Grundsätzen des Bogumilismus wurde. Ich bitte — innerlich blieb er ihnen treu, nur äußerlich, aus politischen Gründen und zum Besten des Volkes übte er Verrat."

„Interessant! Bogumilismus, ist das historisch?" fragte der Generalstabs-Hauptmann.

„Historisch, wenn man so will!" sprach

der Baron mit leicht gerunzelten Brauen. „Aber der Bogumilismus ist mehr als historisch, er ist von kirchlicher, von socialer, überhaupt von allgemein menschlicher, unendlicher Bedeutung, denn er betrifft die Liebe, die Beziehungen zwischen Mann und Weib; und er hat die Freiheit der Seele in allen Liebesbeziehungen zum höchsten Grundsatz."

„Interessant!" rief der Hauptmann wieder, während ein jüngerer Kamerad gleich darauf sagte: „Innig!"

„Most interesting!" rief Miß Fullerton.

„Ich meine das so!" rief der Baron, indem er sich höher aufrichtete und einen Schritt vortrat. „Bogumil, der Stifter der herrlichen, erhabenen Gemeinschaft der nach ihm benannten Bogumilen, war für die freie Liebe, das heißt ..."

„Pikant!" rief der Hauptmann. Er pflegte mit drei Wörtern zu operieren, die seiner Meinung nach allen Situationen gewachsen waren: ennuyant im Negativen, interessant und pikant im Positiven. Oberleutnant Szentmaros, sein direkter Untergebener, pflegte allemal das Wort „innig" folgen zu lassen, wenn der Hauptmann sich geäußert hatte.

„Innig!" rief er jetzt auch.

Aber Baron Kesthelyi fixierte die beiden Herren und fuhr ernsthaft fort: „Ich bitte, durchaus nicht pikant! Gerade das Gegenteil von pikant. Gleich den großen Geistern älterer Epochen, gleich Konfucius, Sokrates und Christus, hat auch Bogumil die Religion der Liebe gepredigt. Ich sagte der freien Liebe, weil keine wahrhaft edle Liebe anders als frei, das heißt, nicht erzwungen, nicht durch Gesetze gebunden sein kann. Jeder liebende Mensch soll seiner selbst würdig bleiben, und deshalb muß er frei bleiben!"

„Dear me!" rief Miß Fullerton.

„Ennuyant!" flüsterte der Hauptmann dem Oberleutnant zu.

„Innig!" entgegnete dieser kopfnickend.

„Denn das eigentliche Wesen der Liebe ist die Freiheit!" fuhr der Baron fort. „Jedes Individuum strebt, wenn es liebt, nach der eigenen Veredelung, und deshalb muß es frei sein in der Wahl des geliebten Gegenstandes. Aus diesem Grunde verwarfen die Bogumilen, wie einstmals die Essener, die Ehe und erklärten die freie Liebe für ihr Ziel."

„O, dear me!" rief Miß Fullerton. „Freelovers!" Sie hatte genug verstanden.

„Pikant!" rief der unverbesserliche Hauptmann, und wie eine sprechende Puppe setzte der Oberleutnant „Innig!" hinzu.

„Aber ich bitte," rief der Baron zornig, „durchaus nicht pikant!"

Der Hauptmann wich betreten zurück, der Oberleutnant räusperte sich und blickte den Vorgesetzten fragend an. Dann brannten sich beide eine frische Cigarette an und gingen zu den Damen.

Hier hatte Marie still beobachtend gesessen und sich in Betrachtungen über einige Äußerungen des Barons vertieft, aber sie konnte bei dem Lärm um sie her nicht alles verstehen. Gitty hatte ihr zugeflüstert, sie hätte ihr etwas anzuvertrauen. Aber die Gelegenheit dazu wollte sich noch nicht finden. Gitty erschien so unruhig und sorgenvoll!

Walther, der die Gesellschaft zuerst befremdet angeschaut hatte, stand jetzt neben dem Flügel und lauschte auf die wunderlichen Erklärungen des Barons, denn dieser hatte noch nicht aufgehört, sondern sprach vom König Ostoya und den Bogumilen.

Jetzt entstand eine Aufregung im Salon. Sir Marmaduke Temple West, vom Kopfe bis zu den Füßen in leichte weiße Wolle gekleidet, einen Korkhelm mit blauem Schleier unter dem Arme, trat ein und ging feierlich auf die Gräfin Wokurka zu. Das runde rote Gesicht des Engländers strahlte triumphierend. Er hielt einen blanken Gegenstand empor und sagte mit seiner erschütternden Baßstimme, die einst im Seapoykriege kommandiert hatte:

„Madame, ich haben die Ehre, zu übergeben la gondola. Sie hatten verloren la gondola."

Als die alte Dame das Schmuckstück wiedersah, wurde ihr Gesicht beinahe rund vor Freude. Die Schale klapperte in ihrer Hand. Sie erhob sich mit dem süßesten Lächeln.

„O, mein teurer Sir," sagte sie, „welche Liebenswürdigkeit von Ihnen! Wo sind Sie nur so glücklich gewesen, dies mir so liebe Andenken wiederzufinden? Ich danke Ihnen tausendmal! Wüßte ich nur, wie ich Ihnen meine Dankbarkeit ausdrücken könnte!"

Sie wollte die Brosche ergreifen, aber der

Engländer hielt den Schmuck hoch und sagte, sich voll Mut in die Brust werfend: „Schöne Damen haben keine difficulty zu bezahlen Dank. Sie wollen mir geben ein Kuß vor la goudola!“

Die Finanzrätin lächelte noch süßer und wand sich, den Kopf abwendend, hin und her. Doch zierte sie sich nicht lange, sondern neigte sich, als der galante General ihr ein wenig zu Hilfe kam, schnell zu ihm und küßte ihn zwischen seine grauen Bartkoteletten.

Miß Fullerton ließ den Theelöffel klirrend auf ihre Schale fallen und wandte sich ab. Die anderen lachten.

Da rief plötzlich Ferry, die Hände wie zum Segnen emporhebend: „Ein Bogumilenkuß!“ Und rasch an ein Fenster tretend, schrie er in den Garten hinab: „Tusch! Dreimal Tusch!“

Und vom Garten herauf ertönte wie zur Antwort ein dreimaliger Orchestertusch.

Was war das? Die Gesellschaft eilte an die Fenster des Salons.

„Die Zigeuner! Welche Überraschung! Eljen!“ rief man durcheinander.

„Meine Herrschaften,“ sagte Ferry, „ich habe mir erlaubt, auf eigene Faust die Zigeuner zu bestellen, zur Feier des heutigen großen Tages. Meine Herrschaften,“ fuhr er, seine Stimme erhebend, fort, „Baron Kesthelyi, unser verehrter Freund, ist ein ebenso großer Komponist wie Philosoph. Er hat ein wunderbares Programm aufgestellt: das Programm der Bogumilen. Gründen wir einen Klub mit dem Programm der bogumilischen Liebe! Es ist seit lange ein Bedürfnis danach. Gründen wir einen Bogumilenklub mit Baron Kesthelyi als Ehrenpräsidenten! Einen Klub zur Förderung des Königs Ostoya, dieser prachtvollen Oper! Einen Klub zur Belebung unserer Gesellschaft, zur Vereinigung von Freund und Feind, von Christen und Heiden, von alt und jung; im Sinne des heiligen Bogumil!“

Rauschender Beifall begrüßte seine Worte; aber Baron Kesthelyi war wie versteinert. Zuerst war ihm die Zunge gelähmt vor Empörung über ein solches Mißverstehen seiner Ideale, dann stürzte er vor und schrie wütend: „Ein Klub? Was? Ein Klub? Der Bogumilismus in einen Klub entwürdigt?“

Aber seine Empörung fand nicht den gewünschten Wiederhall. Die Offiziere zwar legten ihrer Begeisterung Zügel an und die Finanzrätin sprach davon, daß der junge Mann ihr sehr echauffiert vorkäme. Aber jetzt trat plötzlich Sir Marmaduke Temple West, von seinen Erfolgen bei der Gräfin Wokurka berauscht, mit wilder Energie auf den Plan. Er stürzte wie ein Fanatiker vor, das Wort Klub hatte ihn elektrisiert. Donnernd rief er: „O, yes, ein Klub! ein Klub wir wollen gründen!“

Der Baron starrte ihm entgegen und suchte nach Ausdrücken, die von dieser unheiligen Gesellschaft verstanden werden könnten, aber er unterlag, denn nun marschierte die kugelige Miß Mabel Fullerton, den Hut mit dem grauen Schleier, der sie nie verließ, auf dem Kopfe, neben dem General auf, und rief mit derselben Energie wie dieser: „Ja, einen Klub! Einen Bogumilenklub! Er soll für der Wohlthätigkeit dienen und verteilen Bibeln unter den Türken!“

Baron Kesthelyi sah hilflos um sich — da ertönte vom Garten her der Rakoczi-Marsch, und die Gesellschaft eilte wieder zu den Fenstern. Baron Siebmüller trat auf den Balkon hinaus.

Der Marsch rauschte dahin, und die Musik brachte eine erwünschte Abwechselung in die Diskussion. In das Gemüt des Barons Kesthelyi war der Rakoczi-Marsch hineingefallen, wie das Wort Klub in des Engländers Gemüt. Er hatte sich an den Flügel gesetzt und spielte triumphierend die Melodie mit. Er schien ganz vergessen zu haben, was ihn gekränkt hatte. Jetzt erklangen die letzten Takte, da rief Baron Siebmüller: „Der Bogumilenklub, er lebe hoch! Der Bogumilenklub, Tusch!“

Die Zigeuner ließen den Tusch erschallen, das begeisterte Rufen der Offiziere und der beiden Engländer mischte sich hinein.

„Eljen! Eljen! Hep, hep, hep, hurra!“ klang es durch den Raum. Dann begab sich der größere Teil der Gesellschaft in den Garten hinab, der mit seinem Sonnenlicht und dem Schatten seiner hohen alten Bäume um so mehr lockte, als die Luft im Salon sich allmählich trotz der geöffneten Fenster

mit dichtem Cigarettennebel unerträglich erfüllt hatte.

Gitty erſah die Gelegenheit, ihr Herz auszuſchütten, und hing ſich an Maries Arm. „Ach, ich konnte ja keinen Augenblick finden, vertraulich mit dir zu ſprechen, liebſte Marie!“ ſagte ſie. „Und doch habe ich mich ſo danach geſehnt. Mein Herz iſt ſo bekümmert!“

„Aber was giebt es denn, meine Liebe?“

Der größere Teil der Geſellſchaft näherte ſich den Zigeunern, die jetzt ein klagendes, ſeufzendes und jauchzendes Nationallied aufſpielten. Die beiden Gräfinnen entfernten ſich und ſahen von einem großen Zwetſchenbaume aus, der ſein ſchattiges Dach über ihnen ausbreitete, zu der lärmenden Gruppe hinüber.

„Ach, ich weiß mir gar nicht zu helfen,“ ſagte Gitty, „gieb mir doch deinen Rat! Mir iſt ſo bange!“

„Aber was denn, liebes Kind? Was iſt denn nur?“ fragte Marie, ihr die volle Wange ſtreichelnd, über die jetzt eine helle Thräne hinabrollte. „Du kamſt mir oft ſchon ſo gedrückt und unruhig vor. Hat dir jemand etwas zuleide gethan?“

„Ich weiß es ſelbſt nicht, aber ich habe ſo böſe Ahnungen. Mir hat eigentlich niemand etwas Beſonderes gethan! Die Tante iſt ſo, wie ſie immer geweſen iſt, und ich kann mich nicht wundern, daß ſie mich quält, denn ſie will nun einmal, daß ich durch Ärger mager werde. Aber warum läßt ſich die Tante von dem Türken Geſchenke machen? Er beſucht ſie auch heimlich, der Türke!“

„Welcher Türke?“ fragte Marie ganz zerſtreut. Drüben unter den Herren und Damen, welche die Zigeunerkapelle umdrängten, war Altenberg aufgetaucht.

„Ach, ich meine Fadil Cengic Beg, unſeren Hausherrn!“ redete Gitty weiter. „Er verfolgt mich. Ich glaube, er will mich heiraten! Meine Tante hat auch ſchon etwas angedeutet, aber ſie hat mir ſtreng verboten, mit dem Onkel davon zu reden. Und ſo weiß ich nicht, was mit mir geſchehen wird, und bin ganz verzweifelt! Und du hörſt mich ja auch nicht!“

Marie erhob ſich. „Gehen wir ein wenig auf und nieder,“ ſagte ſie, „mir iſt der Kopf wüſt von der Muſik und dem tollen Gerede im Salon. Gehen wir! Und dann werde ich dich ruhig anhören. Im Gehen plaudert ſich's beſſer!“

Sie nahm Gittys Arm und wandelte mit ihr durch die gedeckten Laubengänge, längs der Gartenmauer. Gitty aber blieb ſtumm. Jedesmal, wenn Ferrys Lachen oder lauter Elfenruf herüberſchallte, zuckte ſie zuſammen.

Marie erſchien die myſteriöſe Werbung des Beg als ein Hirngeſpinſt der jungen Freundin. Sie ſagte ihr das. Gitty ſchüttelte traurig den Kopf.

Als ſie an eine Biegung des Weges kamen, ſtanden ſie plötzlich Altenberg und Daniza gegenüber. Daniza hatte ein ganz verändertes Geſicht; ſorgenvoll, ängſtlich, geſpannt. Sie warf den beiden Gräfinnen einen finſteren Blick zu. Altenberg zog grüßend den Hut. Marie fühlte, daß ſie ſelbſt erblaßte bei der unerwarteten Begegnung. Sie wandte ſich kurz ab und ſagte zu Gitty: „Komm! Ich muß nach Prokop ſehen.“

Sie ging ſo eilig, daß Gitty ihr kaum folgen konnte.

Altenberg ſah ihr finſter nach. „Was ſoll das?“ ſagte er zu Daniza. „Sie verſcheuchen dieſe Damen! Man wird uns verdächtigen!“

„Mir iſt das egal!“ ſagte Daniza.

„Mir nicht!“ erwiderte er. „Wenn Sie mir etwas zu ſagen haben, reden Sie ſchnell, ſonſt kommen noch andere Leute.“

„Nur zwei Worte!“ ſagte Daniza flehentlich, des Grafen Hand heftig faſſend.

„Nun?“

„Um Gottes willen, wo ſind die Depeſchen?“

„Welche Depeſchen?“

„Die ich Ihnen damals gab. Sie wiſſen ſchon! In der Nacht! Mein Gott, thun Sie jetzt nur nicht ſo unwiſſend! Ich war droben wie auf glühenden Kohlen. Sie kamen ſo ſpät, ließen mich ſo lange warten!“

Der Malteſer blieb kalt wie Eis und zeigte die unbefangenſte Miene. „Ich weiß wahrhaftig nicht, wo die Papiere geblieben ſind,“ ſagte er.

„Sie wiſſen es nicht?“

„Nein. Sind ſie denn ſo wichtig? Sie ſind verloren oder verbrannt. Ich weiß wirklich nicht. Seit wann intereſſieren Sie ſich denn wieder für Depeſchen?“

„Seit wann? Seit mein Vater verſchwunden iſt. Er iſt plötzlich verſchwunden, ſage ich Ihnen!“

Der Malteſer zuckte die Achſeln. „Was geht mich das an?“ fragte er. „Ich weiß nichts von Ihrem Vater! Und Sie thäten beſſer, nicht mehr zu fragen. Keinen Rückfall mehr! Auch ich werde nicht mehr rückfällig ſein. Merken Sie das, Baronin!“

„Und mein Vater, mein armer Vater?“

„Denken Sie vor allem an die Ehre Ihres Mannes, deſſen Freund ich bin!“

„Ah!“ rief die Serbin und ſah ihn mit funkelnden Augen an.

Aber der Malteſer machte ihr eine kleine höfliche Verbeugung, drehte ihr den Rücken zu und ging zur Geſellſchaft zurück, wo Baron Keſthelyi als Ehrenpräſident des Bogumilenklubs gefeiert wurde. Links und rechts von ihm ſtanden die Engländer, und der Hauptmann gerade vor ihm. Und wunderlicherweiſe gefiel ſich der Baron jetzt in der Rolle, die er vorhin verabſcheut hatte. Ob im Strom der Zigeunermelodien ſein klares Bewußtſein hinweggeſchwommen war, oder ob ihn die Huldigungen der zukünftigen Klubmitglieder berauſchten, genug, er ſchien jetzt Feuer und Flamme für den Klub zu ſein und erörterte mit Sir Marmaduke, dem gewiegten Klubkenner, die Statuten.

Marie war mit Gitty ins Haus gegangen. Dort nahm ſie ihren Shawl und ſagte: „Ich will die Geſellſchaft nicht ſtören. Wenn du meinen Mann ſiehſt, ſage ihm, er möge bald nachkommen. Prokop wird noch hierbleiben wollen. Ich gehe darum, ehe es finſter wird. Adieu!“

„Aber,“ bat Gitty.

„Keine Widerrede!“ ſagte Marie ſchon an der Hausthür. „Ich komme ſobald als möglich allein zu dir, und dann wirſt du mir ſagen können, daß alle deine Sorgen nur Hirngeſpinſte waren. Leb wohl, du thörichtes Kind!“

Gitty ſah der ſcheidenden Freundin melancholiſch nach. Die Glückliche mochte freilich alle Sorgen für Hirngeſpinſte erklären. Sie hatte ja einen treuen, liebevollen Gatten. Sie aber, Gitty, war nun einmal dazu verurteilt, ewig unverſtanden zu bleiben, und trauern zu müſſen, wenn alles fröhlich war.

Die Geigen der Zigeuner jubelten und ſeufzten, das Cymbalon klang verlockend aus dem Garten heraus, dazu das frohe Gelächter; alles verkündete ein Liebesfeſt. Nur Gitty durfte keinen Teil daran haben. Sie beſann ſich, daß ſie an Walther Maries Auftrag zu beſtellen hatte, und ging mit zögernden Schritten dem Garten zu. Da kam Ferry plötzlich dahergeſprungen mit geröteten Wangen.

„Ich muß nach den Lampions ſehen, die ich mitgebracht habe,“ ſagte er haſtig, „und Sie ſollen mir bei der Illumination helfen, Gräfin Gitty!“

Er ſtand dicht vor ihr. Sie blieb ſtumm.

„Warum ſo traurig?“ fragte er. Gitty wollte an ihm vorbei. Er vertrat ihr den Weg. „Warum ſo traurig?“

„Laſſen Sie mich!“ ſtieß Gitty hervor. Doch ſchon hatte er ſie umfaßt, ſtürmiſch an die Bruſt gepreßt, und jetzt brannte ein Kuß auf ihren Lippen.

„Ein Bogumilenkuß!“ rief er lachend. „Erſchrecken Sie nicht, Gräfin Gitty! Nur ein Bogumilenkuß!“ Und fort war er.

(Fortſetzung folgt.)

# Ein interessantes Porträt.

Von

**Walther Schwarz.**

Wie viel auch über Weimar und seine Goethezeit gesagt und geschrieben worden sein mag, der Anteil erschöpft sich nicht, den deutsches Geistesleben an allem nimmt, was in jenem Boden wurzelt, was sich diesem Namen verknüpft. Der Besitz des National-Museums zu Weimar wächst von Jahr zu Jahr; immer deutlicher wird das Bild, welches wir von der großen Zeit gewinnen, in der Fürst und Dichter Hand in Hand gingen, das deutsche Volk mit den edelsten Gaben zu beschenken, die der Menschennatur zufallen können — eine Kulturhöhe, in der das kleine Weimar erhaben und einzig dasteht. Kein Wunder, daß die Sammlungen dieses Museums, in den Räumen aufgestellt, die Goethe selber bewohnt hat, an denen noch ein Hauch seiner persönlichen Gegenwart zu haften scheint, von Tausenden aufgesucht werden, und daß jeder in ihnen eine besondere Anregung empfängt, keiner teilnahmlos von dannen geht.

Unter dem Mannigfaltigen aber, das hier die Aufmerksamkeit verständnisvoller Beschauer fesselt, nehmen die Porträts derer, die zu Goethes Freundeskreis gehörten oder wenigstens zu seiner Zeit und in seiner Umgebung lebten, einen hervorragenden Platz ein. Hieran anknüpfend möchten wir auf ein Bildnis hinweisen, welches anderen Ortes im Privatbesitz — Sammlung von Dallwitz in Berlin — weniger bekannt, der Beachtung aber in mehr als einer Hinsicht würdig sein dürfte. Es ist dies ein Miniaturporträt der Frau von Stein, geb. von Schardt, dessen Wiedergabe in diesem Hefte geboten wird.

Schon der Name jener Frau, um die Goethes Freundschaft oder Liebe für alle Zeit einen poesievollen Nimbus gewoben hat, genügt, um die Bedeutung einer Darstellung zu bezeichnen, in der das Künstlerische dem Anteil an der Persönlichkeit nicht nachsteht und die außerdem in dem Maler selbst, der hier Reizendes geschaffen hat, noch ein Interesse mehr gewinnt.

Das Bild ist im Oval zehn Centimeter hoch, acht Centimeter breit, auf Elfenbein gemalt und stellt die vielgenannte Frau in grau-blau dämmernder Parklandschaft bei Mondenschein unter einem Baume sitzend dar, den Kopf träumerisch in die rechte Hand gelehnt, ganz der Stimmung jener Zeit entsprechend, die des Sinnens und Träumens, des schwärmenden Empfindens bedurfte, wie der Luft zum Atmen. Dieser Ausdruck liegt auch in dem Blick der gerade vor sich hinschauenden schönen Augen mit etwas schweren Lidern, über denen sich fein gezeichnete Brauen wölben. Das volle, leicht gepuderte Haar, von einem dunklen Band umschlungen, ist hochgekämmt, fällt aber im Nacken wieder in losen Schleifen herab. Ein weißes, lustiges, durch den farbigen Gürtel gehaltenes Gewand umschließt die schlanke, biegsame Gestalt, der man allen Reiz der anmutigsten Bewegung anzufühlen scheint. Stirn und Nase sind edel geformt. Den feinen, kleinen Mund umspielt ein Zug leiser Wehmut, während zart hingehauchtes Rot auf den jugendlich gerundeten Wangen blüht. Es nimmt nicht wunder, daß ein so holdes Wesen, abgesehen von dem seelischen Zauber, der ihm

innewohnte, auch durch sein äußeres Erscheinen das Auge des Dichters fesseln mußte.

Leider ist das Bild nicht ganz vollendet. Der herabfallende linke Arm verschwimmt noch in der Anlage. Auch das Gewand über den Knien ist mehr angedeutet, wie gemalt. Das aber, was von dem Porträt fertiggestellt wurde: das liebliche Angesicht mit seinem köstlichen Haarschmuck, die zarte Büste, Arm und Hand der rechten Seite, wie auch besonders die das Ganze umgebende stimmungsvolle Landschaft, ist dafür um so vollendeter durchgeführt, von einer Weiche des Tones, einer Feinheit der Behandlung, die das Bildchen zu einer Leistung ersten Ranges erheben. Zieht man außerdem in Betracht, daß bei Miniaturporträts häufig nur der Kopf mit ganzer Liebe und Sorgfalt ausgeführt wurde, Gestalt, Gewandung, Arme und Hände dagegen, soweit sie überhaupt mit aufgenommen sind, meistens sehr nebensächlich behandelt erscheinen, so thut auch bei dem Bilde hier das Unfertige der Wirkung des Ganzen keinen Abbruch, und wir haben es unbedingt mit einer Darstellung zu thun, die dem Maler zum Ruhme, dem Beschauer zur größten Freude gereicht.

Wer aber war nun dieser Maler?

Auch das ist — besonders älteren — Miniaturporträts eigen, daß ihre Verfertiger meist unbekannt geblieben sind — ein entschieden zu bedauernder Mangel; denn das Kunstwerk und sein Schöpfer stehen in den meisten Fällen in so engem Zusammenhange miteinander, daß man neben der Kenntnisnahme des einen gern auch etwas über den anderen erfährt. Einer Ausnahme von dieser Regel der Anonymität zu begegnen, ist deshalb um so erfreulicher. Und der Maler des Steinschen Porträts, das wir hier vor uns haben, wird uns nicht nur genannt, es knüpfen sich vielmehr auch an *seinen* Namen mehrfache, dem Weimarschen Goethekreis zugehörende Beziehungen von Wichtigkeit.

Karl Freiherr von Imhoff war kein Künstler von Fach, aber ein so talentvoller und schulgerecht ausgebildeter Dilettant, daß er seiner Zeit von Münchener Künstlern als Meister geschätzt und gefeiert wurde. Auch in der Glasmalerei hatte er sich hervorgethan. Er entstammte dem altberühmten Nürnberger Patriciergeschlecht, aus dem schon Anfang des sechzehnten Jahrhunderts Ratsherren und Senatoren der freien Reichsstadt hervorgingen, die in wichtigen Ämtern dort großen Einfluß gewannen. Ein 1684 bezeichneter Kupferstich von G. C. Eimmart zeigt uns einen Georg Paul Imhoff, mit der „Schaube", mit Ratskette und spitzem Hute angethan, die Porträts seiner Vorfahren hinter ihm an der Wand, an einem Tische sitzend, auf dem recht sichtlich und geöffnet eine dicke, runde Taschenuhr liegt, vielleicht eins der ersten jener sogenannten „Nürnberger Eier", mit dem sich der angesehene Mann, als mit einer auserlesenen Kostbarkeit, wohlgefällig abbilden ließ. In den Kirchen und Archiven Nürnbergs kehrt auf zahlreichen vornehmen Epitaphien, in Urkunden und Denkschriften der Imhoffsche Name immer wieder, der für die Stadt ausgesprochene Bedeutung hatte.

Der hier in Betracht kommende Freiherr Karl von Imhoff nun stand als junger, eleganter Hauptmann in württembergischen Diensten, verließ diese aber, um 1773 unter englischer Fahne den Krieg gegen die Indier mitzumachen. Seine Schicksale in jenem fernen Weltteil sind mannigfacher Art gewesen und einer besonderen Betrachtung wert. 1775 kehrte er auf das väterliche Erbgut Mörlach bei Nürnberg zurück und vermählte sich sehr bald darauf mit Luise von Schardt, einem Gothaschen Hoffräulein und jüngerer Schwester der Frau Charlotte von Stein in Weimar. Die Mutter dieser beiden Damen, die Oberstallmeisterin von Schardt, geb. von Irwing, lebte gleichfalls in Weimar, und dorthin kam nach Jahresfrist auch die junge Frau von Imhoff, geb. von Schardt, um unter mütterlicher Obhut ihr erstes Wochenbett zu halten. Das Kind aber, das dort das Licht der Welt erblickte, war die gleichfalls vielgenannte Schriftstellerin Amalie von Imhoff, deren „Schwestern von Lesbos" — eine jetzt allerdings etwas überlebte Dichtung — ihrer Zeit Aufsehen erregten. Selbst Goethe rühmt die Anmut jener Verse und scheint für Amalies Talent, wie für ihre Person väterliche Vorliebe an den Tag gelegt zu haben. In seinen „Annalen oder Tag- und Jahresheften" schreibt er im Jahre 1799 von ihr: „Durch guten Rat nahm ich Anteil an den ‚Schwestern

von Lesbos', deren Verfasserin mich früher als ein höchst schönes Kind, später als ein vorzüglichstes Talent angezogen hatte." Amalie von Imhoff war überhaupt am weimarischen Hofe eine allgemein beliebte Persönlichkeit. Später vermählte sie sich dem schwedischen Obristen Friedrich von Hellwig. Aber sei es, daß die neue Heimat ihr nicht zusagte oder daß der, wie wir aus seinem Porträt (L. Buchhorn del. Daniel Berger sculp. 1814) schließen möchten, anders gestimmte Gatte dem zartbesaiteten Gemüt Amalies nicht immer bot, was sie bedurfte, wir finden sie mehrfach in ihrem alten Weimar wieder, dessen Geistesatmosphäre sie nicht entbehren konnte. So gehört auch ihr Name recht eigentlich dem Goetheschen Kreise an.

Und ihr Vater war es, der das hier in Rede stehende Miniaturporträt malte. Seine Künstlerschaft stand bereits auf ihrer Höhe, als er nach Weimar kam, um seine Gemahlin und das dem jungen Paar dort geschenkte Töchterchen abzuholen. Bei dieser Gelegenheit porträtierte er 1776 im herzoglichen Parke seine Schwägerin Charlotte von Stein, wie sie im aufdämmernden Mondlicht träumerisch ihren Gedanken nachhängt. Vielleicht ist dieses Bildchen durch das Anziehende des Gegenstandes, wie durch eine besonders glücklich wiedergegebene Stimmung die gelungenste Schöpfung jenes begabten Dilettanten. Neben den Baumstamm rechts setzte er in den Schatten des Laubwerks seinen verschlungenen Namenszug: C. v. J.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die persönlichen Erinnerungen, welche sich diesem kleinen Kunstwerk verknüpfen, seinen Wert bedeutend erhöhen, ja daß durch sie dasselbe zu einer Art Unikum wird, dem jede Porträtsammlung gern einen Ehrenplatz einräumen würde. Nimmt doch alles, was an Weimar und seine Vergangenheit anklingt, unser Interesse in besonderer Weise in Anspruch. Wie in der Residenz an der Ilm ein verständnisvolles Fürstenpaar heute das geistige wie das äußere unvergleichliche Erbteil, welches ihm zugefallen, im edelsten Sinne hegt und pflegt, so hält nicht minder die ganze deutsche Nation jene Erinnerungen heilig und blickt pietätvoll auf jede Einzelheit, die den Tagen und der Umgebung ihrer Dichterheroen angehört. Was aber Charlotte von Stein in Goethes Leben bedeutete, ist bekannt. Unter allen weiblichen Wesen, die ihm nahe gestanden haben, war sie vielleicht die einzige, die ihm geistig ebenbürtig, soweit davon einem Goethe gegenüber überhaupt die Rede sein kann. Wie jugendlich rasch er sich auch einer Friederike zuwenden mochte, mit wie reizenden Banden ihn die schöne Lilli fesselte, aus wie leidenschaftlich erregten Empfindungen sein Werther hervorging und was auch später noch, bis in sein vorgerücktes Alter hinein, ihn zu reizen und zu berücken im stande war — so lange und so innig tief wie an Charlotte von Stein hat er an keiner anderen Frau gehangen. Durch eigene hohe Begabung vor vielen ihres Geschlechtes ausgezeichnet, war sie befähigt, nicht nur sein Herz oder seine Sinne zu rühren — sie teilte sein innerstes Leben und vermochte ihm auf Geisteshöhen zu folgen, wo das Verständnis anderer versagte. Darin lag der Zauber, der ihn bannte und dem er sich endlich, nach hartem Ringen mit sich selbst, mühsam entwand, als er nach Italien mehr entfloh wie reiste. Denn daß seine Beziehungen zu dieser seltenen Frau, wie tief auch in beider Naturen begründet, sich endlich dennoch lösen mußten, darin erfüllte sich nur die Notwendigkeit, die für das, was dauern soll, unbedingt den Boden des Rechtmäßigen erheischt.

Auf alle herben Schmerzen aber, die durch diese Trennung über Frau von Stein kamen, scheint in dem Imhoffschen Miniaturporträt ein traumhaftes Vorgefühl schon hinzudeuten. Mag sich uns die holde, in schwärmerische Naturbetrachtung versunkene Frau auf demselben noch so liebreizend darstellen, mag aus ihrer Erscheinung noch so viel blühende Jugend und seelische Anmut zu uns sprechen — unverkennbar ist in diesem süßen Antlitz dennoch ein Zug ahnungsvoller Trauer, der in schmerzlicher Resignation schon etwas von all dem Leid in sich trägt, das Charlotte von Stein zu erdulden hatte, als das Herzensband sich lockerte, durch welches sie Jahre hindurch ein Glück ohnegleichen genossen und sie aus dem Sonnenglanz, den Goethes Liebe über sie gebreitet, zurücktreten mußte in den Schatten — eine alternde, nach schwerem Kampfe endlich machtlos entsagende Frau.

# Litterarische Notizen.

Zu jenen Dichtern, die gleichsam wie ein neuer Prophet bilderstürmerisch mit einer neuen Moral, mit einem neuen Glauben die für solche Marschweisen etwas taube und träge Welt bekehren wollen, gehört Herrmann Friedrichs. Auch seine neueste lyrische Sammlung **Streiflichter** (Zürich, Verlagsmagazin) trägt diesen revolutionären Charakter. Die eigentlichen Liebesgedichte mit ihrer Verherrlichung — wie sollen wir sagen — jenes Liebesverhältnisses, wie es bei Byron seine klassische Darstellung gefunden hat in Don Juan und Haydee, sind von einer oft schwülen Sinnlichkeit durchweht. Unter den politischen Gedichten weisen manche eine gewisse Unreife der Anschauung auf, der wir ja leider auch bei anderen unserer jugendlichen lyrischen Stürmer und Dränger begegnen. Unser Freiheitssänger kann versichert sein, daß ihm sein erträumter Zukunftstaat kaum erlauben dürfte, sich so ungezwungen und absprechend über öffentliche Einrichtungen zu äußern, wie er es hier thut.

**Gedichte** von Karl Busse. Zweite erweiterte Auflage. (Großenhain, Baumert u. Ronge.) — Kein Geringerer als der berühmte Goethephilologe Erich Schmidt hat sich seiner Zeit über die Musensprößlinge dieses jugendlichen, fast noch minorennen Poeten mit wärmster Anerkennung ausgesprochen; er stand nicht an, einzelne Gedichte neben ähnlichen Erzeugnissen aus Goethes bester Jugendzeit gewissermaßen als gleichwertig zu bezeichnen. Ein Einblick in das vielfach verbesserte Buch kann dieses schwerwiegende Urteil nur bestätigen. Der Dichter weiß vor allem Stimmung zu erregen und ist im eigentlichen Liede jener seltenen Kunst mächtig, mit ein paar Worten eine ganze Reihe von Gefühlen zu erwecken. Dazu kommt eine gewisse unmittelbare Frische des Empfindens, die immer natürlich ist und niemals gekünstelt erscheint. Trotzdem zeigt der Dichter durch seinen Wortreichtum und viele glückliche Neubildungen, daß er ein Sohn der Gegenwart ist und sich nicht etwa in leeren formalen Nachbildungen der Goetheschen Dichtweise gefällt. Ja, es dürfte kaum ein Gedicht in dem Buche geben, das durch Inhalt oder Tonfall an die Lyrik des Altmeisters erinnert.

**Letzte Grüße aus Klistinghaus.** Lyrischer Nachlaß von Robert Hamerling. (Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G.) — Zu den beiden bei Lebzeiten des Dichters veröffentlichten Sammlungen „Sinnen und Minnen" und „Blätter im Winde" bilden die hier mitgeteilten Gedichte eine wertvolle Ergänzung. Namentlich unter den politischen Gelegenheitsversen finden wir einiges, das zu dem Besten gehört, was der Dichter geschrieben hat. Auch manche Liebesgedichte und gewisse elegisch angehauchte Stimmungsbilder, wie das „Kranke Kind", sind von eigentümlicher Schönheit. Von den humoristischen Gelegenheitssachen hätte ohne Beeinträchtigung des Gesamteindrucks vielleicht manches für eine spätere Gesamtausgabe zurückbehalten werden können.

Im Anschluß hieran sei erwähnt, daß im gleichen Verlage von demselben Dichter ein kleines Prosawerk, das letzte des Nachlasses, erschienen ist: **Was man sich in Venedig erzählt.** Das Büchlein enthält sieben nach venetianischen Lokalsagen frei bearbeitete Geschichten, von denen nur wenige humoristisch ausklingen, die meisten dagegen einen tragisch düsteren Hintergrund haben. Der Stil, fern abliegend von der modernen Erzählungsweise, erinnert vielfach an jene klassisch strenge Anmut, der wir in den Zeichnungen eines Carstens begegnen.

* * *

**Öffentliche Charaktere im Lichte graphologischer Auslegung.** Mit Einleitung und biographischen Notizen versehen von O. Zix. (Berlin, Ernst Hofmann u. Comp.) — Ein höchst sonderbares, eigenartiges, ja, es ist nicht zu viel gesagt, unglaubliches Buch. Die Art und Weise, auf welche die hier mitgeteilten Charakteristiken bekannter moderner Persönlichkeiten zu stande kamen, dürfte selbst bei den meisten Laien ein recht bedenkliches Kopfschütteln erregen. Es möge genügen, wenn wir aus dem Vorwort des Herausgebers einige Aufklärung über diese allerneueste Pythia bringen: „Die Charakteristiken, welche wir hier bieten, unterscheiden sich von jenen, welche die Familienblätter bringen, in einem wesentlichen Punkte: jene gleichen Photographien, welche der Lichtkünstler in einer Weise retouchiert, die vieles In-

dividuelle, Originelle verwischt; unsere Charakterskizzen dagegen gleichen unretouchierten Photographien; jene sind meist nur mit dem Verstand gemacht — hier aber spricht die freie Intuition. Intuition ist es, vermittelt durch außerordentliche Sensitivität der Gefühlssphäre, durch welche alle diese Auslegungen zu stande kamen. Die Persönlichkeit, welche diese Beurteilungen gab, wußte (einige wenige Fälle ausgenommen) nicht, wer die Urheber dieser Handschriften waren. Bemerkenswert ist, daß sie aus einer Familie stammt, durch welche ein gewisser mystischer Zug geht; ihre Mutter und insbesondere ihre Großmutter waren telepathischen Einflüssen zugänglich und behaupteten mit Geistern zu verkehren. Unsere Handschriftenkennerin sagt sogar, sie könnte sich sofort mit der übersinnlichen Welt in Beziehung setzen, indem jene übersinnlichen Wesen den Verkehr mit ihr suchen; aber sie wehre sich mit aller Macht dagegen; jenen übersinnlichen Wesen sei nicht zu trauen; wenn man sich mit ihnen einlasse, wisse man nicht, wohin man durch sie geführt werde. ... Sie ist eine weltfremde Natur; von weltbewegenden Persönlichkeiten und Thaten nimmt sie keine Kenntnis und lebt ganz in einer selbstgeschaffenen Gedankenwelt." Ihre mystische Anschauungsweise wird am besten durch folgende Aussprüche gekennzeichnet: „Es giebt Zustände, wo Sehen, Hören, Fühlen eins ist: Durchschauen der Natur und ihrer Gesetze. Im Traume vermag ich mit der Hand zu hören. Die Sprache ist eine gleiche im Traum und in der Handschrift." Darauf hin giebt nun unsere Vertreterin einer gleichsam ins Spiritistische übertragenen Chiromantie Aussprüche, die oft, es läßt sich nicht leugnen, durch eine gewisse Wahrheit verblüffen. Ihre Urteile, wie Telegramme in kurze Lapidarsätze zusammengefaßt, sind freilich oft wieder, zumal bei Charakteristik von praktisch thätigen Künstlernaturen, so gehalten, daß man an gewisse Zettel, Stück zehn Pfennige, in den Schaubuden bei kleinstädtischen Jahrmärkten erinnert wird; einzelne sind recht amüsant: Sollte z. B. die geheimnisvoll in Wolken der Anonymität thronende Hellseherin dem Dichter der „Großstadtluft" und dem Direktor des Berliner Lessingtheaters, Oskar Blumenthal, nur auf seine Handschrift hin einen so feinen Steckbrief nachgeschrieben haben? Kaum der beste und intimste Freund Blumenthals, der mit ihm mehr als einen Scheffel Salz gegessen oder vielmehr einen Korb Champagner geleert hat, könnte sein Wesen besser schildern! Und derartige Erleuchtungen bietet das Buch noch manche. Jedenfalls dürfte jeder, der in die Verlegenheit kommt, eine öffentliche Rolle zu spielen, gut thun, Geschriebenes nur noch durch einen Hammondschen oder ähnlichen Schreibapparat seinen Mitmenschen anzuvertrauen. Vielleicht ist auch die Zeit nicht mehr fern, wo eine Nachfolgerin dieser Schülerin der Kabbala und Swedenborgs gleich aus den Schriftzügen einer Person herauslieſt, wie alt sie werden wird, ob reich und glücklich u. s. w.

* * *

**Geschichte des Rittertums.** Von Dr. Otto Henne am Rhyn. (Leipzig, P. Friesenhahn.) — Das Werk, den dritten Band einer illustrierten „Bibliothek der Kunst und Kulturgeschichte" bildend, die auf ungefähr sechzig Bände berechnet ist, schildert das weltliche Rittertum und die geistlichen Ritterorden des Mittelalters. Ohne sich in allzu minutiöse Detailmalerei zu verlieren, giebt uns der auf diesem Gebiete wohl bewanderte Verfasser ein anschauliches Bild vom Leben und Wehrwesen des Adels im Mittelalter. Ebenso hat er auch die mittelalterliche Poesie in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen. Unterstützt wird der Wert dieser gediegenen Arbeit durch zahlreiche Abbildungen. Das Buch, wenn auch für alle gebildeten Laien berechnet, dürfte doch in erster Linie für unsere heranwachsende Jugend und die Schulbibliotheken zu empfehlen sein. Machen doch erst Werke, wie das vorliegende, ein wirkliches Verständnis und Eindringen in den Geist und die Anschauungsweise des mittelalterlichen Lebens möglich.

* * *

**Briefe von Annette von Droste-Hülshoff und Levin Schücking.** (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow.) — Man würde sehr enttäuscht sein, wenn man in diesem Briefwechsel besondere Weisheitssprüche unserer größten deutschen Dichterin suchen wollte. Nur hin und wieder wird das Thema Dichtkunst gestreift, und dann handelt es sich meist um recht nebensächliche Dinge. Trotzdem ist das Buch dadurch wertvoll, daß es uns die Dichterin als eine klar blickende Beobachterin ihrer Umgebung zeigt, welche für den Realismus des Lebens ein volles Verständnis besitzt. Einzelne Genrebilder und Charakteristiken von Personen, welche die Dichterin in liebenswürdig-humoristischer Weise entwirft, sind liebevoll wie kleine künstlerische Skizzen ausgeführt. Sehr sympathisch berührt, wie sie sich zu dem jüngeren Dichtergenossen Levin Schücking stellt. Kommt dem Buche auch kein besonderer litterarischer Wert zu, so dürfte es doch für den unentbehrlich sein, welcher das Seelenleben dieser noch immer mehr genannten als gekannten westfälischen Dichterin genauer kennen lernen will.

* * *

**Das Sternenzelt.** Von Professor Dr. Karl Titus. (Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde.) — Das Buch ist durchaus nicht für Fachgelehrte bestimmt, sondern es wendet sich, wie der Verfasser ausdrücklich im Vorwort hervorhebt, an den astronomischen Laien. Es bildet gewissermaßen eine Vorschule zu den ähnlich gehaltenen Werken von Littrow, Klein, Meyer u. s. w. Zu Grunde gelegt hat der Verfasser seinen Ausführungen Aragos vierbändiges Werk über Astronomie. Ebenso hat er drei populäre Aufsätze von Cranz mit aufgenommen, von denen namentlich der letzte über die „sogenannte vierte Dimension in der Astronomie", trotz der gegenteiligen

Ansicht des Herausgebers, besonderes Interesse erregt. Sehr förderlich zum Zwecke der Belehrung und ohne besondere Vorkenntnisse verständlich sind die beigegebenen Illustrationen. L.

* * *

**Wippchens sämtliche Berichte.** Herausgegeben von Julius Stettenheim. Bd. VIII. Zweite Auflage. (Berlin, Hermann Paetel.) — Was ein findiger Kopf nur irgend an Wortverrenkungen ersinnen kann, ist hier zusammengehäuft. Vom gemeinsten Klangwitz (der Tag der Flottenrevue ist einer der „flottesten") die ganze Skala aufwärts bis zu wirklich feinen Wendungen: das ist die Leiter, auf der unser moderner Saphir zu dem Himmel des Ruhmes schweißtriefend hinaufklettert. Es gehört sicherlich eine ganz besondere Veranlagung dazu, immer neue Zusammenstellungen und Verdrehungen zu finden, die komisch wirken; nachhaltige Wirkungen lassen sich allerdings nicht erzielen, wenn man auf der Oberfläche des sprachlichen Ausdrucks bleibt; ein Eingehen auf die Sache, sei es humoristisch oder satirisch, karikierend oder parodistisch, ist eben unerläßlich. Während es recht schwer ist, das vorliegende Heft von Wippchens Berichten in einem Zuge durchzulesen, dürfte es vielen sehr leicht gelingen mit den **Müßigen Gedanken eines Müßigen** von Jerome K. Jerome, deutsch von Julius Kaulen. (Halle a. S., Hermann Gesenius.) Denn hier waltet der Geist scharfer und liebevoller Lebensbeobachtung, bald in drolligen Übertreibungen vergröbert, bald in die Sphäre des Humors gehoben. Bei manchen Einfällen ist man versucht, dem Verfasser zu telegraphieren, wie sehr er einem aus dem Herzen gesprochen habe, doch dann erinnert man sich dessen, was er gleich zu Anfang von der „Geldverlegenheit" erzählt, und giebt den phantastischen Plan gutwillig auf. Ja, von Geldverlegenheit, Eitelkeit, Verliebtsein, über möblierte Zimmer und unsere Bekleidung und über vieles andere plaudert Jerome als ein guter Freund, der in angenehmster Form seine Ratschläge erteilt. Er wird es sich gewiß gefallen lassen, daß er auch in Deutschland Verehrer findet, obgleich er einmal andeutet, daß er sich für sein ganzes Leben dadurch geschädigt glaubt, daß er auf der Schule versucht habe — das Deutsche auszusprechen. O Mann des tie-etsch, hättest du doch geschwiegen!

* * *

**Ibsens Dramen.** Sechzehn Vorlesungen von Dr. Emil Reich. (Dresden, E. Piersons Verlag.) — Die hier veröffentlichten Vorlesungen wurden an der Wiener Universität gehalten. Sie analysieren in ausführlicher Weise die Dramen Henrik Ibsens und versuchen, sie aus der Zeit (Ibsen ist für den Verfasser ein „alter Achtundvierziger") und aus der Persönlichkeit des Dichters zu erklären. Mit den Analysen wird man meist einverstanden sein können, obwohl die Auffassung der Jugendstücke allzu programmatisch ist; aber die Beziehungen auf den Dichter und das Zeitbewußtsein hätten zum Nutzen des Ganzen mehr betont werden können. Vor lauter Einzelzügen zerflattert das Bild des Mannes. Bemerkenswert sind die Hinweise auf den Sinn der Frauenbewegung und die Bestrebungen der Socialdemokratie: wir freuen uns, daß Reich in seiner Stellung als Universitätslehrer die socialen Aufgaben der modernen Kunst erörtert und mit geistiger Freiheit die lebendigen Probleme der Gegenwart „unter Debatte stellt", um ein Wort des von Reich so wunderlich überschätzten Georg Brandes zu gebrauchen. Die „Vorlesungen" werden auch in weiteren Kreisen den ihnen von den Hörern gespendeten Beifall finden.

* * *

**Erkennen, Erleben, Erschließen.** Festrede in der Königl. Bayerischen Akademie der Wissenschaften, gehalten von M. Carriere. (München, Verlag der Königl. Bayer. Akademie.) — Eine liebenswürdige und klare Darstellung des Verhältnisses zwischen Wissenschaft, Philosophie und Religion wird uns hier von dem Altmeister der Ästhetik dargeboten. Nur zwei Punkte treten nicht deutlich genug hervor. Glauben und Wissen haben sich geschichtlich so entwickelt, daß mit dem zunehmenden Umfang der menschlichen Erkenntnis die Bedeutung der Welt und der Sinn des Lebens uns immer rätselhafter geworden sind; es ist also von dem weiteren Fortschritte der Forschung schon aus diesem Grunde keine Einschränkung oder gar Vernichtung der Religion zu befürchten. Es entspricht ferner nicht den Thatsachen, daß wir aus den inneren Erfahrungen unseres Vorstellens, Fühlens, Wollens erst die Außenwelt erschließen, sondern Ich und Nicht-Ich sind uns von Anfang an in unlöslicher Verknüpfung als ein ursprüngliches Doppelerlebnis gegeben. Nach diesen Korrekturen wird man sich mit den Auseinandersetzungen Carrieres einverstanden erklären können und sich der formvollendeten Darstellung erfreuen.

* * *

**Das Erbrecht als Erbübel,** im Hinblick auf die zukünftige Entwickelung der menschlichen Gesellschaft dargestellt von Dr. J. Rülf. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) — Alle Degeneration der Menschen, so lehrt der Verfasser, hat ihren Grund in der Erbberechtigung; Erbschaft, nicht Eigentum ist Diebstahl, und es sollte nur ein einziges Besitzrecht geben: das Erwerbsrecht. Durch Abschaffung des Erbrechtes wird es möglich werden, daß nicht länger 999 von 1000 Kindern in die Welt hinausrufen: wir sind die Enterbten, Vernachlässigten, Verkürzten, Verlorenen! Die Zukunft ohne Erbrecht malt der letzte Abschnitt des Buches aus: Staat und Gesellschaft, Erziehung und Kunst, Sittlichkeit und Religion sollen dann auf die höchste Stufe gelangen. Daß diese Auffassung

ungeschichtlich und unpsychologisch ist, ließe sich leicht genug nachweisen; trotzdem bleibt dem Verfasser das Verdienst, daß er einen zweifellos schweren Schaden unserer socialen Verhältnisse ans Licht gestellt und von vielen Seiten beleuchtet hat. Manche hübsche Einzelbemerkungen z. B. über die Juden, über die Wendung: „sie geht mit ihm" u. s. w. fließen unter.

* * *

**Logik.** Von Christoph Sigwart. II. Band. Zweite Auflage. (Freiburg i. B., J. C. B. Mohr.) — Die gründliche Neubearbeitung dieser besten aller Methodenlehren hat eine sehr wichtige Erweiterung hinzugebracht, nämlich einen Exkurs über den gegenwärtig die Psychologie beherrschenden Grundsatz des Parallelismus. Nach der Durchschnittsanschauung sollen Seelenvorgänge und Gehirnerregungen parallel nebeneinander hergehen und sich gegenseitig nicht beeinflussen können: hiergegen erhebt Sigwart mit beachtenswerten Gründen Einspruch. Sonst aber ist der Charakter des Buches unverändert geblieben. Nach wie vor zielen die methodologischen Erörterungen des Verfassers auf ein doppeltes Ideal, auf eins der Erkenntnis und ein anderes des Wollens; jenes gipfelt in der Notwendigkeit eines überall waltenden Ursachzusammenhanges, dieses in der Freiheit als der subjektiven Forderung des handelnden Menschen. Das Verhältnis beider Ideale zu bestimmen, ist die Aufgabe der Metaphysik, die ihrerseits die Gottesidee nicht entbehren kann. Obwohl wir hierin wie in einigen anderen Fragen dem Verfasser nicht zu folgen vermögen, anerkennen wir doch freudig die überragende Bedeutung dieses herrlichen Buches.

* * *

**Grundzüge der physiologischen Psychologie.** Von Wilhelm Wundt. Vierte Auflage. (Leipzig, Wilhelm Engelmann.) — Diese neueste Auflage des bekannten Werkes ist vielfach verändert und mit einem vortrefflichen Sachverzeichnis vermehrt. Über die Vorgänge in unserem Nervensystem und über einen Teil der seelischen Prozesse erhält der Leser ausführliche Mitteilungen; die Auswahl der behandelten Themata ist indessen nicht durchweg mit glücklicher Hand getroffen worden. Auch sind die neuen Forschungen, wie uns scheint, nicht gleichmäßig genug berücksichtigt: ob z. B. der Verfasser das große Werk von James durchgelesen und von gewissen Experimentalunterſuchungen anderer Forscher genügend Kenntnis genommen hat, möchten wir nicht entscheiden. Trotz alledem ist der Wert des Werkes nicht hoch genug anzuschlagen. Ebenso wie die „Vorlesungen über Tier- und Menschenseele" von Wundt das Interesse weiter Kreise für die Psychologie gewinnen, ebenso leistet die „Physiologische Psychologie" den Studierenden und den Fachleuten unschätzbare Dienste. Wenn die neue Auflage den älteren gegenüber keinen eigentlichen Fortschritt bedeutet, so liegt das an Umständen, die schwerlich zu ändern sind und mit denen wir anderen uns eben abfinden müssen.

* * *

**Socialistische und ethische Erziehung im Jahre 2000.** Von Dr. Ferdinand Kemsies. (Berlin, Bibliographisches Bureau.) — Die vorliegende Studie schließt sich, wie etwa ein Dutzend anderer Flugschriften in deutscher Sprache, an Bellamys bekannte Utopie an. Herr Julian West kehrt aus dem socialistischen Amerika der Zukunft in die Heimat zurück und findet in Berlin an einem Schulleiter, Namens Weiß, einen vortrefflichen Führer. Dieser Doktor Weiß ist ein entschiedener Gegner der amerikanischen Einrichtungen: „das gegenwärtige Glück von Millionen zerstören, um das zukünftige Glück von Millionen zu begründen, ist keine Moral, sondern eine Rechnung und ein Gewaltakt." Er will alles durch eine ethische Erziehung leisten, deren Principien und deren Anwendung in konkreten Fällen uns dargelegt werden. Da der Verfasser nicht selten den Nagel auf den Kopf trifft und anschaulich zu schreiben versteht, haben wir seine Schrift aus einer Anzahl gleichgerichteter hervorgehoben; als ein Beitrag zur Reform des Unterrichtes dürfte das Büchlein vielen willkommen sein.

* * *

**Die psychopathischen Minderwertigkeiten.** Von Dr. J. L. A. Koch. (Ravensburg, Otto Maier.) — Unter psychopathischen Minderwertigkeiten versteht der Verfasser alle den Menschen in seinem Personleben beeinflussenden psychischen Regelwidrigkeiten, die auch in schlimmeren Fällen keine Geisteskrankheit darstellen, aber die damit beschwerten Personen auch im günstigsten Falle nicht als im Vollbesitze geistiger Normalität und Leistungsfähigkeit erscheinen lassen. Solche Menschen kommen jedem einmal im täglichen Leben vor, aber Richter und Erzieher haben besondere Veranlassung, sich mit ihnen zu beschäftigen. Sie werden daher gern einem kundigen Führer auf diesem Gebiete folgen, und um so lieber, als die Beurteilung im einzelnen Falle recht schwer sein kann. Denn viele solche Minderwertige sind in ihrem seelischen Leben mehr wert als manche andere, die im Vollbesitz der Gesundheit stehen. Was die Behandlung betrifft, so verspricht sich Koch einiges von der Suggestion im Wachen, während er die Hypnotisierung zu Heilzwecken mit unzureichenden, moralisierenden Gründen verwirft.

* * *

**Gestaltung und Vererbung.** Eine Entwickelungsmechanik der Organismen. Von Dr. Wilhelm Haacke. (Leipzig, T. O. Weigel Nachf.) — Die wichtige Frage nach der Vererbung hatte zuletzt August Weismann dahin gelöst, daß er den Organismus im Keime auf die eine oder andere

Art in allen seinen Teilen vorgebildet sein ließ und die Übertragung „erworbener" Eigenschaften für unmöglich erklärte. Haacke dagegen führt den Organismus auf einen in allen seinen Teilen gleichen Bildungsstoff zurück und weist die Vererbung erworbener Eigenschaften als eine mechanische Notwendigkeit nach. Er thut das auf Grund eines reichen Materials und in ansprechender Form, aber nicht immer mit der erforderlichen gedanklichen Durcharbeitung und zum Teil mit bedenklichen methodologischen Grundsätzen. Wenn demnach das letzte Wort in dieser wichtigen Angelegenheit auch noch nicht gesprochen ist, so hat das Problem doch zweifellos durch den Verfasser weitreichende Förderung erfahren.

* * *

**Mittelhochdeutsche Dichtung in ihrer Beziehung zur biblisch-rabbinischen Litteratur.** Von S. Gelbhaus. Viertes Heft. (Frankfurt a. M., J. Kauffmann.) — Mit guter Kenntnis des einschlägigen Stoffes, aber mit etwas mangelhafter Methode weist der Verfasser nach, daß sehr viele jüdische Vorstellungen in das deutsche Schrifttum des Mittelalters übergegangen sind. Was bereits Müllenhoff und Scherer erkannt hatten, wird hier im einzelnen belegt und durch ein Schlußwort, das kulturhistorische Daten giebt, in ansprechender Weise ergänzt.

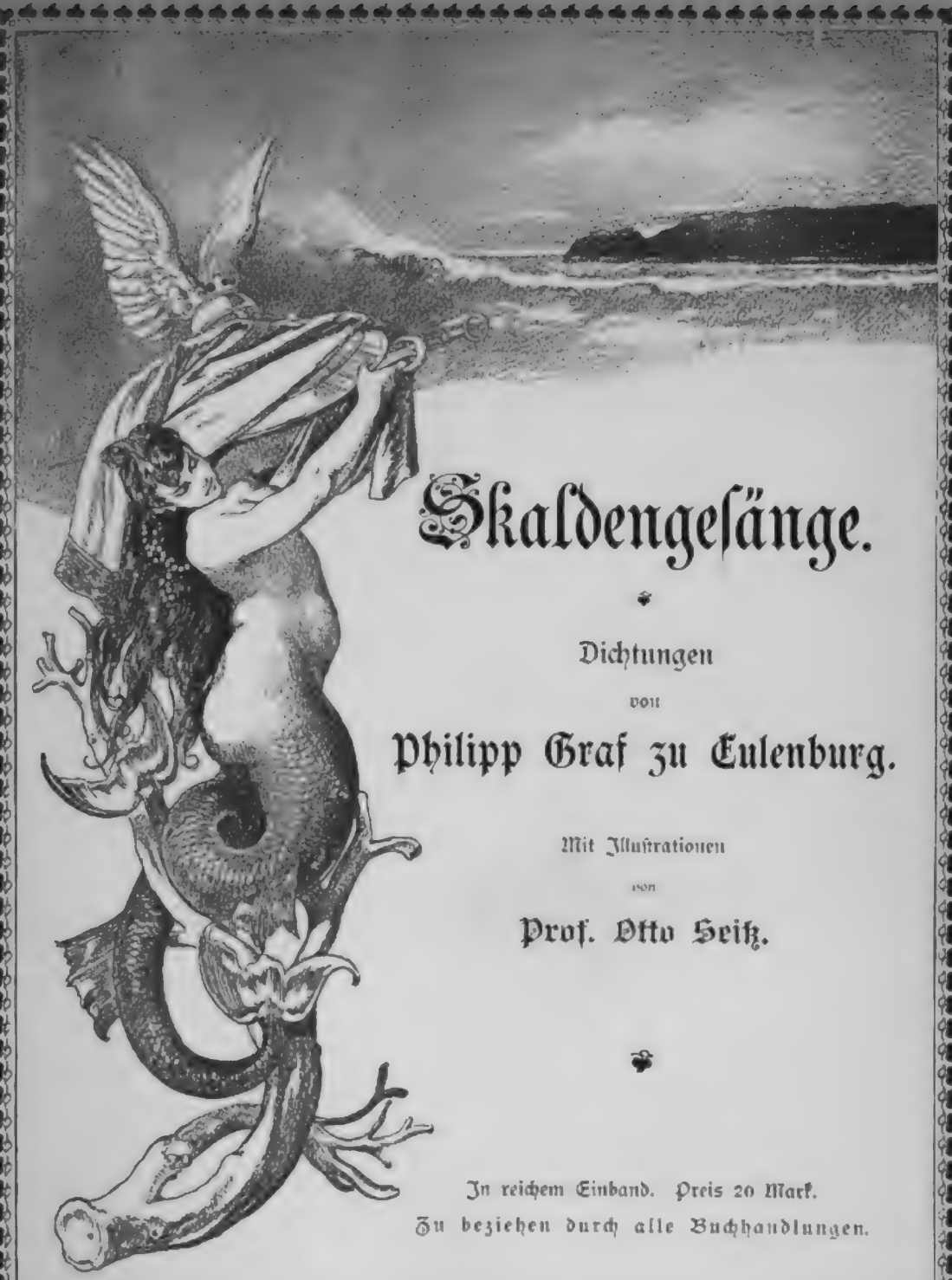
* * *

**Lebensregeln.** Ernstes und Heiteres aus der Gesundheitspflege von Carl Reclam. Zweite Auflage herausgegeben von E. Jahn. (Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur.) — Das bekannte Buch hat auch in der neuen Gestalt seine etwas hausbackene und altfränkische Tendenz behalten. Im Grunde jedoch enthält es viel Wissenswertes und Nützliches und daneben manche spaßhafte Einzelheit. Die Mahlzeiten nebst Hunger und Durst, Blut- und Nervenleben, Wohnung und ansteckende Krankheiten sind die Hauptthemata. Ganz vortrefflich namentlich ist der Abschnitt über die Wohnung; werden die in ihm gegebenen Ratschläge allseitig befolgt werden, so werden wir thatsächlich gesunder und häuslicher leben, als es in den Großstädten der Fall zu sein pflegt. In den letzten Jahren ist in dieser Rücksicht ja bereits manches geschehen, aber wie vieles fehlt noch, damit das Ideal auch nur annähernd erreicht werde! D.

* * *

Seit einer Reihe von Jahren ist Joseph Kürschners **Deutscher Litteratur-Kalender** in denjenigen Kreisen, welche ein Interesse daran haben, über die Verhältnisse, Werke und den Wohnort der lebenden Schriftsteller Auskunft zu erhalten, ein unentbehrliches Handbuch geworden. Die Zahl der darin verzeichneten Namen wächst von Jahr zu Jahr, nicht nur, weil sich immer mehr Menschen in Deutschland dem schriftstellerischen Berufe widmen, sondern hauptsächlich, weil der Herausgeber Joseph Kürschner sich angelegen sein läßt, sein Nachschlagebuch immer vollständiger zu gestalten und auch die verborgensten Autoren ans Licht zu ziehen. Das Format des Buches ist dadurch viel stattlicher geworden und die äußere Ausstattung hat sich beträchtlich verbessert und verschönert. Man findet übrigens auch Nachweise über Verleger und Buchdrucker, sowie über Vereine, deren Zwecke und Ziele, und der diesjährige 16. Jahrgang, der in den Verlag der G. J. Göschenschen Buchhandlung in Stuttgart übergegangen ist, bringt gleich zwei Porträts, die beide auf den Schriftstellertag des vergangenen Jahres in München Bezug haben, nämlich das des Prinzen Ludwig von Bayern und das des Journalisten Viereck. G.

Unter verantwortlicher Redaktion von Dr. Adolf Glaser in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. — Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



# Skaldengesänge.

Dichtungen

von

## Philipp Graf zu Eulenburg.

Mit Illustrationen

von

## Prof. Otto Seitz.

In reichem Einband. Preis 20 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Der Verfasser war der stete Begleiter Sr. Majestät des Kaisers auf dessen Nordlandsfahrten, und seine „Skaldengesänge" sind direkt unter dem Eindruck nordischer Natur und altnordischer Volksdichtung entstanden. Es sind Neubildungen, hervorgegangen aus dem Geiste der altnordischen Sage und erfüllt von der Gemütstiefe, der Innigkeit und dem Formensinn des echten Poeten. Prof. Otto Seitz in München hat die Bilder dazu komponiert und steht dem Dichter würdig zur Seite. Das Buch ist Sr. Majestät dem Kaiser zugeeignet, und die Verlagshandlung hat ihm eine all diesen Umständen entsprechende prächtige, geschmackvolle und gediegene Ausstattung zu teil werden lassen.

Juni 1894.

Heft 453.

38. Jahrg.

Weſtermanns
illuſtrierte deutſche
Monats-Hefte
für das
gesamte geiſtige Leben der Gegenwart.

Braunschweig. Druck u. Verlag v. George Westermann.

Weſtermanns

Illuſtrierte Deutſche Monatshefte.

Juni 1894.

Inhalt.

Seite

Paul Nobran: Abſchied. Novelle 257

Max Ohnefalſch-Richter: Kypros, die Bibel und Homer . . 297
Mit dreiundvierzig Abbildungen.

Hans Buchner: Darwinismus und Hygiene 313

Königsbrun-Schaup: Die Bogumilen. Roman aus Neu-Öſterreich. III. (Fortſ.) 323

Friedrich Spielhagen: Streifblicke auf das moderne deutſche Drama 337
Mit vier Porträts.

Auguſt Trinius: Goslar. I. 349
Mit zehn Abbildungen.

Gabriele Reuter: Gunhild Kerſten. Novelle. II. (Fortſ.) . 361

Litterariſche Mitteilungen 377

Litterariſche Notizen 378

Litterariſche Neuigkeiten I

Anzeigen II

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift iſt unterſagt.
Überſetzungsrechte bleiben vorbehalten.

Ernſt von Wildenbruch.

W. D. Monatshefte. Juni 1894.　　Zu Spielhagen: Streifblicke ꝛc

# Abſchied.

Novelle

von

**Paul Kobran.**

Der Wind blies ſteif aus Nordoſt. Bis zum Tage vorher hatte die Oſtſee in ſpiegelnder Glätte unter wolkenloſem Himmel geblaut. Gegen Abend erhob ſich der Sturm, heulte die Nacht und den Morgen hindurch und verwandelte das friedliche Meer in ein ſchäumendes, brüllendes Ungeheuer. Die Wellen wurden gerade auf das Land zugetrieben und trafen bei ihrem raſtloſen Zuge auf die Köpfe der Oſt- und Weſtermole, welche den Fluß in das Meer hineingeleiten, der ſelbſt noch ruhig und dunkelgrün in ihren ſchützenden Armen der Wut des heulenden Elementes ſpottete. Deſto wilder tobten die Wellen an den Molenköpfen. Die Waſſermaſſen trafen auf das unerwartete Hindernis, bäumten ſich auf, ſtrömten zurück, um in einem erneuten Anprall hoch die Steine mit weißem Giſcht zu überſchäumen. Auf der weiter hinausragenden Weſtmole hielt eine kleine mutige Schar trotz alledem aus. Es zogen ſogar noch neue Trupps herbei unter dem Schutz der hohen Mauer, neben welcher die Wellen einherſtürmten, und über die, zur jubelnden Schadenfreude der auf dem mehr geſchützten Molenkopf Stehenden, ſich von Zeit zu Zeit unerwartete Waſſermaſſen ergoſſen.

Man war gekommen, um das Kopenhagener Poſtſchiff einfahren zu ſehen; aber es blieb aus, und endlich entſchloſſen ſich auch die Standhafteſten den naſſen Weg zurückzuthun. Die Brandung hatte ein paar Sekunden nachgelaſſen. Man traute ſich auf den äußerſten Steinrand des Molenkopfes zu treten, und windumknattert, ſchaumbeſpritzt, ſich am Geländer feſthaltend und mit der anderen Hand die bauſchenden Gewänder zuſammenraffend, auf das großartige Schauſpiel hinabzuſehen. Da — ein ſtärkeres Donnern — ein allgemeiner Aufſchrei — alles wandte ſich — aber es war zu ſpät. Hoch aufſchäumend hat die Welle angeprallt, trifft auf ein paar Dutzend krummer Rücken und fließt die Stufen hinab. Man ſtand faſt bis über die Stiefel im Waſſer. Es kam freilich auf ein bißchen mehr oder weniger nicht mehr an, und doch ergriffen alle luſtige, wilde Flucht. Der Damm war ſchwarz von laufenden Menſchen, die ſich möglichſt ſchnell in Sicherheit zu bringen ſuchten.

Drei waren übrig geblieben. Ein hagerer

alter Herr, eine junge Dame und ein Maler, der, oben auf dem Geländer einer Bank des Holzausbaues ſitzend und ſkizzierend, mit hellem Gelächter dieſen fluchtartigen Abgang begleitete.

Der alte Herr und die junge Dame ſtanden ein paar Stufen tiefer, im Rücken von der Holzwand gedeckt, unter einem Regenſchirm. Der Herr trat ungeduldig von einem Fuß auf den anderen.

„Haſt du noch nicht genug von dem naſſen Vergnügen?“

„Nein. Aber laß dich durch mich nicht zurückhalten. Ich komme ſchon allein nach Haus.“

„Meinetwegen,“ ſagte er ärgerlich. „Ich bin naß bis auf die Haut. Mach mich aber nachher nicht für den Schnupfen verantwortlich, den du dir hier ſicher holſt.“

„Bitte, nimm den Schirm mit, ich kann ihn nicht halten.“

„Meinetwegen.“

Er ging. Der Maler ſah ihm nach und dann die Dame an, die jetzt allein auf ihrem gefährlichen Poſten ſtand.

„Bin neugierig, wann die da unten pudelnaß wird,“ dachte der Maler.

Er ſollte nicht lange warten. Lautes Donnern und Ziſchen, und im ſelben Augenblick ſprudelte es weiß von unten her aus allen Fugen der weit klaffenden Holzbretter, faſt bis zur Höhe, auf welcher die oberſten Bänke ſtanden.

„So,“ dachte er ſchadenfroh; „jetzt hat ſie es aber gründlich abbekommen.“

Die Dame eilte die Stufen hinauf und ſtand, ſich ſchüttelnd und die Tropfen aus den Augen wiſchend, neben dem jungen Mann.

„Das war aber ein tüchtiger Guß, meine Gnädigſte,“ ſagte er ruhig.

„O!“

Weiter nichts. Das bedeutet: laß mich in Frieden, dachte er. „Verzeihen Sie, meine Gnädigſte,“ ſagte er dann. „Bei ſolch einer Naturfeier nehmen wir wohlerzogenen Menſchen es ja aber manchmal mit dem allerſtrengſten Geſellſchaftskodex nicht allzu genau!“ Er rutſchte von dem Geländer der Bank herunter.

„Malten Sie das da eben?“

„Ich verſuchte es wenigſtens. Ich habe ſo viel Sonnenſchein und gelben Sand zuſammengeklext, daß es mich lockte, meinen Pinſel einmal in graue Farben zu tauchen. Freilicht iſt dies ja auch.“

„Ich beneide Sie. Ich wollte, ich könnte malen!“

Sie hatten ſich beide auf die oberſte Bank geſetzt.

„Warum verſuchen Sie es nicht?“

Sie ſeufzte ſtatt der Antwort.

Er packte ſeine Sachen zuſammen. „Das war ein Malen mit Hinderniſſen,“ ſagte er luſtig. „Nun wird es aber, glaube ich, ſelbſt für eine ſo mutige Dame, wie Sie, Zeit, ſich zu retten. Die nächſte Welle ſchwemmt uns ſogar hier herunter. Ihr Herr Vater wird ſich um Sie ängſtigen.“

Sie ſah ihn verwundert an. „Mein Vater?“ fragte ſie, und dann ihn plötzlich verſtehend: „Ah ſo! Nein, das war mein Mann!“

„Ah ſo!“ ſagte er, ebenfalls mit einem ziemlich dummen Geſicht.

Sie lachten beide verlegen und dann krampfhaft laut und ungeſchickt.

Wieder ſpritzte der Giſcht bis zu ihnen herauf.

„Sie lieben dieſes Schauſpiel?“ fragte er.

„Ja. Es macht ſo hübſch dumm. Man hat keine Zeit zu denken, nur zu ſehen. Ach, und das thut ſo wohl.“

„Hm, hm,“ dachte er mit einem kritiſchen Seitenblick zu ſeiner Nachbarin, „alſo die unverſtandene Frau von dreißig Jahren — nur, daß ſie noch nicht ſo alt ſein kann.“

„Sie ſehen gar nicht aus wie ein Maler!“

Er lachte gutmütig, nahm ſeine runde flockige Strandmütze ab und ſtrich ſich über ſeinen ſpitz geſchnittenen Vollbart und das über den Kamm geſchorene Haar. „Sie meinen, weil mir die nötigen Ingredienzien fehlen? Aber um jeden Zweifel an meinem Beruf zu zerſtreuen, erlauben Sie, daß ich mich vorſtelle: Bill Winkler.“

Die Dame neigte das Haupt. „Sehr angenehm,“ murmelte ſie.

Er war beleidigt. That ſie doch gerade, als ob es ſich ganz von ſelbſt verſtände, einen Mann ſeines Schlages ſo en passant kennen zu lernen. Da ſchlug eine weiße Garbe auf, verhüllte mit ihrem ſalzigen Schaum die rote Leuchtbake und die beiden

Menſchenkinder, welche der Wut des wilden Elementes zu trotzen ſchienen. Unwillkürlich hatte er ihren Arm ergriffen, dann, als ſie aus dem Giſcht wieder auftauchten, ließ er ſie los.

Sie ſtanden beide, windumknattert, bis auf die Haut durchnäßt. Die Mütze war ihr abgeriſſen und ſchwamm luſtig mit dem verrieſelnden Waſſer die Stufen hinab in das Meer.

Es war faſt dunkel geworden. Das Pfeifen und Sauſen und Donnern wurde unheimlich. Sie winkte ein wenig zum Abſchied und wandte ſich zum Gehen. Er war verdutzt, ließ ſie voraus, dann folgte er. Als ſie auf dem Damm vor ihm her ſchritt, bemerkte er, daß ſie den rechten Fuß nachſchleifte.

Sein Malerauge umfaßte die leichte Geſtalt, an die der Wind die Gewänder anpreßte. „Bis zu den Hüften iſt ſie entzückend gewachſen. Der reine Pſychekörper. Schade, ſchade! Ihr Gehen iſt eine greuliche Diſſonanz!“

Sie blieb vornübergebeugt, gegen den Sturm kämpfend, ſtehen, der in unregelmäßigen, heulenden Stößen über die Schutzmauer der Mole hinwegfegte.

Er hatte ſie mit ein paar Schritten eingeholt.

„Nun, gnädige Frau,“ ſagte er gutmütig, „ich glaube, Sie kommen wirklich nicht allein hinüber.“

Sie ſah ihn mit einem hilfloſen Lächeln um den verfrorenen, verblaſenen Mund an, und nahm ohne ein Wort ſeinen dargebotenen Arm. Schulter an Schulter wanderten ſie mühſam weiter. Zu ihrer Linken lockte das nun ebenfalls unruhig gewordene Waſſer des Fluſſes zu dem an dieſer Seite offenen Damm hinauf; zu ihrer Rechten raſten und brüllten die Wellen des freien Meeres und klatſchten in knatternden Salven über den breiten Rand der Schutzmauer. Alles ging noch ungefähr gut bis zu der Stelle, wo die Mole eine Biegung nach Weſten macht. Hier ſpritzten unaufhörlich die auf die Breitſeite ſtürmenden Wellen hinüber.

„Es iſt unmöglich,“ ſagte ſie kläglich.

„Naſſer können wir doch nicht mehr werden,“ ſagte er vergnügt und ſah ſie übermütig an. „Wir wollen ein paar Augenblicke warten. Gewöhnlich folgen auf fünf ſtarke Wellen ein paar ſchwächere.“

Sie ſtanden ein paar Minuten.

„Jetzt,“ ſagte er.

Im ſelben Augenblick ließ er ihren Arm ſinken, umfaßte ſie feſt und trug ſie mehr, als er ſie führte, hinüber. Sie hätte ſich nicht wehren können, ſelbſt wenn ſie es gewollt hätte, ſo ſchnell war alles gegangen. Kaum waren ſie in Sicherheit, ſo ſchlug eine haushohe Welle hinter ihnen über den Damm.

Er gab ſie frei, drehte ſich um, nahm ironiſch die Mütze ab und verbeugte ſich vor dem rieſelnden Schaum. „Bedaure ſehr,“ ſagte er, „das nächſte Mal haſt du vielleicht mehr Glück.“

Als er ſich wieder ihr zuwandte, war ſie bereits ein ganzes Stück voraus, und ſie blieb auch nicht eher ſtehen, als bis ſie auf dem Lande ſtand.

„Ich danke Ihnen,“ ſagte ſie kühl.

„Bitte ſehr,“ ſagte er förmlich.

Er grüßte, ſie neigte ihren bloßen, vom Winde zerzauſten Kopf und ging, den Fluß entlang, unter der prächtigen alten Lindenallee weiter. Er ſah ihr mit geſundem Ärger nach, wie ſie ſich mit ihrem hinkenden Vogelſchritt unter den rauſchenden Bäumen entfernte.

„Dumme Perſon,“ dachte er. „Die ſoll mir mal wieder im Sturm begegnen. Meinetwegen kann ſie ſich dann in den Fluß fegen laſſen. Viel fehlte wahrhaftig nicht daran.“

Dann ging er nach rechts, am Meeresſtrand entlang, nach ſeiner Wohnung, um ſich in trockene Kleider zu ſtecken und ein Glas Grog zu trinken.

Für den Abend hatte ein Zauberkünſtler ſeine Soiree in dem Hotel angeſagt. Zweimal am Tage war der Ausrufer klingelnd durch die verregneten Straßen gezogen. Der Saal füllte ſich bald; Bill, der mit ſich nichts Beſſeres anzufangen wußte, ſchloß ſich den Hotelgäſten an und ſetzte ſich gelangweilt und gähnend auf einen Stuhl am Mittelgang, der ihm wenigſtens ein leichtes Entſchlüpfen möglich machte. Er muſterte mit kritiſchem Blick die Vorüberziehenden und bedauerte nur, niemand zu haben, mit dem er ſeinem Talent zum Kritiſieren die Zügel ſchießen laſſen konnte. Nach einer Stunde

machte der Zauberkünſtler eine Pauſe, und das Publikum zerſtreute ſich plaudernd und lachend in die Nebenräume. Da ſah er die Dame von der Mole an ſich vorbeikommen; ihr Mann ging hinter ihr. Sie ſtutzte ein wenig; er grüßte halb und ſie gingen weiter. Gerade als er ebenfalls fort wollte, trat der alte Herr auf ihn zu.

„Meine Frau ſagt mir eben, daß Sie es ſind, der ſie heute nachmittag freundlichſt beſchützt habe. Ich ſpreche Ihnen meinen Dank aus und erlaube mir, mich Ihnen vorzuſtellen: Borowsky.“

„Winkler,“ murmelte Bill.

Die Herren verbeugten ſich. Dann ſchritt Bill neben dem neuen Bekannten zur Thür, vor welcher die junge Frau wartend ſtand. Sie ſtreckte ihm frei die Hand entgegen.

„Nochmals meinen herzlichen Dank!“

„Das kommt von deinem Eigenſinn,“ ſagte ihr Mann; „wäreſt du mit mir gegangen, würdeſt du dich nicht dieſer Gefahr ausgeſetzt haben. Aber du mußt ja immer auf deinem Willen beſtehen.“

Bill hatte Mitleid mit der rückſichtslos vor einem Fremden Gemaßregelten. „Es war nicht ſo ſchlimm mit der Gefahr,“ ſagte er. „Und dann — es war wirklich wunderbar ſchön. Ich kann es der gnädigen Frau nicht verdenken, daß ſie ſich nicht trennen konnte.“

„Erbarmen Sie ſich,“ ſagte Borowsky, „was war denn an dem ſchlechten Wetter ſchön? Abſcheulich war es, nur ein Grund, ſich den Schnupfen und naſſe Füße zu holen.“

Bill warf ihr einen humoriſtiſchen Blick zu, unter dem ſie verſtändnisvoll leicht errötete.

Ihr Mann ſah ſie unruhig ſuchend an. „Wo haſt du denn deinen Spitzenſhawl gelaſſen? Du hatteſt ihn doch über dem Arm, als wir kamen.“

Sie blickte ſich gleichgültig um. „Ich weiß nicht! Ich glaube, ich habe ihn vorn in der Garderobe abgehängt.“

„In der Garderobe — heute, wo ſo viel Fremde im Hotel ſind — das koſtbare Tuch. Sie entſchuldigen, Herr Winkler, ich muß doch gleich nachſehen —“

„Bitte, bitte!“

Die beiden ſtanden ſich wieder allein gegenüber. Es war niemand im Saal als der Zauberkünſtler, der vorn auf dem Podium ſeine Vorbereitungen traf.

Unter Bills blondem Schnurrbart zuckte ein leichtes Lächeln. „Es ſcheint, gnädige Frau, es iſt Ihr Schickſal, heute unter meinem Schutz zu ſtehen.“

Sie ſah ihn kläglich an. „Ich weiß auch gar nicht. Ich vergeſſe dieſe dummen Sachen immer, und mein Mann iſt ſo ordentlich und genau, der kann das gar nicht verſtehen, daß es wirklich nicht böſer Wille iſt.“

Jetzt lachte Bill gerade heraus. „Dafür habe ich Verſtändnis,“ ſagte er dann. „Sehen Sie, ich habe ein volles Paar Handſchuhe immer nur einen Tag. Nun habe ich jetzt den Ausweg gefunden, mir immer zwei gleiche Paare zu kaufen. Geht dann einer verloren, ſo nehme ich den anderen aus dem zweiten Paar, und habe dann immer noch die Chance, ihn durch den dritten noch übrigen zu ergänzen. Da wir Herren ja unſere Handſchuhe doch ſtets nur in der Hand halten, ſo kann ich ſelbſt das furchtbare Schickſal ertragen, entweder zwei rechte oder zwei linke zu beſitzen. Sie ſehen, darin bin ich Ihnen noch über. Sie ſind ſchon längere Zeit hier?“

„O ja. Wir haben hier ein Haus, und ſeit meiner Verheiratung bin ich jeden Sommer hier geweſen.“

„Wie beneidenswert!“ ſagte er. „Ich habe übrigens heute den beſten Eindruck von allem gehabt.“

„Es iſt nicht immer ſchlechtes Wetter,“ ſagte ſie mit Humor, „und wenn die Sonne ſcheint — iſt es furchtbar langweilig. Und dann — immer dasſelbe. Ich möchte viel lieber weit, weit hinweg. Wie ſind Sie denn hierher verſchlagen?“

„Ich wollte heute nach Kopenhagen und dann nach dem Norden hinauf, um Studien zu machen. Es war mir aber zu ſtürmiſch, und nun gefällt es mir ſo gut, daß ich die Abſicht habe, hier zu ſkizzieren.“

Er hatte ſie, während ſie zuſammen plauderten, unauffällig ſcharf beobachtet. Nicht eigentlich hübſch, war ſein Eindruck. Graue, unfriſche Farben, dunkle, ſuchende Augen, aber einen ausdrucksvollen Mund, mit dem ſie beim Sprechen, ohne es zu wiſſen, ſehr hübſche Stellungen fertig bekommt.

Unterdeſſen kamen bei einem Glockenzeichen

die Leute wieder herein. Die beiden traten zur Seite, um ſie vorbeizulaſſen. Borowsky, mit dem Tuch über dem Arm, erſchien in der Thür; ſie murmelte ein leiſes „Auf Wiederſehen“ und ſchloß ſich ihm an. Hier im Zimmer merkte man ihr Hinken nicht ſehr. Sie ging langſam und entſchieden mit Kunſt und Geſchick, um es zu verſtecken. Ihr Mann hatte eine lange, hagere, ſchmalſchulterige Geſtalt, die den Eindruck machte, als ob er den Militärrock mit dem Civilanzug vertauſcht hätte.

Während des Abendeſſens erkundigte ſich Bill nach Borowsky.

„Der Herr iſt Rentier,“ ſagte der Wirt. „Er hatte große Güter in Oſtpreußen. Jetzt lebt er im Winter in Berlin und im Sommer hier. Er ſoll ſehr reich ſein, aber hier iſt er ein bißchen zäh.“ Dabei machte der Wirt die Bewegung des Geldzählens.

Arme Frau, dachte Bill, und vertiefte ſich andächtig in die Geheimniſſe ſeines vorzüglichen Hummerſalates.

Borowskys wanderten unterdeſſen ſchweigſam nach ihrem Hauſe in der Strandſtraße. Helga war müde und abgeſpannt. Alles war für ihr Kommen vorbereitet, der Tiſch gedeckt und die Lampen angezündet.

Eine junge Dame von üppigen Formen mit ſcharf eingezogener Taille bewillkommnete ſie. „Da ſeid ihr ja endlich! Wo habt ihr ſo lange geſteckt?“

„Heinrich konnte ſich nicht von dem magnetiſchen Tiſch trennen,“ ſagte Helga und begrüßte ihre Couſine flüchtig. „Es war ſchade, daß du nicht mit warſt.“

„Was iſt das, ein magnetiſcher Tiſch?“ fragte Fräulein Müller.

„Heinrich wird es dir bei Tiſch erklären. Ich habe fürchterlichen Hunger.“

Trotz dieſer Verſicherung aß und trank ſie kaum. Deſto beſſer ließ es ſich Borowsky ſchmecken. Fräulein Müller legte ihm auf und ſorgte für all ſeine Wünſche. Sie ſpielte überhaupt eine größere Rolle als die Hausfrau. Fehlte irgend etwas, ſo ſprang ſie mit einer Elaſticität auf, die ihrer Figur ſpottete; war ein Befehl an das Dienſtmädchen zu geben, ſo übermittelte ſie ihn; ſie führte die Unterhaltung mit dem Hausherrn, an der ſich ſeine Frau kaum beteiligte.

Endlich war nichts mehr abzufragen. Mit pedantiſcher Genauigkeit hatte er ihr alles erklärt.

„Wir haben auch eine Bekanntſchaft gemacht,“ ſagte Helga. „Einen jungen Maler, Herrn Winkler.“

„Bill Winkler?“ fragte Fräulein Müller und ſchlug die Hände zuſammen, „doch nicht gar Bill Winkler?“

„Gerade den,“ ſagte Borowsky; „ich geſtehe, ſeinen Namen noch nie gehört zu haben. Wiſſen Sie, wer es iſt, liebe Couſine?“

„Aber natürlich! Mein Gott, Bill Winkler, das iſt ja der, der ſeit den letzten Jahren ſo viel von ſich reden macht. Erinnert ihr euch nicht an ſeine große Landſchaft? Die Leute ſtritten ſich ja ſo ſehr darüber. Er gehört zur neueſten Schule und ſoll ein ungeheures Talent ſein.“

„Das iſt ja ſehr intereſſant,“ ſagte Herr Borowsky und zeigte in dem Anſatz eines Lächelns ſeine Zähne; „da werden wir wohl gut thun, deine Bekanntſchaft etwas zu kultivieren, liebe Helga.“

Man wünſchte ſich geſegnete Mahlzeit und ging in das Wohnzimmer. Helene Müller machte den Spieltiſch zurecht, während ſich Herr Borowsky ſeine Cigarre anbrannte.

Vorher aber nahm er die Zeitung, die er allabendlich den Damen vom erſten bis zum letzten Wort mit Auslaſſung alles deſſen, was ſich auf Litteratur und Kunſt bezog, vorzuleſen pflegte.

Helga kribbelte es in den Nerven bei dieſen Leſeübungen. Seine eintönige Stimme, der harte Dialekt, die lehrhafte Art, in der er vorzutragen pflegte, reizten ſie ſtets. Sie zog ſich deshalb an den Kamin zurück, neben welchem hochlehnige Stühle einen gemütlichen Platz bildeten. Es brannten ein paar Scheite, und Helga ſtreckte fröſtelnd ihre Füße auf den Marmorrand. Die Lampe beſchien hell die glänzende, hohe Stirn ihres Mannes und das Geſicht ihrer Couſine, die aufmerkſam zuhörte. Ihr war das Zuhören mehr als je eine Qual, und ſie überließ ſich einem träumeriſchen Halbſchlaf.

Borowsky und Fräulein Müller waren unterdes über der Lektüre der „Poſt“ in politiſche Geſpräche geraten. Er liebte es, ſein Licht leuchten zu laſſen, und Fräulein Müller verſtand es, ihn durch geſchickte Fragen zu veranlaſſen, hundertmal geäußerte Anſichten

noch einmal mit demselben Aufwand von Besserwissen und Selbstüberzeugung auszusprechen.

Einmal fuhr sie aus ihren Träumen auf. Borowsky war heute von seiner Gewohnheit abgegangen, den Teil unter dem Strich mit vornehmer Verachtung zu übergehen.

„Der bekannte Maler, Herr Bill Winkler, wird Berlin auf einige Wochen verlassen, um im Norden Skizzen zu machen."

„Da seht ihr es nun," sagte Fräulein Müller triumphierend, „nun werdet ihr es mir glauben, daß er berühmt ist."

Aus der Zeitung war nun beim besten Willen nichts mehr herauszulesen, Borowsky faltete sie in die Kniffe zusammen, und Fräulein Müller nahm sie sofort, um sie in dem Zeitungsständer auf ihren bestimmten Platz zu legen.

„Was thun wir nun?" fragte Borowsky.

Helga lachte scharf und stand auf. „Wir spielen sechsundsechzig, wie seit zehn Jahren allabendlich. Aber ich bitte für mich um Entschuldigung. Helene übernimmt wohl meine Partie."

„Hast du Kopfschmerzen?" sagte Fräulein Müller und näherte sich ihr dienstfertig. „Darf ich dir meinen Migränestift bringen? Soll ich —"

„Bitte laß," wehrte Helga ab, „und gute Nacht." Sie war so schnell fort, daß ihr Mann nicht einmal zu dem üblichen Gutenachtkuß kommen konnte.

Er war sehr ärgerlich. „Unerträgliche Launen," murmelte er und mischte mit nervöser Hand die Karten.

„Wollen wir auch lieber nicht spielen?" fragte sie.

Die Karten flogen auf den Tisch. „Soll ich heute überhaupt nicht zu meiner Unterhaltung kommen?" schrie er; „was geht Sie denn das an, ob Helga einmal wieder ihren Eigensinn hat!"

Sie hob bittend die Hände. „Mein Gott, es war ja nicht um meinetwegen. Ich fürchtete nur, es mache Ihnen kein Vergnügen, mit mir zu spielen."

Er brummte besänftigt und nahm seinen Platz ihr gegenüber ein. Schweigend verteilte er die Karten.

Sie nahm die ihren auf. „Sind Sie mir böse?" fragte sie, im Begriff auszuspielen; „bitte, sagen Sie mir, ob Sie mir böse sind!"

„Warum sollte ich Ihnen denn böse sein?" grummelte er. „Spielen Sie aus!"

„Nicht eher, als bis Sie mir sagen, daß Sie mir nicht zürnen," sagte sie und sah mit tragisch verzweifeltem Blick ihm starr in die Augen.

Er lachte. „Sie sind ein gutes Kind, Helene," sagte er und legte seine hagere, alte Hand auf ihre weiche, rosige. „Ich bin Ihnen nicht böse."

Helene atmete erleichtert, bemerkte scheinbar nicht, daß seine Finger noch immer die ihren drückten, und blickte von unten herauf mit demütig gesenktem Haupt in seine scharfen, hellen Augen. „Mein Wohlthäter," flüsterte sie, „mein großmütiger Freund!" Ehe er es verhindern konnte, neigte sie sich schnell noch tiefer und preßte einen langen Kuß auf seine haarige Hand.

„Aber, Helene," sagte er geschmeichelt. „Was thun Sie!"

Sie richtete sich verwirrt auf. „Vergeben Sie! Aber ich bin Ihnen ja so sehr, sehr dankbar! Was sollte wohl aus mir werden, hätten Sie sich nicht meiner angenommen. Einmal muß ich Ihnen doch sagen dürfen, wie von Herzen dankbar ich Ihnen bin!"

„Machen Sie doch nicht so viel Aufhebens von diesen Kleinigkeiten," sagte er würdevoll, „und spielen Sie aus!"

Mit einem letzten Druck gab er ihre Finger frei, sie sah ihn noch einmal bewundernd mit dankbarem Augenaufschlag an und begann dann endlich das Spiel.

Noch immer sauste der Sturm um das Haus. Er drang durch die schlecht schließenden Fenster im ersten Stock. Das Licht auf Helgas Nachttisch flackerte unruhig, und die zum Schlafzimmer ihres Mannes führende Glasthür klapperte, trotzdem sie verschlossen war.

Helga lag im Schlafrock auf ihrem fellüberdeckten Lehnsessel und hatte die nackten Arme unter den Kopf geschoben. Ihre Brust hob sich unregelmäßig, und in ihrer Kehle wollte wieder und wieder ein Schluchzen aufstoßen, das sie unwillig jedesmal zurückdrängte.

Sie wollte nicht weinen! Es war ja gar nichts geschehen. Ein langweiliger Tag, nicht

mal ganz ſo langweilig wie ſonſt, und ein öder Abend — öde wie alle Abende. Das war doch nichts Neues.

Nichts Neues! Auch dieſe herzbeklemmende, unbeſtimmte Sehnſucht war nichts Neues! Dieſer Heißhunger nach etwas, was ſie nicht in Gedanken faſſen konnte, was ihr nicht einmal klar war — nach Glück!

Sie lachte bitter.

Es hatte ja das Glück ſein ſollen; ſie hatten es ihr ja in allen Tonarten geſungen — damals, als er um ſie warb.

Nun hatte ſie ja das Glück — warum war ſie nicht glücklich? Was wollte ſie denn eigentlich? Hatte ſie nicht alles, was ſie ſich wünſchen konnte, und doch nicht, doch nicht — das Glück!

Glück! Glück!

Bah! Ein dummes Wort! Und häßlich dazu! Als ob ein Regentropfen tot vom Dache fällt — ſo klingt es.

Geſpenſtiſch tauchte es aus den dunklen Ecken auf, in die das flackernde Licht kurzes Leben brachte — ſchattenhaft und doch deutlich — ihr Leben.

Da war es — das ärmliche, maſuriſche Pfarrhaus, nicht viel beſſer als eine Dorfkate — und drin die kribbelnde, ſich jedes Jahr vergrößernde Kinderſchar, und ſie, ſelbſt noch ein Kind, mußte ebenfalls Mutter ſpielen und der blaſſen, früh verblühten Frau helfen, die dreimal gewendeten Kleider zum viertenmal umdrehen. Dann kamen die Sorgen um das Schulgeld für die beiden älteſten Knaben, die der Vater nicht mehr allein unterrichten konnte, und das ewige Drücken und Ängſtigen um jeden Groſchen, der verausgabt werden mußte. Doch ſo viel Sonnenſchein, ſo viel Blumen und — Äpfel, wenn's gerade nichts anderes zu eſſen gab. So viel tolle Kinderluſt auf den Heuſchobern und ſo viel Lachen trotz der mit den verkehrten Farben geſtopften Strümpfe und der mangelnden Sonntagskleider.

Bis eines Tages das Glück den unglückſeligen Einfall hatte zu kommen, oder vielmehr, wie der Vater ſagte, „der liebe Gott es ihr in ſeiner Barmherzigkeit unverdientermaßen in den Schoß ſchüttelte."

Da ſaß der Vater, würdig, aber etwas blaß, und neben ihm die Mutter, halb ängſtlich und halb ſtrahlend, und von dem Sofa erhob ſich der Kirchenpatron, der Rittergutsbeſitzer Heinrich Borowsky, und ſie, wie man ſie vom Stachelbeerpflücken geholt hatte, ſtand vor ihm, vor dem ſie nach Backfiſchart immer fortgelaufen war, ſobald ſeine Braunen vor dem Pfarrhaus hielten — ſie hatte ihn faſſungslos angeſehen, wie er ſie mit einem Ausdruck in den grauen Augen verſchlungen hatte, den ſie ſich erſt viel ſpäter erklären konnte — viel ſpäter. Sie hatte laut lachen wollen, und es nicht gekonnt, und nein ſagen wollen, und nicht den Mut dazu gehabt, denn während er ihre Hand in ſeiner hielt, ſah ſie den ſtrengen Blick des Vaters, und die Mutter, die ſich verſtohlen die Augen wiſchte, und das alte, roßhaarbezogene Sofa, und draußen vor der Thür ſtampften die ſchweren Pferde.

Er gab ihr Bedenkzeit — bis morgen.

O, dieſe Nacht, dieſe Nacht!

Die Mutter ſaß in einem Atem weinend und lachend auf dem Bettrande und beneidete ihr eigenes Kind, und ſchüttelte ihr einmal den ganzen hungrigen Jammer ihres Lebens aus, vor dem die Tochter nun bewahrt bleiben würde!

O, dieſe Nacht! Die Verſuchung! Der Reichtum! Der ſollte das Glück ſein.

Gegen Mittag wurde ihr das ſchwarze Einſegnungskleidchen angezogen, und die Mutter führte ſie in das Wohnzimmer zu dem Vater. Der hatte feierlich von den Pflichten ihres kommenden Berufes geſprochen, und von der Demut, in der ſie ſich des Glückes verdient machen ſollte — von ihrem Herzen ſprach er nicht. Aber wie die Braunen die Dorfſtraße herabkamen und das Wagenrollen vor der Thür aufhörte und der Vater ſeinem Schwiegerſohn entgegenging — zur Thür hinaus durch die Küche und in den alten Apfelbaum hinauf, wie eine Katze.

Ja, ſo handelt man, wenn einem das Glück in den Schoß fällt!

Sie hatten lange geſucht, und würden ſie auch nicht gefunden haben, wenn nicht unglücklicherweiſe der Hund mitgelaufen wäre und, während man ſie rief, immer an dem Baum gekratzt und hinauf gebellt hätte.

Damals hatte der Vater nicht übel Luſt gehabt, das ſtrenge, chriſtliche Regiment trotz alledem an ihr auf der Stelle zu probieren.

Borowsky hatte über ihren Backfischstreich gelacht. „Sie ist ja noch so jung," sagte er.

So jung, das war es ja gerade. Er war verliebt gewesen in ihre siebzehn Jahre, und das war das Furchtbarste! Davon war ihr der Ekel geblieben, der körperliche und seelische Ekel, der alles in ihr getötet hatte: Frohsinn und Lachlust und Freude an sich und am Leben. Nichts war mehr da, nur die Leere und das Grauen.

Und die Sehnsucht! Jene Sehnsucht, die sie nicht verlassen hatte seit ihren Mädchentagen, die sie quälte und quälte, und die noch schlimmer wurde, als ihr dürftiges, elendes Kindchen starb.

Sie richtete sich auf, dann entkleidete sie sich hastig und legte sich zu Bett. Der Schlaf war ihr einziger Freund, er brachte ihr wenigstens Ruhe vor ihren Gedanken, wenn auch nur auf ein paar Stunden.

Am nächsten Morgen schien die Sonne von einem völlig unschuldsblauen Himmel. Bill tauchte mit Wonne in die Wellen, die noch vom Tag vorher etwas nordseeartige Wildheit hatten, und traf dabei Herrn Borowsky, der sich mit systematischer Genauigkeit abgezählte zehn Wellen über den Rücken laufen ließ. Da die beiden Herren zur selben Zeit fertig waren, verließen sie zusammen die Badeanstalt, und Borowsky forderte den jungen Mann auf, wenn er Langeweile hätte, ihnen einen Besuch zu machen. Darauf trennten sie sich. Bill holte sich sein Malzeug und wanderte in das Land hinein. Ein paar hundert Meter von den Dünen fand er, was er suchte: ein fast reifes Roggenfeld, von glühenden Mohnblumen und allerlei bunt rankendem Unkraut durchsetzt, flimmernde Mittagssonne und einen Buben, der eine Ziege an dem Rande des sandigen Weges weiden ließ.

Am Nachmittage, während er einsam seinen Kaffee in der Strandhalle schlürfte, wurde er sich bewußt, daß er sich tüchtig langweile.

Das war ja wohl die Bedingung, unter welcher Herr Borowsky mich zu sich gebeten hat, dachte Bill. Nun, schlimmer als hier kann es unmöglich werden. Also vorwärts mit frischem Mut!

Den Gassenhauer pfeifend, machte er sich auf den Weg nach der Strandstraße, in die er den Nachmittag die junge Frau hatte einbiegen sehen. Bill sah ungeniert in die glasgeschlossenen Veranden hinein, in welchen sich das sommerliche Leben der Badegäste mit südländischer Offenheit abspielte. Er war ziemlich ratlos, wie er aus der Herde völlig gleichmäßig gebauter Fischerhäuser das gesuchte herausfinden sollte, als er plötzlich überrascht stehen blieb.

Ein stattliches weißes Sandsteinhaus stand da wie eine Königin unter Vasallen. Ein paar Marmorstufen, mit Strohdecken belegt, führten zu der höher liegenden Glasveranda; blühende Oleanderbüsche rahmten die offen stehende Thür ein, durch welche er Frau Borowsky am Tisch sitzen sah.

Er wurde mit großer Freundlichkeit bewillkommnet.

„Eine Cousine meiner Frau, Fräulein Helene Müller, unsere liebe Hausgenossin für einige Zeit," stellte der Wirt vor.

Sie war wie elektrisiert aufgesprungen und streckte dem jungen Mann ihre beiden Hände entgegen. „Nein, diese freudige Überraschung! Wie lange habe ich mir schon gewünscht, den großen Meister kennen zu lernen! Und nun hier, so unerwartet — ihr habt mir ja noch gar nicht erzählt, wie ihr Herrn Winklers Bekanntschaft gemacht habt!"

„Wärest du gestern mit auf die Mole gekommen," sagte die junge Frau trocken, „so hättest du das Vergnügen schon vierundzwanzig Stunden eher haben können."

„Er ist gekommen in Sturm und Regen," sang die junge Dame mit heller, vibrierender Sopranstimme.

Helga wurde etwas rot und Bill etwas verlegen.

Gleich darauf saß er bei seiner zweiten Auflage von Nachmittagskaffee und plätscherte fröhlich in dem Fahrwasser der Unterhaltung herum, das die muntere Cousine mit ihm allein führte.

Fräulein Müller erinnerte sich an alle seine Bilder, sie wußte sogar, ob sie bei Schulte oder Gurlitt oder in Moabit ausgestellt gewesen waren. Bill war angenehm überrascht, eine so warme Verehrerin seiner Kunst entdeckt zu haben. Helga hörte stumm diesen endlosen Kunstgesprächen zu, und Borowsky hatte im Anfang ein wohlwollendes

Lächeln gehabt, das aber längſt wieder erſtorben war.

„Und was malen Sie jetzt?“ fragte Helga endlich dazwiſchen.

„Alles und nichts — was ich ſehe und mich feſſelt. Farbenſtimmungen, Lichteffekte und dergleichen, worin ſich meine Natur ausgeben kann. Und nun will ich mich verabſchieden; ich habe die Herrſchaften ſchon zu lange aufgehalten.“

„Wollen Sie nicht mitkommen?“ fragte Borowsky, „es iſt die Zeit unſeres Nachmittag-Spazierganges!“

„Aber mit dem größten Vergnügen,“ ſagte Bill, der ſich mit Fräulein Müller vortrefflich amüſiert hatte und gern mit ihr weiter plaudern wollte.

Das Arrangement machte ſich jedoch anders. Borowsky ging mit Fräulein Müller voraus, und ſo mußte Bill mit Helga folgen. Er ſah mit ſeinen ſcharfen Augen an dem halb zur Seite gewendeten Kopf der vor ihm Schreitenden, wie das junge Mädchen mit ihrem Wirt kokettierte.

Helga fing ſeine Blicke auf. „Sie möchten lieber mit meiner Couſine gehen als mit mir,“ ſagte ſie, „thun Sie es ruhig. Ich nehme es nicht übel. Sie können ſie mit ein paar Schritten einholen.“

„Aber — gnädige Frau,“ ſagte er, etwas beſchämt, ſich verraten zu haben; „was trauen Sie mir zu!“

Sie lächelte melancholiſch. „Ich bin es gewöhnt, daß ſich die Herren lieber mit ihr unterhalten als mit mir. Alſo, leben Sie wohl!“

„Na, das iſt doch etwas ſtark,“ ſagte er jetzt, ſich ernſtlich wehrend. „Wir waren doch geſtern ganz gute Freunde geworden!“

„Ja,“ ſagte ſie, und nach einer Weile: „Trotzdem ich keine Ahnung hatte, daß es auf der Welt einen Maler Namens Bill Winkler gab.“

Er ſah ſie verdutzt an, dann lachte er herzlich. „So, da habe ich eine kalte Douche weg! Das iſt doch aber kein Grund, mich heute ſchlecht zu behandeln, nachdem Ihnen Ihre Couſine in meiner Gegenwart ein ſo ſchmeichelhaftes Bild von meinem Genie entworfen hat.“

„Nein, aber ich habe mich eine ganze Stunde lang entſetzlich geſchämt.“ Sie war etwas rot geworden, und ihr Geſicht hatte ſich belebt.

Als Mädchen muß ſie reizend geweſen ſein, dachte Bill.

Sie waren an den Hotels und Badeanſtalten vorbei und wanderten nun auf dem Dünenweg weiter, der allmählich bergan führte. Ohne etwas von der Steigung zu merken, waren ſie in beträchtlicher Höhe angelangt. Landeinwärts ſchloß dichtes, vom Meerwind niedrig gehaltenes Eichen- und Tannengeſtrüpp das Bild ab; nach dem Meere zu ſprang die Düne vor und bildete einen natürlichen Ausſichtspunkt, dem man durch Aufſtellen von Bänken zu ſeinem Recht verholfen hatte. Der Boden war bedeckt mit dichtem Gras, blühenden Wicken und dunkelblauem Thymian; große Stauden von ſtachlichem rotem Steinklee ſtanden höher hervor.

„Ich kann nicht weiter,“ ſagte Helga, „laſſen Sie ſich aber, bitte, nicht durch mich zurückhalten.“

„Ich bleibe viel lieber hier!“

Sie ſetzten ſich auf die mittelſte Bank. So verſchwand der gelbe Strand unter der vorſpringenden Düne; man ſah nichts als das Meer, das tief zu ihren Füßen ſich endlos dehnte, und den blühenden Boden, der duftige Würze zu ihnen heraufſandte. Die Sonne ſtand ſchon tief. Die zarteſten Farben ſchwammen am Himmel und auf dem Meer ineinander; ein paar leichte Wolken waren wie mit einem Pinſel in langen Streifen in das entzückende Bild hineingetuſcht.

„Müſſen wir nicht die anderen benachrichtigen?“ fragte Bill; „ſie ängſtigen ſich vielleicht, wenn ſie uns plötzlich nicht mehr ſehen.“

„O nein,“ ſagte ſie ruhig, „ſie ſind es gewohnt, mich zurückzulaſſen. Man ängſtigt ſich nicht um mich.“

„Wie Sie das ſagen, mit einem ſo melancholiſchen Geſichtchen, als ob ſich niemand um Sie kümmere!“

„Das thut man auch nicht, und ich finde es völlig in der Ordnung. Ich bin ſo oft elend, und dann werde ich nervös und krittelig und ärgere alle durch meine ſchlechte Laune. Ich finde es ganz recht, wenn ſie mich ſitzen laſſen.“

„Aber wenn Sie doch elend ſind — da ſollte man Sie pflegen!“

„Das iſt ſo langweilig, ihnen und mir auch. Und es iſt ja doch nichts daran zu ändern. Mein dummes Hüftleiden macht mir ſo viel Schmerzen.“

„Zum Beiſpiel eben,“ ſagte Bill mit einem aufmerkſamen Blick in ihr Geſicht. Ein feiner Zug des Leidens grub zwei ſchmale, kaum ſichtbare Fältchen um ihren Mundwinkel.

„Zum Beiſpiel eben,“ ſagte ſie mit tapferem Lächeln. „Ich habe mir für meine Kräfte zu viel zugemutet. Manchmal vergeſſe ich, daß ich eine alte kranke Frau bin.“

„Sie haben nicht immer hinken müſſen?“ fragte Bill mit ehrlicher Teilnahme.

„Nein. Das kam erſt — als Hans auf der Welt war.“

„Sie haben einen Sohn, gnädige Frau?“

Ihr Geſicht verzog ſich ſchmerzlich. „Ich hatte einen Sohn. Aber es gefiel ihm nicht bei mir, er verließ mich ſchon nach ein paar Monaten. Da habe ich zwei Jahre lang mich nicht rühren dürfen, und genutzt hat es doch nichts. Sagen Sie auch um Gottes willen niemandem, daß ich über meinen Fuß geklagt habe, ſonſt legen ſie mich wieder auf das Streckbrett und binden mir den gräßlichen Sandſack an. Das halt ich aber nicht noch einmal aus. Dann werde ich ganz beſtimmt wahnſinnig.“

Er lächelte etwas gerührt. „Sie müſſen ſehr früh geheiratet haben,“ ſagte er unvermittelt.

„Weshalb?“

„O — ich meinte nur ſo.“

„Mit ſiebzehn Jahren,“ ſagte ſie leiſe. „Ich war die älteſte von acht Geſchwiſtern, und mein Vater war Pfarrer in dem Dorf, wo meines Mannes Gut lag.“

„So, ſo!“

Dann ſchwiegen ſie beide.

Welch eine Welt von Tragik in den paar Worten! dachte Bill. Welch eine Flut von Herzenskämpfen! Das junge, ſiebzehnjährige, warmblütige Geſchöpf, der trockene Pedant und: „ich war die älteſte von acht Geſchwiſtern.“

Die Sonne ſtand dicht über dem Meer. Jetzt verſchwand ſie halb, einige Augenblicke zögerte die dunkelglühende, ſchien ſich in zwei Teile getrennt zu haben, und wie der große Mund eines Götzenbildes ſein Opfer, ſo ſog das Waſſer ſie mit einemmal ein. Leichter Wind kräuſelte von Weſten her die ſtille Fläche und hauchte kühlen Meeresatem zu der Düne herauf.

Sie ſchauerte fröſtelnd zuſammen. „Wollen wir aufbrechen?“ fragte ſie; „die anderen holen uns ſchon wieder ein.“

Seite an Seite gingen ſie durch den dämmerigen Sommerabend nach Haus.

Als Bill am anderen Morgen am Strande entlang zur Badeanſtalt ſchlenderte, ſah er Fräulein Müller in einem Strandkorb ſitzen. Sie nickte ihm vertraulich zu und ſchüttelte ihm die Hand. „Schon ſo früh?“ fragte ſie.

„O, ich habe noch Zeit,“ ſagte er. „Wenn Sie erlauben, daß ich mir einen Strandkorb heranhole —“

„Wir haben ja beide Platz in dem meinigen,“ ſagte ſie und rückte eifrig zur Seite. „Wenn Ihnen meine Nähe nicht unangenehm iſt —“

„Entſetzlich,“ ſagte Bill luſtig und zwängte ſich neben die junge Dame, die ſehr friſch und wohl ausgeſchlafen und hübſch ausſah in ihrem hellen Morgenkleid und dem roſigen Teint der Blondine. „Wie kommt es, daß man Sie allein trifft?“

„Meine Couſine wollte nicht mitkommen und behauptete, wenig geſchlafen zu haben. Im Grunde war ſie nur ſchlechter Laune. Wie haben Sie ſich denn geſtern nachmittag mit ihr vertragen?“

„O, gut. Wenn auch vielleicht nicht ganz ſo gut, wie Sie mit Ihrem Partner.“

„Wie meinen Sie das?“

Bill kniff das eine Auge ein und ſah ſie drollig an. „Der arme alte Herr! Sie gaben ſich die größte Mühe, ſein Herz zu brechen. Ich fürchte, es iſt Ihnen gelungen!“

„Weshalb fürchten Sie das?“

„Wenn ich nach meinem Herzen ſchließe,“ ſagte er ſeufzend.

„Hoffnungslos entzwei?“

„Hoffnungslos!“

Sie lachte und ſah in ſeine Augen. Eine Weile maßen ſie ſich ſtumm. „Sie haben ſo viel Geiſt, Herr Winkler,“ ſagte ſie dann munter. „Das liebe ich ſo an den Herren.“

Bill ſtieß ein innerliches „O!“ aus und rückte ein wenig aus ſeiner beſcheidenen Ecke heraus. „Erzählen Sie mir etwas von Ihrem Leben!“

„Warum ſich den ſchönen Morgen verderben? Erzählen Sie mir lieber etwas von ſich oder von Berlin oder von Ihrer Kunſt —“

„Oder den neueſten Witz! Haben Sie ſchon gehört, was man über die diesjährige Kunſtausſtellung ſagt?“

„Kein Wort!“

So plauderten ſie munter fort, während die Sonne höher ſtieg und der Strand ſich mehr und mehr belebte. Rings herum wurden die Strandkörbe von den Badegäſten eingenommen; die Kinder ſprangen umher und ſchrien und gruben, die Herren rauchten, die Damen machten Handarbeiten, die jungen Leute gingen von Korb zu Korb, um die Bekannten zu begrüßen, und draußen ſegelte Boot auf Boot an der Küſte entlang.

Einmal warf ſich Bill, der mit ſeinem Stock eifrig ein tiefes Loch gebohrt hatte, lachend in den Strandkorb zurück bei einer beſonders drolligen Bemerkung ſeiner Nachbarin. Dabei begegnete er zwei Augen, von denen er fühlte, daß ſie ſchon lange auf ihm geruht haben mußten. Nicht weit von ihnen ſaß Helga, ein Buch auf dem Schoß, das ſie jetzt zumachte, um ſich zu erheben.

Bill ſprang auf und ging ihr entgegen. Seine Bitte, ſich zu ihnen zu ſetzen, ſchlug ſie ab.

„Ich will zum Baden gehen,“ ſagte ſie, „es iſt die höchſte Zeit.“

„Für mich auch,“ ſagte Bill eifrig. „Erlauben Sie, daß ich Sie ein Stück begleite! Auf Wiederſehen, gnädiges Fräulein!“

„Auf Wiederſehen, Herr Winkler, und herzlichen Dank für die reizende Stunde!“

Sie wanden ſich zwiſchen den dicht ſtehenden Strandkörben hindurch und gingen, als ſie Platz hatten, auf dem Promenadenweg nebeneinander.

„Warum haben Sie uns denn kein Zeichen Ihrer Nähe gegeben?“ ſagte er vorwurfsvoll.

„O, Sie unterhielten ſich ſo vortrefflich; ich wollte nicht ſtören!“

„Wir hätten uns doch zu dreien nur beſſer unterhalten!“

„Wer weiß,“ murmelte ſie. „Ich war ſo ſchlechter Stimmung. Adieu!“ Und ſie verſchwand in der Thür der Badeanſtalt.

Bill ging kopfſchüttelnd weiter. Seltſame Frau, dachte er; geſtern abend freundlich und zuthunlich und heute wieder wie ein Eisblock. Da lobe ich mir die Müller. Bei der weiß man gleich, woran man iſt!

Vor ſeiner Zelle traf er mit Borowsky zuſammen. Als ſie beide mit dem Baden fertig waren und im Begriff ſtanden fortzugehen, lief man plötzlich aufgeregt nach dem Ende des Steges, wo ein paar Badediener lebhaft geſtikulierend und rufend ſtanden.

„Was giebt's? Was giebt's?“

„Drüben iſt eine Dame zu weit hinausgeſchwommen und man ſcheint in Sorge zu ſein!“ rief ein vorbeieilender Herr.

Bill und Borowsky folgten ihm bis dahin, wo die äußere Bretterwand aufhörte, und ſtarrten angeſtrengt hinüber. Ziemlich weit entfernt lief eine Sandbank an der Küſte entlang, vorher bereits war das Waſſer grundlos. Die Schwimmende war über die flache Stelle hinüber. Jetzt erſchien ſie jenſeit der Sandbank und ſtrebte in das offene Meer. Man ſah nur noch undeutlich die gelbe Badeмütze als einen Fleck, und von Zeit zu Zeit ein rotes Aufleuchten. Unabläſſig trillerte drüben die Warnungspfeife. Die Schwimmende hörte ſie entweder nicht oder wollte ſie nicht hören.

Borowsky war ſehr blaß geworden. „Es iſt ein unverantwortlicher Leichtſinn,“ murmelte er, „ſie ſetzt das Leben eines anderen aufs Spiel, der ihr zu Hilfe kommen muß. Aber an andere denkt ſie ja nie, immer nur an ſich!“

„Glauben Sie denn, daß es Ihre Frau iſt?“ fragte Bill betroffen.

„Ich fürchte es. Sie iſt ſchon ein paarmal ſo weit hinausgeſchwommen, und noch dazu mit dem lahmen Fuß, auf den ſie ſich nicht verlaſſen kann.“

Jetzt trillerte auch hier die ſchrille Pfeife des Bademeiſters, es war ein nervenerregendes Konzert.

Bill begann ſeine Kleider abzuwerfen. „Sie iſt verſchwunden,“ ſagte er, „ich ſehe ſie nicht mehr.“

Die Herren hielten ihn zurück. Alles rief und ſprach durcheinander. „Sie würden

doch zu spät kommen, das Boot wird ja flott gemacht."

„Sie taucht wieder auf," schrie einer.

„Das war ein Arm!"

„Der Kopf ist wieder oben!"

In der That erschien der gelbe Fleck, jetzt unbeweglich, auf dem Wasser. Bange Minuten vergingen, während welcher Bill sprungbereit dastand. Sein Herz klopfte. Er mußte immer an den lahmen Fuß denken, auf den sie sich nicht verlassen konnte.

„Sie schwimmt wieder!" riefen einige.

Man sah das im Sonnenschein glänzende Wasser hoch aufspritzen; gleichmäßig schlugen die Arme in regelmäßigen Bogen über den Kopf.

„Sie hat sich auf den Rücken geworfen," sagte einer.

Es verging wohl eine Viertelstunde, während welcher den Männern mehr als einmal der Atem stockte, wenn die Schwimmende regungslos liegen blieb; endlich aber verschwand sie hinter den Brettern der Damenbadeanstalt.

„Keine Gefahr mehr! Es ist ja überhaupt keine gewesen; tant de bruit — Ziehen Sie sich nur wieder an!" sagten die Herren, indem sie sich lachend entfernten.

Bill schlüpfte wieder in seine Kleider und rettete sich vor überflüssigen Scherzen der Herren durch schleunige Flucht.

Am Ausgang trat ihm Borowsky entgegen. Zu Bills Verwunderung zeigte sich auf seinem Gesicht keine Spur der Aufregung. „Wir hatten für heute nachmittag eine Wasserpartie verabredet," sagte er, „und ich würde mich sehr freuen, wenn Sie daran teilnehmen wollten."

„Sehr gern," sagte Bill, schüttelte ihm mit großem Aufwand von Gefühl die Hand und entschlüpfte mit einem gemurmelten: „Ich bin sehr eilig," als Borowsky nun doch eine langatmige Danksagungsrede für seinen guten Willen anfangen wollte.

Am Nachmittage trennte er sich ungern von seiner am Strand aufgenommenen Skizze, und nur die Überzeugung, man würde auf ihn warten, bewog ihn endlich, die schöne Beleuchtung im Stich zu lassen und sich zu Borowskys auf den Weg zu machen. Das Boot lag allerdings schon segelfertig da, und die Gesellschaft stand wartend daneben: es war ein eleganter, weiß angestrichener Kutter mit einem Lateinersegel.

Am Bugspriet glänzte in goldenen Lettern der Name „Helga".

Bill deutete darauf. „Wie kommt das Boot zu dieser Taufe?"

„Mein Mann hat es nach mir genannt."

„Es gehört Ihnen?"

„Gewiß!"

Bill dachte, daß ein Herr, der ein so stattliches Sommerhaus und ein so hübsches Boot besäße, doch wohl recht vermögend sein müsse.

Es wehte auf dem seeartig erweiterten Fluß eine frische Brise. Das bräunliche Wasser des Breitlings war in schaukelnder Bewegung; weiße Köpfchen hüpften hoch und verschwanden wie Möwen; das Boot schnitt scharf durch, die eine Seite zog fast Wasser, so tief lag sie auf. Schnell hatten sie den See durchmessen und fuhren in einem breiten Kanal zwischen saftig grünen Wiesen langsam in den Wald. Bis sie unter den Bäumen waren, gingen sie mit dem Winde; dann warfen sie das Segel und ließen sich treiben, solange das Boot noch Fahrt hatte. Zuletzt nahm der Bootsmann seine Ruder, und als der Kanal zu schmal wurde, stakte er sie weiter.

Sie waren mitten in der tiefsten Waldeinsamkeit. Der Wind rauschte über ihren Köpfen hinweg in den Blättern der hohen, dichtbelaubten Buchen. Die Böschung war mit großblätterigem Lattich und rosa blühenden Weidenröschen bedeckt. Leise, ganz leise plätscherten die braunen Wellchen vorn am Kiel; ein paar Vögel flatterten aufgescheucht neben ihnen her von Ast zu Ast.

Selbst Fräulein Müller wurde von der tiefen Waldesruhe bewältigt und schwieg. Helga nahm dem Bootsmann die Stange ab; die alte Teerjacke setzte sich ans Steuer und schob behaglich seinen Priem von einer Backe in die andere. Bill freute sich an der geschmeidigen Anmut, mit der Helga ihre schwere Stange einstieß, wie der Körper nachgab und sich wieder zurücklegen mußte, um sie herauszuziehen.

So fuhren sie still durch den träumenden Wald.

„Halt!" rief Borowsky langgezogen.

„Was giebt's?" riefen die anderen.

„Ich ſchlage vor, hier auszuſteigen und oben das Lager aufzuſchlagen!“

Sie ſtiegen aus, Bill half den Damen die Böſchung hinanſteigen; ein Stück vom Boot entfernt ging es an das Auspacken der Körbe, die der Schiffer herbeitrug. Ein Tuch wurde auf das Moos gebreitet, Wein, Kuchen und Früchte herbeigeholt, und die ſentimental-poetiſche Bootsſtimmung war ſchnell verflogen. Fräulein Müller verſorgte die ganze Geſellſchaft; unermüdlich ſprang ſie auf, um Wein einzuſchenken oder Kuchen herumzureichen, von dem Bill erklärte, er äße ihn nur, weil ſie ihn gebacken hätte, übrigens könne er Kuchen nicht leiden, wobei er rieſige Portionen verzehrte. Je mehr ihr Bill den Hof machte, deſto übermütiger wurde ſie, und ſetzte ſich zuletzt, als Bill es gar zu arg trieb, zu Borowsky, um vor ihm Ruhe zu haben.

Zuletzt war der Wein doch ausgetrunken, Kuchen und Früchte aufgezehrt.

„Und nun zum Meer,“ ſagte Fräulein Müller, die wirre Haare und glänzende Augen hatte.

Die Herren waren einverſtanden, und Bill ſprang auf, um den Damen beim Aufſtehen zu helfen. Fräulein Müller konnte ihrer ſonſtigen Elaſticität zum Trotz diesmal ſchlecht in die Höhe, ſie bedurfte Bills kräftiger Unterſtützung und Borowskys Hand. Dafür warf ſie dem alten Herrn einen dankerfüllten Blick zu und ſchlug Bill mit dem Sonnenſchirm auf die Finger, weil er ſo ungeſchickt geweſen war. Als Bill Helga ſeine Hand bot, ſchüttelte ſie abwehrend den Kopf.

„Geht nur, ich erwarte euch hier.“

Die Aufbrechenden blieben betroffen ſtehen.

„Wir können dich doch nicht allein hier laſſen,“ ſagte ihre Couſine.

„Warum nicht?“

„Ganz unmöglich,“ ſagte Bill.

„Die paar Schritte werden dir doch nicht zu viel ſein, dahinten ſchimmert ja das Meer bereits durch die Stämme,“ ſagte ihr Mann ärgerlich.

„Ich mag nicht. Geht doch nur, geht!“

„Dann bleiben wir alle hier,“ ſagte Fräulein Müller.

„Du verdirbſt doch auch jede Partie, nimm dich doch einmal zuſammen!“

„Und ich ſage noch einmal: ich mag nicht!“

Es drohte ein richtiger Zank zu werden. Bill unterbrach ihn mit dem Vorſchlag, er bitte, der gnädigen Frau Geſellſchaft leiſten zu dürfen, und die beiden Herrſchaften möchten ſich nicht in ihrem Vergnügen ſtören laſſen.

Nach einigem Scheinwiderſtreben gingen ſie darauf ein und entfernten ſich.

„Nun müſſen Sie ja doch aber mit mir vorlieb nehmen,“ ſagte Helga.

Bill warf ſich in ihrer Nähe in das Moos. „Wollen Sie mich ſchon wieder fortſchicken?“ ſagte er luſtig, „iſt Ihnen meine Gegenwart ſo gänzlich unerwünſcht? Die da vorn werden ſich freilich ohne Sie langweilen!“

„Weshalb ſpotten Sie über mich? Sie wiſſen ja, daß ſie ſich viel beſſer ohne mich amüſieren. Meine Couſine kann dann meinem Mann ungeſtört den Hof machen.“

Er ſchnitt ein drolliges Geſicht und ſpitzte leiſe pfeifend die Lippen. „Oho! Eiferſüchtig?“

Sie lächelte trübe. „Nicht in dem Sinne, wie Sie denken. Aber ſie nimmt mir alles, ſogar den geringen Einfluß, den ich früher in meinem Hauſe ausübte. Jetzt wird alles mit ihr beſprochen. ‚Du verſtehſt doch nichts davon,‘ ſagt mein Mann. ‚Streng dich nicht unnütz an, ich mache das alles viel ſchneller und leichter,‘ ſagt ſie. So ſchieben ſie mich immer mehr beiſeite.“

„Ja, warum dulden Sie denn Ihre Couſine im Hauſe, wenn die Sachen ſo ſtehen?“

„Was ſoll ich machen? Früher war es mir ſogar ſehr lieb, daß ſie ſich mit meinem Mann ſo gut ſtellte. Sehen Sie, ſie iſt arm, und meine Verwandte, nicht die ſeine. Für arme Verwandte der Frau haben aber die wenigſten Männer etwas übrig. Ich verſchaffte ihr gern eine billige Sommerreiſe, dadurch daß ich ſie einlud, und ich erbat von meinem Mann für ſie eine kleine Unterſtützung. Im Anfang gab er ungern, ſie aber verſtand es bald, ſich bei ihm unentbehrlich zu machen. Sie iſt unermüdlich im Zuhören, und ich ſchlafe ſo leicht ein. Sie ſchmeichelt ihm — o, ſo ſtark! Es iſt gar nicht zu glauben! Und ihr Männer ſeid ja alle geborene Könige Lear! Für ein bißchen grobe Schmeichelei kann man euch insgeſamt in die Taſche ſtecken. Bis jetzt habe ich es

noch verhindert, daß sie ganz und gar bei uns lebt. Ich sehe und höre aber schon aus allem, wie gut sie wieder die Zeit benutzt hat. Schon hat mein Mann allerhand Andeutungen gemacht, daß es für mich sehr gut wäre, wenn mir jemand die Wirtschaft ganz abnähme."

„Aber zum Donner, warum machen Sie denn nicht von Ihrem Hausrecht Gebrauch und werfen sie einfach hinaus, wenn sie nicht freiwillig geht?"

„Dazu ist es schon zu spät. Sie hat sich an unser Haus festgesogen wie eine Schmarotzerpflanze an einen Baum. Eigentlich kann sie ja auch gar nichts dafür, wenn sich alle Leute immer in meiner Gegenwart langweilen."

„Wer hat Ihnen denn das gesagt?"

„Es geben es mir doch immer alle zu verstehen, ich wäre langweilig," beharrte sie trotzig. „Und eigensinnig dazu. Vorhin konnte ich aber ganz bestimmt nicht gehen. Ich fürchte mich jetzt schon vor den wenigen Schritten nachher."

Bill drehte sich auf die Seite und sah sie mit seinen hübschen blauen Augen ehrlich an. „Das kommt von heute morgen! Von dem tollen Schwimmen!"

Sie faltete die Hände. „Bitte, bitte, fangen Sie nicht auch noch an. Ich habe schon so viel Schelte bekommen."

„Dazu habe ich ja gar nicht das Recht; aber Vorwürfe muß ich Ihnen doch machen. Sie sind zu kühn. Bedenken Sie, wenn Ihnen einmal bei Ihrem Leiden die Kraft versagen sollte. Ich habe mich heute morgen sehr um Sie geängstigt. Sie dürfen nicht wieder so unvorsichtig sein!"

Sie lehnte den Kopf an den Stamm. „Unvorsichtig?" fragte sie leise.

Zwischen den geschlossenen Lidern zeigten sich feuchte Spuren. Bill richtete sich mit einem Ruck auf und sah sie entsetzt an. Er hatte verstanden. Warmes Mitleid überkam ihn. Sanft nahm er ihre Hand und streichelte leise ihre kühlen Finger. „Aber — Helga," sagte er, „Sie tolle, kleine Person — das wäre ja doch Sünde gewesen!"

Sie faßte seine Hand mit krampfhaftem Druck. „Das thut so wohl," murmelte sie. „Sie sind mein Freund, nicht wahr? Und Sie kennen mich doch erst seit ein paar Tagen! Verachten Sie mich nicht! Ich — ich bin ja so sehr dumm."

Schon mehr als eine junge Frau hatte Bill ihr Herz ausgeschüttet; noch keine aber hatte ihm so leid gethan. Er konnte nun einmal kein Weib weinen sehen. Beruhigend klopfte er deshalb ihre kleine kalte Hand, welche die seine noch immer gefaßt hielt, während sie mit ihrer dünnen, etwas belegten Stimme fortfuhr: „Sehen Sie, ich, ich bin ja so feige! Ich habe nie den Mut, das zu thun, was ich eigentlich möchte. Seit ein paar Tagen hatte ich zu allem übrigen noch ein so furchtbares Gefühl der Angst, wissen Sie, diese Angst, von der man gar nicht sagen kann, wovor, und auch gar nicht, wo sie steckt; nur immer solch ein dumpfes, schreckliches Gefühl in der Brust. Heute morgen konnte ich es nicht mehr aushalten. Ich bin hinausgeschwommen, so weit, bis ich fühlte, ich konnte nicht mehr. Bitte, bitte, schelten Sie nicht! Sehen Sie, da habe ich mich versinken lassen, ganz mit Willen. Aber ich bin so feige. Kaum gurgelte das Wasser vor meinen Ohren, und kaum fühlte ich, wie es mich hinabzog, da faßte mich die Angst vor dem Tode, und ich war doch hinausgeschwommen, um zu sterben. Sie glauben gar nicht, wie ich gekämpft habe, wieder an die Oberfläche zu kommen! Was ich alles für Gelübde that, wenn mich der liebe Gott retten wollte! Wie ich wieder oben war, da war ich so schwach und hatte solche Schmerzen. Es wäre eine Kleinigkeit gewesen, es noch einmal zu versuchen. Statt dessen bin ich zurückgeschwommen, krampfhaft, obgleich mir die Arme lahm waren — und ich hatte sterben wollen! Sehen Sie, so feige bin ich!"

„Sie thörichtes Kind," sagte Bill. „Erst trocknen Sie mal Ihre Thränen und dann sagen Sie mir: Wenn Sie nun heute morgen Ihren Willen durchgesetzt hätten, wäre das nun nicht jammerschade um unsere Partie gewesen? Neben wem hätte ich mich denn heute nachmittag im Moose ausstrecken sollen? Wem hätte ich diese Beichte abnehmen sollen? He?"

Sie lächelte ein wenig. „Und wem schadete es, wenn ich tot wäre? Meine Cousine würde dann meinen Mann heiraten, was sie mit Vergnügen thäte; er hätte dann eine

Frau, die zu ihm paßte, und ich wäre das Leben los, dieſen Ekel am Leben, dieſen Ekel!“ Schaudernd drückte ſie die Hände vor die Augen.

Armes Ding, dachte Bill, weißt du, was dir fehlt? Ein Mann, der mit einem tüchtigen Schauer warmer Küſſe all die vermotteten Ideen aus deinem ängſtlichen Herzen küßt! Das fehlte dir! „So,“ ſagte er, „die Beichte wäre fertig. Ehe Sie aber Abſolution von mir bekommen, geben Sie mir die Hand darauf, ganz feſt, daß Sie nicht wieder anfangen werden.“

Sie ſchüttelte den Kopf. „Sie wiſſen's ja. Ich bin doch zu feige.“

„Ach was,“ ſagte er friſch. „Das genügt mir noch lange nicht. Die Hand, ganz ſchnell!“

Sie gab ſie ihm.

Er beugte ſich und führte ſie herzlich an ſeine Lippen.

Scheu entzog ſie ihm die Finger.

Die Zurückkommenden tauchten in der Ferne am Dünenrand auf.

„Wie heißt Ihr Schiffer?“ fragte Bill.

„Jenſen.“

Bill ſprang auf und kam nach einiger Zeit mit dem Manne zurück.

„So, Jenſen,“ ſagte er, „kommen Sie mal her. Die gnädige Frau hat nämlich ſtarke Schmerzen in dem kranken Fuß, und will es den anderen nicht ſagen, damit ſie ſich nicht ängſtigen. Nun faſſen Sie mal zu; Sie legen die Arme um meinen Hals, gnädige Frau, und ſo tragen wir ſie raſch ins Boot.“

„Aber —“

„Das Wort kenne ich nicht. Eins, zwei drei — los, Jenſen!“

Sie ſah, daß Widerſpruch nichts helfen würde. Halb lachend, halb verlegen ſchloß ſie die Finger über Bills Nacken.

„Iſt's ſo gut?“ fragte er, als ſie im Boot ſaß.

„Sehr. Ich danke Ihnen, Jenſen, und Ihnen, Herr Winkler.“

Jenſen ſtieg wieder aus, während ſich Bill ihr gegenüber ſetzte.

„Seit ich aus meinem Vaterhauſe weg bin, iſt niemand mehr ſo gut zu mir geweſen als Sie,“ ſagte ſie leiſe. „Sie haben gewiß Schweſtern.“

„Keine einzige!“ ſagte Bill. Wenn er ehrlich hätte ſein ſollen, ſo hätte er eingeſtehen müſſen, daß er ſeine Art, mit Frauen umzugehen, in etwas anderer Weiſe erworben hatte.

Die beiden kamen, die Hände voll Muſcheln, herab. Borowsky hatte einen Knochen gefunden, der vom Meere ausgeſpien war, und redete ein Breites und ein Langes über die Möglichkeit, es könne der Kiefer eines Haifiſches ſein.

Oder ein Rad von dem Uhrwerk, das du an Stelle des Herzens haſt, dachte Bill ingrimmig.

Als ſie vor dem Hauſe wieder landeten, bot er Helga ſeinen Arm. „Stützen Sie ſich feſt auf mich,“ flüſterte er, „und nehmen Sie in die andere Hand meinen Stock, ſo merkt es niemand.“

Langſam legten ſie die wenigen Schritte zurück.

Bill fuhr in der Nacht einmal auf, weil er ganz deutlich ihre kühlen Finger im Nacken zu fühlen glaubte, ſo deutlich, daß er unwillkürlich hinfaßte, um ſich zu überzeugen, daß er ſich täuſche.

Sie erwachte nach einem langen Schlaf mit einem weichen, verflatternden Gefühl und der unbeſtimmten Hoffnung, einen ſchönen Tag zu erleben, ſie wußte ſelber nicht, weshalb.

Die Hoffnung trog ſie. Als ſie ſich erheben wollte, fühlte ſie ſich nicht im ſtande, ſich zu bewegen, und konnte nur mühſam ihren Lehnſeſſel erreichen. Bill ließ ſich nicht ſehen. Nach einem langen, öden Tag kam endlich die Nacht. Ebenſo verging der folgende Tag. Sie blieb allein. Ihr Mann ſaß über irgend welchen ſtatiſtiſchen Werken, in die er ſich ſeit ſeinem Rentiertum geſtürzt hatte, um ſich ſelber einzureden, er habe noch etwas auf der Welt zu thun. Im übrigen benutzte er die Krankheit ſeiner Frau, um „einmal in der Wirtſchaft Ordnung zu machen“, wie er ſich liebenswürdig ausdrückte. Er ging ſelbſt in die Küche, um das Notwendige zum Mittag anzuordnen. Selbſtverſtändlich kamen dabei einige unvermeidliche zerbrochene Schüſſeln und fehlende Gläſer an das Tageslicht. Er ſchalt die Mädchen, und Helga hörte ſeine helle, ärgerliche Stimme bis in ihr Zimmer. Sie ſtopfte ſich die Fin-

ger in die Ohren, um nichts zu hören. Es half ihr nichts. Mit dem ganzen Selbstgefühl eines langjährigen Junggesellen, der von seinen Wirtschafterinnen immer betrogen worden ist, ohne es zu merken, sich infolge dessen einbildet, besser zu wirtschaften als eine Frau und vor allen Dingen seine Frau, erschien er nach dem Strafgericht in den Küchenregionen mit den Donnerwolken des erzürnten Zeus um sein kahl werdendes, hageres Haupt.

Sie sah sofort die herannahende Scene, und sie haßte Scenen.

„Es ist unverantwortlich, wie du deine Wirtschaft vernachlässigst. Nichts ist in Ordnung. Die Mädchen hausen wie die Vandalen, und du kümmerst dich nicht darum. Wenn ich nur wüßte, womit du dich den lieben langen Tag beschäftigst, du hast doch auf der weiten Welt nichts zu thun."

So ging es noch eine Weile weiter. Helga erwiderte grundsätzlich in solchen Fällen nichts. Als ob er ein Gedicht deklamiere, das sie nicht interessierte, sah sie nach draußen, wo die Bienen in den Linden summten und die tannenumsäumte Meeresküste hinter dem Steindamm des Flusses in zierlichem Bogen sich herumschwang. Gerade aber diese scheinbare Unempfindlichkeit war es, die ihn in dem geschwollenen Gefühl der eigenen Wichtigkeit noch mehr reizte.

„Nicht einmal den Leuten, die zu uns kommen, beliebt es dir, mein Haus angenehm zu machen. Der junge Winkler ist auch nicht wiedergekommen, da du in seiner Gegenwart nicht die Gnade hattest, den Mund aufzuthun."

Helga schwieg.

Ein paar Stunden später trat er wieder bei ihr ein, ein ganz anderer Borowsky, der, den sie tausendmal mehr fürchtete. Sie wollte fliehen, aber es war zu spät. Demütig bat er auf den Knien um ihre Verzeihung, stotternd, sinnlos, sie mit Liebkosungen überschüttend, die ebensoviele Beleidigungen waren.

Als sie sich endlich von ihm befreit hatte, eilte sie in stummer Verzweiflung, der Schmerzen nicht mehr achtend, in ihrem Zimmer auf und ab, erfüllt von Schauder, im Fieber bebend, und doch unterjocht von weichem Sehnen, von dem quälenden Wunsch, alle tief verborgene Glut ihres Herzens in ein geliebtes anderes ausströmen zu lassen.

Was ist das? Das, was da plötzlich gekommen war und ebenso wieder gegangen, ohne ihren Willen?

Sie hat in ihrem rastlosen Lauf innegehalten.

Sie hat gefühlt, wie sich alles in ihrer Brust zusammenkrampft und wie ihr Herz dann schnell und kräftig pocht.

Das Sehnen hat plötzlich Gestalt angenommen: zwei blaue, von Lebenslust und Jugend leuchtende Augen sehen sie an.

Und sie lächelt mit geschlossenen Augen und ausgebreiteten Armen in die leere Luft — in die leere Luft!

Bill war mit Willen nicht zu ihr gegangen. Er hatte neulich etwas gefühlt, was ihn vorsichtig machte. Sein Herz hatte schon sehr oft gebrannt, und gebrannte Kinder scheuen das Feuer. Nach zwei Tagen lachte er sich freilich aus und schob seine Stimmung auf den Wein, den er zu schnell getrunken und der ihm das Blut in Wallung versetzt habe. So entschloß er sich am dritten Tage, seinen Weg in die Felder am Borowskyschen Hause vorbei zu nehmen.

Helga lag auf der Veranda in einem Rohrlehnstuhl. Sie wurde rot und gleich darauf blaß, als sie ihn eintreten sah.

„Holla! Sie bei dem wonnigen Wetter hier? Was ist geschehen?"

Die Thür nach draußen stand auf; ihr aber war es, als ob mit ihm ein Stoß frischer Luft hereingekommen sei.

„Nichts," sagte sie lächelnd, und ihre Lippen hingen an Bills frischem Gesicht, „nichts von Bedeutung. Noch zwei Tage Ruhe, und ich kann wieder klettern wie eine Ziege!"

„Wo sind die anderen?"

„Ausgeflogen," sagte sie fröhlich, „auf eine Segelfahrt oder eine Waldpartie, was weiß ich!"

„Und was thun Sie die ganze Zeit?"

„Ich male."

Er sah sich suchend um. „Wo?" fragte er endlich verwundert, da er nichts sah.

„In meinem Kopf."

„Und was denn?"

„Das da, all die Schönheit, und die Sonne und das Meer, und vor unserem

Hauſe die Kinder, und die Boote, die da draußen kreuzen."

„Möchten Sie das malen?"

„Gewiß!"

„Well. Nichts einfacher als das. Ich rufe meinen vortrefflichen Jochen, der da draußen mit meinen Malſachen wartet, und die Sache iſt gemacht."

Sie ſah ihn ungewiß an. „Aber ich kann ja nicht malen!"

„Sie können alles! Nun vor allen Dingen einmal einen bequemen Stuhl für Sie, da am Fenſter, und ich werde mir meinen Platz neben Ihnen ausſuchen. Jetzt kann die Sache losgehen. — So," ſagte er dann, nachdem er eine Weile eifrig ſkizziert hatte, „nun kommen Sie dran. Hier, nehmen Sie mal den Pinſel und ſuchen Sie ſich am Himmel eine Farbe aus. Haben Sie? Well! Nun dieſelbe auf der Palette! Schon gefunden? Very well! Nun klexen Sie ſie kühn irgendwo auf das Bild. Nur zu, nur zu! Wenn's nicht ſtimmt, nehme ich es wieder weg. Sehen Sie wohl, famos, ganz famos! Und nun daneben? Was ſehen Sie?"

„Violett."

„Bon. Hier iſt es."

Helga malte eifrig, und von Zeit zu Zeit fuhr Bill mit einem zweiten Pinſel hinein und machte in einer Sekunde aus etwas Unerkennbarem das Richtige. Innerlich zeichnete er ihr Profil.

Süße kleine Frau, dachte er. Was ſie für entzückende Grübchen hat. Und eine Büſte wie das Mädchen von Lille. Ob es wirklich nicht erlaubt iſt, ihren hölzernen Mann beim Baden etwas zu lange unterzutauchen?

„Was ſoll denn das werden?" fragte er bedenklich.

Sie ſah mit glänzenden Augen von dem Bilde auf und ihn an. „Eine Welle," ſagte ſie lächelnd.

„Aha! Verzeihen Sie, ich hielt es für einen Walfiſch!"

„Aber Walfiſche ſind doch ſchwarz?"

„Gott bewahre. Walfiſche ſind weiß."

„Schwarz," beharrte ſie.

„Weiß," behauptete er.

Da mußten ſie beide lachen, herzlich, wie die Kinder — über eine Albernheit.

„So," ſagte er und hielt ihre Hand feſt. „Jetzt müſſen Sie ſich ausruhen. Nun erzählen Sie mir, wie Sie die zwei Tage gelebt, die wir uns nicht geſehen haben."

„O! Und Sie?"

„Ich habe gar nicht gelebt."

„Weshalb ſind Sie ſo lange nicht bei uns geweſen?"

Bill ſchnitt ein Geſicht. „Ich hatte Angſt vor Ihnen!"

„Vor mir?" ſagte ſie verſtändnislos, „bin ich unliebenswürdig geweſen?"

„Wie kommen Sie darauf?"

„Weil man mir es ſchon manchmal geſagt hat, und ich hatte nie eine Ahnung davon gehabt. Finden Sie es denn auch?"

„Na! Sie haben manchmal eine Fähigkeit, jemand mit einem langen Geſicht ſtehen zu laſſen! Denken Sie nur, wie Sie mich auf der Mole verabſchiedet haben!"

„Aber ich kannte Sie ja damals nicht!"

„Bitte ſehr! Mindeſtens eine Viertelſtunde. Das genügt manchmal im Leben ſchon."

„Wozu?"

„Um ſich zu verlieben."

Sie beugte ſich auf das Bild.

„Wie leicht Sie rot werden!" ſagte er. „Ich hatte ja nicht perſönlich geſprochen."

„Sie haben recht. Ich bin albern. Ich bin ſo wenig daran gewöhnt, einen Menſchen ſprechen zu hören. Die Leute, mit denen wir umgehen, das ſind lauter Automaten!"

„Erzählen Sie mir ein wenig, mit wem Sie in Berlin verkehren."

„Ach, das ſind alles ſo langweilige Leute. Verabſchiedete Offiziere, ein paar Gutsbeſitzer, die ſich in Berlin zur Ruhe geſetzt haben, ein paar Geheimräte aus irgend einem Miniſterium —"

„Brr, wie anſtändig! Und junge Leute?"

„Ein paar Offiziere, die wir gelegentlich zu einer Abendgeſellſchaft einladen, wo ſich alle zum Sterben langweilen —"

„Und alle um zehn nach Hauſe gehen —"

„Nein, um elf!"

Er pfiff leiſe. „Hui, wie unſolide! Erſt um elf? Das iſt ja beinahe Mitternacht! Und werden Sie mich auch ſo im Ramſch mit abfüttern?"

Sie ſchlug die Augen ſtrahlend auf. „Ja, werden Sie denn überhaupt zu uns kommen wollen?"

„Wenn Sie mich auffordern — natürlich!“

„Wir werden uns ſehr freuen.“

„Wie offiziell Sie das wieder ſagen!“

„Nicht wahr?“ ſagte ſie fröhlich, „und rot bin ich auch wieder geworden. Das muß ich mir wirklich abgewöhnen.“

„Es wäre ſchade,“ ſagte er ſehr ruhig und erhob ſich.

„Wollen Sie ſchon gehen?“

„Ich muß! Ich darf die ſchöne Mittagshitze nicht verlieren.“

„Und Ihr Bild?“

„Unſer Bild! Das nehme ich mit, und morgen malen wir weiter.“

Ihr Geſicht war wieder hell geworden. „Morgen, beſtimmt?“

„Beſtimmt. Auf Wiederſehen, gnädige Frau.“

„Auf Wiederſehen!“

So, dachte Bill, als er mit ſeinem flachshaarigen, barfüßigen Jochen ins Feld wanderte. Das kommt von den guten Vorſätzen. Nun habe ich ihr den Hof gemacht wie noch nie. Süße kleine Perſon! Aber gefährlich! Bill, mein Junge, nimm dich vor dieſem blaſſen Geſichtchen und den traurigen Augen in acht!

Als er ſeinen alten Platz an dem reifenden Roggenfeld eingenommen hatte und ziemlich zerſtreut bei der Arbeit war, wurde er durch ein paar helle Töne aufgeſchreckt und ſah zu ſeiner Verwunderung Fräulein Müller kommen, die, ſcheinbar ohne ihn zu ſehen, durch den tiefen Sand ſtapfte und dabei, die Augen in den Himmel gerichtet, ein Lied ſang. Die ganze Erſcheinung ſah ſo abſichtslos aus, daß der in ſolchen Dingen gewitzigte Bill ſofort die Abſicht erkannte. Seitdem er aber auf Helgas Seite ſtand, hatte er für ihre kokette Freundin wenig übrig. So hielt er ihren Überraſchungsſchrei ruhig aus und begrüßte ſie mit einem harmloſen Händeſchütteln.

Fräulein Müller aber war nicht ſo leicht außer Faſſung zu bringen, und obgleich die Begrüßung ſo kühl ausgefallen war, erging ſie ſich gleich in heller Ekſtaſe über ſeine wundervolle Skizze, an der er jetzt eifrig weiter pinſelte.

„Darf ich Ihnen ein wenig zuſehen? Ich möchte ſo gern einmal ſehen, wie es gemacht wird.“

„Bitte, bitte,“ murmelte Bill. „Aber es iſt gar nichts daran zu ſehen.“

Sie ſtand eine Weile dicht hinter ihm. „Sie werden mich auslachen,“ ſagte ſie endlich mit verlegen kindlichem Lachen, „aber ich würde für mein Leben gern —“

„Was denn —?“

„Ach, ich habe gar nicht den Mut, es zu geſtehen —“

Dann laſſen Sie es bleiben, dachte Bill.

„Sie fragen ja gar nicht, was ich möchte!“

„Ich werde doch nicht ſo unbeſcheiden ſein!“

„Ich möchte ſo gern einen, nur einen einzigen Pinſelſtrich auf Ihrem Bilde machen dürfen.“

„Das geht nicht, gnädiges Fräulein. Mir kommt es auf jeden urſprünglichen Ton an. Sie könnten unberechenbar verderben.“

„Dann um Himmels willen nicht! Es wird gewiß ein Meiſterſtück werden, und ich hätte mir ſo gern geſagt, wenn ich es einmal von Menſchen umlagert in der Ausſtellung ſehen werde: da haſt du hineinpfuſchen dürfen!“

Bill blieb ungerührt.

„Stört es Sie, wenn ich mich da ein wenig auf den Feldrand ſetze, um Ihnen zuzuſehen?“

„O, bewahre! Ich laſſe mich nie bei der Arbeit ſtören.“

Fräulein Müller ſetzte ſich unter die nickenden Kornähren. „Wiſſen Sie auch, Herr Winkler, daß Sie heute ganz anders ſind als gewöhnlich?“

„Wie bin ich denn gewöhnlich?“

„Nun, heiter, luſtig, geiſtvoll —“

„Danke ſehr. Und heute?“

„Sind Sie entſetzlich zugeknöpft und langweilig!“

„Das iſt mein eigentlicher Charakter. Ich bin einer der ödeſten Geſellen, die es giebt.“

„Um Gottes willen, hören Sie auf! Ich kann es nicht hören, wenn Sie ſich verläſtern.“

„Fragen Sie nur meine Freunde, die werden es Ihnen beſtätigen!“

„Vielleicht würde ich eine andere Antwort bekommen, wenn ich Ihre Freundinnen fragte,“ ſagte ſie keck.

Bill war in der Stimmung, dieſe ‚Be-

merkung übel zu nehmen. „Aber ich muß ſagen — für ein junges Mädchen wie Sie —“

„Nun?“ ſagte ſie, ihm ſtarr in die Augen ſehend.

„War dieſe Antwort etwas — reif.“

Sie ſchien erſchrocken. „Mein Gott, ich habe doch gar nichts Schlimmes geſagt! Ich habe in der Berliner Geſellſchaft ſo oft die Damen von Ihnen ſchwärmen hören —“

„Ich habe noch nie eine Dame kompromittiert.“

„Sie ſind aber heute in einer Stimmung, die beweiſt, wie Sie von uns verwöhnt werden. Nur jemand, der verzogen wird, darf ſich den Luxus verſtatten, grob zu werden.“

„Verzeihen Sie, aber ich ſagte Ihnen ja ſchon, bei der Arbeit —“

„Ließen Sie ſich nicht ſtören. Ich ſtöre Sie alſo?“

Bill zuckte ſchweigſam die Achſeln.

Diesmal war es nicht möglich, ſich blind zu ſtellen. Fräulein Müller ſprang auf. „Adieu! Hoffentlich bitten Sie mir ein andermal ab, wenn Sie nicht — bei der Arbeit ſind, Sie unhöflicher Herr!“

Bill fand, daß er zu weit gegangen war. „Verzeihen Sie! Ich bin aber wirklich geſellſchaftlich nicht zurechnungsfähig, wenn ich die Palette in der Hand habe. Selbſt meine liebſten Freunde mißhandle ich.“

„Gehöre ich mit zu denen?“

„Zweifeln Sie daran?“

„Nicht mehr,“ ſagte ſie feurig und drückte ſeine Hand. „Nicht mehr! Man kann Ihnen nicht böſe ſein. Adieu, und hoffentlich ſtört Sie niemand mehr!“

Trotz des leiblichen Abganges war ihre Stirn finſter und ihre Zähne nagten ärgerlich an der Unterlippe. Sie ſelbſt war die einzige Perſon, gegen die ſie ehrlich zu ſein pflegte. So verhehlte ſie ſich auch nicht ihre Niederlage. Bill hatte ihr ſehr den Hof gemacht. Das genügte für ſie ſtets, ſich in lachende Zukunftsträume zu vertiefen, die alle darauf hinaus liefen, durch eine gute Heirat aus der unerträglichen Enge der Verhältniſſe herauszukommen. So willig wie ihre Phantaſie ſolche Luftſchlöſſer baute, ſo jämmerlich pflegten ſie bald zuſammenzufallen. Und doch konnte ſie das Träumen und Hoffen nicht laſſen. Was halfen ihr die Träume, wenn das Erwachen ſo unangenehm war? Ihre beſten Jahre waren vorbei, ihr Spiegel ſagte ihr manchmal bereits recht unangenehme Dinge, und ſie ſich ſelber öfter noch unangenehmere. Was half es ihr, daß ſie hübſch war? Was halfen ihr ihre Schlagfertigkeit und ihre Klugheit? Dümmere und häßlichere Mädchen hatten geheiratet und ſpielten eine Rolle in der Geſellſchaft. Ihr machte man den Hof, um ſich dann mit einer anderen zu verloben, und ſie blieb zurück mit dem brennenden Ehrgeiz, dem Wunſch, bewundert zu werden, und dem Neid, dem nagenden Neid, wenn ſie andere an dem Mahle des Lebens ſitzen ſah, an dem man die Gnade hatte, ſie mit geſchenkten Kleidern teilnehmen zu laſſen. Wieder einmal ſah ſie ihre Zukunft ſo, wie ſie ſie nicht ſehen wollte: abhängig von Borowsky, der die ſchmale Gnadenpenſion erhöhte, die ſonſt gerade groß genug zum Verhungern geweſen wäre, als arme Verwandte gezwungen, ihn bei guter Laune zu erhalten: das heißt, ihm zu ſchmeicheln, Intereſſe zu heucheln, wenn ſie vor Langerweile beinahe ſtarb — und doch, wenn ſie ſeine Frau hätte werden können — und warum ſollte das nicht einmal ſein? Helga war ewig krank, und der Hausarzt war ſchon oft beſorgt um ſie geweſen —

Ihre geſchäftige Phantaſie war willig, ihr dieſes neue Bild mit den verlockendſten Farben auszumalen. Sie würde nicht ſo beſcheiden ſein wie Helga! Sie würde die Zügel ſchon anders in die Hand bekommen und ihr Leben und Borowskys Reichtum beſſer zu genießen verſtehen!

Mit dieſen Gedanken nahm ſie Platz an Helgas Tiſch, und während der Unterhaltung, die ſich ſchläfrig hinzog, ſchmiedete ſie angenehme Pläne, die ruhig mit dem Tode Helgas rechneten.

Am Abend ſaßen die beiden Damen vor dem Hauſe, Borowsky war in das Kurhaus gegangen, und ſie plauderten gleichgültige Sachen in der lauen Abendluft. Plötzlich fuhr Helga zuſammen, und Fräulein Müller ſah, daß Bläſſe und Röte auf ihrem Geſicht jäh wechſelten. Gleich darauf ſtand Bill vor den Damen.

Helga hatte ſich wieder gefaßt, aber zu

spät. Helenes kluge Augen hatten alles blitzartig begriffen. Auch Bills Benehmen von heute morgen verstand sie nun. Als er sich neben ihnen niedergelassen hatte, verschwand sie still nach einiger Zeit, in einem wahren Tumult hin und her flutender Gedanken. Bill hatte sie zurückgewiesen, er hatte ihren Stolz bitter gekränkt; aber er interessierte sich für Helga, und Helga liebte ihn — das war ihr klar. Sie kannte Helgas impulsiven Charakter; sie ahnte, welcher Leidenschaft die stille, oft so apathische Frau fähig war — was hatte sie für einen Grund, für sie Vorsehung zu spielen?

Die beiden vermißten sie nicht.

Und es war alles so still und sommerlich und müde. Die Luft war weich und erschlaffend, der wollüstige Hauch ein paar sterbender Marschall-Niel-Rosen, die Helga in ihrem Gürtel trug, umschmeichelte sie. Der letzte Abendschein lag vielfarbig auf dem Fluß, die vom Meer heimkehrenden Boote zogen dunkle Furchen durch das gelbrot schimmernde Wasser.

Bill grinste innerlich über sich selber, daß er ganz sentimental und artig neben der kleinen Frau saß. Er hatte Lust, ein paar dumme Witze zu machen. Dann aber that es ihm leid. Der Abend war zu schön. Nicht gemacht für ein leidenschaftliches Gefühl, eine übermütige That, aber um sich hinein zu versenken und sich selbst auf ein paar Stunden zu verlieren. Ganz einfach und freundschaftlich sich mit der verschüchterten Frau zu unterhalten, als ob es gar keinen „tollen Bill" in Berlin gäbe, wie ein würdiger Beichtvater ihren bescheidenen und dabei so schmerzlichen Bekenntnissen zuhören — und sie hatte so gläubige Augen! Das Mondlicht stand ihr gut, die weichen Linien ihrer Gestalt wurden noch weicher, und er hatte immer eine Schwärmerei für unbestimmte Frauenkörper gehabt.

Als er sich von ihr trennte, sagte er sich die schönsten Grobheiten und nahm sich vor, den nächsten Tag nicht wieder zu ihr zu gehen. Etwas warnte ihn, daß Helga keine Frau sei, der man zum Zeitvertreib den Hof machen dürfe. Sie machte sich so verteufelt ernsthafte Gedanken, und er war verliebt — gründlich verliebt!

Nichtsdestoweniger erschien er am nächsten Morgen wieder zur „Malstunde". Überall begegneten ihm Kinder, welche beide Arme voll grüner Zweige und Blumen hatten, die sie zu den Booten hinabtrugen. Für den Abend war ein Wasserkorso angesagt.

Die Borowskysche Gesellschaft stand aufbruchfertig in der Veranda, als Bill kam.

„Wo soll denn die Reise hingehen?"

„In den Wald," sagte Borowsky, „die Damen wollen Farnkräuter für unser Boot holen. Wollen Sie mit uns fahren?"

„Aber meine Skizze? Was wird aus der? Na, der Mensch ist nur einmal jung," sagte er dann, als er Helgas bittendem Blick begegnete.

Sie setzten über den Fluß. Drüben stand ein Wagen bereit, und in schlankem Trabe fuhren sie lautlos über den grasbewachsenen Fahrweg. Das Meer lag hinter den Dünen versteckt; nach rechts dehnte sich die weite Fläche des Sees, und hinter ihm ragten die Türme der Stadt in den mittägigen Himmel. Die Lerchen stiegen trillernd in die Höhe, und ein paar Möwen erhoben sich mit schrillem Schrei beim Annähern des Wagens von den grünen Wiesen. Kein Lüftchen regte sich. Im Sonnenglast zitterte die Luft über den halbreifen Kornfeldern. Selbst im Walde lastete die drückende Schwüle. Das Licht spielte in zitternden Kringeln durch das Buchenlaub und malte rosa Flecken auf den dunklen Waldboden. Weite Strecken waren dicht bis über Mannshöhe mit Farnkräutern bestanden. Die Gesellschaft stieg aus. Auf Vorschlag Fräulein Müllers ging sie selbst mit Borowsky, um die grünen Wedel abzuschneiden, von denen tiefer im Walde noch größere und schönere stehen sollten, und Helga und Bill wurden beordert, auf der anderen Wegseite nachzusehen, ob man bereits blühendes Heidekraut fände. Die grüne Wildnis schlug über den Köpfen der sich Entfernenden zusammen, und Helga wanderte mit Bill langsam zwischen hochstämmigen, harzduftenden Kiefern zu einer sonnenbeschienenen Lichtung. Am Waldesrand setzte sie sich auf einen Baumstumpf, und Bill brachte ihr große Sträuße knospendes Heidekraut, die er ihr in den Schoß warf.

„Nun ist's genug," sagte Helga, „wir wollen den anderen nachgehen."

„Das wollen wir," sagte Bill.

Aber trotz dieſer Übereinſtimmung machten ſie keine Anſtalten, ſich zu erheben, und Bill warf ſich zu ihren Füßen in das Moos. Sie wand die braunen Stengel zuſammen, und er beobachtete ſie ſtill, unverwandt von ſeinem weichen Lagerplatz zu ihr aufſchauend.

Sie begegnete ſeinem Blick und errötete. „Warum ſehen Sie mich ſo an?“

Bill lachte etwas gezwungen. „Um mir Ihr Bild einzuprägen, ehe ich abreiſe.“

Ihre Hände blieben wie verſteinert in der Luft. „Sie reiſen ab?“ fragte ſie faſſungslos.

„Einmal muß es doch ſein.“

Die Arme ſanken ſchlaff herab. Das Heidekraut fiel ihr in den Schoß. Sie ſah nach oben in die ſonnigen Wipfel. Ihr Blick verſchleierte ſich, und zwei große ſtille Thränen liefen ſchwer und zögernd über ihre blaſſen Wangen.

Er nahm ihre beiden Hände. „Es muß ſein, Helga,“ flüſterte er, „Sie ſehen, es muß ja ſein! Wird es Ihnen denn wirklich ſchwer, mich fortzulaſſen?“

„Sehr ſchwer,“ ſagte ſie leiſe.

Mit Bills guten Vorſätzen war es zu Ende. Leidenſchaftlich beugte er ſich und führte ihre zitternden Finger an ſeine warmen, jungen Lippen. Diesmal wehrte ſie ihm nicht. Ihre Thränen fielen auf ſein niedergebeugtes Haupt.

„Liebſt du mich, Helga?“

„Ja, Bill, ſehr.“

Es war ſo einfach geſagt, ohne jede Spur von Leidenſchaft. Er hatte nicht einmal den Mut, ſie auf ihr kühnes Bekenntnis hin zu umarmen.

„Was ſoll denn nun jetzt eigentlich werden?“ ſagte er ratlos.

„Ich weiß nicht,“ ſagte ſie mit zitternder Stimme. „Sie werden eben fortgehen und ich werde zurückbleiben. Warum mußte ich Sie kennen lernen? Ach, lieber Gott, warum mußte das ſein! War denn mein Leben nicht ſchon unglückſelig genug?“

Sie ſchwiegen. Ein Raubvogel flog mit lautem Schrei über ihren Köpfen auf und wiegte ſich kreiſend im Sonnenſchein über der Heide. Jetzt ſchwebte er unbeweglich, ſtieß herab und kam mit einer Beute in den Fängen wieder herauf. Ein Regen von kleinen weißen Federn flatterte herab.

Helga ſchauderte zuſammen, ergriff fieberhaft das Heidekraut auf ihren Knien und ſtand auf.

„Wo wollen Sie hin?“ fragte er.

„Ich will in den Wagen.“

„Bleiben Sie noch,“ bat er. „Bitte, bitte!“

Sie ſchüttelte den Kopf, ohne zu ſprechen. Ihr Mund zuckte. Wieder wie an jenem Sturmtag ſah er ſie mit ihrem hinkenden Vogelſchritt vor ſich her gehen. Diesmal aber waren ſeine Gefühle anders. Es zog ihm in den Armen, ſie an ſich zu reißen. Die kühle Liebesſcene hatte ſein Blut in Flammen geſetzt. Als ſie die nickenden Pferdeköpfe durch die Stämme ſahen, holte er ſie mit ein paar langen Schritten ein und vertrat ihr den Weg. Er war blaß. Sein Atem ging ſchwer. „Helga,“ ſagte er gepreßt, „Helga, liebe, ſüße, kleine Frau!“

Sie ſah ihn mit völlig leerem Blick an, ihre Augen waren wie erloſchen. Er trat zurück und ließ ſie weiterſchreiten. Sie ſtieg ein und er ſtand am Wagenſchlag, unſchlüſſig, mit rotem Kopf. Sie lehnte ſich zurück. „Bitte,“ flüſterte ſie, „laſſen Sie mich — gehen Sie!“

„Ich ſoll nicht mit Ihnen zurückfahren?“

„Nein — um Gottes willen, nein!“

Bill verbeugte ſich und wandte ſich zum Gehen. Doch hatte er ſo viel Geiſtesgegenwart, ſich zu ſagen, daß ſein ſpurloſes Verſchwinden Aufſehen erregen würde. Deshalb bog er nach der anderen Wegſeite in die Farnwildnis ein. Ein ſchmaler getretener Pfad führte zwiſchen den grünen Wedeln hindurch. Bill erinnerte ſich, zu welchem Zwecke er ausgefahren war. Er zog ſein Meſſer und ſchnitt unbarmherzig darauf los. Er war ärgerlich, auf ſich, und die Sonne, und das Schickſal, und die Kräuter, die ihm das Geſicht ſtreiften. Plötzlich fuhr er überraſcht zuſammen.

Ihm entgegen kam ein Paar. Der Mann hatte den Arm zärtlich um die Dame geſchlungen, und dieſe lehnte den Kopf an ſeine Schulter — Borowsky und die Müller!

Bill war einen Augenblick bis zur völligen Verſteinerung erſtarrt. Dieſe Situation erklärte ihm Borowskys Charakter. Nicht daß er von der Müller je etwas Beſſeres erwartet hätte. Aber daß jene pedantiſche Ehrbarkeit, die der alte Mann immer ſo auffällig zur Schau trug, mit der er jede freie

Regung, jedes harmlose Wort Helgas wie mit einer Keule totschlug, eine Maske war — das war ihm noch nicht im Traum eingefallen.

Er tauchte einen Augenblick in den grünen duftigen Schleiern unter und stieß einen hellen Jodler aus. Dann erschien er wieder. Diesmal hatte sich die Situation geändert. Die beiden gingen getrennt, harmlos. Aber Borowsky war rot, und Helenes Augen glitzerten verräterisch.

„Ah, da sind ja die Herrschaften!" sagte Bill mit liebenswürdiger Unverschämtheit, drehte sich um, zum Wege zurück, ohne die beiden zu beachten, die im Gänsemarsch auf dem engen Wege hinter ihm her gehen mußten. Erst am Wagen wandte er sich um und half Fräulein Müller mit auffälliger Beflissenheit einsteigen. Ihre Blicke kreuzten sich dabei. Sie verstanden einander. Helene sah an dem spöttischen Ausdruck von Bills Augen, daß er sie gesehen hatte. Nur für ihn merklich zuckte sie die Achseln.

Bill nahm die Mütze ab. „Ich muß mich von Ihnen verabschieden, gnädige Frau," sagte er zu Helga in offiziellem Tone. „Ich habe unterwegs Verschiedenes gesehen, das ich skizzieren möchte."

Helga neigte den Kopf; die beiden anderen hielten ihn nicht auf.

„Also auf Wiedersehen!" sagte Bill und trat zurück.

Die Pferde zogen an. Bill blieb auf dem sandigen Wege zurück und schaute dem Wagen nach, der in einer Staubwolke verschwand. Die roten Schleifen auf Helgas Hut nickten ihm noch, bis alles in der Entfernung undeutlich geworden war; dann folgte er.

Die Ruhe hatte ihn verlassen. Seine Schläfe brannten, seine Pulse klopften, und die Mittagsstunde war auch nicht geeignet, ihn abzukühlen. Die Dünen hielten den Meereswind ab; mitleidslos brannte die Sonne über ihm, und der Weg dehnte sich endlos. In quälender Unruhe strebte er vorwärts. Zuletzt blieb er atemlos stehen. Weshalb rannte er wie ein Unsinniger, in der Gefahr, sich den Sonnenstich zu holen? Er warf sich in den kärglichen Schatten eines Heuhaufens, denn weit und breit war kein Baum und Strauch zu sehen.

Weiber! Weiber! murmelte Bill. Sie sind sich doch alle gleich. Kaum macht man einer Frau den Hof, so wirft sie sich einem an den Hals und sagt: ich habe dich lieb. Das beste wird sein, ich reise noch heute ab.

Unmutig kroch er tiefer in den Heuhaufen, um sich vor den Sonnenstrahlen zu bergen, die er schon wieder auf seinem Kopf brennen fühlte. Der Himmel blendete ihn durch die geschlossenen Augenlider; der Duft des noch frischen Heues betäubte ihn fast.

Ruhe, alter Junge, sagte er zu sich. Ruhe! Du bist wie im Fieber. Es ist gar nichts geschehen, um dich so toll zu machen. Du thust gerade wie ein Primaner, der die verhängnisvollen Worte zum erstenmal hört.

Die Ruhe wollte sich nicht einstellen. Um ihn herum summte und zirpte das Leben der Wiese, das unter dem glühenden Sonnenkuß tausendstimmig erwacht war. Dazu sah er sie zum Malen deutlich: den blassen zuckenden Mund, die traurigen Augen und die weiche Gestalt. Welchen Grund hatte er, den Joseph zu spielen? Rücksicht auf Borowsky? Nahm der denn selber welche auf seine Frau? Und auf wen sonst?

Er sprang auf und wanderte nach Haus.

Der Tag verging langsam und öde. Von Borowskys ließ sich niemand außer dem Hause sehen. Helene Müller hatte sich mit Kopfschmerzen entschuldigen lassen; das Ehepaar nahm sein Mittagsmahl schweigsam ein. Borowsky war verlegen und ärgerlich. Konnte er sich auf Bills Diskretion verlassen? Denn daß er sie gesehen hatte, daran konnte er nicht zweifeln. Nach Tisch verschwand auch Helga und schloß sich bis zum Dunkelwerden in ihr Zimmer.

Die Dämmerung brach herein. Am Fluß wogte eine ungeheure Menschenmenge neben den laubgeschmückten Booten auf und ab, in denen jetzt die Lampions angesteckt wurden. Nun flammten auch auf den Molen die Pechflammen auf und bildeten zwei lange Reihen rotglühender, rauchender Feuer. Ein paar Raketen zischten in die Höhe. Sofort löste sich vom Ufer ein mit Blumenguirlanden überzogenes Boot, in welchem das Orchester saß, und fuhr unter den Klängen der Musik stromauf durch das stille Wasser. Die anderen schlossen sich ihm an, und bald war der Fluß mit schimmernden, erleuchteten Lauben bedeckt.

Das Borowskyſche Boot lag in ſeinem Blumenſchmuck an der Treppe. Die Geſellſchaft kam nicht. Helene hatte ſagen laſſen, daß ihre Migräne noch ſtärker geworden ſei. Borowskys Laune war von Stunde zu Stunde ſchlechter geworden. Das einzige, was er hätte thun können, ſich mit Bill auszuſprechen, davor ſcheute er ſich. Er wollte ihn vermeiden. Als deshalb Helga jetzt herunterkam, zur Korſofahrt bereit, benutzte er eine gleichgültige Gelegenheit, um ſich in Zorn zu reden und am Schluß zu erklären, er denke gar nicht daran, mitzufahren, ihm ſei der Spaß verdorben.

Und er verſchwand mit heftigem Thürenzuſchlagen in ſeinem Zimmer.

Helga war unſchlüſſig ſtehen geblieben; dann warf ſie trotzig den Kopf zurück und ging entſchloſſen hinunter an den Strand. Die Menſchen ſtanden in dichter Mauer am Ufer; in der Ferne kam der Zug wieder herangeſchwenkt, ſchon hörte man abgeriſſene Klänge und helles Gelächter und luſtiges Plaudern. Nur ſie war allein. Die Sehnſucht überflutete ſie in einer warmen betäubenden Welle; die Sehnſucht nach einem Menſchen, der ſie nicht ſchalt, wenn ſie es nicht verdient hatte, der ſie nicht tyranniſierte, die Sehnſucht nach ihm, nach Bill.

In trüben Gedanken ging ſie dem Meere zu, bis ſie aus dem größten Menſchenſchwall heraus war. Da ſetzte ſie ſich auf das Geländer eines Dampfſchiffſteges und ließ den Zug herankommen. In dichten Reihen ſchwankten die vollbeladenen Kähne vorüber; aus mehr als einem rief man der Einſamen da droben ein luſtiges Wort zu, und mehr als eine Roſe flog ihr zu Füßen. Ein ſchlankes weißes Boot, mit Farnwedeln überdacht, fuhr an ihrem improviſierten Ruheſitz vorbei. Ein einzelner Herr ſaß darin. Es war Bill. Er erkannte ſie an ihrer Haltung und befahl dem Schiffer heranzurudern.

Ihr erſtes Gefühl war, zu fliehen. Aber ſelbſt wenn ſie die Kraft gehabt hätte, es wäre zu ſpät geweſen. Er ſtand bereits vor ihr.

„Fahren Sie mit mir," bat er.

Sie fühlte, daß ſie nein ſagen mußte. Sie konnte es nicht. Sie blickte ihm in die Augen. So dunkel es war, ſo ſahen ſie einander an, wie es ſie lockte, dort unten Seite an Seite in der ſchönen Sommernacht allein zu ſein.

Sie ſtieg zu ihm hinab in das Boot.

„Rudern Sie weiter hinaus," rief Bill dem Schiffer zu, der, nach Mecklenburger Art im Boot ſtehend, mit dem Geſicht nach der Spitze zu, ruderte.

„Nicht doch," ſagte Helga ängſtlich.

„Laſſen Sie," bat er und nahm ihre Hand. Sie ließ ſie ihm. Ihr Herz war zu voll, um zu ſprechen.

Ein paar kräftige Schläge brachten ſie aus dem Bereich der übrigen Boote, die jetzt auch wieder umwandten und ſtromaufwärts der Muſik nachfuhren. Sie waren die einzigen, die hinausſtrebten. Schon hatten ſie die letzte brennende Pechpfanne der Oſtmole paſſiert. Das Waſſer rauſchte ſtärker, und eine leichte Dünung hob und ſenkte ihr Boot. Vor ihnen lag dunkel und geheimnisvoll das Meer, von der Weſtmole ſchimmerte das Leuchtfeuer in die ſchweigende Nacht. Über ihnen flimmerten die Sterne; im Weſten aber reckte ſich eine ſchwarze Wolkenwand drohend empor.

„Wir müſſen umkehren, Herr," ſagte der Schiffer; „es iſt eine harte Arbeit, gegen den Strom zurückzurudern, und dort hinten ſteht ein ſchweres Gewitter."

„Nur noch ein wenig hinaus bis ins offene Meer," befahl Bill.

Sie fuhren an den gewaltigen Stämmen vorbei, auf denen der Molenkopf ruht. Zwiſchen den Stämmen gluckſte und ſchluchzte leiſe das Waſſer. Draußen wehte ein ſtoßender Wind von Weſten her. Die Farnwedel über ihren Köpfen beugten und neigten ſich. Feurige Ränder umſäumten die dunklen Wolkenballen, und dumpfes Grollen murrte.

Ihre Augen trafen ſich.

„Wann?" fragte Helga.

„Morgen. Werden wir uns wiederſehen?"

„Nein. Wir dürfen ja nicht."

„Ich ſoll heute abend für immer von Ihnen Abſchied nehmen?"

„Es muß ja ſein." Sie ſchloß die Augen und atmete tief und ſchmerzlich.

Bill faßte ihre Hand mit feſtem Druck. „Ich ſoll Sie ſo Ihrem Leben überlaſſen? Ihnen nicht helfen?"

„Mir kann niemand helfen," ſagte ſie eigenſinnig, „niemand!"

Bill überlegte, ob er ihr die Scene, deren unfreiwilliger Zeuge er gewesen war, mitteilen sollte. Im Grunde war es wenig gewesen, nicht mehr, als sich auf die harmloseste Weise erklären ließ, und er stände am Ende als der Angeber da. Außerdem, wer weiß, wie sie es aufnehmen würde! Und warum sich durch die widerliche Geschichte die Stunde verderben und die Gelegenheit, die nie wiederkam — die süße Gelegenheit!

Heller Blitzesschein flammte über das Meer. Der Wind wehte in kurzen Stößen, und das Meer wurde unruhig. Der Schiffer wandte das Boot, und mit langsamen Schlägen fuhren sie stromaufwärts. Schon blinkten die Lichter aus den ersten Häusern.

Plötzlich fühlte sie mit jähem Erschrecken, wie seine Arme sie umschlangen und sie hinüberzogen zu ihm. Sie versuchte seine Hände zu lösen, aber die hielten fest wie Eisenklammern.

„Helga," flüsterte er, „ehe wir uns trennen, ein einziges, einziges Mal!"

Sie stemmte die Hände gegen seine Schultern, aber ein Gefühl ermattenden Glückes nahm ihr fast die Besinnung. „Ich will nicht," hauchte sie angstvoll. „Der Schiffer, Bill, der Schiffer!"

Lautlos wehrte sie sich gegen seine sanfte, aber unwiderstehliche Kraft, gegen sich selber. Aber sie konnte nicht mehr. Sie gab nach. Da zuckte ein greller Blitz tageshell auf, und unmittelbar darauf knatterte ein furchtbarer Donnerschlag.

Er hatte sie unwillkürlich losgelassen.

„Holla, Herr," schrie der Schiffer, „jetzt nehmen's mal die Riemen und rudern's tau, dat wi torügg kamen! Sünst wern wi kladdernaß. Fix, Herr, fix!"

Helga saß, an allen Gliedern bebend, auf ihrer Bank. Die beiden Männer ruderten mit aller Kraft gegen den Strom; Bill konnte die Ruder nicht wieder abgeben. Zwar waren auf den einen heftigen Schlag nur schwächere gefolgt, aber das Wetter grollte und leuchtete doch, und die Wolkenfetzen jagten tief vorüber. Der Schlag hatte den Wasserkorso jäh unterbrochen. Überall legten die Boote an, und alles flüchtete sich laufend und kreischend vor dem Unwetter. Helga sprang aus dem Boot und eilte wie gehetzt nach ihrer Wohnung. Bill, der dem Schiffer helfen mußte, konnte ihr erst nach einigen Minuten folgen. Dicht vor den Verandastufen holte er sie ein. Aber sie machte sich von ihm los und lief in das Haus. Er wagte nicht ihr zu folgen.

Sie stürzte die Treppe hinauf. Alles war still. Aus den Fenstern der Glasthür des Zimmers ihres Mannes schimmerte Licht. Es war drückend schwül; sie stieß die Fenster auf, ihr war, als ob Centnerlasten auf ihrer Brust lägen. Die Linden waren an dem heißen Tage aufgeblüht und dufteten stark und süßlich. Der Strand war wie gefegt; auf den Booten wurden eben die letzten Lampions ausgelöscht; unaufhörlich wetterleuchtete es von dem noch zögernden Gewitter.

Diese Unruhe, diese grenzenlose, herzklopfende Unruhe! Schauer über Schauer durchliefen sie. Noch fühlte sie in süßem Glück den Druck seiner starken Hände, die sie fast bezwungen hatten. Jetzt heulte der Sturm herbei und peitschte die blühenden Wipfel. Schwefelgelb flirrte es blendend auf, und der Donner krachte. Er hatte sie in besinnungsloser Angst von dem Fenster fort und aus dem Zimmer getrieben. Nun stand sie bebend auf der dunklen Treppe und wagte nicht wieder hineinzugehen. Sie fürchtete, ihr Mann könnte, durch das Gewitter erschreckt, zu ihr kommen, und sie hatte nicht den Mut, ihm vor die Augen zu treten. Sie stieg wieder hinab in die Veranda. Vorhin hatte sie, als sie geflohen war, die Thür offen gelassen. Nun wehte die jäh abgekühlte Luft in starken Stößen herein, und große Tropfen sprühten auf ihre brennende Stirn. Hier war sie wenigstens sicher, niemand konnte sie hören. Aufstöhnend taumelte sie mit der Stirn gegen den Thürpfosten. Voll rauschte der Regen durch die Blätter, Blitz auf Blitz zuckte.

Sie schrie auf.

Im bläulichen Licht hatte sie einen Mann, nur wenige Schritte entfernt, unter dem Schutz einer Linde stehen sehen. Schon aber war es wieder dunkel, ehe sie ihn erkennen konnte. Jetzt aber erglühte von neuem sekundenlang die Nacht; in Tageshelle stand das Unheimliche, Furchtbare vor ihr.

Bill streckte die Arme aus und näherte sich.

Mit der Riesenkraft der Angst riß sie die

Thürflügel hinein, die der Sturm ihr faſt aus der Hand wand, und ſchlug ſie zu; dann mit der letzten Beſinnung, die ihr noch blieb, ſchob ſie den Riegel vor.

Vor der geſchloſſenen Thür fiel ſie auf die Knie.

Rüttelte der Sturm an der Thür? War es ſeine Hand? Stand er da draußen vom Winde umheult, vom Wetter gepeitſcht in der furchtbaren Nacht?

Und es rauſchte durch die Blätter, das aufgeſcheuchte Meer brüllte, unaufhörlich flirrten die Blitze und krachten die Schläge. Auf das Dach der Veranda klopfte der Regen wie tauſend Hämmer in einer Höllenſchmiede, und jeder Hammer fiel auf ihr armes, zuckendes Herz. Und ſchlimmer als draußen in der Natur tollte der Gewitterſturm der Leidenſchaft durch ihren Körper, in bitterem Schmerz wand ſie ſich in den Qualen ihrer verbotenen Liebe.

Bis auf die Haut durchnäßt kam Bill in ſeinem Hotel an. Seine Tollheit war nur noch größer geworden durch den Widerſtand, den Helga ihm entgegenſetzte. Umſonſt ſchalt er ſich aus; umſonſt ſuchte er ſich einzureden, daß ſie ja nicht ſeine erſte Liebe ſei und gewiß nicht ſeine letzte ſein würde. Es half nichts. Er ſehnte ſich danach, ihren feinen, ſich ſträubenden Körper noch einmal in ſeinen Armen zu halten, ihr melancholiſches Geſichtchen zwiſchen ſeine Hände zu nehmen und es wach zu küſſen.

Am anderen Morgen ließ er ſich bei ihr melden. Das Mädchen kam wieder und beſtellte, die gnädige Frau ſei unwohl und bedauerte, Herrn Winkler nicht empfangen zu können. Darauf hatte er nicht gerechnet. Er trug dem Mädchen auf, er wäre gekommen, um Abſchied zu nehmen, ob er der gnädigen Frau nicht lebewohl ſagen dürfe. Diesmal erſchien Fräulein Müller.

„Es thut meiner Couſine ſo unendlich leid," ſagte ſie liebenswürdig, „und ich ſoll Ihnen beſtellen, ſie ließe Ihnen eine glückliche Reiſe wünſchen."

„Iſt ſie wirklich krank?"

Sie zuckte mit den Achſeln. „Vielleicht — ich fürchte, Sie hat ſich geſtern abend zu ſehr aufgeregt."

„Was ſoll das bedeuten?" fragte Bill, betroffen durch ihren Ton.

Helene ſpielte mit ihren Ringen; dann ſah ſie ſpöttiſch von unten her zu ihm auf. „Wie freut es mich, daß Ihnen das Unwetter nicht geſchadet hat. Ich habe mich ordentlich um Sie geängſtigt! Wie ſchade, daß Helga auch gerade die Thür zumachen mußte, als Sie ſich vor dem Regen unter Dach und Fach bringen wollten. Wirklich ſchade, nicht wahr, Herr Winkler?"

Verwünſchtes Weib, dachte Bill ingrimmig. Sie weiß alles. „Ich weiß gar nicht, was Sie wollen," ſagte er unhöflich. „Ich war im Begriff, nach Hauſe zu gehen; ob ich gerade vor dem Borowskyſchen Hauſe zufällig Schutz ſuchte —"

„Nicht wahr," ſagte ſie ſpöttiſch lächelnd; „es giebt in der That ſo merkwürdige Zufälle! Ob Herr Borowsky es wohl auch für einen Zufall halten wird, noch dazu nach der hübſchen Bootfahrt zu zweien weit ins Meer hinein?"

Bill ſprang auf. „Zum Dank für die Gaſtfreundſchaft ſpüren Sie alſo der armen Helga nach?"

Sie blieb völlig ruhig und zuckte nur ſchweigend die Achſeln.

„Sie haben doch wahrhaftig keinen Grund, auf andere einen Stein zu werfen!"

„Sieh mal einer an, wie unliebenswürdig Sie ſein können! Hätte ich das je gedacht, wenn ich früher von Ihnen ſchwärmen hörte! Aber Sie halten mich für ſchlechter, als ich bin. Ich habe eine Tugend — ich kann ſchweigen, wenn — andere Leute ſchweigen."

Bill nahm ſeinen Hut und lief ohne Gruß zur Thür hinaus. Was hatte er gethan! Er war wahnſinnig geworden, als ſie ihn ausſperrte, taub gegen alles Rütteln und Klopfen an der Thür und hatte ſie kompromittiert. Sie war der Diskretion der Müller rettungslos verfallen; ihm konnte ſie nicht ſchaden, aber der armen, kleinen Frau! Das einzige, was er thun konnte, war, noch heute abzureiſen. Abreiſen, ohne ſie noch einmal geſehen zu haben? So verliebt zu ſein und den Kampf aus Furcht vor der böſen Zunge ſeiner Feindin aufgeben, einer Zunge, die er ſo leicht zum Schweigen bringen konnte! Sehen mußte er ſie noch einmal! Aber wie es möglich machen? Die Müller mußte betrogen werden. Zu Borowskys konnte er

nicht wieder gehen; ſeine Rolle in ihrem Hauſe war ausgeſpielt, der alte Herr vermied ihn; Helga wies ihn ab, ſie würde ſich gewiß in ihrer Wohnung verkriechen wie eine Schnecke in ihrem Hauſe; nun wohl, ſo ſollte ſie ihn abgereiſt glauben.

Dicht an ſeinem Hotel traf er Herrn Borowsky. Sie grüßten ſich ſteif und gingen aneinander vorbei.

Unverſchämter Burſche! dachte Borowsky.

Alter Sünder! dachte Bill.

Bill packte ſeinen Koffer und ſchickte ihn zur Bahn. Dann beſtellte er einen Roſenſtrauß und ſandte ihn an Helga mit ſeiner Karte und einem einfachen p. p. c. Am Nachmittag, als das Dampfſchiff nach Kopenhagen fällig war, ging er mit ſeinem Malkaſten an dem Borowskyſchen Hauſe vorbei zum Hafen. Er hatte Glück. Sie ſaßen beim Kaffee auf der Veranda. Bill zog tief ſeinen Hut, Fräulein Müller wehte ihm mit dem Taſchentuch zu, Borowsky beſchäftigte ſich angelegentlichſt mit ſeiner Kaffeetaſſe, Helga neigte mechaniſch den Kopf.

Bill hatte ihren toten Blick aufgefangen. Armes Weib, dachte er, aber ich will ihnen den Spaß verderben!

Durch das Dorf ſchlängelte er ſich zurück zu einem Hotel, das in der Nähe des Borowskyſchen Hauſes lag und von dem aus er die Thür beobachten konnte. Er hatte ſeine Hoffnung auf den Spaziergang geſetzt, den der alte Herr mit der Pünktlichkeit eines Uhrwerks jeden Nachmittag mit den Damen unternahm und von dem er glaubte, daß Helga ſich ausſchließen würde. Es war eine Möglichkeit, aber eine geringe. Dennoch wußte er kein anderes Auskunftsmittel, und zu einer ruhigen Überlegung fehlte ihm die Beſinnung. Vorläufig blieb drüben alles ſtill. Auf dem Fluß kamen und gingen die Boote, ein großer Kohlendampfer fuhr ein, und endlich nahte das Kopenhagener Schiff. Ihm war es, als ob er vor ihrem Hauſe einen Augenblick eine weiße Geſtalt hätte ſtehen ſehen. Dann lag alles wieder ſtill und wie ausgeſtorben. Schon fing er an, zu verzweifeln; da trat Fräulein Müller in Hut und Mantel vor die Thür, Borowsky folgte.

Helga fehlte.

Die beiden gingen den Fluß hinauf. Er ſah ſie in einen der kleinen Dampfer ſteigen, die den Verkehr mit der Stadt vermitteln. Bill hätte beinahe vor ſämtlichen Kellnern einen Luftſprung gemacht.

So, ſagte er zu ſich, vorhin habt ihr da drüben gewartet, bis ich nach eurer Meinung in Sicherheit war; jetzt vergelte ich euch Gleiches mit Gleichem!

Die Räder ſetzten ſich in Bewegung; in weißem Schaum ſchaufelte das Schiff ſtromauf. Gerade als er im Aufbrechen war, um ſein Heil zu verſuchen, verließ Helga das Haus. Sie ging ſo dicht an ſeinem Verſteck vorbei, daß er ſie anrufen konnte; aber das wollte er nicht. Er ließ ihr einen Vorſprung, dann folgte er ihr. Er hatte zu lange gezögert, denn er konnte ihre Spur nicht mehr finden. Von dem erhöhten Lotſenausguck neben dem Sturmkorbgerüſt war die ganze Mole zu überſehen; ihr helles Kleid war nicht unter den anderen. Er ſuchte ſie zwiſchen den Strandkörben, ſtolperte über ein paar Dutzend Hügel und Wälle, die von den ſpielenden Kindern aufgeworfen waren, und ſagte ſich endlich, daß all ſeine Mühe vergeblich ſei. Die Sorge, ſie zu verfehlen, wurde immer mächtiger in ihm; wieder hatte er koſtbare Zeit verloren. Er ſtieg zum Dünenrande hinauf und ging auf der Meerpromenade weiter. Der Strand und der Damm wimmelten an dem ſchönen Nachmittage von Spaziergängern; ſoweit ſein ſcharfes Auge auch trug, von ihr war keine Spur zu entdecken. War ſie ins Land gewandert, ſo war ſie nicht mehr aufzufinden; war ſie ſchon ins Haus zurückgekehrt, konnte er ſie nicht ſprechen, ohne daß die Dienſtmädchen es bemerkten, und das hatte er gerade vermeiden wollen. Längſt war er an jenem Platz vorbei, an dem er an dem erſten Nachmittag mit ihr zuſammen geſeſſen hatte. Er ſtand hoch auf ſchroff abfallender Düne. Es war leer geworden; die wenigſten gingen ſo weit hinaus, die wenigſten, und unter ihnen gewiß nicht Helga. Nach Weſten zu ſprang die Düne ſcharf hervor; der Strand wurde ſchmal und ſteinig; große Blöcke bedeckten ihn, über die eine Anzahl gelbroter Flecke getupft war.

Schon wollte Bill entmutigt umkehren. Da ſah er unten in ziemlicher Entfernung eine Dame auftauchen, die wohl am Fuße

der Düne in dem niedrigen Tannen- und Ginſtergeſtrüpp geruht hatte. Sie trug ein weißes Kleid. Den einen Fuß zog ſie mühſam nach.

Endlich hatte er ſie gefunden!

Sie ging mühſam, oft anhaltend und die Stelle ſuchend, wo ſie den Fuß zwiſchen den Steinen ſetzen konnte, aber ſie ging immer weiter hinaus in die Einſamkeit.

Oben folgte ihr Bill mit klopfendem Herzen. Es war ein gefährlicher Weg. Die ſteile rote Lehmwand war von herbſtlichen Sturmfluten ausgewaſchen; der Rand hing hinüber in die Tiefe. Von Zeit zu Zeit waren lange Strecken mit Stacheldraht abgezäunt. Bill achtete der Warnung nicht. Er fürchtete den ſcheuen Vogel da unten zu verlieren, der mit ſeinem Vogelſchritt zwiſchen den Steinblöcken weiter hinausſtrebte. Jetzt ſetzte ſie ſich unten auf einen Steinblock. Niemand war zu ſehen. Noch einmal ſandte Bill einen prüfenden Blick nach allen Seiten. In nebelnder Ferne nach Weſten lagen die weißen Häuſer von Heiligendamm. Der Strand dahin war nicht mehr gehbar; von dort drohte alſo keine Gefahr. Da der Abend bereits hereinbrach, kam auch niemand aus dem Badeort mehr heraus; es war alles ſicher.

Er ſchickte ſich an, den Abhang hinabzuſteigen.

Das war nicht ſo leicht, denn die Düne fiel faſt ſenkrecht herab. Endlich entdeckte er eine kleine ſandige Einſattelung, in der er mehr hinabrutſchte als ging. Es war in dem weichen Sand lautlos vor ſich gegangen. Sie hatte ihn nicht kommen hören. Sie ſtarrte in das Meer hinaus.

Bill ſtand hinter ihr.

Jetzt wußte er auch, warum ſie hierher geflohen war. In der Wüſte konnte es nicht einſamer ſein. Nach rechts und links ſprang die Düne vor und verdeckte den Strand. Vor ihr blaute die See, die Wellen plätſcherten eintönig leiſe; der Schaum verrieſelte ziſchend zu ihren Füßen. Von der roten Wand waren Lehmklumpen heruntergewaſchen; ſie waren überwuchert von rieſigen Klatſchroſenbüſcheln, die bis auf die Blöcke hinauf gewandert waren. Das waren die gelben Flecke, die ſich Bill vorhin nicht hatte erklären können. Im Uferrand waren unzählige Löcher von Neſtern der Uferſchwalben, und die ſcheuen Tiere zirpten mit ſchrillem Gezwitſcher, aufgeſchreckt, im Zickzack hin und her.

Wellengerieſel und Schwalbengezwitſcher, ſonſt nichts.

Und ſie ſah hinaus auf das Meer, wo ſie ihn verſchwunden glaubte!

Er trat vor ſie hin.

Sie wandte den Kopf und ſah ihn an.

Bill fuhr zuſammen. Sie ſchien wie aus dem Grabe erſtanden. Die Augen waren eingeſunken und hatten tiefe Ringe, ihr Mund war ſchmerzlich verzerrt.

„Helga, ich bin es! erkennen Sie mich denn nicht?“

„Sie,“ ſagte ſie heiſer, „Sie, noch einmal Sie!“

Das war ein anderer Empfang, als er ihn in ſeiner blinden Verliebtheit nach der tollen Jagd hinter ihr her erwartet hatte. Er war außer Faſſung gebracht.

„Sie ſcheinen ſich nicht zu freuen, mich zu ſehen.“

Sie ſchüttelte den Kopf. „Nein,“ ſagte ſie, „ich — freue mich nicht.“

„So,“ ſagte er, „das iſt etwas anderes! Ich dachte, ſie liebten mich!“

Ihr ſtarres Geſicht fing an zu zucken. „O, Bill!“ ſagte ſie hilflos.

Er wollte ſtürmiſch auf ſie zu, aber ſie wehrte ihm ab.

„Weshalb ſind Sie noch einmal gekommen? Warum laſſen Sie mich den Abſchied zweimal durchkoſten? Nun ſind Sie noch einmal da! Warum, Bill, warum das?“ Sie krampfte die Finger ineinander.

„Ich hatte keine Vorwürfe erwartet, als ich mit tauſend Liſt Sie noch einmal zu ſehen verſuchte!“

„Das iſt es ja eben. Wenn unſere Liebe nicht Sünde wäre, würden Sie dieſe Heimlichkeit haben gebrauchen müſſen? Hätten Sie meinen — meinen Mann mit Ihrer Abreiſe betrogen?“

„Ach was,“ ſagte er, „ich bin kein Heiliger. Wenn ich ein Weib liebe, ſo iſt es mein Recht, es ihr zu ſagen. Und Ihr Recht iſt es, mich anzuhören.“

„Wenn ich frei wäre,“ ſagte ſie langſam. „Ja, wenn ich frei wäre! Aber ich bin verheiratet. Ich darf von keinem Mann

hören, daß er mich liebt! Ich darf es ihm nicht sagen, oder ich breche meine Ehe."

„Aus Ihnen werde ein anderer klug als ich. In einem Worte geben Sie mir alles, und mit dem nächsten nehmen Sie es mir wieder," sagte Bill verzweifelt und faßte heftig ihre Hände. „Süße, liebe, kleine Frau, bist du denn stärker als ich?" Sanft streichelte er ihre Handgelenke in seinen warmen kräftigen Händen.

„Bill," sagte sie mit zitternder Stimme, „laß mich, Bill! Geh! Ich bin ja so schwach, Bill, habe Mitleid mit mir! Ich möchte ja so gern, so grenzenlos gern dich lieben dürfen. Aber ich darf doch nicht! Ich darf nicht gegen meine Pflicht handeln."

„Ach was," sagte Bill heftig, „Pflicht! Es ist gut, sich hinter die Pflicht zu verschanzen, für den, der wirklich ein Gefühl dafür hat. Du hast ja gar kein Pflichtgefühl! Um dein Haus hast du dich nicht gekümmert und deinen Mann in die Hände der Müller fallen lassen. Das weiß ich, und du sicher auch. Du hast ja nur einfach keinen Mut!"

Sie hob langsam den Kopf und sah ihn an. Ihre Augen sogen sich in den seinen fest und leuchteten leidenschaftlich auf. Das Blut stieg ihr in die blassen Wangen, und ihr Mund zuckte leise in verhaltenem Sehnen.

So war sie entzückend.

Die Spuren, die das lange freudlose Leben in ihrem Gesicht gegraben hatte, verschwanden in dem jungen Gefühl. Sie war wieder wie damals, ehe sich der graue Schleier über ihr klopfendes Herz senkte und seine warmen Schläge erstickte.

Über Bill kam der rasende Wunsch, eine Dummheit zu machen, die größte Dummheit in seinem an Tollheiten schon ziemlich reichen sechsundzwanzigjährigen Leben. „Helga," flüsterte er ihr heiß ins Ohr. „Wir wollen es anders machen. Du sollst keine Umkehr mehr haben. Und wenn es dir nicht anders möglich ist, dann wirst du schon Mut fassen. Niemand weiß, daß ich hier bin. Morgen früh um vier geht wieder ein Dampfschiff nach Kopenhagen, ich reise ab — und du mit mir. Dann mag dein Mann in des Teufels Namen deine saubere Cousine heiraten. Du thust, als ob du einen Morgenspaziergang machen wolltest, du triffst mich am Hafen, und dann fahren wir vergnügt, an deiner Villa vorbei, wenn deine Peiniger noch schlafen, in die weite, weite Welt!"

Sie antwortete nicht, aber ihr Kopf sank willenlos an seine Schulter. Er umfaßte sie fester.

„Du läßt dich scheiden, und dann bist du ganz mein. Morgen um diese Zeit bist du in Sicherheit und du bist frei. Wir werden glücklich sein. Helga, liebe, liebe, süße kleine Frau! Sei mein! Morgen früh in die Freiheit, in die Welt, in die Liebe!"

Mit geschlossenen Augen sog sie seine heißen Worte ein. Und nichts, nichts, nur das rasende Klopfen ihrer Herzen, und das leise Plätschern der Wellen, und das schrille Schwalbengezwitscher, und endlos vor ihnen das Meer und die Freiheit, und mit ihnen ihre junge heiße Liebe und das Glück in der sündigen, sonnigen Einsamkeit!

Seine Lippen senkten sich auf die ihren. Sie fühlte, daß die Kraft sie verließ. In instinktiver Furcht bog sie sich zurück. Im selben Augenblick stieß sie ihn fort. „Laß, laß, um Gottes willen, wir sind belauscht."

Bill gab sie erschreckt frei und sah nach oben. Auf dem kleinen Sandpfad kam etwas herabgerutscht, gekugelt, ein wirres Durcheinander von hellen Gesichtern und unbestimmten Kleidern. Er stieß einen Fluch aus. „Dorfkinder! Was gehen uns die an! Helga, liebe Helga —"

Aber der Zauber war gebrochen. Die unbelauschte Stille war nicht mehr erfüllt von ihm, sondern von anderen Menschen mit Augen und Ohren, die sehen konnten und die wiedererzählen konnten. Sie war bebend von ihrem Stein aufgesprungen und stand fluchtbereit zwischen den Blöcken. Der Boden hinderte sie, und ehe sie noch mühsam hastig ein paar Schritte gemacht hatte, war die kugelnde, rutschende Gesellschaft bei ihnen angekommen.

Es waren drei flachshaarige, sonnenverbrannte Kinder in ärmlichen Kleidern. Verlegen lächelnd, mit breiten Mündern und blendend weißen Zähnen blieben sie vor den Auseinandergescheuchten stehen. Das kleinste Mädchen hatte ein zerbrochenes Tellerchen in der Hand, auf dem ein Häufchen Heidelbeeren lag, das sie grinsend den beiden entgegenstreckte.

Bill mußte trotz ſeines Ärgers lachen. Er faßte in die Taſche. „Da," ſagte er, „aber nun macht auch, daß ihr fortkommt, und das möglichſt ſchnell!"

„Nein," ſagte Helga heftig, „nein, die Kinder ſollen bleiben! Ihr müßt mir erzählen, wo ihr her ſeid! Wie heißt ihr? Wo kommt ihr her? Wohnt ihr da oben im Dorf?" Sie nahm das kleinſte, unſaubere, heidelbeerbefleckte Geſchöpfchen mit ſamt ſeinem Tellerchen auf den Schoß und zog die anderen zu ſich heran.

„Was thuſt du, Helga?" flüſterte er, „wir dürfen keine Zeit verlieren!"

Sie beachtete ihn nicht und überſchüttete die drei, die mit offenen Mündern ſie anſtarrten, mit einem Schauer haſtiger Fragen, auf die ſie keine Antwort bekam.

Endlich begriff Bill, daß ſie die Kinder als eine Schutzwehr um ſich zog und daß für heute alles verloren ſei. „Ich ſoll fortgehen," ſagte er.

Sie ſah ihn an, nickte und preßte das kleine Ding feſter an ſich.

„Und morgen?" fragte er.

Sie antwortete nicht, aber ihre großen, angſtvollen Augen ſprachen deutlich genug.

„Nun gut, ich gehe. Aber morgen früh erwarte ich dich. Um vier geht das Dampfſchiff. Wirſt du kommen?"

„Ich weiß nicht. Geh, ich bitte dich, geh!"

Bill biß die Zähne zuſammen. „Deine Hand!" ſagte er.

Sie gab ſie ihm. Ihre Hand war kalt und zitterte.

„Morgen früh um vier," ſagte er noch einmal. Dann ging er zögernd, ſie rief ihn nicht zurück. Ehe er um den Dünenvorſprung bog, ſah er ſich noch einmal um. Die tiefſtehende Sonne ſchien ihm gerade in die Augen. Die Mohnblumen ſchwammen ineinander zu rieſigen, roten Rädern mit gelbzackigen Rändern. Da drinnen ein weißer Fleck — und das war ſie. — —

Borowsky und Fräulein Müller ſaßen bereits beim Abendbrot, als Helga nach Haus kam. Er empfing ſie mit einer ärgerlichen Bemerkung über ihre Unpünktlichkeit, Helene entſchuldigte ſich vielmals, daß ſie bereits angefangen hätten, aber ſie wären ſo arg hungrig geweſen.

Helga legte raſch ihren Hut ab und nahm ihren Platz bei Tiſch ein.

„Wo warſt du ſo lange?"

„Iſt es denn ſchon ſo ſpät? Wahrhaftig! Ich habe nicht nach der Uhr geſehen. Es war ſo ſchön — und da konnte ich mich nicht von meinem Buch im Strandkorb trennen —"

„Dazu hätteſt du ja den ganzen Tag Zeit gehabt. Und dann, wo iſt das Buch? Du kamſt mit deinen Sachen herein, aber ein Buch habe ich nicht geſehen."

Sie merkte, daß ſie in der Eile eine ungeſchickte Ausrede gefunden hatte. „Mein Buch — wahrhaftig — es iſt nicht da. Ich habe es wohl unten vergeſſen."

„Natürlich, deine ewige Vergeßlichkeit. Wieder eines von unſeren guten Büchern fort. Was war es denn? Das Mädchen ſoll gleich an den Strand gehen."

Helga wurde es heiß. „Laß doch jetzt! Vielleicht habe ich es unterwegs — und wo ſeid ihr denn den ganzen Nachmittag geweſen?"

„Das iſt jetzt Nebenſache. Erſt will ich wiſſen, welches Buch du verloren haſt."

„Mein Gott, ſo laß doch! Irgend ein gleichgültiges Ding — eine Reiſelektüre — ich weiß nicht einmal den Titel."

„Wir haben ja aber gar nicht derlei Werke."

Helene fand es an der Zeit einzuſpringen. Es gehörte zu ihrer Taktik, immer dem Angegriffenen beizuſpringen. So machte ſie ſich beiden Teilen unentbehrlich. „Es iſt gewiß eines von meinen geweſen," ſagte ſie. „Ich habe eine ganze Menge auf dem Bahnhof zuſammengekaufter Schmöker, und keiner verlohnt ſich der Mühe, daß man über ſeinen Verluſt weint."

„Ich begreife nicht, Helene, wie Sie bei Ihren geringen Mitteln ſich ſo unnötige Ausgaben machen," ſagte Borowsky tadelnd.

„Alſo, was habt ihr alles in der Stadt unternommen? Ihr habt ja noch kein Wort erzählt!"

„Du weißt, daß ich das Ausfragen nicht leiden kann," ſagte ihr Mann.

„Aber du fragſt mich aus nach jeder Kleinigkeit, als ob ich ein Kind wäre."

„Du biſt auch ein Kind, denn auf dich kann man ſich niemals verlaſſen."

Sie wollte eine heftige Antwort geben, aber das Wort stockte ihr im Munde. Ihr fiel der schrecklich treffende Doppelsinn seines Wortes ein. Schweigend zwang sie sich, ein paar Bissen zu genießen. Ihr Mann hatte die Serviette bereits hingelegt und trommelte ungeduldig mit seinen Fingern auf den Tisch.

„Du erlaubst wohl, daß wir aufstehen," sagte er gereizt, „wir sind schon eine Ewigkeit fertig."

In Helga stieg der Trotz wieder auf. „Bitte sehr! Es wird mir sogar entschieden besser schmecken, wenn man mir nicht jeden Bissen in den Mund zählt."

„Dann brauchen wir uns ja nicht länger zu genieren. Gesegnete Mahlzeit. Kommen Sie, liebe Helene, Sie wollten ja gern wissen, was gestern im Reichstag verhandelt worden ist."

„Erlaubst du, liebe Helga?"

„O gewiß. Übrigens weißt du ja, daß ich in meinem Hause nichts zu erlauben habe."

Helga sah ihnen nach. Und da sollte ich noch zögern? Sie blieb am Tisch sitzen, stützte den Kopf in die Hand und ließ ihre Blicke durch das Zimmer schweifen. Zum letztenmal! Gott sei Dank!

Ein Frösteln überrann sie. Zum letztenmal! Ihr war, als ob sie es jahrelang nicht gesehen hätte. Sie hatte es verachtet, solange sie im ruhigen Besitz war. Heute sah sie es wie mit tausend Augen an. Das Licht glänzte auf dem Silbergeschirr und erfüllte den ganzen behaglichen Raum bis in seine fernsten Ecken. Alles so gediegen und reich. Keine billige Dekoration, und das Ganze so peinlich und ordentlich. Das Zimmer bis zur halben Höhe mit hellem Holz getäfelt, an den Wänden ein paar mit kostbarem Leder bezogene Sofas, hohe Lehnstühle um den schweren Eßtisch und an den Wänden alte Porzellane und ein paar Stillleben. Sie stieß den Stuhl zurück und ging in ihr Zimmer. Ihr Reich! Jedes Stück eine Erinnerung. Alles noch in den ersten Jahren ihrer Ehe angeschafft. Behagliche Ecken, wie geschaffen zum Plaudern — ihre kleine Bibliothek — ihr Flügel — wie heimelig und vertraut sie das alles heute fand! War das jetzt nicht trotz alledem ihre Heimat? Und das alles verlassen? Was lag vor ihr?

Von nebenan durch die offenstehende Thür hörte sie ihren Mann in gleichmäßigem Tonfall lesen. Sie machte eine Bewegung. So konnte sie ihn sehen. Mit einer Art grausamer Wollust malte sie sich aus, was er für ein Gesicht machen würde, wenn sie fort wäre. Ob es ihm leid thun würde? Ob er sich sagen würde, wie unglücklich sie gewesen sein mußte? Er — er und sich das sagen? Er würde wütend sein, auf sie schelten, aber sie verstehen? Hatte er sie denn je verstanden? Wie sie ihn haßte! wie sie ihn haßte!

Die Adern in ihrem Halse schlugen ihr hart. Scheu sah sie nach den beiden. Ihr war, als müßten sie ihre Gedanken erraten. Wenn sie doch zu ihm gehen könnte, wenn sie ihm sagen könnte: Hilf mir! Du bist ja so viel älter als ich! Ich bin noch jung Hilf mir gegen meine Versuchung, gegen mich selber!

Sie war zu ihm getreten, er sah von der Zeitung auf. „Wünschest du etwas?" fragte er kurz.

Die weiche Regung war verschwunden, sie zog sich in sich selber zurück. „Nichts. Ich wollte euch nur gute Nacht sagen."

„Gute Nacht!" sagte er und las weiter.

Die Glasthür ihres Schlafzimmers schlug klirrend hinter ihr ins Schloß. Er will es ja nicht anders, sagte sie trotzig. Es ist seine Schuld, nicht meine.

Sie stand überlegend still. Wenn sie morgen früh fort wollte, so mußte sie doch irgend etwas mitnehmen. Aber was war das Nötigste? Im selben Augenblick, als sie etwas aus einer Schublade herausnehmen wollte, packte sie das Entsetzen. Bis jetzt hatte sie mit dem Gedanken gespielt, in diesem Augenblicke wurde er zur That. Sie ließ die Sachen wieder fallen und stürzte von dem Schrank fort ans Fenster. Das Mondlicht flutete in breiten Wellen herein; über die Mole dehnte sich die grausilberne Fläche des stillen Meeres, und zwischen den Stämmen glitzerte der langsam fließende Fluß im Mondlicht wie mit Millionen von Sternen besäet. Leise, ganz leise hallte der dumpfe Ton eines Nebelhorns über die schlafenden Wasser. Warum war das alles so

ſchön und ſtill wie auf einer Inſel der Seligen?

Nebenan klappte die Thür. Ihr Mann war eingetreten. Nach einer Weile klopfte er. Sie hielt den Atem an. Dann klopfte er wieder.

„Was willſt du?“ fragte ſie mit verſchleierter Stimme.

„Biſt du mir böſe?“

„Ja!“

Er drückte das Schloß herunter. „Ich will dich um Verzeihung bitten.“

„Gute Nacht. Ich bin todmüde.“

Er ſtand noch eine Weile an der Thür und bat. Sie hielt ſich die Ohren zu. Dann ging er.

In ohnmächtigem Zorn richtete ſie ſich ſtumm auf und ſtreckte die geballten Hände nach der geſchloſſenen Thür. Du biſt ein ſchlechter Menſch, ſagte ſie durch die Zähne. Das iſt immer das Ende aller Scenen. O, wie ich mich ekle!

Als drüben alles ſtill geworden war, entkleidete ſie ſich und legte ſich zu Bett. Schlafen! Nur einen Augenblick ſchlafen und vergeſſen! Aber ſie konnte es nicht. Ruhelos wühlte ſie ſich in den Kiſſen umher. Zuletzt richtete ſie ſich mit einem Ruck auf und ſtarrte in den Mondſtreifen, der immer weiter und weiter und weiter rückte.

Die Stunden vergingen. Morgen, was wird morgen ſein?

Morgen lag alles hinter ihr, was ſie bis jetzt für nichts geachtet hatte und was ihr jetzt ſo koſtbar dünkte — ihre ganze geachtete Frauenſtellung — ihr guter Name —

Wie ſie alle zetern würden! Welche Steine ſie auf ſie werfen würden! Wie genau ſie ſich an ähnliche Vorkommniſſe in der Berliner Geſellſchaft erinnerte! Und wie hatte man geläſtert! Zu dieſen Frauen würde ſie auch gehören. Jeder würde ſie und ihre Liebe mit ſeinen plumpen Fingern betaſten; jeder Schuſterbube, der einmal ein paar Stiefel ins Haus gebracht, ſich berechtigt glauben, ſeine Gloſſen über ſie zu machen. Und ihr Vater? Ihr ſtrenger Vater? Er würde der erſte ſein, der ſie verdammte.

Rieſengroß ſtieg er mit ſeinen Fledermausflügeln vor ihr auf — der geifernde, alles beſchmutzende, in den Staub tretende, der vernichtende Skandal!

Es iſt nicht möglich! Ich kann es nicht! Das kann ich nicht ertragen! Ich thue es nicht! Ich bleibe hier!

Bill! Bill!

Sie biß die Zähne in die Kiſſen, um nicht laut aufzuſchreien in der grenzenloſen Qual.

Wie ſie ihn liebte! Wie ſie bebte in der Sehnſucht nach ihm! Und es koſtete ſie nur einen Entſchluß, und alles ſtand unwiderruflich feſt; dann gab es kein Zaudern mehr, ſie konnte nicht mehr zurück.

Nie mehr zurück? Nie mehr?

Sie hob den Kopf. Das Mondlicht war erloſchen, graue Dämmerung erfüllte das Zimmer, und durch die Fenſter wehte es kühl und feucht herein.

Der Tag war da! Noch vor Sonnenaufgang fuhr das Schiff ab.

Die Entſcheidung! So bald, mein Gott, ſo bald!

Sie zog die Knie hoch, ſtützte die Ellbogen darauf und preßte die Hände gegen ihr Kinn. So hockte ſie fiebernd, unentſchloſſen im Bett. Wenn ſie fort wollte, ſo mußte ſie jetzt aufſtehen. Es war die höchſte Zeit! Kaum daß ſie noch in die Kleider kommen konnte und das Notwendigſte zuſammenpacken. Und wenn ſie nicht aufſtünde? Dann blieb alles beim alten!

Aber Bill! Bill und ſeine Liebe! Bill, der ſie vielleicht jetzt ſchon am Dampfſchiff, womöglich am Hauſe erwartete.

Der Gedanke hatte ſie wie ein Blitz durchzuckt. Mit einem Satz ſprang ſie auf und ſtellte ſich mit bloßen Füßen an das Fenſter. Kein Menſch war auf dem Strande; ſtill und bleiern lag der Fluß, unten ſchaukelte ſich ihr weißes Boot; die Sperlinge zirpten in den blühenden Zweigen. Der Oſthimmel war gelbrot, und über dem Meere lag der dichte Morgennebel. Sie ſah nach der Uhr, aber die hatte ſie geſtern abend nicht aufgezogen, und ſie war auf Mitternacht ſtehen geblieben. Sie wußte auch ſo, daß es Zeit war, die höchſte Zeit!

Werde ich gehen? Werde ich nicht gehen?

Sie ſaß auf ihrem Bettrand, vor Froſt und Aufregung bebend. Eine gewiſſe dumpfe Neugierde, was ſie wohl thun würde, erfüllte ſie. Unzähligemal hatte ſie vor ſich hingemurmelt: werde ich gehen? werde ich

nicht gehen? und noch immer saß sie regungslos, unangekleidet und rieb die nackten Füße mechanisch übereinander, um sie zu erwärmen.

Da heulte das Nebelhorn einmal lang und dumpf aus nicht allzu großer Entfernung.

Das war das erste Abfahrtszeichen. Nach zehn Minuten würde es zweimal, und wieder nach zehn Minuten dreimal gezogen werden, und dann fuhr das Kopenhagener Schiff ab. Von ihrem Hause bis zum Hafen waren es zehn Minuten. Sie hatte auch keine einzige mehr zu verlieren.

Werde ich gehen? Werde ich nicht gehen?

Zwei langgezogene heulende Töne brachten sie auf die Füße. Im selben Augenblick hatte sie ihre Sachen ergriffen und kleidete sich mit rasender Hast an. Die Finger gehorchten ihr nicht. Die Bänder verknoteten sich, zu keinem Haken fand sie die Öse, je mehr sie sich beeilte, desto langsamer ging es.

Da — die Hände sanken ihr herab — das dritte Zeichen war gegeben.

Vielleicht, vielleicht noch!

Die Schuhe in der Hand eilte sie hinab. Als sie vor dem Hause auf der obersten Treppenstufe stand, sah sie, was ihr das Herz still stehen machte. Durch die Stämme schimmerte der schwarz-rote Bug des Schiffes, und über den Wipfeln schwankte der rote Rand des Schornsteins.

Sie schrie nicht auf, sie zögerte auch nicht. Rasch schlüpfte sie in die Schuhe und rannte wie gehetzt zum Ufer hinab.

Und da kam es, groß und stattlich, füllte fast den schmalen Fluß aus, in dessen Mitte es fuhr. Eine dichte schwarze Rauchwolke zog über das Schiff, unaufhörlich gab die Glocke Warnungszeichen ab. Das Lotsenboot wurde hinterher durch das strudelnde Wasser gezogen. Das Verdeck war voll, in Mäntel und Tücher gehüllt lehnten die Leute am Gitter oder trabten auf und ab, um sich gegen die Morgenkühle zu schützen. Sie sah Bill nicht. Da, als das Schiff schon an ihr vorbei war, entdeckte sie ihn. Jetzt hatte auch er sie erkannt. Er schrie ihr etwas zu, was sie nicht verstand, und winkte heftig mit dem Tuch.

Seine Mitreisenden, welche die Dame da unten natürlich nur für jemanden hielten, der einem fortfahrenden Schiff Grüße nachsendet, riefen und wehten lustig mit den Taschentüchern. Es war, als ob das ganze Schiff zu rufen und zu winken angefangen hätte. Noch fuhr es langsam, sie konnte ungefähr Schritt halten.

Jetzt hätte sie zu allem Mut gehabt, weil es unmöglich war. Und eine so geringe Entfernung trennte sie von ihm; hätte sie fliegen können, sie wäre in einer Sekunde bei ihm gewesen. Zwischen ihnen lag nur ein schmaler Wasserstreifen. In achtloser Hast, in Angstschweiß gebadet, keuchte sie weiter.

Nun war der Dampfer zwischen den Molen. Das Wasser wurde breiter und tiefer, die Schraube arbeitete schneller. Sie sah die Entfernung zwischen ihr und ihm sich dehnen. Noch immer suchte sie ihm nachzukommen, jetzt über das ungleiche, schlüpferige Steinpflaster des Dammes, durch die Pfützen hindurch, die noch von dem Gewitter standen, nicht auf die Schmerzen in dem kranken Fuß achtend — nur ihn sehen, solange es möglich war, nur immer vorwärts und vorwärts!

Sie war an dem Eisengitter des Molenkopfes angelangt. Vor ihr lag die See. Sie konnte nicht weiter.

Das Schiff fuhr Volldampf hinaus. Schon konnte sie sein Gesicht nicht mehr erkennen, nur noch seine helle Gestalt und das weiße Tuch in seiner Hand. Ein paarmal fuhr sie sich über die Augen, wenn sich die verschleierten. Das war ihre einzige Regung. Ihr ganzes Leben hing atemlos an dem kleiner und kleiner werdenden Punkt da draußen auf der grünen Wasserwüste.

Das Lotsenboot kam zurück, die Männer arbeiteten lässig und sahen sie neugierig an. Sie wußte, daß ein jeder sie kannte und ihren Mann, aber es war ihr gleich, was sie von ihr dachten.

Das Tuch war verschwunden, selbst seine Gestalt konnte sie nicht mehr von den anderen unterscheiden.

Es war zu Ende.

Sie glitt an der Stange nieder, um deren Knauf sie schon lange ihren Arm geschlungen hatte, und kauerte auf der niedrigen Steinmauer.

Sie sah alles. Sie sah die Tautropfen,

die voll und ſchwer an den Eiſenſtangen hingen, dem Niederfallen nahe, jeden Windhauch, der das ſtille Waſſer kräuſelte, und jede Farbe, in welcher der Oſthimmel ihr gegenüber aufleuchtete und loderte. Neugeboren tauchte die tannenwaldumſäumte Küſte aus dem ſich hebenden Nebel auf. Es war alles ſo friſch, ſo duftig, ſo jung und zitternd.

Jetzt erhob ſich der dunkelrote Rand der Sonne über das Waſſer. Jähe Lichtfluten ſchoſſen über die Erde und verbleichten wieder. Aber nun tauchte der ungeheure Ball aus der Flut auf. Seine warmen Strahlen trafen die Frierende auf der taubenetzten Mauer.

Als der Sturm getobt und das jetzt ſo friedliche Meer aufgepeitſcht in furchtbaren Garben über die Stelle geziſcht hatte, wo ſie ſaß, hatte ſie ihn kennen gelernt. Jetzt ſchien der junge Tag, um ſie zu verhöhnen, weil ſie Abſchied genommen hatte von ihm und dem heiß erſehnten Glück.

Sie weinte laut.

Eine Möwe, die ruhig neben der Verſteinerten geſeſſen, fuhr erſchreckt mit grellem Schrei auf und flog in die Rauchſäule, die grau und verflatternd über der See lagerte.

Nimm mich mit! ſchrie Helga und ſtreckte die Arme nach ihr aus. Nimm mich mit!

Dann lachte ſie ſchluchzend und wild über die Phraſe. Es half ja alles nicht mehr. Er war fort.

Sie ſtand auf. Es war Morgen geworden, ſie ſah Menſchen auf dem Damm und am Strande. Draußen kreuzte die Fiſcherflotille, die auf den Nachtfang ausgezogen war, in einem langgezogenen Strich ſchräg liegender weißer Segel.

Wie ein großer dunkler Käfer hing das Schiff am Horizonte.

Sie ſah ſich nicht wieder um, mühſam ſchleppte ſie ſich nach Hauſe. Die Thür war noch offen; nichts regte ſich, niemand hatte von ihrer Abweſenheit etwas gemerkt. Die Sonne ſtand gerade vor ihrem Fenſter. Das ganze Zimmer war erfüllt von goldigen warmen Lichtfluten. Sie ſtreifte die Schuhe ab, dann, ſo wie ſie war, legte ſie ſich in ihr Bett und zog die Decke über den Kopf.

Zu ſpät — vorbei.

Sie hatte ſich nicht ſelber aus der Reihe der geachteten Frauen ausgelöſcht, auf ihrer Ehre haftete kein Flecken, ihre Sünde war Gedankenſünde geblieben, niemand hatte das Recht, mit Fingern auf ſie zu zeigen.

Aber ſie hatte ihr Glück entfliehen laſſen, nicht im Gefühl ihrer Pflicht, ſondern aus Feigheit.

Und ſie fror in ihren weichen Kiſſen, ſie fror — ſie fror —

* * *

Bill ſah nach ihrer Pſychegeſtalt, die wie ein verwehtes Blatt an dem Eiſengitter hing, bis ſie und das Gitter und die Leuchtbake ineinander verſchwammen.

Es iſt ja auch noch nicht alles verloren, dachte er; nur eine Trennung von ein paar Wochen, ſo werde ich ſie in Berlin wiederſehen, und dann wird ſie nicht mehr ſo ängſtlich ſein, die verſchüchterte kleine Seele. Ich werde ihr noch heute ſchreiben und ihr ſagen, wie unglücklich ſie mich gemacht hat.

Trotz ſeines elegiſchen Starrens in die Wellen verhehlte er ſich doch nicht das Gefühl einer gewiſſen Erleichterung, daß ihm die Laſt einer furchtbaren Verantwortung und der tolle Streich durch ſie erſpart worden war, und ſein Unglück hinderte ihn auch nicht, gründlich hungrig zu werden, denn er war gänzlich nüchtern abgefahren. Er ließ ſich den Kaffee auf Deck ſervieren, und das heiße Getränk that ſeinem Magen bei der Morgenkühle ſehr wohl. Dazu glühten Himmel und Meer; er ſagte ſich, es wäre ein Verbrechen, das nicht feſtzuhalten, wenn man auf einer Studienreiſe iſt. Am Ende könne man ja auch malen, wenn man verliebt und unglücklich ſei. Seine Gedanken zwiſchen ihr und der ſcharfen Beobachtung ſeiner Umgebung geteilt, nahm er eine ſchnelle Skizze auf, die er vor der Landung ſehr zufrieden mit dem Erreichten zuſammenpackte. Am Abend, nachdem er ſich in den Kopenhagener Straßen müde gelaufen hatte, dachte er, wie entzückend es ſein müßte, wenn ſie jetzt bei ihm wäre. Um die ſüße kleine Frau mit dem Pſychekörper und dem ſchwermütigen Geſichtchen ſein eigen zu nennen, wäre keine Dummheit zu groß geweſen. Von der Sehnſucht nach ihr gegeißelt, brachte er eine wüſte, ſchlafloſe Nacht zu. Noch morgen werde ich

ihr schreiben, dachte er, während er sich nervös in seinem Bette herumwühlte. Ich bin in meinem Leben noch nicht so toll nach einem Weibe gewesen!

Er schrieb ihr nicht. Er fürchtete, sein Brief könne ihrem Manne oder seiner Feindin in die Hände fallen.

Was sie jetzt wohl thun wird? dachte er hundertmal am Tage. Was sie wohl sagen würde, wenn ich plötzlich vor ihr stände? Soll ich zurückgehen? Soll ich sie mir holen?

Dabei ging er, studierend und skizzierend, weiter bis Christiania. Hier wurde er von den jungen Malern, die ihn zu den Ihren rechneten, ehrenvoll aufgenommen und in einen Strudel gezogen, gegen den er sich nicht wehren konnte.

Abscheulich! diese albernen Faxen mitzumachen. Ob sie mich wohl schon vergessen hat?

Dabei bürstete er sich seinen Schnurrbart sorgfältig und kam erst frühmorgens nach einer durchkneipten und durchschwärmten Nacht wieder nach Haus.

Helga erwartete unterdes vergeblich die Antwort auf einen Brief, den sie ihm aufs Geratewohl nach Kopenhagen geschickt hatte. Sie hatte ihn unter bitterer Angst geschrieben und war nach der Stadt gefahren, um ihn aufzugeben, in der Sorge, er könne zurückkommen und sie als Absenderin entdeckt werden. Der Brief lag irgendwo auf der Post unter den tausend anderen, die ebenfalls nicht an ihre Adresse gelangt waren, und als er wochenlang nicht reklamiert wurde, machte man ihn eines Tages amtlich auf. Da er keine Unterschrift trug, wurde er vernichtet.

So war mehr als ein Monat vergangen. Bill war zum Besuch bei einer reichen norwegischen Familie, die drei Töchter besaß, von denen eine immer noch schöner und blonder war als die andere. Das Haus war voll von Gästen. Täglich kletterte man in großer Gesellschaft auf den Bergen herum, fuhr man auf den Fjorden spazieren und besuchte Gletscher und Wasserfälle. Des Abends arrangierte Bill lebende Bilder, und dann tanzten sie tief in die Nacht hinein in dem milden klaren Licht auf dem Rasen.

Da eines Morgens war es. Um Mitternacht hatten sie eine Bootfahrt gemacht. Bill entschied sich, daß Signe doch die Schönste von den drei Schwestern sei, und machte ihr infolgedessen sehr energisch den Hof. Nach der Landung gab er ihr den Arm, und sie wanderten in der nordischen Dämmerung über eine köstliche Wiese nach Haus. Signe radebrechte das Deutsch schwerfällig, aber reizend, und Bill mühte sich mit Erfolg, ihr die Konjugation von „lieben" beizubringen. Er amüsierte sich vortrefflich. In seinem Zimmer, als er sich seine Krawatte abband, lachte ihm aus dem Spiegel sein durchaus nicht schwermütiges Gesicht entgegen.

Plötzlich kam ihm der Gedanke: Mein Gott, wenn sie wirklich toll genug gewesen wäre, mit mir durchzugehen, die Sache wäre doch verteufelt anders geworden. Eigentlich muß ich der vernünftigen kleinen Person doch riesig dankbar sein. Ich wäre verrückt genug zu dem Streich gewesen. Jetzt wäre ich an eine ewig kränkliche und nervöse Frau gebunden, der ganze fürchterliche Skandal wäre auf mir sitzen geblieben — übrigens war sie mindestens fünf Jahre älter als ich. Etwas verblüht war sie auch schon. Aber doch noch entzückend, entzückend! Was sie für fromme Augen machen konnte, wie eine kleine Nonne! Süße, kleine, verständige Frau!

Seine kräftige Jugend hatte keinen Raum für Werthergefühle. Dazu fühlte er zu modern, und das Leben lag zu reich und hoffnungsvoll vor ihm. Eine Tollheit, geboren durch die Sonnenglut und den Müßiggang, vom sentimentalen Rauschen der Bäume und von der Melancholie des Meeres, Mitleid und dann Liebe. Liebe, o nein, Verliebtheit und Begehrlichkeit, eine Episode für ihn — weiter nichts.

Bill nahm bei seiner Rückkehr denselben Weg wie bei seiner Hinfahrt. Wieder fuhr er an ihrem Hause vorbei. Es regnete in Strömen; er saß in der Kajüte und spähte verstohlen zum Fenster hinaus. Die Linden waren kahl und zerzaust, alles grau in grau. Die Oleanderbüsche waren hereingenommen, das Haus unwirtlich und alle Fenster geschlossen. Es gab ihm einen kleinen Stich ins Herz.

Wie wär's, wenn ich ihr guten Tag sagte? Ich könnte einen Zug überschlagen und erst morgen nach Berlin fahren.

Er that es nicht. Er war ihrer Vernunft

doch nicht ſo ganz ſicher. Und warum eine Herzenswunde wieder aufreißen, die eben erſt im Verharſchen iſt?

* * *

Dicht gedrängt ſtanden die Menſchen in der Rotunde des Ausſtellungspalaſtes und in den angrenzenden Sälen. Draußen in den warmen Strahlen der Maiſonne erwarteten Herren im ordenbeſäeten Frack die Ankunft des Prinzen, der die Kunſtausſtellung eröffnen ſollte. Drinnen ſummte und ſurrte es von unterdrückten Stimmen; ungeduldig gingen die weiter hinten Stehenden herum, die doch nichts zu ſehen vermochten, während die in der Rotunde trotz ſtundenlangen Wartens ſich nicht vom Platze rührten. Allen merkte man die Müdigkeit und Erſchlaffung des langen Stehens an; nur wenige waren ſo glücklich geweſen, einen Stuhl zu erobern. Zu ihnen gehörte Helga, der ein alter Herr Platz machte, als er die Dame mit den dunkel umränderten Augen und dem ſchmalen Geſicht ſich blaß und blaſſer an den Sockel eines Kaiſerſtandbildes lehnen ſah.

Sie hatte ſich ſehr verändert, als wären die Monate ſeit ihrer Trennung von Bill ebenſoviele Jahre geweſen. Scharfe Falten zogen ſich von der ſpitz gewordenen Naſe zu den Mundwinkeln. Dazu trug ſie ein erbsgelbes Kleid, ein Weihnachtsgeſchenk ihres Mannes, und ſie hätte zu ihrem grauen Teint nichts Unpaſſenderes anziehen können. Ruhelos wanderten ihre Augen herum, unſicher, flackernd — nach Bill.

Sie hatte ihn nicht wiedergeſehen. Kein Wort, keine Zeile, nichts, nichts ſeit jenem Tage. Den Kopf hatte ſie ſich über den Grund ſeines Schweigens zermartert. Aus den Zeitungen hatte ſie erfahren, daß er in Berlin ſei. Nie in dem ganzen, öden Winter hatte ſie ihr Haus verlaſſen, ohne die Hoffnung, ihn diesmal zu treffen. Auf allen Geſellſchaften war ſie herumgezogen, um ſich abends müde und enttäuſcht nach Hauſe zu ſchleppen. Es war ſo weit mit ihr gekommen, daß ſie in ihrer Verzweiflung, wenn es dunkelte, bis vor ſeine Wohnung gelaufen war und in Regen und Schnee auf der Straße geſtanden hatte. Eine ſchreckliche Zeit! Früher hatte ſie ja auch das Zuſammenleben mit ihrem Manne, dieſe verſpätete Leidenſchaft eines Abſterbenden, aushalten müſſen; jetzt aber mußte ſie es ertragen mit der Liebe zu einem anderen im Herzen. Hundertmal war ſie in Verſuchung geweſen, ihm zu entfliehen, aber wohin? Ihr Vater hatte ihr auf einen Brief, in dem ſie ſich endlich mal ein Herz gefaßt hatte, ſtreng geantwortet, ſie auf Gott gewieſen und ihr geſchrieben, er würde eine Frau nie in ſein Haus aufnehmen, die ihre Pflicht als chriſtliche Ehefrau nicht erfüllt hätte. Wohin ſollte ſie, verlaſſen, krank, mittellos? Ihr blieb nur ein Ausweg. Sie drückte ſchaudernd die Augen zu, wenn ſie über den Kanal ging, weil es ihr war, als ob das widerliche, träge Waſſer ſie hinabzöge in ſeinen ſchlammigen Schoß.

Heute mußte ſie ihn ja treffen. Es war unmöglich, daß er bei dieſer Gelegenheit fehlte, es war unmöglich!

Die blaſſe Frau dachte nichts anderes; ſtumpfſinnig wiederholte ſie ſich fortwährend dieſelben Worte: er muß hier ſein! Ich muß ihn ja heute treffen.

Bill ſtand in der That, nicht hundert Schritte entfernt, durch die Menſchenmauer von ihr getrennt, auf der entgegengeſetzten Seite der Rotunde in dem zweiten großen Skulpturenſaal. Aber er dachte mit keinem noch ſo entfernten Gedanken an Helga.

Der Rauſch war gänzlich verflogen.

Von den Frauen verwöhnt, von dem Weihrauch ſeines wachſenden Ruhmes umnebelt, vergaß er das ſommerliche Intermezzo, und wenn er, auf dem Sofa liegend und eine Cigarette rauchend, an Weiber dachte und unter ihnen an Helga, ſo war es immer mit einem unbehaglichen Gefühl und dem Gedanken: Bill, alter Junge, du darfſt nie wieder ſo weit mit einer anſtändigen Frau gehen.

Jetzt zitterte ein verſtärktes Raunen durch die Menge und gleich darauf Totenſtille. Von draußen, oben von der Kuppel herab, ſchollen die feierlichen Klänge des „Heil dir im Siegerkranz". Bald darauf erſchienen ein paar blitzende Helmſpitzen; die hinten Stehenden reckten ſich, ohne etwas anderes zu ſehen als hochgehobene Cylinder und ein paar Federbüſche. Eine klare, ſtarke Stimme, die über der lautloſen Verſammlung zu

ſchweben, von ihr auszugehen ſchien: „Im Namen Seiner Majeſtät des Kaiſers und auf Befehl Seiner Königlichen Hoheit erkläre ich die Kunſtausſtellung für eröffnet.“ Die Helmſpitzen bewegten ſich vorwärts und verſchwanden im Ehrenſaal; in der Menge entſtand ein Schieben und Drängen in derſelben Richtung, und die nichts geſehen hatten, blickten ſich lachend an. War das alles? Wer hatte geſprochen, der Präſident oder der Miniſter?

In wenigen Minuten waren ſämtliche Säle überſchwemmt, von einem wirren Durcheinander, in dem ſich die Freunde und Familienmitglieder zuſammenfanden und aus dem ſich langſame Gruppen ſonderten, die vor einzelnen Bildern ſich mehr und mehr vergrößerten, während andere Bilder ihren Atelierſchlaf, von niemandem beachtet, weiter ſchliefen.

Helga ließ ſich von der Menge weitertreiben. Ihrem Manne war ſie entſchlüpft und er war ihr längſt aus den Augen gekommen. Immer noch hatte ſie nichts von Bill und ihn ſelbſt nicht entdeckt. Endlich ſchlug ſein Name von ſolchen, die bereits zurückſtrömten, an ihr Ohr.

Im letzten Saale hing es. „Abſchied“ hatte er es genannt. Es war Morgenſonnenſchein. In wunderſamen Farben leuchtete das Meer, das ſich mit dem Himmel vermählt hatte. Alles war Glut und durch die Nacht taugeborene Friſche und warme Lebenskraft. An dem einſamen Strand war nur eine einſame Frau. Sie hatte die Hände im Schoß verſchlungen und kauerte, in tiefem Sinnen wie erſtarrt, auf einem mooſigen Stein. Man konnte ihr Geſicht nicht ſehen, aber an der Haltung der ſtillen Frau fühlte man den Schmerz, der ſie betäubte. Draußen am Horizonte, wo das letzte graufahle Dämmern verhuſchte, war ein Schiff eben im Entſchwinden. Der bittere Gegenſatz zwiſchen dem freudigen Glühen der neugeborenen Erde und der hoffnungsloſen Gebeugtheit der Verlaſſenen war ſchlagend. Was hatte Bill Winkler malen wollen? Iſt es ein Mädchen, das einen Liebestraum entſchwinden ſieht? Iſt es eine Frau, die einem ſchuldvollen Glück entſagen muß?

Immer mehr Menſchen verſammelten ſich vor dem Bilde. Die zuletzt Angekommenen mußten warten und verſuchten, zwiſchen den Köpfen und Schultern hindurch einen Blick zu erhaſchen. Lebhaft ſtritt man ſich über das Sujet. Selbſt Gegner der Freilichtſchule mußten anerkennen, daß er einen Treffer gemacht habe. Bill ſtand nicht weit von ſeinem Bilde, ließ ſich von allen Seiten gratulieren und ſchüttelte Dutzende von Händen, die ſich ihm im Vorübergehen entgegenſtreckten. Dann wurde Platz vor dem Bilde. Seine Hoheit war in den Nebenſaal getreten, alles ſtürzte dahin, und Bill mit ſeiner Geſellſchaft folgte, um zu ſehen und geſehen zu werden.

Gerade da kam Helga. Die Knie verſagten ihr; ſie ſetzte ſich raſch auf ein in der Nähe befindliches Sofa und ſtarrte regungslos ſich ſelber an. Ja, ſo, ſo war es geweſen. So hatte ſie dem Schiffe nachgeblickt, ſo war ſie zurückgeblieben, gebrochen und betäubt. Es war alles richtig! Nur hatte er aus der Mole jene Steinblöcke gemacht, zwiſchen denen er ſie den Abend vorher getroffen hatte, und hier wie damals verrieſelte der Schaum zu ihren Füßen.

Aber dann liebte er ſie ja noch! Dann hatte er ſie ja nicht vergeſſen, bei jedem Pinſelſtrich mußte er an ſie gedacht haben. Durch einen Thränenſchleier ſah ſie ihn eintreten; eine junge, ſehr ſchöne und ſehr elegante Dame an ſeiner Seite. Haſtig trocknete ſie ſich die Augen.

„Nein,“ ſagte die Dame, „ich gehe noch nicht. Erſt muß ich mir Ihr Bild noch einmal anſehen.“

„Sie kennen es ja ſchon auswendig,“ ſagte Bill lachend, aber er ſtellte ſich an ihre Seite. Dabei war er dicht an Helga vorbeigegangen und hatte ſie mit einem flüchtigen, nicht erkennenden Blick geſtreift. Sie unterhielten ſich ungeniert laut, ohne auf die gleichgültige Unbekannte in ihrer Nähe zu achten.

„Und ich behaupte doch, Sie haben da einen ganzen Roman gemalt — natürlich aus Ihrem Leben!“

„Aber nicht doch, nicht doch,“ ſagte er lebhaft. „Glauben Sie es mir: die Dame da vorn iſt nichts weiter als Staffage, ein Lockruf für das Publikum, das in allem eine Geſchichte ſehen will. Was ich habe ſchildern wollen, war das Wunder des Sonnen-

aufgangs, der Tod der Dämmerung, die von dem Lichte beſiegt wird. Die Geſtalt iſt nur eine Geigenſtimme in dem Orcheſterwerk. Die Symphonie wird nicht der einen Geige wegen geſchrieben, und meine Farbenſymphonie iſt nicht der völlig gleichgültigen Geſchichte wegen gemalt, die ich für das werte Herdenpublikum hineingeſetzt habe, das nun einmal unſer Licht-Dogma noch nicht begreifen kann."

„Nun gut. Sie ſollen recht behalten. Ich bleibe trotz alledem dabei: irgend eine Herzensgeſchichte hat Ihnen doch die Anregung gegeben. Man müßte Herrn Bill Winkler nicht kennen. Ihr Künſtler macht ja einmal aus allem, was ihr erlebt, ein öffentliches Geheimnis."

Sie gingen, und Helga blieb zurück. Sie war wie gelähmt.

Nur die Staffage, ſtöhnte ſie, eine gleichgültige Geſchichte! Und als mein Herz zerriß, konnte er die Farbenſymphonie ſehen und das Licht, das die Dämmerung tötet. Sprach er die Wahrheit oder log er — meinetwegen?

Als ſie ſich erhob, war ſie entſchloſſen. Sie mußte Gewißheit haben, wenn ſie nicht wahnſinnig werden ſollte!

Ein leichter Frühlingsregen war gegen Abend gefallen. Die weiche Luft war von wollüſtigen Düften erfüllt. Aus den kleinen Vorgärten hingen blühende Fliederdolden über die Gitter, in den Körben der Blumenverkäufer lagen üppige Narziſſen und Veilchenſträuße. Wie eine endloſe Reihe von Weihnachtsbäumen ſtanden die Kaſtanienbäume mit ihren weißen Kerzen, das Laternenlicht ſchien durch das zarte Frühlingsgrün. Laut und haſtig, wie trunken von der Hochzeitsfeier der Natur, eilten die Menſchen über die naſſen Straßen. Und über all dem Lärmen, dem Raſſeln und Klingeln und dem klatſchenden Geräuſch der Pferdehufe, dem Haſten des menſchlichen Ameiſenhaufens wölbte ſich ruhig und ſtill der Sternenhimmel.

Hinter ſeinen Fenſtern war Licht. Er war alſo zu Haus. Einen Augenblick zuckte ſie zurück, dann überſchritt ſie den Damm, betrat das Haus und ſtieg die Treppe hinauf. Das Mädchen, das auf ihr Klingeln öffnete, ſah ſie verwundert an. „Ich weiß nicht," ſagte ſie zögernd. „Herr Winkler erwartet Geſellſchaft. Wen darf ich melden?"

„Sagen Sie nur, eine Dame wollte den Herrn ſprechen — über ſein Bild."

Das Mädchen warf einen unverſchämt prüfenden Blick auf die dunkel gekleidete Dame und ging. Helga blieb in der geöffneten Thür ſtehen. Endlich kam das Mädchen zurück. „Herr Winkler läßt bitten!"

Helga atmete auf und folgte dem Mädchen, das ſie in ein Zimmer führte und allein ließ. Sie hatte Zeit ſich umzuſehen. Es war ein behaglicher Raum, halb Herrenzimmer, halb Atelier; Bilder an den Wänden und auf Staffeleien, die Venus von Medici in einer Ecke, auf dem Tiſch zwiſchen Kupferſchalen und grünen Bronzelampen eine kleine nackte Pſyche von Eberlein, in der einen Ecke den Gipsabguß eines Frauenoberkörpers und auf dem Schreibtiſch Photographien von Tänzerinnen, die Helga mit ſüßlichem Lächeln in gewagter Stellung anzublinzeln ſchienen. Ihr wurde heiß in dieſer Geſellſchaft, unwillkürlich wollte ſie fort. Dabei kam ſie an einem halb fertigen Bild vorbei, das auf einer Staffelei ſtand. Sie kannte es; es war jenes, zu dem ſie damals gemeinſam die Skizze aufgenommen hatten. Jetzt war es mehr ausgeführt. Zwiſchen den ſonnendurchleuchteten, rotblühenden Oleanderbüſchen blaute das Meer, und auf den Marmorſtufen lagen die grünen Schatten der Lindenbäume. Da war noch alles, ſelbſt die Welle, die er für einen Walfiſch erklärt hatte.

Sie zuckte zuſammen. Aus dem Nebenzimmer kam ein raſcher feſter Männerſchritt, und jetzt öffnete Bill die Thür. „Verzeihen Sie, meine Gnädigſte! Ich erwarte Gäſte und mußte mich als armer Junggeſelle ſelbſt um meine Wirtſchaft kümmern. Womit kann ich —" Das Wort ſtockte ihm im Munde. Jetzt erſt erkannte er ſie. Sein erſtes Gefühl war ein furchtbarer Schreck und ſein zweites: Jetzt heißt es ſich in acht nehmen. Ein Etwas in den ſtarren Augen und um den verzerrten Mund ſagte ihm, daß er eine Verzweifelte vor ſich habe. „Ich — ich hatte Sie nicht gleich erkannt. Es iſt ſo dunkel hier —"

„Sie haben mich auch heute morgen nicht erkannt," murmelte ſie.

„Sie — haben sich sehr verändert."

„So."

Gleich nachdem er die Dummheit gesagt hatte, merkte er, welche Taktlosigkeit er dieser Frau gegenüber begangen hatte, deren Gesicht so verwüstet aussah. „Wollen Sie sich nicht setzen, gnädige Frau," murmelte er verlegen.

„Ich danke. Ich habe nicht lange Zeit." Aber sie setzte sich doch. Dann schwiegen sie beide. Bill drehte seinen Schnurrbart, fest entschlossen, nicht anzufangen, und sie quälte sich wiederzufinden, was sie eigentlich gewollt hatte. Augenblicklich wußte sie nichts, als daß er sie „gnädige Frau" nannte und ihr nicht einmal die Hand angeboten hatte. Endlich wandte sie sich zu ihm und sah ihn an; als sie sprechen wollte, merkte sie, daß ihre Stimme versagte. Eintönig kochte die Gasflamme. „Sie fragen mich ja gar nicht, weshalb ich gekommen bin," sagte sie heiser.

„Ich warte bescheiden und geduldig, gnädige Frau."

„Es — ist so schwer, und ich hatte es mir so einfach gedacht. Ich wollte Sie einfach fragen —"

„Was, gnädige Frau?"

„Ob — ob das alles — Wahrheit war, was Sie heute früh zu der jungen Dame sagten — das von der Staffage in Ihrem Bild."

Also das war sie, dachte Bill. Nun, das erleichtert die Sache ja ungemein. „Gnädige Frau," sagte er und beugte sich etwas vor, „seien Sie überzeugt, daß ich Ihnen für Ihren Besuch dankbar bin und daß ich ihn auch nicht mißdeute. Sie sind so grenzenlos gut und freundlich gegen mich gewesen und haben mich nicht einmal behandelt, wie ich es verdiente, nämlich wie einen ungezogenen Schulbuben. Ich glaube gar, ich habe Ihnen den tollen Vorschlag gemacht, mit mir auf und davon zu gehen."

Sie biß die Zähne zusammen. „Haben Sie das gethan?"

„Ich glaube in der That, ich war gewissenlos genug. Aber Sie waren ja vernünftiger als ich, und so können wir an die schöne Zeit denken, ohne uns einen Vorwurf zu machen."

Helga zuckte zusammen. „Können Sie das wirklich?"

Bill fühlte das grollende Aufwachen ihres Zornes und er schwieg diplomatisch. Er wurde nervös. Jeden Augenblick konnten seine Gäste kommen, und was dann, wenn sie Helga bei ihm fanden?

„Sie haben recht," sagte sie rauh. „Wir brauchen uns keine Vorwürfe zu machen. Ich war eine Närrin, an einen Mann zu glauben. Ihr lügt alle. Und ihr liebt heute — und habt es morgen vergessen."

„Gnädige Frau — ich warne Sie. Wir sind im Begriff, uns ganz fürchterlich zu zanken. Lassen Sie uns die schöne Erinnerung an jene Tage nicht verderben. Ich beschwöre Sie."

„Die schöne Erinnerung," sagte sie mit wildem Aufblitzen ihrer Augen. „Und deshalb hängt meine Geschichte für müßige Gaffer in der Ausstellung — als Staffage? Jeder darf nach dem Roman aus Ihrem Leben suchen? Weiß Gott, ich hätte es getragen, daß Sie mich allen Vermutungen meiner Familie preisgaben und der Welt, die so klein und klug ist, hätten Sie mich geliebt! Aber so, um eine Sensation mehr zu haben für das werte Herdenpublikum — o, wie ich Sie, wie ich Sie —" Die Stimme brach ihr ab.

Bill war aufgestanden. Er machte den mißglückten Versuch, ruhig zu scheinen. „Sehen Sie," sagte er, „ich warnte Sie ja, wir würden uns noch zanken!" Dann that sie ihm leid. Er ging auf sie zu. „Seien Sie gut, Helga," flüsterte er, „vergeben Sie mir! Ich war noch so jung. Verzeihen Sie mir!" Er nahm ihre Hand und küßte sie. Es war nur eine leichte Berührung gewesen, aber es genügte, um ihr jeden Stolz zu rauben. Leidenschaftlich schlang sie die Arme um seinen Hals und drängte sich an ihn.

„Um Gottes willen — was thun Sie! Jeden Augenblick können sie kommen —"

„Laß sie kommen," sagte sie fassungslos, während ihre Brust nach Atem rang. „Mögen sie kommen. Ich bin nicht mehr so feige wie damals. Ich habe den Mut meiner Liebe und meiner Sünde. All das, was du gesagt hast, war ja nicht wahr. Sage mir, daß du mich noch liebst! Bill, du kannst mich ja nicht vergessen haben. Sage mir, daß du mich liebst! Mein Liebster, mein Geliebter, sag es mir!"

„Wenn man käme — Sie wären verloren —“

Sie lachte ſchluchzend. „Was geht das dich an! O, wie du mich quälſt! Sag doch wie damals, liebe, ſüße, kleine Frau! Bill, liebſter Mann —“

„Helga — Kind —“ ſagte er widerwillig und verlegen, „ich bitte dich —“

Mehr aber als ſeine Kälte ſagten ihr ſeine Arme, die ſie läſſig und ungern umfaßt hielten, und der flüchtige Kuß, den er durch den Schleier irgendwo auf ihr Geſicht drückte. Sie begriff endlich. Ihre Arme fielen herab und ſie wich zurück. „Es iſt — zu Ende,“ murmelte ſie und griff mit verzerrtem, graublaſſem Geſicht um ſich nach irgend einem Halt.

Bill erſchrak. Das fehlte bloß noch, dachte er ärgerlich und ſchob ihr haſtig einen Seſſel hin. Ratlos ſah er, wie ihr Kopf nach vorn und hinten ſchwankte. Er lief fort und holte ein Glas Waſſer. Als er es ihr an die feſtgeſchloſſenen Lippen hielt, hörte er die Klingel an ſeiner Wohnung. Er ſetzte das Glas hin. „Um Gottes willen,“ ſagte er und richtete ſie auf. „Sie ſind rettungslos kompromittiert, wenn man Sie in dieſem Zuſtande bei mir findet.“

Sie ließ ſich von ihrem Stuhl in die Höhe heben und in ein dunkles Nebenzimmer ziehen. Es war die höchſte Zeit geweſen. Kaum ſchloß Bill die Thür hinter ſich, als auch ſchon ein paar Stimmen nach ihm riefen. Schwer atmend ſtanden ſie nebeneinander, ohne ſich zu ſehen.

„Können Sie gehen?“ flüſterte Bill.

„Ja,“ flüſterte ſie.

Er ſpähte auf den Flur. „Kommen Sie! Schnell, nur ſchnell, daß Sie niemand ſieht!“ Er öffnete die Korridorthür; ſie ſchlüpfte ohne ein Wort an ihm vorbei auf die Treppe und er klinkte das Schloß vorſichtig wieder ein. Dann erſt atmete er auf. Eine verteufelte Geſchichte! Nie hätte ich gedacht daß ſie ſo etwas thun würde. Und wie ſah ſie aus! Welch dumme Geſchichte!

„Bill!“ rief man von drinnen, „wo zum Teufel ſteckt denn unſer Wirt!“

Bill nahm ſich zuſammen. „Hier, hier!“ rief er, „eine höchſt wichtige Anordnung zu eurem Beſten, Kinder. Da bin ich ſchon.“

Als Helga faſt die Treppe hinunter war, faßte ſie wieder der Schwindel von vorhin. Sie griff raſch nach dem Treppengeländer. Es ziſchte und ſauſte ihr vor den Ohren, und ſie ſah eine weiße Wolke, in der die Wände auf ſie zuſtürzten. Gewaltſam kämpfte ſie dagegen an. Ich darf nicht ohnmächtig werden, dachte ſie. Sonſt finden ſie mich in ſeinem Hauſe. Ich darf nicht!

Die weiße Wolke zerteilte ſich, das Sauſen hörte auf und die Ohnmachtsangſt ließ nach. Ich bin wieder bei Beſinnung, dachte ſie. Jetzt muß ich gehen. Sie rührte ſich nicht. Ihr Kopf war auf den Arm geſunken, der auf dem Geländer lag. Mit einemmal fuhr ſie in die Höhe. Unten war die Hausthür zugeſchlagen. Sie hatte gerade noch ſo viel Zeit, ſich aufzurichten und ein paar Stufen hinabzuſteigen, als die Eingetretenen an ihr vorbeikamen: ein Herr und zwei Damen in Abendmänteln, Spitzentücher auf den blondgefärbten Haaren.

„Was macht denn aber das Centraltheater, wenn ihr heute nicht mimt?“ fragte der Herr weiter oben auf der Treppe.

Sie konnte die Antwort nicht mehr verſtehen, oben wurde die Thür geöffnet. Mit verzerrtem Geſicht ſah ſie nach oben.

Ob er ſie wohl auch hinauswerfen wird wie mich?

Auf der Straße winkte ſie der erſten Droſchke, die ſie traf. In langſamem Trab holperte der geſchloſſene Holzkaſten ſie nach Haus. Es roch muffig und unſauber in dem häßlichen Gefährt; ſie ſchüttelte ſich vor Froſt und Ekel. Ihre Couſine öffnete ihr und ſtieß einen leiſen Schreckensruf aus.

„Was iſt dir geſchehen? Wie ſiehſt du aus?“

„Mir iſt ſchlecht geworden — auf der Straße!“ ſagte ſie heiſer. „Ich will mich gleich zu Bett legen. Bitte, laß mich! Ich bin müde und will ſchlafen.“

„Kann ich dir nicht wenigſtens ein Glas Wein bringen, oder einen Schluck Waſſer?“

„Nichts, nichts! Bitte, geh! Ja, und ſage Heinrich, er möchte mich nicht ſtören. Ich bin todmüde.“ Haſtig verriegelte ſie beide Thüren. Allein — Gott ſei Dank! Betäubt blieb ſie mitten im Zimmer ſtehen. Im Spiegel ſah ſie ſich in dem dunklen Sammetkleid, das ſie angezogen hatte, um ihm zu gefallen. Angewidert riß ſie es ſich

ab und warf es auf die Erde. Dann nahm ſie ein Licht, ſtellte ſich vor den Spiegel und betrachtete ſich ernſthaft und prüfend. In dem Glaſe ſah ſie ein melancholiſches Weib, blaß, mager, mit ſeltſamen Augen. Sie lächelte ſich ein wenig an; ihre zuſammengebiſſenen Zähne ſchimmerten.

Ich bin doch noch hübſch, dachte ſie trotzig. Weshalb aber dann? Hat er mich nie geliebt?

Doch, doch! ſchrie es in ihr, er hat mich damals geliebt. Nicht ſo wie ich, aber er liebte mich. Wäre ich damals mit ihm gegangen! Hätte ich mein elendes Leben aus Feigheit nicht ſeiner Liebe vorgezogen! Wenn die Dorfkinder da nicht gekommen wären, wenn ich mich nicht zu ſpät entſchloſſen hätte! Wenn, wenn! Das iſt's ja eben immer geweſen, das Wenn! Wenn ich dem Zureden der Mutter nicht gefolgt wäre, wenn mich ſein Reichtum nicht gelockt hätte — immer das Wenn, das furchtbare Wenn! Und wäre ich mit ihm gegangen und er wäre meiner nach ein paar Wochen überdrüſſig geweſen, ich wäre doch einmal glücklich geweſen, und dann meinetwegen die Schande — und das Waſſer.

Plötzlich überfiel ſie ein Schauder, und ſie hielt das Licht näher an den Spiegel.

Das — das war ihr wirkliches Geſicht! Das vorhin war das lügneriſche Spiegelgeſicht, das eine jede Frau hat, die ſich ſelber im geheimen betrachtet. Das aber war jetzt die Wahrheit: flackernde Augen, ungeſunde Haut, ſchmale, harte Lippen — ein vor der Zeit verblühtes Weib. Deshalb hatte er ſie fortgeſchickt, angewidert von ihrer aufdringlichen Zärtlichkeit.

Eine Karikatur von ſich ſelbſt.

Bebend löſchte ſie das Licht und warf ſich vornüber in die Kiſſen ihres Bettes.

Das war ſie jetzt! Das war aus ihr geworden! Das war das Ende aller Jugendträume, ihres dürſtenden Begehrens nach Glück, ihrer ganzen, vollen, reichen Liebesſehnſucht. Das damals im Sommer war nicht das Ende geweſen, denn da hatte ſie noch hoffen können. Jetzt hatte ſie keine Hoffnung mehr. Es war der Bankerott aller Illuſionen. Sie wußte jetzt, daß ſie, wie bisher, in der kleinlichen Wüſte des Lebens vegetieren mußte, im mittelmäßigen Durchſchnitt, wie Millionen anderer Frauen, ohne einmal das Glück gekoſtet zu haben, ohne eine große Leidenſchaft.

Abſchied ... Abſchied ... Abſchied ...

Sie fuhr wild in die Höhe. Wer ſagte das dumme Wort, das ſie traf wie Peitſchenſchläge?

Und immer ſchneller und ſchneller: Abſchied ... Abſchied ...

Niemand! Es war die Uhr, die auf dem Nachttiſch an ihrem Bette ſtand und deren hartes metalliſches Ticken auf der Marmorplatte grauſam laut erklang, immer ſchneller und ſchneller, ſich hetzend wie ein Jagdhund, der außer Atem iſt, immer nervöſer, hundertmal, tauſendmal, endlos: Abſchied ... Abſchied ... Abſchied ...

Figur 38. Marmorne Artemisgruppe von Kition aus praxitelischer Zeit.

Digitized by Google

# Kypros, die Bibel und Homer.

Von

**Max Ohnefalſch-Richter.**

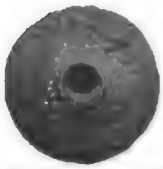
Schon in uralter vorgeſchichtlicher Zeit zog es unwiderſtehlich den Menſchen nach der maleriſchen und reichen Inſel Cypern, die bei gutem Wetter ſo leicht auf einem Floß von Kleinaſien wie von Syrien her zu erreichen war. Aber auch von anderen Seiten, von Ägypten wie von Griechenland kamen die Menſchen früh direkt oder indirekt nach der Wunderinſel. Das Eiland hat noch heute reichen Boden, und mächtige Hochwälder bilden noch jetzt den Schmuck der Gebirge. Starke Quellen treiben noch heute zahlreiche Mühlen und befruchten das Land. Seit der engliſchen Beſitzergreifung, 1878, beſamen ſich wieder viele entholzte Staatsländereien von ſelbſt mit Bäumen aller Art. Die Ceder des Libanon bildet noch immer auf der Inſel kleine Wäldchen, wie die berühmte Cypreſſe. Auf Cypern iſt aber nur das unverwüſtlichſte Holz mit dem feinen Wohlgeruch, die Cupressus horizontalis, heimiſch, die ihre Äſte ſtolz faſt wagerecht ausſtreckt, wie eine Araukarie, während die allen Italienreiſenden bekannte Cupressus sempervirens mit aufſtrebenden Äſten nur vereinzelt angebaut erſcheint. Im Gebirge Cyperns im Cedernwalde hauſt auch heute noch der ſchnellfüßige Mufflon, von dem unſer Hausſchaf abſtammt, während der Hirſch ausgeſtorben iſt.

Aber alle dieſe Naturprodukte konnten nur nomadiſierende Jäger und Hirten, endlich ſeßhaft werdende Ackerbauer und Tierzüchter zur Inſel locken. Es war erſt die Entdeckung des Kupfererzes und die Erfindung, es bergmänniſch zu gewinnen und das Kupfer auszuſchmelzen, was der Inſel zu ihren frühen Sagen und zu ihrer vollen Berühmtheit in vorgeſchichtlicher und geſchichtlicher Zeit verhalf. Ja, nach dem Urteil mir befreundeter Fachgelehrter hatten die älteſten Anſiedler in Meſopotamien wie in Ägypten ihr Kupfer zuerſt nur von Cypern erhalten. Danach allein durfte man ſchon folgern, daß es auf Cypern eine uralte Kultur gegeben haben müßte, die zurückgehen würde bis in die Anfänge der Kultur im Orient überhaupt.

Es iſt noch nicht lange her, daß ein bewährter Forſcher wie Conze in Cypern das launenhafte und planloſe Zerrbild der Kunſtverirrung gefunden zu haben glaubte. Dagegen iſt es mir zuerſt gelungen, bei einem zwölfjährigen Aufenthalte in zahlreichen Ausgrabungen für das Britiſche Muſeum, das

Cyprus-Muſeum, das Berliner Muſeum u. a. darzuthun, wie ſich eine Cypern eigene Kultur und Kunſt logiſch entwickelt hat, die zurückgeht bis in jene uralte vorgeſchichtliche Zeit und ſich organiſch aufbaut, Schicht auf Schicht fügend bis zu den Römern und Byzantinern.

Figur 1.



Spinnwirtel aus Hiſſarlik mit eingeritzten Hirſchen.

Während dieſe Zeilen dem Druck übergeben werden, bin ich ſchon wieder praktiſch mit Hacke und Schaufel im Auftrage Seiner Majeſtät des Kaiſers und Königs Wilhelm II. thätig, um neue, für die geſamte Kunſtentwickelungsgeſchichte des Orients wichtige Denkmäler dem Schoße der cypriſchen Erde zu entreißen.

Gewiß viele Blüten und Früchte am Baume der cypriſchen Kultur ſind bizarr genug, um auf den erſten Augenblick, für ſich allein betrachtet, ſelbſt den erfahrenen Forſcher ſtutzig zu machen; aber ſieht man näher zu, erkennt man ſehr wohl den eigenartigen cypriſchen Stamm mit ſeinen eigenartigen Wurzeln und Trieben. Aber darauf gepfropft ſind nun allerlei fremde Reiſer aus anderen Ländern, ſo daß einen ſchließlich die wunderbaren, aus mancherlei Kreuzungen entſtandenen Früchte anheimeln und erfreuen. Denn neben den ſeltenen, bizarren, minderſchönen hat auch die cypriſche Kultur herrliche Blüten getrieben. Und das ging ſo zu: Früh ſchon, in vorhomeriſcher Zeit, ehe noch die Phönizier die cypriſche Kultur beeinflußten, haben ſich große Scharen peloponneſiſcher Griechen aus den Stämmen der Arkader, Achäer und Lakonier auf dem wunderbaren Eilande angeſiedelt. Auch das habe ich zuerſt ausgeſprochen und auf Grund meiner Forſchungen nachzuweiſen geſucht, bis Richard Meiſter, heute der bewährteſte Forſcher cypriſcher Schrift und Sprache, kam und auch aus ſprachlichen und äquigraphiſchen Gründen dieſelbe Überzeugung gewann und öffentlich darthat.

Figur 4.

Kopf einer Aphroditepriesterin mit dem Naſenring. Idalion.

Infolge dieſes ſtarken griechiſchen Elementes, das ſchon früh im zweiten Jahrtauſend vor Chriſtus die Bevölkerung der Inſel durchſetzt, verſtanden es beſonders befähigte Künſtler, in deren Adern ein gut Teil Griechenblut rollte, Schule zu machen, die von den Ländern ringsum entnommenen techniſchen Verfahren, Vorwürfe, Formen und Muſter gewaltig, ja zuweilen vollſtändig umzubilden, ſo daß ſie in den Bildungsprozeß der Kunſt, beſonders der gräcophöniziſchen und frühgriechiſchen weſentlich einzugreifen vermochten. Ja, ſelbſt noch in geſchichtlicher Zeit, bis hinab in die römiſche, erſtanden auf Cypern eigenartige und höchſt liebliche Kunſtprodukte und kleine Kunſtſchulen.

Figur 2.

Cypriſche Vaſe mit erhaben dargeſtellten Hirſchen. Von Hagia Paraskevi bei Nikoſia.

Für große, ganz eigenartige Kulturen und Künſte, wie ſie an den Ufern des Nils, im Zweiſtromlande Aſiens oder in Hellas erwuchſen, war auf Cypern kein Boden. Dazu war das Land zu klein, ſeine Bevölkerung zu gering und zu ſehr von Anfang an aus allerlei Stämmen und Raſſen gemiſcht. Unab-

Digitized by Google

hängig war das Eiland ſo gut wie nie. In bunter Reihe wurde es von den mächtigeren Nachbarn als willkommene Beute teilweiſe oder ganz unterjocht. Abwechſelnd mußten die armen Cyprier den Babyloniern, Aſſyrern, Ägyptern, Phöniziern, Perſern, Römern und Griechen Tribut entrichten. Bald hielt es ein Teil der Inſel mit dieſem Volke, ein anderer Teil mit jenem.

Eine kurze, aber von zahlreichen Abbildungen begleitete Skizze wird den Leſern am beſten zeigen, wie nach den verſchiedenen Seiten hin bereits meine Funde und Forſchungen von hoher Bedeutung wurden, die mich berechtigten, ein größeres Werk, „Kypros, die Bibel und Homer", zu ſchreiben und auch dieſem Aufſatze denſelben Titel zu geben. In den cypriſchen Ausgrabungen werden uns einerſeits die Bibel und vor allem das Alte Teſtament, andererſeits Homers Geſänge lebendig. Es giebt außer Cypern keinen zweiten Punkt in der Welt, an dem ſich Semiten auf der einen und Arier auf der anderen zu einem ſo eigentümlichen Miſchvölkchen und bereits ſo früh amalgamiert hätten.

Fig. 3. Cypriſches Vaſenbild mit mykeniſchen und aſſyriſchen Einflüſſen. Von Marion-Arthur.

Beginnen wir mit jener frühen Kultur, die weit vor der griechiſchen Heroenzeit liegt und leicht zuſammenfallen mag mit dem Beginn der Kultur in Ägypten und Meſopotamien. —

Verſchiedene dieſer älteſten, zuerſt von mir nachgewieſenen cypriſchen Fundſchichten ſtimmen nun in der merkwürdigſten Weiſe mit den tiefſten Fundſchichten Schliemanns in Hiſſarlik-Troja überein, und bis heute iſt außer den von mir auf Cypern entdeckten Niederlaſſungen und Grä-

Digitized by Google

berfeldern dieser Zeit kein Punkt entdeckt, welcher nur annähernd eine so vollständige Übereinstimmung mit den älteren Resten von Hissarlik-Troja aufweisen könnte.

Wie weit aber diese Ähnlichkeiten gehen, mag ein Beispiel lehren, das ich hier, Figur 1 und 2, abbilde. Figur 1 zeigt einen thönernen Spinnwirtel von Hissarlik-Troja, den ich eigens nach dem Original im Museum für Völkerkunde vorzüglich abbilden ließ, während in Schliemanns Ilios nur eine recht mangelhafte Abbildung zu finden ist. Drei roh eingeritzte Hirsche schreiten hintereinander her. Figur 2 stellt einen von mir in der entsprechenden cyprischen Kulturschicht ausgegrabenen großen Wasser- oder Weinkrug dar. Er ist ohne Töpferscheibe geformt, rot poliert und mit roten Reliefdarstellungen versehen. Das Gefäß hat einen kugelförmig abgerundeten Boden, wie die alttrojanischen und wie die heutigen cyprischen Gefäße. Sie stellen sich als thönerne Nachbildungen von Kürbisgefäßen dar, wie ich zuerst vor der Berliner Anthropologischen Gesellschaft 1891 nachwies. Der Bauch der Vase ist mit drei ganz ähnlich gezeichneten und roh stilisierten Hirschen in erhabener Arbeit verziert, wie der Spinnwirtel von Hissarlik in vertiefter Arbeit. Diese frühe cyprische Kulturepoche ist auch unendlich viel reicher gegliedert als die in Hissarlik. Es hat ganz den Anschein, als sei diese Kultur nicht von Hissarlik-Troja nach Cypern gekommen, sondern umgekehrt. Eine

Heiligtum der Astarte-Aphrodite mit dem Brandaltar im Vordergrunde, 1885 vom Autor ausgegraben. Idalion.

Sage alten Ursprunges erzählt, König Kinyras habe auf Cypern die Dachziegel erfunden. Vielleicht darf man dafür um so mehr die Erfindung, Gefäße aus Thon zu formen, substituieren, weil die Quelle eine sehr späte ist und leicht die alte Überlieferung entstellt sein kann. Denn es giebt in der That, soweit wenigstens die heutigen Ausgrabungen reichen, weder in Griechenland noch in Kleinasien, Syrien, Mesopotamien und Ägypten irgend eine zweite Fundstelle, an der eine so große Mannigfaltigkeit in der Fabrikation früher technisch durchgebildeter Thongefäße, wie sie den cyprischen eigen, gefunden wurde. Nirgends herrscht ein ähnlicher Reichtum der Formen und Dekorationen, ein ähnliches technisches Können. Es erscheint mir ziemlich sicher, daß mit der Entdeckung des cyprischen Kupfers und dessen Ausbeutung auch die Keramik sich zuerst von Cypern aus verbreitete und ausbildete. Nur in den allerältesten Schichten unserer ersten großen Pe-

Digitized by Google

riode fehlen meiſt die Kupferwaffen und ſind auch Steinwaffen ſelten. Dann mehren ſich die Waffen von Schicht zu Schicht. Das Volk, das ehemals aus nomadiſierenden Fiſchern und Jägern beſtand, geht allmählich zu ſeßhafterem Leben, zu einer geregelteren Tierzucht und zu Ackerbau über. Die Anſiedelungen müſſen vor räuberiſchen Anfällen geſchützt werden und das Kriegshandwerk entſteht. Die Bedürfniſſe ſteigern ſich. Die ſich ausbildende einheimiſche Handweberei ſorgt für beſſere Kleidung, die ſich allmählich vervollkommnende Metallinduſtrie für ſchöneren, aber immerhin noch höchſt primitiven Schmuck. Was das Land noch nicht liefern kann, wird durch Tauſchhandel eingeführt.

In dieſer Zeit entſtehen die Achäerburgen, unter ihnen die berühmteſten, die von Mykenä und Tiryns. Auch dieſe Periode, die wir heute als die mykeniſche zu bezeichnen pflegen, hat auf Cypern zahlreiche Male hinterlaſſen. Dieſer mykeniſche Einfluß, vermiſcht mit aſſyriſchem, läßt ſich auf der Inſel auch noch ſpäter, wie z. B. die Malerei einer cypriſchen Vaſe, Figur 3, zeigt, erkennen. Auf grauem Grunde zeigen ſich zwiſchen Blüten einhörnige, weiße Stiere, die auf die Vorderbeine gefallen ſind. Ich grub die Vaſe in einem Grabe des ſechſten vorchriſtlichen Jahrhunderts aus.

Die Vermiſchung von ariſch-griechiſchen und ſemitiſch-phöniziſch-jüdiſchen Elementen habe ich die gräcophöniziſche Zeit genannt — ein Ausdruck, der jetzt in verſchiedene Sprachen übergegangen iſt. Die Zeit, in der die Helden Homers ihre Schwerter ſchwangen, iſt etwa dieſelbe, in der die Israeliten, an der Spitze Moſes, aus Ägypten nach Kanaan zogen.

Der hebräiſch-kananäiſche Einfluß iſt nun wiederum beſonders mächtig auf Cypern und auch von mir entdeckt worden.

Eine große Rolle im Alten Teſtament ſpielt das Nezem, der Naſenring, von Luther nicht richtig mit Spange überſetzt. Weder in der ägyptiſchen noch aſſyriſchen, babyloniſchen oder ſyriſchen Kunſt hatte man bisher einen Naſenring gefunden. Ich bin der erſte geweſen, der die Naſenringe an zahlreichen ſelbſt ausgegrabenen weiblichen Statuen, aber nur ſolchen, die zum Aſtarte-Aphrodite-Kultus gehörten, nachgewieſen hat. In Figur 4 iſt ein ſolcher Kopf mit dem Ring in der Naſe abgebildet. Auch die große Statue auf der zwiſchen S. 304 und 305 eingefügten Abbildung des Heiligtums der Aſtarte-Aphrodite trägt ihn. Denke man ſich Rebekka, die ſchöne Jüdin, oder Aphrodite, die Liebesgöttin, und deren Prieſterinnen mit Ringen in ihren Naſen! Die Funde

Figur 5.

Altcypriſche Vaſe mit dem Bilde eines Sonnenanbeters. Gefunden bei Athienu.

aus dem Heiligtume befinden ſich heute faſt ſämtlich in Berlin. Dieſelben (ſiehe letztgenannte Abbildung und die auf S. 300) geben uns weitere Aufklärungen über die kananäiſchen Kultureinrichtungen in den primitiven Heiligtümern, auf den Höhen, in den Hainen,

Digitized by Google

unter jedem grünen Baume. Beide Bilder zeigen dasſelbe Heiligtum von zwei Seiten. Auf dem einen Bilde ſehen wir im Vordergrunde den aus Erde und unbehauenen Steinen aufgerichteten Altar, ganz ſo, wie ihn Moſes den Iſraeliten anempfahl. Das andere Bild führt uns in die Zeiten Heſekiels, wenn die von Gott abgefallenen Juden die Sonne und Tammuz anbeten und in ihren Kammern den heidniſchen Göttern räuchern und thaten, was Gott mißfiel.

Figur 6.

Kopfloſe Steinfigur eines Tempelknaben des Adonis. Von Poni.

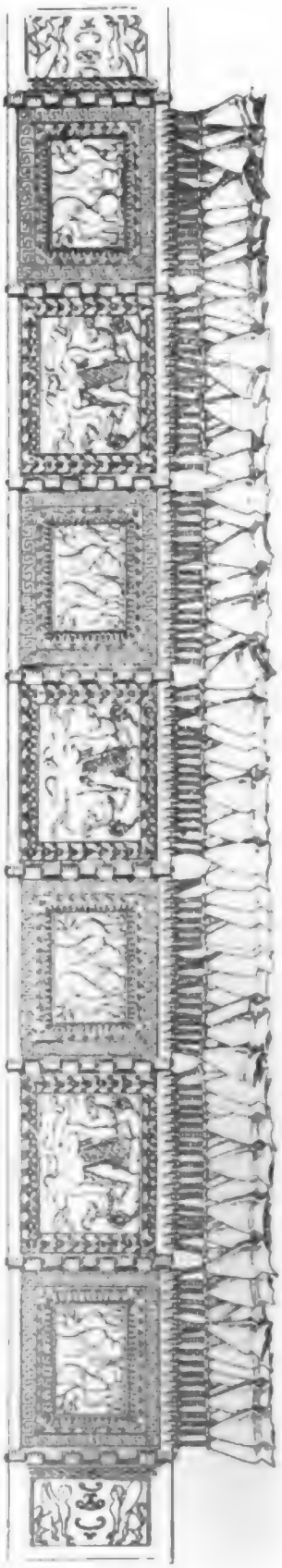
Auf der cypriſchen Vaſe, Figur 5, iſt ein ſolcher Sonnenanbeter, der das Blütenreis mit der Linken zur Naſe führt und über ſeinem Kopfe eine Taube hält, abgebildet.

Sehr lehrreich werden auch unſere Figuren 6 und 7. Die kauernde kopfloſe Statuette eines Knaben mit der Taube in der Rechten und dem dreieckigen Amulett auf der

Figur 7.

Cypriſches Bauernmädchen.

Bruſt iſt einer jener kauernden Tempelknaben, in denen ich den Tammuz, aus dem die Inſelgriechen ihren Adonis, den Liebling Aphrodites, machten, erkannte. Ich entdeckte dieſe und mehrere ähnliche Statuetten aber in einem Heiligtume des Apollon zu Poni. Zuerſt war Apollon der Aphrodite feindlich geſinnt und tötete ihren geliebten Adonis, welcher ſich mit ihm in der Muſik hatte meſſen wollen. Aber bald, wie ein anderer Mythos lehrt, verſöhnten ſich Aphrodite, Apollon und der wiederbelebte Adonis. Das Verſöhnungsfeſt fand, wie wiederum ein Mythos erzählt, im Tempel des Apollon zu Argos auf Cypern ſtatt, wo der verlorene und getötete Adonis-Tammuz zu neuem Leben erwachte. Nun lieben beide, Aphrodite wie Apollon, den ſchönen Knaben, der beiden als Tempelwart, Opferknabe und Prieſter dient. Aphrodite und Apollon verbinden ſich ſogar auf Cypern zu dem vornehmſten Götterpaar, welches an die Spitze des cy-



Figur 8. Antiker Silbergürtel aus dem Anfang des ſechſten vorchriſtlichen Jahrhunderts, der den Gürtel der Hera illuſtriert.

Digitized by Google

priſch-griechiſchen Pantheon tritt. Die cypriſchen Phönizier verehren dasſelbe Götterpaar als ihr Höchſtes, Beſtes, nur heißt es bei ihnen „Reſef“ und „Aſtoreth“, während der griechiſche Adonis mit dem phöniziſch-hebräiſchen Tammuz zuſammenfällt.

Figur 9.

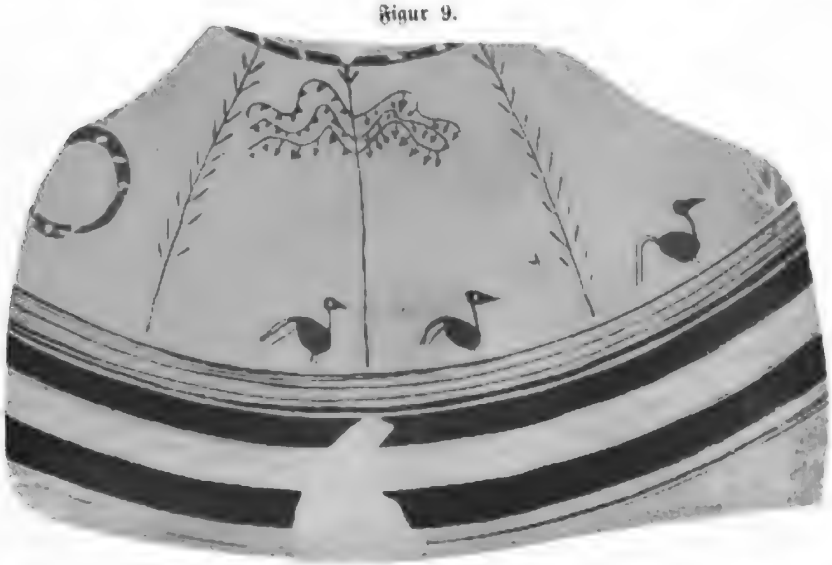


Bild einer frühen cypriſchen Vaſe; ſchwarze und weiße Malereien auf rotbraunem Grunde. Von Marion-Arſinoe.

Wir wiſſen aus der Bibel, wie die Weiber um Tammuz klagen, und aus den griechiſchen Schriftſtellen erfahren wir, wie Adonis beklagt wurde, ſoweit griechiſcher Einfluß reichte. Aber der Urſprung dieſer Klage- und Freudenfeſte, bei denen das Abſterben und Wiedererwachen ſinnbildlich dargeſtellt wurde, iſt auf Kypros zu ſuchen, dem Eilande der Aphrodite und des Adonis, der Aſtarte und des Tammuz. Das Intereſſanteſte iſt nun folgendes: Es iſt mir geglückt,

Figur 10. Figur 11. Figur 12.

Figur 10. Cypriſcher Waſchkrug; eine Frau ſitzt auf der Krugſchulter und hält einen Tchſenkopf an den Hörnern.
Figur 11. Cypriſcher Waſchkrug; ein mächtiger Widderkopf bildet den Ausgießer. Figur 12. Vaſe des vierten Jahrhunderts; blutrote und ſchwefelgelbe Ornamente auf weißem Grunde.

Digitized by Google

dieſe ſemitiſch-phöniziſch-jüdiſchen, wie ariſch-griechiſchen Mythen zu einem Miſchtypus vereint durch meine Ausgrabungen nachgewieſen zu haben. Während ſonſt die Weihbildſäulen in den Apollon-Heiligtümern der Inſel (vergl. Figg. 24 bis 34) ſich weſentlich von denen der Aphrodite-Heiligtümer (vergl. Figg. 4, 34 und nebenſtehende Abbildung) unterſcheiden, vor allem ſchon durch das Geſchlecht, iſt die Figur des Adonis beiden gemeinſam. Der bald kniende, bald kauernde Tempelknabe fehlt faſt keinem heiligen Bezirke, mag er dem Gott oder der Göttin geweiht ſein. Oft ſind dieſe Weihbildſäulen zu Dutzenden aufgeſtellt, der cypriſche Götterſohn des höchſten cypriſchen Götterpaares. Welche diaboliſche Macht gerade der Adonis-Kultus auf die Gemüter ausgeübt haben muß, noch als der Paganismus durch das Chriſtentum verdrängt wurde, wird wiederum gerade am beſten auf Cypern klar. Dort feiert man noch heute am Sonnabend vor Palmſonntag in Larenka das Lazarusfeſt. Prieſter und Laien durchziehen mit einem Lazarusknaben das wohlhabende Viertel der Stadt. Der für dieſen Tag gewählte Knabe muß möglichſt ſchön ſein. Man hüllt ihn ganz in einen Blumenwams ein, welcher aus der ſtets zu dieſer Zeit blühenden Kompoſite Chrysanthemum coronarium geflochten iſt. Die Reichſten bereiten ein Teppichlager vor, auf welches der Lazarusknabe ſich totſtellend hinwirft. Man ſtimmt Klagelieder an. Ein Prieſter verlieſt das Evangelium von Lazarus' Auferweckung, und bei den Worten: „Lazare, Lazare, ſtehe auf!" beräuchert man den Totgedachten und beſprengt ihn mit Weihwaſſer. Alsbald erwacht der kleine in Blumen gehüllte Lazarus vom fingierten Todesſchlafe und ſpringt auf, von Freudenliedern begrüßt. Die Bewohner des Hauſes beſchenken die Prieſter und den Darſteller des Lazarus mit eigens dazu gebackenen Kuchen, Blumen und Geld und begießen ſie mit wohlriechendem Waſſer, und ſo geht's weiter von Haus zu Haus. Haben wir da nicht noch heute in die griechiſch-katholiſche Kirche übertragen die Feſte des Adonis, wie des Tammuz, ja wie des babyloniſchen Duſi, den Iſtar aus der Unterwelt mit dem Lebenswaſſer heraufholt?

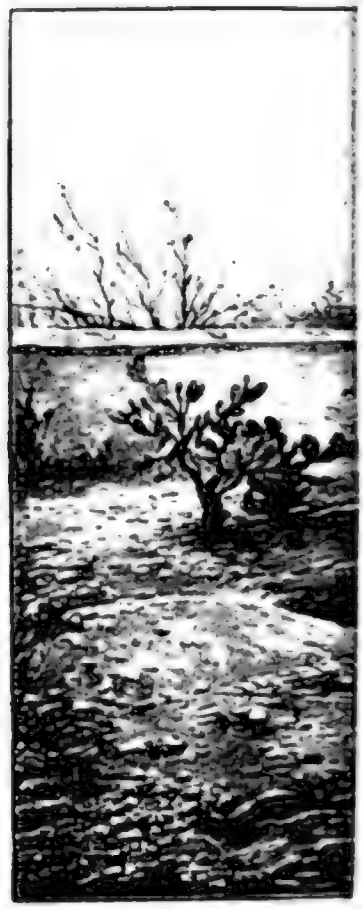
Figur 13.

Schöne griechiſche Vaſe cypriſchen Fabrikats; ſchwarze Ornamente auf rotem Grunde, die plaſtiſche Gruppe iſt weiß.

Ich habe viele gut erhaltene Tammuz- oder Adonis-Statuetten ausgegraben. Wenn ich hier eine kopfloſe Statuette abbildete, geſchah es des hier beſonders deutlich ſichtbaren dreieckigen Amulettes wegen, das dem Tempelknaben auf der Bruſt herabhängt. Es enthielt im Altertum einen Zauber, wie das viereckige Amtsſchildlein Aarons, mit Umim und Tummim, mit Licht und Recht, für welches ich, nebenbei ſei es geſagt, auch auf Cypern die erſten Belege, ſogar mehrfach in Gold, gefunden habe.

Vergleichen wir nun mit unſerem Adonisknäblein, der die Taube hält und das dreieckige Amulett trägt, die Figur 7, die ein cypriſches Mädchen im Feſtſchmuck darſtellt. Auf dem Kopfe trägt auch ſie die ſilberne Taube, wie ſie bei der Aphrodite und dem Adonis häufig, und auf der Bruſt dasſelbe dreieckige Amulett, in dieſem Falle aus Silber. Es iſt hohl und unten mit einem Schieber verſehen und enthält einen vom griechiſchen Popen geſchriebenen Zauberſpruch. Die Nadel auf dem Kopfe des Mädchens hat in dieſem Falle die Geſtalt der Taube. Aber ſelbſt wenn die Geſtalt der Kopfnadel eine andere iſt, wird ſie doch „Beſuni", Taube genannt, wie der Lieblingsvogel, welcher der Göttin auf dem Kopfe oder der Schulter ſaß.

Digitized by Google



So hat ſich das Altertum in ſeinen Sitten und Gebräuchen erhalten bis auf den heutigen Tag. Mein Buch „Kypros, die Bibel und Homer“ iſt voll von Vergleichen dieſer Art von einſt und jetzt.

Neben dem Alten Teſtamente und den Büchern der Propheten die Geſänge Homers. Wiederum vergegenwärtigt uns Cypern viele homeriſche Sitten und Gebräuche, die ich in zahlreichen Denkmälern aufgedeckt und auch erläutert habe und von denen viele außerhalb Cyperns nicht ſo gefunden wurden. Nicht umſonſt ſchildert Homer Agamemnons Rüſtung, die koſtbarſte im Altertume, als ein Geſchenk des cypriſchen Königs „Kinyras“. Ich greife hier nur ein ſchönes Beiſpiel, den Gürtel der Hera (Figur 8) heraus. Er war mit hundert ſilbernen Glöcklein beſetzt, und dieſelben klangen aneinander, ſelbſt wenn die Göttin mit feierlicher Würde langſam einherſchritt. Das Bild iſt zwar rekonſtruiert; doch ſind der von mir ausgegrabenen Fragmente ſo viele, daß meine Rekonſtruktion geſichert iſt. Sie bilden heute eine Zierde des Britiſchen Muſeums und wurden von mir in einem Grabe bei Marion-Arſinoe entdeckt. Dieſer Gürtel bildet die erſte Illuſtration zum homeriſchen Gürtel der Hera, was auch Helbig in ſeinem homeriſchen Epos anerkennen mußte, als er einen Teil meines Gürtels abbildete.

Stil und Technik gehören ganz und gar der gräcophöniziſchen Zeit an. Das Denkmal fällt etwa in die Zeit um 600 v. Chr., wie ich durch die Fundumſtände nachweiſen konnte.

Die ſieben viereckigen, durch bewegliche Scharniere verbundenen Platten ſind aus reinem Silber. Nur das Schloß war vergoldet, welches hier zum Teil gezeichnet iſt. Es war ſchlecht erhalten. Außer dem Sphinxpaare um den heiligen Baum ſtehen ſich Löwenpaare gegenüber und Ziegen weiden unter Bäumen. Auf den ſieben Blechen wechſelt das Bild eines in Wächterſtellung gruppierten Greifenpaares von mehr griechi-

Figuren 14 bis 21.

Figuren 14 bis 19. Vaſen aus cypriſchem Thon. Von Marion-Arſinoe.
Figuren 20 u. 21. Vaſen cypriſcher Form aus attiſchem Thon und mit attiſchen Bildern. Sehr ſelten. Von Marion-Arſinoe.

schem Typus mit dem Bilde eines Tierbändigers ab, dessen tierartiges Gesicht en face gezeigt ist, während die Beine in Profil gestellt sind. Es hat noch ganz orientalisches Gepräge. Ist nun auch unser Stück um einige Jahrhunderte jünger als die homerische Dichtung, so haben wir doch hier eine Nachbildung eines Gürtels, wie ihn vornehme Frauen zu Homers Zeiten zu tragen pflegten, vor uns.

Figur 22.

Cyprisches Hathor Kapitell von der Akropolis von Amathus.

Unserem Gürtel steht dann der in Rhodos gefundene Brustschmuck (Homers) mit Flügelfrauen und Kentauren am nächsten, den man als altgriechische Arbeit bezeichnet hat. Auch da sind die Glöckchen, wenn auch minder zahlreich, angebracht. Ich muß mich im Rahmen dieses Aufsatzes auf wenige Beispiele beschränken. Nur eines Gerätes möchte ich noch gedenken, dessen Homer so oft Erwähnung thut und über das man bis durch meine Entdeckung keine Vorstellung hatte. Helbig wußte über das Skeparnon, ein kleines Beilchen, das der homerische Tischler bald zum Zerteilen, Schlagen und bald zum Glätten benutzte, nichts zu sagen. Die Erinnerung an das Gerät war verloren gegangen und nichts geblieben als der antike Name im Altgriechischen. Ich war so glücklich, das Gerät wiederzufinden und den Namen dazu.

Figur 23.

Früher cyprischer Steinkopf mit assyrischem Einfluß. Voni.

Eines Tages hörte ich, wie ein Dorftischler seine Frau ausschalt, weil sie ihm sein „Skeparnon" verräumt hatte. Ich wurde durch dieses Gezänk wie elektrisiert, half den Tischlerleuten ihr Skeparnon mitsuchen und ruhte nicht eher, als bis es gefunden wurde, worüber bei den Tischlersleuten große Verwunderung herrschte. Ich hatte das Skeparnon Homers wiedergefunden, das Gerät, dessen Name sich bis zum heutigen Tage erhalten. Es ist ein kleines Beilchen, auf der einen Seite zum Klopfen eingerichtet wie ein Hammer, auf der anderen Seite mit einem kleinen schrägen Blatte versehen, das in eine Schneide endigt. Ich übersandte Herrn W. Helbig Zeichnungen des Gerätes, welches er in der zweiten Auflage seines Epos wiedergegeben hat. Das Gerät ist jedoch, wie ich nachwies, ägyptischen Ursprunges und kam von Ägypten über Syrien und Cypern nach Griechenland. Denn seit meiner Entdeckung hat man das antike Gerät und den antiken Namen auch auf anderen griechischen Inseln gefunden.

Wie ich schon am Anfang betonte, hat aber auch Cypern am Entwickelungsprozesse der rein griechischen Kunst wesentlich Anteil gehabt. Auf dem Gebiete der Keramik zeigen uns die Figuren 9 bis 12 innerhalb derselben Vasengattung des Waschkruges, wie aus der aus griechischen und phönizischen Elementen zusammen gesetzten Mischkunst eine rein griechische Lokalkunst erstand. Das Vasenbild Figur 9 gehört in den Anfang des sechsten, die Vase Figur 12 ins vierte Jahrhundert.

Die Figuren 13 bis 21 führen uns wiederum Oinochoen vor. Man sieht, wie aus der cyprisch geformten Oinochoe im cyprischen Thone und mit cyprischen Ornamenten unter Einflüssen von Athen her Oinochoen im attischen Thone, geschmückt mit schwarzen Figu-

ren auf rotem Grunde, wurden. Ich fand die Vaſen ſämtlich 1886 zu Marion-Arſinoe.

In den Figuren 14 und 15 bemerkt der Leſer zwei der bekannten bauchigen cypriſchen Vaſen in matter Farbe und mit konzentriſchen Kreiſen.

In den Figuren 16 bis 19 ſehen wir, wie die Vaſe, eine Oinochoe, immer eleganter und ſchlanker umgebildet wird und wie die konzentriſchen Kreiſe durch andere Muſter, beſonders Blattkränze, erſetzt werden. Aber auch hier ſind die Farben ſtets matt, ohne Firnis, rot oder grau, ſchwarz und weiß.

Dann auf einmal beginnen attiſche Vaſenmaler für den cypriſchen Markt zu arbeiten. Die Technik, attiſcher Firnisthon, rote Figuren auf ſchwarzem Grunde, attiſche Motive wurden eingeführt. Dagegen wurde die attiſche Form vermieden und ſtatt deſſen eine cypriſche Form gewählt, die der übrigen attiſchen Vaſenmalerei fehlt. Ich grub bis jetzt drei ſolcher Gefäße aus, davon ſind

Figur 24.

Früher cypriſch-archaiſcher Thonkopf; Vorderanſicht.

zwei in den Figuren 20 und 21 abgebildet. Das dritte, im Cyprus-Muſeum befindliche, harrt noch der Publikation. So hätte ich denn hiermit eine neue attiſche Vaſengattung ausgegraben und auch wiſſenſchaftlich nachgewieſen. Die attiſchen Töpfer arbeiteten für den cypriſchen Markt entweder in Athen und exportierten die Gefäße nach der Inſel, oder arbeiteten auf der Inſel ſelbſt. Auf der Vaſe Figur 20 tanzen Mänaden und Satyrn um den Dionyſos herum. Auf der Vaſe Figur 21 kämpft Herakles mit dem nemäiſchen Löwen, während Jolaos auf der

Figur 25.

Früher cypriſch-archaiſcher Thonkopf; Seitenanſicht.

einen Seite zur Hilfe bereit ſteht, Athene auf der anderen Seite zum Kampfe ermutigt.

Figur 22 leitet uns zur Architektur und Bildnerei über. Wenn irgend wo, ſo zeigt ſich hier, wie ſiegreich der griechiſche Künſtlergeiſt aus ägyptiſchen und aſſyriſchen Motiven und Stilrichtungen herauswächſt.

Das hier abgebildete Kapitell iſt ein ägyptiſierendes Hathor-Kapitell. Der Tierbändiger über dem Hathorkopfe ſteht zwiſchen zwei, im Urſprung aſſyriſchen, in der Formgebung ſchon mehr griechiſchen Flügelpferden, aber er ſelbſt führt uns durch Form und Stil ſchon ganz in die Anfänge der griechiſchen Kunſt. Ich habe dieſes intereſſante Architekturſtück zuſammen mit Herrn Dr. W. Dörpfeld auf der Nekropolis von Amathus entdeckt, und es bildet heute eine Zierde des Berliner Antiquariums.

Figur 26.

Steinkopf cypriſch-archaiſch-griechiſchen Stiles. Boni.

Während dieſes hier vorgeführte Hathor-Kapitell von Amathus bereits in die griechiſch-

archaische Kunst hinüberleitet, tragen zwei von mir in Larnaca entdeckte Hathor-Kapi-

Figur 27.

Cyprisch-griechischer Kopf aus dem fünften Jahrhundert. Vorderansicht.

telle mehr gräcophönizisches und stärker ägyptisierendes Gepräge. Es war mir beschieden, der erste zu sein, der diese merkwürdigen Hathor-Kapitelle in ihrem Werte erkannte und auffand. Das eine davon gelangte durch meine Vermittelung nach Paris in das Louvre-Museum, das andere nach Berlin in die vorderasiatische Abteilung des Museums. Beide sind in meinem großen Werke abgebildet. Über den ägyptisierend dargestellten Köpfen der ägyptischen Göttin Hathor steht bei dem Pariser Stück auf der einen Seite ein cyprisches Tempelchen, umgeben von Sonne, Mond und Sternen, während auf der anderen Seite in gräcophönizisch-cyprischem Stile geflügelte Vierfüßler auf Rankengewinden einherschreiten.

Es thut mir leid, nicht heute schon die protojonischen Kapitelle und andere Zwischenstufen zwischen diesen und den cyprischen Hathor-Kapitellen vorführen zu können. Das hierüber gesammelte überreiche Material wird in dem Werke Platz finden, das ich nächstes Jahr mit Herrn Prof. Furtwängler im Auftrage Seiner Majestät des Kaisers herausgeben werde.

Nur so viel bemerke ich, daß wir auch da eine ganze Kette von Formen haben, die uns den Entwickelungsprozeß der griechisch-jonischen Kapitelle klar machen. Cypern und seine Architektur stehen dabei thätig mitten drin. Die Holzkonstruktion bildet dazu den Ausgangspunkt, und die Holzbauten der heutigen Cyprioten geben auch da höchst wertvolle Fingerzeige.

Wir wenden uns mit den Figuren 23 bis 34 zur Skulptur. Davon ist nur der eine Kopf weiblich (Figur 34), ein lebensgroßer Terrakottakopf aus einem Aphroditeheiligtum zu Bumo. Er gehört einer lokal cyprischen Thonbildnerschule des vierten Jahrhunderts an und zeigt uns, was die cyprischen Griechen Eigenartiges in großen Dimensionen und in der Thonplastik zu leisten verstanden. Der schöne Kopf ist in Berlin. Dergleichen lebensgroße und überlebensgroße Thonbilder sind ebenfalls der übrigen griechischen Kunst fremd. Die Cyprier verstanden sie selbst schon im siebenten vorchrist-

Figur 28.

Cyprisch-griechischer Kopf aus dem fünften Jahrhundert. Seitenansicht.

lichen Jahrhundert in kolossalen Dimensionen zu formen, zu bemalen und zu brennen.

Digitized by Google

Die großen Statuen konnten nicht auf einmal, ſondern mußten ſtückweiſe gebrannt und zum Zuſammenſetzen eingerichtet werden. Daher erklärt ſich ihr ſtellenweiſe plumpes Äußere und weshalb die cypriſchen Griechen allmählich zu kleineren Dimenſionen übergingen. Immerhin gab es auch im vierten Jahrhundert noch viele lebensgroße griechiſche Statuen auf Cypern. Neben den großen Thonſtatuen hat es aber auf Cypern auch noch eine Fabrik kleiner Terrakotten von ſehr ſchöner Arbeit bei Kition, dem Chittim der Bibel, gegeben. Die guten Stücke können jeden Vergleich mit Tanagra-Figuren erfolgreich aushalten. Ich habe eine Anzahl der großen Statuen aus Thon, wie der kleinen Terrakotten in meinem großen Werke abgebildet.

Figur 29.

Cypriſch-griechiſcher Kopf aus dem Anfang des fünften Jahrhunderts. Voni.

Figur 30.

Schöne griechiſch-cypriſche Steinſtatue; Kombination aus Apollo und Zeus; viertes vorchriſtliches Jahrhundert. Voni.

Die noch übrigen Köpfe unſerer Abbildungen ſind ſämtlich männliche, und die Köpfe Figur 23, 26, 29 bis 33 ſtammen aus dem mehrfach inſchriftlich beglaubigten Apollon-Haine, den ich 1883 für das Cyprus-Muſeum bei dem heutigen Dorfe Voni, unweit der antiken Stadt Chytroi, ausgrub. Die Abbildung zwiſchen S. 304 u. 305 zeigt uns bei der Arbeit in herrlicher Natur. Ein Wald lebensgroßer und überlebensgroßer Bildſäulen lehnen hinter den Zelten am erſten Hauſe des Dorfes.

Die Funde ſind im Inſel-Muſeum. Die lebensgroßen cypriſchen Köpfe Figur 24 (aus Thon) und 27 (aus Stein) ſtehen auch wahrſcheinlich in Beziehung zum Apollon-Kultus und befinden ſich ebenfalls in Berlin.

Man ſieht einen förmlichen Entwickelungsgang griechiſcher Kunſt durch mehr als ſechs Jahrhunderte.

Der Kopf Figur 23 hat noch ſtark aſſyriſches Gepräge, ohne doch ſelbſt aſſyriſch zu ſein, und mag ins Ende des ſiebenten Jahrhunderts gehören. Nicht viel jünger iſt der bemalte, reichlich lebensgroße Thonkopf Figur 26, der namentlich im Profil mit den Köpfen der älteſten griechiſchen Vaſen, zumal mit der bekannten François-Vaſe, die größte ſtiliſtiſche Ähnlichkeit hat.

Figur 31.

Steinkopf einer ſchönen lebensgroßen cypriſch-griechiſchen Statue des Apollo oder ſeines Prieſters; viertes vorchriſtliches Jahrhundert. Voni.

Der Kopf Figur 26 iſt rein griechiſch-archaiſch und doch dabei cypriſch. Er iſt aus griechiſchem Kalkſtein gefertigt und gehört in die Gruppe der ſogenannten Apollo-Figuren des ſechſten vorchriſtlichen Jahrhunderts. Vergleichen wir dieſen bartloſen Kopf mit

Digitized by Google

dem bärtigen, aſſyriſierenden Steinkopf desſelben Heiligtums (Figur 27), ſo bemerkt man einen großen Unterſchied in der Haar-, Augen-, Mund- und geſamten Geſichtsbildung. Das Haupthaar iſt in den bekannten archaiſch-griechiſchen Strängen angeordnet. Die großen, mandelförmigen Augen ſind zwar viel lebendiger gezeichnet und konturiert als bei dem aſſyriſierenden Kopfe, dagegen aber übertrieben ſchräg geſtellt, die inneren Augenwinkel ſtark hinab-, die äußeren ſtark hinaufgezerrt. Die Backenknochen treten ſtärker hervor, Mund und Kinn ſind naturgemäßer gebildet.

Figur 32.

Steinköpfchen aus helleniſtiſcher Zeit. Boni.

Der Kopf Figur 27 iſt dem fünften Jahrhundert zuzuweiſen. Profil, Naſe, Mund und Augen ſind im griechiſchen Stile des fünften Jahrhunderts gehalten, aber die Anordnung der Bartlöckchen verrät noch aſſyriſche Reminiscenzen. Ebenfalls in das fünfte Jahrhundert gehört der gleichfalls lebensgroße Kopf Figur 29, mit einer Lockenreihe um die Stirn und einem Kranz aneinander

Figur 33.

Römiſcher Porträtkopf von einer Koloſſalſtatue. Boni.

gereihter, geöffneter Blüten darüber. Der Stil offenbart noch eine gewiſſe Strenge, iſt aber rein griechiſch.

Ebenfalls rein griechiſch, aber dem vierten Jahrhundert, der Zeit des Praxiteles und ſeiner Schüler, zuzuzählen ſind die lebensgroßen Bildwerke Figur 30 und 31. Die eine (Figur 30) iſt um einige Jahrzehnte älter als die andere (Figur 31). Bei der Statue Figur 30 fehlt der abgebrochene untere Teil. Wir haben eine Kombination von Apollon und Zeus vor uns. Der Kopf hat mit ſeinen lang herabwallenden Locken und dem mächtigen Kranze ein wunderbar ſchönes apolloniſches Gepräge. Die Rechte hält den hier wenig ſichtbaren Weihwedel Apollos, während auf dem linken Arme der Vogel des

Figur 34.

Lebensgroßer Aphroditekopf aus Thon. Von Bumo.

Zeus, ein Adler, ſitzt und die Hand, an deren viertem Finger ein Siegelring bemerkbar wird, eine Schriftrolle umfaßt.

Ich fand noch eine zweite ähnliche Wiederholung, bei welcher der Adler auf der Schriftrolle ſaß.

Bei einer dritten Statue und ebenfalls einer Verbindung von Zeus und Apollon trägt die linke Hand eine ſehr ſchön modellierte Nike. Sie ſchwebt förmlich mit ausgebreiteten Flügeln und ſcheint roh im kleinen die Nike des Päonios nachzuahmen.

Der mächtige Siegelring, der bei den meiſten aller lebensgroßen Statuen am vierten Finger der linken Hand ſitzt, deutet darauf hin, daß wir es mit einem Tempelſiegel zu thun haben und einem Prieſtergeſchlechte, das ſich gern in der Attitüde und mit den Attributen des Gottes, dem es

Digitized by Google

diente, porträtieren ließ. Selbſt der Name dieſes Prieſtergeſchlechtes wurde uns auf mehreren Inſchriftenbaſen überliefert. Jeder Porträtierte oder Weihende möchte vom Karys, dem uralten Prieſterkönige, abhängen. Ja, daß unbedingt auch Prieſter in dieſen Statuen neben Göttern zu ſuchen ſind, ging aus einer Statue hervor, auf deren Gewand die Inſchrift Karys im Nominativ, d. h. „ich bin Karys", eingeritzt war.

Der in Figur 31 abgebildete Kopf wurde getrennt gefunden; die überlebensgroße Statue iſt ziemlich ganz erhalten und ſtellt den Apollon oder ſeinen Prieſter dar. Der apolliniſche Weihwedel iſt vorhanden, jedoch die Attribute des Zeus fehlen. Da im Heiligtum zahlreiche Weihinſchriften gefunden wurden, die mit Ausnahme einer Artemis-Inſchrift ſämtlich an den Apollon gerichtet waren, ſo kann über den apolliniſchen Charakter unſeres Heiligtums und der darin gefundenen Bildwerke kein Zweifel obwalten.

Das helleniſtiſche Knabenköpfchen Figur 32 atmet ganz die cypriſche Zeit der Ptolemäer. Es gehört zu einer der Tempelknaben-Statuetten, welche den Adonis darſtellen.

Die meiſten der großen Statuen wurden in dieſem Voni-Heiligtum und werden in allen Heiligtümern Cyperns geköpft vorgefunden. Oft gelingt es, die Statue mehr oder weniger ganz zuſammenzuſetzen. So beſitzt auch das Cyprus-Muſeum zu Nikoſia, für welches ich dieſes Apollonheiligtum ausgrub, beinahe die ganze koloſſale Gewandſtatue, zu welcher der in Figur 33 abgebildete Kopf gehört. Hier lehrt der erſte Blick, daß wir eine römiſche Porträtſtatue, aber noch aus dem Beginn der Kaiſerzeit, im ſogenannten Cicero-Typus gearbeitet, vor uns haben.

Figur 36.

Figur 35.

Figur 37.

Römiſche Handmalereien auf Glas von Kurion, jetzt dem Lord Braſſey gehörend.

Mit der Ausgrabungsſcene von Voni (Abbildung zwiſchen Seite 304 und 305) ſchließt dieſe Beſchreibung einer Typenreihe eines Heiligtums ab, die Ende des ſiebenten Jahrhunderts beginnt und mit der ſpäten römiſchen Kaiſerzeit aufhört. Denn ich fand neben ſpätrömiſchen eine frühbyzantiniſche Münze am Brandaltar niedergelegt. So haben wir an *einem* Platze ein Stück Kunſt und Religion auf beinahe ein Jahrtauſend ausgedehnt.

Auch die römiſche Kunſt hat auf Cypern Schönes gezeitigt, beſonders in der Glasfabrikation. Von großer Anmut ſind beiſpielsweiſe die römiſchen Glasdeckel Figur 35 bis 37, die ich bei Kurion ausgrub und die ſich jetzt in London in der Sammlung des Lord Braſſey befinden. Sie ſind mit Handmalereien auf Glas verſehen, von denen nur ſehr wenig Stücke auf der Welt exiſtieren. Außer den von mir ausgegrabenen acht hat man etwa noch zwei bis drei in anderen Sammlungen. Als Motive ſind kleine Bacchi und Eroten beſonders beliebt. Die Konturen ſind ſchwarz, der Grund iſt zinnoberrot. Außerdem ſind Fleiſchrot, Grün und Violett verwandt. Lord Braſſey beſitzt mehr von dieſen Glasmalereien, die ich für ihn fand, als irgend ein Muſeum der Welt.

Digitized by Google

Wir können diese Skizze cyprischer Kultur und Kunst nicht besser abschließen als mit der wunderbar schönen, achtzig Centimeter hohen Marmorgruppe, der Artemis des vierten Jahrhunderts, die sich auf ihr archaistisches Idol älteren Ursprunges stützt, Figur 38. Der Künstler des vierten vorchristlichen Jahrhunderts wollte andeuten, wie auf der alten Zeit seine für ihn moderne Zeit sich aufbaut. Die Statue ist in zarten Farben polychrom bemalt, die ihresgleichen suchen. Dazu ist sie aus praxitelischer Zeit und Schule. Sie ist so schön und so gut wiedergegeben, daß wir auf eine ausführliche Beschreibung verzichten.

Wien verdankt mir dieses Wunderwerk griechischer Kunst. Bei der Aufstellung im K. K. kunsthistorischen Hof-Museum hat man ihm den Ehrenplatz gegeben. Wien besitzt keine schönere marmorne Statue. Es ist schade, daß man zuerst in Berlin das herrliche Meisterwerk nicht besser zu beurteilen verstand, es für eine römische Kopie hielt und mir infolgedessen ein zu geringes Angebot machte. In Wien verstand man das Kunstwerk besser zu schätzen. Jetzt ist der Wert dieser unvergleichlichen Kunstschöpfung, den ich gleich richtig erkannte, allgemein anerkannt.

Das Marmorwerk kann auf Cypern selbst gearbeitet sein, wie es von anderen nachgewiesen ist. Auch sprechen andere Funde und besonders auch die kleine archaische Figur für den cyprischen Ursprung. Ferner brauchen wir keine Kopie anzunehmen und können das herrliche Kunstdenkmal trotz seiner geringen Größe für ein Originalwerk halten, welches auf Cypern selbst ausgehauen wurde.

Möchte mir bei meinen diesjährigen Ausgrabungen für Seine Majestät den Deutschen Kaiser und König eine ähnlich schöne Statue in die Hand fallen, so wären meine Bemühungen auf das schönste belohnt.

# Darwinismus und Hygiene.

Von

**Hans Buchner.**

Einer der größten Denker der Gegenwart, der engliſche Philoſoph Herbert Spencer, ſieht in den hygieniſchen Beſtrebungen der Neuzeit eine Gefahr für die Weiterentwickelung der Menſchheit inſofern gegeben, als durch die Minderung der Gefahren für die Geſundheit vielen ſchwächlichen Individuen die Exiſtenz und Begründung einer Familie ermöglicht wird, während die gewaltſamere Ausleſe früherer Zeiten, beim ſtärkeren Herrſchen der Volkskrankheiten, nur die Kräftigen allein am Leben ließ. Im ſteten rückſichtsloſen Kampf ums Daſein und in der fortgeſetzten Ausleſe der Beſtbefähigten haben wir aber bekanntlich nach Darwin jenes machtvolle Princip zu erblicken, das im ganzen Schöpfungsbereiche die Erhaltung und die höhere Weiterentwickelung der Organismen nahezu ausſchließlich gewährleiſtet.

Wenn wir zum erſtenmal dieſem Gedanken von Spencer gegenübertreten, ſo läßt ſich nicht leugnen, es beſchleicht uns zunächſt das trübe Gefühl, er möge mit ſeinen düſteren Prophezeiungen wohl im Rechte ſein. Haben wir denn nicht alle gelegentlich ſchon bei ſo manchen Erſcheinungen des öffentlichen Lebens, bei ſo manchen tagtäglich zu machenden Wahrnehmungen den Eindruck gehabt, daß die heutige Kulturmenſchheit gewiſſe Zeichen der Degeneration an ſich trage? Und iſt das nicht von verſchiedenen Schriftſtellern ſchon auf anſcheinend gute Gründe hin behauptet worden? Sollte es nicht ſchließlich der heutigen Kulturwelt ebenſo ergehen müſſen wie jenen alten großen Kulturvölkern, die mit ihrer Civiliſation gleichzeitig dahingeſchwunden ſind, um neuen, lebensvolleren Erſcheinungen Platz zu machen? Und wenn es ſo kommen ſollte, iſt dann nicht ſicher anzunehmen, daß gerade die hygieniſchen Verbeſſerungen, die großenteils im Schutz vor Gefahren beſtehen, durch die Verweichlichung, die ſie bedingen könnten, als eine Haupturſache des hereinbrechenden Verhängniſſes anzuſehen ſind?

Eine ſo ungeheure und dabei ſo äußerſt vielſeitige, in alle biologiſchen Disciplinen eingreifende Frage kann ſelbſtverſtändlich nicht mit einem Schlage entſchieden werden. Dazu gehörte vor allem eine umfangreiche und tief eindringende Statiſtik, die wir bis jetzt größtenteils noch gar nicht beſitzen. Einſtweilen können wir daher nur die Principien prüfen, welche in Betracht kommen, und auf dieſe Weiſe wenigſtens eine theoretiſche Löſung gewinnen.

Suchen wir uns einmal den gewaltigen Unterſchied früherer Zeiten gegenüber den jetzigen an einem Beiſpiel zu vergegenwärtigen.

In London, das zu Eliſabeths Zeiten ſchon eine mächtige Stadt war, ſtarben damals von 1000 Lebenden jährlich im Durchſchnitt 42, in der Mitte dieſes Jahrhunderts, im Jahre 1846 nur noch 25 und gegenwärtig nur noch 21,5; d. h. die geſamte Sterblichkeit iſt nahezu auf die Hälfte geſunken. Zur Zeit giebt es in London jährlich etwa 100000 Todesfälle. Herrſchten noch die gleichen hygieniſchen, ſocialen und ſonſtigen Bedingungen wie zu Zeiten der

Königin Elisabeth, so würde nach dem Verhältnis der jetzigen Bevölkerungszahl Londons ein weiteres Hunderttausend jährlich aus dem Leben scheiden müssen. So viel Menschenleben werden also gegenwärtig gleichsam durch die Verbesserung der Lebensbedingungen erspart. Sollte dieses zweite Hunderttausend nun in der That, der Annahme Spencers zufolge, vorwiegend aus Schwächlingen bestehen, die früher starben, jetzt aber verschont bleiben, so müßte das in der Zusammensetzung der Londoner Stadtbevölkerung sich wohl längst geltend gemacht haben.

Nun wäre es ja möglich, daß die heutigen Londoner im Durchschnitt weniger kräftig und gesund sind als früher, zu Zeiten der hohen Sterblichkeit. Aber unmittelbar ansehen thut man ihnen das jedenfalls nicht. Im Gegenteil macht die heutige Londoner Stadtbevölkerung — wenn man von den berüchtigten Armenquartieren absieht, deren Einwohnerzahl im Verhältnis zur Größe der Millionenstadt doch ungemein zurücktritt — sogar einen sehr günstigen Eindruck nach Kraft und Ernährungsstand, der nach meinem Urteil gewiß nicht hinter jenem deutscher Großstädte zurückbleibt, denselben vielmehr entschieden übertrifft, während jener Theorie nach die Stadt mit geringster Jahressterblichkeit — und das ist unter allen Hauptstädten der Welt gerade London — die meisten Schwächlinge enthalten müßte.

Wir fühlen uns also durch diesen ersten Fall, den wir etwas näher betrachtet haben, einigermaßen beruhigt, womit jedoch durchaus nicht gesagt sein soll, daß die Befürchtungen Spencers etwa bereits widerlegt seien.

Zunächst fragt es sich vielmehr des weiteren: Was sind das wohl für Krankheiten, welche die hohe Sterblichkeit früherer Zeiten bewirkten? Obwohl man das im einzelnen nicht mehr so genau nachweisen kann, so ist doch gar kein Zweifel, daß es sich um das, was man heutzutage als „Infektionskrankheiten" bezeichnet, vorzugsweise gehandelt hat. Auch heutzutage sehen wir die Sterblichkeit in den Städten wie auf dem Lande ganz vorwiegend durch dahingehörige Krankheiten, durch Tuberkulose, Typhus, Cholera, Diphtherie, Scharlach, Masern u. s. w., bedingt, denen gegenüber die übrigen, nichtinfektiösen Krankheiten in ihrem Einfluß auf die Sterblichkeitsziffer ganz außerordentlich zurücktreten. Und dieses Verhältnis tritt in neuerer Zeit noch immer deutlicher hervor, je mehr man sich infolge der voranschreitenden Forschung überzeugt, daß noch andere Krankheiten, bei denen man früher nicht daran gedacht hatte, namentlich alle entzündlichen Prozesse der Lungen, des Darmes, der Gelenke u. s. w., in neuester Zeit sogar Krebs, den Infektionskrankheiten zugezählt werden müssen.

Um den Begriff „Infektionskrankheit" näher zu erklären, können wir ebensogut statt dessen sagen „parasitäre Krankheit", weil bei allen Infektionskrankheiten ein fremder, meist mikroskopisch kleiner Parasit in unseren Körper eindringt, sich daselbst ansiedelt und vermehrt, und nun teils durch den Reiz, welchen er bewirkt, teils durch seine Gifte die mannigfachen krankhaften Erscheinungen auslöst.

Man lächelt heutzutage beinahe darüber, wenn wieder ein neuer „Bacillus" entdeckt ist, und doch hätten wir alle Ursache, uns recht sehr über die Bacillenentdeckungen zu freuen, und zwar aus einem ungemein wichtigen Grund, der aber noch den wenigsten in seinem vollen Umfange bekannt geworden ist. Solange von jenen mikroskopischen Feinden des Menschen noch so gut als nichts bekannt war, mußte man sich vorstellen, daß alle die Fieber, die Entzündungen, die Entartungen, von denen unser Organismus zuzeiten heimgesucht wird, einer Art von rätselhafter unglückseliger Laune seiner einzelnen Organe ihren Ursprung verdanken. Das ist nun aber durchaus nicht zutreffend, sondern fast alle diese krankhaften Erscheinungen sind im wesentlichen nichts anderes als ein Ausdruck für das Heilbestreben des Organismus, der sich seiner Feinde auf alle Weise zu entledigen und den normalen Zustand möglichst rasch wieder herzustellen sucht. Unsere Natur ist also viel zweckmäßiger eingerichtet, als man früher glauben mußte, und sie verdient sogar in dieser Beziehung unser vollstes Vertrauen.

Wir können auf diesen an und für sich recht interessanten Punkt nicht näher eingehen, ich wollte ihn nur berühren, weil er

mit unſerem Thema in nahem Zuſammenhange ſteht. Zwar könnte man anſcheinend mit gutem Recht einwenden: ob nun die Krankheiten von ſelbſt entſtehen, oder ob ſie auf den Angriffen von Paraſiten beruhen, das iſt im Grunde gleichgültig; denn jedenfalls werden gerade wieder die ſchwächlichen Naturen hauptſächlich von den Paraſiten befallen und überwunden, und auf dieſe Weiſe muß doch eine recht zweckmäßige Ausleſe der Überlebenden zu ſtande kommen.

Allein gerade dieſe Annahme iſt bei näherem Zuſehen durchaus nicht zutreffend, und wir müſſen im Gegenteil die Ausleſe, welche die Infektionskrankheiten unter einer Bevölkerung bewirken, im großen und ganzen als eine höchſt unzweckmäßige bezeichnen. Als Beleg führe ich nur den Typhus an, der bekanntlich gerade jugendliche und kräftige Perſonen mit Vorliebe ergreift. Bei Diphtherie, Scharlach, Lungenentzündung gilt zwar nicht geradezu das Gleiche, aber auch durchaus nicht das Gegenteil.

Worin liegt das aber, daß Infektionskrankheiten ſo häufig auch die geſunden und kräftigen Individuen befallen? Kurz geſagt beruht das darin, daß die Paraſiten niemals im ganzen Körper gleichzeitig, ſondern immer nur in einem einzelnen beſtimmten Organe, einem beſtimmten Abſchnitt des Körpers ſich anſiedeln, in dem eben der betreffende Paraſit hauptſächlich exiſtenz- und vermehrungsfähig iſt. Alſo bei Cholera und Typhus im Darm, bei Lungentuberkuloſe und Lungenentzündung in der Lunge, bei Diphtherie im Rachen, bei Blattern, Maſern und Scharlach in der äußeren Haut, bei Wechſelfieber und Malaria im Blute u. ſ. w.

Wenn alſo ein krankheitserregender Paraſit in unſeren Organismus gelangt, ſo kommt es weniger darauf an, ob wir im ganzen geſund und kräftig ſind, als vielmehr auf den Zuſtand des Anſiedelungsorganes für den betreffenden Paraſiten. Wir müſſen beiſpielsweiſe bei Typhus die Annahme machen, daß gerade bei geſunden und kräftigen jungen Leuten der Darm ſehr häufig dem Typhuskeim eine günſtige Anſiedelungsſtätte darbietet. Hat man aber den Typhus einmal glücklich überſtanden, dann bleibt im Darm eine Veränderung zurück, welche ihn nicht mehr zur Anſiedelung der Typhuskeime geeignet macht, dann iſt man gleichſam ſchutzgeimpft.

Wie dieſe Verhältniſſe ſich im großen äußern, darüber könnte namentlich ein Kapitel der Menſchheitsgeſchichte Aufſchluß geben, welches die dunkle Überſchrift führt: „Das Ausſterben der Naturvölker.“ Beſonders unter den Indianern Nordamerikas haben die Blattern ſchon bald nach der Entdeckung des neuen Kontinents — wo alſo von einer allgemeinen Degeneration der Rothäute noch gar keine Rede ſein konnte — begonnen, die entſetzlichſten Verheerungen anzurichten, und hier und an anderen Orten haben in der Folge Lungentuberkuloſe, Maſern und ſonſtige Infektionskrankheiten der Europäer ihr reichlich Teil dazu beigetragen, um überall die einheimiſchen Bevölkerungen auszurotten.

Aber die Weltgeſchichte zeigt ſich gerecht. Auf der anderen Seite verzeichnet ſie alle die zahlloſen Opfer, welche die europäiſchen Völker bei ihren Koloniſationsverſuchen nicht nur in tropiſchen und ſubtropiſchen Klimaten, ſondern überhaupt in ſüdlichen Ländern ſchon gebracht haben. Denn auch die Küſten des Mittelmeeres ſind vielfach fiebererzeugend und waren es in früheren Zeiten in viel höherem Maße, und ſo müſſen wir auch das Scheitern aller jener denkwürdigen Verſuche germaniſcher Stämme, in den herrlichen Gefilden Italiens, Siciliens, Spaniens und an den Küſten Nordafrikas dauernde Reiche zu begründen, in der Hauptſache auf derartige Urſachen zurückführen. Die ſüdliche Fieberluft war es, welche die Heldenkraft der nordiſchen Söhne entnervte, während die Erfahrung überall gezeigt hat, daß die brünetten Raſſen, die Araber wie Süditaliener, den Fiebereinflüſſen gegenüber eine weſentlich höhere Widerſtandsfähigkeit beſitzen als die hellfarbigen Nordländer.

Überall ſehen wir ſomit, wie größte Kraft und Geſundheit keineswegs einen ſicheren Schutz gegen die verſchiedenen Infektionskrankheiten darſtellen, während umgekehrt die Thatſache ſicher ſteht, daß ſehr häufig durch überſtandene ſchwere Infektionskrankheiten die Konſtitution dauernd untergraben wird, ſo daß eine Schwächung fürs ganze Leben zurückbleibt.

Aus alledem dürfen wir wohl den Schluß

ziehen, daß die grausame Auslese durch Krankheiten niemals als ein zweckentsprechendes Mittel für die Weiterentwickelung der Menschheit gelten kann. Wenn sie auch manche schwächliche Elemente beseitigen mag, so ist dieser Nutzen doch andererseits mit so schweren und schmerzlichen Opfern verbunden, daß das Gesamtresultat im höchsten Grade zweifelhaft erscheint.

Mit diesem tröstlichen Ergebnis, welches die hygienischen Abwehrbestrebungen gegen Krankheiten jenem bedenklichsten Einwande gegenüber rechtfertigt, könnten wir uns eigentlich zufrieden geben. Aber der von Spencer angeregte Gedankengang scheint mir so interessant, andererseits hört man so häufig heutzutage den „Kampf ums Dasein" als eine nicht nur unbedingt notwendige, sondern auch heilsame Einrichtung der Natur preisen, daß ich mir nicht versagen kann, auf diesen, in mehr als einer Beziehung wichtigen Punkt noch näher einzugehen.

Dabei wollen wir von dem sogenannten Kampf ums Dasein auf wirtschaftlichem Gebiet vollständig absehen. Vielmehr wollen wir ausschließlich die der Naturwissenschaft angehörige Frage prüfen, ob denn in der That jener Darwinsche Grundsatz zu Recht besteht, wonach in der freien Natur nur der rücksichtslose Kampf ums Dasein den Bestand und die gedeihliche Weiterentwickelung der Organismen gewährleistet?

Vor allem ist hier ein Mißverständnis zu erwähnen, dem man häufig begegnet. Das, was man unter Darwinismus versteht, darf keineswegs verwechselt werden mit Entwickelungs- oder Abstammungslehre. Zwar ist es nicht zu bestreiten, daß erst durch Darwin die Einsicht in den inneren verwandtschaftlichen Zusammenhang der Organismen in beiden Reichen uns eigentlich aufgegangen ist; daß wir erst seitdem die Überzeugung gewonnen haben, die ungeheure Mannigfaltigkeit der Natur kann nur begriffen werden, wenn wir eine allmähliche Entwickelung und eine Abstammung der höheren und komplizierteren Formen von den niederen und einfacher gebauten als notwendige Annahme voraussetzen.

Aber diese allgemeine Erkenntnis, die eigentlich schon *vor* Darwin existiert hatte, von der z. B. bereits Darwins Vorgänger Lamarck ausgegangen war, ist noch durchaus nicht Darwinismus. Darwin hat sich nicht damit begnügt, jene große Wahrheit der Entwickelung uns überhaupt zum Bewußtsein zu bringen. Sondern es war die Arbeit seines Lebens, gestützt auf ein ungemein reiches, mit größter Sorgfalt gesammeltes Erfahrungsmaterial, die mechanischen Ursachen der Entwickelung der verschiedenen Pflanzen- und Tierformen klar zu legen, zu zeigen, *warum* es gerade so und nicht anders kommen mußte, die treibenden Principien in der ganzen großartigen Bewegung der organischen Welt aufzuzeigen — und dies ist denn der Inhalt des Darwinismus.

Die Schwierigkeiten eines so großartigen Problems sind offenbar ungeheure. Denn was will gegenüber dem Walten der Natur, die seit ungezählten Jahrtausenden am Werke ist, die kurze Zeitspanne von Erfahrung besagen, welche uns Menschen zur Verfügung steht? Es wäre geradezu wunderbar, wenn gleich der erste Versuch, den der menschliche Geist zur Lösung einer solchen Aufgabe unternahm, durchaus von Erfolg gekrönt gewesen wäre.

Darwin selbst war ein durchaus edeldenkender Geist und ein Forscher von größter Gewissenhaftigkeit. Es wäre Frevel, ihn des geringsten wissentlichen Irrtums zu zeihen. Aber er war schließlich nur ein Mensch; und da er sich als solcher fühlte, lag es auch seiner Denkungsart durchaus fern, ein Dogma zu hinterlassen, das die Wissenschaft und die Forschung in Fesseln schlagen sollte. Nur in seinem Geiste handeln wir also, wenn wir die Wahrheiten, die er zu erkennen glaubte, prüfen und auf den von ihm geschaffenen Grundlagen forschend weiterbauen.

Sollte sich aber dabei herausstellen, daß wir die Erklärung, welche Darwin gegeben hat, ungenügend finden, daß wir den Darwinismus verwerfen müssen, so würde damit doch die Entwickelungslehre an sich, welche die notwendige Grundlage unseres ganzen Naturverständnisses bildet, unangetastet bleiben.

Darwin hatte nun seine Überzeugung dahin ausgesprochen, daß alle Weiterentwickelung der organischen Arten und die

wunderbar zweckmäßige Anpassung der Lebewesen an die Bedingungen ihres Daseins in letzter Linie auf dem fortgesetzten Ausschluß aller Minderbefähigten von der Existenz, auf der Bevorzugung der Bestbefähigten beruht. Solche Individuen, welche sich zufällig durch irgend welche nützliche Eigenschaften vor anderen auszeichnen, werden Aussicht haben, diese Eigenschaften zu vererben, und da in jeder Generation wieder die Bestausgestatteten überleben, wird es allmählich zur Entwickelung neuer zweckmäßiger Einrichtungen und neuer Arten kommen können.

Diese Auffassung erscheint auf den ersten Blick so einleuchtend, so selbstverständlich, daß man kaum begreift, wie da ein Zweifel noch möglich sein sollte. Das treibende Princip ist also bei Darwin die Verdrängung, der Kampf ums Dasein. Es muß vor allem zugegeben werden, daß dieser Kampf ums Dasein in der That zwischen den verschiedenen Arten in Tier- und Pflanzenwelt eine sehr große Rolle von jeher gespielt hat, und daß auf ihn namentlich das Zugrundegehen so vieler Arten bezogen werden muß, die früher existiert haben und die durch zweckmäßiger ausgestattete Arten verdrängt worden sind.

Eines der bekanntesten Beispiele hierfür bietet die Verdrängung und Ausrottung der schwarzen Hausratte, die früher in Europa die eigentlich herrschende gemeine Rattenart darstellte, bis zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts die bräunliche Wanderratte an der unteren Wolga erschien und nun, mit Hilfe ihres stärkeren Gebisses und ihrer überlegenen Körpergröße, den bald sehr erfolgreichen Vernichtungskampf gegen ihre Rivalin aufnahm.

Weniger schroff in ihrer Form, aber ebenso sicher im Erfolg äußert sich die Verdrängung bei den Pflanzen und bei den meisten Tieren, einfach durch Wegnahme der Nahrung, und zwar sind es naturgemäß gerade die nächstverwandten Arten und Varietäten, welche sich in dieser Beziehung die stärkste Konkurrenz machen, weil diese auf die gleichen Ernährungs- und sonstigen Lebensbedingungen angewiesen sind.

Die Hauptfrage ist aber nicht die, wodurch bereits vorhandene Arten und Varietäten wieder verschwinden, sondern im Gegenteil, wodurch die Entstehung neuer Varietäten zu erklären ist, worauf die weitergehende Entwickelung beruht?

Nehmen wir einen bestimmten Fall, z. B. die erste Entstehung der Hörner bei den Antilopen, von denen wir annehmen müssen, daß sie von einer nicht hörnertragenden Art ursprünglich abstammten, so wäre der Hergang nach Darwin so zu denken, daß unter den Tieren der ursprünglichen Art nicht alle genau gleich beschaffen waren. Zufällig bildeten sich vielmehr bei einigen von ihnen geringe Verdickungen am Kopfe, und diese mußten nun bereits ihren Trägern, etwa bei der Abwehr von Feinden oder bei den gegenseitigen Kämpfen der Männchen, von Nutzen sein, so daß deren Besitzer eher Aussicht hatten am Leben zu bleiben und dabei ihre Vorzüge zu vererben. Der gleiche Vorgang mußte sich durch eine sehr lange Reihe von Generationen hindurch wiederholen, so daß durch die Summierung zahlloser kleiner Zuwüchse endlich ein sichtbares Resultat, ein wirkliches Horn zu stande kam.

Nun begreift man aber durchaus nicht, wie die anfänglich nur ganz geringfügige Verdickung am Kopfe bereits dem betreffenden Tier einen Vorteil gebracht haben könne. Viel natürlicher scheint es, vorauszusetzen, daß überhaupt die kräftigeren Tiere gegenüber den anderen im Kampf ums Dasein bevorzugt waren, gleichviel ob dieselben jene Verdickungen besaßen oder nicht. Und ganz den gleichen Schwierigkeiten begegnet man, wenn man sich die Entstehung irgend einer anderen nützlichen Eigenschaft, z. B. des langen Giraffenhalses, oder der Stoßzähne beim Elefanten, oder der scharfen Krallen am Fuß der Raubvögel u. s. w. nach Darwinscher Weise vorstellen will.

Allmählich hat denn auch eine immer größere Zahl von Naturforschern diese Schwierigkeiten voll anerkannt und sich auf Grund dessen gegen den Darwinismus ausgesprochen. Dazu kommt noch, daß wir an den Organismen eine ganze Menge von Eigenschaften antreffen, deren Nützlichkeit kaum zu beweisen ist, und die gleichwohl mit großer Zähigkeit vererbt werden. Dahin gehören namentlich gewisse Eigentümlichkeiten der Färbung, wie die streifige Zeichnung des Zebra, dann

sonderbare Haarstellungen, wie der Bart des Ziegenbocks u. a. dergl.

Die Frage ist nur, ob wir im stande sind, an Stelle des Darwinschen Princips andere mechanische Ursachen der Weiterbildung namhaft zu machen. Die Aufgabe ist nicht leicht, weil uns die Erfahrung bei so langsam eintretenden Veränderungen im Stiche läßt. Aber einiges läßt sich doch jetzt schon anführen.

Für die Tierwelt ist namentlich der Einfluß des Gebrauchs und Nichtgebrauchs bestimmter Organe schon von Lamarck als formbildendes Princip erkannt worden. In der That vermöchten wir uns durch derartige Einflüsse die erste Entstehung von Eigentümlichkeiten, wie Hörner- oder Geweihbildung, ohne besondere Mühe vorzustellen. Die ursprünglich ungehörnten Tiere mochten die Gewohnheit angenommen haben, ihre Köpfe an Baumstämmen zu reiben, wie wir das bei jungen, noch hörnerlosen Ziegen häufig beobachten können. Dadurch entstand ein stärkerer Blutzufluß nach der gereizten Stelle, und wenn nun die gleiche Ursache durch eine sehr große Zahl, sagen wir Hunderte oder Tausende von Generationen hindurch wirkte, so konnten dadurch allmählich erbliche Verdickungen und Auswüchse an der Vorderseite des Schädels sich bilden. War aber einmal eine Varietät mit Hörneransätzen in irgend einem Teile des Verbreitungsgebietes der betreffenden Tiergattung entstanden, war also der erste entscheidende Schritt gethan, dann hatte diese neu entstandene Varietät allerdings Aussicht, die noch ungehörnt gebliebenen Angehörigen der Sippe allmählich infolge ihrer besseren Ausrüstung zu verdrängen.

Nach dieser Auffassung wären also solche Ausstattungsstücke wie Hörner und Geweihe als Erwerbungen des Organismus auf Grund von fortgesetzter Übung anzusehen. Daß derartige Erwerbungen, wenn auch bei weitem nicht von diesem Umfang, auch im Individualleben möglich sind, dafür giebt es zahlreiche Beispiele. Sogar beim Menschen gehört die Neubildung von Knochensubstanz infolge von Übung und lang einwirkenden Reizen zu den wohlbekannten Erfahrungen, wie namentlich die Erscheinung des sogenannten „Exerzierknochens“ beweist, der früher bei altgedienten Soldaten, die ihren Schießprügel auf der Schulter lebenslang herumgeschleppt hatten, sich häufig vorfand. Aber abgesehen von solchen mehr abnormalen Verhältnissen, entwickeln sich bei jedem hart arbeitenden Menschen in ganz normaler Weise die Knochenvorsprünge und Leisten, dort wo die arbeitenden Muskeln sich am Knochen ansetzen, infolge des fortwährenden Reizes durch den Zug der Muskeln, in ganz anderer und viel stärkerer Weise als bei demjenigen, der sein Dasein in behaglicher Ruhe verbringt. Es ist also kein Zweifel, daß Zunahme und Verstärkung der Knochensubstanz die Folge von lang andauernder Übung sein können. Umgekehrt aber wurde bei frühzeitiger Amputation des Oberarmes schon wiederholt ein fast völliger Schwund des außer Gebrauch gesetzten Schulterblattknochens beobachtet.

Das sind nun freilich alles nur individuelle Abänderungen, die nur für das Einzelleben von Bedeutung sind. Um dieselben erblich zu machen, müßten genau die nämlichen Ursachen durch sehr viele Generationen hindurch einwirken. Es ist offenbar, daß die menschliche Erfahrung, die kurze Zeitspanne, die uns zur Verfügung steht, für derartige Beobachtungen nicht hinreicht.

Und doch giebt es Erscheinungen, welche sehr dafür sprechen, daß schließlich auf die vorbezeichnete Weise ein Erblichwerden der zuerst nur individuellen Veränderungen eintreten kann. So beim Menschen vor allem der Schwund der Kieferknochen, wodurch die kultivierten Nationen sich in so auffälliger Weise von den wilden Naturvölkern unterscheiden. Während bei letzteren zwischen den einzelnen Zähnen sich größere Zwischenräume befinden, sind infolge der vorwiegend gekochten weichen Nahrung, d. h. also des mangelhaften Gebrauchs, die Kiefer beim Kulturmenschen bereits so weit geschwunden, daß die Zähne kaum mehr nebeneinander Platz haben, was zwar schön aussieht, aber für die Erhaltung der Zähne nicht vorteilhaft wirkt.

In der Tierwelt giebt es aber eine Reihe noch viel deutlicherer Beweise für die Wirkung des Gebrauchs und Nichtgebrauchs, von denen ich nur das Verkümmern der Augen erwähnen will, das wir beim Olm

der Adelsberger Grotte und anderen höhlenbewohnenden Tieren, so beim blinden Höhlenfisch von Nordamerika antreffen. Die Augen haben beim fortwährenden Aufenthalt in absoluter Dunkelheit keinen Wert, sie werden nicht gebraucht und so sind sie allmählich geschwunden. Auch die unter der Erde lebenden Maulwürfe haben stark verkümmerte oder schon ganz rückgebildete Augen, ebenso manche Tiefseetiere.

Umgekehrt dürfen wir aber auf Grund dieser letzteren Erfahrungen wohl vermuten, daß es der Lichtreiz gewesen ist, der ursprünglich die Entstehung von Sehorganen veranlaßte, die bei den niederen Tieren bekanntlich in viel größerer Mannigfaltigkeit vorhanden sind als bei den höher entwickelten. Auch ein so wunderbares Organ wie das Auge können wir demnach vielleicht als eine ursprünglich nur in der einfachsten Form vorhandene Erwerbung der tierischen Organismenreihe betrachten, die aber durch Erbschaft festgehalten und durch unausgesetzten Gebrauch in zweckmäßiger Weise umgewandelt und verschärft wurde.

Freilich wirkt die Natur immer nur durch ganz allmähliche Veränderungen; deshalb kann man auch nicht erwarten, selbst bei vollster Voraussetzung der Erwerbungstheorie, daß die Kinder des Klaviervirtuosen bereits wieder als kleine Virtuosen zur Welt kommen. Auch die Sprache müssen unsere Kinder immer erst erlernen, ebenso wie sie auch von vornherein nicht zu gehen und zu laufen im stande sind. Aber dadurch wird nicht bewiesen, daß die Lebensarbeit unserer Vorfahren, das, was sie an geistigen und körperlichen Fähigkeiten durch Übung etwa erworben haben, für unsere eigene geistige und körperliche Erbschaft gänzlich belanglos geblieben ist. Im Gegenteil, ich bin fest überzeugt, daß eine derartige Vererbung stattfindet, und daß die Kulturmenschheit gerade dadurch, durch den unausgesetzten Gebrauch ihrer höheren geistigen Fähigkeiten sich hinaufgearbeitet und über den ursprünglichen Zustand erhoben hat.

Und dennoch, so einleuchtend dieses Princip der Übung und der Reizwirkung auch erscheint, so vermag es doch keineswegs den ganzen reichen Aufbau der organischen Welt zu erklären. Denn im wesentlichen macht es uns nur die zweckmäßigen Einrichtungen begreiflich, dasjenige, was man in der Pflanzen- und Tierwelt als Anpassung an das Leben unter seinen mannigfaltigen Bedingungen begreift. Und wenn nun, wie es Thatsache ist, die vollkommenste Anpassung bereits bei den niedersten Tieren und den einfachsten Pflanzen erreicht war, so sehen wir nicht ein, warum es dann noch zur Ausbildung höherer Formen kommen mußte.

Ein Korallenschwamm ist für seine Lebensbedingungen ebenso vollkommen angepaßt wie der Walfisch, welcher in den arktischen Meeren schwimmt, und eine Ameise zeigt sich für ihre Bedürfnisse genau ebensogut ausgerüstet wie der stolze Adler, der hoch in den Lüften seine Beute erspäht.

Wir sehen also klar: es giebt in der Natur noch etwas ganz anderes als bloße Zweckmäßigkeit und bloße Anpassung. Anpassungsvollkommenheit ist noch nicht das Höchste, denn diese finden wir auf den verschiedensten Stufen, sondern das Höchste ist — worauf meines Wissens zuerst Karl Wilhelm von Nägeli aufmerksam machte — die Organisationsvollkommenheit, die sich im zusammengesetztesten Bau und der durchgeführtesten Arbeitsteilung der einzelnen Organe zu erkennen giebt.

Nachdem schon in der Triasperiode die Erde mit einer so reichen Fülle von Pflanzen, niederen Tieren, Fischen, Amphibien und Reptilien bevölkert war, die zweifellos alle für ihre jeweiligen Existenzbedingungen die zweckmäßigste Ausstattung besaßen, warum mußte es dann erst noch zur Schöpfung der höheren Organismen, der Vögel und Säugetiere kommen, und zwar in solcher Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit, daß die Gruppe der Säugetiere allein seit der Tertiärzeit, nach den großartigen fossilen Resten zu schließen, sechs bis siebenmal eine völlige Neugestaltung erfahren hat?

Die bloße Zweckmäßigkeitsidee giebt uns für diese unverkennbar nach aufwärts gerichtete Tendenz im Schöpfungsgange durchaus kein Verständnis, da eine Abänderung zum Einfacheren zweifellos ebenso oft hätte zweckmäßig sein müssen als eine Veränderung zum Zusammengesetzten. Das Resultat wäre also nur ein unsicheres Hin- und Herschwanken gewesen, nicht ein so entschiedenes

Vorwärtsstreben, das schon Karl Ernst von Bär zur Annahme einer gewissen „Zielstrebigkeit", Nägeli zur Statuierung seines „Vervollkommnungsprincips" veranlaßte, das er übrigens durchaus mechanisch aufgefaßt wissen wollte und aus mechanischen Verhältnissen zu erklären suchte.

Es giebt ein höchst merkwürdiges Beispiel von zurückgebliebener Entwickelung der Tierwelt eines ganzen Kontinents, welches besonders deutlich erkennen läßt, daß der bloße Kampf ums Dasein an und für sich nicht notwendig auch zu höheren Organisationsstufen führt. Dies ist die Säugetierfauna Australiens, welches zur Zeit, als die Europäer dahinkamen, ausschließlich von Säugern nach dem ungemein niedrigen Typus der Beuteltiere bevölkert war. In allen übrigen Weltteilen sind die Beuteltiere längst ausgestorben und nur noch in fossilen Resten zu finden, mit Ausnahme Amerikas, wo in den Opossumarten einige Vertreter derselben sich erhalten haben. Also, obwohl in Australien der Kampf ums Dasein unmöglich gefehlt haben kann, hat es die dortige Säugetierwelt doch auf keine höhere Entwickelungsstufe gebracht; denn alle höheren Säugetiere, alle Raubtierarten, die Wiederkäuer, selbst die Nager und vor allem die Affenarten fehlten daselbst vollständig.

Man hat zwar die merkwürdige, gleichsam vorweltliche Beschaffenheit der australischen Säugetierfauna dadurch erklären wollen, daß Australien in jener frühen Zeit, etwa in der Juraepoche, als die Beuteltiere noch die höchst entwickelten Säuger überhaupt darstellten, mit Asien durch eine feste, über die ostindische Inselwelt sich erstreckende Landbrücke in Zusammenhang gestanden haben müsse, die später verschwand, so daß die Beuteltiere zwar nach Australien einwandern konnten, aber später dort isoliert blieben. Allein dies erklärt uns eigentlich nur, woher die Beuteltiere kamen, bietet uns aber keine Erklärung für die merkwürdige Stagnation in der Säugetierwelt Australiens.

Die mechanischen Principien, die hier im tiefsten Grunde wirken, sind für uns in der Hauptsache noch in Dunkel gehüllt, und nur einiges wenige läßt sich mit einer gewissen Deutlichkeit erkennen. So vor allem, daß in der Tierwelt alle höhere Organisation, wie dies zuerst durch Wallace überzeugend nachgewiesen wurde, fast ausschließlich von Asien und Europa, und zwar vorwiegend vom Norden dieser Weltteile her ihren Ausgang genommen hat. Von da verbreiteten sich die neu entwickelten Gattungen und Arten allmählich über die ganze übrige Welt, soweit dies bei den nicht schwimmfähigen Säugetieren möglich war. Australien konnten sie nicht mehr erreichen, ebensowenig Madagaskar, das schon frühzeitig vom Festlande abgetrennt sein mußte, da seine Fauna ein durchaus altertümliches Gepräge an sich trägt.

Außerdem lassen sich in der Entwickelung des Säugetierstammes noch gewisse Grundzüge erkennen, vor allem eine ständige Verminderung der Wirbelzahl, was in dem Kürzerwerden des Schwanzes bei den Affenarten, je höher dieselben im allgemeinen entwickelt sind, zum Ausdruck kommt. Den höchststehenden Affen, wie Gorilla, Schimpanse und Orang, fehlt derselbe sogar vollständig.

Ein anderes ist die Verminderung der Zehenzahl, die wir in den meisten Säugetierstämmen bei weiter voranschreitender Entwickelung gewahr werden, am auffallendsten beim Pferd, dessen Vorfahren, wie die großartigen fossilen Funde in Nordamerika lehren, mehrzehige Füße gehabt haben.

Ein besonders wichtiger Punkt ist dann die mit der höheren Entwickelung immer mehr zunehmende Körpergröße. Auch dieses Princip hat offenbar nicht das mindeste mit Zweckmäßigkeit zu thun. Denn an und für sich wären kleine Tiere, wenn sie durch Gewandtheit und Schnelligkeit sich ihren Feinden entziehen können, mindestens ebenso zweckmäßig als größere. Und dennoch geht die Zunahme der Körpergröße im Tierreich überall, worauf besonders Wilhelm Haacke hingewiesen hat, der höheren Entwickelung parallel, und viele Riesentiere der Vorzeit scheinen sogar gerade wegen ihrer enormen Körpergröße, welche schließlich das Gewinnen der nötigen Nahrung erschwerte, von der Erdoberfläche verschwunden zu sein.

Es macht durchaus den Eindruck, als ob wir es hier mit einem Ausfluß jener geheimnisvollen Vervollkommnungstendenz zu thun hätten, die sich gelegentlich auch einmal

Ludwig Fulda.

in der Richtung aufs Kolossale und ganz entschieden Unzweckmäßige äußert. Aber im ganzen erscheint es ja nicht unbegreiflich, daß höhere Organisation mit Zunahme der Körpergröße einhergeht. Denn zur detaillierten Ausbildung der Organe und namentlich der Nervencentralapparate, des Gehirns und Rückenmarks wird unbedingt ein gewisser Raum, ein gewisses Nebeneinander erfordert.

In diesem Zusammenhange ist es von Interesse, daß auch bei den modernen Kulturvölkern ein Aufwärtsgehen der Körpergröße aus verschiedenen Anzeichen zu erschließen ist. Ganz abgesehen davon, daß die altrömischen und altgriechischen Schwerter für unsere heutigen Fäuste viel zu klein sind, so deuten andere Anhaltspunkte auch auf ein Ansteigen der Körpergröße seit dem Mittelalter. In Malta werden die Rüstungen der Malteser Ritter aus früheren Jahrhunderten aufbewahrt. Aber die Waffen und die Ausrüstungsstücke sind viel zu klein für unsere heutige Statur. Und als bei der Krönung der Königin Viktoria die schottischen Großen die echten Gewänder und Rüstungen ihrer Vorfahren aus Maria Stuarts Zeit hervorholen wollten, um damit bei Hofe zu erscheinen, da zeigte sich's, daß alles zu eng und zu kurz war, und man mußte von dem Vorhaben abstehen.

Gestützt auf das Vorhergehende, dürfen wir dieses Aufwärtsgehen der Körpergröße vielleicht als ein günstiges Anzeichen für die in der menschlichen Natur liegende Tendenz nach höherer Organisationsvollkommenheit ansehen. Die zunehmende Körpergröße hätte dann nicht nur an und für sich Bedeutung als Zeichen kräftigen Gedeihens, sondern sie hätte Bedeutung als Ausdruck eines inneren Ausgestaltungs-, oder sagen wir lieber Offenbarungsprozesses.

Um diesen letzteren Ausdruck zu rechtfertigen, möge zum Schluß noch eine kleine Betrachtung gestattet sein, an der Naturwissenschaft und Philosophie vielleicht gleichen Anteil haben.

Die Elemente, die Grundstoffe sind immer die nämlichen, ob sie eine tote Masse oder einen belebten Organismus mit Empfindung und Willen zusammensetzen. Aber im ersteren Falle verschweigen sie uns unendlich viel und gerade das Wertvollste von ihren inneren Eigenschaften.

Aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff können je nach der Anordnung dieser Elemente Essig- oder Milchsäure oder auch Zucker entstehen; und auch das Stärkekorn, das bereits die Erscheinungen des Wachstums zeigt und das im Pflanzenleben eine ungeheure Rolle spielt, ist aus den gleichen Grundstoffen zusammengesetzt. Fügen wir den letzteren noch Stickstoff, Schwefel und Phosphor bei, so haben wir bereits die Elemente, aus denen ein einzelliges Infusionstierchen mit Empfindung und selbständiger Bewegung sich aufbaut. Aber nicht nur das Infusionstierchen, sondern alle tierischen Organismen, zuletzt sogar das menschliche Gehirn sind im wesentlichen aus den nämlichen Grundstoffen aufgebaut.

Sonach ist sonnenklar, daß alle Wirkungen, die wir wahrnehmen, nicht nur auf den Stoffen als solchen beruhen, sondern vor allem auf ihrer Anordnung, auf der Organisation. Die Elemente an und für sich sind tot für uns; sie offenbaren ihre innere Natur erst stufenweise je nach der Höhe der Organisation. Und erst auf der höchsten Organisationsstufe erscheinen jene göttlichen Offenbarungen, welche, jenseit der Grenzen der Naturerkenntnis liegend, den Inhalt unseres eigenen höheren Seelenlebens ausmachen, erscheint die Begeisterung für das Wahre, für das Schöne und für das Gute.

In diesem Zusammenhang verstehen wir erst den tiefsten Sinn jener Worte Meister Fausts:

Geheimnisvoll am lichten Tag,
Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben,
Und was sie deinem Geist nicht offenbaren mag,
Das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben.

Die Naturforschung, die so wunderbar Großes für die Aufklärung und Befreiung des menschlichen Geistes geleistet hat und so vieles für die Zukunft verspricht, sie vermag doch nur die Bewegungen der Atome und ihre mechanischen Ursachen aufzuzeigen. Aber auch dann, wenn dies bei den kompliziertesten Bewegungen der kleinsten Teilchen im menschlichen Gehirn gelungen sein wird, wenn wir den genialen Analytiker, der dies alles zu erklären vermag, aufs höchste bewundern

müssen, werden wir zwar alle objektive Wahrheit, die in diesen Vorgängen liegt, vollständig zu erkennen vermögen. Was aber bei diesen nämlichen Vorgängen im menschlichen Herzen gefühlt wird, diesen rein subjektiven und doch wertvollsten Inhalt unserer Erfahrung, vermögen wir nur als Menschen selbst zu fühlen oder mit anderen mitzufühlen. Die Hebel und Schrauben, die Mikroskope und Galvanometer helfen uns dabei nicht das mindeste und können uns nie etwas helfen.

Darum ist es nicht nur Selbsterhaltungstrieb, sondern es ist die idealste Aufgabe, die wir uns überhaupt stellen können, die Menschennatur in uns zu veredeln und in höherem Sinne weiter zu entwickeln, damit die herrlichen Anlagen, die in ihr neben so viel Niedrigem enthalten sind, immer mehr an Kraft gewinnen und immer reiner sich offenbaren können.

Dazu gehört aber nicht nur Pflege der ethischen und der ästhetischen Kräfte in unserem Gemüt, sondern es gehört dazu vor allem auch die Stärkung und Erhöhung der körperlichen Gesundheit. Denn wie eine geschwächte und erkrankte Nervenzelle ein gestörtes Gemütsleben bedingt, so kann umgekehrt nur der Besitz einer gesunden und kräftigen Körperkonstitution die Menschheit zu dauerndem Aufwärtssteigen auch in geistiger Richtung befähigen.

Freilich, wenn wir das praktische Leben betrachten und die ungeheuren Schwierigkeiten, die einer vernünftigeren, zweckmäßigeren, vor allem auch einfacheren und mäßigeren Lebensweise unseres Volkes noch allerorten entgegenstehen, so überkommt uns oft ein Gefühl des Kleinmuts. Aber ich bin fest überzeugt, solange die freie Forschung unter den Menschen nicht ausstirbt, so lange ist auch für das Menschentum keine Gefahr. Und gerade die Entwickelungslehre wird uns in Zukunft der Leitstern sein müssen, der uns nicht nur die tiefsten Geheimnisse der Natur erhellt, sondern auch Ziel und Richtschnur angiebt für unser Handeln.

Auch in diesem Sinne sollen dann die Worte zur Wahrheit werden, die Goethe in seiner „Metamorphose der Tiere“ vorahnend aussprach:

Freue dich, höchstes Geschöpf der Natur, du fühlest dich fähig,
Ihr den höchsten Gedanken, zu dem sie schaffend sich aufschwang,
Nachzudenken.

# Die Bogumilen.

Roman aus Neu-Österreich

von

**Königsbrun-Schaup.**

III.

### Königin Daniza.

Eine seltsame Unruhe erfüllte Marie, ein Gefühl der Beklemmung lastete auf ihr. Der Tag war trübe und schwül; sie dachte, daß dies Wetter wohl ihre Stimmung ungünstig beeinflußte. Sie hätte gern dem Klima Sarajewos die Schuld zugeschoben. Ein starker Gewitterguß war niedergegangen, der erhitzte Erdboden dampfte noch. Marie trat oft ans Fenster und blickte über die Dächer der niedrigen Judenhäuser weg nach dem grauen, wie in einen Schleier gehüllten Himmel. Ihre Gedanken aber kehrten immer wieder zu den Erlebnissen der letzten Tage und besonders zu der Gesellschaft bei Kesthelyis zurück. Sie hatte schon allerhand über Daniza hören müssen. Die Gesellschaft sprach über das Verhältnis der Baronin zum Grafen Altenberg. Marie hatte nicht darauf achten wollen, aber was sie bei Kesthelyis selbst gesehen, mit eigenen Augen wahrgenommen hatte, bestätigte das Geflüster der geschäftigen Zungen. Marie wollte diese Gedanken verbannen; was ging das Verhältnis zwischen Daniza und Altenberg sie an? Erwin war für sie tot, und Daniza hatte für sie niemals gelebt. Indessen, ihre Gedanken ließen sich nicht lenken, und Marie ging, von schmerzlicher Ratlosigkeit getrieben, vom Fenster zum Arbeitstisch, von ihrer Näherei in das Schlafzimmer, dann wieder in die Küche, kehrte zu ihrer Handarbeit zurück, stand wieder auf und trat von neuem ans Fenster, um die feuchte, dampfende Gasse und den drohenden Himmel zu betrachten.

Als aber Baron Kesthelyi gemeldet wurde, gab ihr der Name einen Stich, und sie zeigte sich beim Empfange des Barons geradezu verstört.

Der Baron, der immer nur mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt war, hatte keinen Blick für die angstvoll zuckende Miene der jungen Frau. „Meine Visite hat einen besonderen Grund," sagte er nach dem Austausch der ersten Höflichkeiten.

„Einen besonderen Grund?"

„Ja! Ich muß mich bei Ihnen bedanken, ganz speciell bedanken, Gräfin!"

„Wofür aber, Baron Kesthelyi?"

„Für Ihre Aufmerksamkeit, für das warme Verständnis, das Sie gestern meinen Bemerkungen über den Bogumilismus entgegenbrachten. Ich wurde so sehr mißverstanden! Sie glauben nicht, wie mir die gutgemeinten Einwürfe der anderen weh thaten! Dann kam das Klubprojekt. Ich war schwach genug, nicht gleich zu widersprechen. Nun schwärmt auch meine Frau für den Klub. Sie ist sicherlich von Miß Fullerton und Gräfin Gitty beeinflußt. Und Sie, teuerste Gräfin, waren die einzige, die mich verstanden hat!"

Er ergriff Maries Hand und küßte sie mit Inbrunst.

Marie war in peinlichster Verlegenheit. Wie nur konnte, so frug sie sich im stillen, der gute Baron auf diesen Gedanken verfallen sein? Sie hatte ihres Wissens nicht einmal äußerlich sich Mühe gegeben, seinem gestrigen Vortrage zu folgen. Und das wenige, was sie davon erlauscht, war ihr obendrein ziemlich verschroben vorgekommen. Da ihr die Lüge verhaßt war, wollte sie auch den Anschein eines Verständnisses vermeiden.

„Baron," sagte sie, „Ihr Irrtum ist schmeichelhaft für mich, aber Sie irrten sich eben in mir. Ich verstehe eigentlich so gut wie nichts von der Sache, die Sie verfechten. Ihr Vertrauen beschämt mich, doch ist es besser, ich sage es Ihnen gleich!"

Der Baron hatte sich in den Fauteuil zurückgelehnt und sah ihr unverwandt ins Gesicht. „Sie irren sich, teuerste Gräfin!" sagte er langsam und nachdrücklich. „Auf meine Worte kommt es nicht an, nach dem Gefühle verstanden will ich sein. Ich habe Spürsinn für das Gefühl — ich wittere, ich ahne — und sehen Sie, es genügt mir oft nur ein Blick, um das Richtige zu finden. Bei Ihnen genügt mir ein Blick. Sie sind eine von den Unserigen, auch wenn Sie es selber nicht zugeben wollten. Früher oder später, einmal muß es bei Ihnen durchdringen!"

Marie wurde ungeduldig. „Was soll durchdringen?" fragte sie.

„Die Liebe!" erwiderte er. „Die Liebe im höchsten Sinne!"

„Ich meine," sagte Marie kühl, „die Liebe ist Christenpflicht, und ich bin eine gute Christin!"

Damit glaubte sie dem Baron ihren Standpunkt hinlänglich klar gemacht und jede weitere Erörterung abgeschnitten zu haben. Aber sie bewirkte gerade das Entgegengesetzte. Nun erst kam Kesthelyi in einen wahren Feuereifer.

„Brava!" rief er, die Hand Maries abermals ergreifend und an die Lippen führend. „Brava! Sie sollen die gute Christin bleiben! Die Bogumilen waren ja nichts anderes als gute Christen, vielleicht die besten Christen ihrer Zeit. Und die römische Kurie that unrecht, damals in Bosnien nach dem Ketzerpapst zu fahnden. Ich glaube, der wirkliche Ketzerpapst war nicht Bogumil, sondern saß in Rom!"

„Ich bin zu wenig mit der Geschichte vertraut," sagte Marie ablehnend, „auch habe ich mich nie um solche Dinge bekümmert, die einer Frau doch nicht anstehen. Ich begnüge mich, wie gesagt, eine gute Christin zu sein."

„Sehen Sie, Gräfin, das gefällt mir wieder von Ihnen!" sagte Baron Kesthelyi. „Sie sind nicht gleich Feuer und Flamme für Worte, denn Sie haben das innere Licht. Scheinbar gebärden Sie sich wie eine Gegnerin, und doch sind Sie eine von den Unserigen."

Marie sah resigniert zu Boden. Der Mann schien nur sich hören zu wollen, also mochte er reden.

„Mein Gefühl täuscht mich niemals," fuhr der Baron unbeirrt fort, „leider niemals. Man nennt mich einen Idealisten, aber haben Idealisten diesen Blick für das Wirkliche? Es macht mich oft traurig: dieser Scharfblick ist mein Verhängnis. Ich sehe auf den Grund der Seelen, und wenn ich dort das innere Licht nicht erkennen kann, möchte ich verzweifeln. Da habe ich zum Beispiel einen Freund, der mir nur Gutes und Liebes erwiesen hat, der sich, wenn auch nicht meiner Idee, so doch meiner Person wiederholt aufopferte. Und dennoch — seine Nähe allein verwirrt mich, verdunkelt mich; ich weiß nicht, was es ist, aber die Seele meines Freundes, diese dunkle Seele muß ich hassen." Er hielt inne. „Können Sie sich das erklären?"

„Lieber Baron," sagte Marie, und sie ahnte, wen er unter dem Freunde verstand.

„Lieber Baron! Sie ſprechen ſo dunkel, und der Tag iſt auch ſo trüb heute; Sie ſind ein merkwürdiger Menſch!“

„Sagen Sie, ein unglücklicher Menſch!“ ſeufzte der Baron.

„Nun freveln Sie aber!“ verwies ihn Marie und zwang ſich zu einem Lächeln. Warum ſchnitt ſie die verfängliche Rede nicht kurz ab? Sie wollte es, aber ein unbekanntes Etwas zwang ſie, dennoch weiter zu ſprechen. „Sie freveln,“ wiederholte ſie. „Sind Sie nicht glücklich in Ihrer Idee und als Mann einer jungen ſchönen Frau?“

„Daniza iſt ein Engel! Was mich aber unglücklich macht, das iſt — wie ſoll ich mich ausdrücken? — das iſt ein ererbtes Gefühl. Alle die Meinen waren unglücklich. Meine Mutter ſtammt aus einer Familie, in welcher der Wahnſinn erblich war. Mein Vater war auch nicht normal. Normal! Dieſes häßliche Wort! Ich habe es ſtets gehaßt. Und ich ſoll glücklich ſein? Ja, objektiv genommen, könnte ich glücklich ſein, aber ich ſchleppe etwas hinter mir nach, das meine Schritte hemmt, und eine ſchwarze Hand legt ſich dann und wann über meine Augen, zieht mir den Kelch vom Munde weg. Verſtehen Sie das? Eine ſchwarze Hand, aus der Unterwelt herausragend! Schon als Kind fühlte ich dieſe ſchwarze Hand, ſie hat die Wege meiner Jugend geleitet.“ Er hatte Maries Hand abermals ergriffen. „O, nicht doch!“ flehte er. „Fürchten Sie ſich nicht! Laſſen Sie mir Ihre weiße weiche Hand. Sie ſind lieb und gut! Ihre Stimme hat einen milden Klang! Ich fühle mich unendlich wohl bei Ihnen, ich möchte immer da ſitzen und Ihnen vorplaudern, von allen meinen Freuden und Leiden. Haben Sie denn wirklich ſo viel gelitten, daß man ſich bei Ihnen ſo wohl fühlen kann? Sie ſind jung und ſchön und haben dennoch ſo viel Ehrwürdiges!“

Das waren nicht die Worte eines Mannes, der einer jungen Frau den Hof machen wollte, aber auch ſicher nicht die Worte eines glücklichen oder zum wenigſten ahnungsloſen Mannes, für den Marie bislang Keſthelyi gehalten hatte.

„Ich will Ihnen erzählen, wie ich Daniza kennen und lieben lernte!“ fuhr Keſthelyi nach einer Pauſe fort. „Ich habe es noch niemandem erzählt, aber Sie müſſen es erfahren. Sie ſollen Daniza lieben! Ich bin oft fern von ihr, ich möchte ſie in Ihrer ſchützenden Nähe wiſſen! Ach, darf ich erzählen? Ich darf?“

Marie hatte mit ſich gerungen. Um keinen Preis wollte ſie noch mehr in das Vertrauen dieſes Mannes gezogen werden. Sie war überzeugt, daß ſie Daniza niemals würde lieben können, eher empfand ſie eine Art Haß gegen dieſes Weib. Nun berechnete ſie, daß Prokop in wenigen Minuten kommen müßte. Bis zu Prokops Ankunft wollte ſie Baron Keſthelyi hinhalten, dann mußten die intimen Mitteilungen ſelbſtverſtändlich unterbleiben.

„Warten Sie, Baron,“ ſagte ſie, und ſie erhob ſich, „Sie haben den Namen Ihrer Gattin genannt, das erinnert mich ſogleich an Ihre Oper. Sie nennen ja auch Ihre Heldin Daniza! Von dem ganzen Bogumilismus verſtehe ich nur Ihre Muſik dazu; die ſpricht zu meinem Gefühle.“

„Wirklich?“ fragte Keſthelyi, ſich ebenfalls erhebend und inſtinktiv auf das Klavier zugehend. „Ihr Lob iſt mir ſehr wertvoll, denn Sie ſind ja ſelbſt Künſtlerin! Sie ſingen ganz wunderbar!“

„Wann haben Sie mich denn gehört?“

„Einmal, als ſie bei Gitty unten ſangen. Herrlich ſingen Sie!“ fuhr der Baron begeiſtert fort. „Wir ſollten das große Duett Oſtoyas und Danizas zuſammen einſtudieren!“

Der Komponiſt hatte mit einem Schlage den Sieg über den Seher errungen. Daniza, die ſchwarze Hand und das Bedürfnis vertraulichen Geſtändniſſes waren vergeſſen.

„Gut,“ ſagte Marie, „ich bin dabei. Bringen Sie nur die Noten!“

Der Baron hatte ſich ans Klavier geſetzt und griff einige Accorde. Dann ſpielte er in feierlichem Marſchtempo jenes Lied König Oſtoyas, das Hauptmann von Treuenſchwerdt das Programm der freien Liebe genannt hatte. Keſthelyi ſelbſt gefiel dieſes Stück ſeiner Oper am beſten, und ohne von Marie aufgefordert zu werden, ſetzte er ſeinen Bariton ein und begann:

„Die Liebe nur ſei unſer Ziel!
So ſprach zum Volke Bogumil —“

Marie lehnte am Piano und sah dabei auf den seltsamen Sänger. Das Lied ergriff sie wirklich. Oder war es mehr der Komponist und alles was mit ihm zusammenhing, was sie so rührte? Ein unendlich schwermütiger Zug ging durch dieses Lied. Die dunklen Augen der jungen Frau wurden feucht.

Während die beiden aber ganz mit der Musik beschäftigt waren, öffnete sich die Thür. Der Ingenieur trat ein. Um nicht zu stören, blieb er an der Thür stehen und hörte König Ostoyas Lied bis zu Ende an. Nun, als Kesthelyi geendet hatte, klatschte er laut Beifall. „Herr Baron," sagte er und trat lachend ans Klavier heran, „Sie sind gefährlich! Sie machen mir zu eifrig Propaganda!"

Baron Kesthelyi sah ihn zerstreut an, als ob seine Gedanken ganz fern wären. Marie dagegen atmete auf. Sie empfand die Anwesenheit ihres Mannes wie eine Befreiung. „Der Baron hat mir aus seiner Oper vorgespielt!" sagte sie mit heiterer Miene zu Walther.

„Richtig!" rief Kesthelyi, vom Klavier aufspringend, „jetzt hab ich's! Ich habe eine Bitte an Sie zu richten, Herr Ingenieur, eine große Bitte!"

„Ich stehe zu Diensten!"

„Sie werden gelegentlich Ihrer Bereisung in Gegenden kommen, wo Bogumilengräber liegen," sagte Kesthelyi. „Darf ich Ihnen die Orte nennen? Sie könnten mir einen großen Dienst erweisen. Ich möchte Sie nämlich dringend bitten, diese Bogumilendenkmäler aufzunehmen. Mindestens müßten sie skizziert werden, am besten aber wäre es, sie zu photographieren. Den Photographen nehme ich selbstverständlich auf eigene Rechnung! Wenn Sie erlauben, komme ich morgen aufs Bureau zu Ihnen. Sie reisen doch erst in der nächsten Woche, wie mir Altenberg sagte!"

Kesthelyis Worte setzten Marie in das größte Erstaunen. Sie war unangenehm überrascht, denn sie hatte noch kein Wort von einer Reise ihres Gatten gehört. Und nun behandelte Kesthelyi diese Reise wie eine bekannte und feststehende Sache. „Du willst reisen, Prokop?" fragte sie.

„Meine Frau weiß noch nichts davon!" sagte Walther zu Kesthelyi. Und dann fügte er, zu Marie gewandt, hinzu: „Ich bitte dich, Kind, beruhige dich! Ich habe eine amtliche Mission. Ich werde nicht lange ausbleiben, höchstens ein paar Wochen!"

„Pardon, lieber Herr Walther!" rief Kesthelyi. „Da habe ich wahrscheinlich einen Unsinn gemacht und Ihre Frau Gemahlin erschreckt!" Er sah Marie besorgt an. „Sie sind ja ganz blaß geworden, Gräfin!"

Prokop ergriff beide Hände seiner Frau. „Sei mir nicht böse, liebe Mizi," bat er, „ich wollte es dir eben sagen, ich bekam den Auftrag erst heute mittag!"

„Böse bin ich nicht!" entgegnete Marie sanft.

„Liebste Marie!" rief er, zärtliche Besorgnis im Blick.

„Wenn du reisen mußt, werde ich mich eben fügen in das Unvermeidliche," sagte sie ruhig.

„Ich möchte dich gern mitnehmen, aber das geht nicht!"

Baron Kesthelyi sah den Ingenieur mit eigentümlich lodernden Augen an. „Auch Sie sind ein Bogumile," sagte er. „Ein echter Bogumile! Wir drei gehören zusammen!"

Und plötzlich zog er den Ingenieur an seine Brust, so stürmisch, daß Walther bei der Umarmung seine Brille verlor.

Marie wandte sich ab und klappte das Klavier zu. Walther hatte mit Hilfe Kesthelyis seine Brille wiedergefunden.

„Sie werden uns noch alle mit Ihrem Bogumilismus verrückt machen!" sagte der Ingenieur. „Aufrichtiger Enthusiasmus wirkt immer ansteckend. — Wollen Sie nicht einen kleinen Imbiß bei uns nehmen?" fügte er dann hinzu, gleich als wollte er sich selbst ernüchtern.

Kesthelyi rieb sich die Stirn. „Nein," sagte er, „ich danke! Ich muß zu Daniza zurück. Das liebe Kind erwartet mich! Könnten die Herrschaften nicht mit mir kommen? Das wäre zu schön! Wir könnten unseren Bund gleich feierlich besiegeln durch ein Fläschchen Röderer. Meine Daniza trinkt auch so gern Röderer!"

Der Ingenieur warf Marie einen fragenden Blick zu und lehnte dann verständnisvoll ab.

„Mein liebes Kind," ſagte er, als er mit ſeiner Frau allein war, „es iſt ein unglücklicher Zufall geweſen, daß du von meiner Exkurſion nicht durch meinen Mund zuerſt gehört haſt. Schrecklich leid iſt mir das!"

„Aber die Sache iſt ja ſchon erörtert, ich weiß ja!"

„Und biſt du auch zufrieden damit? Siehſt du, meine Pläne werden dadurch enorm gefördert. Dies iſt eine wichtige Exkurſion, und daß man ſie mir überträgt, beweiſt mir das Vertrauen der Regierung zu meinem Urteil. Es wird eine Rekognoszierungsreiſe ſein. Wenn du richtig mit mir fühlſt," fuhr er, durch Maries Schweigen ermutigt, fort, „ſo wirſt du ſelbſt ſagen, daß ich den Auftrag unter allen Umſtänden übernehmen mußte. Herrendienſt geht vor Frauendienſt — hier iſt es ſogar Staatsdienſt!"

„Schon gut," ſagte Marie, „ich lege dir ja kein Hindernis in den Weg!"

„Nur das eine möchte ich noch erwähnen," fuhr er gleichwohl fort, „daß dieſe Expedition mit der Unterſtützung zuſammenhängt, die ich von Staatswegen erhalte und die, wie ich meine, unſerem Hausſtande recht nett aufhilft. Und da darf ich nicht verſchweigen, daß es wieder Graf Altenberg iſt, der das entſcheidende Wort geſprochen hat. Unter uns geſagt: er iſt die Seele der Landesregierung. Baron Mikulic iſt nur ein blindes Werkzeug in ſeiner Hand. Der Graf weiß, was Bosnien not thut, und er verſteht es, die geeigneten Kräfte zu finden; ohne ihn hätte ich die Unterſtützung aus der Staatskaſſe nicht bekommen, und auch nicht dieſen ehrenvollen Auftrag."

Marie antwortete nicht. Sie heftete einen langen Blick auf ihren Gatten und ging hinaus.

Er war etwas verwirrt, da er dies Benehmen nicht verſtand, aber nach einigen Augenblicken lächelte er, machte eine Bewegung, als wollte er etwas Thörichtes verſcheuchen, und ging in ſein Zimmer.

Marie konnte erſt ſpät einſchlafen, und da kam ihr ein Traum.

Sie träumte, daß ſie in einem hell erleuchteten Saale ſtände. Sie kannte den Saal. Es war der ſogenannte Thronſaal des Kurfürſten von Heſſen in Prag. Und eine glänzende Geſellſchaft war verſammelt. Sie ſah ihren Vater, Tante Klementine; und, wie merkwürdig! mitten im Saale ſtand ein Klavier und daran ſaß Keſthelyi und ſchien zu ſchlafen. Und an der Wand war ein Baldachin aufgerichtet, unter dem zwei Thronſeſſel ſtanden. Alle blickten erwartungsvoll gegen die große Mittelthür, nur der Vater ſah ein paarmal nach ihr herüber, aber ſie mied ſeinen Blick und ſuchte ſich hinter einer Dame zu verbergen. Das war die Rätin Wokurka. Ach, Marie wußte ja, daß der Vater geſtorben war. Wenn er ſie jetzt anredete! Sie hätte ihm von ihrer Heirat erzählen müſſen, noch ſo vieles andere erzählen müſſen! Er würde das nicht verſtehen können, fürchtete ſie. Da trat der Hofmarſchall herein und ſtieß dreimal mit dem Stabe auf, wie immer, wenn der Kurfürſt erſcheinen ſollte. Da erwachte Baron Keſthelyi und ſpielte und ſang:

„Die Liebe nur ſei unſer Ziel!
So ſprach zum Volke Bogumil —"

Und nun kam der Kurfürſt und führte Daniza an der Hand. Sie trug einen Purpurmantel und einen Kronreif um den roten Fes. Die Goldquaſte des Fes hing über die Krone herab. „Das iſt die Königin Daniza!" flüſterte die Rätin neben Marie. „Königin Daniza wird Cercle halten." Marie wollte fliehen, aber da ſtand ſchon Daniza vor ihr und ſah ſie mit herausfordernden, feindſeligen Blicken an. „Du wirſt dich beugen!" ſagte die Königin Daniza, und ſie ſtreckte gebietend die Hand aus. Marie dachte, daß dies eine ſchöne weiße, weiche Hand und trotzdem ſchwarz wäre. Und wie ſie das dachte, ſah ſie, daß die Finger an den Spitzen ſchwarz zu werden anfingen und daß die Schwärze immer weiter lief, über die ganze Hand hin und den Arm hinauf. Und dann ſah ſie nur noch einen immer größer werdenden ſchwarzen Arm, der ins Rieſenhafte wuchs. Und der ſchwarze Arm umſchlang ſie und zog ſie hinab — hinab — tiefer und tiefer.

### Thränen und Staub.

Walther packte ſeine Reiſekoffer. Marie ſtand dabei und reichte ihm die Sachen hin.

Mit keinem Worte hatte ſie ihm von der

Reise abgeredet, und doch sagte ihr eine innere Stimme: „Bitte ihn, daß er bleibt! halte ihn fest, sonst bist du verloren!“

Gerade weil diese innere Stimme nicht abließ zu mahnen, blieb sie still und stumm. Denn das war doch etwas Fremdes in ihrer Seele, etwas Feiges, Schuldbewußtes, woran sie keinen Anteil haben wollte. Das mochte immerhin rufen und schreien.

Nein, so feige und hilfsbedürftig war sie nicht; im Gegenteil, jetzt erst, da sie allein stehen sollte, konnte sie ihre Stärke erweisen. Wann sonst? Mit eigener Kraft gedachte sie diese innere Stimme niederzukämpfen.

Diese häßliche jammernde Stimme, dieses ewige Warnen vor Schatten! Als ob Erinnerungen wirklich wieder lebendig werden, Fleisch und Blut annehmen könnten? Nur schattenhafte Erinnerungen waren doch da, sonst nichts Bedrohliches! Hätte sie nur das Brom früher gekannt, das ihr der Arzt vor wenigen Tagen gegen ihre Schlaflosigkeit verordnet hatte! Nun schlief sie fest und traumlos. Sie war so lange traumkrank gewesen! Freilich, nun die bösen Traumgeister gebändigt und gefesselt waren zur Nachtzeit, durch das Brom, suchten sie sich am Tage einzuschleichen in ihr Herz, suchten ihren Kopf zu verdüstern!

Aber sie wachte! —

Als Walther mit seiner Frau die weite Strecke zum Bahnhof hinausfuhr, war ihm so eigen zu Mute, daß er nicht wußte, ob er lachen oder weinen sollte. In seinem Herzen stritten Gefühle, die einander widersprachen; denn während er sich freute, eine Forschungsreise anzutreten, war er zugleich bekümmert, sein geliebtes Weib verlassen zu sollen. Und so konnte er sich weder der frohen Erregung noch der Betrübnis ungestört hingeben.

Im Grunde war Walther eine echte Gelehrtennatur. Seine Liebe zur Geologie, seine Lust an wissenschaftlichen Untersuchungen waren mächtig. Bis jetzt hatte er sich glücklich gepriesen, seine Leidenschaft für die Wissenschaft so gut mit seiner Liebe zu Marie vereinigen zu können. Der Liebhaber Maries war seiner Sache sicher; aber er merkte jetzt, daß seine Wissenschaft und sein Amt strenge Anforderungen stellten, wenn er dem eigenen Ehrgeiz genügen wollte, und er wußte nicht recht, ob der Liebhaber und der Geologe immer friedlich nebeneinander leben würden.

Seitdem die Gräfin Mooskirchen seine Frau geworden, war sie eben seine Frau, das heißt, der bessere Teil seiner selbst. Man mußte auf den besseren Teil besser bedacht sein als auf den schlechteren, man mußte ihn hätscheln und pflegen, das war selbstverständlich! Aber was sagte der Geologe? Wurde er nicht eifersüchtig? Die Wissenschaft war eine spröde Herrin, um deren Gunst sich gar so viele Männer bewarben. Ihr mußte jede Liebkosung abgerungen werden! Nie konnte man ihrer Gunst völlig sicher sein. Tausende huldigten ihr, gingen in ihrem Dienste auf, und ach, wie wenig Stunden hatte er ihr bisher widmen können! Der sonst so sanftmütige Ingenieur war eifersüchtig wie Othello, wenn es sich um seine Wissenschaft handelte. Zum Glücke für ihn zeigte sich heute die andere Herrin unendlich nachgiebig. Er wollte es ihr ewig danken!

Aber von der Dankbarkeit war es nur ein Schritt bis zur Reue. Er sah auf Maries blasses Gesicht; sie saß stumm neben ihm im Wagen. Und da erfaßte ihn tiefes Mitleid. Er kam sich selbst wie ein treuloser Verräter vor und zugleich wie ein leichtsinniger Abenteurer.

Wirklich, er hatte gelogen! Nun kam das böse Gewissen. Er hatte Marie nicht die Wahrheit über die Expedition gesagt. Er wußte ganz genau, daß seine Reise nicht Wochen, sondern Monate dauern könnte. Er wußte ferner, daß er in gefährliche Gegenden kommen würde; hatte er doch heimlich sein Testament geschrieben und einen Revolver in seinen Koffer verpackt! Und wenn er sich weiter befragte — warum betrieb er die Abreise so eifrig? Nur aus Liebe zur Wissenschaft? Oder vielleicht doch, weil er die geringschätzigen Worte Maries nicht vergessen konnte, den Vorwurf, den sie ihm entgegengeschleudert hatte, wegen seiner angeblichen Sucht, sich protegieren zu lassen? Wenn er nun in seinem Bestreben, als Held zu erscheinen, lediglich ein Opfer wurde, was gar nicht so ganz unmöglich war in dem wilden Lande? Dann fiel er nicht für die Wissen-

schaft, sondern als Opfer seines Ehrgeizes, seiner Eitelkeit!

Alles das schoß ihm durch den Kopf, wie der Wagen so auf der staubigen Straße dahinrollte, und nachdenklich rückte er an dem indischen Sonnenhelm, den ihm der britische General geschenkt hatte.

Da kam gerade die Freundin des Generals, Miß Mabel Fullerton, auf ihrem zottigen Pferdchen dem Wagen des Ingenieurs nachgaloppiert. Das Fräulein schätzte und liebte ihn, da er in ihrer Schule für bosnische Waisenkinder einigemal Vortrag gehalten hatte.

„O, Mr. Walther!" rief Miß Fullerton schon von weitem.

Der Ingenieur ließ halten. Miß Fullerton suchte in der Tasche ihres Reitkleides und bemühte sich dabei, ihren bockigen Gaul dicht zum Wagenschlage hinzudrängen, was ihr auch schließlich gelang, da ihre Hartnäckigkeit der des Tieres noch überlegen war.

„Mr. Walther," sagte sie, „ich denke, daß Sie haben vergessen etwas mitzunehmen!"

Sie zog ein Buch aus der Tasche und reichte es in den Wagen.

„Die Bibel!" rief Walther freudig. „Ich danke Ihnen herzlich, Miß Fullerton; das ist sehr freundlich von Ihnen!"

„Niemals sollten wir sein ohne dieses Buch," bemerkte sie und fuhr, zu Marie gewandt, fort: „Werden Sie kommen heute mit unserem Klub, Mrs. Walther?"

„O nein, Miß Fullerton, ich bedaure," erwiderte Marie, „mein Mann reist ja heute gerade ab und ich würde allein sein!"

Walther erinnerte sich, daß heute der Bogumilenklub einen Ausflug nach den Bädern von Ilice unternehmen wollte.

„Eigentlich wäre das eine Zerstreuung für dich!" sagte er zu seiner Frau, in der gutgemeinten Absicht, seine Schlechtigkeit in etwas wieder auszugleichen.

Sie schüttelte den Kopf.

„Meine Frau geht nicht," sagte er zu der Miß. „Bitte, grüßen Sie die Herrschaften von uns! Ich wünsche gute Unterhaltung! Und nochmals Dank!"

Miß Fullerton schüttelte ihm schweigend in ihrer kurzen, schroffen Art die Hand, wandte ihren Gaul und trabte zurück.

„Eine wunderliche, aber eine seelengute Person!" sagte Walther, als sich der Wagen wieder in Bewegung setzte. „Die Bibel werde ich mitnehmen und gelegentlich in dem Buche der Bücher lesen."

Er blätterte in dem Buche, und Marie sah ihn von der Seite an. Er konnte sich niemals enthalten, in einem neuen Buche zu blättern, und stets empfand er eine große Freude, wenn ihm jemand ein Buch schenkte. Ein geschenktes Buch, das war ja die erste Freude seiner Jugend gewesen.

Seine trüben Gedanken waren nun verflogen, und als der Wagen den Bahnhof, der am Ende der langen, öden Straße lag, erreicht hatte, war er wieder der Alte.

Er begab sich mit seiner Frau auf den Perron. Der Zug, bestehend aus fünf kleinen Wagen und einer Miniaturmaschine, war zur Abfahrt bereit. Ein Lastträger brachte eilfertig Walthers Gepäck in ein Coupé zweiter Klasse, wo bereits ein Moslem und zwei spanioliſche Juden Platz genommen hatten.

„Es wird eine heiße Fahrt werden!" meinte er.

Und dann gab er Marie noch einige praktische Winke für die häuslichen Angelegenheiten. Sie sah ihn dabei nur mit großen Augen an. Plötzlich aber umfing sie ihn mit beiden Armen, und ein herzbrechendes Schluchzen erschütterte ihre ganze Gestalt.

Walther erblaßte. Er schalt sich innerlich den grausamsten aller Menschen. Nicht allein deshalb, weil er es übers Herz bringen konnte, ein so liebevolles, so zärtlich an ihm hängendes Weib zu verlassen, sondern auch, weil er jetzt, obgleich ihm der unvermutete Schmerzensausbruch Maries das Herz zerriß, doch keine Thräne fand. Aber er weinte überhaupt niemals. Und jetzt sagte er nur: „Liebes Kind — aber ich bitte dich, liebes Kind! Ich komme ja bald wieder!"

Mit stark geröteten Augen und einem brennenden Schmerz im Kopf verließ Marie den Bahnhof. Die Fahrt nach Hause wollte ihr schier endlos erscheinen.

Sie hatte den Wagen halb schließen lassen und verbarg sich in der Ecke so tief als möglich, um nicht gesehen zu werden und vor allem, um selbst nichts zu sehen. Es war

ihr beim Abschied in die Augen gestiegen, hatte ihr die Brust zusammengeschnürt mit unwiderstehlicher Gewalt. Sie ballte das thränenfeuchte Taschentuch in der Hand zusammen. Nun war es vorüber. Marie fühlte, daß sie mit jeder Minute schwächer wurde und eine bleierne Mattigkeit ihre Glieder lähmte. Sie hatte kaum Kraft genug, den Wagen zu verlassen, als dieser vor ihrem Hause hielt. Das Mädchen, das sie mit einer besorgten Frage empfing, fertigte sie kurz ab und wankte auf ihr Zimmer.

Hut, Schirm und Handschuhe legte sie auf den Tisch, dann ließ sie sich mit einem leisen Stöhnen auf das Ruhebett niedergleiten.

Sie wollte schlafen. Sie war sterbensmüde. Die Fenstervorhänge waren nicht zugezogen; sie hätte sie gern geschlossen, aber sie konnte sich nicht mehr rühren. Ja, sie vermochte nicht einmal die Augen zu schließen. Ihr Bewußtsein dämmerte nur noch, während sie mit halbgebrochenen Blicken vor sich hinstarrte.

Und da kam er wieder, der traumhafte Spuk — die Thür öffnete sich leise — leise, es war ihr, als hätte es vorher dreimal geklopft, das Gespenst trat herein.

Der Schatten blieb mitten im Zimmer stehen. Warum trug er heute nicht das weiße Malteserkreuz wie sonst?

Er gebärdete sich wie ein höflicher Besucher und war doch nur ein Gespenst. Und es hatte sicher eine schwarze Hand wie alle Gespenster. Aber heute trug es gelbe Handschuhe — gelbe Handschuhe! Und diese Handschuhe blieben gelb!

Das Gespenst sah sie mit durchbohrenden Blicken an. Es las in ihrem Herzen, es las alles — alles! Nichts konnte sie vor ihm verbergen. Wie schwach, wie elend, wie hoffnungslos sie war! Es mochte lesen. Vor Gespenstern schämt man sich nicht, man fürchtet sie nur.

Da machte das Gespenst einen Schritt vorwärts, und Marie fuhr mit einem dumpfen Schrei empor.

Nun hatte der Schatten doch Körper angenommen: Erwin Altenberg stand leibhaftig vor ihr.

Sie starrte ihm sprachlos ins Gesicht.

Wie war er hierher gekommen? Mit welch unerhörter Dreistigkeit wagte er sich in ihr Haus, kaum eine Stunde nach der Abreise ihres Mannes? Also war ihre Sorge keine Traumsorge gewesen. Heimtückisch umschlichen hatte er sie, und nun sie wehrlos war, brutal überfallen.

„Nein!“ sagte sie plötzlich und wich einen Schritt zurück.

„Sie beantworten eine Frage, die ich nicht gestellt habe,“ sagte Altenberg mit einer Stimme, die ganz anders klang als sonst, mit einer dunklen, zitternden Stimme. „Marie, antworten Sie noch nicht!“

„Nein und nein!“ wiederholte Marie.

„Sie haben mich ungehört verdammt,“ hob Altenberg wieder an. „Sie haben mich verdammt, als Sie hinabstiegen, um — glücklich zu werden! Sie stiegen in den Staub hinab, ich aber trage mein Kreuz, das sichtbare und das unsichtbare, und Sie konnten glücklich werden!“

Marie bebte am ganzen Körper.

„Ich sehe, Sie empfinden mein Erscheinen wie einen Schimpf,“ begann er von neuem. „Das ist thöricht von Ihnen, Marie; oder sollten Sie doch so schwach sein, mich zu fürchten?“

„Nein!“ sagte Marie. Sie wollte nur nein und immer wieder nein sagen. Ihr ganzes Wesen wurde zu einem Nein.

„Gut,“ sagte Altenberg, „Sie fürchten mich nicht, doch Sie haben mich gefürchtet, ich weiß es! Sie mußten mich fürchten, da Sie mich elend machten! Warum sagen Sie jetzt nicht nein? Bleiben Sie in Ihrem Glücke, Marie. Ich frage Sie nicht mehr, ob Sie Reue empfinden, und ich hätte doch ein Recht dazu! Ich erlasse Ihnen die Antwort, denn Ihre Lippen sollen nicht die Unwahrheit reden. Bleiben Sie nur still, und ich will gehen — aber ich werde wiederkommen, und Sie werden nicht nein sagen dürfen!“

Maries Lippen bewegten sich unhörbar. Sie hob die Hand und deutete gegen die Thür.

Altenberg wandte sich schweigend um und schritt langsam hinaus. — —

In der Maria-Theresia-Straße traten die Leute aus den Ladenthüren und sahen neugierig dem Zuge nach, der sich zur Stadt hinausbewegte.

Voran fuhr die stadtbekannte Karosse des

Reformbegs. Im Fond des Wagens saßen Rat und Rätin Wokurka, ihnen gegenüber Gitty und Ferry Siebmüller. Das zweite Gefährt, ein leichter ungarischer Kutschierwagen mit zwei feurigen Juckern bespannt, lenkte Baron Kesthelyi selbst. Sein Kutscher, in Husarenuniform, saß neben ihm auf dem Bocke, Daniza und Hauptmann von Treuenschwerdt saßen auf dem Rücksitze. Eine kleine Kavalkade schloß sich den beiden Wagen an: Sir Marmaduke, Miß Fullerton und der Oberlieutenant. Den Nachtrab bildeten zwei Offiziersdiener und der Reitknecht Siebmüllers. Ferry wollte, sobald man ins Freie gelangt wäre, auch zu Pferde steigen.

Der Tag war heiß und die Straße staubig. Rätin Wokurka beklagte sich über den Staub.

„Ja, der Bogumilenklub wirbelt viel Staub auf," sagte Ferry, „das ist ganz in der Ordnung." Er blickte zur Seite und grüßte.

Altenberg war aus einer Seitengasse, die vom Judenviertel herabführte, herausgetreten und mußte jetzt Wagen und Reiter an sich vorüberziehen lassen.

„Interessant!" sagte Hauptmann von Treuenschwerdt zu Daniza. „Wie der Altenberg dasteht und uns anschaut! Wie das verkörperte böse Gewissen!"

Er wandte sich, um dem Grafen nachzusehen, dessen dunkle Gestalt sich scharf von der sonnenbeschienenen Mauer abhob.

Daniza that, als hätte sie die Bemerkung des Hauptmanns überhört.

Wagen und Pferde zogen weiter; immer dichter erhoben sich die Staubwolken.

### Ein Volkslied.

Die Tambouriza ist ein seltsames Instrument, eine winzige, primitive Mandoline mit vier oder sechs Drahtseiten. Sie hat einen dünnen, schwirrenden Ton, ähnlich dem Gesumme eines Insektes. Die bosnischen Mädchen begleiten mit der Tambouriza ihre eintönigen, melancholischen Lieder. Das leichtsinnige Geschwirre und Gesumme bildet einen wunderlichen Gegensatz zu der darüber schwebenden Melodie. Es ist, als ob ein düsterer Nachtfalter mit matten Flügelschlägen dahinzöge, geneckt von einer farbenschillernden Libelle.

Daniza liebte die Tambouriza und sang gern alte bosnische Volkslieder. Kesthelyi hatte einige dieser Lieder ins Deutsche übertragen und darin eine angenehme Unterbrechung seiner schwierigen Opernarbeit gefunden. Im Grunde hatte er viel von seiner Begeisterung für den König Ostoya eingebüßt. Bei dem schwachen Verständnis der Klubmitglieder und dem schlecht verhehlten Widerwillen Danizas gegen seine Zukunftsmusik hätte er mehr als ein Dilettant sein müssen, um noch Mut und Ausdauer für sein großes Werk zu bewahren. Doch wollte er sich seine Ernüchterung nicht einmal insgeheim zugestehen. Er entschuldigte vielmehr seine Schwäche durch die Überbürdung mit prosaischen Amtsgeschäften. Und gegenwärtig ward er ja aufs angenehmste eben durch das Übersetzen der bosnischen Volkslieder künstlerisch abgelenkt.

Er saß am Schreibtisch und hatte einen kleinen Band bosnischer Lieder vor sich aufgeschlagen. Vom Garten herauf drang der surrende Ton der Tambouriza und Danizas leises Singen. Dann und wann nickte er befriedigt. Die ferne Musik regte ihn an. Worte und Reime kamen ihm leicht zugeflogen. Da klopfte es an der Thür. Ferry trat rasch herein. Als er den Baron allein am Schreibtische sitzend fand, machte er ein Gesicht, wie wenn er enttäuscht wäre.

„Ich störe dich, Vilmos!" sagte er.

Geh zum Teufel! hätte Vilmos sagen mögen, aber er sagte: „Nicht im geringsten, lieber Freund," und klappte das Buch zu.

„Wahrscheinlich eine dringende Arbeit!" bemerkte Siebmüller, auf die Papiere deutend. „Bitte, sage es nur! geniere dich nicht." Er hätte gern nach Daniza gefragt, sein Blick suchte sie. Kesthelyi bot ihm Cigaretten an. Ferry setzte sich auf die Kante eines Stuhles, den Hut in der Hand. „Es ist heiß heute!" bemerkte er, „so zu sagen eine Viechshitz!"

„Ja, sehr heiß!" anwortete Vilmos.

„Und was ich sagen wollte," hob Ferry wieder an, „der Typhus grassiert in Sarajewo. Doktor Lugauer war bei mir. Er suchte dich. Er wird gleich herkommen, um dich zu fragen, was von Amtswegen gegen

die Epidemie geschehen soll, und ob du seine Maßregeln billigst."

„Warum hast du ihn nicht zu Altenberg geschickt?" fragte Kesthelyi unwillig. „Ich soll heute zum Tennis mit Daniza, und dann bin ich gerade jetzt in Stimmung für meine bosnischen Lieder!"

„Ah!" sagte Ferry. „Ich weiß, du übersetzest diese Lieder, die deine Frau so wunderbar singt."

Vom Garten herauf kam wieder der Klang der Tambouriza. Ferry erhob sich wie von den Tönen gezogen.

„Meine Frau ist im Garten!" sagte Kesthelyi. „Du kannst nachher hinuntergehen. Sie soll dir mein neuestes Lied vorsingen!"

„Schön!" sagte Ferry. „Ich gehe schon!"

„Nein, bleibe noch!" rief Vilmos, plötzlich von einem neuen Gedanken erfaßt, „setz dich! Ich will dir das Lied vorlesen!"

„Bin sehr gespannt!" sagte Ferry aufseufzend und setzte sich wieder auf die Kante des Stuhles.

Kesthelyi blätterte in den Manuskripten. Gerade das Lied, das er suchte, ließ sich nicht finden. Er warf die Papiere durcheinander.

„Du findest es nicht!" sagte Ferry und erhob sich.

„O doch, warte nur!" Kesthelyi stöberte emsig weiter in den Papieren. Jetzt brannte er darauf, dem Freunde das neue Lied vorzulesen. Jetzt wäre es ihm eine unliebsame Störung gewesen, wenn Ferry sich empfohlen hätte. „Du mußt dich ein wenig gedulden," bemerkte er, „der Erdboden kann es nicht verschluckt haben. Ich möchte wissen, was du zu dem Liede sagst!"

„Aber ich verstehe doch nichts davon!" beteuerte Ferry.

„Thut nichts. Gerade deshalb, weil du nichts verstehst, nicht mit kritischen Ohren lauschest, bist du der beste Richter!" bemerkte der unerbittliche Dilettant. „Du bist unbefangen, hast Sinn genug für die Melodik der Sprache, und ich möchte wissen, ob ich den Volkston getroffen habe." Jetzt hob er triumphierend ein Blatt aus dem Wust der Manuskripte empor. „Da haben wir's endlich!" sagte er. „Es hat mir vor der Nase gelegen."

„Also los!" rief Ferry. „Leg los!"

Und der Baron recitierte:

„Schau Geliebter, schau das Gras,
Ganz so grün und gelb wie das
Wird dein Antlitz werden dann,
Wenn mich küßt ein anderer Mann.
Weinen wirst du dann und sprechen:
Ach, das Herze will mir brechen!
Wie ein Bettler bin ich arm.
Die da liegt in Feindes Arm,
Die da küsset Feindes Mund,
War die Meine einst, die Meine!
Ach, ich sterbe, ach, ich weine;
Ach, mein Herz ist todeswund!"

Vilmos legte, nachdem er gelesen, das Blatt hin und fragte Ferry, der den Hut in den Händen herumdrehte und gegen die Decke starrte: „Nun, was sagst du dazu?"

„Sehr nett!" sagte Ferry. „Sehr nett!"

„Und charakteristisch, was? Hab ich's getroffen?"

„Sehr charakteristisch!"

„Und höchst verwunderlich," fuhr Kesthelyi fort, „im höchsten Grade verwunderlich ist der Umstand, daß die Enkel der Bogumilen von nichts anderem zu singen wissen als von der Eifersucht! Einer so niedrigen Leidenschaft."

„Nun," entgegnete Ferry lächelnd, „die Eifersucht ist, denke ich, eine alte menschliche Gewohnheit. Wo Liebe, da ist Eifersucht."

„Da muß ich denn doch widersprechen," rief Kesthelyi erregt, „wahre, große Liebe kennt keine Eifersucht. Die bosnischen Volkslieder bleiben aber trotzdem höchst interessant, obgleich sie zum Bogumilismus im Widerspruch stehen. Sie beweisen meines Erachtens aufs schlagendste, daß das Volk durch die lange Fremdherrschaft der Türken in seinen natürlichen Empfindungen herabgedrückt worden ist. Was meinst du? Habe ich recht?"

„Ich bin ganz deiner Ansicht!" rief Ferry beinahe stürmisch. „Ganz deiner Ansicht! Wenn es nur nicht so entsetzlich heiß hier wäre, möchte ich gern mit dir über dieses interessante Kapitel weiter plaudern, aber so —"

„Richtig! Ich will dich nicht aufhalten. Ich habe übrigens noch zu arbeiten."

„Doktor Lugauer wird gleich hier sein!" sagte Ferry, schon an der Thür stehend.

Kesthelyi fuhr sich mit nervöser Hast über die kurzgeschorenen Haare. „Ich wollte nach-

her mit Daniza zum Tennis, also werde ich warten müssen. Bitte, gehe hinunter und sage ihr das. Wenn ich vom Doktor nicht los komme, kannst du Daniza zum Tennis begleiten. Hast du Zeit?"

„Gewiß! Ich werde mir gern die Zeit nehmen."

„Also bitte, gehe schnell! Und noch eins: sprich kein Wort mit Daniza über die Epidemie. Sie könnte sich ängstigen. Kein Wort! Verstehst du mich?"

„Kein Wort! Adieu!"

Baron Kesthelyi setzte sich wieder an den Schreibtisch. Ferry sprang die Treppe hinunter. Unten im Korridor stieß er fast mit Gitty zusammen. Merkwürdiger Zufall! Stets, wenn er von Kesthelyis kam, traf er Gitty im Korridor. Und er hatte ein böses Gewissen, seitdem er den Bogumilenkuß auf Gittys Lippen gedrückt, denn sie sah ihn immer so erschrocken und erzürnt an. Er zog den Hut und versuchte eine unbefangene Miene zu machen. „Kommen Sie heute zum Tennis, Gräfin?" fragte er.

„Nein!" antwortete sie. „Tante will zu Hause bleiben. Es ist ihr zu heiß draußen."

„Dann können Sie mit Baronin Daniza gehen! Ich würde mir erlauben, die Damen zu begleiten. Vilmos kann nicht mit, wegen der Epidemie!" platzte er heraus.

„Wegen der Epidemie?"

„Ja, aber sagen Sie nur Baronin Daniza nichts davon. Sie könnte sich ängstigen! Vilmos muß mit Doktor Lugauer die Maßregeln beraten. Der Typhus grassiert wieder in Sarajewo!"

Jetzt wurde die Hausthür geöffnet. Doktor Lugauer trat herein.

„Lupus in fabula!" rief ihm Ferry entgegen. „Wir sprachen just von Ihnen, Herr Doktor. Bitte, gehen Sie nur schnell hinauf, Baron Kesthelyi erwartet Sie!"

Doktor Lugauer reichte Gitty die Hand. „Wie steht das Befinden, Comtesse?" fragte er. „Und wie geht's der Frau Rätin?"

„Danke!"

„Nur jetzt kein Wasser trinken," sagte er, nach Gepflogenheit der Ärzte die Hand der Comtesse tätschelnd, „das Wasser ist miserabel und gefährlich in Sarajewo! Auch das Wasser in Ihrem Hausbrunnen! Die Herren brauche ich wohl nicht zu ermahnen, kein Wasser zu trinken?" fügte er, gegen Ferry gewendet, lachend hinzu. Er stieg die Treppe hinauf.

„Herr Doktor!" rief ihm Ferry nach. „Sagen Sie Kesthelyi ja nicht, daß wir hier mit der Gräfin von der Epidemie sprachen! Baron Kesthelyi will die Damen nicht ängstigen. Vor allem soll die Baronin nichts wissen."

Der Doktor nickte. „Ich bin verschwiegen wie das Grab!" sagte er.

„Sie dürfen aber keine Angst haben, Gräfin!" sagte Ferry, dem es auffiel, daß Gitty blaß geworden war. „Nur keine Angst! Das Beste ist, Sie nehmen Ihren Hut, lassen die Tante Tante sein und kommen mit zum Tennis. Ich gehe gleich zur Baronin und hole sie ab." Er eilte schon zur Thür hinaus und die paar Stufen in den Garten hinab.

Gitty sah ihm nach; dann ging sie in ihr Zimmer und stand einige Augenblicke ratlos da. „Lassen Sie die Tante Tante sein!" Die Mahnung Ferrys klang ihr wieder im Ohr. Vielleicht ließ sich die Tante doch überreden!

Gitty fand die Tante wachend, und wirklich gelang es ihr, wenn auch mit vieler Mühe, ihr die Erlaubnis zum Tennis abzuringen.

Gitty nahm Schirm und Hut und ging in den Garten, Ferry und Daniza zu holen.

Als sie in den Garten trat, erklang wieder das Schwirren der Tambouriza. Sonderbar, daß ihr dieser Ton unangenehm war. Doch sie ging weiter, um sich mit Daniza zu verabreden.

Aber plötzlich blieb sie stehen. Ein auffallendes Bild zeigte sich ihr durch die Büsche hindurch. Daniza lag in einer Hängematte, die zwischen zwei Baumstämmen befestigt war, und schwang sich lachend hin und her, während Ferry dabei stand und wie wütend auf der Tambouriza herumfingerte. Ab und zu gab er der Hängematte einen Schwung, und dann stieß Daniza einen kleinen Schrei aus. Sie trug ihren granatroten Schlafrock. Wenn sie sich an den Stricken der Hängematte festzuklammern suchte, entblößte sich ihr voller weißer Arm. Und jetzt, da sie mit einer Schwingung Ferry wieder

nahe kam, schlug sie nach ihm, so daß die Tambouriza seiner Hand entfiel.

Gitty wandte sich mit glühendem Antlitz ab und ging langsam ins Haus zurück. Die Knie bebten ihr. In ihrem Zimmer setzte sie sich auf den Stuhl beim Fenster. Sie vergaß Hut und Schirm abzulegen.

Zum Tennis wollte sie ja, mit Daniza und Ferry!

Sie kam sich jetzt so albern, so grenzenlos albern vor, daß sie sich dafür hätte körperlich züchtigen mögen.

Nur ein Kuß, und noch dazu ein Bogumilenkuß! Und sie hatte wochenlang glauben können, Ferry liebte sie. Gitty strich sich unwillkürlich über den Mund, als wollte sie das heiße Gefühl wegwischen, das ihr von den Lippen bis zum Herzen hinabdrang. Also die Rosen, die Bonbonieren Danizas hatten ihr noch nicht genug gesagt, und auch daß Ferry auf dem Balle nicht ein einziges Mal mit ihr getanzt hatte, war ihr nicht lehrreich genug gewesen! O, er hatte ja doch auch bei dem Ausflug der Bogumilen nach Ilice ganz zerstreut an ihrer Seite im Wagen gesessen! Und er war schließlich ja doch nur auf Danizas Wunsch zu ihr in den Wagen gestiegen! Wie deutlich sie sich jetzt der Worte Danizas erinnerte: Baron Ferry! Sie fahren mit Wokurkas! Das hatte wie ein Befehl geklungen. Daniza befahl ihm!

Und sie, die Thörin, die Leichtfertige! Um eines einzigen Kusses willen hatte sie an Ferrys Liebe glauben können!

Gitty hörte draußen die Stimmen Doktor Lugauers und Kesthelyis. Rasch ging sie zur Thür und schloß ab. Wenn etwa Daniza sie suchte, wollte sie sich nicht rühren. Und sie setzte sich wieder auf den Stuhl am Fenster und blieb regungslos. Richtig! nach einer Weile hörte sie die wohlbekannten leichten Schritte Danizas. Aber an ihre Thür klopfte niemand. Und wieder nach einer kleinen Weile erklang oben das Klavier. Man spielte die große Arie König Ostoyas. Gitty erkannte der Freundin ungeübte Hand.

„Unerhört!“ klang es plötzlich neben ihr. Gitty fuhr zusammen. Wie ein Gespenst stand Rätin Wokurka im langen großblumigen Schlafrock da und deutete mit dem gehobenen Zeigefinger auf den Plafond. „Unerhört!“

„Was meinst du?“ stammelte Gitty, durch den Anblick der Tante und deren Benehmen tödlich erschreckt.

„Es ist unerhört,“ sagte die Tante, „daß eine noch Klavier spielen kann, wenn solche Dinge vorgehen.“

„Welche Dinge?“ fragte Gitty, die kreidebleich geworden war. „Um Gottes willen, welche Dinge?“

Die Rätin machte eine abwehrende Bewegung. „Ich habe sie nie für etwas Besonderes gehalten,“ sagte sie. „Ein ordentliches Mädchen läßt sich nicht entführen! Aber Altenberg hat sie mir empfohlen, und er sollte sie kennen. Man hat ihm nachgesagt, daß er ihr die Cour macht. Daran ist natürlich kein wahres Wort. Das müßte ich ja bemerkt haben. Und zu dem verkehrt Altenberg ja schon seit einiger Zeit weniger mit Kesthelyis. Natürlich, die Zigeunerwirtschaft widert ihn an. Ich werde ihm reinen Wein einschenken. Sie mag Klavier spielen, soviel sie will — was ich gesehen und gehört habe, ist genug, mehr als genug, um über diese Frau den Stab zu brechen!“ Sie rang die Hände, als ob ihr das Amt des Stabbrechens so unendlich schwer fiele.

„Was hast du gesehen?“ fragte Gitty tonlos, als der Rätin der Atem endlich ausgegangen war.

„Es ist entsetzlich, was man hören und sehen muß,“ fing Gräfin Wokurka wieder an, nachdem sie eine Weile auf das Klavierspiel gelauscht hatte, „was man gezwungen ist zu hören und zu sehen, wenn man mit solchen Leuten unter einem Dache wohnt! Und eigentlich trägst du an alledem die Schuld!“

„Ich?“ schrie Gitty und faßte krampfhaft den Arm der Tante.

„Ja, du!“ sagte die Tante. „Laß meinen Arm! Was zwickst du mich? Du bist die Ursache, daß Kesthelyi Daniza in Maglay kennen lernte. Du hast dich ganz zur Unzeit, als Kesthelyi seine Urlaubsreise nach Maglay antrat, an deine saubere Pensionsfreundin, die Tabakkrämerstochter, erinnert. Kannst du's leugnen? Du gabst Kesthelyi ein Billet an Daniza mit. Nun, und er hat das Billet dieser Person übergeben, ver-

liebte ſich in dieſe Perſon, entführte ſie, brachte ſie in unſer Haus, und mit ihr den Skandal und ſeinen Ruin. Und ſo ſollte er ſich eigentlich bei dir bedanken, wenn jetzt Ferry, dieſer leichtſinnige Windbeutel, Daniza küßt!"

„Ferry hat Daniza geküßt?" murmelte Gitty. „Ich dachte es."

„Ah!" rief die Tante. „Du haſt es gedacht? Hat er dich vielleicht auch geküßt? Verliebt angeſchaut haſt du ihn oft genug!"

Gitty wagte nicht zu atmen. Hätte die Tante noch einmal gefragt, ſie hätte es zugeben müſſen. Sie war völlig willenlos. Aber die Rätin fragte nicht noch einmal. Vielleicht fand ſie in einem Kuſſe nicht immer etwas Außerordentliches, nicht immer etwas, was zum Himmel ſchrie, und erinnerte ſich vielleicht ihres eigenen Bogumilenkuſſes. Wenn ſie alſo außer ſich geriet, weil Daniza geküßt wurde, ſo mußte das wohl unter unverzeihlichen Umſtänden geſchehen ſein. Sie benahm Gitty ſelbſt allen Zweifel darüber, indem ſie fortfuhr: „Geküßt hat er ſie, dieſer Windbeutel! Und Keſthelyi hat es geſehen. Dicht unter meinem Fenſter ſtanden die zwei, Keſthelyi und Ferry. Und ich ſah alles durch den Spitzenvorhang. Wenn man in einem Souterrain wohnt, wie wir leider, dann kann man ſich nicht Augen und Ohren verſtopfen. Alſo unter meinem Fenſter ſtanden ſie. Vilmos hielt Ferry am Arm gefaßt: ‚Du haſt meine Frau geküßt!' ſagte Keſthelyi. Ferry antwortete nicht. ‚Du haſt meine Frau geküßt!' ſagte Vilmos noch einmal, und dann ſtieß er den jungen Menſchen von ſich und ging. Der Siebmüller taumelte von dem Stoß, und der Keſthelyi ſah aus, als hätte er ſchon vorher einen Stoß erhalten. Er war ganz grün im Geſicht. Und jetzt, nachdem das vor kaum zehn Minuten paſſiert iſt, ſitzt die Heldin oben und ſpielt Klavier! Wahrſcheinlich nur für uns, damit wir nichts merken ſollen. Ich hätte Luſt, jetzt hinaufzugehen mit dir und ſie zum Tennis abzuholen. Ihr Geſicht möchte ich doch ſehen!"

„Das wirſt du nicht thun!" keuchte Gitty und erhob ſich wieder. „Tante, du wirſt gar nichts thun! Auch Altenberg nicht warnen! Du ſagſt ſelbſt, daß ich an allem Schuld trage!"

Sie glitt in den Seſſel zurück. Sie wurde nicht ohnmächtig, die dicke Gitty, ihre Natur war zu kräftig dazu, aber ſie ſah ſo erbarmungswürdig aus, daß die Rätin ſelbſt eine weichere Regung fühlte. Sie ergriff Gittys eiskalte Hände: „Faſſe dich!" ſagte ſie. „Armes Kind! Ich werde dir keine Vorwürfe mehr machen, du mußt nur vernünftig ſein, ganz vernünftig, und Ferry vergeſſen. Du ſiehſt nun ſelbſt, wie ſchlecht die Männer ſind. Die ganze Bande taugt nicht! Auch der Altenberg iſt mir verdächtig. Mir meinesteils wäre jeder Türke lieber als ſo ein Chriſt!"

Sie hielt inne. Merkwürdig! Gitty ſchien ſich zu beruhigen. Die Stimme der Vernunft verhallte alſo doch nicht, und jetzt mochte wohl der Augenblick gekommen ſein, Gitty ganz vernünftig zu machen. „Ich ſprach eben von einem Türken," ſagte ſie, „und das war kein leeres Wort! Du weißt, daß dich Fadil Cengic Beg liebt. Nun ja, ſei nur vernünftig! Du brauchſt ihn nicht zu lieben, auch nicht zu heiraten, wenn du nicht willſt; aber der Türke ſteht in deiner Macht. Er iſt treu wie ein Hund, und ich glaube, du könnteſt ihn ſogar dazu bringen, Chriſt zu werden!"

Gitty nickte. Sie lächelte ſogar, unendlich müde lächelte ſie.

„Nun alſo," ſagte die Rätin, „ich wüßte auch wahrhaftig nicht, was man gegen den Beg einwenden könnte. Er iſt ein ſchöner, eleganter Mann, die Cengic ſind außerdem eine der älteſten Familien des Landes, ſtammen von bogumiliſchen Dynaſten, die ſicherlich zum mindeſten den Grafenrang hatten. Alſo nicht einmal unter deinem Stand würdeſt du heiraten! Und obendrein wird der Beg nächſtens dekoriert! Ich habe Altenberg beim Bogumilenfeſt den Beg empfohlen. Übrigens brauchſt du dich gar nicht ſo ſchnell zu entſchließen. Nimm dir Zeit! Überlege es dir! Der Türke iſt treu, und gleich zum Beweiſe ſeiner Anhänglichkeit an unſere Familie werde ich fordern, daß er Keſthelyis die Wohnung kündigt. Vielleicht ziehen wir hinauf in den erſten Stock!"

Gitty ſchwieg und lächelte noch immer. Nun wurde die Rätin ganz weich, Thränen traten ihr in die Augen, ſie umarmte Gitty und ſagte: „Mein Kind! mein gutes Kind!

Das iſt ſchön, daß du endlich vernünftig wirſt. Ach, es hat lange dazu gebraucht! Du haſt mich immer verkannt. Ich will ja nur dein Beſtes, ich will dich in Glanz ſehen, ich will nicht, daß du einmal daſtehen ſollteſt, wie ich daſtehe, ſo — ſo —" Sie ſchluchzte plötzlich laut auf. „Ach," jammerte ſie, „wie ſtehe ich da, ich, eine Contarini!"

Die Erinnerung an ihre Abkunft von den venetianiſchen Dogen überwältigte ſie wieder einmal. Wie groß, wie ſchön, wie glänzend war die Vergangenheit ihres Hauſes! Wie tragiſch die Wendung der Neuzeit! Wenn ſie daran dachte, daß ihre Vorfahren in goldenen Schiffen hinausgefahren waren, ſich dem Meere zu vermählen — ach, und die beklagenswerte Enkelin hatte ſich dem Finanzrat Karl Wokurka vermählen müſſen! Sie umarmte ihre Nichte weinend noch einmal und wankte in ihr Zimmer. Dort legte ſie ſich auf den Diwan, trocknete ihre Thränen, beruhigte ſich völlig und ſchlief ein. Dieſer Diwan übte neuerdings einen äußerſt wohlthätigen Einfluß auf ihre Nerven aus: er war ſeit einigen Tagen mit einem prächtigen altperſiſchen Teppich, einem Geſchenk des Fadil Cengic Beg, überdeckt.

Gitty war auf ihrem Platze geblieben. Sie fühlte ſich ſo ſchwach. Ihre Lippen waren heiß, ſie verſchmachtete ſchier. Da fielen ihr die Worte Doktor Lugauers ins Gedächtnis: Trinken Sie nur kein Waſſer! Ja, und Ferry hatte ſie auch gewarnt und gebeten, Daniza nichts von der Epidemie zu erzählen.

Gitty lächelte wieder. Und diesmal ſo ſeltſam. Sie ſchlich ſich zur Thür, öffnete ſie leiſe und ging, an der Wand hintaſtend, über den Korridor in die Küche. Die Köchin war nicht da, das hatte Gitty ſich gedacht, denn die bosniſchen Dienſtmädchen machten ja alle um fünf Uhr Feierabend.

Wie die Fliegen ſummten! Dicht neben dem Herde ſtand ein großer Waſſereimer. Sie ſah lange in den Eimer, das Waſſer hatte eine rötliche Farbe. Langſam wandte ſie ſich zum Anrichtetiſch, nahm ein Glas, dann ging ſie wieder zum Eimer zurück und ſchwenkte ſich das Glas voll mit der ſchmutzig rötlichen Flüſſigkeit. Mit zitternder Hand führte ſie das Glas an die Lippen.

(Fortſetzung folgt.)

Hermann Sudermann.

Ill. D. Monatshefte. Juni 1894.

Zu Spielhagen: Streifblicke ꝛc.

Digitized by Google

# Streifblicke auf das moderne deutsche Drama.

Von

**Friedrich Spielhagen.**

Nicht bloß die Schlangen werfen nach bestimmten Zeitintervallen ihre alte Haut ab und präsentieren sich in einer neuen; die Litteraturen aller Völker machen es nicht anders: nach Ablauf einer Periode, deren Länge freilich sich der Vorausbestimmung entzieht, sind sie mit dem Gewande, das sie zuletzt trugen, wäre es noch so prächtig gewesen, nicht mehr zufrieden und vertauschen es mit einem neuen, vielleicht ganz unscheinbaren, das aber den Vorzug hat, sich den Bedürfnissen der aktuellen Generation anzuschmiegen. Und auch darin hält die Parallele Stich: wie das Reptil, so befindet sich auch das Volk in dem kritischen Moment der Umwandlung nichts weniger als behaglich, ja, fühlt sich positiv krank, und es gehört schon ein hoher Grad psycho-physiologischer Einsicht dazu, um zu entscheiden, ob die neue Haut die Ursache der Krankheit oder umgekehrt: diese die Ursache jener ist.

Daß die deutsche Litteratur sich momentan in besagtem Häutungsprozeß befindet, muß für jeden, der dem Gang der Dinge mit Aufmerksamkeit gefolgt ist, zweifellos sein: die Jeremiaden der laudatores temporis acti über die, wenn man ihnen glauben soll, hereingebrochene Verwilderung des guten Geschmacks, Verdunkelung des Ideals und Verrohung der Sitten beweisen es nicht minder als das Jubelgeschrei derer, welche in der Umwälzung nur eine Renaissance der völlig senil gewordenen, in den letzten Zügen liegenden Kultur, Kunst und Poesie sehen — eine Neu- und Wiedergeburt, die herauf- und womöglich durchzuführen, sie von einem gnädigen Geschick berufen und auserwählt wurden.

Ich gestehe, mich in die Gemütsverfassung der erstgenannten Herren nicht wohl versetzen zu können: in keiner Zeit meines Lebens gehörte ich zu den Lobern der Vergangenheit. Wohl aber erinnerte ich mich der Empfindungen, mit denen ich vor dreißig und einigen Jahren in die Litteratur trat, und welche einige Ähnlichkeit haben mochten mit den Träumen des Edlen aus der Mancha, als er, „den übel gemachten Helm" auf dem Kopfe, Lanze und Schild ergriff und den Rosinante bestieg, die aus den Fugen gegangene Welt in Ordnung zu bringen. Wie könnte ich den Wackeren gram sein, welche sich daran machen, das von mir nach besten Kräften geförderte Werk weiter zu führen? Wie sollte ich sie nicht mit meinen wärmsten Wünschen begleiten? mich nicht jedes ihrer Siege von Herzen freuen? ja, gelegentlich — wir sind ja alle Kinder der Eitelkeit! — in jenen lärmenden, raufluſtigen jungen Gesellen meine Schüler sehen, selbst wenn sie in ihrem Übermut den alten Lehrer prügeln?

So bin ich denn vielleicht mehr als mancher andere in der glücklichen Lage, die nicht selten etwas turbulenten Vorgänge auf dem deutschen litterarischen Markte von heute beobachten zu können, ohne mich durch den Lärm hinüber und herüber verwirren zu lassen. Jedenfalls werde ich mich bemühen, in dem Folgenden über das moderne deutsche Drama und seine Autoren ohne persönliches Vorurteil für und wider nach bestem Wissen und Gewissen den Lesern zu berichten.

Vorerst aber muß ich sie bitten, das Thema, das ich mir gestellt, nicht buchstäblich nehmen und erwarten zu wollen, nun über jedes Drama der letzten Jahre und seinen Autor ein kräftig Wörtlein von mir zu hören. Selbst wenn mir der zu einem solchen Unternehmen nötige Raum frei stünde — die Lösung der Aufgabe ginge über meine Kräfte. Wer zählt die Dramen, kennt die Namen, die dabei in Betracht kommen würden und müßten? Ist es doch mit der deutschen dramatischen Produktion von heute wie mit dem Uhlandschen Frühling: das Blühen will nicht enden! Aber abgesehen davon, daß bekanntlich längst nicht alle Blütenträume reifen, und von der materiellen Schwierigkeit, die in der Sache liegt — hier eine Vollständigkeit anzustreben, würde dem eigentlichen Zweck, den ich mir vorgesetzt habe, keineswegs entsprechen: dem Zweck, mit meinen Streifblicken diejenigen Punkte in der litterarischen Bewegung zu treffen, welche als die hervorspringenden, die Richtung kennzeichnenden angesehen werden dürfen. Dazu aber genügt es nicht nur, sondern ist in jedem Betrachte vorteilhafter, sich an die Autoren zu halten, deren Eigenschaft als representative men durch ihre Erfolge beim Publikum konstatiert ist, womit keineswegs gesagt sein soll, daß die Erfolglosen oder weniger Erfolgreichen ein für allemal zu den diis minorum gentium gehören.

Und weshalb ich die Beobachtungen des Häutungsprozesses unserer gesamten Litteratur auf das dramatische Gebiet beschränke?

Ich lasse dahingestellt, ob, wie es der Brauch ist, das Drama immer und überall die höchste, köstlichste Blüte einer Litteratur genannt werden darf; so viel ist aber sicher, daß in der heutigen deutschen, wenn nicht kraft der Güte ihrer Produktionen, so doch ganz gewiß in der Schätzung der Menge die dramatische weitaus obenan steht und schon aus diesem Grunde als pars pro toto füglich genommen werden kann. Fast alle unsere jungen ehrgeizigen Talente streben zur Bühne; und wenn sie auch hin und wieder auf dem Gebiete des Romans und der Novelle sich versuchen, der Schwerpunkt ihres dichterischen Schaffens liegt auf dem dramatischen Felde.

Für den ersten Anblick könnte das verwunderlich erscheinen. Skeptische Gemüter tragen sich mit dem düsteren Gedanken, daß in unserer Zeit die Poesie überhaupt endgültig abgewirtschaftet habe, um der Wissenschaft Platz zu machen, der das letzte, entscheidende Wort in der Lösung der Probleme, an der wir uns abquälen, gebühre. Ich hoffe, diese Unglückspropheten irren sich gründlich: die Wissenschaft kann und wird die Poesie niemals vernichten, weil eine der Menschheit so notwendig ist wie die andere; weil beide zwei parallele Linien sind, die sich an keinem Punkte schneiden. Wohl aber kann die eine zeitweise der anderen vorauseilen, und vielleicht darf man sagen, daß in diesem Augenblick die Wissenschaft die Führung übernommen hat. Dann aber freilich sollte man meinen: die Gattung der Poesie, welche noch am besten mit ihr Schritt halten könne, sei der Roman, der schon infolge seines größeren Umfanges die Sphinx-Rätsel der Gegenwart viel gründlicher diskutieren und der Lösung näher bringen kann als das in den knappen Rahmen eines Theaterabends zusammengedrängte Drama.

Und gerade dieser knappe Rahmen ist es, welcher in den Augen des Publikums dem Drama vor dem Romane den Vorzug giebt. Hic Rhodus, hic salta! Hier wird die Frage gestellt, hier wird sie beantwortet, vielleicht nicht gründlich, nicht erschöpfend — ein Narr, der das verlangt! Er würde dem Schwärmer aus dem Jahre 1848 gleichen, der die sociale Frage gelöst sehen wollte, „und wenn man auch die ganze Nacht darüber diskutieren müßte". Nein, so naiv ist keiner mehr. Es genügt, sich über das Thema, das an der Tagesordnung ist, mit einem Manne unterhalten zu haben, der es uns von einer neuen Seite zu zeigen, in eine neue Beleuchtung zu rücken verstand. Verstand er es nicht, machte er nur den Versuch dazu, der kläglich mißlang, nun, so hat man schlimmsten Falls ein paar müßige Stunden verloren und die Genugthuung, den anmaßlichen Menschen verdientermaßen ausgezischt zu haben. Das Metier des dramatischen Dichters ist eben kein gefahrloses, und gerade deshalb lockt es die jungen Poeten an und ist das Schoßkind eines Publikums, das, je blasierter es ist, um so gieriger nach immer neuen und stärkeren Emotionen lechzt.

Seltsamer-, aber nicht unbegreiflicherweise

fühlt es sich nun am stärksten erregt, wenn ihm der dramatische Dichter „das Jahrhundert und den Körper der Zeit" von der Schatten- und Nachtseite zeigt, denn das entspricht der nervösen Unruhe, die in ihm selbst wühlt angesichts so vieler, sich heandrängender ungelöster Probleme, und der pessimistischen Stimmung, welche aus dieser Unruhe aufsteigt wie grauer Nebel aus einem gärenden Sumpfe.

Wiederum die Folge davon ist, daß es bei dem Dichter, dem es den Siegerpreis erteilen soll, nicht sowohl auf die Qualitäten sieht, ohne die Schiller und Goethe sich einen dramatischen Autor nicht hätten denken können, als auf den Mut, mit welchem er den fraglichen Problemen zu Leibe geht, und die Rücksichtslosigkeit, mit der er die wirklichen oder eingebildeten Schäden an dem gesellschaftlichen Körper aufdeckt, ohne der landläufigen Prüderie die gewohnten Konzessionen zu machen.

Nur so erklärt es sich, daß derjenige, welcher unter den modernen deutschen Dramatikern den Traditionen unserer klassischen Litteraturperiode am treuesten gefolgt ist und, solange er auf ihren Spuren wandelte, ganz außerordentliche Erfolge zu verzeichnen hatte, überdies an dramatisch-theatralischer Begabung seine Konkurrenten um Haupteslänge überragt, trotz alledem heute nicht mehr an der Spitze der Phalanx marschiert, vielmehr die Führerrolle anderen, in der Hauptsache (dem eingeborenen dramatischen Genius) minderwertigen Talenten hat überlassen müssen.

Ich spreche von Ernst von Wildenbruch.

Es ist gewiß nicht gleichgültig für die Richtung gewesen, welche sein dichterisches Talent genommen hat, daß er nicht aus der Schicht der Gesellschaft hervorgegangen ist, aus welcher, nicht bloß in Deutschland, die Dichter herzustammen pflegen: einer der bürgerlichen Mittelklassen, sondern einer aristokratischen Familie entstammt. Sein Vater hatte eine angesehene diplomatische Stellung inne; er selbst wurde, fern von der Heimat, im Jahre 1845 in Beirut geboren, verlebte seine Kinder- und ersten Knabenjahre in Athen und Konstantinopel, studierte dann Jura, trat in den preußischen Staatsdienst, in welchem er noch heute die Stelle eines Legationsrats bekleidet: eine mittelgroße, ramassierte Gestalt mit breiten Schultern und hoher Brust, aus der, wenn er sie erhebt, eine mächtige Stimme erschallt, wie sie der braucht, der kommandieren soll, sei es nun eine Compagnie Soldaten in der Schlacht oder eine Komödiantenschar auf der Theaterprobe. Und Wildenbruch operiert gern mit Massen auch auf den Brettern, die die Welt bedeuten. Dem Abkömmling eines vorzugsweise kriegerischen Geschlechts liegt das eben im Blut, und so kommt denn sein Blut erst in die rechte Wallung und seine dramatische Begabung zeigt sich in ihrer Vollkraft, wenn die Wogen der Handlung am höchsten gehen, die Geister am heftigsten aufeinanderplatzen und mit den Geistern, wenn es irgend sein kann, auch die Leiber. Dabei möge man nun keineswegs glauben, daß es sich hier um jene Ritterstücke handelt, welche im Gefolge von Goethes Götz von Berlichingen die deutsche Bühne mit dem Gerassel ihrer Blechharnische und dem Klirren ihrer kupfernen Sporen erfüllten! Wie gern auch Wildenbruch seine Stoffe aus einer vergangenen Zeit nimmt, er ist doch ein wesentlich moderner Mensch und völlig außer stande, die Vergangenheit anders zu sehen als in dem Spiegel der Gegenwart, oder umgekehrt diese in dem Spiegel jener; auf jeden Fall so, daß sich die Geister der Zeiten einander in die dämonischen Augen blicken. Das ist nicht nur des dramatischen Dichters gutes Recht, sobald er sich einen historischen Stoff wählt, sondern er erfüllt damit eine selbstverständliche Pflicht: in einer Vergangenheit, aus der die Brücke in die Gegenwart für menschliche Augen verschüttet ist, hat er und haben wir nichts mehr zu suchen. Man hat Wildenbruch aus dieser Tugend einen Vorwurf gemacht, ja, ihn der Liebedienerei beschuldigt, weil er in einigen seiner neueren Dramen, z. B. den „Quitzows" und dem „Neuen Herrn", gewisse Anspielungen und Prophetien wagte, die auf einen hohen Herrn und sein Haus, allerdings in schmeichelhafter Weise, gedeutet werden konnten. Nun, Wildenbruch mag sich trösten; er hat in seinem Unglück keinen Geringeren als Shakespeare zum Gefährten! Der wahre Dichter steht eben überall, wie Ferdinand Freiligrath es so edel ausdrückt: „auf einer höheren Warte

als auf der Zinne der Partei", und wäre es auch — eine Hofpartei. Beweis: derselbe hohe Herr, in dessen usum et gloriam jene Dramen geschrieben sein sollten, verschloß sein Theater (und damit alle übrigen Berliner) einem anderen Wildenbruchschen Stück, das ebenfalls einen brandenburgischen Stoff behandelte, dem „Generalfeldoberst", aus einem Grunde, der allerdings niemals in die Öffentlichkeit gedrungen ist, aber kein anderer sein kann als der, daß die Hofatmosphäre den Dichter mit nichten zu einem Rosenkranz oder Güldenstern gemacht hat.

Es kann hier nicht meine Absicht sein, die Vorzüge oder etwaigen Mängel der übrigen historischen Dramen Wildenbruchs, von denen ich nur noch „Die Karolinger", „Harold", „Das neue Gebot" nennen will, eingehend zu erörtern; aber ich muß versuchen, zu erklären, weshalb ein Dichter, der so viel echtes dramatisches Blut hat, dessen theatralische Kunst in dem geschickten Aufbau, besonders der ersten Akte, und in dem Arrangement großer und packender Scenen man immer von neuem bewundern muß, dennoch in neuester Zeit, wie ich bereits oben sagte, den ersten Platz in der Gunst des Publikums, welchen er Jahre hindurch unbestritten einnahm, nicht hat behaupten können.

Es ist überall, besonders aber in dem Deutschland von heute, ein böses Ding, es mit der Kritik zu verderben. Sie ist bei uns in festen Händen, will sagen: ausschließlich oder beinahe ausschließlich in den Händen von jüngeren Leuten, die fast ohne Ausnahme zu den Lehren der neuen Schule schwören. Diese in sich geschlossene und die letzten Konsequenzen der Theorie zu ziehen entschlossene Kritik und die Richtung, für die sie kämpft, hatte Wildenbruch mit seiner Komödie „Das heilige Lachen", welche er selbst einen „Märchen-Schwank" nennt, schwer beleidigt. Ich zweifle daran, daß der Dichter das gewollt hat, bin vielmehr geneigt, anzunehmen, er habe nichts als eine Feier der Schönheit und Lebensharmonie beabsichtigt, bei der dann freilich die junge Schule, welche das Goethesche „Habe die Sonne nicht zu lieb und nicht die Sterne" auf ihre Fahne schreibt und mit Vorliebe in das „dunkle Reich" hinabtaucht, nicht zum besten wegkam. Das war, wie er sich sein Thema gestellt, unvermeidlich, aber auch ein crimen læsæ majestatis, eine Sünde gegen den Geist des allein seligmachenden naturalistischen Dogmas, und — auf den Holzstoß mit dem Ketzer! So schrie die Kritik; und das Publikum, das in ihrem Banne steht, machte es wie die Bürger, die Klärchen im „Egmont" zur Rettung des Geliebten aufruft und die, anstatt sich zusammenzuthun und ihren angebeteten Helden aus dem Kerker, in den ihn der böse Alba geworfen, zu befreien, die Hände in der Tasche ballen und sich einer nach dem anderen davonschleichen.

Die Menge geht mit dem Glück, sagt Schiller; aber das Glück steht bekanntlich auf einer Kugel. So kann es gar leicht geschehen, daß sie, die heute, achselnzuckend, Wildenbruchs dramatischen Stern im Niedergang erblicken, morgen bereits wieder Augen und Hände zu dem kulminierenden erheben. Es ist das um so eher möglich, als Wildenbruch, den ich oben einen wesentlich modernen Menschen nannte, unter seinen übrigen Qualitäten auch die besitzt, ohne welche, scheint es, ein moderner Dichter nicht mehr gedacht werden kann: die naturalistische Qualität, will sagen: das Auge, die Welt nicht durch das Medium der Phantasie, sondern das der kühlen, nüchternen Beobachtung zu sehen, und die Tendenz, sie so zu schildern. Er hat von dieser Qualität bereits in verschiedenen modernen Stücken, so in „Haubenlerche" und „Meister Balzer", eine Probe gegeben, die freilich den Ansprüchen der Naturalisten von der strikten Observanz bei weitem nicht genügte, von der ich aber nicht zweifle, daß er sie, wenn er nur wollte, in viel größerem Maßstabe geben könnte. Es sollte mir leid thun, wenn er es thäte. Die echten Wurzeln seiner Kraft liegen nicht auf diesem Felde. Er möge es denen überlassen, deren einziges Besitztum es ist, und jenes weiter kultivieren, welches ihm seine ersten und frischesten Lorbeeren trug, des Ciceronischen Wortes eingedenk, daß seines Wesens besten Teil einbüßt, wer, seine eingeborenen Vorzüge mißachtend, die anderer Leute nachahmt.

Mit der von mir nun bereits wiederholt konstatierten Vorliebe der radikalen Kritik und des sensationshungrigen Publikums für das naturalistische Genre scheint in schroffem

Widerſpruch zu ſtehen die Gunſt, mit welcher beide ſeit nun bereits zwei Jahren einen Dichter überſchüttet haben wegen eines Dramas, das auf den erſten Anblick mit der modernen Theorie und Praxis auch nicht das mindeſte gemein hat.

Der Titel dieſes Stückes iſt „Der Talisman. Dramatiſches Märchen"; und der glückliche Dichter heißt Ludwig Fulda. Ich kann von ſeinem Lebenslauf wenig berichten. Ich weiß nur, daß er im Jahre 1862 in Frankfurt a. M. von wohlhabenden Eltern geboren wurde, ſeine linguiſtiſchen und philoſophiſchen Studien rite abſolvierte und in Berlin, wo er die letzten Jahre verlebte, wegen ſeiner feinen Umgangsformen und liebenswürdigen Sitten eine überall gern geſehene Erſcheinung war.

Der „Talisman" iſt die Dramatiſierung des uralten Märchens von dem König, der keine Kleider anhatte. Alle Welt kennt es, und wäre es auch nur aus der Bearbeitung des Dänen Anderſen. Einen ſolchen Stoff auf die Bühne zu bringen, dazu gehört viel Mut, und die ſceniſchen Schwierigkeiten zu überwinden, die er in ſich trägt, ein ganz ungewöhnliches Geſchick. Ludwig Fulda hat dieſen Mut beſeſſen, hat dies Geſchick gehabt. Der Kleiderſtänder, an dem keine Kleider hängen, trotzdem alle Welt ſie zu ſehen vorgiebt; der König, der, nur mit Unterkleidern ausgeſtattet, ſich ſeinem verſammelten Volke präſentiert — dieſe und andere durch den Stoff gebotene theatraliſchen Wagniſſe, Fulda hat ſie nicht nur mit ſcheinbar ſpielender Leichtigkeit überwunden, ſondern ebenſoviele dramatiſche Glanzſcenen daraus gemacht. Durch ein einfaches, aber freilich ſehr ſchwieriges, nur einem großen Talent, das ſich an Shakeſpeare fleißig geſchult hat, mögliches Mittel: dadurch, daß er den Zuſchauer von vornherein in eine phantaſtiſche Stimmung verſetzt und bis zu Ende darin feſthält — jene traumhafte Stimmung, in der das Unwahrſcheinlichſte, ja, das völlig Unmögliche durchaus glaubhaft und möglich erſcheint.

Mit einem ſo beſchaffenen Stück würde trotz ſeiner dichteriſchen Schönheiten und vorzüglichen theatraliſchen Technik die herrſchende Kritik zweifellos kurzen Prozeß gemacht haben, hätte nicht der Dichter — ich will nicht ſagen: die Klugheit, aber das Glück gehabt, ſich, bevor er ſeiner wirklichen Neigung folgte und den Hippogryph „zum Ritt in das alte romantiſche Land" ſattelte, in Form zweier naturaliſtiſch angehauchter Dramen: „Die Sklavin" und „Das verlorene Paradies" ſeine Viſitenkarte bei ihr abzugeben. Eine Geſellſchaft thut einem Herrn, der ſich als ihr Mitglied legitimiert hat, nicht gern etwas zuleide, auch ſelbſt wenn er etwas unternimmt, das nicht ganz im Sinne der Geſellſchaft iſt. Dazu kommt ein anderes: ſo rein phantaſtiſch und märchenhaft unſchuldig das Drama „vom König, der keine Kleider anhatte" auf den erſten Blick erſcheint, beim zweiten zeigt es ſich, daß durch die Augenhöhlen der Kindermaske ein Satiriker blickte, nicht mit der galligen Bosheit eines Swift, aber doch mit einer ſchneidenden Schärfe, welche die Nerven des Publikums in die obligate prickelnde Erregung verſetzte. Denn ſiehe, der Schalk von Dichter hatte aus dem Roi d'Yvetot des Märchens: „peu connu dans l'histoire ... et couronné de Jeanneton d'un simple bonnet de coton", einen jungen, heißblütigen, leidenſchaftlichen Herrſcher gemacht, dem bei ſeiner erträumten Gottähnlichkeit ſo wenig bange wird, daß man alle Urſache hat, zu fürchten, er werde den Reſt von geſundem Menſchenverſtand, der ihm etwa noch geblieben, demnächſt völlig verlieren. Nun, dergleichen problematiſche Jupiter-Ammons-Kinder ſollen in der „Geſchichte" exiſtiert haben — alter und neuer. Noch vor wenigen Jahren hatte auf einem ſüddeutſchen Thron ein junger König geſeſſen, deſſen große Begabung ſchließlich in Größenwahn umſchlug, und der in dieſer ſeiner geiſtigen Umnachtung kläglich zu Grunde ging, ein unſchuldiges Opfer — wie das ſo zu geſchehen pflegt, wenn Könige zu Grunde gehen — mit ſich ins Verderben reißend. An dieſe und andere hiſtoriſche Beiſpiele mußte vielmehr das Publikum bei der Aufführung von Fuldas „dramatiſchem Märchen" denken, und ſoll es doch in dieſer ſchlimmen Zeit ſogar Leute geben, welche der Anſicht ſind, daß das Königtum von Gottes Gnaden ſich völlig überlebt habe und es ſehr ſchwer halte, gegen dergleichen romantiſche Velleitäten eine Satire nicht zu ſchreiben.

Trotzdem bin ich überzeugt, das Stück würde in einem Lande wie Amerika, wo der

satirische Pfeil einfach in die blaue Luft flöge, genau den Erfolg haben wie in Deutschland. Wie denn auch sonst bemerkt zu werden verdient, daß keiner von den folgenden Dramatikern, mit welcher Emphase sie sich zur Doktrin des Naturalismus bekennen, und wie heftig sie die Anwendung der bewährten alten poetischen Mittel perhorreszieren, in praxi ohne dieselben auszukommen vermag.

Von keinem aber läßt sich so deutlich nachweisen, in welchen Widerstreit die alte idealistische Praxis mit der neuen Theorie auf Tritt und Schritt gerät, als bei dem, welcher von unseren jüngeren Dramatikern weitaus die größten Erfolge aufzuweisen hat: bei Hermann Sudermann.

Er ist im Jahre 1857 in Ostpreußen geboren als Sohn armer Eltern, an die er das pietätvolle Widmungsgedicht einer seiner ersten und besten Arbeiten, des Romans „Frau Sorge", richtet. So hat denn auch wohl die bleiche Gestalt der Sorge seine Knaben- und Jünglingsjahre begleitet; aber, wie das bei kraftvollen Naturen zu sein pflegt, mit keinem anderen Erfolge, als zum Vorteil seines seelischen und physischen Vermögens, das andere, scheinbar glücklicher Situierte, in ziellosen Zerstreuungen zersplittern und vergeuden.

Sudermann — so erzählen mir seine intimeren Freunde — soll von sich behaupten, daß der Schwerpunkt seines Talents im Roman und in der Novelle liege und nicht im Drama. Nun steht es damit nicht wie mit der Frage Paganinis, so oft man sein großartiges Geigenspiel pries: „Was halten Sie aber von meinen Verbeugungen?" Im Gegenteil: ich schätze seine Romane und Novellen sehr hoch. Aber abgesehen davon, daß erst seine Dramen kommen mußten, um die Aufmerksamkeit des Publikums auf jene zu lenken, die bis dahin, wie die Broschüre des Vicar of Wakefield über die Ehe, nur von den „happy few" gekannt waren, kann ich dieser Selbstkritik nicht beipflichten. Nach meiner Ansicht sind der Novellist und der Dramatiker Sudermann sich völlig ebenbürtig, weisen sich beide als geborene Dichter aus in allem, was dazu gehört: in der zugleich kraftvollen und zarten Phantasie, in dem innigen Naturgefühl, in der sicheren Führung einer wohldurchdachten Fabel, in der meisterhaften Zeichnung tief und scharf beobachteter Charaktere, in der sprachlichen Virtuosität, die sich ebenso leicht zu lichten Höhen des Gedankens und der Empfindung aufschwingt, als sie sicheren Schrittes durch die Niederungen wandelt, in denen die Alltagsseelen ihr dumpfes Dasein hinspinnen.

Sudermann hat bis jetzt drei Dramen geschrieben, von denen jedes ein großer Erfolg gewesen ist: „Ehre", „Sodoms Ende" und „Heimat". In dem ersten Stück konfrontiert er die Ehre der Armen und Elenden mit der der materiell glücklich situierten Minorität und findet, daß sie einander gleichwertig, d. h. jede für sich gleich wertlos sind; die Not dort, der Überfluß hier sie zu einer hohlen Nuß gemacht haben — ein trauriges Resultat, das ein paar in das düstere Bild, noch dazu wenig glücklich, hineinkomponierte anders geartete Figuren um so weniger aufhellen, als sie zwar von Ehrenhaftigkeit und Edelmut triefen, aber sich mit den anderen an glaubwürdiger Lebenswahrheit nicht annähernd messen können.

Ein Drama kann den Ruhm seines Verfassers begründen, ohne daß es deshalb — so wenig wie Schillers „Räuber" — ein Meisterwerk zu sein braucht. Es ist genug, wenn es die Löwentatze deutlich allen zeigt, die nicht blind sind oder sein wollen, und daß es einen Ton anzuschlagen versteht, der in der Seele des aktuellen Publikums eine mächtige Resonanz findet. Beides thut Sudermanns dramatisches Erstlingswerk trotz der offen daliegenden Mängel und Gebrechen, und so wird sein Name mit ihm verknüpft bleiben wie Walter Scotts mit dem „Waverley", gleichviel, ob sich unter den folgenden Werken nicht eines und das andere findet, das der Rolle, dem Dichter als Ruhmesherold vorauszuziehen, würdiger wäre.

Die beiden folgenden Dramen sind es in mehr als einer Beziehung: sie sind besser komponiert und brauchen nicht Gestalten aus der Rumpelkammer der Romantik heraufzubeschwören, damit der Autor seine Sache zu einem leidlichen Ende führen kann. Nach beiden Seiten: der Straffheit der Komposition und der durchgängigen Glaubwürdigkeit der Charaktere, verdient „Sodoms Ende" den Vorzug. Es behandelt den künstlerischen

und phyſiſchen Zuſammenbruch eines genialen jungen Malers unter dem Peſthauch einer Geſellſchaft, der die Üppigkeit den Adel von der Seele weggewiſcht und das Mark aus den Knochen gefreſſen hat. Dergleichen Vorkommniſſe ſind heute nichts Seltenes weder in Berlin, noch in irgend einer anderen Großſtadt; aber das leider beinahe Alltägliche iſt hier mit einer ſolchen Kraft herausgeſtellt, mit ſo brennenden Farben geſchildert, daß derjenige Teil des Publikums, der ſich ſagen mußte: de te fabula narratur, und der ſelbſtverſtändlich auch derſelbe iſt, der die teuren Plätze der Theater bezahlen kann, ſich unwillig von dieſer unbarmherzigen Zurſchauſtellung ſeiner Gebrechen abwandte und ſo den äußeren Erfolg des indiskreten Stückes zu einem weniger bedeutenden machte.

Hatte der kühne Autor in dieſem Stück die Börſe und den Geldſack beleidigt, ſo rührte er in dem letzten, der „Heimat", an eine Saite, die bei uns noch viel empfindlicher iſt: an das Selbſtgefühl des höheren Militär- und Beamtenſtandes. Ein alter penſionierter Oberſt, der mit ſeinen ſtarren Standesvorurteilen, ſeinen einſeitigen Ehrbegriffen die geniale Tochter zur Verzweiflung, ſich ſelbſt in den Tod treibt; ſeine Gattin, die ebenſowenig Verſtändnis für die Bedürfniſſe einer freien Seele hat, aber bittere Thränen vergießt ob der Schmach, zu einem Rout bei dem oberſten Beamten der Provinz keine Einladung erhalten zu haben; ein, noch dazu adliger, Regierungsrat, der, bei ſtrikteſter Beobachtung des äußeren Anſtandes, ſich als ein vollkommener Lump erweiſt; dazu die Staffage eines alten Generals und diverſer Gänſe in Geſtalt von ebenſovielen Honoratiorendamen — nun, der Geldſack, der in „Sodoms Ende" die Schläge bekommen hatte, konnte diesmal lachen; aber ſie, die jetzt an der Reihe waren, fühlten ſich um ſo härter getroffen und um ſo tiefer beleidigt, als ſie ſelbſt ſich einreden, daß ſie die ganz eigentlichen Träger des Staatswohles und die unantaſtbaren moraliſchen „Stützen der Geſellſchaft" ſind. Ein Pfarrer, der in dem Stück die eigentliche Moral (oder was der Dichter dafür hält) repräſentiert und, trotzdem er als ein nahezu heiliger Mann geſchildert und auch als ſolcher von der exkluſiven Geſellſchaft anerkannt wird, ſich dennoch zu Grundſätzen bekennt, die, wenn ſie zur Geltung kämen, die Exiſtenz eben jener Geſellſchaft in bedenklichſte Frage ſtellen würden, konnte natürlich die ſchlimme Sache nicht beſſer machen.

So war denn der Schrei des Unwillens, der ſich in den getroffenen Kreiſen über einen Autor erhob, welcher ihnen in der verbindlichſten Form ſo unverbindliche Dinge ſagte, ſehr begreiflich. Trotzdem bin ich der Anſicht, daß er, ging er ſchon einmal ſo weit, noch einen Schritt weiter gehen und ſein letztes Wort über die Berechtigung oder Nichtberechtigung der Anſprüche ſeiner Heldin ſagen mußte. Er hat es nicht gethan, ſei es, weil die Frage in ihm ſelbſt noch nicht zur Entſcheidung gereift war, ſei es, weil er das Publikum noch nicht für reif genug hielt, ihm das letzte Wort ſagen zu dürfen.

Dieſe Unentſchiedenheit befremdet um ſo mehr, als er in dem Paſtor Heffterdingk eine Perſon in ſein Stück gefügt hat, die nicht nur dazu berufen ſcheint, uns das summum arcanum der Dichterweisheit zu enthüllen, ſondern ganz offenbar urſprünglich von ihm zu dieſem Zweck auserwählt iſt. So begleitet er denn auch ſämtliche ſittliche Peripetien der Dichtung mit ſeinen moraliſchen Parabaſen; aber gerade in dem entſcheidenden Momente verſtummt der redſelige Mittler. Und ich geſtehe, daß auch die wundervolle Darſtellung der Magda durch Eleonora Duſe meine Zweifel, wo hinaus denn nun eigentlich der Dichter wolle, nicht beſchwichtigt hat. Der ganze, allerdings gewaltige Unterſchied ihrer Auffaſſung der Rolle von der ihrer Vorgängerinnen beſtand darin, daß ſie die zwei Seelen, die in der Bruſt der Heldin wohnen: kindliche Pietät und künſtleriſche Selbſtherrlichkeit, jede gleichmäßig um ſo viel vertiefte, als ihr Genius ſie über das Niveau der Durchſchnittsleiſtungen himmelhoch hinausträgt.

Faſt noch ſchneller als Sudermann, aber längſt nicht ſo tief hat ſich auch Otto Erich Hartleben in die Gunſt der Menge einzuleben gewußt, allerdings mit Hilfe einiger, nicht auf dramatiſchem Gebiet liegenden Produktionen, von denen ich nur „Die Geſchichte vom abgeriſſenen Knopf" nennen will — eine von anſprechendem trockenem Humor

strotzende Illustration des Berliner quartier latin. Geboren 1864 in der Harzer Bergwerksstadt Klausthal, trat er, die angefangene juristische Carriere seiner Muse zuliebe aufgebend, als Dramatiker zuerst im Jahre 1890 auf mit dem Einakter „Angele", der auf der eben damals von den Anhängern der neuen Schule gegen die Anhänger der alten nach Pariser Muster errichteten Freien Bühne in Scene ging. In dem unerquicklichen Stück werden ein paar wenig reinliche Blätter aus der Geschichte eines verlorenen Geschöpfes aufgeschlagen, die zur Illustration des paradoxen Mottos: Verachte das Weib! dienen sollen, ohne glücklicherweise in den Augen eines Verständigen den kultur- und sittenfeindlichen Zweck zu erreichen.

Aber auch ein wesentlich bedeutenderes, späteres, von seinem Autor als „Komödie" bezeichnetes Drama in drei Akten, „Hanna Jagert", könnte ich nur mit starkem Vorbehalt loben. Es hat in reichlichem Maße die Vorzüge der Schule: liebevolle Beobachtung des Detail, virtuose Behandlung des Milieu, scharfe Zeichnung der Charaktere; aber in nicht geringerem deren Schwächen: unsichere Führung der Handlung, das übereifrige Hereinziehen von Umständen und Personen, deren Zugehörigkeit zur Sache manchmal kaum ersichtlich ist. Und was eben bei diesem Stücke noch schwerer ins Gewicht fällt als bei Sudermanns „Heimat": auch hier schreckt der Dichter vor dem letzten Wort zurück. Schon dort vermißt man es ungern; hier, wo sich das Interesse ausschließlich auf die Heldin konzentriert, ist es unbedingt gefordert. Hat die Frau das Recht, sich ihr Schicksal nach bestem Wissen frei zu gestalten, oder nicht? Darf sie ein Liebesband, das sie in dieser ihrer autonomen Entwickelung zu hindern droht, eigenwillig lösen, oder nicht? Sind einmal so intrikate Fragen aufgeworfen, so müssen sie auch beantwortet werden, der Spruch falle nun, wie er wolle. Selbst ein klares „Non liquet" soll gestattet sein, alles, nur kein noch so geschicktes Ausweichen, kein noch so interessantes Clair-obscur. Dergleichen Verschleierungskünste stehen keinem gut, am wenigsten einer Schule, die „Wahrheit" auf ihr Panier geschrieben.

Kann uns bei dem Autor von „Hanna Jagert" gelegentlich ein Zweifel beschleichen, ob er, der geborene Satiriker und Humorist, es wirklich mit den Dogmen des Naturalismus ernsthaft meint und nicht vielmehr hinter der vorgenommenen gravitätischen Maske als ein großer Schalk, der er ist, sich über sie und sich selbst lustig macht, so ist es sicher innigste Überzeugung, was Max Halbe, den Dichter von „Jugend", in das Lager der Neuerer geführt hat. Durch seine Dichtungen geht ein Hauch, dem Brodem frisch aufgepflügten Ackers vergleichbar, wie er denn auch in der That der Sohn eines bäuerlichen Gutsbesitzers ist (geboren 1865 in einem Dorfe in der Nähe Danzigs).

Von den vier Dramen, die er bereits produziert hat, sind die beiden ersteren, „Emporkömmling" und „Freie Liebe", unaufgeführt geblieben. Ein drittes, „Eisgang", hatte ein besseres Schicksal: es erblickte auf der Freien Volksbühne — der Dichter ist einer der Mitbegründer und Leiter dieses Institutes — das Lampenlicht. Nach der Lektüre zu urteilen — gesehen habe ich es nicht —, kann das Stück keinen erfreulichen Eindruck machen. Der hoffnungslose Kampf eines jungen socialdemokratisch angehauchten Landmannes gegen eine unmilde Natur, eine einsichtslose Regierung und den Stumpfsinn eines Arbeiterpersonals, das er für seine Laster nicht verantwortlich machen darf, da er in ihnen nur die schlimme Frucht jahrhundertelanger Knechtschaft sieht — das ist ein düsteres Kapitel und wird noch düsterer durch die doktrinäre Weise, mit der der junge Dichter es absolviert wie die Sektion eines Leichnams.

Eine weitaus andere Miene zeigt er uns in seinem neuesten* Drama, „Jugend", das ihn mit Recht in die erste Reihe der Vorkämpfer der jungen Schule gestellt hat. Zwar der tiefe Ernst, der ihn kennzeichnet, bleibt, aber er ist nicht mehr doktrinär; man spürt die größere Freiheit, mit der er das Rüst-

* Seitdem diese Blätter geschrieben, ist der Dichter mit einem weiteren Stück hervorgetreten: „Der Amerikafahrer", dem der Erfolg versagt blieb. Hauptsächlich wohl, weil ein Stoff, zu dessen Absolvierung ein Akt vollauf genügt hätte, hier zu einem Dreiakter aufgebauscht war. Dergleichen falsche Proportionen verträgt ein „Schwank" am wenigsten. Indessen möchte ich deshalb mit dem Dichter nicht so streng in das Gericht gehen, überzeugt, wie ich bin, daß an dem Quiproquo weniger sein schönes Talent schuldig ist als die Doktrin, in deren Prokrustesbett er es gewaltsam zwängte.

D. B.

zeug der Schule: das sorgfältige Herausarbeiten des Milieu und die scharfe Analyse der Charaktere, handhabt, und ist erfreut, zu sehen, wie er, nach guter Dichterweise, die handelnden Personen an den Schätzen des eigenen Herzens, Geistes und Gemütes reichlich teilnehmen läßt. Er hat sein Stück ein „Liebesdrama" genannt, und Liebe ist denn auch wirklich die Achse, um die sich alles dreht: die Liebe der jungen Nichte eines katholischen Landpfarrers zu dem Sohne der Jugendgeliebten des würdigen Herrn, der auf dem Wege von der Schule zur Universität in dem Pfarrhause vorspricht. Eine alltägliche Geschichte, wenn man will, die aber mit einer Innigkeit, einer Wahrheit vorgeführt wird, daß wir mit dem guten Pfarrer völlig bereit sind, den Liebenden zu verzeihen, als sie, die Schranken der Sitte mißachtend, thun, was sie nicht thun durften. Und der Ausdruck ist falsch: sie mißachten jene Schranken nicht, sie sehen sie einfach nicht, wie der Zugvogel die Glasscheibe vor dem Leuchtturmlicht nicht sieht, das ihn geblendet hat. So wäre das Ganze ein Vergilsches Idyll ohne einen gewissen Pfarrvikar, der, von wilder Leidenschaft für das Mädchen entbrannt, es ins Kloster locken will, nur, damit kein anderer sich ihrer Liebe erfreue; und ohne ihren Bruder, einen blödsinnigen Jüngling, der die Schwester erschießt, weil er sich durch den Eindringling in der Befriedigung seiner Naschhaftigkeit bedroht glaubt. Das ist nun freilich kein tragischer Schluß, denn er steht mit dem sittlichen Problem, um das es sich handelt, nicht im entferntesten Zusammenhang; dafür paßt er um so besser in die naturalistische Doktrin, die nicht mit Wallenstein sagt: „es giebt keinen Zufall", sondern im Gegenteil: es giebt Zufälle und sogar sehr häßliche, die wir, als Dichter, respektieren, wie alles, was wir in der Welt der Wirklichkeit als die Schicksale der Menschen beeinflussend, vielleicht entscheidend vorfinden.

Dagegen läßt sich denn freilich vom Standpunkte der Logik nichts einwenden, und was die ästhetischen Bedenken betrifft, so steht hier eben Doktrin gegen Doktrin, und — adhuc sub judice lis est.

Ich gelange zu dem, welchen die Schar der Gläubigen der naturalistischen Doktrin sich in ihrer Mehrzahl, wenn ich recht unterrichtet bin, zum Führer erwählt hat, und der — seltsamerweise — zu dieser leitenden Rolle schon durch seinen Namen prädestiniert scheint: Gerhart Hauptmann.

Aber freilich nicht nur durch seinen Namen, sondern durch die bei keinem anderen der Mitstrebenden in dem Maße beobachtete Ausstattung mit gerade den Geistes- und Seelenkräften, an welche die realistische Kunst für ihre Bethätigung appelliert, und von der sie keine einzige entbehren kann, sollen ihre Gebilde dem Ideal, unverfälschte Abbilder der Natur zu sein, völlig entsprechen.

Es giebt ein deutsches Sprichwort: Gott führt seine Heiligen wunderbar. Ich zweifle nicht, daß die Gläubigen in dem Leben ihres Propheten dieses Gotteswunder bestätigt finden. Er, der auserwählt sein sollte, die Großthat des Naturalismus zu vollbringen und „Die Weber" zu schreiben, stammt direkt von jenen Unglücksmenschen ab: sein Großvater hat noch im Hirschberger Thal in Schlesien als dürftiger Handweberjunge gelebt. Freilich schon der Vater ist längst kein armer Mann mehr und könnte und möchte seinem im Jahre 1862 geborenen Gerhart wohl eine höhere Erziehung geben. Aber Genies haben die ausgesprochene Tendenz, sich selbst zu erziehen, und so hält es der Knabe-Jüngling weder auf der Schule aus, noch in der Lehre bei dem Onkel, der ihn in die Geheimnisse der Landwirtschaft einführen soll, noch auf der Kunstakademie in Breslau, wo ihm die Professoren sagen, daß er zum Bildhauer verdorben sei; und wirft sich so faustisch weiter von einem Studium in das andere, bis er denn endlich seinen wahren Beruf entdeckt hat. Ich vermute, daß er für diese Entdeckung nicht zum geringsten Teil der Liebe, der großen Lehrerin unser aller, verpflichtet ist; wenigstens fällt die Verheiratung des eben erst Zweiundzwanzigjährigen zeitlich beinahe zusammen mit der Veröffentlichung seiner ersten poetischen Produktion: „Promethidenlos", einer stark überschwenglichen Dichtung, die außerhalb des Kreises unserer Betrachtung liegt, ebenso wie einige nicht viel später erschienene novellistische Versuche.

Aber nun jener Vormittag, an welchem die Freie Bühne sein soziales Drama „Vor

Sonnenaufgang", brachte! Ich habe viele bewegte und interessante Premièren erlebt, eine bewegtere und interessantere nie. Nur wer das Zusammenprallen zweier Meeresströmungen zur Zeit der Flut an einem vorspringenden Felsensporn gesehen hat: wie die mit gleicher Kraft heranrollenden Wellen gegeneinander springen, aneinander aufbäumen, sich in wütendem Vernichtungskampf umarmen — kann sich ein Bild von den Vorgängen machen, die sich in den Zwischenakten, ja, während die Schauspieler auf der Bühne agierten, in dem Zuschauerraum abspielten. In dem Zuschauerraum, wo der ganze Generalstab der neuen Schule, seine Myrmidonen um sich geschart, saß, dem Triumphe ihres besten Mannes, den sie in den Kampf geschickt hatten, Beifall zuzujauchzen; und sich in ihre Beifallsstürme das schallende Gelächter und das Pfui-Rufen und Pfeifen der anderen mischte, welche in dem, was da oben tragiert wurde, die schamloseste Schändung der ihnen heiligen Kunst erblickten. Und wirklich: da oben ging es fürchterlich zu; da war ein Bild, vor dem Höllen-Breughel beschämt auf die Seite schleichen, Tolstoi und Zola bekennen mußten: der versteht es doch noch besser! Und dennoch: ein Bild des Lebens, nicht, wie es der philanthropische Schwärmer sieht, wohl aber der, der es kennt und den fürchterlichen Mut hat, in seine grausigen Tiefen zu blicken, wo die Bestien hausen und einander verschlingen.

Wer trug den Sieg davon? An jenem denkwürdigen Morgen sicher nicht die neue Schule. Man hätte glauben sollen, es sei ihr Tag von Waterloo gewesen, und sie werde von Stund an in der Verbannung fern von dem Lande der gesitteten Menschen Zeit in Ewigkeit haben, über ihre Sünden nachzudenken.

Das war im Jahre 1889.

Und dann kam im Februar vorigen Jahres ein anderer Morgen, und der junge Riese, den man für immer niedergeworfen und gefesselt zu haben glaubte, stand wieder, die mächtigen Arme reckend, vor uns auf den Brettern; und sie, die sonst nur die Welt bedeuten, waren es diesmal wirklich, schienen es wenigstens so völlig, daß in dem ganzen Hause keiner war, mochte er nun ein Freund oder Feind der alten Schule sein, der, als der Vorhang zum letztenmal über den „Webern" fiel, es nicht in tiefster Erschütterung verlassen hätte.

Und doch hatte der Dichter uns wieder in dieselben Abgründe menschlichen Elends blicken lassen; ja, das Schauspiel war vielleicht um so fürchterlicher, als man hier mit dem Ritter Raoul in der „Jungfrau von Orleans" sagen mußte: „Ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht zu nennen!" Das mitleidlose Hinschlachten und Hinwürgen Hunderter und Tausender widerstandsloser Opfer des unersättlichen Oger: der kapitalistischen Wirtschaft.

Und noch vor dem Schluß desselben Jahres sollten sich die Pforten des Königlichen Schauspielhauses dem Dichter der „Weber" öffnen. Nein! dem nicht! Dem wären sie wohl ewig verschlossen geblieben! Es war ein todkrankes, sterbendes Kind, es war sein „Hannele", das mit seinen schwachen Händen die schwer in ihren Angeln sich bewegenden für ihn aufthat.

Ein seltsames Drama, dies „Hannele", für den oberflächlichen Beobachter ein Zwitterding, zusammengesetzt aus einem Stück allerechtesten, dramatischen Naturalismus und einer Phantasmagorie, wie sie nur die blauesten Nebel der Romantik hervorgehen lassen können; für den tiefer Blickenden ein in sich abgerundetes poetisches Gebilde, zu dessen Schaffung der Naturalismus allerdings der von ihm auf das Altenteil verwiesenen Phantasie nicht unerhebliche Konzessionen machen mußte.

Um was handelt es sich im „Hannele"?

Ein verwaistes, von ihrem im Trunk verkommenen Stiefvater aufs entsetzlichste mißhandeltes Dorfkind stürzt sich, in einer eisigen Winternacht wieder einmal aus dem Hause gejagt, dem unerträglichen Elend zu entrinnen, in den Dorfteich, aus dessen Tiefe sie die Stimme des Heilandes, an den sie inniglich glaubt, zu rufen scheint. Sie wird dem nassen Grabe entrissen, im Hause des guten jungen Schullehrers umgekleidet und so in eine Stube des Armenhauses gebracht, die dann die Scene der früheren und späteren Vorgänge ist. Jene haben mit diesen wenig, vielmehr nichts zu thun, jedenfalls nicht im dramatischen Sinne: sie schildern uns nur in einer Reihe überaus drastischer Bilder das

Leben und Treiben der physisch und sittlich verkommenen Armenhäusler, damit freilich indirekt auch das traurige dörfliche Milieu, aus dem das arme Hannele hervorging. In dem öden Gemache, aus dem die Jammergestalten der Häusler vertrieben sind, wird das sterbende Kind auf einem dürftigen Strohlager gebettet. Der Amtsvorsteher, der Arzt erscheinen und thun geschäftsmäßig die vorgeschriebene Pflicht; die herbeigerufene barmherzige Schwester nimmt an dem Lager Platz — eine mitleidige Seele, in deren treuen Händen wir die Unglückliche gut aufgehoben sehen. Nur daß ihre Sorge das Unabwendliche nicht aufhalten kann: den Tod, den sich das jammervolle Geschöpf aus dem eiskalten Dorfteich geholt hat.

Das ist alles.

Wäre vielmehr alles, was der Dichter, wollte er über die Grenze des Realen, mit den Sinnen Wahrnehmbaren nicht hinausgehen, seinem Gegenstande abgewinnen und für uns zur Darstellung bringen konnte.

Sein Plan war ein anderer; seine Absichten zielten höher. Mit dem Respekt vor jener Grenze hätte er sich gerade das abgeschnitten, worauf es ihm in letzter Linie ankam und wozu alles andere nur notwendige Vorbereitung ist: die Träume, die das arme Hannele träumt in seiner letzten Stunde, vielleicht nur in den letzten Momenten der letzten Stunde — wer weiß denn, wie schnell ein sterbendes Gehirn operiert?

Wer weiß überhaupt irgend etwas von diesem Operieren?

Keiner, und keiner wird es jemals wissen.

Nun wohl, der Dichter von „Hannele" hat den Wagemut gehabt, die Lücke dieses ewigen menschlichen Ignorabimus auszufüllen, den Mut, die Träume, die ein so geartetes, unter solchen Verhältnissen sterbendes Kind möglicherweise träumen könnte, zur sichtbaren Erscheinung in einer Reihe von glänzenden und düsteren Bildern zu bringen. Da erscheint der fürchterliche Stiefvater, dessen Grauengestalt vor der tröstend-milden der eigenen Mutter des Kindes verschwindet, die sich in die der Gottesmutter verwandelt. Da erscheinen drei Engel in lichten Gewändern, die von den Freuden des ewigen Lebens singen und sagen; der düstere Genius des Todes, der sein flammendes Schwert gegen die ihm Geweihte zückt. Und die nun weiter träumt, daß sie gestorben ist, und der Dorfschneider aus ihren Märchenbüchern kommt und ihr die bräutlichen Todeskleider anmißt und Aschenbrödels gläserne Schuhe an die kleinen Füße paßt; und die guten Zwerge Schneewittchens gläsernen Sarg herbeitragen, in den sie gebettet wird, während die ganze Dorfbewohnerschaft zusammenläuft und die Schulgefährtinnen herbeieilen, sie in ihrer Herrlichkeit anzustaunen, die sich immer wundersamer, immer glorreicher gestaltet. Denn nun öffnen sich die höchsten Himmel, und der Herr Jesus selber in Gestalt des von dem verlassenen Kinde angebeteten guten Schullehrers steigt hernieder und führt die Braut mit liebreichen Worten ein in die Gefilde der Seligen. Dann sind mit dem letzten Atemzuge der Sterbenden die Gebilde ihrer schwärmenden Seele entschwebt; nichts ist geblieben als das tote Kind auf der Strohschütte, der die Pflegerin die erloschenen Augen zudrückt, nachdem der wieder herbeigerufene Arzt den Tod konstatiert.

Bei jeglichem Werke der Kunst ist nichts für den psychologischen Ästhetiker so interessant und nichts so in Geheimnis gehüllt wie seine Genesis: der Keimpunkt in dem Gemüte und der Seele des Autors, aus dem heraus es sich zu einem langsameren oder schnelleren Werdeprozeß entfaltet hat. Bei „Hannele" glaubt man ausnahmsweise diesen mystischen Punkt zu entdecken. Er liegt genau da, wo der Dichter bei der Darstellung menschlichen Elends in den „Webern" bis an die Grenze des für das heutige Geschlecht noch Erträglichen gelangt war. Da, gerade da, in der grausen Öde, die ihn umgab, in dem Unglauben an Menschenhilfe, mußte er sich fragen: Hätten sie die Bürde ihres Elends auch nur so weit schleppen können, wäre in ihrem Ohr und Herzen nicht der Klang der milden Stimme gewesen, die da ruft: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken." Und brechen sie dann schließlich zusammen — mit dem Klang der milden Stimme in der Seele mochte die Sterbestunde doch leichter sein, mochte die zuckende bleiche Lippe doch in ekstatischem Lächeln fragen: Erde, die du uns Hölle warst, wo ist dein Sieg?

So, in der Konſequenz der freudloſen Aufgabe des heutigen Naturalismus, die Menſchheit auch in den unterſten, dunkelſten Regionen zu ſchildern, zu denen ſeine dichteriſchen Vorfahren nicht hinabzuſteigen wagten; in der Logik ſeiner eigenſten dichteriſchen Empfindung und künſtleriſchen Entwickelung mußte Gerhart Hauptmann gerade dies Werk ſchaffen.

Ob er dabei den Principien ſeiner Schule treu geblieben iſt oder nicht — die Beantwortung dieſer Frage, die ſich nun unwillkürlich aufdrängt und die ich oben bereits andeutete, würde eine Unterſuchung erfordern, die ſich wohl der Mühe verlohnte, welche aber hier im einzelnen anzuſtellen nicht der Ort iſt. So viel dürfte, auch wer die Frage verneint, einräumen müſſen, daß der Dichter, wollte er einmal ein Etwas ſchaffen, das über alle Erfahrung hinausgeht und ſich mithin der ſtrengen Kontrolle entzieht, ſich ſeiner Aufgabe entledigt hat mit dem feinen Spürſinn des Naturalismus für alle Momente, welche aus der Natur des betreffenden Objekts möglicherweiſe in Betracht kommen konnten. Bei jedem Punkte — und wenn er noch ſo fern zu liegen ſcheint — hat er ſich gewiſſenhaft gefragt: Iſt dies im Bereich der Möglichkeit? kann dies und jenes Bild, dieſer und jener Einfall, dieſer und jener Gedanke durch das Gehirn des ſterbenden Kindes gleiten? Und ich für mein Teil muß bekennen: ich habe nie die Empfindung der Unmöglichkeit gehabt, immer die Überzeugung der Folgerichtigkeit, das ſtarke Gefühl der allerdings phantaſtiſchen, darum aber nicht minder — oder ſoll ich ſagen: nun erſt recht? — ergreifenden Wahrheit.

Ich habe „Hannele“ ſo ausführlich beſprochen, nicht weil ich es in jeder Beziehung für das bedeutendſte der in den Kreis unſerer Betrachtung gehörenden Werke der jungen Schule hielte, wohl aber weil es mir dasjenige zu ſein ſcheint, welches ſich am meiſten der idealiſtiſchen Weiſe nähert, ja vielleicht bereits mit einem Fuße in ihr ſteht. Irre ich mich in dieſer Annahme nicht, ſo würde ich darin einen mächtigen Schritt zur Erfüllung meiner ſtets gehegten Hoffnung ſehen, daß die Gegenſätze der ſich nicht nur in Deutſchland bekämpfenden dichteriſchen Schulen ſo gar ſchroff nicht ſind, wie ſie die Heißſporne leider uns aufzureden ſuchen; vielmehr bereits im Begriff ſtehen, ſich gegenſeitig abzuſchleifen und auszugleichen zu ihrem großen Gewinn und Nutzen hinüber und herüber. Hatten die Idealiſten es ſchließlich mit der „Wahrheit“ nicht mehr ernſt genug genommen, ſo mochten ſie von den Naturaliſten daran gemahnt werden, daß „der Dichtung Schleier“ nur aus ihrer Hand empfangen werden darf. Waren die Naturaliſten nahe daran, ihrem Wahrheitsdrange zuliebe den dichteriſchen Schleier völlig zu opfern, ſo that ihnen die Erkenntnis not, daß ſie damit aus der freien Herrin, welche die Poeſie von Anbeginn war, eine Sklavin machen, die ſich der Wiſſenſchaft als Schleppenträgerin anbietet, um ſich von dieſer ſagen zu laſſen, daß ſie ſelbſt zu dieſem Dienſt verdorben iſt.

Eines und das andere muß und wird geſchehen, die Menſchheit vor einem ungeheuren Unglück zu bewahren, dem Unglück, von ihren zwei glorreichen Schwingen: der Poeſie und Wiſſenſchaft, die eine gelähmt zu ſehen, während ſie doch beide gleich frei und kühn muß entfalten können, ſoll ſie ſich auf ihrer ſtolzen Höhe halten und zu noch ſtolzerer erheben.

Blick auf Goslar vom Petersberge aus.

# Goslar.

Von

**August Trinius.**

I.

Unter den zahlreichen einstigen freien Städten des heiligen römischen Reiches prangt das anmutig am Nordrande des Harzes hingelagerte Goslar als ein echtes Königskind. Umflossen vom Purpur deutscher Kaiserherrlichkeit, ist es durch Jahrhunderte als Hofstadt des Reiches hochgefeiert, bewundert und beneidet worden. Die alten Chronisten nannten es Clarissimum regni domicilium, fahrende Sänger priesen den Glanz, die Wehrhaftigkeit und den blendenden Reichtum dieser Stadt. Es gab eine Zeit für Goslar, in welcher man glauben konnte, das Glück sei vom Himmel herabgestiegen und wolle nun dauernd hier Heimatsrecht genießen. Die Sprüche des Schöppenstuhls zu Goslar galten im Lande als Muster rechtskundiger Weisheit; bewußte Kraft, Hochsinn und gesteigerte Freudigkeit am Leben erfüllte den Geist seiner Bürger.

Und auch äußerlich wollte man dem bewußten Machtgefühl stolzen Ausdruck geben! Zählte doch damals Goslar, das heute noch nicht 14000 Einwohner besitzt, gut 40000 Seelen. Während die Neuzeit den hemmenden Bann des Mauergürtels sprengte und in dem Bedürfnis nach Luft und Licht neue Stadtteile außerhalb der Thore erstehen ließ, saß damals eine fast dreimal so große Bürgerzahl eingepfercht, dicht aneinander hausend, hinter der prächtig bewehrten Stadt, über deren Wälle, Gräben und Mauerkranz fast an zweihundert Warttürme und Zwinger, zum Teil von ganz imposanter Stärke, emporwuchsen. Freilich, Gärten und weite, freie Plätze, wie solche nach den verheerenden Feuersbrünsten innerhalb Goslars späterhin entstanden, gab es damals noch nicht. Das lag weder im Geschmack noch im Bedürfnis jener Zeit der Butzenscheiben, die im engen, dämmerigen Raume sich am wohlsten fühlte, in krummen, winkeligen Gassen,

deren vornüber neigende Häusergiebel zum Teil auch noch dem strahlenden Himmelslicht den Zutritt weigerten.

Aber eine große, goldene Zeit war es doch für Goslar gewesen! War auch der einstige Glanz der Kaisertage dahin, als freie, unmittelbare Reichsstadt Mitglied des mächtigen Hansabundes, prangend in Glanz und Reichtum, hatte Goslar den Verlust wieder wettgemacht. Es durfte in eigener Münzstätte seine Silberpfännchen, Marien- und Matthiesgroschen genannt, schlagen; neunzehn Gruben im nahen Rammelsberge und sechsundzwanzig Schmelzhütten brachten der Stadt ganz außerordentlichen Gewinn, und als Ausdruck der Macht und des Besitzes Goslars schuf man nicht nur die gewaltigen Befestigungsanlagen, sondern in der Stadt selbst entstanden all jene herrlichen Gildehäuser und Wohnstätten bemittelter Bürger, welche noch heute in dem, was die Zeit überdauerte, die Bewunderung der Besucher dieser interessanten Stadt wachrufen. Und noch eines kam hinzu: die katholische Kirche, die immer ein feintastendes Gefühl für Besitz und Wohlleben besessen, entfaltete ihren sinnbezaubernden Pomp auch in Goslar. Die Stadt ward eine rechte Pflanzstätte für Bischöfe und Erzbischöfe. Ehe die Reformation mit starkem Flügelschlage hereinwehte, erhoben sich in Goslar nicht weniger denn vierzig Kirchen und Kapellen, Klöster, Stifter und Hospitäler, und man nannte die ehemalige Hofstadt des deutschen Reiches jetzt nur noch überall das deutsche Rom. Da mag es wohl den fahrenden Mann mit Andacht und Ehrfurcht ergriffen haben, wenn er aus der Ferne schon die Türme aufblitzen sah, und nun die prangende Stadt am Fuße des düsteren Rammelsberges immer stolzer herauswuchs, bis von den Kirchtürmen das Geläut zur Abendmette anhob, leise wieder zwischen den auftrotzenden Waldbergen verhallend. Wer da des Weges kam, der entblößte das Haupt andächtiglich und freute sich zugleich des sonnbeglänzten Bildes der alten Kaiserstadt.

Dann aber brach eine Zeit nie geahnten, furchtbaren Niederganges herein! Die köstliche, unersetzliche Freiheit ward der Stadt entrissen, Besitz und Macht schwanden dahin, die Blüte des Handels, der Gewerbe ward geknickt, und was an ehrwürdigen Zeugen fernliegender Kaiserherrlichkeit sich noch erhalten hatte, das sank zum Teil in Trümmer. Alter, Drangsale des Krieges und der Not, Unverstand und Pietätlosigkeit räumten tapfer unter den Denkmälern einer Zeit auf, welche Goslar fast einzig erscheinen ließen. Man hatte verlernt, geschichtlich zu empfinden und dem Alten mit geziemender Ehrfurcht zu begegnen. Da durfte Heinrich Heine wohl mit Recht unwillig ausrufen: „Wir leben in einer bedeutungsschweren Zeit: tausendjährige Dome werden abgebrochen und Kaiserstühle in die Rumpelkammer geworfen!“

Mit dem Erstarken unserer nationalen Einheit ist auch der Sinn und das Verständnis für die Geschichte und das an Denkmalen und Erinnerungszeichen Überkommene wieder gewachsen, und man hat sich daran gemacht, das Erbe der Väter sorglich zu schützen, selbst das Geringfügigste zu erhalten, zu retten, was noch zu retten war. Das hat nun auch Goslar gethan, und es wirkt oft rührend, wie die Stadt heute bestrebt sich zeigt, die Sünden einer verständnislosen Zeit nach Möglichkeit wieder gut zu machen. Jeder Mauerrest wird heute erhalten, jede Turmruine der einstigen Umwehrung mühsam ausgeflickt und gestützt. Selbst wo die schwere Not der Zeit die Bürger Goslars einmal zwang, draußen vor den Thoren gelegene herrliche Bauten beim Anzug der Feinde niederzureißen, wie dies mit dem St. Peterstift und dem prachtvollen Kloster auf dem St. Georgenberge 1527 geschah, da hat man heute, da über der Erde fast nichts mehr davon stehen geblieben war, die Fundamente bloßgelegt und sie mit hübschen Gartenanlagen umgeben. Wie solches die Anziehungskraft der ehrwürdigen Kaiserstadt nur steigern kann, so ehrt es auch die, welche über ihr Ansehen, ihre Wohlfahrt zu wachen eingesetzt worden sind.

Weder die Gotik, noch die Renaissance, wie sie uns in den reichen Gildehäusern und Bürgerheimen der Innenstadt, in den originellen, wie mit Filigranschnitzwerk, Sinnsprüchen und Malereien geschmückten hochgiebeligen Häuschen und Hütten der Bergleute in der Frankenberger Vorstadt entgegentritt, charakterisieren das Bild dieser Stadt. Die Poesie Goslars ist im Rund-

bogenstil gedichtet, vom Gerank blühender Rosen und buntem Blätterwerk umgittert. Vöglein singen ihre Weisen darin, und blauer Himmel lacht zwischen den Säulenknaufen und Bogenhallen. Nicht das Bürgerhaus giebt für Goslar den Ausschlag, sondern seine älteren Bauten. Kirchen und Kapellen, die Kaiserpfalz, Brunnen und sonstige Denkmäler sind Zeugen aus der romanischen Zeit. Das hat man auch in Goslar erkannt, daß das frühe Mittelalter und nicht die Tage der Hansa dieser Stadt das charakteristische Gepräge aufdrückten. Nicht nur der großartige Bau des Gymnasiums, auch der Neubau der Reichspost ist im reinen Rundbogenstil aufgeführt worden.

Goslar zählt zu den Städten, welche man rasch lieb gewinnt. Man muß hier längere Zeit weilen, um den vollen Stimmungsgehalt dieser Stadt in sich aufzunehmen. Wer in ihrer überreichen Geschichte erfahren ist, für den beginnen dann all die ehrwürdigen Baudenkmäler Farbe und Leben zu gewinnen, die alten Giebelhäuser bekommen ein Gesicht. Sie sehen uns mit jedem Tage vertrauter, freundlicher an. Sie fangen an zu erzählen, und aus ihren alten lieben Zügen lesen wir halb verschollene Geschichten, Lust und Leid, das auch bei ihnen aus- und einging. Und blicken wir durch die niedrigen Fenster der Hütten im Bergmannsviertel zu Goslar, wenn abends die Familie um den Tisch versammelt sitzt, die Spindel schnurrt, während draußen die Schwalben im verglühenden Abendlicht um die rotbestrahlten Dachfirsten schweben — dann meint man wohl, drinnen sitze Frau Sage selbst am Rocken und erzähle mit gedämpft-geheimnisvoller Stimme halbverklungene Mären aus fernen goldenen Jugendtagen Goslars.

Ein wunderbarer Zauber webt über dieser Stadt! Nicht von der Eisenbahn her muß man sie betreten, sondern von Süden, aus der Waldnacht des Harzgebirges schreitend. So sah ich sie zum erstenmal ruhen, so wird sie mir immer im Gedenken bleiben. Durch das Felsenthal braust der schäumende Wildbach über Klippen und Geröll, den Tannen am Ufer Gischt und Funken in die grauen Zottelbärte schleudernd; dazwischen klingt das Geläut einer Herde von der Berglehne nieder, ein Mühlrad saust im Grunde, Vogelgesang mischt sich mit dem feierlichen Rauschen der ernsten, stillen Wälder. Und dann bleibt alles zurück. Über freies Gelände webt der Sonnenschein; ungezählte Dörfer und Städte, neue ferne Höhen tauchen auf, und ganz im Horizonte, vom blauen Dufte der Ferne schon halb verschleiert, steigen die Türme Braunschweigs in den Abendhimmel. Zu unseren Füßen aber, da ruht im Kranze von Höhen, Gärten, Mauern und Thoren Goslar, überragt von hohen Satteldächern, Türmen und Kuppeln. Mit freudigem Sinnen schweift das Auge über das Gewirr der Dächer hin, bis es endlich auf dem hochgelegenen Bau der alten Kaiserpfalz ruhen bleibt. Hier begann einst der Ruhm Goslars, und auch heute drängt sich hier wieder für den Deutschen alles zusammen, was diese Stadt an unvergänglichen Erinnerungen großer und glänzender Tage durch Jahrhunderte hindurch sah.

Der Name der Stadt ist abzuleiten von Gose = Gießbach und lar = Stätte, Lager. Der Waldbach, der die Gassen der alten Kaiserstadt gemäßigteren Laufes durchrinnt, heißt noch heute die Gose, und auch das Weizenbier, zu dem man sein Wasser benutzte, trug denselben Namen. Die Goslarer Gose ward weit über Niedersachsen hinaus berühmt, daß selbst die Künste sich zur Huldigung derselben begeistert in den Dienst stellten. Ein solches in Musik gesetztes Loblied ist noch erhalten. „Ist von dem Goslarschen Collegio Musico den 2. Martii 1740. ausgeführet in folgender Basso solo gesetzten Cantata.“ Dasselbe beginnt mit nachstehenden Strophen der Entzückung.

Aria Violino con affetto.

Du liebster Weitzen-Safft
Du! du kanst Leib und Seel vergnügen,
Du machest mir gesund Geblüt
Weg Coffe, Thee, weg Aquivit!
Die Gose läßt Courage kriegen,
Die Gose, die hat Schmack und Krafft.

Da Capo.

Recitativo.

Theé stinckt mich an
Es sey gleich brauner, oder grüner,
Und von der Choquelade
Bin ich kein grosser Diener.
Der Coffeé macht, das man
Brav zittern kan;
Die Sackverwaltrin schmählt,
Wenn ihr der Mann von solchem Ding erzählt.
Drum, Leutgen, setzet mir
Nur gute Schicke-Gose für,
So habt ihr meine Gnade.

Am Fuße des ſteilen Rammelsberges befand ſich im Anfang des zehnten Jahrhunderts auf gerodeter Stelle am Ufer der Goſe

Breites Thor.

ein Hof Heinrich des Finklers. Ein Jagdhaus und eine Mühle vervollſtändigten dieſe kleine Siedelung. Von Burg Werla, nördlich davon zwiſchen den Dörfern Schladen und Burgdorf an der Oker gelegen und noch

Thor der Brauerei.

heute durch eine aufgerichtete Steinſäule und geringe Mauerreſte kenntlich, kam Heinrich I. gar oft hierher zur Jagd. Im Laufe der Jahre ließ er viele ſeiner Mannen hier anſiedeln und nannte nun den Ort Goslar. Die Sage berichtet, daß dies in den Jahren 923 und 924 geſchehen ſei. Urkundlich tritt Goslar freilich erſt 979 zum erſtenmal auf. Actum Goslarie feliciter Amen heißt es daſelbſt. Ob Goslar in der Zeit ſeiner Gründung thatſächlich bereits zum Schutze gegen die Hunnen Graben und Wall erhielt, bleibt dahingeſtellt. Eine Burg entſtand aber nördlich der Stadt, auf jener Höhe, die ſpäterhin das von Konrad II. gegründete St. Georgskloſter einnahm.

Goslar wäre wohl immer zu einem ſchlichten Daſein beſtimmt geweſen, hätte nicht ein Zufall die koſtbaren Schätze des nachbarlichen Rammelsberges entdecken laſſen. Auch hier ſetzt die Sage ein. Sie berichtet, daß das Pferd eines kaiſerlichen Jägers, mit Namen Ramm, im Jahre 968 mit dem Hufe eine Silberſtufe aus dem Erdreich ſcharrte. Kaiſer Otto I. war ſo erfreut über dieſen wichtigen Fund, daß er dem Jäger eine güldene Halskette umhenkelte, tauſend Goldſtücke ſchenkte und den Berg nach dem glücklichen Entdecker benamſte.

Bergleute wurden nun aus Franken herbeigezogen, welche an die Gewinnung der Schätze gingen. Die Münzen, welche man damals aus dem gewonnenen Silber ſchlug, waren Dickmünzen mit doppelter Prägung. Man nannte ſie Ottolinen. Sie ſtellen die älteſten Münzen Niederſachſens dar und ſind heute ſehr ſelten. Die ſtädtiſche Sammlung im Rathauſe zu Goslar verwahrt noch gut erhaltene Exemplare. Das junge Bergwerk im Rammelsberge förderte

Digitized by Google

Gerhart Hauptmann.

Jll. D. Monatshefte. Juni 1894. Zu Spielhagen: Streifblicke ꝛc.

Digitized by Google

ſo viel Gold und Silber zu Tage, daß Otto I. im ſtande war, in Goslar ſich eine Pfalz anzulegen. Ein Kaiſerhaus entſtand. Die Erträge der Domänen wurden nicht mehr nach Werla, deſſen Anſehen jetzt völlig ſank, gebracht, ſondern blieben in Goslar aufgeſpeichert. Hier entwickelte ſich jetzt der Marktverkehr, begannen die einzelnen Gewerke aufzublühen.

Die zugezogenen fränkiſchen Bergleute hatten ſich weſtlich der jungen Stadt am heutigen Frankenberge in einer eigenen Kolonie feſtgeſetzt. Dieſe Abtrennung, die verſchiedenen Sitten, Neid und Stolz, dies alles führte bald zu ſcharfen Reibereien zwiſchen den „Jugebohrnen“ und den Franken. Der Haß ſtieg zuletzt ſo hoch, daß es oft zu blutigen Fehden kam, die mit Mord und Totſchlag endigten. Man ſperrte die Straßen ab, man errichtete Schranken zwiſchen Kolonie und Stadt — es fruchtete alles nicht. Die freſſende Feindſchaft glomm fort. Da war es ein junger fränkiſcher Steiger, welcher dieſem unheilvollen Zuſtande für immer ein Ende machte. Die Liebe ſchärfte die Klugheit. Der Raub der Sabinerinnen wiederholte ſich noch einmal in der Harzſtadt Goslar.

Krypta der Kloſterkirche Neuwerk.

Der junge Steiger hatte die Tochter eines in der Unterſtadt wohnenden Sachſen lieb gewonnen. Auf eine freiwillige Zuſtimmung der Eltern des Mädchens war niemals zu hoffen. So mußten Liſt und Gewalt das erlöſende Wort erzwingen. An einem Faſtnachtstage bewegte ſich von der Frankenvorſtadt her unter Begleitung einer Muſikkapelle ein Trupp tanzender Burſchen, voran ein Steiger. Neugierig öffnete man die Fenſter, die Hausthüren, und bald hatte ſich eine Reihe hübſcher Dirnen auf der Straße verſammelt. Nun faßte der Steiger ſeine Liebſte um den Leib, die Kameraden folgten dem Beiſpiele, und im Tanze ging es mit Juchzen zurück zur Frankenkolonie.

Was aber wie Scherz ausſah, war bitterer Ernſt geweſen. Die Liebſte kehrte nicht zurück, und auch ein Teil der anderen Mädchen blieb bei den ſchwarzhaarigen Bergleuten. Man machte Hochzeit, und dann ſöhnte man ſich aus. So war für immer ein Frieden zwiſchen hüben und drüben geſchaffen worden. Zur Erinnerung an dieſen Vorfall fand von da ab alljährlich als Volksfeſt der „Lange Tanz“ in Goslar auf offener Straße ſtatt. Er war ein Ausdruck herzlichſter Verbrüderung geworden. Jahrhunderte hindurch hat dieſes originelle Feſt beſtanden, bis dann die Sitte zur Unſitte ſich umgeſtaltete. Im Jahre 1536 ſah ſich der Rat der Stadt gezwungen, das uralte Volksfeſt aufzuheben. In der Erinnerung iſt der „Lange Tanz“ aber noch immer, und manches Gemälde in Goslar feiert ſein Angedenken.

Otto I. hatte für eine Kaiserpfalz die erste Anlage in Goslar geschaffen. Oft und lange saß er hier, sich ausruhend von Kampf und Streit und am edlen Weidwerk sich ergötzend. Sein Nachfolger, Otto II., scheint

Eingang in die Bäckerstraße.

nur im Jahre 979 in Goslar geweilt zu haben. 984 fand hier eine Reichsfürstenversammlung statt, welche Otto III. zum Reichsoberhaupte wählte. Von diesem Sachsenkaiser weiß Goslar sonst nichts zu erzählen. Wohl aber von dem auf ihn folgenden Heinrich II., der Heilige genannt, dem die aufblühende Stadt die romanischen Gotteshäuser der Markt- und Jakobikirche verdankt. Sechsmal hielt er nachweisbar Einkehr im Kaiserhause zu Goslar. Konrad II. schmückte das letztere durch Aufsetzen eines kupfernen Daches und begann zugleich den Bau der heute nicht mehr vorhandenen Matthiaskirche. Auch dieser Salier ist bis zu seinem Tode 1039 oft in Goslar gewesen.

Eine große, glänzende Zeit ging für die Stadt unter der Regierung Heinrichs III. (1038 bis 1056) auf. Derselbe verschönte und vergrößerte Goslar so außerordentlich, daß viele ältere Geschichtschreiber ihn als den eigentlichen Begründer dieser Stadt gefeiert haben. Aus dem berühmten Kloster Hirschau, der ersten Architektenschule Schwabens, ließ er den genialen jungen Kleriker Benno kommen, welcher das Kaiserhaus völlig umbaute, die Ulrikapelle daneben anlegte und dem Gesamtbau jene ernste, würdige Form lieh, wie sie in den Hauptgebäuden noch heute unsere Bewunderung hervorruft.

Um seinem Regierungsantritte die rechte Weihe zu geben, hatte Heinrich III. im Jahre 1039 die Hofkirche von der Harzburg nach Goslar verlegen lassen, indem er in Front des Kaiserpalastes das von seinem Vater als Matthiaskirche begründete Gotteshaus jetzt zu einem Münster in großartigstem Maßstabe erweitern und ausschmücken ließ, zur Ehre der Apostel Simon und Judas, deren Gedächtnistag der Geburtstag Heinrichs war. Mit diesem Münster war ein Stift verbunden, dessen Domherren der Herrscher zu kaiserlichen Kapellanen ernannte. So groß war die Freude des Kaisers an diesem Bau, daß er wie seine Nachfolger ihn als ihre „eigentümliche Kapelle und den Ruhm ihrer Krone" bezeichneten. Mit einem Pomp ohnegleichen ward das Münster eingeweiht, dem der Kaiser eine Reihe seltenster Reliquien, sowie den neunten Teil des Einkommens seiner Schatzkammer überwiesen hatte.

Im Jahre 1056 war's, da traf der Papst Viktor II. persönlich aus Rom in Goslar ein, um unter dem Beistande von fünfundsiebzig Kardinälen, Bischöfen und Äbten das herrliche Münster einzuweihen, wobei er das-

Digitized by Google

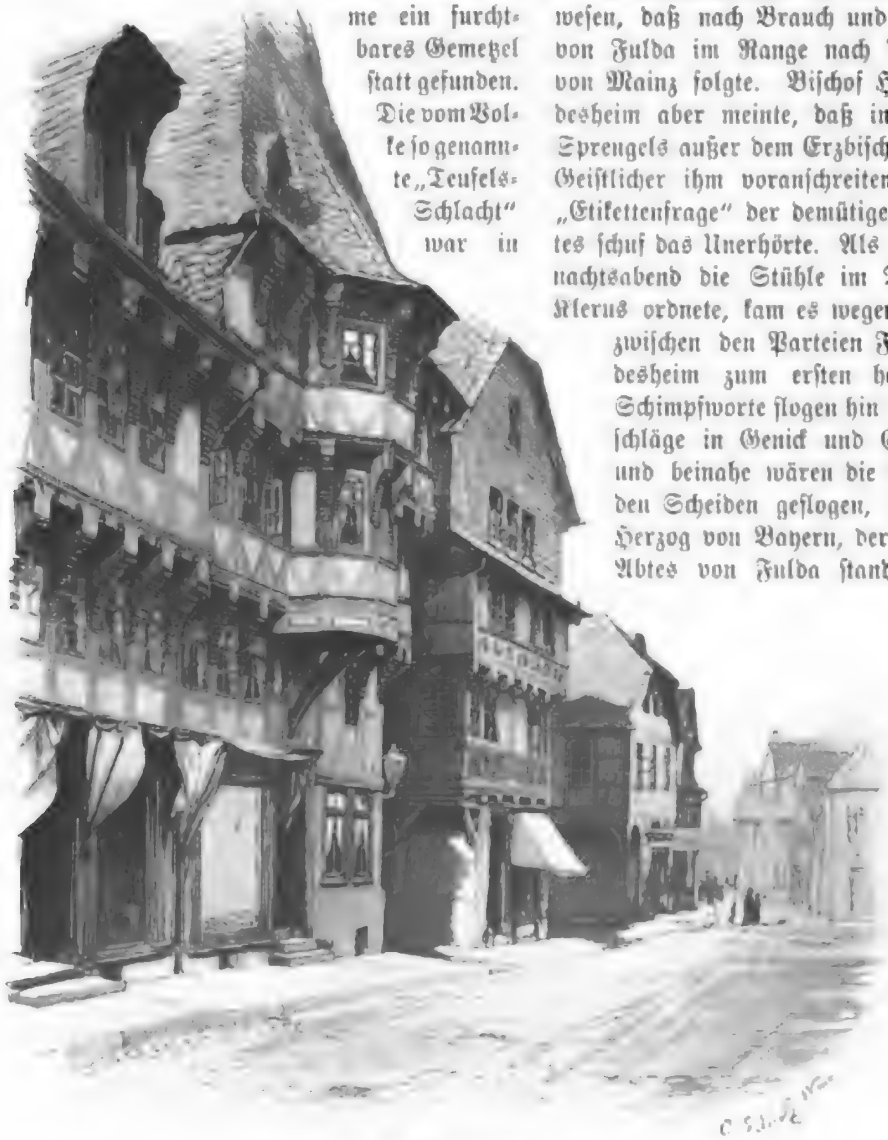
ſelbe zu einer unmittelbaren kaiſerlichen Kapelle erklärte, die von aller geiſtlichen Gerichtsbarkeit ausgenommen ſei. Wenige Tage ſpäter, am 5. Oktober, hauchte der große Kaiſer in den Armen des Papſtes auf dem Jagdſchloſſe Bodfeld, wohin man zum Weidwerk ausgerückt war, ſein Leben aus. Der plötzliche Tod mag wohl die Urſache geweſen ſein, daß man allgemein glaubte, Heinrich III. ſei an einer Vergiftung geſtorben. Sein irdiſch Teil ward nach der deutſchen Kaiſergruft zu Speier feierlich übergeführt, ſein Herz aber blieb an ſeinem Lieblingsorte Goslar, wo man es in dem von ihm errichteten Dome beiſetzte. War der letztere ſein Werk, ſo ſtiftete ſeine Gemahlin, der Sage nach als Sühne für die Hinrichtung eines unſchuldigen Haushofmeiſters, die in den Felſen gehauene kleine Klauſe (den noch heute erhaltenen „Klusfelſen“ nahe dem Schützenhofe), ſowie das darüber liegende umfangreiche St. Peterskloſter, deſſen Grundmauern noch zu ſchauen ſind.

Die Bergſtraße.

Am 11. November 1050 war in der Pfalz zu Goslar Heinrich III. ein Sohn geboren worden: Heinrich IV., wohl der unglücklichſte aller Deutſchen Kaiſer, deſſen Leben einem an erſchütternden Scenen überreichen Drama gleicht. Die bei ſeiner Geburt im Kaiſerpalaſt anweſenden Fürſten und Biſchöfe ſchwuren ihm ſofort Treue und Gehorſam. Die Liebe zu ſeinem Geburtsorte behielt Heinrich IV. unauslöſchlich bis zu ſeinem Tode im Herzen. Er erhob ſein Goslar zur Hofſtadt des Reiches, und damalige Schriftſteller feiern es begeiſtert als „hochberühmter Sitz des Reiches“. Goslar und die benachbarte Harzburg blieben die Lieblingsſtätten dieſes Kai-

ſers. Aber dieſe Zuneigung ſollte gerade verhängnisvoll für beide werden. In den Kämpfen mit den aufrühreriſchen Sachſen, unter den Schickſalsſchlägen, welche das Leben dieſes Herrſchers trafen, haben Goslar und die Harzburg ſchwer gelitten.

Im Jahre 1065 brannte ein Teil des Kaiſerhauſes ab, aber Heinrich IV. ließ das Vernichtete ſofort wieder herſtellen. Zwei Jahre vorher hatte in dem mit der Pfalz verbundenen Dome ein furchtbares Gemetzel ſtatt gefunden. Die vom Volke ſo genannte „Teufels-Schlacht" war in



Die Marktſtraße.

den heiligen Hallen geſchlagen worden. Der junge Kaiſer liebte es, wenn Regierungsgeſchäfte ihn nicht draußen im Reiche feſthielten, die chriſtlichen Feiertage mit allem Pomp der römiſch-katholiſchen Kirche daheim in Goslar zu feiern. An ſolchen Feſttagen ſammelte ſich ſtets eine Menge kirchlicher Würdenträger, Fürſten, Grafen und vornehmer Herren an ſeinem Hofe, den Glanz der Feier noch zu erhöhen.

Am Weihnachtsheiligabend 1062 ſollte in dem Dome bereits der erſte Zuſammenſtoß ſtattfinden. Das grauſige Blutbad warf ſeine erſten Schatten. Es war bisher auf den Reichsverſammlungen zu Goslar üblich geweſen, daß nach Brauch und Sitte der Abt von Fulda im Range nach dem Erzbiſchof von Mainz folgte. Biſchof Hezilo von Hildesheim aber meinte, daß innerhalb ſeines Sprengels außer dem Erzbiſchof kein anderer Geiſtlicher ihm voranſchreiten dürfe. Dieſe „Etikettenfrage" der demütigen Diener Gottes ſchuf das Unerhörte. Als man am Weihnachtsabend die Stühle im Dome für den Klerus ordnete, kam es wegen des Vorſitzes zwiſchen den Parteien Fulda und Hildesheim zum erſten heftigen Streit. Schimpfworte flogen hin und her, Fauſtſchläge in Genick und Geſicht folgten, und beinahe wären die Schwerter aus den Scheiden geflogen, hätte nicht der Herzog von Bayern, der auf Seite des Abtes von Fulda ſtand, kraft ſeines Anſehens die Hadernden von dem Schlimmſten zurück gehalten. So konnte die Feier vor ſich gehen, die nur ein herber Mißklang, doch nicht Blut und Mord getrübt hatte. Aber der ausgeſtreute Samen der Zwietracht ſollte noch ſeine Früchte zeitigen. Pfingſten feierte die Erde! Sauber gekehrt lagen Markt und Gaſſen Goslars. Die Häuſer der Bürger prangten im lichtgrünen Maienſchmuck,

in Grün und Blumen ſchienen auch die heiligen Hallen des Domes eingetaucht zu ſein. Der junge Kaiſer war mit den Großen ſeines Reiches erſchienen, mit Fürſten und Grafen, Biſchöfen und Äbten, Rittern und Herren. Viele Kriegsleute und feſtlich angethane Bürger der Stadt füllen den weiten Raum. Lichter flammen, Blumen duften, die Orgel beginnt einzuſetzen, und dann hallt feierlich der Ambroſianiſche Lobgeſang: „Großer Gott, wir loben dich!“ empor.

Da — was iſt das? Ein gellender Pfiff ſchrillt mitten durch Geſang und Orgelklang, wilde Flüche toben im Hauſe des Herrn, vor dem Altar entſteht ein Getümmel, ein ſich ballendes Durcheinander. Zwiſchen dem Biſchof Hezilo von Hildesheim und dem Abte Wideradus von Fulda iſt aufs neue der erbärmliche Rangſtreit ausgebrochen. Geſteigert aber iſt heute die Wut, und ſo verwandelt man Pfingſtfreude in ein grauſiges Blutbad.

Der nach Ehre lechzende Biſchof Hezilo hatte tückiſcherweiſe den ihm befreundeten Markgrafen Eckbert von Sachſen mit deſſen Gewappneten hinter dem Hochaltar heimlich verſteckt. Und als nun das verabredete Signal ertönt, da brechen die Krieger aus ihrem Verſtecke hervor und ſuchen die Fuldaſchen mit Waffengewalt aus dem Dome zu entfernen. Im erſten Anprall weichen dieſe zum Ausgang, dann aber kehren ſie mit gezückten Schwertern zurück. Die blutige Schlacht im Dome zu Goslar beginnt.

Der Geſang iſt abgebrochen, die Orgel verſtummt. Ein Teil der Bürgerſchaft hat die Flucht ergriffen, der andere hält noch zuſammengedrängt an den Ausgangspforten, bebend und geſpannt dem Ausgange des unerhörten Ereigniſſes folgend. Wutgeheul der Kämpfenden hallt durch das Gotteshaus, dazwiſchen das Jammern der Verwundeten, das Anſchlagen von Schwert und Rüſtung, das Krachen zertrümmerter Seſſel, wehevolles Röcheln der Sterbenden. Hezilo iſt die Altarſtufen hinangeeilt und feuert nun von erhöhtem Standpunkte

Am Markt.

aus die Streiter zur Vernichtung der Fuldaſchen an, während das rote Blut dampfend den Marmoreſtrich hinabrieſelt. Der junge Kaiſer hat ſich erhoben. Er befiehlt, dem Blutvergießen ein Ende zu machen. Umſonſt! Sein Ruf verhallt im wilden Kampfgetöſe. Von den Fürſten und Getreuen gemahnt, flüchtet er ſchließlich in den ſchützenden Palaſt. Entſetzt iſt auch der letzte Reſt der Bürgerſchaft entflohen, die Straßen mit Wehklagen erfüllend.

Der Biſchof Hezilo aber bleibt Sieger. Mit dem zuſammengeſchmolzenen Häuflein ſeiner Leute hat Abt Wideradus das Münſter verlaſſen. Doch die Rache des Hildes-

Digitized by Google

heimers ist noch nicht gesättigt. Auf dem Domplatz setzt er den grausigen Kampf fort, dem erst die hereinbrechende Nacht ein Ende macht.

Das war das Blutbad im Dom zu Goslar, von dem das Volk sich erzählte, daß der Teufel in leibhaftiger Gestalt, angethan mit einem feuerfarbigen Gewande, auf einer Pfeilerkanzel gestanden und hohnlachend die Wut der Kämpfenden angestachelt habe. Als dann die Schlacht zu Ende gewesen, da habe er triumphierend ausgerufen: „Hunc diem cruentum feci!“ (Diesen Tag habe ich zu einem blutigen gemacht!) Darum hat man dieses Ereignis „die Teufelsschlacht“ genannt. Jahrhunderte hindurch hat man vergeblich versucht, die Öffnung wieder zuzumauern, durch welche der Satanas nach beendigtem Kampfe aus dem Gotteshause entschlüpfte. Erst während der Regierungszeit des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig gelang die Verschließung.

Drei Jahre lang stand der durch Mord geschändete Dom unbenutzt und verschlossen; erst dann wurde er wieder eingeweiht. Von da ab sollten den Bürgern Goslars nur Tage der Sorge und Unruhen unter der Regierung des tapferen, aber wankelmütigen Kaisers kommen. Unter den Sachsen brach die Empörung aus. Die Frondienste bei dem Bau der Burgen, das Gebaren nichtsächsischer Dienstmannen, dann wohl auch das Auftreten Heinrichs selbst, der für die scheele Habsucht, Falschheit und Tücke der Sachsenanführer nur ein Gefühl des Abscheus haben konnte, das alles ließ den Zündstoff anwachsen. 1076 kam es zur Entscheidung.

Der redegewandte Otto von Northeim hatte ein Volksheer von 60000 Mann zusammengebracht. Mit diesem rückte er Ende Juli bis vor die Mauern Goslars. Am 1. August ward eine Abordnung der Sachsen unter Führung des erzstiftischen Burggrafen von Magdeburg, Meginfred von Walbeck, in die Kaiserpfalz entsandt, die Forderungen der Sachsen Heinrich IV. vorzutragen. Dieselben waren kurz und bündig. Es wurde verlangt, daß Heinrich alle von ihm neu errichteten Burgen schleifen solle, das wider die Polen aufgebotene Heer entlassen, eine Reihe den sächsischen Großen genommener Güter herausgeben, ferner versprechen müsse, künftig seinen Aufenthalt nicht mehr dauernd am Harz, sondern auch in anderen Teilen des Reiches zu nehmen.

Der Marktplatz.

Der Kaiser erkannte sehr wohl die blitzschnell über ihn hereingebrochene Gefahr. Von den Sachsen nicht bemerkt, entwich er durch eine Hinterthür hinüber zu seiner mit

bisher ungekannter Pracht ausgebauten Harzburg, die er als das mächtigſte Bollwerk für ſein geliebtes Goslar auserſehen hatte. Wie teuer ihm auch die Harzburg war, bezeugt ſchon die Thatſache, daß er innerhalb ihres turmreichen Mauerkranzes ein Königsſtift einrichtete, ebenſo hier das königliche Familienbegräbnis angelegt hatte. Die ſchnell zuſammengerafften Hoheitszeichen hatte er aus Goslar mit hinüber zur Harzburg genommen.

Als die Sachſen erfuhren, daß Heinrich ſeine Pfalz verlaſſen, machten ſich kleinere Trupps des Heerhaufens daran, die Burgen am Harz und in Thüringen zu brechen. Die Hauptmaſſe aber zog vor die Harzburg zu einer ernſthaften Belagerung. Heinrich IV. war ſchwer bedroht. Um nicht Krone und Leben aufs Spiel zu ſetzen, entſchloß er ſich zu einer tollkühnen Flucht. Die Königskrone, ſo wird berichtet, ſchleuderte er in den tiefen Burgbrunnen, damit ſie nicht in Feindes Hände falle. Mit wenigen Getreuen, darunter Biſchof Benno von Osnabrück, entfloh er in der Nacht vom 8. zum 9. Auguſt durch die ſchauerliche Wildnis des Harzes. Der von der Burg ins Gebirge führende Pfad heißt noch heute der Kaiſerſtieg. Unter vielen Mühen erreichte man am 13. Auguſt Hersfeld. Während Heinrich jetzt Verhandlungen mit den ſächſiſchen Großen begann, ſetzte die tapfere Beſatzung die Verteidigung der Harzburg fort.

Das Marktbecken.

Nachdem in Gerſtungen ein Vertrag zu ſtande gekommen war, kehrte Heinrich nach Goslar zurück, wo er von der heldenmütigen Verteidigung der Harzburg, aber auch von den blutigen Drangſalen, welche die Bürger ſeiner Hofſtadt erduldet hatten, vernahm. Er vermochte nicht, wie er verſprochen, die Harzburg zu zerſtören. Da waren es die Sachſen, welche die herrliche Feſte bis faſt auf die Grundmauern niederlegten, die Altäre und Reliquien des Burgſtiftes ſchändeten, die Domherren mißhandelten, ja zuletzt auch noch die Königsgräber aufriſſen und die Gebeine von des Königs kleinem Bruder, wie ſeines erſtgeborenen Sohnes in die Winde zerſtreuten. Dies geſchah im März 1074.

Vom 25. bis 28. Januar 1077 hat dann ſpäterhin der arme Kaiſer Heinrich IV., barfuß, im Büßergewande, im Schloßhofe zu Canoſſa geſtanden, von dem ſtolzen Papſte Gregor VII. die Losſprechung von dem Banne zu erbetteln! Zur Erinnerung an jene Schmach für Deutſchland haben deutſche Männer und Frauen nach 800 Jahren auf dem Burgplatze der Harzburg den weit ins Land hinausſchauenden Bismarckſtein ſetzen laſſen, welcher außer dem Medaillonbild des genialen Altkanzlers das von ihm am 14. Mai 1872 im Deutſchen Reichstage geſprochene geflügelte Wort: „Nach Canoſſa gehen wir nicht!“ zeigt. Wer heute da droben ſteht, der fühlt die volle Bitterkeit der hier in Stein gehauenen Satire auf die Weltgeſchichte.

Im Jahre 1077 hatte der Gegenkönig Rudolf von Schwaben Einzug in der Kaiſerpfalz zu Goslar gehalten. Am 26. Dezember 1081 ſalbte man hier Hermann von Luxemburg. Späterhin iſt Heinrich IV. noch ein paarmal hier geweſen, bis dann ſein ſiebenjähriges Verweilen in Italien, ſeine erſchütternden Kämpfe gegen die eigenen Söhne Konrad und dann Heinrich den unglückſeligen Herrſcher ruhelos umherirren ließen und endlich ein mitleidiger Tod ihm die Augen ſchloß.

Die glänzendſten Reichstage ſah jedenfalls Goslar unter ſeinem Nachfolger Heinrich V. Dieſem gemütloſen Sohne und eitlen Herrſcher geſchah etwas, das das Volk als ein warnendes Zeichen des Himmels ausgelegt

Digitized by Google

hat. Schon im zweiten Jahre ſeiner Regierung, 1107, züngelte ein Blitzſtrahl an ſeinem Lager im Kaiſerpalaſte zu Goslar nieder. Er verletzte den rechten Fuß des Kaiſers und ſchmolz zum Teil das Reichsſchwert und den Schild, die beide an der kaiſerlichen Schlummerſtätte lehnten.

Lothar von Sachſen (1125 bis 1137) brachte endlich ſeinem Vaterlande und der Stadt Goslar Ruhe. In jedem Jahre verlebte er längere Zeit im Kaiſerhauſe. Auch die Hohenſtaufen zeigten ſich Goslar noch freundlich geſinnt. Konrad III. kam des öfteren hierher. Auf einem Reichstage, den er im Jahre 1138 in Goslar abhielt, entſetzte er den Welfen-Herzog Heinrich den Stolzen, Lothars Schwiegerſohn, der Herzogtümer Bayern und Sachſen. Des Welfen Sohn, Heinrich der Löwe, empfing durch Friedrich I., dem er einmal das Leben auf der Tiberbrücke zu Rom gerettet hatte, Sachſen und dann auch Bayern zurück.

Friedrich Barbaroſſa war ebenfalls für Goslar ein gnädiger Herrſcher. Bei der Verteilung der Gruben des Rammelsberges empfingen ſowohl die Stadt als die beiden Stifter daſelbſt einen großen Teil. Der Betrieb des Bergwerkes wurde darauf der Aufſicht von ſechs Bürgern, den Sechsmännern, unterſtellt. Späterhin hat Goslar durch Tauſch und Kauf immer mehr Anteile an ſich gebracht, bis es endlich 1511 im alleinigen Beſitze des Rammelsberges erſcheint.

Als Barbaroſſa den Löwen zu einem Kriegszuge nach Italien aufforderte, erbat ſich dieſer als Lohn dafür Goslar. Barbaroſſa ſchlug dieſe Bitte jedoch ab. 1181 waren im Kaiſerhauſe die Fürſten Deutſchlands verſammelt, um Maßnahmen gegen den überall ſiegreich vordringenden Löwen zu beſchließen. Da erſchien dieſer plötzlich ſelbſt vor Goslar mit einem ſtarken Aufgebote. Die Fürſten waren ſo beſtürzt, daß ſie bei dem Annahen des Gefürchteten entflohen. Barbaroſſa ſcheuchte mutig den Löwen von der bedrohten Stadt fort, vermochte aber nicht zu hindern, daß Heinrich der Löwe das Bergwerk im Rammelsberge völlig verwüſtete, ſo daß der Betrieb achtundzwanzig Jahre ſtill liegen mußte.

Im Jahre 1184 ward durch die Fürſorge des greiſen Kaiſers das Rathaus zu Goslar vollendet. Vier Jahre darauf war Barbaroſſa zum letztenmal hier, wobei er ſich durch Zollerlaſſe den Bürgern aufs neue gnädig zeigte. Zu Goslar war es auch, wo Heinrich der Löwe den Schwur leiſtete, Deutſchland auf drei Jahre zu meiden.

(Schluß folgt.)

# Gunhild Kerſten.

Novelle

von

**Gabriele Reuter.**

II.

Der Paſtorin Kerſten gehörte ein Garten vor dem Thor. Er lag nicht in Reih und Glied mit denen der anderen Einwohner in der Gartenſtraße, ſondern jenſeit des Fluſſes einſam zwiſchen Feldern und Wieſen. Als der Frühling kam, wurde Gunhild häufig dort hinausgeſchickt, um mit Hilfe der Magd darin zu pflanzen, zu jäten, zu begießen. Später mußte ſie dann das Gemüſe, Beeren und Obſt pflücken und heimbringen. Das Nützlichkeitsprincip hatte die alte Paſtorin im Laufe der Jahre ſo ziemlich zur Vegetarierin gemacht. Unter den Naturalien, die ihr der Nachfolger ihres Mannes auf einer Landpfarre liefern mußte, befand ſich freilich außer einem Sack Korn und zwei Klaftern Brennholz auch „ſo viel Mettwurſt, als zweimal um die Taille der Frau Paſtorin zu legen war“. Aber um den Beſitz dieſer geſetzlichen Wurſt hatte das Mütterchen immer einen harten Kampf zu beſtehen. Der geiſtliche Amtsbruder des ſeligen Paſtors ſtellte ſich meiſt vor dem Lieferungstermin in der Stadt ein und erkundigte ſich: „Immer noch wohlauf, Frau Paſtorin? Immer noch gut bei Appetit?“

„Die Käſe habe ich ihm ja geſchenkt,“ klagte die Großmutter Gunhild einmal. „Was ſoll ich mit vierundzwanzig Stück Käſe thun? Aber die Wurſt läßt Line nicht fahren. Sie mag ſie ſo gern eſſen! Freilich ja — für den armen Mann iſt es hart, daß ich ſo lange lebe. Er hat nun ſchon zwei Witwen zu verſorgen. Früher fragte er oft, ob ich denn nicht Luſt hätte, wieder zu heiraten — wäre doch noch recht rüſtig —!“ Die alte Frau lachte ſchelmiſch. Aber Gunhild lachte nicht mit ihr. Der Schalk war ihr abhanden gekommen.

Der Garten wurde ihre Rettung. Line war er immer eine Laſt und zwiſchen ihr und der Großmutter eine Quelle des Ärgers und des Zankes geweſen. Die Paſtorin war ſchon ſeit Jahren nicht mehr hinausgekommen. Einmal im Frühling kümmerte ſich Röschen darum, daß die Erde ordentlich gedüngt und beſtellt werde. Im Hochſommer kamen der Kronprinz und der Reichskanzler,

Digitized by Google

um sich die Taschen voll Stachelbeeren zu pflücken. Sonst war er Gunhilds unbestrittenes Reich. Sie war fast den ganzen Tag draußen, vom ersten linden Aprillüftchen bis zum letzten Oktobersonnenschein.

Nun wechselte ihre Stimmung nach dem Wetter. War es hell und warm, dann fühlte sie sich glücklich. Dann stand sie früher auf als gewöhnlich, verzehrte hastig ihr Frühstück, nahm ihren Hut und einen Korb an den Arm und eilte davon. An dem Grundstück des Schnittwarenhändlers, wo Cousine Röschen schon mit schmutzigen weißen Ballhandschuhen an den Händen arbeitete, lief sie schnell vorüber, das Köpfchen geduckt, damit sie nicht bemerkt und angeredet werde. Dann an der Mühle und dem kleinen Teich vorbei. Dann rechts um die Ecke auf schmalem Wiesenweg entlang, und Gunhild war im Freien, den weiten, hellen Horizont der norddeutschen Ebene um und über sich. In dem saftigen Grün des kurzen Grases strahlten im Frühling die dichtgedrängten gelben Kelche der Sumpfdotterblumen. Auf hohen Stengeln schaukelte im Juni das Wiesenfrauenhaar seine glänzenden Seidenflöckchen. Bei jedem von Gunhilds leichten Tritten schwankte der schwarze Moorgrund unter ihren Füßen. Sie ging wie auf Federn. Es war, als wiege der mütterliche Boden freundlich das junge Kind, das zu ihm floh aus dumpfer Not und Bedrängnis. Lange noch hörte sie hinter sich die trauliche Unterhaltung der Frösche im Teich. Dazu das jauchzende Sangesgewirbel der unsichtbaren Lerchen. Graugrüne Erlen und alte Weiden, denen man ihren schönen freien Wuchs gelassen hatte, beugten ihre Zweige tief über den still dahinströmenden Fluß.

Den Garten umgab eine hohe verwilderte Hecke. Auf den Rabatten, welche die Gemüsebeete einfaßten, blühten altmodige Blumen: Eisenhut und brennende Liebe, fliegende Herzen und die himmelblaue Braut im Haar. Jedes kam zu seiner Zeit, alle Jahre treulich wieder. Die Rosenbüsche hatten sich so ausgebreitet, daß sie Lauben über den begrasten Wegen bildeten.

Mitten im Garten entströmte das Wasser eines artesischen Brunnens mit kräftigem Rauschen der Erde und floß als Bächlein durch das Grundstück, sich in den Fluß ergießend. Ein ewig anziehendes Geheimnis war Gunhild dieser unaufhörlich quellende Born, seine krystallene Fülle, die unverändert frisch und hell der schmutzigen Tiefe entstieg und mit einem Liede, dessen eintönigem und doch so reichem Wohllaut sie nie zu lauschen müde wurde, zur Ferne eilte. Zuweilen schloß sie die Augen, alle ihre Gedanken zerrannen zu unklaren Gefühlen und ihre Seele vermählte sich dem fließenden fliehenden Wasser zur Wanderung in unbegrenzte Weiten.

Vier hohe alte Fichten umgaben den Brunnen, herrliche Waldbäume; selbst die Großmutter konnte sich nicht mehr erinnern, wie sie in diese sanfte, lichte Wiesengegend gekommen waren. Gunhild dachte gern, sie seien Überreste aus einer Zeit, wo der Wald, der als dunkler Saum den Horizont begrenzte, die ganze Gegend bedeckt und ein rauheres, wilderes und größeres Geschlecht in Hattersleben geherrscht habe.

Die Bäume machten den Eindruck, als fühlten sie sich einsam, die dunklen Riesen unter dem bunten Blumenvolk und dem nüchternen Gemüse. Herber Duft stieg aus ihren Zweigen, wenn die Sonne darauf niederbrannte. Hoch oben in blauer Luftfreiheit bildeten sich die braunen Fruchtzapfen und schwankten schwer an den schlanken, wogenden Wipfeln.

Wenn Gunhild lange unbeweglich zu ihnen hinaufstarrte, dann war es ihr zuletzt, als weiche ihr der feste Grund unter den Füßen, als werde sie hinaufgehoben in die warme, wehende Luft — immer höher — immer höher — als schwanke und schwebe sie um die Kronen der Waldfürsten dort oben in bewegtem Sonnenglanze und schaue, befreit von Erdenschwere, das Menschliche weit unter sich.

Doch mit der flüchtigen Eile eines schwirrenden Falters glitten solche Empfindungen vorüber an den Sinnen des Mädchens. Mit matten Gliedern und schwerem Kopf erwachte sie daraus — auf Hatterslebens Boden.

* * *

Welcher gelangweilte Menschenfreund hatte den Gedanken ausgebrütet, die einsam träumende Gunhild und den mit Arbeiterherber-

gen, Vereinen gegen Trunksucht und Bekehrungsbetstunden vollauf beschäftigten Pastor Eichner miteinander in Verbindung zu bringen?

Man beschäftigte sich plötzlich mit den beiden und begann dem Pastor verblümt und offen, höhnisch oder freundlich zu seiner Verlobung mit Fräulein Kersten zu gratulieren. Er redete in den zwei Jahren, die seit Gunhilds Konfirmation verflossen waren, nur einigemal flüchtig mit ihr. Verständig suchte er unter den Hatterslebener Honoratorentöchtern nach einer geeigneten Frau. An Gunhild dachte er dabei nicht, sie galt ihm für exaltiert.

Dennoch —

Wer hatte es ergründet, daß er seine Predigten zuweilen ganz allein für das Mädchen hielt, die nicht mit Blumenhut und Schleierchen, wie seine Verehrerinnen, vor der Kanzel saß, sondern hinter einer fernen Säule ihm oft kaum sichtbar wurde? Wer zog aus diesen übersinnlichen, ihm selbst kaum zum Bewußtsein gekommenen Beziehungen so falsche Schlüsse?

Pastor Eichner ärgerte sich menschlich und geißelte in seiner nächsten Predigt mit gewaltiger Prophetenzunge die Klatsch- und Schwatzsucht seiner Gemeinde.

Acht Tage darauf trat er bei einem Gang durch die Felder in Gunhilds Garten ein. Hätte ihn jemand nach dem Grunde zu diesem Besuch gefragt, so würde er keine Antwort gewußt haben.

Die großen dornigen alten Rosenbüsche leuchteten rings umher in einer unerhörten Blütenpracht. Tausende und Tausende von duftenden Kelchen schwankten zwischen dem Grün: leicht zerflatternde, zart rosa, die man Mädchenerröten nennt, und andere von reinem Weiß, wie das Volk sie auf Gräber pflanzt, und die üppigen Centifolien, welche die erglühenden Häupter schwer zur Erde neigen.

Gunhild hatte in ihrem Korb von den abfallenden Blättern gesammelt, sie auf einem zerbrochenen Tischchen in einer verfallenen Laube vor sich ausgeschüttet und ihr sommerheißes Antlitz in die duftende Kühle gedrückt. Der süße Geruch der Rosen berauschte sie, Träume stiegen daraus empor, die üppig, glühend, phantastisch das Geheimnis des Glückes und Genusses zu Bildern zu formen versuchten, ohne sich an irgend eine Erfahrung anknüpfen zu können, die unschuldig und schrankenlos begehrlich zugleich waren. Bald gewährten sie dem Mädchen eine beinahe raffinierte still-selige Freude, bald stürzten sie sie in eine qualvolle Unruhe.

Gunhild begrüßte den Prediger schüchtern und ohne über sein Erscheinen verwundert zu sein. Alles wirklich um sie her Geschehende war ihr so gleichgültig geworden, daß sie fast nie mehr in Erstaunen geriet.

Während sie Eichner bat, sich zu setzen, flog ein Finkenpärchen, welches ein Nest über dem Eingang der Laube gebaut hatte, zutraulich aus und ein, seine Jungen zu ätzen. Er knüpfte poetisch-fromme Betrachtungen von dem allsorgenden Vater an das liebliche Bild vor ihnen.

Dabei überkam den jungen Pastor plötzlich ein heftiges Verlangen nach einem engen häuslichen Nestchen für ihn und das schweigsam lauschende Mädchen — diese nach Liebe und Freude schmachtende, linkische, unentwickelte Gestalt vor ihm.

Doch es bedurfte nur eines Aufstehens, eines Hinaustretens in den Garten, in dem die Vögel ihre Kleinen in den Schlaf sangen und silberne Dämmerung die bunte Sonnenpracht mählich einhüllte, dann konnte Pastor Eichner gesammelt weiter reden.

Gunhild war erstaunt und erfreut über das Vertrauen, das ihr der ernste strenge Mann an jenem Abend schenkte.

Er sprach von einer armseligen Kindheit, von Entbehrungen und Schulden, die seine Studentenjahre getrübt hatten, von jüngeren Brüdern, für die er sorgen müsse. Auch von seinem geistlichen Beruf und von dem heißen Streben in ihm, für den Herrn zu wirken, sprach er.

„Warum gehen Sie nicht fort von hier, wo alles so erbärmlich ist? Sie können doch! Sie sind doch ein Mann!“ rief Gunhild plötzlich ungestüm.

„Ich halte es für meine Pflicht, an dem Platz, den mir Gott zugewiesen hat, auszuhalten, gleichviel ob er mir gefällt oder nicht!“

„Aber in einer großen Stadt könnten Sie noch mehr wirken,“ wagte Gunhild einzuwenden; sie war schon wieder erschrocken über ihren zu heftigen Gefühlsausbruch.

„Wie unser Herr uns führt, so sollen wir still halten. Er weiß besser, was uns gut ist, als wir selbst."

Gunhild senkte ergeben den Kopf. „Ja," flüsterte sie, „still halten ... Ich weiß ..."

Ihre Augen bekamen einen Ausdruck von Schwärmerei, der den Prediger in Eichner entzückte, den Mann in ihm aber mit einem unbehaglichen Schrecken erfüllte.

„Es ist ja auch alles bald vorüber," sagte sie träumerisch glücklich. „So bald ... Und dann das Vergehen im Anschauen Gottes! Ach — wie das sein wird ..."

Eichner blickte sinnend zu Boden. Er sagte einige Worte, die er selbst als Phrase empfand. Er fühlte dabei, daß er eigentlich hier als Seelsorger reden und dieses einsamkeitskranke Mädchen zu verständiger Thätigkeit im Dienste irgend einer guten Sache hätte anleiten müssen.

Aber er erinnerte sich, daß es spät und beinahe dunkel geworden war. Und er begann sich plötzlich wieder vor sich selbst, vor Gunhild und vor dem Hatterslebener Klatsch zu fürchten. Darum verabschiedete er sich eilig.

Vierzehn Tage später verlobte sich Pastor Eichner mit einer Ökonomentochter, die als so wohlerzogen und so fromm bekannt war, daß niemand und am wenigsten er selbst auf den Gedanken verfallen konnte, ihr Geld habe bei dieser Wahl eine Rolle gespielt.

Gunhild wand eine phantastische Guirlande aus blutrotem Weinlaub, die die Thür des Pfarrhauses schmücken sollte, wenn das neuvermählte Paar hier seinen Einzug halten würde. Als sie ihr Geschenk selbst an Ort und Stelle brachte, zeigte ihr die Magd gegen ihren Willen alle Einzelheiten der Ausstattung für das junge Eheglück. Gunhild sah es ohne besonderes Interesse und ohne jeden Neid. Dieses Glück kam ihr sehr klein und trivial vor.

Sie war förmlich erstaunt, als Pastor Eichner am Sonntag nach seiner Hochzeit noch mit der alten Begeisterungsglut predigte.

Darauf machte sie sich Vorwürfe, die junge Frau nach ihren geschmacklosen Möbeln beurteilt zu haben, und blieb verlegen an der Kirchthür stehen, weil sie dachte, die Frau Pastorin würde sie wohl auf ihrem Heimweg anreden. Sie hatte plötzlich eine frohe Hoffnung, in ihr eine Freundin zu finden. Aber die junge Frau Pastor Eichner that, als kenne sie Gunhild nicht, und ging mit einem ernsten Blick ihrer sanften Augen an ihr vorüber. Es gelangte auch kein Dank für den Kranz zu Gunhild.

* * *

Jedermann in Hattersleben wußte, daß Pastor Eichner Gunhild einmal in ihrem Garten besucht hatte. Leute, welche freisinnige Zeitungen hielten und den Pastoren gern etwas am Zeuge flickten, behaupteten das Schlimmste. Andere waren mitleidig und meinten, das arme Mädchen sei ja sehr zu bedauern, aber warum habe sie sich auch in den Kopf gesetzt, Pastor Eichner müsse sie heiraten.

Frau Lehrer Pfeifer, die Polterabendsdichterin, sprach in einem Kaffee die Befürchtung aus, Gunhild werde ins Wasser gehen — sie habe so etwas Sonderbares an sich.

Eine andere Frau in derselben Kaffeegesellschaft sagte freundlich: „Ach, das wird sie doch wohl nicht thun."

Gleich darauf dachte dieselbe Frau: „Das Mädchen ist sonderbar und man kann nicht wissen ... und — ich werde mich einmal nach ihr umsehen."

Frau Licht hatte keine bindenden Verpflichtungen, die sie genötigt hätten, ihre menschenfreundlichen Absichten ins Ungewisse hinauszuschieben.

Am anderen Morgen, eine halbe Stunde, nachdem sie Gunhild hatte an ihrem Parterrefenster vorüberschlendern sehen, machte sie sich auf, dem Mädchen nachzugehen. Tapfer arbeitete sie sich durch den Schlamm der moorigen Feldwege. Ein dünner milchfarbener Nebel lag, trotzdem es schon dem Mittag zuging, über dem Fluß und der weiten Niederung. Die Erde war mit Feuchtigkeit gesättigt. An dem eisernen Gitter der Brücke hingen Tropfen. Der Himmel war von einem weißlichen Flor verhüllt. Man ahnte bereits das Blau eines herrlichen Herbsttages dahinter, aber es war noch unentschieden, ob die Sonne oder der Nebel siegen würde. Schon hatte er nichts Schwe-

res, Trübes mehr, sondern wurde von den kämpfenden Sonnenstrahlen in einen sanften Glanz getaucht. Die herbe stille Luft war angenehm zu atmen.

Am Ende der Brücke blieb Frau Licht stehen und sah hinüber nach der Hecke, die das Grundstück der Pastorin Kersten umgab und aus der die langen wilden Ranken des Teufelszwirnes ein wunderlich barockes Bauwerk gebildet hatten. Die vier dunklen Fichten ragten ernst daraus empor, ihre Wipfel tauchten aus den Dünsten in die blaue Helle der oberen Luftschichten.

Frau Licht machte sich ihre eigenen Gedanken dabei. Ein hageres unscheinbares Weibchen, stand sie dort, ihr altes graues Kleid hoch geschürzt, unter dem schäbigen runden Mantel einen Korb am Arm, und ihre scharfen, hellgrünen Augen forschten, wie die Umgebung beschaffen sei — was sie dort hinter der hohen Hecke finden und wie sie es finden werde.

Vielleicht war es das erste Mal, seit die Brücke über den Fluß geschlagen worden, vielleicht seit die Erlen an seinen Ufern oder die alten Fichten sich aus kleinen braunen Samen gebildet hatten, daß an dieser Stelle ein Mensch mit eigenen Gedanken stand, mit großen, ruhigen, klaren Philosophengedanken über Werden und Vergehen und die Spanne, die für ein Leben dazwischen liegt.

Frau Licht gehörte zu den Frauen, welche wohl eine deutsche Specialität sind. Sie sitzen still in verborgenen Winkeln unseres Vaterlandes, auf Dörfern, in abgelegenen Landstädtchen, wo man sie lächerlich findet, weil sie die kleinstädtischen Moden nicht mitmachen, und sich vor ihnen fürchtet, weil man sie nicht versteht. Frauen, die niemals darin erlahmen, alle Bewegungen der vorwärtsstrebenden Menschheit mit Teilnahme zu verfolgen, mit einer Teilnahme, die um so tiefer, leidenschaftlicher und origineller ist, weil sie in keuscher, von Tagesinteressen unbefleckter Einsamkeit genährt wird. Diese Frauenart giebt wohl einzelne Anregungen, thut viel Gutes in ihrem beschränkten Kreise, aber verglichen mit der Kraft des Denkens und Empfindens, die in ihr ruht, ist das gering. Sie sind oft so begabt, mit einer so vielseitigen Bildung und Erfahrung ausgestattet, daß es ein Rätsel scheint, wie sie die unfruchtbare Abgeschiedenheit ihres Lebens ertragen können. Man versteht sie nur, wenn man bedenkt, wie zwei Faktoren die größte Thatkraft zu lähmen vermögen: Sie haben kein Geld, und man hat ihnen das Herz gebrochen.

Frau Licht lebte von ihrem Manne geschieden. Sie ernährte sich in Hattersleben durch Musikunterricht.

— — — — — — — — — — — — —

Als sie der Pforte von Gunhilds Garten entgegenging, überlegte sie, was sie eigentlich mit dem Mädchen reden wolle. Gunhild flößte ihr schon seit geraumer Zeit ein stilles Interesse ein. Sie mußte doch einen Grund finden, um ihren Besuch zu erklären. Plötzlich hob Frau Licht den Kopf und horchte. Gunhild begann zu singen. Ihre klare Stimme schwebte melancholisch und voll süßen Wohllautes, wie ein schönes ergreifendes Flehen zu Frau Licht.

Dann verstummte sie und dann begann sie wieder, wechselnd in der Melodie, abgerissene Strophen von Volksliedern, wie sie zu der Stimmung des verträumten Kindes passen mochten.

Frau Licht drückte die Hand auf die Brust, ein Schmerz verzog ihre scharfen, eingefallenen alten Züge. Sie bekam stets ein nervöses Asthma, wenn etwas sie stark erregte. Sie war das schon so gewohnt an sich, daß sie litt und nach Atem rang und dabei begierig auf jeden Ton hörte.

Die Beklemmung ging vorüber. Frau Licht wischte sich Thränen aus den Augen und trat in den unverschlossenen Garten ein.

Gunhild saß vor ihrer Laube, umgeben von verblühten Blumenstauden und nassem Gesträuch, von dem die gelben Blätter im Nebel lautlos zu Boden sanken.

„Liebes Kind, verzeihen Sie mir — ich habe gehorcht — singen Sie mir noch ein Lied? Oder wenn Sie das geniert, wollen wir zusammen eins singen.“

Frau Licht blickte das junge Mädchen bei dieser Anrede mit einer so hingebenden, ja begeisterten Liebe an, daß Gunhild in einer Art von verlegener Verblüffung und zugleich mit einer plötzlich in ihrem Herzen aufspringenden Freude that, was sie seit ihres Vaters Tode vor niemand gethan — sie sang vor Frau Licht.

Freilich wurde sie ganz blaß und eiskalt vor Aufregung dabei.

„Wollen wir nicht manchmal zusammen musizieren?“ fragte Frau Licht weich und zaghaft, wie man zu jemand redet, der einem eine plötzliche Ehrfurcht einflößt.

Ihr Vorschlag schien Gunhild zu ängstigen. Sie stand mit gesenktem Kopf und herabhängenden Armen vor Frau Licht. Ein nachlässiger Anzug, ein schwermütig starres Gesicht, von blondem Haar umgeben, das die Natur um so neckischer und koketter lockte, je weniger seine Eigentümerin sich um seine kleidsame Anordnung kümmerte.

Frau Licht dachte an die glorreiche Zukunft, die vor diesem Mädchen lag, an den unerhörten Schatz, den sie da in der kleinen weißen Kehle des langen dünnen Halses trug und der hier auf den feuchten Moorwiesen unbemerkt verloren gehen konnte. Sie dachte auch an ihren Freund Udo Bracher, den Lieder-Komponisten, den feinsinnigen Gesangsmeister, den Enthusiasten.

„Kind, Sie sind zu viel allein!“ rief sie, Gunhild herzlich über die Schulter streichend.

„Was kann ich dafür,“ murmelte diese.

„Ja, ja. Einsamkeit ist ja auch ein guter Ersatz für manches, was man nicht haben kann! Aber man muß sie beherrschen, statt sich von ihr beherrschen zu lassen. Dann führt auch sie zum Glück, das heißt zur Freiheit. Das ist Weisheit für uns alte Leute.“ Frau Licht lachte heiter. „Die Form des Glückes für Sie heißt anders. Soll ich sie Ihnen verraten?“

Gunhild blickte mit erwachendem Interesse errötend zu Frau Licht auf.

„Sie heißt: Lerne und arbeite! Schaffe!“

Das Mädchen wandte den Kopf ab. Gleich darauf drückte sie die Hand vor das Gesicht und begann zu weinen.

* * *

Der Winter, in dem Gunhild stets die Bären und Murmeltiere beneidete, und den sie selbst wenigstens zur größeren Hälfte verschlief, ging ihr in diesem Jahr schnell vorüber. Sie kam jede Woche zweimal zu ihrer neugewonnenen Freundin, um bei ihr zu singen. Frau Licht entwarf ihr verlockende Bilder von der Zukunft, die sie sich durch ihre Stimme schaffen könne, und die mit all den materiellen Genüssen ausgeschmückt wurde, die Frau Licht für sich nicht mehr begehrte. Sie hoffte dadurch Gunhild Mut und frische Lebenslust einzuflößen und vergaß in Eifer und Liebe, wie schwer es ist, andere Menschen glücklich zu machen. Für eine ganze Weile war sie selbst bei dem Unterricht, in dem sie endlich einmal den Reichtum ihres musikalischen Wissens würdig verwerten konnte, die Befriedigtere. Gunhild hatte nur zögernd eingewilligt. Sie sang fleißig ihre Übungen, sie hörte still auf alles, was Frau Licht ihr über Musik sagte, sie las gehorsam alle Bücher und Zeitschriften, die diese ihr mit nach Haus gab. Aber ihr Wesen blieb nach außen hin befangen, traurig und oft bis zur Gleichgültigkeit schlaff.

Das Bild des Komponisten Udo Bracher stand bei Frau Licht auf dem Schreibtisch, seine Lieder lagen auf ihrem Klavier. Er selbst kam jedes Jahr für einige Tage nach Hattersleben, seine alte Freundin zu besuchen. Das waren die Glanzpunkte in dem Dasein der Frau. Sie arbeitete tagelang für den Empfang dieses Gastes; wie lange sich ihr Geist auf die Berührung mit seinesgleichen freute, sprach sie nicht aus. Diesmal arbeitete Gunhild mit ihr; ob sie sich auch freute, blieb unergründlich. Das Mädchen begann Frau Licht zu enttäuschen.

Udo Bracher war angekommen. Frau Licht hatte Gunhild gebeten, am Abend bei ihr zu essen. Der Komponist sollte das entscheidende Wort sprechen, ob ihre Stimme stark genug für die Bühne oder den Konzertsaal sei.

Das Versprechen, welches Gunhild ihrem Vater gegeben hatte, quälte sie wie eine alte Wunde. Und sie konnte sich nicht entschließen, zu Frau Licht davon zu reden. In den Jahren der Einsamkeit hatte sie verlernt, sich auszusprechen. Nun nahm sie weiße Rosen — denn die Rosenzeit war wieder gekommen — und schmückte sich Haar und Brust mit dem Symbol der Nonnen und des Todes. Dabei glühte und fieberte sie vor Erregung — sie hätte nicht sagen können, ob in Angst oder in Freude. Zum erstenmal seit ihren Kindertagen wollte sie gut aussehen, wusch und kämmte sich mit gro-

ßem Eifer, weinte beinahe, weil die Flechte über dem lockigen Scheitel nicht ſo lag, wie ſie es gern wollte, und bemerkte doch nicht, wie jämmerlich das weiße Kleidchen der Hatterslebener Schneiderin ihre zarte Figur verunſtaltete. Die Großmutter ſtrich liebkoſend über die Stickerei und fand alles herrlich.

Frau Licht wohnte am anderen Ende der Stadt. Gunhild lief ganz erhitzt durch die Straßen, um ja zur rechten Zeit zu kommen.

Unterwegs fiel es ihr ein, daß ſie Frau Licht verſprochen hatte, ihr eine kleine Zuthat zu dem feſtlichen Abendeſſen mitzubringen. Sie trat deshalb in einen Materialwarenladen, wo ſie Paſtor Eichner traf. Sie grüßte, er drückte ihr herzlich die Hand. Sie hatten ſich, obwohl die Stadt ſo klein war, bei Gunhilds abgeſchiedener Lebensweiſe ſeit ſeiner Hochzeit nicht wieder allein geſprochen.

Gunhild erhielt von dem Verkäufer das Geforderte und ſagte, Frau Licht werde am nächſten Tage bezahlen. Paſtor Eichner begleitete ſie auf die Straße zurück. Es war eine abgelegene Gaſſe, in der nur arme Leute wohnten.

„Sind Sie noch immer viel bei Frau Licht?“ fragte der Paſtor Gunhild mit ſeiner tiefen wohltönenden Kanzelſtimme.

„Ich? Ja. Ich gehe jetzt zu ihr,“ antwortete Gunhild. Sie wunderte ſich, woher Paſtor Eichner wußte, daß ſie viel mit Frau Licht verkehre.

„Und ſo feſtlich geſchmückt? Ach ja — der jüdiſche Freund iſt ja wohl da.“

Gunhild blickte Paſtor Eichner erſtaunt an. Er ſagte das ſo kalt und beleidigend, daß er ihr plötzlich gar nicht wie der von ihr verehrte Prediger vorkam. Auch war es ihr unangenehm, daß er ſo dicht neben ihr ging.

„Fräulein Gunhild,“ ſagte er plötzlich, „wollen wir nicht wieder gute Freunde werden?“ Er hielt ihr die Hand entgegen. „Ich bitte Sie, ſchlagen Sie ein, und laſſen Sie Vergangenes vergeſſen ſein!“

„Ich habe nichts zu vergeſſen,“ ſagte Gunhild und wurde rot. Sie ſah mit einer ſchrecklichen Verlegenheit, daß der große, kräftige Mann vor Bewegung zitterte, und es war ihr völlig unklar, was ſein ſonderbares Weſen bedeuten ſolle. „Es hat mir leid gethan, daß — daß Ihre Frau nichts von mir wiſſen wollte,“ ſagte ſie befangen. „Aber ſie iſt ſo viel älter als ich, da war es ja ganz natürlich ...“

„Und die ſchönen lieben Blumen,“ fiel er ihr ins Wort, „wir haben nicht dafür gedankt! Sie können nicht glauben, was ich unter dieſen unglückſeligen Mißverſtändniſſen gelitten habe. Sie ſind ja mein liebſtes Beichtkind, Fräulein Gunhild. Darum bitte ich Sie, gehen Sie nicht zu dieſer Frau Licht. Sie ſind ein reines Kind, Sie kennen die Welt nicht ...“

Gunhild wurde dunkelrot vor Schrecken.

Mit Heftigkeit redete Paſtor Eichner weiter. „Ihr ewiges Heil liegt mir am Herzen. Der Einfluß dort iſt unheilvoll für Sie. Dieſe Frau hat einen zügelloſen Geiſt, den Geiſt des Aufruhrs! Sie hat die Ehe gebrochen. Ich kann Sie nicht in der Geſellſchaft ſehen!“

Gunhild hätte laut ſchreien mögen, einen ſolchen Schmerz fühlte ſie bei den Worten des Predigers.

Das einzige Weſen auf der Welt, das ſie lieb hatte, wollte man ihr nehmen, wollte es beſchimpfen! Eine unglückliche Frau ...

Sie verabſcheute den Prediger in dieſem Augenblick. Und dabei war ihr die Sprache wie verloſchen, ſie konnte ihm ihren Zorn, ihre Entrüſtung nicht, wie ſie gern gewollt hätte, mit einer kühnen Wucht entgegenſchleudern. In einem qualvollen Zuſtand wand ſie die Hände ineinander, während er weiter redete, ohne daß ſie noch darauf hörte.

„Ich verehre Frau Licht mehr als irgend etwas auf der Welt,“ ſtammelte ſie endlich leiſe.

„Sie iſt ja unbeſtreitbar eine bedeutende Frau,“ antwortete Paſtor Eichner in einem kühleren und zugleich ſtrengeren Ton. „Nur gerade kein Umgang für Sie. Sie haben gefährliche Anlagen geerbt, Ihr Vater hatte, wie ich höre, eine wilde Jugend hinter ſich ...“

„Mein Vater?“ fragte Gunhild atemlos, es wurde ihr ganz ſchwindelig.

„Sie wiſſen doch wohl ſelbſt, daß er ſeinen Eltern bitteren Kummer bereitet hat, als er, der Sohn eines Geiſtlichen, als Komödiant in der Welt herumgezogen iſt ...“

„Mein Vater war Arzt,“ ſagte Gunhild hochmütig.

„Ja, ja — gewiß — später. Aber wissen Sie denn nicht, daß er als Junge seinen Eltern davongelaufen ist?"

„Das ist nicht wahr!" rief Gunhild hell und scharf. Sie warf dem Prediger einen verächtlichen Blick zu, und mit einer Energie, die ihr plötzlich einen ganz anderen kräftigeren Gang verlieh, lief sie davon und ließ ihn allein auf der Straße stehen.

Außer Atem erreichte sie das Häuschen ihrer Lehrerin. Als Frau Licht ihr in der Zimmerthür entgegenkam, fiel ihr Gunhild um den Hals und küßte sie leidenschaftlich. Dann dachte sie wieder an die Anwesenheit des fremden Komponisten. Während Frau Licht sie erstaunt betrachtete, wandte sie sich mit freier Bewegung einem Herrn zu, der sich von einem Stuhl erhob, und rief: „Ach, Sie sind es!"

„Nein — ich bin es leider nicht," antwortete der Angeredete schnell, und ein Blitz aus lachenden, feurigen, begehrenden Männeraugen fuhr an Gunhild nieder, vom Haupt bis zu den Füßen.

Ein Gefühl zuckte dabei durch ihren Körper, durch ihre Seele, durch ihr schon so aufgeregt schlagendes Herz, das sie mit seiner plötzlichen Gewalt beinahe betäubte.

Wer war dieser Mann?

Er wurde ihr vorgestellt, sie hörte seinen Namen mit einem gierigen, staunenden Interesse: „Langewski."

Dann erhob sich der kleine Jude, Doktor Bracher, hinter dem Tisch vom Sofa, reichte ihr seine magere kränkliche Hand und begrüßte sie mit feiner Herzlichkeit.

— — — — — — — — — — — —

„Wie doch selbst die besten Schilderungen falsche Begriffe von einer Persönlichkeit geben — ich hatte mir diese Gunhild Kersten ganz anders vorgestellt." Bracher zündete sich, während er das sagte, eine Cigarre an und legte sich behaglich in die Sofaecke.

Gunhild war soeben nach Haus zurückgekehrt.

„So habe ich das Mädchen noch niemals gesehen," sagte Frau Licht sehr nachdenklich.

„Die arme Kleine wird in diesem Hattersleben vor Langerweile stumpfsinnig geworden sein," bemerkte Langewski. „Übrigens, Bracher! meinen Dank für die Aufmunterung zu diesem Abstecher! Da denkt man im Centrum aller Schönheit, aller Genüsse zu leben — Unsinn! Ich werde öfter Ausflüge nach ablegenen Landstädtchen unternehmen! — Bitte, bitte!" der junge Mann hob beide Hände gegen Frau Licht und Bracher auf, „haben Sie Barmherzigkeit! Machen Sie keine Künstlerin aus diesem Mädchen! Sängerin —! Schauderhaft! Schminke, Haarfärbemittel, Cigaretten — Streit mit Agenten, Liebschaften ... Ach, sie ist ja noch unschuldig, und so schön und gut — lassen Sie sie doch so!"

„Damit Sie ihr den Kopf verdrehen können," schalt Frau Licht.

„Gnädige Frau, Sie wissen nicht, wie gut es unsereinem thut, aus unserer ekelhaften, verfaulten Welt heraus einem unberührten Mädchen zu begegnen." Langewski sah ernst aus, als er das sagte. Frau Licht kannte ihn gar nicht. Bracher hatte ihn unerwartet mitgebracht und ihn ihr als seinen Freund vorgestellt. Er interessierte sie, ohne ihr eigentlich zu gefallen.

Durch seine Gegenwart verrückte er das Programm dieser Tage völlig. Mit großer Lebendigkeit nahm er die Beherrschung der Unterhaltung wie selbstverständlich auf sich. Frau Licht schwirrte der Kopf von den unzähligen Fragen und Problemen, die dieser Mann heute abend anzuregen, oder doch zu berühren gewußt hatte, von seinen kurzen Erzählungen, die immer eine scharfe, oft satirische Beleuchtung auf ihren Gegenstand fallen ließen.

Fast wäre es nicht dazu gekommen, daß Gunhild gesungen hätte. Sie war dabei auch wieder sehr befangen und ihre Stimme machte nicht den von Frau Licht erwarteten Eindruck auf Bracher.

Er sprach mancherlei Bedenken aus.

„Gerade heute bin ich so sicher, wie nie zuvor, daß in dem Mädchen das Zeug zu einer großen Künstlerin steckt," sagte Frau Licht. „Ich habe in der letzten Zeit öfter gedacht, sie habe doch wohl zu wenig Temperament. Heute trat sie mir von einer neuen Seite entgegen. Ich habe nie ins klare kommen können, ob eine dumme Herzensgeschichte hinter der Lethargie steckte!"

„Nein, gnädige Frau," sagte Langewski sicher, „das Mädchen hat noch nicht geliebt!"

„Woher willſt du denn das wiſſen?“ fragte Bracher.

Langewski lächelte.

* * *

In Begleitung von Frau Licht und mit den beiden Herren kam Gunhild auch in den Wald. Sie erzählte Langewski, daß er ihr bis dahin immer unerreichbar geſchienen.

„Wir ſind anderthalb Stunden bis zu ſeinem Saum gegangen — das hätten Sie auch allein leiſten können. Übrigens würde Frau Licht gewiß mit Ihnen gewandert ſein, wenn Sie ihr von Ihrem Wunſch geſagt hätten.“

„Ja,“ gab Gunhild kleinlaut zur Antwort, „aber ...“

„Nun?“

„Meine Wünſche ſcheinen mir immer ſo unerfüllbar.“

„Sie ſehen, wie Sie ſich darin täuſchen.“

Gunhild lachte glücklich. Frau Licht hörte es wie Jauchzen aus dem Grün hervorklingen. Sie folgte mit Bracher und bemerkte, daß auch er aufhorchte und daß Gunhild ihn anzog.

Bei einem kleinen dunklen Waldteich lagerte ſich die Geſellſchaft und verzehrte ihr in einem Korbe mitgebrachtes Mahl.

Gunhild erſchien die Welt rings umher wie in Schönheit verzaubert. Sie hatte wohl früher größere Naturherrlichkeiten geſehen, nie war ſie davon ſo trunken entzückt geweſen wie von dem ſonnendurchzitterten Buchengrün, von dem ſtillen Gewäſſer, in dem die Wipfel ſich wiederſpiegelten, aus deſſen Grunde gelbe Schwertlilien emporſtiegen und die breiten ſchwimmenden Blätter, die ſchönen weißen Blumen der Nymphäen.

Ein paar Schmetterlinge verfolgten ſich im Liebesſpiel dicht über der flimmernden Waſſerfläche und waren plötzlich unter den Blumen verſchwunden. Gunhild hatte ſie beobachtet, blickte nun empor und ſah Langewskis Augen auf ſich ruhen. Eine plötzliche Angſt ergriff ſie; ſie wandte den Kopf ab und wurde rot und verwirrt.

Wie ein Wunder erſchien es ihr, daß dieſer Mann ſo unerwartet in Hattersleben vor ſie trat. Dabei hatte ſie eine unklare Hoffnung, von ihm könne ihr Erlöſung kommen für alles, was ſie quälte und peinigte. Sobald er ſich nur einige Schritte von ihr entfernte, verging ihr der Atem vor jähem Schmerz.

Weil Langewski es wünſchte, ſang ſie ein Volkslied, nur für ihn allein.

Als ſie geendet, ſah der Komponiſt Frau Licht an; beide entfernten ſich und gingen einen von jungen Fichten begrenzten grünen Moospfad hinab.

„Merkwürdig,“ ſagte Bracher, „ihre Stimme iſt ja zweifellos ſchön; aber darin liegt es gar nicht. Sie iſt ja noch ein Kind, hat kaum gelebt, und da iſt in ihrem Geſang die unſterbliche Klage, der ganze Jammer unſeres Jahrtauſende alten Elends! Und ſie ſingt ihn an dieſem ſonnigen Sommertage ſo ahnungslos hinaus! So wohllautgetränkt! Sie wird die Menſchen verrückt machen. Ich nehme ſie in mein Haus, nicht wahr, liebe Freundin? So wird's am beſten ſein? Dann kann ich ſie vollſtändig überwachen. Meine Frau wird ſchon einverſtanden ſein. Glauben Sie, daß etwas Mittel da ſind? Viel braucht es ja nicht zu ſein.“

Langewski ſprach mit Gunhild. Sie ſagte ihm auf ſeine Fragen alles: über ihre Einſamkeit, ihr ſtummes Leiden, ihre Sehnſucht nach dem Leben.

Es war nur ein undeutliches Stammeln. Er, um ſie zu tröſten, erzählte ihr, wie unbefriedigt auch ein Leben voll von Ereigniſſen und Abenteuern laſſe, und redete von weiter Ferne, von Pflicht und Freiheit und Reſignation das widerſpruchvollſte Durcheinander.

Er genoß ſeine Macht über das Mädchen zugleich mit der Befriedigung an ſich ſelbſt, daß er dieſe Macht nicht mißbrauchte, wie er es doch gekonnt hätte. Nie hatte er noch ein Mädchen gefunden, bei dem er ſo viel unbewußte Leidenſchaft hinter ſtiller Scheu pulſieren fühlte. Jede Frage, jeder Blick, den er verſuchte, ja alles, was er von ſeiner eigenen Perſon ſprach, war ein Taſten nach den Geheimniſſen ihres Weſens, das ſie ſelbſt noch nicht kannte.

Gunhild zitterte, beklommen glücklich unter dem Einfluß dieſer fremden, ſanften und doch grauſamen Gewalt. Eine immer ſteigende Angſt vor der nächſten Stunde durchſchauerte ſie mit luſtvoller Pein.

Ja, dieser Aufruhr aller Sinne und Nerven war so groß, daß sie während der wenigen Tage des Beisammenseins nicht dazu gelangte, sich zu sagen, daß sie Langewski liebe.

Als er Abschied nahm, ihr auf dem Bahnhof die Hand drückte und, den Hut lüftend, mit einem ernsten, zärtlichen Lächeln nach ihr zurücksah, während der Zug ihn hinwegnahm, und als sie dann, taumelnd von plötzlicher Müdigkeit, an Frau Lichts Seite heimschlich, da erst wußte sie mit einemmal, was das alles bedeutete.

Gunhild meinte später, wenn sie die eigenen Gefühle besser gekannt, so hätte sie die kurze Glückszeit mehr genießen können. Aber das war der alte Irrtum, der die Menschen immer wieder narrt. Nur im Unverhofften liegt das Glück.

— — — — — — — — — — — — —

„Wo mögen unsere Herren jetzt sein?" sagte Frau Licht wehmütig, als Gunhild das nächste Mal zu ihr kam. Den Möbeln in ihrem Wohnzimmer haftete noch ein leichter Tabaksduft an.

„Und zu denken, daß man sich nicht wiedersieht," murmelte Gunhild.

„Kind — nicht wiedersehen? Den einen siehst du wieder, oder ich müßte mich schlecht auf Männer verstehen!" Frau Licht blickte in Gunhilds verstörtes Gesicht und hielt ihr mit herzlichem Lachen die Hand entgegen. „Wetten wir, daß Herr Langewski in kurzer Zeit wieder hier erscheint?"

Gunhild umklammerte ihren Hals und schluchzte an ihrer Schulter.

* * *

Etwas später, als es die Höflichkeit geboten hätte, traf ein Brief Langewskis an Frau Licht ein, in dem er ihr für die ihm erwiesene Gastfreundschaft dankte und einige Andeutungen machte, daß seine Verhältnisse es ihm untersagten, seinen Wünschen zu folgen; er sei nun einmal dazu verdammt, durch alle Erdteile gejagt zu werden, um sein Brot zu finden. Die Erinnerung an die in Hattersleben verbrachten Tage werde ihn begleiten. Zuletzt bat er, Fräulein Gunhild, der er alles Gute für ihre Zukunft wünsche, seinen herzlichen Gruß zu sagen.

Frau Licht gab Gunhild den Brief. „Er ist wohl mehr für dich," sagte sie trocken. „Wir haben den Mann überschätzt."

Nach der wilden gespannten Erwartung, die Frau Licht in ihr erregt hatte, verfiel Gunhild in eine Erschöpfung, welche fast in Fühllosigkeit überging. Sie wunderte sich oft, daß sie nicht mehr litt.

— — — — — — — — — — — — —

Nach einiger Zeit trat Doktor Bracher ganz unerwartet bei Frau Licht ein.

„Ich komme um Gunhilds willen," sagte er gleich nach seiner Ankunft. „Weshalb sind die Pläne, welche Sie, liebste Frau, mit ihr hatten, aufgegeben? Ich lasse dieselben nicht so leicht fallen. Was denken Sie, ich will auch meine Entdeckung ausbeuten!"

„Es ist jetzt mit Gunhild nichts anzufangen," sagte Frau Licht verstimmt. „Wissen Sie wohl, daß ich recht böse auf Ihren Freund, diesen Langewski, bin?"

Bracher lächelte mit einer wehmütigen Nachsicht, die teils seinem Freunde, teils dem Eifer von Frau Licht galt.

„Sagen Sie, ist der Mann wirklich nicht in der Lage, zu heiraten?" fragte Frau Licht. „Ich möchte ihn gern vor mir selbst entschuldigen!"

„Thun Sie das, liebe Freundin, auch wenn ich Ihnen sage, daß seine Verhältnisse ihm allerdings die Gründung eines Haushaltes gestatteten — auf bescheidenem Fuß natürlich. Aber da sitzt eben der Haken. Langewski würde einer Frau die Entsagung, die er ihretwegen in seinen weittragenden Plänen üben müßte, nicht verzeihen können. Das Mädchen hat einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Männern seiner Art ist es manchmal Bedürfnis, eine derartige ideale Neigung, der kaum ein Wunsch nach Besitz beigemischt ist, oder die sie selbst, wenn auch durch Kampf, davon befreit haben, in ihr brutales Leben hinaus zu nehmen."

„So," sagte Frau Licht, mit einer scharfen, harten Stimme, „er ist befriedigt! Nun, dann ist ja alles gut bei der Sache!"

„Wann kann ich diese kleine Gunhild hören, um sie noch einmal eingehend zu prüfen und ernstlich mit ihr zu sprechen?" fragte Bracher ablenkend.

— — — — — — — — — — — — —

Vier Wochen darauf befand ſich Gunhild in der Reſidenz, wo Doktor Udo Bracher die Kapelle des Hoftheaters leitete, und hatte ſchon zwei Unterrichtsſtunden bei ihrem neuen Meiſter empfangen. Frau Bracher räumte ihr ein Logierzimmerchen ein, und die Aufnahme in den kleinen Familienkreis geſchah ſo freundlich und natürlich, daß Gunhild ſich mit Frau Bracher und ihren Kindern bald mehr zu Haus fühlte als je in Hattersleben bei ihrer Großmutter.

Brachers ruhiges und feſtes Beſtimmen ihrer Zukunft, Frau Lichts leidenſchaftliche Parteinahme für die Sache, der alten Paſtorin unſichere Fügſamkeit und ihr kindiſch-weinerlicher Schmerz, als die beiden ihr vorſtellten, Gunhilds Glück fordere es, daß ſie Hattersleben verlaſſe, das wortreiche Erſtaunen in der Familie des Schnittwarenhändlers, die Ausrüſtungsfragen, das plötzliche Sichherandrängen der vor Neid beinahe närriſch werdenden Frau Syndikus, ein peinlicher Verſuch von Paſtor Eichner, die Großmutter zu beſtimmen, ihre Einwilligung zu verſagen, und ein warnender Brief von Gunhilds Berliner Verwandten, die es erſt bei dieſer Gelegenheit für nötig fanden, ſich wieder um das Mädchen zu bekümmern — alles das kam Gunhild ſchon nach kurzer Zeit mehr wie eine tolle Komödie vor, die ſie irgendwo geſehen, ohne viel dabei zu empfinden, aber nicht wie Eigenerlebtes.

Paſtor Eichners Andeutungen über ihren Vater, denen Gunhild nicht weiter nachzuforſchen wagte, hatten das Andenken an den Toten und ſeine letzten Wünſche wie mit Spinngeweben umhüllt, von deren Berührung ihr ſenſitiver Geiſt ſich ſchaudernd abwandte. Unter der Erſchütterung, die ihre Natur durchgemacht, hatte übrigens ihr Gedächtnis für das, was ſie ſo lange Jahre gequält, gelitten. Sie befand ſich in dem Zuſtande von äußerſter Abſpannung, in dem ihr alles Wirkliche unwahrſcheinlich und darum gleichgültig vorkam. Ohne Kampf, ohne einen lebhafteren Gewiſſenszweifel ließ ſie ſich von Frau Licht und Bracher führen, wie dieſe beiden es richtig fanden. Nur eine gewiſſe Betrübnis, daß ſie ſich über die Ausſicht, ihrem Künſtlerberuf folgen zu dürfen, nicht mehr freuen konnte, war in ihr.

Was ſich noch von Leben regte, drängte ſich in der Erwartung zuſammen, bei Udo Bracher vielleicht Langewski wieder zu begegnen.

Nachdem Gunhild in den erſten Wochen auf der Straße vor jeder Männererſcheinung, die Langewski ungefähr glich, zuſammengeſchrocken war und ſich doch nicht hatte überwinden können, nach ihm zu fragen, erfuhr ſie, daß er in Amerika ſei. Nun wurde ſie ruhiger und begann zu lernen.

Bracher leitete ſie als ein ſtrenger Meiſter. Die Anfangsgründe waren ſchwerer zu legen, als ſie gemeint hatte. Zuweilen dachte ſie, das ſtumpfe Träumen in Hattersleben wäre dieſem freudloſen Arbeiten vorzuziehen geweſen. Oft hatte ſie Abneigung, beinahe Haß gegen den unaufhörlich tadelnden Lehrer zu überwinden.

* * *

Die Tage kamen, in denen Gunhild vor einem Jahr mit Langewski zuſammengetroffen war, und ſie fragte ſich, ob dieſes flüchtige Erleben die ganze Liebe ihres Daſeins bleiben ſolle? Ob es wirklich Liebe geweſen ſei? Nachdem die Zeit vorüber war, begann ſie fröhlicher zu werden, aufzuatmen und aufzublühen.

Nach Verlauf von einigen Wochen wurde Gunhild ein Brief übergeben, der Langewskis Handſchrift trug. Er war von Bolivia nach Hattersleben gerichtet und ihr von da aus nachgeſandt worden.

Sie hielt ihn eine Weile in der Hand, ohne ihn zu öffnen. „Das kommt zu ſpät," dachte ſie. „Das kommt viel zu ſpät."

Dreimal las ſie den Brief und verſtand nicht, was Langewski von ihr wollte und warum er überhaupt geſchrieben hatte. Dann bemerkte ſie das Datum. Es war dasſelbe des Tages, an dem ſie vor einem Jahr die erſte Begegnung mit Langewski gehabt hatte. Das rührte ſie. Sie verſuchte von hier aus einen tieferen Sinn in die vorſichtigen und doch leidenſchaftlichen Worte, die da an ſie gerichtet waren, zu legen.

Er bat ſie, ihm bald wieder zu ſchreiben, aber ſie wartete eine Weile mit der Antwort. Das Opfer mußte ſie ihrem Stolz ſchon bringen. Als ſie nach vierzehn Tagen die Feder nahm, das leere Blatt vor ihr

lag und sie ahnte, was von der Wirkung ihrer Worte abhängen konnte, da war es nicht Stolz oder Eitelkeit, was sie hinderte, sondern ein Übermaß von Sehnsucht, die alle Schranken anerzogener Mädchensitte zu sprengen drohte.

Sie wartete noch einen ganzen langen Tag. Sie ging hinaus, die Allee hinab, an dem Hause vorüber, wo, wie sie wußte, Langewskis Mutter wohnte. Mit scheuem Finger strich sie an dem Eisengitter des Gartens entlang, sie legte ihre Hand eine Sekunde auf das Thürschloß unter den tief niederhängenden Weidenzweigen. Dann lief sie mit brennenden Wangen davon.

Am Abend schrieb sie ihm, bis tief in die Nacht hinein. Dennoch waren es schließlich nur vier kleine Seiten geworden. Am anderen Morgen wußte sie kaum ein Wort mehr davon und war ganz blaß, mit bläulichen Ringen um den Augen.

In einem seligen Traumzustande ging sie umher. Wenn Bracher ihr ihre Zerstreutheit vorwarf, sah sie mit einem verklärten Lächeln an ihm vorüber.

Anfangs wartete Gunhild sehr geduldig auf Langewskis Antwort. Sie hatte ihn ja auch warten lassen. Zwei, drei Monate verstrichen so. Da begann Gunhild sich klar zu machen, daß er nicht wieder schreiben werde.

Plötzlich — eines Mittags bei Tisch — hörte sie von Bracher, Langewski käme zurück, er müsse schon in acht Tagen eintreffen. Gunhild wunderte sich später oft, daß sie diesen Augenblick überlebt habe, ja daß sie nicht einmal ohnmächtig geworden sei.

Dann wurde sie ganz unvernünftig glücklich. Wenn sie auf den Visitenkartenschalen ihrer Bekannten eine Verlobungsanzeige liegen sah, wurde sie rot.

— — — — — — — — — — — —

Gunhild hörte Langewskis Stimme im Vorflur, als er kam, um nach seinem Freunde zu fragen, und in dessen Zimmer geführt wurde. Nach einer halben Stunde ging er wieder. Augenscheinlich hatte er sie nicht zu sehen verlangt.

Sie warf sich auf ihr Bett und brach in ein maßloses Weinen und Schluchzen aus. —

„Machte Langewski ein erstauntes Gesicht, als ich ihm erzählte, daß meine Schülerin nächstens in einem Wohlthätigkeitskonzert auftreten wird!" berichtete Bracher beim Mittagstisch. „Er kommt morgen abend. Sie müssen ihm die Lieder aus dem Liebesfrühling singen, Fräulein Gunhild, das ist Ihre Force. Ich will Ehre mit Ihnen einlegen. Langewski gehört zu den Leuten, die den Damen seiner Bekanntschaft sehr wenig zutrauen."

In der Nacht konnte Gunhild nicht schlafen, stand auf, lehnte sich aus dem Fenster und war am Morgen darauf so heiser, daß sie sich kaum beim Sprechen verständlich machen konnte.

Langewski kam, gab ihr die Hand, saß bei Tisch neben ihr, aß mit gutem Appetit und erzählte die amüsantesten exotischen Geschichten. Einmal machte er die Bemerkung, Gunhilds rauhe Flüsterstimme habe einen ganz eigentümlichen Reiz.

Das war alles.

Gunhild durchweinte die Nächte und sah infolgedessen am Tage überwacht, elend und so unvorteilhaft wie möglich aus. Sie bemerkte es im Spiegel, und der krankhaft gesteigerte Wunsch, in Langewskis Nähe zu sein, stritt mit der Erkenntnis, daß sie ihn in diesem Zustande nicht anziehen könne. Das machte sie noch unglücklicher und brachte gleich wieder einen Strom von Thränen. Sie gab jeden Widerstand gegen die Leidenschaft auf, und so zerstörte die Liebe wie eine schwere Krankheit ihre ohnehin nicht üppige Lebenskraft.

Nebenbei reizte Bracher ihre erhöhte Empfindlichkeit durch einen galligen Hohn, den sie noch nicht an ihm gekannt hatte. Frau Bracher fand sich plötzlich bewogen, ihre gesellschaftlichen Manieren zu tadeln, und warnte sie davor, sich ihren Gefühlen so schrankenlos hinzugeben. Der unzeitige Erziehungsversuch rief bei Gunhild einen Ausbruch von Jähzorn hervor, bei dem sie mit den Füßen stampfte, ihr Taschentuch zerriß und ihre grenzenlose Beschämung unter einer beleidigenden Ungezogenheit versteckte. Frau Bracher erklärte ihrem Manne, ein Mädchen, das sich wie eine Irrsinnige gebärde, wolle sie nicht länger im Hause behalten. Zu ihrem Erstaunen fand sich Bracher kurz bereit, seine Stunden aufzugeben und Gunhild fortzuschicken — nach Hattersleben oder zu irgend einem anderen Gesanglehrer.

Gunhild vernahm diesen Bescheid mit einem dumpfen schweigenden Zorn. Sie ging in ihr Zimmer, lachte hysterisch, packte ihre Sachen und empfand eine Art von Erleichterung, daß etwas geschehen war, was ihr zu thun gab. Sie fühlte sich zu Zeiten so elend, daß sie überzeugt war, sie müsse krank werden und bald allen Qualen entrinnen.

Am Abend ging sie aus, um sich nach einem anderen Logis umzusehen, denn nach Hattersleben zurück wollte sie auf keinen Fall. Da begegnete sie, draußen in der Allee, wo ein passendes Unterkommen für Musikschülerinnen ausgeboten wurde, Langewski. Unter den blätterreichen Kastanienbäumen war es schon so dämmerig, daß er fast an ihr vorübergegangen war, als er innehielt, den Hut zog und ihr die Hand entgegenstreckte. Er drückte die ihre warm und begleitete sie dann. Gunhild fühlte seine zärtlichen Blicke wie ein lindes Umfangen, beinahe wie eine Liebkosung. Alles Leid war plötzlich verschwunden. Sie wurde aufgeregt lustig. Lachend erzählte sie Langewski, sie habe sich mit Brachers gezankt und suche nun eine andere Wohnung. Er erbot sich zum Vermittler einer Versöhnung. Sie lehnte ab. Doch erschien er nach dem Abendessen bei Brachers, hielt eine von Witz und guter Laune sprudelnde kleine Rede und legte feierlich, ohne übrigens von dem Grund des Streites eine Ahnung zu haben, Gunhilds Hände in die von Herrn und Frau Bracher. Beide behandelten das Vorgefallene als ein Mißverständnis, welches überhaupt keine ernsten Folgen gehabt haben würde.

Gunhild sang und sprach dann lange mit Langewski über künstlerische Auffassungen. Er hatte sich neben sie auf ein kleines Sofa gesetzt. Bracher phantasierte im anderen Zimmer, seine Frau war zu ihren Kindern gegangen.

„Sie müssen bei Brachers bleiben," sagte Langewski endlich. „Der Schutz einer so liebenswürdigen Familie ist sehr viel wert für Sie. Ich freue mich, daß es mir gelungen ist, die kleine Wolke zu verscheuchen. Glauben Sie, daß ich es gut mit Ihnen meine? Auch wenn ich gleichgültig scheine?"

Gunhild nickte. Sie fühlte angstvoll, wie die heitere Ruhe wieder von ihr wich.

„Liebes Kind," sagte Langewski leise, indem er aufstand und sich zu dem Mädchen beugte, „ich meine es sehr gut mit Ihnen." Er nahm Gunhilds Hand und küßte sie zwei-, dreimal.

„Ich glaubte — Sie — ich — ich verstand Sie nicht mehr," stammelte Gunhild.

„Warum? Sagen Sie mir, was Sie meinen!"

„Sie kamen so selten! Sie waren hier und ich sah Sie nicht — nach so langer Trennung."

„Ja, ja — Kind, meinst du denn, daß man viel in deiner Nähe sein kann und fühlen, daß — daß du auch bewegt bist — und nicht schwach werden?"

Sie erhob sich langsam. Er umfing sie und sie schlang die Arme um seinen Hals. So küßten sie sich. Es war ein langer Kuß und ihre Lippen trennten sich nur zögernd.

Dann machte sich Gunhild erschrocken von ihm los und sah sich um, ob niemand sie bemerkt habe.

„Er hört uns nicht," flüsterte Langewski lächelnd, nach Bracher blickend, und küßte Gunhild noch einmal leise auf die Wange.

„Nun laß uns vernünftig sein, Gunhild! Nicht wahr? Du bist ein tapferes Mädchen."

Gunhild sah Langewski verständnislos an. „Ja, Max, lieber Max!"

„Sieh, wenn du eine so sensitive Pflanze bleibst, wie du jetzt bist," begann er in einem mild lehrhaften Ton, „was soll denn da aus dir werden? Das Leben hat doch noch ganz andere Stürme, als bisher an dich herangetreten sind. Wie willst du dich denn in denen behaupten?"

Sie sah ihn mit glücklichem Lächeln an, wagte es und legte den Kopf an seine Schulter.

Mit Erstaunen fühlte sie, wie Langewski sie sanft, aber bestimmt von sich entfernte.

„Ich möchte dich kräftig und ruhig wissen, Gunhild, ehe wir uns trennen. ... Ich wollte, ich wäre schon am Ziel — ein reicher, unabhängiger Mann ..."

In diesem Augenblick trat Frau Bracher ins Zimmer, Langewski begann, sie mit ihrer mütterlichen Pflichttreue zu necken. Gunhild sah, wie er zitterte, während er schnell und aufgeregt sprach.

Sie verstand ihn noch immer nicht. Ein

Gefühl von Kälte und Unbehagen kroch ihr durchs Herz. Das alles konnte nicht Glück werden.

Bracher kam mit einem Kasten Cigarren und zündete sich eine derselben an.

Bräche doch jetzt ein Feuer aus, das uns hier miteinander verzehrte, dachte Gunhild und empfand Trost in dem Gedanken, dann nicht weiter leben zu müssen.

Langewski verabschiedete sich bald. Sein letzter Händedruck und sein letzter Blick waren eine Offenbarung für Gunhild. — —

Am nächsten Morgen brachte ihr das Mädchen einen Brief. Er war durch die Post gekommen. Langewski schrieb ihr eingehend alle Gründe, die ihn verhinderten, sich zu verheiraten. Er hatte seine Mutter zu erhalten, und die alte Dame war an Komfort gewöhnt.

„Glücklich bin ich nicht und werde es auch wahrscheinlich niemals sein — aber was bleibt dem Menschen weiter übrig als Pflicht und Resignation?"

Während Gunhild den Brief las, wurde die Abneigung gegen Langewski in ihr so groß, daß sie meinte, die Liebe zu ihm, die nur noch in einem unerträglichen geistigen und physischen Schmerzgefühl bestand, werde dabei erlöschen.

Sie hob die Arme, als wären dieselben plötzlich von Ketten befreit worden, sah empor und atmete tief. Dann zündete sie den Brief an, warf ihn in den Ofen und sah ihn langsam verbrennen.

Nun mußte die Ruhe wiederkehren.

Später fand sie, es sei großartig von Langewski, ihr um seiner Mutter willen zu entsagen. Wenn sie Frau Langewski in ihrer hübschen Equipage an sich vorüberfahren sah, blickte sie ihr mit gerührter Andacht nach.

Langewski bereitete sich inzwischen zu einer neuen großen Reise vor. Gunhild hatte öfter davon reden hören. Aber sie wußte nicht, daß sein Abschied nahe bevorstehe.

Als er zum letztenmal zu Brachers ging, hoffte er von Herzen, Gunhild nicht zu treffen. Doch waren Brachers nicht zu Hause, und Gunhild kam gerade die Treppe herunter, um mit einer Arbeit in den Garten zu gehen. Da folgte er ihr doch hinaus, sagte indessen, er habe nur einen Augenblick Zeit, er müsse noch in der Nacht abreisen.

Die Thränen stürzten Gunhild über die Wangen, ehe sie sich fassen konnte, und sie schwankte mit geschlossenen Augen hin und her, bis ihre Hände einen Stuhl fanden und sich daran hielten. Langewski machte keinen Versuch, sie zu stützen. Er sah sie finster, beinahe feindselig an. Ihre große Neigung war ihm in diesem Augenblick unbequem und ihm deshalb geradezu widerwärtig.

Gunhild nahm sich mit Anstrengung zusammen. Sie setzte sich an den Gartentisch, auf den sie ihre Arbeit gelegt hatte, nieder und fragte freundlich nach Langewskis Plänen. Er blieb stehen, und beide unterhielten sich in einer etwas künstlichen, ruhigen Höflichkeit eine Weile. Die Situation rührte ihn nun wieder. Er reichte Gunhild zuletzt die Hand und sagte: „Sie sind mir nicht böse, Fräulein Gunhild? Sie verstehen mich?"

„Ja, ja," antwortete sie atemlos. „Es ist ja Ihre Mutter! Jedesmal, wenn ich sie sehe, will ich daran denken, daß wir um ihretwillen ... Ich will ja stark sein — um dir ähnlich zu werden! Ich bin so froh, daß ich dich so bewundern kann!"

Er beobachtete sie erstaunt und dachte, was die Frauen doch für sonderbare Idealistinnen wären. „Überschätze mich nur nicht," sagte er.

Sie schüttelte den Kopf und lächelte verklärt.

Ein Instinkt, der halb Ehrlichkeit und halb grausames Vergnügen am Zerstören war, trieb ihn, als er fortfuhr: „Ich bin ein arger Egoist, das glaube mir nur. Und zwar bin ich's mit Überzeugung. Wer etwas erreichen will, muß Ehrgeiz und Egoismus zu Triebfedern seines Handelns machen — nicht die Liebe, mein armes Kind! Und dann haben wir Männer auch noch den unvertilgbaren Freiheitsdurst. Glaube mir nur, ich würde ein sehr schlechter Ehemann werden. Später, nach erreichtem Ziele, dann ist ja die Liebe einer guten Frau, und Häuslichkeit und Kinder, und die Freuden und Sorgen, die damit zusammenhängen, ein sehr schöner Abschluß. Aber ein Mann, der dem allem seine Individualität opfert, ist in meinen Augen sehr bedauernswert."

Langewski sagte noch einige Abschiedsworte, auf die Gunhild sich später so wenig

wie auf ihre Antwort beſinnen konnte. Sie wußte auch nicht mehr, ob ſie ihm noch einmal die Hand gegeben hatte. Sie ſah ihn, aus dem grünen Baumſchatten, in dem ſie ſaß, ſich entfernen, durch den hellen Sonnenſchein gehen und in dem dunklen Hausflur verſchwinden. Mit jedem Schritt, den er that, entfernte er ſich weiter, entfernte ſich unwiderruflich aus ihrem Leben.

* * *

Mit der Liebe hatte Gunhild alſo abgeſchloſſen. Sie bildete ſich wenigſtens ein, daß man mit neunzehn Jahren durch einen Willensakt dieſes beunruhigende Element ein für allemal von ſich fern halten könne.

Sie lernte und arbeitete, nicht mit ſtetigem bedachtem Fortſchreiten, ſondern mit einer Art von Fanatismus. Sie wollte die Muſik an ſich reißen, ihren Heißhunger nach Freude darin zu ſtillen, ſie war gierig nach Lob, nach Erfolg. Bracher blieb nach wie vor ſtreng im Unterricht, zügelte ſeiner Schülerin rückſichtsloſes Vorwärtsbringen, beſchränkte und kritiſierte unerbittlich. Doch hin und wieder ſagte er ihr ein Wort, das ſie leidenſchaftlich auffaßte und innerlich hegte und pflegte — eine Hindeutung auf großes, echtes Künſtlertum, das ſich in ihr geſtaltete.

Sie begann, dadurch ermutigt, im Verkehr mit ihm das ängſtliche Schülerinnenweſen abzuſtreifen, wagte auch eine ihm entgegengeſetzte Meinung zu äußern und war dabei zuweilen erſtaunt und erfreut über ihre eigenen Einfälle. Dann kam ihr erſtes Auftreten in einer beſchränkten Öffentlichkeit. Nur um ihr einmal das Publikum zu zeigen, erlaube er es, ſagte ihr Bracher vorher. Frau Licht ließ es ſich nicht nehmen, dieſer erſten Probe ihres Findlings beizuwohnen. Sie hatte eine herzliche Freude an Gunhilds Entwickelung, und dieſe fühlte bei dem Wiederſehen mit der alten Freundin, wie das Erlebte des letzten Jahres ihr Empfinden gereift und vertieft hatte, ſo daß ſie mehr und mehr den Wert verſtand, den das Zuſammenfinden mit Frau Licht für ſie beſaß. Aber dann überfiel ſie wieder die Erinnerung an das ihrem Vater gegebene und nun gebrochene Gelöbnis. Reue weckte ſie nicht, aber einen kindiſch trotzigen Groll gegen das Schickſal, das ihr keine ungetrübte Erhebung gönnen wollte.

In dem Konzert ſang Gunhild ein paar Lieder ihres Lehrers, die er ihr begleitete. Sie hörte das Händeklatſchen, dieſen harten, häßlichen Ton, der dem Künſtler ſo berauſchend zu Kopfe ſteigt, ſie wußte aber nicht, ob ſie gut oder ſchlecht geſungen hatte und ob die Leute nicht vielleicht nur aus Mitleid Beifall klatſchten.

Erſt im Künſtlerzimmer, als ihr Bracher die Hand drückte und ſie ſah, daß ihm Thränen in den Augen ſtanden, begann ſie das Glück des erſten Erfolges zu begreifen. Frau Licht kam wie ein Sturmwind herein, umarmte und küßte Gunhild und ſteigerte durch ihre Begeiſterung die Aufregung des Mädchens um ein beträchtliches. Herren und Damen, Bekannte von Bracher, und auch ganz Fremde traten herzu und gratulierten. Darunter befand ſich der Intendant des Theaters, welcher Gunhild fragte, wann er auf das Vergnügen rechnen dürfe, ſie einmal auf ſeiner Bühne zu hören?

Als Gunhild an Brachers Arm die Treppe des Konzertſaales hinabſchritt, ſah ſie Frau Langewski in der Vorhalle ſtehen, im Begriff, in den Wagen zu ſteigen. Die lebhafte Frau in ihren Pelzen und Spitzenſchleiern ſprach ſehr laut, ſich von einigen Herren verabſchiedend. Gunhild vernahm ihre leichten, abfälligen und tadelnden Bemerkungen. Bracher drückte ihren Arm, und wie ein Kind, das ſich fürchtet, ſchmiegte ſie ſich innig an ihn.

Frau Bracher hatte ein feſtliches kleines Mahl zubereitet. Die Bracherſchen Kinder, zwei Schulmädchen, empfingen Gunhild mit dicken Blumenſträußen, jubelnd, weil ſie mit den Erwachſenen eſſen und Wein bekommen ſollten.

Als Gunhild ihren Mantel abgelegt hatte, ging ſie mit einem Licht in Brachers Zimmer, um eines der Notenblätter, nach denen ſie geſungen hatte und das die Kompoſition im Manuſkript enthielt, auf ſeinen Schreibtiſch zu legen. Sie glaubte Bracher bei den anderen im Salon. Er hatte jedoch im Dunklen am Fenſter geſtanden und wendete ſich bei ihrem Eintritt haſtig um. Der Lichtſchein fiel auf ſein Geſicht. Er hatte geweint. Befangen ſtand Gunhild vor ihm. Er nahm

ihr ſchweigend das Licht und die Notenblätter aus der Hand. Wie in einem ſeltſam beängſtigenden Traum hörte Gunhild, wie er ſie leiſe bei ihrem Vornamen nannte und ſie ſchmerzlich flehend um einen Kuß bat. Sie empfing, ohne ſich zu ſträuben, die ſanfte Berührung ſeiner Lippen, fühlte ſich an ſeine Bruſt gedrückt, in der ſie das Herz in lauten Schlägen gehen hörte, atmete mit bitterſüßen Empfindungen die Leidenſchaft dieſes Mannes ein, deſſen Kinder, deſſen Gattin ſie, nur durch zwei Thüren getrennt, lachen und ſprechen hörte, an den ſie niemals in Liebe gedacht hatte.

Sie ſtieß einen leiſen Wehlaut aus, und Bracher gab ſie frei. Er wandte ſich von ihr fort, ſtrich mit der Hand über die Stirn und ſetzte ſich auf einen Stuhl, wo er matt in ſich zuſammenſank und, den Kopf auf die Bruſt geneigt, vor ſich hinſtarrte.

Gunhild meinte, ſie könne dieſe Stille nicht ertragen. Sie wußte nicht, was ſie thun, was geſchehen ſollte. Bracher ermannte ſich. Sein Mund war ſchmerzlich verzogen, doch ſagte er ziemlich ruhig: „Gehen Sie in Ihr Zimmer; es wird nicht auffallen, wenn Sie ſich nach Ihrem erſten Auftreten etwas ſammeln wollen.“

Gunhild gehorchte ihm, betäubt und verwirrt von dem, was geſchehen war.

Jetzt verſtand ſie plötzlich, warum ihr Vater ſie vor dem Künſtlerberuf hatte bewahren wollen. Sie ſah in eine neue, aufregende Welt, und es zog ſie, hineinzudringen, ihr einfaches Mädchenleiden unter einer Fülle von Erkenntniſſen und Erlebniſſen zu vergeſſen.

Sie liebte Bracher, den zarten, kränklichen Juden, an dem nur das Seeliſche reizvoll war, durchaus nicht, wie ſie Langewski geliebt hatte, aber das Triumphgefühl, das ſie faſt wehevoll durchzuckte, ſobald ihr Blick ihn an dieſem Abend ſtreifte und ſie ſeine Gegenwart in ihrer Nähe fühlte, war ähnlich in ſeiner Wirkung auf ihre Sinne wie ihre erſte reine Liebe. Die Spannung in der Situation, die Neugier auf das, was jeden Augenblick Überraſchendes erfolgen konnte, die Notwendigkeit, vor Brachers Familie und vor Frau Licht gelaſſen zu ſcheinen, die heimliche Beziehung zwiſchen ſich und dem Manne, den ſie bis jetzt nur als ihren Lehrer und Meiſter über ſich geſehen hatte, das alles berauſchte ſie förmlich mit einem herzbeklemmenden Entzücken. Sie war enttäuſcht, als der Abend vorübergegangen war und ſie nur bemerkte, daß Bracher ſie vermied.

Allein in ihrem kleinen Studierzimmer, welches faſt ganz von ihrem Klavier und ihrem Bett eingenommen wurde, lehnte ſie in der Dunkelheit an der Wand, träumte von Brachers Kuß und ſehnte ſich nach ihm. Schließlich ſchämte ſie ſich vor ſich ſelbſt und begann ſich gegen dieſe neuen, unheimlichen Gefühle zur Wehr zu ſetzen.

(Schluß folgt.)

# Litterariſche Mitteilungen.

## Zur Dante-Litteratur.

Das Danteſtudium hat in den letzten Jahren einen neuen Aufſchwung genommen; in Deutſchland wird man nicht müde, der unerreichten Schönheit des Originals durch neue Überſetzungen näher zu kommen, in Amerika hat ſich eine Dantegeſellſchaft konſtituiert, welche ſchon höchſt ſchätzenswerte Arbeiten aufzuweiſen hat, und Italien müht ſich am meiſten mit der Deutung dieſes an Geheimniſſen immer noch ſo reichen Weltgedichtes ab. Dieſe Schwierigkeit iſt es gerade, die viele vom Genießen zurückhält, denn wenige werden, wie der alte Schloſſer, fünfzehnmal mit immer ſteigendem Entzücken dies gewaltige Werk leſen. Wenige werden ein ſolches Urteil zu fällen im ſtande ſein wie Moriz Carriere in ſeinem „Europäiſchen Mittelalter" S. 421: „So hat kein anderer Dichter ſein ganzes Selbſt in ein großes Werk ergoſſen und zugleich das politiſche und religiöſe Leben ſeines Volkes, das Empfinden, Glauben und Wiſſen ſeines Jahrhunderts allſeitig und großartig darin zuſammengepreßt wie Dante." Man muß ſich eben zu erheben verſuchen über viel Scholaſtiſches, über den Parteihaß und die Zeitgeſchichte, um den großen Zweck dieſes Lebenswerkes ſtetig im Auge zu behalten. Erſchwert wird unſer Verſtändnis vielfach durch die hiſtoriſch-einſeitige Deutung, die gleich bei den einleitenden Geſängen auftritt, die aber noch kaum ein Jahrhundert alt iſt, während die älteſten Kommentatoren: Dantes Sohn Pietro, Boccaccio, der Anonymo und andere, die ſeiner Zeit noch näher ſtanden, die „noch ſeines Geiſtes einen Hauch" verſpürten, feſthielten an der allegoriſchen Deutung.

Wie Dante bei der ſchrecklichen Zerriſſenheit im Vaterlande, den blutigen Parteikämpfen, alles Heil von der Italienfahrt des Kaiſers Heinrich, des Luxemburgers, erwartete, wie er in der Trennung von Staat und Kirche, dem Weltkaiſertum und dem Papſt, *nur* als Haupt der Kirche, das alleinige Heil ſah, weiß jedermann, der ſich mit ihm beſchäftigt hat. Nun war Kaiſer Heinrich geſtorben, Dante verbannt, er ſah keine Rettung mehr durch Waffengewalt, und wandte ſeine ganze Kraft daran, als gottbegnadeter Dichter in prophetiſchem Geſang ſeinem Volke den rechten Weg zu weiſen. Wie er gerade ſich Virgil als Führer erkor, der als Dichter der Äneis auch das Kaiſertum als Rettung verkündet hatte aus dem Grauen der Bürgerkriege, wie dreifache Gnade ihn ſelbſt zum Sänger erkor, Amphion, Orpheus gleich, gleich den Propheten und Pſalmiſten, deren Worte und Bilder ſein hohes Lied erfüllen, das alles hat Ruggero della Torre in ſeinem Buche **La Pietà nell' Inferno** (Milano, Ulrico Hoepli) uns in überzeugender Weiſe Punkt für Punkt entwickelt. Durch Reue, Buße, Verklärung geht er ſelbſt ſeinem Volke den Weg voran, der noch allein offen ſteht, als alles andere verloren ſchien. Aus dieſer Deutung fällt ein neues Licht auf die Worte, die Dante ſeinem Ahnherrn Cacciaguida im Paradieſe in den Mund legt:

> Wird deines Worts anfänglicher Geſchmack
> Auch läſtig ſein, ſo wird es, wenn verdaut,
> Dem Hörer Lebensnahrung hinterlaſſen.
> Es wird dein Ruf dem Winde gleichen, welcher
> Am heftigſten die höchſten Wipfel trifft,
> Und zu nicht kleinem Ruhm wird das gereichen.
>
> (Überſetzung von Karl Witte.)

Dante hofft noch bis an ſein Lebensende in ſeine geliebte Taufkirche S. Giovanni, aus der er als „Lamm" hervorging, mit anderem Vließ — hier wohl Haupthaar — wiederzukehren, den Dichterlorbeer zu empfangen. Und vielleicht lehnte er eben deshalb wenige Tage vor ſeinem Tode in einer lateiniſchen Ode die Einladung nach Bologna ab, woſelbſt man ihn als Dichter krönen wollte. Er ſah ſeine Miſſion noch nicht erfüllt, glaubte ſein Lebensende noch nicht ſo nahe und hoffte vielleicht noch bis zuletzt auf die Wirkung ſeines prophetiſchen Gedichtes, das damals erſt zum Teil bekannt war. — Dieſen großen, wirklich erleuchtenden Gedanken hat Ruggero della Torre in ſeinem Buche mit Wärme, mit gründlichſter Kenntnis durchgeführt, und der deutſche Danteleſer wird ſich gern ſeiner Führung anvertrauen, wird das Mitleid, das Dante noch mit den Verurteilten der erſten Höllenkreiſe, mit Franceſca da Rimini, empfindet, im Eiſe erſtarren ſehen bei den herzloſen Verrätern. Man

begreift Schritt vor Schritt, daß der „Veltro" (Windhund), von dem Virgil zu Anfang prophezeit hat, er werde die Wölfin (Habsucht) in die Hölle zurückjagen, aus welcher der Neid sie zuerst entfesselt habe, werde Italien befreien, daß dieser „Veltro" unmöglich einer der Ghibellinenführer sein kann, wie in allen modernen Kommentaren zu finden. Freilich ist die rein politische Deutung eben dieses allegorischen Befreiers hier nicht zuerst verworfen worden. Professor Döllinger hat in seinem „Dante als Prophet" schon vor mehreren Jahren die Prophezeiung auf einen Messias gedeutet. Es würde viel zu weit führen, die größere Berechtigung der einen oder der anderen Deutung hier beweisen zu wollen, es mag genügen, auf die allerneueste hinzuweisen, die jeden Danteleser in hohem Grade interessieren wird.

Von Beatrice, der Jugendgeliebten, zum Ideal göttlicher Vollkommenheit Verklärten, handelt das Büchlein von Isidoro del Lunge: **Beatrice nella Vita e nella Poesia del Secolo XIII.** (Milano, Ulrico Hoepli.) Der gründliche Dantekenner und fleißige Geschichtsforscher wollte zum sechshundertjährigen Todestag (19. Juni 1890) eben der Beatrice Portinari die Identität derselben mit Dantes verehrter Beatrice noch einmal unzweifelhaft feststellen. Er nimmt seine Beweise freilich hauptsächlich aus Boccaccio, der in seiner Dantebiographie diese Behauptung aufstellt, dessen Zuverlässigkeit aber vielfach angezweifelt wird. Denn die aus Zeitgenossen, aus Petrarca citierten Stellen beweisen immer nur eine Beatrice, an deren Existenz niemand mehr zweifelt, aber darum noch keine Beatrice Portinari. Freilich erwähnt Pietro di Dante den ganzen Namen in seinem Kommentar, aber niemals wird, wie Dr. Scartazzini mit äußerster Energie beweist, festzustellen sein, ob Dante seine Angebetete nur so genannt habe, um ihren wirklichen Namen ängstlich zu verbergen — wie in der Vita Nuova zu lesen —, oder ob sie wirlich so hieß. Boccaccio schrieb seine Dantebiographie, als Dante über vierzig Jahre tot war. Wer lebte noch, der seine Jugend mit ihm zugebracht? Ein Verwandter freilich eben der Verstorbenen, aus der Familie Portinari-Bardi, der mit Boccaccio in Beziehung trat, hätte ihm wohl davon berichten können, aber was er wußte, konnte ebensogut auf Vermutung und Tradition beruhen. Wir andererseits möchten uns alles Disputierens enthalten, uns an der holdseligen Dichtergestalt erfreuen, gleichviel ob sie Beatrice Portinari-Bardi, oder ob sie ganz anders hieß. Zum Glück ist die von trefflichen Litterarhistorikern vertretene Ansicht, daß selbst die Beatrice der Vita Nuova nur Allegorie, kein lebendes Weib gewesen sei, nunmehr endgültig bekämpft. Wer das „Neue Leben" kennt, wird die gründliche Beweisführung, sei es auch nur aus Interesse am Zeitbild aus Dantes Vaterstadt, mit Vergnügen lesen. B. J.

# Litterarische Notizen.

**Wie Frauen werden. Werde, die du bist.** Von Hedwig Dohm. (Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- u. Verlagsanstalt.) — Es sind gerade keine erfreulichen Themata, welche die Verfasserin in ihren beiden neuesten Novellen behandelt. In der ersten Geschichte zeigt sie, wie ein von Natur rein und vornehm empfindendes Frauengemüt allmählich verdorben wird und jeden sittlichen Halt verliert durch jenes künstlerische und plutokratische Milieu einer Großstadt, in welches sie durch ihre Verheiratung mit einem — natürlich! — vielbewunderten Maler hineingeraten ist. Freilich hält sich die Darstellung von allen sehr naheliegenden naturalistischen Detailausmalungen fern. Das Ganze ist in der vornehmen Weise gewisser französischer Romanschriftsteller vorgetragen; aber, wie gesagt, der Eindruck des Unerquicklichen bleibt; man kann selbst als intimster Kenner großstädtischer Lebensverhältnisse doch nicht die Ansicht unterdrücken, daß hier nur ein beklagenswerter Ausnahmefall geschildert wird. Man darf dabei nicht vergessen, daß die Verfasserin zu den hervorragendsten Mitstreiterinnen in der Frauenfrage gehört. Eine ganz absonderliche Vermischung von Romantik und moderner Physiologie bietet die zweite Geschichte. Im Irrenhause machen wir die Bekanntschaft mit einer verwitweten Kanzleirätin, die schon verheiratete Töchter besitzt und die sich bei einer allein unternommenen Reise nach Italien in einen jungen, schön gewachsenen Arzt verliebt hat. Natürlich muß eine solche Liebesgeschichte im Irrenhause enden. Wir sind der Meinung, daß selbst die größte Meisterschaft solche mehr den medizinischen Fachmann interessierende Fälle von im übrigen gar nicht selten vorkommender Verirrung nicht poetisch coursähig machen kann. Nur als episodisches Beiwerk in umfangreicheren Werken, und auch dann bloß rasch und gleichsam blitzartig am Leser vorüberziehend, sollten derartige poetisch aufgestutzte, nur pathologisch genießbare „Aufzeichnungen aus dem Journale eines Irrenarztes" Verwendung finden.

Von harmloser Art ist ein neues Prosawerk des jungen, talentvollen Lyrikers Karl Busse: **Stille Geschichten.** (München, Dr. E. Albert u. Co.) Der Inhalt dieser kleinen Lebensskizzen ist bald tragischer Art, bald mit humoristischen Pointen versehen. Irgendwie neue Begebenheiten in dem Sinne, wie der greise Goethe das Wort Novelle aufgefaßt wissen wollte, werden nicht berichtet. Ihr Reiz beruht auch allein in der Form, in der stimmungsvollen Ausmalung der landschaftlichen Umgebung.

Noch harmloser geben sich die **Drei Humoresken** von Gustav Falke, welche im gleichen Verlage erschienen sind. In der ersten wird uns eine junge Frau geschildert, die nach mancherlei absonderlichen Einfällen — sie begeistert sich sogar für das Studium der Kantschen Philosophie — gewissermaßen erst wieder vernünftig wird, nachdem der Himmel ihr das beschieden hat, was allen jungen Frauen seit Erschaffung der Welt lieblicher und köstlicher erschienen ist als die herrlichste und erhabenste Kunstschöpfung des Geistes.

Im Anschluß hieran wollen wir noch erwähnen: **Liebeskämpfe.** Novellen von Herrmann Friedrichs. Zweite Auflage. (Zürich, Verlagsmagazin.) Wie in seiner Lyrik will der Verfasser auch in seinen Prosageschichten weniger durch den Reiz des Novellistischen wirken als durch die zu Grunde liegende poetische Idee, die aber oft einen tendenziös bitteren Beigeschmack hat. Besonderes Lob verdient das Lokalkolorit. In der zweiten Geschichte, „Das Mädchen von Antiochia", giebt uns sogar der Dichter eine kleine historische Novelle aus der Zeit des ersten Kreuzzuges unter Gottfried von Bouillon, die aber in rein formaler Behandlung sich in keiner Weise an ähnliche Werke von Felix Dahn anlehnt. Wir gehen wohl nicht irre in der Annahme, daß der Dichter, dessen eigentliche Domäne der Vers ist, mit diesem Werke nur zeigen wollte, daß auch er im stande ist, der beliebten Kunst des Tages sein Opfer zu bringen.

* * *

**Die deutsche Nationallitteratur des neunzehnten Jahrhunderts.** Von Friedrich Kirchner. Erste bis vierte Lieferung. (Heidelberg, Georg Weiß.) — Der gelehrte Herr Verfasser, der sich auf einem anderen Gebiete durch eine recht stattliche Reihe von Schriften, meist volkstümlich pädagogischer Art, einen geachteten Namen erworben hat, hatte schon durch seine jüngste litterarische Schrift „Grün-Deutschland" bewiesen, daß man nicht ungestraft ohne die notwendigen, nicht bloß flüchtigen Mußestunden abgerungenen Vorkenntnisse sich jedem beliebigen Fache der Wissenschaft widmen darf. Für einen Litterarhistoriker war es unverzeihlich, wenn er z. B., wie in dem zuletzt genannten Werke, Zola den Verfasser der „Sappho" nennt. An deutschen Litteraturgeschichten ist überhaupt kein Mangel, und der eigentliche Grund zur Veröffentlichung dieser neuen ist auch nicht recht einzusehen. Gleich auf Seite 3 im § 1 der Einleitung findet sich z. B. folgende Aneinanderreihung von zwei Sätzen: „Wie beliebt war die feine Ironie, mit welcher Wieland die Gestalten der Vorzeit darstellte! Es entsprach völlig der Denkweise der ‚Stürmer und Dränger', daß sich der Dichter über seinen Stoff stellte und ihn spielend behandelte." Im allgemeinen ist man doch immer der Meinung gewesen, daß gerade diese Stürmer und Dränger, ein Wagner, Klinger, Lenz und der jugendliche Goethe vor allen, trotz aller Ungebundenheit und Verachtung der Form, gerade danach getrachtet haben, Charaktere, naturwahre Menschen zu schaffen! Das erste Kapitel behandelt in zwölf Paragraphen die sogenannten Romantiker; ob es ganz richtig ist, einen Kleist und Chamisso noch hierher zu rechnen, soll nicht weiter untersucht werden. Jedenfalls könnte ein Hölderlin mit weit größerem Rechte als ein Epigone jener Richtung, welcher die deutschen Klassiker huldigten, angesehen werden. Das Verfehlte einer solchen Einteilung tritt noch deutlicher zu Tage, wenn ein Dichter wie Max von Schenkendorf in der „Patriotischen Dichtung" und ein Dichter wie Ludwig Uhland im „Schwäbischen Dichterkreis" behandelt wird; wie es auch wieder nicht passend erscheint, Wilhelm Müller, den volkstümlichen Lyriker und Verfasser der „Griechenlieder", hierher zu rechnen, auch wenn er sich an Goethe und Uhland gebildet hat. Im übrigen soll anerkannt werden, daß das Werk als Handbuch für Lehrende unleugbare Vorzüge besitzt. Von den Hauptwerken der betreffenden Dichter giebt der Verfasser meist mit ein paar kurzen Worten eine sehr anschauliche Inhaltsangabe. Auch dürfte sich gegen die Wahrheit der von ihm entworfenen litterarischen Porträts in den meisten Fällen wenig einwenden lassen. Etwas hart ist vielleicht seine Charakteristik Heines; indessen läßt er der Genialität seiner poetischen Erzeugnisse vollste Gerechtigkeit widerfahren. Umgekehrt mißt er der Bedeutung Börnes, des „besseren Menschen" als deutschen Dichters, wohl eine zu große Bedeutung bei. In dem Kapitel „Politische Dichtung" hätte eine gedrängtere Behandlung nichts geschadet; wozu immer noch von Litteraturgeschichte zu Litteraturgeschichte Namen von Dichtern und ihren Werken hinübertragen, welche, längst verschollen, für ihre Mitwelt ohne Bedeutung waren und auch auf die Nachwelt ohne Einfluß geblieben sind?

**Die Hauptströmungen der Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts.** Von G. Brandes. Vierte, vermehrte Auflage. (Leipzig, H. Barsdorf.) — Viele Jahre sind vergangen, seitdem in deutscher Übersetzung die erste Auflage dieses in gewissem Sinne epochemachenden Buches erschienen ist. Wenn heute die vierte Auflage vorliegt — bei einem Werke, das fünf Bände umfaßt! —, so ist damit der Beweis geliefert, daß der Inhalt des Buches noch nichts an Wert und Bedeutung eingebüßt hat. In der That, wer einen Einblick gewinnen will in das Wesen der europäischen Litteratur seit Beginn des neunzehnten Jahrhunderts bis zum Erlöschen der romantischen Richtung, dem kann das Buch noch immer als bester Führer empfohlen werden. Der Verfasser liefert bei den Hauptpersönlichkeiten nicht bloß ein anschauliches Bild von dem äußeren Lebensgange, sondern er giebt auch glänzend ausgeführte Analysen ihrer Werke. In dieser Beziehung verdient die Darstellung Byrons eine besondere Anerkennung. Hier haben wir jene produktive Kritik, von welcher Lessing sprach. Übrigens verspricht der Titel des Buches heute zu viel: die litterarische Strömung, welche das letzte Drittel unseres Jahrhunderts bewegt, findet in dem Buche keine Be-

rücksichtigung mehr. Ob übrigens der dänische Litterarhistoriker, der im Laufe seines Lebens so manchen von ihm entdeckten Gott wieder für einen Götzen erklärt hat, wohl heute noch alles aufrecht erhält, was er seinerzeit in jugendlich phantastischem Schwunge gesagt hat?

* * *

**Vasantasena oder Das irdene Wägelchen.** Übertragen von Dr. M. Haberlandt. (Leipzig, A. G. Liebeskind.) — Das Werk des großen indischen Shakespeare, wie der englische Sanskritgelehrte Wilson den unbekannten Dichter des „Irdenen Wägelchens" genannt hat, war in den engeren Fach- und Litteraturkreisen seit Jahrzehnten kein Fremdling mehr. Schon Wolf hatte das Werk im Jahre 1828 in seiner Übersetzung des „Indischen Theaters" nach dem Englischen den Deutschen zugänglich gemacht. Später folgte Boethlingk und in neuerer Zeit Fritze nach; nach dessen Übersetzung schrieb dann Emil Pohl, der Lustspieldichter, seine „Vasantasena", die bekanntermaßen einen großen Bühnenerfolg gehabt hat. Freilich ist in dieser im übrigen mit großem dramatischem Geschick ausgeführten Neubildung wenig von dem ursprünglichen Geiste des Originals geblieben. Wer diesen rein auf sich wirken lassen will, dem sei die vorliegende Übersetzung empfohlen. Wohl hat auch Haberlandt allzu üppige lyrische Triebe ausgemerzt und dem Drama die übliche fünfaktige Einteilung gegeben; er hat aber den indischen Geist mit seiner milden, gerade germanisches Empfinden so sympathisch berührenden, fast urchristlichen Anschauungsweise unverfälscht zu Worte kommen lassen. Jedenfalls gebührt ihm der größere Teil des Verdienstes, wenn nun auch neben „Sakuntala" und „Urvasi" „Vasantasena" zu jenen poetischen Gebilden gehört, welche nicht so leicht wieder von der Bühne der Weltlitteratur verschwinden können. Bei dieser Gelegenheit wollen wir auch daran erinnern, daß schon Klein, der geniale Verfasser der leider Torso gebliebenen „Geschichte des Dramas", in seinem Verständnis und mit überschwenglichen Worten diese Dichtung weit über Kalidasas Hauptwerk gestellt hat.

* * *

**Die Welt des Irrtums.** Hundert Irrtümer aus den Gebieten der Philosophie, Mathematik, Astronomie, Naturgeschichte, Medizin, Weltgeschichte, Ästhetik, Moral, Socialwissenschaft, Religion. Zusammengestellt und erörtert von Dr. jur. Adolf Brodbeck. Zweite Auflage. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) — Der Verfasser, der ein grundgelehrter Mann sein muß, hat in den zehn Specialfächern der einen großen Wissenschaft genau hundert Irrtümer herausgefunden. Wir hätten eigentlich mehr erwartet; und es dürfte am Ende auch zehn Gelehrten, wenn von diesen jeder sein Specialfach beleuchten sollte, nicht schwer fallen, zum mindesten tausend Irrtümer zu entdecken. Indessen Scherz beiseite! Schon ein solcher marktschreierischer Titel erweckt Verdacht; die Zeiten eines Aristoteles oder Leibniz sind heute vorbei. Es ist einfach Überhebung, wenn sich jemand in allen zehn, oben im Nebentitel angeführten Wissenschaften ein maßgebendes Urteil erlauben will. Schon die äußere Einkleidung dieser negativen Weisheiten wirkt ein wenig verdächtig und in der Weise des berühmten Doktors Eisenbart. Man erwäge nur: Ein jeder dieser hundert Irrtümer beginnt mit der stereotypen Phrase: „Es ist ein Irrtum, zu meinen ..." Es soll nicht geleugnet werden, daß der Verfasser in vielen Dingen recht hat; wo er indes im Recht ist, sagt er sehr oft nicht immer etwas Neues. Zum mindesten ist diese Form der Einkleidung wenig geschmackvoll zu nennen und dürfte nur wenigen imponieren. Gerade hier paßt das Wort nicht: Wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen.

* * *

**Niels W. Gade.** Aufzeichnungen und Briefe, herausgegeben von Dagmar Gade. Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen. (Basel, Adolf Geering.) — Das Buch zeigt uns den bekannten dänischen Komponisten als einen bescheidenen und liebenswürdigen Menschen, den die äußeren Erfolge seiner Künstlerlaufbahn niemals eitel gemacht haben. Ein großer Mangel des Buches für deutsche Leser darf indessen auch nicht verschwiegen werden. Es steckt zu wenig Tiefe darin; für die Dänen mag Gade einer der größten Komponisten sein, für uns bedeutet er doch nur einen Nachfolger, um nicht zu sagen Schüler Mendelssohns und Schumanns. Ist es nicht auch merkwürdig, daß dasjenige Werk Gades, welches sich auch heute noch in unseren Konzertsälen großer Beliebtheit erfreut, die Ouvertüre „Nachklänge von Ossian", als Opus 1 erschienen ist? Jedenfalls hätte das Buch für deutsche Leser bedeutend gewonnen, wenn wir auch erfahren könnten, wie sich unser dänischer Komponist während seines reichen Lebens zu den großen Fragen und Männern in seinem Kunstfach gestellt hat. Von den drei beigegebenen Porträts ist besonders interessant ein Jugendbildnis Gades, das ihn als Geiger darstellt; frappierend wirkt hier die Ähnlichkeit mit dem jugendlichen Robert Schumann. L.

* * *

**Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms in der Zeit von August bis zum Ausgange der Antoninen.** Von Ludwig Friedländer. 6. Auflage. Drei Bände. (Leipzig, S. Hirzel.) — Es giebt wenige Werke, die dem Friedländerschen Werke an die Seite gestellt werden können. Handelt es sich doch hier um ein groß angelegtes Werk, dessen wissenschaftlichen Charakter niemand bestreiten wird, und das dennoch für jeden Gebildeten nicht nur verständlich ist, sondern auch eine interessante Lektüre bietet. Oft genug wird behauptet, daß Wissenschaft und populäre Darstellung sich nicht vertragen, und so oft auch schon

das Gegenteil bewiesen worden ist, so wird diese Redensart immer noch täglich wiederholt. Das Friedländersche Werk liefert auch für die Sittengeschichte den Beweis, daß Wissenschaftlichkeit und leichte Verständlichkeit eines Buches einander nicht ausschließen. Alles, was sich auf das damalige Leben in Rom bezieht, ist erörtert. Zunächst ist das Aussehen der Stadt Rom und ihre Bevölkerung im allgemeinen beschrieben. Der Hof, der Einfluß, den er auf Formen und Sitten ausübt, werden uns lebendig geschildert; daß schon damals ebenso wie heute der Hof auf das Leben anderer Kreise einen wesentlichen Einfluß hatte, kann nicht überraschen. Die Gesellschafter der späteren Kaiser, ihre Hofnarren, das Ceremoniell bei Hofe, die öffentlichen Gastmähler bespricht der Verfasser eingehend. In socialer Beziehung kam wesentlich die Abstufung in drei Stände in Betracht. Man unterschied den Stand der Senatoren und den der Ritter, die als höhere Stände bezeichnet wurden; diese beiden Stände waren von den Plebejern streng getrennt. Was solche Bücher über Sittengeschichte besonders anziehend macht, sind in zahlreichen Fällen die Vergleichungen, zu denen die Werke Veranlassung geben. Man ersieht daraus, daß zahlreiche menschliche Schwächen zu allen Zeiten dieselben gewesen sind. Man lese nur im dritten Bande das Kapitel „Die Künste"; man wird dann finden, in welcher Weise die Künstlereitelkeit von dem Verfasser beschrieben ist. Die Künstlerlaunen, die Künstlereitelkeit und der Künstlerhochmut werden in anschaulicher Weise dargestellt. Es wird auch gezeigt, wie mancher Virtuose sich schließlich zum allgemeinen Gespött gemacht hat. Um die Künstlerlaunen zu charakterisieren, bezieht sich der Verfasser auf Horaz, der als eine Eigenschaft der Sänger es anführt, daß sie sich durch Bitten unter Freunden nie zum Singen bewegen lassen, daß sie hingegen, wenn sie nicht aufgefordert sind, gar nicht aufhören. Daß es in mancher modernen Gesellschaft ganz ähnlich zugeht, wo irgend jemand sich ans Klavier setzt und die ganze Gesellschaft damit langweilt, ist bekannt. Auch der Neid der Künstler auf ihre Kollegen war früher schon ebenso groß wie heute. Die Claque bestand bereits zur Zeit der römischen Kaiser. Selbst die hervorragendsten Künstler bezahlten Personen, um sich einen reichlichen Beifall zu sichern. Sehr lehrreich ist das Kapitel über den Unsterblichkeitsglauben. Ebenso wie heute, so hat auch früher und, wie Friedländer sagt, zu allen Zeiten erheblicher Zweifel an der Unsterblichkeit, ja sogar Leugnung derselben bestanden. Als besonders wichtig sieht es Friedländer für die Beurteilung der damaligen Zeit an, daß selbst der ältere Plinius in leidenschaftlicher Weise den Unsterblichkeitsglauben von sich weist. „Für alle," sagt Plinius, „tritt mit der letzten Stunde dasselbe ein, was vor der ersten war, und Gefühl und Bewußtsein giebt es für Seele und Körper nach dem Tode so wenig als vor der Geburt." Es ist nach Friedländer ein Irrtum, zu glauben, daß die Leugnung der Unsterblichkeit nur in der materialistischen Philosophie Epikurs ein Haupt- und Fundamentalsatz war, vielmehr wurde auch in anderen philosophischen Systemen die Seele nicht als unendlich lebend angesehen. Obwohl nach Friedländer der berühmte Arzt Galenus nicht Materialist war, so erklärte er doch seine großen Bedenken gegen die Ansicht Platos von der Immaterialität der Seele. Wodurch sollten sich, fragt er, unkörperliche Substanzen voneinander unterscheiden? Wie kann ein solches unkörperliches Wesen vom Körper so afficiert werden, wie dies bei der Seele im Wahnsinn, bei der Trunkenheit und in ähnlichen Zuständen der Fall ist? Meisterhaft hat der Verfasser es verstanden, die Resultate seiner reichhaltigen philologischen Studien in einer nicht nur wissenschaftlichen, sondern gleichzeitig für alle Gebildeten anziehenden Form niederzulegen.

* * *

**Geschichte der menschlichen Ehe.** Von Eduard Westermarck. Aus dem Englischen von Leopold Katscher und Romulus Grazer. Bevorwortet von Alfred Russel Wallace. (Jena, Hermann Costenoble.) — Daß ein neueres ausführliches Werk über die Geschichte der menschlichen Ehe bisher fehlte, darüber dürfte kein Zweifel bestehen; denn die meisten Werke, die wir hierüber haben, sind schon etwas veraltet. Zum Lobe des Buches etwas zu sagen, ist nicht nötig, da ein so fleißiges Werk dessen nicht bedarf. Die außerordentliche Belesenheit des Verfassers befähigt ihn wie kaum einen anderen, über die Geschichte der Ehe zu schreiben. Das Werk darf aber nicht nur als ein geschichtliches Werk betrachtet werden, es ist vielmehr auch vom ethnologischen, vom anthropologischen und vom allgemein naturwissenschaftlichen Standpunkt aus als eine Leistung zu betrachten, die dauernden Wert besitzen wird. Daß alle Arten der Ehe, die Verbote von Ehen zwischen Verwandten, die Raubehe und Kaufehe erörtert werden, ist selbstverständlich. Es muß besonders hervorgehoben werden, daß der Verfasser auf Grund seiner sehr gründlichen Studien nicht selten zu Ansichten kommt, die denen der hervorragendsten Gelehrten widersprechen. Mit größter Entschiedenheit weist Westermarck insbesondere die Ansicht der Anthropologen zurück, daß der Mensch ursprünglich in Ehegemeinschaft gelebt habe. Diese Annahme wird von dem Verfasser geradezu als unwissenschaftlich bezeichnet; sie beruhe auf Berichten über einige wilde Völker, die angeblich die Ehegemeinschaft kennen, und über gewisse Gebräuche, die für Überbleibsel aus einer Zeit gehalten wurden, in der es noch keine Ehen im heutigen Sinne gab. Nach Westermarck sind die Angaben über jene wilden Völker größtenteils bereits als irrig nachgewiesen. Sollte aber auch gelegentlich eine Ehegemeinschaft nachweisbar sein, so sei es doch gänzlich verfehlt, diese als das Ursprüngliche für die ganze Menschheit anzunehmen, zumal da gerade bei den niedrigsten Völkerschaften die geschlechtlichen Beziehungen am wenigsten der Pro-

Digitized by Google

miskuität, d. h. der Ehegemeinschaft, sich nähern. Westermarck meint, daß in der Entwickelung der Ehe besonders eine Erweiterung der Rechte der Gattin eingetreten sei. Diese sei nicht mehr Eigentum des Gatten, und die Ehe bilde jetzt einen auf vollkommener Gleichberechtigung beider Teile beruhenden Vertrag. Die Geschichte der menschlichen Ehe sei die Geschichte einer Verbindung, in der allmählich die Frauen den Sieg davongetragen haben über die Leidenschaften, die Vorurteile und die Selbstsucht der Männer. Es scheint, daß der Verfasser hier in Bezug auf die vollkommene Gleichberechtigung beider Teile in der Gegenwart doch etwas zu weit geht. Schon die Bestimmungen über Ehescheidung zeigen, daß auch heute noch dem Manne, wenn auch lange nicht mehr in dem Grade wie früher, gewisse Vorrechte eingeräumt sind.

**Die Entwickelung der Ehe.** Von Th. Achelis. (Berlin, Emil Felber.) — Während das große Werk von Westermarck auf alle Einzelheiten der Entwickelung der Ehe genau eingeht, ist die Arbeit von Achelis mehr eine kurze Zusammenfassung. Achelis bekämpft in dem vorliegenden Buche die Ansicht, daß das Vaterrecht die Grundlage der Verwandtschaft abgebe; vielmehr zeigten die modernen ethnologischen Studien, daß die Mutter bei vielen Völkern eine ganz andere Rolle einnimmt, als man, auf das Alte Testament gestützt, bei uns so häufig glaube. Überhaupt spielt in der Arbeit von Achelis die Erörterung der Verwandtschaftsverhältnisse unter den verschiedenen Völkern eine besondere Rolle. Das kleine Buch ist durchaus wissenschaftlich geschrieben und keineswegs in dem Sinne populär, wie der Verfasser in der Einleitung andeutet.

* * *

**Naturgeschichte des Verbrechers.** Von H. Kurella. (Stuttgart, Ferdinand Enke.) — Das vorliegende Werk ist wohl die bedeutsamste litterarische Erscheinung in Deutschland, die Lombrosos Annahme vom Verbrechertypus verteidigt. Lombroso, der bekannte italienische Psychiater, nimmt an, daß die Gewohnheitsverbrecher eine Summe von körperlichen und seelischen Merkmalen besitzen, durch die sie einen besonderen Typus des Menschengeschlechtes darstellen. Durch den Besitz dieser Merkmale soll der Betreffende mit absoluter Notwendigkeit zum Verbrecher werden. Es ist dies der Deliquente nato, der geborene Verbrecher Lombrosos. Wie man auch über diese Frage denken mag, so ist doch die Bemerkung Kurellas sehr berechtigt, daß nach Lombroso auch ohne solche anthropologische Merkmale jemand zum Verbrechen getrieben werden könne. Es giebt nach Lombroso auch Gelegenheitsverbrecher, die durch erworbene Eigenschaften oder durch sociale Bedingungen sich gelegentlich zu einem Verbrechen bestimmen lassen. Das Werk von Kurella tritt mit großer Entschiedenheit und Begeisterung für Lombrosos Verbrechertypus ein; es ist gewissermaßen eine zusammenhängende Lehre über diesen Verbrechertypus. Der größte Teil der sonstigen Litteratur, die auf diesem Gebiete in dem letzten Jahrzehnt bereits recht stattlich geworden ist, wird darin berücksichtigt. Mir scheint es allerdings, als ob Kurella von seinem Standpunkt aus zahlreiche Arbeiten über das Verbrechertum (z. B. diejenigen Benedikts) mit einem Ernste auffaßt, den sie nicht immer verdienen.

**Anthropologische Formeln für das Verbrechertum.** Von A. von Bentivegni. Schriften der Gesellschaft für psychologische Forschung, Heft 6. (Leipzig, Ambrosius Abel.) — Die Arbeit Bentivegnis ist wesentlich als eine Kritik der Lombrososchen Lehre zu betrachten. Die Schlüsse, zu denen unser geistvoller Kritiker kommt, sind denen Lombrosos wesentlich entgegengesetzt. Bentivegni hat zwar selbst zahlreiche Untersuchungen an Verbrechern angestellt, besonders in einem der größten Zuchthäuser, in das gerade die schwersten Verbrecher kommen; aber er stützt sich zunächst in seiner vorliegenden Arbeit nicht auf seine Untersuchungen. Bentivegnis Bestreben ist es vielmehr, aus den Arbeiten Lombrosos und seiner Anhänger nachzuweisen, welche Widersprüche zwischen ihnen vorkommen, so daß man einen Verbrechertypus, selbst wenn man die thatsächlichen Behauptungen Lombrosos alle anerkenne, nicht annehmen dürfe. Recht interessant sind einige Fehlerquellen, auf die der Verfasser hinweist. Die vorspringenden Augenbrauenbogen sollen ein Verbrechermerkmal erster Klasse sein; Bentivegni weist darauf hin, daß die modernen Kriminalanthropologen, wenn sie sich mit physiognomischen Studien etwas beschäftigt hätten, eine solche Behauptung nicht hätten aufstellen können. Vorspringende Augenbrauenbogen seien nämlich nach physiognomischen Grundsätzen ein Zeichen eines stark entwickelten Wahrnehmungsvermögens, wie es sowohl bei den schärfsten Denkern als auch bei anderen Naturen sich finde. Man finde dieses Merkmal häufig bei alten Militärs, bei bedeutenden Mathematikern und hervorragenden Diplomaten, z. B. beim Fürsten Bismarck. Mit dem Verbrecher hätten solche Leute das scharfe Wahrnehmungsvermögen gemein; aber deshalb von den scharfen Augenbrauen auf einen geborenen Verbrecher zu schließen, sei grundfalsch.

**Der Verbrecher in anthropologischer Beziehung.** Von Dr. A. Baer. (Leipzig, Georg Thieme.) — Das Baersche Buch ist ebenso wie die Arbeit Bentivegnis in der Tendenz und im Inhalte gegen die Lombrososche Schule gerichtet. Die Kompetenz Baers zu einem Urteil wird keiner bestreiten, der das Buch aufmerksam liest. Man wird die Überzeugung gewinnen, daß der Verfasser auf Grund genauester Litteraturkenntnis und ernster eigener Untersuchungen an die Veröffentlichung seiner Arbeit herangetreten ist. Baer will beweisen, daß der Verbrecher nicht in fatalistischer Weise durch die Organisation entsteht. Der Verbrecher sei nicht von Geburt auf zum Verbrecher bestimmt; nicht im Kinde liege die Verbrechernatur, wie es Lombroso behauptet. Der Verbrechertypus ist überhaupt nach Baer ein

ganz falscher Begriff; er ist in den meisten Fällen nur ein künstliches Produkt. Von einem eigentlichen Typus, wenigstens in anthropologischer Beziehung, könne man überhaupt nicht reden. Baer bestreitet nicht, daß der Schädel vieler Verbrecher abnorm ist; aber derartige Abnormitäten des Schädels fänden sich auch bei ganz ehrlichen Leuten und sind nach Baer durch Krankheiten in der Kindheit bedingt und nicht angeboren. Die meisten Entartungserscheinungen der Verbrecher fänden sich auch bei den ehrlichsten Menschen. Die eigentliche Verbrecherphysiognomie, auf welche die anthropologische Schule den größten Wert legt, sei ein äußerst trügerisches Moment. Mit größter Entschiedenheit wendet sich Baer gegen die Behauptung, daß Epilepsie und Verbrechertum identische oder nahe verwandte Erscheinungen seien, daß die Epilepsie und das Verbrechertum gewissermaßen nur zwei verschiedene Äußerungen eines gleichen, krankhaften, angeborenen Zustandes darstellen. Es ist unmöglich, hier auf den reichen Inhalt des fleißigen Buches einzugehen. Ich glaube, daß jeder, der sich über das Gebiet orientieren will, bei Baer Information und sachliche Kritik über alles finden wird, was er wünscht. Genau abgehandelt ist die Frage, ob die Verbrechernatur einen Atavismus darstellt, ob der Verbrecher dem Kinde ähnele; ausführlich besprochen ist die Frage, ob der Verbrecher ein sittlich Blödsinniger sei, kurz und gut, fast jede der vielen einzelnen Fragen, die sich an die Lehre Lombrosos knüpfen, ist berührt.

* * *

**Die Medizin der Naturvölker.** Ethnologische Beiträge zur Urgeschichte der Medizin von Dr. Max Bartels. (Leipzig, Th. Griebens Verlag.) — Der Verfasser, Max Bartels, hat sich längst auf dem Gebiete der Ethnologie einen Namen erworben, und wir dürften wohl wenige haben, die die Medizin vom vergleichend ethnologischen Standpunkte aus in der Weise beherrschen wie Bartels. Außer Bastian dürfte kaum ein anderer Deutscher auf diesem Gebiete eine solche Summe von Kenntnissen besitzen. In seinem Buche giebt Bartels Mitteilungen über die medizinischen Anschauungen und Bräuche, die bei den Naturvölkern bestehen. Er spricht über die Art, wie diese über Krankheiten denken, sowie über die Ärzte; die Diagnostik und die einzelnen Medikamente werden ausführlich erörtert. Auch die Hygiene, die chirurgischen Maßnahmen, Massage und Wasserkur werden uns geschildert. Daß der übernatürlichen Krankenbehandlung ein ausführliches Kapitel gewidmet ist, ist selbstverständlich. Das Heraussaugen der Krankheit, der Exorcismus durch den Medizinmann, das Fangen und Vernichten der Krankheitsdämonen, selbst das Zurückholen der Seele werden geschildert. Aus dem Abschnitt über die Ärzte sieht man, daß gemeinsame Konsultationen mehrerer Medizinmänner auch bei den Naturvölkern vorkommen. Man erkennt auch aus diesem Abschnitt, daß der Brotneid bei den Medizinmännern der Naturvölker nicht weniger ausgebildet ist als bei vielen Ärzten der Kulturvölker. Allerdings geht der Brotneid bei jenen so weit, daß ein Medizinmann dem Patienten die Tötung seines Kollegen anrät; es ist immerhin ein angenehmes Bewußtsein für die europäischen Ärzte, daß so etwas bei ihnen nicht vorkommt.

**Einkehr oder Umkehr in der Medizin.** Von einem Veteranen der Hygiene. (Leipzig, Karl Fr. Pfau.) — Vorliegende Arbeit berührt viele Gebiete der Medizin. Der Verfasser spricht über Geschichte der Medizin, über Heilung und Heilmittel, über den wissenschaftlichen Arzt, über den tierischen Magnetismus, über Vorurteile der Ärzte u. dergl. m., ohne irgend etwas Wesentliches zu berichten.

**Die Hygiene der Bewegung.** Von Paul Mantegazza. (Leipzig, Georg Heyne.) — Der Verfasser schildert die großen Vorteile der Bewegung, ohne irgend einen fruchtbaren Gedanken zu bringen. Als Stufenfolge der Körperübungen für Leute, die durch Krankheit lange Zeit zu körperlicher Unthätigkeit verurteilt waren, empfiehlt Mantegazza folgendes: 1) eine Stunde Spazierenfahren, 2) eine halbe Stunde Spazierengehen, 3) eine halbe Stunde Reiten, 4) eine Stunde Spazierengehen, 5) Übungen im Ball- oder Kegelspiel, 6) häusliche Zimmergymnastik.

* * *

**Hypnotische Experimente.** Von R. von Krafft-Ebing. Zweite vermehrte Auflage. (Stuttgart, Ferdinand Enke.) — Die Arbeit enthält die Versuche, die der berühmte Wiener Gelehrte an einem Fräulein P. angestellt hat, und über die in den verschiedensten Tagesblättern ausführliche Besprechungen erfolgten. Die Annahme, daß die P. die Hypnose simuliert habe, fand zuerst allgemeine Verbreitung, doch haben schließlich die wirklichen Forscher auf dem Gebiete des Hypnotismus aus dem ganzen Beobachtungsmaterial den Schluß gezogen, daß von einer Verstellung der P. nicht die Rede war, daß sie sich vielmehr wirklich in Hypnose befand. Kreuzfragen und andere Untersuchungen haben dies bewiesen. Zahlreiche Versuche bezogen sich auf die Zurückversetzung der P. in frühere Lebensalter, worüber jedoch hier nicht ausführlich berichtet werden kann. Professor Moritz Benedikt in Wien, der die ganze Sache für einen Schwindel erklären wollte, ist in der vorliegenden Arbeit gründlich abgeführt und widerlegt. Allerdings wird mitunter behauptet, eine solche Widerlegung Benedikts sei nicht notwendig gewesen, da dieser Mann doch nicht ernst genommen würde.

**Suggestion und Hypnose.** Von Dr. med. Max Hirsch. (Leipzig, Ambrosius Abel [Arthur Meiner].) — Der eben besprochenen Arbeit R. von Krafft-Ebings reiht sich würdig an in der Litteratur des Hypnotismus die Arbeit von Hirsch. Obwohl das Buch wesentlich den medizinischen Standpunkt erkennen läßt, so sind doch auch alle

anderen bei der Hypnose zu berücksichtigenden Gesichtspunkte genügend gewahrt. Wir besitzen nach meiner Ansicht in Deutschland kein Buch, das mit der Kürze des Hirschschen eine gleiche Vollständigkeit des Materials vereint. Hirsch geht auf einige allgemeinere mit der Medizin zusammenhängende Fragen ein, z. B. auf die Behandlung Nervöser in sogenannten Nervenheilanstalten; hierbei kommt der Autor zu dem sehr richtigen Schluß, daß für viele, und zwar besonders für Hysterische, die sogenannten Nervenheilanstalten nicht nur keinen Nutzen gewähren, sondern daß sie oft im stande sind, die Krankheit zu steigern.

* * *

**Bericht über die von dem Verein der deutschen Irrenärzte in der Jahressitzung vom 25. Mai 1893 gefaßten Beschlüsse.** (München, J. F. Lehmann.) — Zwei Themata sind in der vorliegenden Sammlung besprochen: erstens Psychiatrie und Seelsorge und zweitens die Frage der Reform des Irrenwesens in Preußen. Es kann an dieser Stelle natürlich nicht ausführlich auf den Inhalt des Buches eingegangen werden. Erwähnenswert ist, daß im ersten Teil des Buches, wo über die Psychiatrie und Seelsorge gesprochen wird, es als selbstverständlich vorausgesetzt wird, daß unter ärztlicher Leitung den Kranken geistlicher Zuspruch gewährt werden soll. Die Annahme einiger Geistlichen, daß man die Geisteskrankheit als Folge einer Sünde zu betrachten habe, und daß man den unglücklichen Geisteskranken nicht wie einen körperlichen Kranken zu behandeln habe, wird zurückgewiesen. Hervorzuheben ist, daß ein auf dem Standpunkt der evangelischen Kirche stehender bekannter Irrenarzt, Dr. Scholz in Bremen, die Diakonissinnen entlassen mußte, die bei dem Pastor Bodelschwingh vorgebildet waren, weil es sich herausstellte, daß sie gewohnheitsmäßig Geisteskranke prügelten. Leider ist nicht hinzugefügt, weshalb man die Anzeige bei der Staatsanwaltschaft über diese Mißhandlungen der Geisteskranken unterlassen hat. Es wäre ganz gut gewesen, wenn in einer gerichtlichen Verhandlung diese Sachen zur Sprache gekommen wären. Man würde dann für prügelsüchtige Wärter und Wärterinnen ein Abschreckungsmittel gehabt haben.

* * *

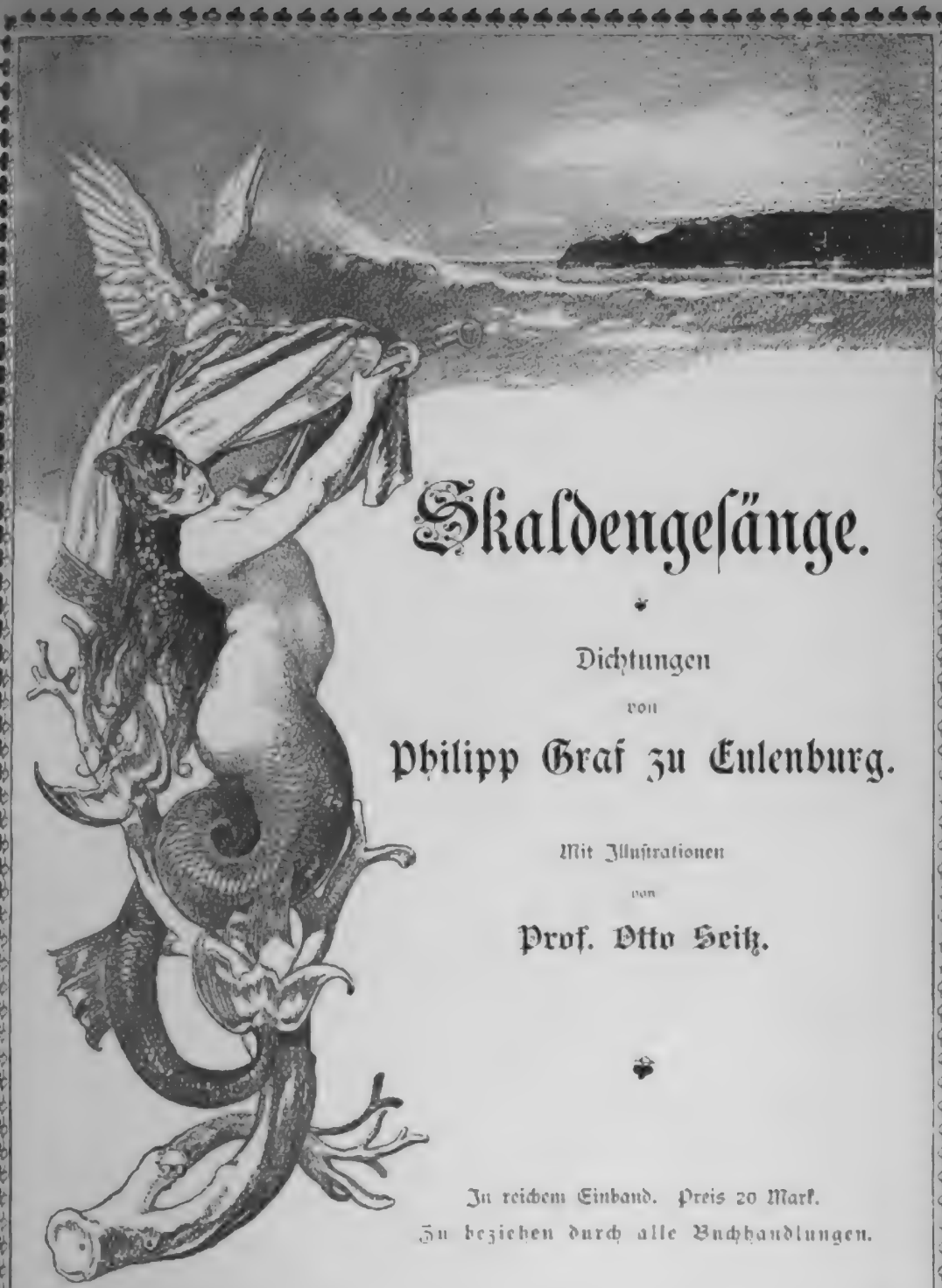
**Einleitung in die Philosophie.** Von Friedrich Paulsen. Zweite Auflage. (Berlin, Wilhelm Hertz.) — Der bekannte Berliner Gelehrte bietet in dem vorliegenden Buche im wesentlichen den Inhalt seiner Vorlesungen. Das Buch ist, wie der Verfasser in der Vorrede ankündigt, nur als eine Einführung in die Philosophie zu betrachten; doch sucht Paulsen überall seinen eigenen Standpunkt hervorzuheben, so daß das Buch nach dieser Richtung nicht als ein nur historisches oder beschreibendes Werk zu betrachten ist. Sehr lehrreich scheint mir die Einleitung des Buches zu sein, wo das Wesen und die Bedeutung der Philosophie, ihr Verhältnis zu Religion, Mythologie und zu den Wissenschaften dargelegt werden. Daß auch die Psychologie und besonders das Verhältnis des Physischen zum Psychischen besprochen und die betreffenden Theorien kritisiert werden, ist selbstverständlich.

* * *

**Physiologie der geistigen Arbeit.** Von Dr. J. Poeche. (Münster, Adolph Russells Verlag.) — Die kleine Schrift macht nicht den Eindruck einer systematischen und mit Plan unternommenen Arbeit. Der Autor bespricht das Temperament des Menschen, sowie das Verhältnis von Temperament und Intelligenz zueinander.

M.

Unter verantwortlicher Redaktion von Dr. Adolf Glaser in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. — Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



# Skaldengesänge.

Dichtungen

von

## Philipp Graf zu Eulenburg.

Mit Illustrationen

von

**Prof. Otto Seitz.**

In reichem Einband. Preis 20 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Der Verfasser war der stete Begleiter Sr. Majestät des Kaisers auf dessen Nordlandsfahrten, und seine „Skaldengesänge" sind direkt unter dem Eindruck nordischer Natur und altnordischer Volksdichtung entstanden. Es sind Neubildungen, hervorgegangen aus dem Geiste der altnordischen Sage und erfüllt von der Gemütstiefe, der Innigkeit und dem Formensinn des echten Poeten. Prof. Otto Seitz in München hat die Bilder dazu komponiert und steht dem Dichter würdig zur Seite. Das Buch ist Sr. Majestät dem Kaiser zugeeignet, und die Verlagshandlung hat ihm eine all diesen Umständen entsprechende prächtige, geschmackvolle und gediegene Ausstattung zu teil werden lassen.

GRÜNDUNG 1889.

MANUFAKTUR-MODE-SEIDEN-WAREN,
SAMMETE, LEINEN, BETT- U. LEIB-WÄSCHE,
BADETÜCHER, ELSASSER BAUMWOLLEN-WAREN,
GARDINEN, MÖBELSTOFFE, TEPPICHE, TISCHDECKEN,
TRICOTAGEN, STRÜMPFE, FLANELLE, TÜCHER, UMHÄNGE,
BLUSEN, JUPONS, SPITZEN, STICKEREIEN, SCHIRME, SCHÜRZEN,
REISE-, PFERDE-, SCHLAF- U. STEPP-DECKEN, BETTFEDERN etc.

# RUDOLPH HERTZOG.

GROS U. DÉTAIL — FESTE PREISE.

*EIGENES HAUS IN PLAUEN i. V.*
FÜR EINKAUF UND VEREDLUNG DER GARDINEN-FABRIKATE.

*Transito-Lager im Hause.*

FRANKO-VERSAND
VON PROBEN, PREISLISTEN UND ALLEN
AUFTRÄGEN VON 20 MARK AN.

**Bei Musterbestellungen genauere Angabe von Preis u. Art erbeten.**

15-14. Breitestr. — Brüderstr. 27-29.

**BERLIN *C.***

Die Firma unterhält für den Verkauf
weder **Zweiggeschäfte** noch **Reisende** oder **Agenten.**

**An Sonntagen und christlichen Feiertagen**
bleiben die Verkaufsräume und die Bureaux geschlossen.

Juli 1894.

Heft 454.

38. Jahrg.

# Westermanns illustrierte deutsche Monats-Hefte

für das gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Braunschweig Druck u. Verlag v. George Westermann.

Weſtermanns

# Illuſtrierte Deutſche Monatshefte.

Juli 1894.

## Inhalt.

Seite
**Otto Roquette**: Kanz und Känzlein. Novelle . . . . . . . . 385
**Julius von Pflugk-Harttung**: Eine Fremdherrſchaft . . . . 406
Mit ſechs Porträts
**Auguſt Trinius**: Goslar. II. (Schluß) . . . . . . . . . . . 415
Mit elf Abbildungen.
**Königsbrunn-Schaup**: Die Bogumilen. Roman aus Neu-Öſterreich. IV. (Fortſ.) . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 428
**Otto Gumprecht**: Charles Gounod . . . . . . . . . . . . 454
Mit einem Porträt
**Rudolf von Gottſchall**: Sommerbilder von der Inſel Rügen 465
Mit fünfzehn Abbildungen.
**Gabriele Reuter**: Gunhild Kerſten. Novelle. III. (Fortſ.) . . . 482
**Hugo Schröder**: Hans von Schweinichens Lehr- und Wanderjahre . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 497
**Litterariſche Mitteilungen** . . . . . . . . . . . . . . . 508
**Litterariſche Notizen** . . . . . . . . . . . . . . . . . 511
**Litterariſche Neuigkeiten** . . . . . . . . . . . . . . . I
**Anzeigen** . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . III

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift iſt unterſagt.
Überſetzungsrechte bleiben vorbehalten.

Das vorliegende Heft enthält eine Beilage von:

George Weſtermann in Braunſchweig, betr. Edward Whympers „Berg- und Gletſcherfahrten in den Alpen“.

Ill. D. Monatshefte. Juli 1894.

Charles Gounod.

Digitized by Google

# Kauz und Käuzlein.

Novelle

von

**Otto Roquette.**

Michael Kauz, der Großvater, lag auf dem Sterbebette, und die um ihn verſammelte Familie erwartete jeden Augenblick ſeinen Tod. Michael Kauz, der Enkel, lag in der Wiege und ſchrie mit heller Stimme in das ihm noch ungewohnte Leben hinein. Sie wußten voneinander noch nichts: der alte Herr nicht, daß ihm ein Enkel geboren worden war, der junge nicht, daß er einen Großvater hatte, denn er ſelbſt genoß erſt ſeit wenigen Wochen das Behagen des Daſeins. Der Arzt, welcher den Kranken genau beobachtete, bat die Familie, das Zimmer zu verlaſſen, da die Gegenwart ſo vieler Perſonen für den Patienten nicht gut ſei. Man zog ſich in die Wohnſtube des Vaters zurück, bis auf Doris, die jüngſte Tochter, welche zögerte, ſich von dem Sterbenden zu trennen. Ein dringender Blick des Doktors vermochte es jedoch über ſie, den anderen langſam zu folgen.

In dem für jede Bequemlichkeit wohlausgeſtatteten Wohnzimmer befanden ſich jetzt fünf Perſonen beiſammen. Frau Roſamunde Dorn und Frau Bertha Reimann, die beiden älteſten Töchter, ſaßen an einem Fenſter in ein eifriges Flüſtergeſpräch vertieft, welches jedoch, aus ſeiner Lebhaftigkeit zu ſchließen, nicht die Krankenſtube zu behandeln ſchien. Die Gatten der beiden Damen aber, der Großkaufmann Dorn und der Hofapotheker Reimann, der ſich doch lieber „Herr Doktor“ nennen ließ, da er dieſen Titel wirklich beſaß, durchmaßen das Zimmer auf dem weichen Teppich, der ihre Tritte dämpfte, weniger in Unterhaltung, aber in ihren Gedanken durchaus übereinſtimmend. Ob der Schwiegervater wohl ein Teſtament gemacht hatte? Bei ſeiner Ordnung in allen Dingen des Lebens war das doch wahrſcheinlich! Aber ob er darin ſeinen kürzlich verſtorbenen einzigen Sohn, an dem er ſo wenig Freude gehabt und mit deſſen Enterbung er gedroht hatte, wirklich von der Erbſchaft ausgeſchloſſen haben mochte? In dieſem Falle ging das ſehr anſehnliche Vermögen nicht in vier, ſondern nur in drei Teile, welche allein den drei Töchtern zu gute kamen. Obgleich ſelbſt wohlhabende Männer, waren ſie doch Geſchäftsleute genug, einen ſolchen Vorteil lebhaft zu begrüßen.

Währenddem ſtand Doris an einem an-

deren Fenster und blickte in schmerzlichem Brüten durch die Scheiben, an welche der rauhe Herbstwind die gelben Blätter warf. Der Garten stand bereits verödet, die Bäume fast kahl, das Laub flog in Wirbeln durch die Gänge und wurde in die Luft gejagt. Aber nicht dieses traurige Hinscheiden des Lebens aus der Natur beobachtete Doris, denn eine viel tiefere Trauer erfüllte ihr Herz, und ihre Gedanken verweilten bei den kummervollen Ereignissen der letzten Zeit. Sie gedachte des so innig geliebten Bruders, der ihr in blühenden Jahren durch den Tod entrissen worden, sie gedachte der jungen Frau desselben, welche, innerlich gebrochen, zu früh einem Kinde das Leben gegeben hatte, um ihrem Gatten bald darauf zu folgen. Das Kind, wenige Stunden nach seiner Geburt schon eine Waise, lebte und schien getrost dem Dasein angehören zu wollen, aber wer sollte sich des Knaben annehmen, bei der Härte des Vaters, der sich dem Sohne so trotzig entfremdet hatte? bei der herzlosen Kälte der Schwestern und ihrer Männer, welche die Heirat des viel jüngeren Bruders als eine Schmach für das Haus erklärten, und sich durch den Tod der jungen Gatten nicht sonderlich ergriffen gezeigt, auch jede Hilfe für das Kind entschieden abgelehnt hatten! Unter dem schroffen und eigenwilligen Charakter des Vaters hatte auch Doris gelitten und litt im Herzen noch tief darunter. Denn der Mann, dem sie ihr Herz geschenkt hatte und der sie liebte, war ihr von dem Vater verweigert und jede Beziehung zu ihm streng verboten worden. Ein tiefes Weh ging auch darum durch ihre Seele, aber in dieser Stunde erfüllte sie doch ganz die schmerzliche Angst um den Vater, denn er war ihr Vater, den sie liebte — ja, sie fühlte in diesem Augenblick, wie sehr sie ihn liebte! Und was hing nicht alles von seinem Leben oder Tode ab! An sich selbst dachte sie kaum, aber was wurde aus dem Kinde ihres Bruders, wenn der Alte starb? Daß sie selbst es sich dann zur heiligen Pflicht machen werde, sich des Verwaisten anzunehmen, stand bei ihr fest, und sie wollte auch den Kampf ihrer Familie dagegen nicht scheuen. Aber sie hoffte immer noch, daß der Vater diesen Tag überleben werde, und dann schrieb sie sich die andere Pflicht vor, den Alten an den Gedanken zu gewöhnen, daß er für einen Enkel zu sorgen habe. Sie hatte im stillen bereits einige Vorbereitungen getroffen. Denn Doris, obgleich ein noch junges Mädchen, hatte doch auch etwas von den starken Charakterzügen des Vaters, wie dieselben auf die ganze Familie übergegangen waren. Traten sie bei den beiden älteren Schwestern als rücksichtsloser Egoismus, Herzenskälte und Berechnung auf, so lebten sie bei Doris, in ihrer vertieften und reinen Natur, in einem selbstlosen Handeln, wo das Gemüt und der Verstand dazu aufrief. Dem Willen des Vaters hatte sie sich gefügt, soweit es ihr eigenes Leben betraf, mochte gleich ihr Herz darüber brechen. Nicht aber ließ sie sich von dem geliebten Bruder abwenden, noch auch in dem Verkehr mit seiner jungen Frau beschränken, sondern war ihnen mit Rat und That eine treue Schwester geblieben, bis zu den Stunden, da sie aus dem Leben scheiden mußten. Der Vater wußte um diesen Verkehr, und daraus, daß er ihn, obgleich seiner Schwiegertochter die Schwelle des Hauses verboten war, nicht eigentlich untersagte, schöpfte Doris die Hoffnung, daß es ihr doch noch gelingen werde, eine Versöhnung herbeizuführen. Und nun? Ach, es war für Doris, wenn sie die Gedanken in das jüngst Vergangene lenkte, eine lange Geschichte voll Trübsal und Schrecken, und sie ist doch kurz zu erzählen.

Der Großkaufmann Michael Kauz hatte einen Sohn gehabt, auf den jeder Vater hätte stolz sein dürfen. Es war ein geistig geweckter, früh entwickelter und schöner Bursche, in welchen selbst die verheirateten Schwestern sich etwas verliebt zeigten. Aber auch er hatte seinen festen Willen, selbst dem Vater gegenüber. Zum ersten ernsteren Gegensatz zwischen beiden kam es, als Berthold sich dem Kaufmannsstande abgeneigt und zum Studium der Medizin die Universität beziehen zu wollen erklärte. Es gab harte Redekämpfe zwischen Vater und Sohn, bis Berthold versicherte, er werde auch ohne jede Unterstützung seine Studien beginnen und sich die Mittel dazu selbst verdienen. Diesen gefährlich drohenden Zwiespalt wußten die älteren Schwestern doch noch auszugleichen und dem Bruder die Zustimmung des Vaters zu erwirken. Aber bei dem

mangelnden Verständnis zweier Naturen, die doch manches Gleichartige hatten, war ein Mißverhältnis zwischen Vater und Sohn gekommen. Der Alte konnte nicht darüber hinaus, daß sein altbestehendes Geschäft nicht durch den Sohn fortgeführt werden, sondern in andere Hände übergehen sollte, und erging sich in verächtlichen Angriffen gegen den ärztlichen Beruf. Berthold, aufgebracht, gab ihm durch Anspielungen auf den Handel manches zurück. Es folgten heftige Ausbrüche des Alten und dauernde Verstimmung auf beiden Seiten. Und doch gab es Tage, wo der Vater sich insgeheim auf seinen Sohn stolz fühlte. Hörte er doch von allen Seiten nur Rühmendes über ihn, war man doch überzeugt, daß Berthold eine glänzende Laufbahn machen werde. Und wirklich war der junge Mann mit dreiundzwanzig Jahren schon im stande, dieselbe als praktischer Arzt zu beginnen und in kurzer Zeit einer der gesuchtesten Ärzte zu werden. Da trat ein Fall ein, der die gute Meinung des Vaters erschütterte und zu einem unheilbaren Riß in der Familie führen sollte. Berthold verlobte sich mit einem jungen Mädchen, welches sein Probejahr als Lehrerin an einer öffentlichen Schule durchmachte. Selbst noch fast kindlich, sehr arm, aber anmutig in ihrem ganzen Wesen und von dem reinsten Willen beseelt, hoffte sie, ihrer Mutter bald eine Stütze werden zu können. Denn diese, die Witwe des Rendanten Bergius, lebte von einer nur kleinen Pension und suchte durch weibliche Arbeiten für Geschäfte ihr Einkommen ein wenig zu verbessern. Als Berthold dem Vater seine Verlobung mit einem Mädchen, nach der Auffassung der Familie tief unter seinem Stande, mitteilte, geriet der Alte in Schreck und Zorn, versagte seine Einwilligung, verlangte die Lösung dieses Verhältnisses und drohte endlich mit der Enterbung des Sohnes, wenn derselbe auf seinem Willen beharre. Die älteren Schwestern waren außer sich vor Ärger, erklärten, daß sie diese Person niemals als Schwägerin anerkennen und niemals in ihrer Wohnung empfangen würden. Sie drangen wiederholt in den Vater, kein Zugeständnis zu machen, was sie gar nicht nötig gehabt hätten, da Herr Michael Kauz seine feste Stellung zu der Sache genommen hatte. Aber auch Berthold blieb fest, und unerschütterlicher Wille stand den zum Widerspruch Vereinigten gegenüber. Nur seine jüngste Schwester hatte er auf seiner Seite, Doris, mit welcher er stets in dem schönsten brüderlichen Verhältnis gestanden hatte. Aber wie wäre die Stimme des jungen Mädchens bei dem allgemeinen Ansturm in Betracht gekommen! — Berthold betrieb unverdrossen seine Hochzeit, die in einer einfachen Trauung in Gegenwart der Schwiegermutter und seines Freundes Oswald Bruneck, eines jungen Gymnasiallehrers, stattfand. Doris vergoß heimliche Thränen, daß es für sie unmöglich war, an dieser Feier teilzunehmen. Aber auch Bertholds junge Gattin weinte, daß ihr eigenes Glück dem Geliebten so viel Widerwärtigkeit bereiten sollte. Dennoch waren die Vermählten glücklich, trotzdem die junge Frau weder die Schwelle des Schwiegervaters noch die der Schwägerinnen betreten durfte. Aber Doris fand bald den Weg in die Häuslichkeit des Bruders und das Verhältnis einer liebevollen Schwester zu dessen Gattin. Es konnte alles doch wohl noch gut werden, so hoffte sie, und ließ es sich angelegen sein, diese Hoffnung auch in den jungen Gatten wach zu erhalten. Bertholds Glücksstern war auch in seiner öffentlichen Thätigkeit im Steigen. Da hemmte das Schicksal plötzlich seinen Lauf. Eine Blutvergiftung warf den gesunden, lebensvollen jungen Mann danieder, und nach wenigen Tagen war er eine Beute des Todes. — Als der Vater von diesem Schreckensfall vernahm, war er selbst wie vom Schlage gerührt. Alles, was er jemals gegen den Sohn auf dem Herzen gehabt, war hinweggeweht und nur der Schmerz um den Verlust machte sich geltend. Er sank selbst auf das Krankenlager. Die Geburt eines Enkels und der Tod seiner Schwiegertochter hatte ihm noch nicht mitgeteilt werden können. Er lag lange in dem heftigsten Nervenfieber, und es gewann den Anschein, als wären seine Lebenskräfte aufgezehrt. Diese Befürchtung mochte der Arzt der Familie nicht vorenthalten, und so hatte sich dieselbe schnell versammelt, um an dem Todesbette des Vaters gegenwärtig zu sein.

Aber den beiden Schwiegersöhnen dauerte das Sterben doch etwas zu lange, da sie

nun schon stundenlang ihre Geschäfte darüber versäumt hatten. Hastiger schritten sie auf und nieder und überlegten schon, ob es nicht geraten sei, ihrem Tagewerk nachzugehen und den Frauen die Familienpflichten zu überlassen. Da trat Wenzel, der alte Diener des Hauses, herein, deckte mit betrübter Miene den Tisch und trug ein feines Frühstück auf, welches die Ungeduldigen doch noch zum Ausharren bewog. Eine Tasse warmer Fleischbrühe deuchte immerhin angenehm an dem kühlen Tage, der geräucherte Lachs sah verlockend aus, nicht minder der frische Kaviar; der gute Malaga aus dem Keller des Schwiegervaters war den Herren bekannt. Die bekümmerte Familie langte unverdrossen zu, während Doris, ohne etwas zu berühren, den Blick auf die Thür gerichtet hielt, durch welche der Arzt in jedem Augenblick eintreten konnte.

„Doris, du solltest etwas genießen!“ mahnte Frau Reimann. „Du siehst angegriffen aus. Die ganze Nacht hast du wieder am Krankenbette gewacht!“

„Wie hätte ich schlafen können?“ entgegnete Doris ablehnend.

„Man kann auch des Guten zu viel thun!“ erwiderte Herr Dorn, indem er ein geröstetes Schnittchen stark mit Kaviar ausstattete. „Es ist ja doch Hilfe genug da! Außer Wenzel noch die beiden Krankenwärter, die Tag und Nacht abwechseln.“

„Die Pflegekosten werden einen starken Posten aufweisen!“ sagte Frau Rosamunde, ihre Tasse absetzend.

„Und dann,“ fiel der Apotheker ein, „das Begräbnis! Man hat sich denn doch darauf gefaßt zu machen, so traurig es ist. Jedenfalls muß es, bei unserer Stellung, erster Klasse sein, und ohne kostspieligen Aufwand wird man es nicht haben können.“

In diesem Augenblicke wurde die Thür zum Krankenzimmer leise geöffnet und Doktor Fink trat ein. Doris war die erste, welche aufsprang und mit ängstlichen Blicken aus den Mienen des Arztes zu lesen suchte. „Tot?“ war die stumme Frage, welche auch in den Gesichtern der übrigen stand. Frau Bertha und Frau Rosamunde erhoben bereits ihre Taschentücher zu den Augen.

„Meine Herrschaften!“ begann Doktor Fink, „ich habe Ihnen eine überraschende, aber freudige Nachricht zu bringen. Die Krisis ist vorübergegangen und die Besserung des Zustandes unseres Kranken eingetreten. Herr Michael Kauz wird leben, und hoffentlich zu unserer Freude noch recht gesund weiter leben!“

War es ein Ausdruck der Enttäuschung, der plötzlich in den starren Blicken von vier Personen lag, welche sich auf den Arzt hefteten? Die Frauen fanden zuerst einen Ausweg aus ihrer Überraschung, indem sie einander um den Hals fielen. Die Männer dagegen legten einen Zug lächelnder Freude in ihre Mienen und reichten dem Arzte die Hände. Doris war jedoch bereits aus dem Zimmer geflogen, aber nicht in die Krankenstube, sondern zu einer anderen Thür hinaus.

„Wollen Sie Herrn Kauz als Genesenden begrüßen,“ fuhr der Arzt fort, „so habe ich nichts dagegen.“ Er ging an das Krankenlager, und die übrigen folgten.

Herr Michael Kauz lag jetzt mit ruhigen Zügen da und betrachtete stumm seine Umgebung. Es sah aus, als ob er ihnen zunicken wollte. Es wurden nur wenige Worte gesprochen, doch klangen sie von den Lippen seiner Töchter sehr liebevoll und zärtlich.

Da trat Doris in das Zimmer und an das Lager des Alten. Sie trug ein Kind, in saubere Kissen gehüllt, in den Armen und hielt es nahe vor das Gesicht seines Großvaters. „Vater!“ rief sie, „wirf in der Stunde deiner Genesung einen Blick auf dieses Kind! Es ist dein Enkel, der Sohn deines Sohnes Berthold, es trägt deinen Namen, Michael Kauz, es sieht dich mit stumm flehenden Blicken an.“

Durch das Gesicht des Kranken ging es wie Schreck, aber seine Augen wurden groß, wie von Neugier. Seine Hand tastete an den Kissen des Kindes umher, als wollte er das Köpfchen seinen Augen näher bringen. Die Damen Bertha und Rosamunde waren empört über den eigenmächtigen Vorgang ihrer Schwester und wendeten sich an den Arzt, sie mit dem Kinde fortzuschaffen. Dieser aber schüttelte lächelnd den Kopf, und es war für die Damen augenscheinlich, daß Doris mit ihm im Einverständnis handelte.

Der Alte aber zog das Kissen immer näher an sich heran und starrte in das Gesicht des kleinen Erdensohnes.

„Es ist dein Enkel!“ fuhr Doris fort. „Erst wenige Wochen alt und schon eine Waise; denn seine arme Mutter starb gleich nach seiner Geburt. Er hat niemand auf der Welt, der für ihn sorgt, wenn sein Großvater es nicht thut! Ich habe ihn heute früh in unser Haus genommen, und wenn kein anderer für ihn eintritt, so thue ich es — ich allein!“

Eine Bewegung des Unwillens war bei den beiden anderen Damen nicht zu verkennen. Der Kranke aber zog seine Hand plötzlich ermattet zurück und schloß die Augen.

„Wenn der Vater jetzt stirbt, so bist du es, die ihn getötet hat!“ flüsterte Frau Rosamunde mit schwer verhaltener Heftigkeit in das Ohr der jüngeren Schwester.

Erschreckt beugte sich Doris über das Antlitz des Kranken. Dadurch mochte Michael Kauz der Jüngere in eine unbequeme Lage gekommen sein, und ärgerlich darüber erhob er die Stimme und schrie laut und rücksichtslos über das Krankenbett hinweg. Der Großvater öffnete die Augen weit, und ein Erstaunen prägte sich in seinen Zügen aus. Er erhob den Kopf ein wenig, wie lauschend, als ob ihm Musik zu Gehör dränge, und sah das Kind lange an. Doris suchte ihren Neffen durch Wiegen in den Armen zu beruhigen, was ihr auch sonst schon gelungen war, und nur in abgebrochenen leisen Äußerungen ließ er seine Verstimmung noch vernehmen.

„Behalte ihn! Du mußt ihn mir wiederbringen!“ sagte der Großvater. „Jetzt aber — geht!“

Alle, bis auf den Arzt, verließen die Krankenstube, Doris mit dem Kinde voran. Die beiden Herren glaubten nun genug Zeit verloren zu haben und machten sich auf den Heimweg. Während sie vor der Thür die Regenschirme aufspannten, um sich nach verschiedenen Seiten zu trennen, blieben die beiden Damen Bertha und Rosamunde noch im Wohnzimmer, denn es galt eine Strafrede für die jüngere Schwester. Doch konnten sie sich nicht versagen, noch einen betrachtenden Blick auf das Kind zu werfen.

„Keine Spur von Ähnlichkeit mit Berthold!“ sagte Bertha.

„Wird wohl eher der Großmutter Bergius ähnlich sehen!“ fügte Rosamunde in wegwerfendem Tone hinzu.

Diese Großmutter Bergius stand aber bereits verschüchtert und bescheiden an der Thür und wagte kaum, einen Schritt in das Zimmer zu thun. Da der Kleine wieder unruhig wurde, legte ihn Doris in ihren Arm, und froh, ihn wieder zu haben, eilte die beängstigte Frau aus dem Zimmer.

„Doris, du hast unverantwortlich gehandelt! Wie durftest du ohne unser Wissen das Kind in das Haus holen?“ rief Rosamunde.

„Mit Doktor Fink hast du jedenfalls zusammengesteckt!“ fiel Bertha ein. „Den Kranken hast du überrumpelt! Ob der Vater bei gesunden Geisteskräften dein Handeln billigen wird, ist sehr die Frage!“

„Ich glaube nur meine Pflicht gethan zu haben,“ entgegnete Doris mit Ruhe. „Was ich zu unserem Vater gesprochen habe, das könnte ich euch nur wiederholen. Bertholds Knabe, des Vaters Enkel, der Verwaiste, Hilflose, darf nicht das Opfer unseliger Mißverständnisse werden, sondern gehört in den Kreis seiner Familie.“

Es würde lange währen, den Sturm von Anschuldigungen und Tadelreden der Damen darzulegen, der sich über das junge Mädchen ergoß, wobei die Sprecherinnen sich so weit vergaßen, ihre Stimmen sehr laut werden zu lassen, so daß man sie in der Krankenstube hören mußte. Doris machte eine abwehrend bittende Bewegung nach der Thür zu, worauf die Damen ihren Unmut mehr im Flüstertone zum Ausdruck brachten.

„Ich bitte, laßt mich!“ sagte Doris endlich. „Ich habe gethan, was ich vor meinem Gewissen verantworten kann. Das Kind bleibt in unserem Hause.“

„Bleibt? Wirklich —?“ rief Rosamunde höhnisch. „Nun, wir werden ja sehen!“ Sie schritt aus dem Zimmer, gefolgt von Bertha. Beide hüllten sich in ihre seidenen Mäntel und ließen eine Droschke holen. Eigentlich schien es ihnen bedenklich, den Schauplatz schon zu verlassen, auf dem für ihr Ansehen so viel auf dem Spiele stand, aber überlegend, daß eine Gegenwirkung heute noch nicht angebracht sei, beschlossen sie, wenigstens noch zusammenzubleiben und die nächsten Schritte zu beraten.

Doktor Fink hatte wirklich mit Doris im Einverständnis gehandelt. Obgleich bedeu-

tend älter als der verstorbene Berthold, war er doch mit demselben befreundet gewesen, und da er die Bedeutung des jüngeren Mannes von Herzen gern anerkannte, ihm auch hier und da förderlich entgegengekommen. Er hatte dem Freunde, dem er nicht mehr helfen konnte, die Augen zugedrückt; er war bei der Geburt des Kindes und bei dem Tode der jungen Frau gegenwärtig gewesen, um als Arzt die schmerzlichsten Erfahrungen zu machen. Er kannte die Mißstimmung der Familie, er durchschaute auch die Charaktere der Personen im Hause des Kaufmanns. Er war es auch, der Doris zu einem Hauptstreich veranlaßt hatte, auf den sie bereitwillig und hoffnungsvoll einging. Auch war die Krisis in dem Zustande des Alten nicht heute so plötzlich, sondern schon vor mehreren Tagen eingetreten, und er wollte nur abwarten, bis der Plan ohne Gefahr für den Patienten auszuführen wäre. Nun war er gelungen, und er frohlockte, nicht nur als Arzt, sondern aus menschlicher Teilnahme, über das Gelingen. Herr Michael Kauz war auf dem Wege der Genesung. Es ging nur langsam vorwärts, denn innerste Gemütsbewegung beunruhigte und quälte ihn. Doch sprach er sich gegen niemand aus. Seinen Enkel ließ er sich täglich, oft mehrmals, bringen und betrachtete ihn schweigend und mit traurigen Blicken. Oft hielt er die Hand seiner Tochter Doris lange in der seinen, streichelte sie und wendete sich seufzend ab. Und doch bemerkte Doris, ohne daß der Doktor es zu bestätigen brauchte, ein Zunehmen seiner Körperkräfte, widmete sich seiner Pflege und wechselte ihre Sorge zwischen dem Lager des Vaters und der Wiege des sehr schreilustigen Neffen.

„Das Käuzlein hat eine helle und energische Stimme!“ sagte Doktor Fink einmal mit Lachen. „Es spricht sich schon ein ganz selbstbewußter Charakter darin aus.“

Aber, gleichsam erschreckt durch solche Worte, erhob der Großvater abwehrend die Hand und rief: „Nicht doch! Nein! Er soll erzogen werden — wir wollen schon vorbeugen!“ — —

Die beiden Damen, Bertha Reimann und Rosamunde Dorn, erschienen sonst nicht so schlimm, als sie sich in den aufregenden Stunden neben dem Krankenbette des Vaters gezeigt hatten. Vorwiegend lebte Bertha als ganz ordentliche Hausfrau und Mutter in ihrem Kreise, und selbst Rosamundes Charaktereigenschaften wurden von minder Beobachtenden nicht als besonders schroff erkannt. Von jenen geschäftlichen Gedanken und Andeutungen, welche die Gatten neben dem Krankenzimmer des Vaters geäußert hatten, waren die Frauen im ganzen frei, oder nur hier und da durch die Männer ein wenig beeinflußt. Rosamunde freilich machte das Selbstbewußtsein und der Stolz auf wohlbegründete äußere Verhältnisse in vielen Fällen ablehnend und hart, besonders da, wo sie eine Gefahr für das Ansehen ihrer Familie zu sehen glaubte. Und eine solche Gefahr erkannte auch Bertha bereits seit einiger Zeit in dem selbständigen Handeln ihrer jüngsten Schwester. Denn daß diese mit dem Bruder und dessen Gattin in Verkehr geblieben, war ihnen kein Geheimnis. Überhaupt deuchte ihnen die Machtstellung der Jüngsten im Hause des Vaters unzulässig, denn sie fürchteten ihren Einfluß auf den Alten, der, wenn immer ein willensstarker Charakter, sich doch in manchen Dingen als zugänglich erwies. Bertha und Rosamunde waren oberflächliche Naturen, die gleich tausend anderen Frauen in den Tag hineinlebten, sich putzten und schmückten und gern in die Theater gingen, wenn es große Opern, Balletts oder glänzend ausgestattete Possen zu sehen gab. Es ärgerte sie, daß Doris gerade an dieser Kunstrichtung gar kein Vergnügen fand, ganz andere geistige Bedürfnisse hatte und in Büchern las, die sie als höchst langweilig ablehnten. Das Lesen gehörte bei ihnen, wenn es nicht die Tagesanzeigen in den öffentlichen Blättern betraf, überhaupt nicht zu den Erfordernissen des Lebens. Trotz dieser Übereinstimmung gab es für die Schwestern doch Streitpunkte, die zuweilen sehr lebhaften Wortwechsel hervorriefen. Hierher gehörte die Erziehung der Kinder, oder vielmehr ihre Abrichtung, in erster Reihe aber die äußere Ausstaffierung derselben. Beide hatten die Sucht, ihre kleine Schar so auserwählt modisch und so bunt als möglich zu kleiden. Jede der beiden Mütter suchte es der anderen darin zuvor zu thun und wachte eifersüchtig bei der Wahl des Stoffes und des Schnittes der bunten

Jäckchen und Hütchen darüber, gegen die andere nicht zurückzustehen, einander sogar zu überbieten. Kamen sie darin oft miteinander in Streit, so war es die Kritik der jüngsten Schwester, gegen welche sie sich wieder vereinigten. Denn dieses Mädchen hatte die Kühnheit, den Aufputz ihrer Nichten und Neffen lächerlich und geschmacklos zu nennen — geschmacklos, da er doch modern war! Und da sie mit Doris niemals einverstanden sein konnten, erschien ihnen auch ihr Walten um den jetzt genesenden Vater nicht als das richtige, oder nicht zulässige. Sie beschlossen, einen Tag um den anderen miteinander abzuwechseln und die Jüngste von ihrem Platze zu verdrängen. Konnten sie sich dadurch als aufopfernde und gute Töchter darstellen, so war der Alte mit ihrem Opfer und ihrer Gesellschaft doch keineswegs recht zufrieden. Es mochte noch hingehen, wenn sie ihm von ihren Kindern erzählten, aber was lag ihm an allen den Stadtgeschichten, die sie mitteilten, um ihn zu zerstreuen? Überdies war ihm ihr Wesen zu geräuschvoll, ihre Stimmen erklangen ihm zu laut, er wurde nervös dabei und sehnte sich nach Doris' stillerer Art und Weise. Und als nun Rosamunde einmal über seinen jüngsten Enkel zu reden begann: wie doch die Kinderstube und das Geschrei im Hause sehr lästig, ja der Genesung unzuträglich sein müsse, und daß es doch besser wäre, das Kind samt seiner Großmutter anderswo unterzubringen — da fuhr er sie heftig an und verbat sich jeden Einspruch in seine häuslichen Angelegenheiten. Rosamunde brach ab und gab dem Gespräch eine andere Wendung. Sie sah ein, daß die Zeit noch nicht gekommen, ihren Plan durchzusetzen, und vertraute auf eine langsamere Vorbereitung.

Auf dem Gemüte des alten Herrn lag ein schwerer Druck, den auch Doris nicht zu bannen vermochte. Ein Gefühl von Schuld erfüllte ihn, Reue und Regungen von Gewissensbangigkeit verdüsterten seine Stimmung. Selbst der Anblick seines jüngsten Enkels, den er doch täglich zu sehen verlangte, brachte ihm nur Seufzer und schwermütige Gedanken. Doris, welche jetzt ungehindert über Berthold und dessen Familie mit dem Vater reden durfte, sogar zum Erzählen von ihm aufgefordert wurde, merkte bald, daß sich der Vater eine größere Schuld zuschrieb, als sie selbst erkennen wollte. Sie sprach es einmal tröstend aus, daß Bertholds früher Tod doch nicht die Folge von Verstimmungen gewesen, sondern daß eine tückische Krankheit den geliebten Bruder dahingerafft habe, ein Fall, der ja auch bei dem besten Einvernehmen zwischen Vater und Sohn eingetreten wäre. Der Alte hörte dergleichen schweigend an, ohne sich dadurch beruhigt zu fühlen, denn seine ehemalige Härte gegen den Sohn stand ihm anklägerisch vor der Seele, und zugleich das Bewußtsein, daß er in der letzten Zeit einer Versöhnung nicht unzugänglich gewesen wäre. Denn er wußte, daß Berthold dieselbe anstrebte, nur daß die älteren Töchter sie zu verhindern wußten. Immer mehr überkam ihn das Gefühl, irgend etwas gutmachen zu müssen.

„Bertholds Schwiegermutter ist eigentlich eine brave Frau!" begann er eines Tages. „Auch gar nicht so unmanierlich und roh, wie man sie mir vorgestellt hatte. Eigentlich schickt es sich nicht, daß sie nur wie eine Kinderfrau bei mir im Hause lebt. Mein Enkel ist ja doch auch ihr Enkel! Frage sie doch, ob sie nicht fortan mit uns zu Tische sitzen will?"

Doris war auf das freudigste berührt. Sie hatte das längst auch gedacht, aber noch nicht gewagt, es als Wunsch auszusprechen. Aber sie traf bei Frau Bergius auf Widerstand. Denn diese konnte nicht vergessen, daß man ihre Tochter im Hause nicht hatte anerkennen wollen, ihr die Schwelle sogar verboten hatte. Daß sie selbst, um ihres Enkels willen, jetzt in dem vornehmen Hause wohnen durfte, nahm sie zwar hin, blieb aber in dauernder Beängstigung, sie werde bald von dem Kinde getrennt werden. Für Doris empfand sie Dank und Liebe, vor dem Hausherrn aber fürchtete sie sich. Doris hatte Not, die einfache Frau zu bereden. Und als es ihr schließlich gelungen war, hatte Frau Bergius noch viel Beängstigung zu überwinden, ehe sie sich in eine ihr so neue Lage gewöhnte.

Als in den Häusern Dorn und Reimann die Nachricht laut wurde, die Großmutter Bergius, die „Frau Rendantin", speise jetzt am Tische des Großhändlers Michael Kauz, flammte bei den Frauen die Entrüstung nur

noch heftiger auf. Dem Vater müsse beigebracht werden, daß das unbedingt nicht schicklich sei. Diesmal war es Frau Bertha, welche für ihr Zudringen den väterlichen Verweis erhielt. Sie sollte sich um ihren eigenen Haushalt bekümmern, nicht um den seinigen, gab ihr der Hausherr zu verstehen. Hier gelte sein Wille, und er verbiete alles Gerede! Die Damen erschraken vor solchen Thatsachen. Sie hatten gehofft, nach ihren Absichten im Hause einzugreifen, und sahen es alle Tage ärger werden. Und es sollte noch schlimmer kommen.

Eines Tages saß Herr Michael Kauz in seinem Lehnstuhl, und Doris, mit einer kleinen Handarbeit beschäftigt, ihm gegenüber. Sie wußte, daß jetzt nicht gesprochen werden sollte, und wartete ab, bis der Vater das Schweigen brechen werde. Da begann dieser mit leiser, zögernder Stimme: „Eine Frage, Doris! Hat dir Doktor Bruneck einmal geschrieben?"

Doris fuhr zusammen und ließ vor Schreck die Hände sinken.

„Nein, Vater!" sagte sie darauf mit dem Ausdruck vollkommener Ehrlichkeit. „Du hattest einen Briefwechsel zwischen uns verboten."

Der Vater schwieg eine Weile, dann sagte er: „Das Verbot wurde also streng gehalten? Weißt du auch nichts über ihn?"

„Ja, Vater, ich weiß! Berthold war es, der mir mitteilte, daß Oswald — daß Doktor Bruneck eine Stellung am Gymnasium zu N." (sie nannte den Namen einer Stadt in Thüringen) „angenommen habe. Das ist alles, was ich über ihn weiß."

„So, so! Er ist also gar nicht mehr am Orte!" Es trat wiederum eine Pause in das Gespräch. „Meinst du," fuhr der Hausherr fort, „daß Bruneck seine — seine Gesinnungen noch bewahrt habe?"

Doris fühlte das Blut in ihre Wangen steigen, und zwischen Schreck und einem Schimmer von Hoffnung sagte sie: „Ich weiß es nicht, Vater, aber ich glaube es! Denn was in mir für ihn spricht, das muß auch in seinem Herzen noch sprechen; es sind ja erst wenige Monate, daß er — daß wir uns nicht mehr gesehen haben!"

„Hm! Manchmal verfliegt dergleichen schnell. Vielleicht ist er darüber hinaus. Wenn man nur wüßte —! Nun, du bist ja auch darüber hinweggekommen!"

„Ich? Vater — um Gottes willen, quäle mich nicht!" rief Doris mit zitternder Stimme. „Wenn du nicht besondere Absichten hast, so berühre nicht mehr —!"

„Ich dich quälen, mein Kind? Sei nur ruhig! Aber sieh, ich möchte den jungen Mann einmal sprechen. Ich habe ganz vergessen, wie er aussieht. Er war mit Berthold befreundet. Weißt du was? Schreibe in meinem Namen an Doktor Bruneck! Ob es seine Zeit erlaube, und ob er es überwinden könne, mich einmal zu besuchen?"

„Vater! Vater! Das soll ich?" Doris fühlte sich von der Ahnung eines Glückes durchrieselt. Ihre Wangen röteten sich, ihre Augen leuchteten auf.

„Ja, liebes Kind, darum bitte ich dich! Ich könnte es ja selbst thun, aber wer weiß, ob er mir entgegnen würde. Auf einen Brief von dir ist das schon wahrscheinlicher. Also schreib ihm, ausdrücklich in meinem Namen, daß ich ihn um einen Besuch bäte, denn ich fühle mich noch zu schwach, um ihn persönlich aufzusuchen. Dies ist mein Auftrag. Was du von deiner Seite etwa noch hinzufügen willst, ist deine Sache. Die Korrespondenz zwischen euch ist freigegeben."

Doris sprang auf und umarmte ihren Vater. Sie hatte in der sie unverhofft überstürzenden Freude nur Thränen des Dankes. Dann eilte sie in ihr Gemach und schrieb einen langen Brief, der doch ein einziges „Komm! Komm, so bald als möglich!" war.

Im Hause Bertholds hatten sich Doris und Oswald Bruneck kennen gelernt. Er war ein junger Philologe, wenige Jahre älter als Doris. Gern hätte er die akademische Laufbahn eingeschlagen, aber, ganz unbemittelt, wie er war, mußte er sich dazu verstehen, eine Stellung als Lehrer am Gymnasium einzunehmen. Seine Kenntnisse und Bildung, seine mehr als gewöhnliche musikalische Begabung, die sich besonders im Klavierspiel zeigte, hatte manchen geselligen Abend im Hause Bertholds belebt. Doris fühlte sich lebhaft durch ihn angeregt, sie las die Bücher, von welchen er gesprochen, und bald kamen die jungen Leute in ihrer Herzensneigung einander entgegen. Berthold

und seine Gattin begünstigten das Verhältnis, und nach kurzer Zeit feierte man ganz im stillen das Verlöbnis. Aber die Frage, wie der Vater die Sache aufnehmen würde, trat doch bedenklich auf Oswalds Lippen. Was war er denn, daß er um die Tochter eines so angesehenen Hauses anhalten durfte? Berthold meinte, man sollte nichts übereilen. Sie wären beide jung und könnten noch einige Zeit warten. Auf seine eigene so schnelle Verbindung dürfte der gleiche Fall nicht so bald vor den Vater gebracht werden. Oswald aber war mit der Heimlichkeit und dem langen Hinziehen nicht einverstanden. Da glaubte Doris einen Ausweg zu finden, indem sie erklärte, sie werde selbst zuerst mit dem Vater sprechen, ihm alles bekennen und um seine Zustimmung bitten. Oswald konnte sich auch mit diesem Plan nicht recht befreunden, doch gab er zögernd nach, verlangte aber in der Nähe sein zu dürfen, um seine Werbung gleich darauf persönlich anbringen zu können. Es geschah so und endete, wie man hätte voraussagen können. Der Kaufmann, noch in heftigem Ingrimm gegen die Mißheirat seines Sohnes, behandelte das Bekenntnis seiner Tochter wie etwas Unerhörtes, das er doch mehr als lächerlich, ja als eine Verrücktheit erklärte. Und als darauf Doktor Bruneck vor ihn trat, wies er diesen kurz ab und untersagte ihm jeden Verkehr mit seiner Tochter. Nur einmal sahen sich die Liebenden noch in Bertholds Hause mit der Versicherung unwandelbarer Treue, und müßten sie ein halbes Leben lang harren bis zu ihrer Vereinigung. Es war Oswald ganz recht, daß eine Versetzung ihn gleich darauf an einen anderen Ort führte. Durch Bertholds Briefe konnte er stets von Doris hören und ihre Grüße empfangen. Nach des Freundes Tode mußte auch das aufhören. Die Liebenden hatten seit einem Vierteljahre nichts mehr voneinander erfahren.

Wenige Tage, nachdem Doris den Auftrag ihres Vaters erfüllt hatte, wurden zwei Briefe aus Thüringen im Hause des Herrn Michael Kauz abgegeben. Der eine, an den Kaufmann selbst, war nur kurz und förmlich. Doktor Bruneck schrieb, daß er gern zu Diensten stehen werde, jetzt aber zu einer Reise einen Urlaub nicht nehmen könne. Er werde zu Anfang der Weihnachtsferien, also in etwa drei Wochen, sich auf Wunsch persönlich einstellen. Der Hausherr war ganz einverstanden mit der Fassung und fragte nicht, was in dem Briefe an Doris stand. Das war ein umfangreicheres Schriftstück, dessen Inhalt aber überschlagen werden muß. Genug, daß Doris es mit glückseligen Augen durchflog, um es dann an die Brust zu drücken und die Schriftzüge mit einem Kuß zu berühren.

Es drängte sie, mit jemand, der Oswald gekannt hatte, zu sprechen, und so ging sie in das Zimmer der Frau Bergius. Hier that sie im Gespräch die Frage, ob sie sich noch des Doktors Bruneck erinnere? „Wie sollte ich den Freund meines teuren Schwiegersohnes vergessen haben!“ rief Frau Bergius. „Wie gern hätte ich ihn in jenen Schreckenstagen gesprochen! Zum Begräbnis Bertholds konnte er keinen Urlaub erhalten, so scheint es mir, aber was er mir sonst schriftlich sagte — ach, Fräulein Doris, Sie müssen diesen Brief selbst lesen! Ein Sohn kann nicht herzlicher schreiben, wo es denn doch keinen Trost giebt!“ Sie öffnete eine Schublade und nahm ein Schriftstück heraus. „Hier ist der Brief! Lesen Sie ihn, aber bitte, lesen Sie laut, damit ich ihn auch einmal höre, denn für mich gelesen habe ich ihn schon mehrmals.“

Doris that es, im Inneren ergriffen durch einfache, aber den Schmerz verstehende Worte, die doch alles vermieden, was die Trauer der Empfängerin nur tiefer hätte aufregen müssen. Und als sie die brave Frau während des Zuhörens leise weinen sah, flossen plötzlich auch ihre Thränen. „Vielleicht kommt er im Laufe des Winters einmal her,“ sagte Doris, ihre Augen trocknend. „Er soll Geschäfte hier haben.“

„Ja, ja, Geschäfte mag er jetzt haben, ganz andere als früher!“ meinte Frau Bergius. „Er hat ja eine Erbschaft gemacht, viel Geld! Oder vielmehr seine Mutter hat geerbt — nun, er ist ja ihr einziges Kind. Das Glück kam hergeflogen, wo sie auch keine Spur von Erwartung hatten, und sie waren so erschrocken darüber, daß sie sich zuerst gar nicht freuen konnten.“

Doris hörte die Nachricht mit Befremden. „Woher wissen Sie das?“ fragte sie.

„Ach, nur so beiläufig, von einer Verwandten, die in Brunecks Wohnort lebt, und um zu erzählen, daß in unseren Tagen noch Wunder geschehen. Sie weiß gar nicht, daß ich den Doktor kenne."

In derselben Stunde saßen im Hause des Apothekers Reimann, und zwar in dem übermodern zugestutzten Empfangzimmer der Hausfrau, die Schwestern Bertha und Rosamunde in eifrigem Gespräch beisammen. Sie wußten, daß der Arzt eine Luftveränderung, einen Wechsel der Umgebung, für Herrn Kauz verlangte, und daß er von einer Reise nach Italien sich die beste Wirkung verspräche.

„Wenn es dazu kommt, wird er Doris jedenfalls mitnehmen. Die Alte mit dem Kinde bliebe dann im Hause."

„Er wird hoffentlich nicht daran denken, sie einer von uns aufzuhalsen!" erwiderte Frau Rosamunde Dorn.

„Ich würde schwer dazu zu überreden sein!" rief Frau Bertha. „Mein Mann freilich — denke dir, er fängt an, für die alte Bergius einzutreten, und spricht von dem Kinde als von seinem Neffen!"

„Nun, mir sollte man mit einer solchen Zumutung kommen!" fiel Rosamunde mit Hohnlachen ein. „Ihr freilich habt Platz im Hause, wohnt in zwei Etagen —"

„Aber Bertha, wie kannst du die Wohnung für unsere Verhältnisse groß finden! Du hast nur zwei Kinder, ich habe deren vier. Ich brauche mindestens noch drei Stuben. Es muß eine Gouvernante für die Kinder angenommen werden. Diese müßte ihr besonderes Zimmer haben, und eine Schulstube ist auch notwendig. Auch für gesellschaftliche Zwecke fehlt mir noch ein eleganterer Raum. Kurz, mein Mann muß die Villa draußen kaufen, von der nun schon so lange die Rede ist! Sie sei ihm zu teuer, behauptete er. Unsinn! Er fängt überhaupt an, knauserig zu werden, wie ich ihn noch nicht gekannt habe. Ich will ihn aber schon herumkriegen. Die Villa wird noch mein, das versichere ich dich!"

Der Apotheker trat herein. Den Frauen entging nicht, daß eine gewisse Verlegenheit ihn beherrschte. Bertha sah ihn mit fragenden Blicken an, Rosamunde aber lachte ihm ins Gesicht. „Schwager!" rief sie. „Sie sehen aus, als hätten Sie dem Vater klein beigegeben, die Großmutter Bergius als Hausgenossin aufzunehmen! Wir sprachen eben über einen solchen Fall."

„Man könnte sich zu noch Schlimmerem verstehen müssen!" entgegnete Reimann in ernstem Tone.

„Aber, Mann, was ist dir denn?" fragte Bertha etwas bedenklich.

Der Apotheker zögerte einen Augenblick, dann begann er, zu Rosamunde gewendet: „Ohne die Höflichkeit verletzen zu wollen, rate ich Ihnen doch, Frau Schwägerin, nach Hause zu gehen und an der Seite Ihres Mannes zu bleiben."

„Was soll denn das heißen? Hat Dorn Ärger gehabt? Vermutlich über den Bedienten! Ich habe ihm schon lange gesagt, dem Schlingel müsse gekündigt werden."

„Es ist ernsthafter, Frau Schwägerin! Geschäftliche Unannehmlichkeiten —"

„Ach so!" entgegnete Rosamunde mit Gelassenheit. „Was wird denn da so ernsthaft sein? In seinen Verhältnissen!"

„Rosamunde, du solltest aber doch gehen!" sagte Bertha, wohl verstehend, daß ihr Gatte sich noch scheute, mit der Hauptsache herauszurücken.

„Das will ich ja auch und gehe schon! Will mir sogar eine Droschke nehmen, wenn es euch beruhigt. Neugierig bin ich freilich auch, über diese geschäftlichen Angelegenheiten etwas zu erfahren. Aber euch finde ich wirklich komisch!" Sie lachte, als sie, von Bertha und deren Manne bis zur Treppe geleitet, in ihrem schweren Seidengewande hinunterrauschte.

Bertha aber zog ihren Gatten hastig in das Zimmer zurück. „Jetzt rede!" rief sie. „Hat Dorn Verluste gehabt?"

„Mehr als das!" entgegnete der Apotheker. „Er ist ruiniert! Er muß sich seines Bankerottes schon längere Zeit bewußt gewesen sein. Die Mittel, die er —"

„Um Gottes willen!" unterbrach ihn seine Frau. „Und Rosamunde ging lachend nach Hause!"

„Das Lachen wird ihr bald vergehen!" Der Apotheker durchschritt in großer Aufregung das Zimmer.

„Julius!" rief Bertha, von plötzlichem Schreck ergriffen. „Laß mich alles wissen. Bist du auch daran beteiligt?"

„Geschäftlich gar nicht. Ich habe niemals Geschäfte mit ihm gehabt, obgleich mir jetzt aus manchen seiner Anspielungen deutlich wird, daß er es wünschte. Leider aber trifft es deinen Vater sehr hart! Die Hälfte seines Vermögens, wenn nicht noch mehr, ist verloren. Er war leichtgläubig genug — Dorn schien ihm so sicher! Alles durch ihn verspekuliert!"

Bertha sank sprachlos in einen Sessel.

„Beteiligt aber sind wir alle an dem Ereignis, auch wir beide, ohne Geld verloren zu haben. Denn die Gerichte müssen sich in den Fall einmischen. Dorn kann nicht auf freiem Fuße bleiben. Sein Fall ist ein — betrügerischer Bankerott!"

Bertha rang die Hände und brach in Thränen aus.

„Als dein Bruder Berthold sich unter eurem Stande verheiratete," fuhr der Apotheker aufgeregt fort, „nanntet ihr das eine Schmach für die Familie, und Rosamunde und ihr Mann waren die Schlimmsten, die ihn verurteilten! Wer ist es jetzt, der Schmach und Schande erst eigentlich über die Familie bringt? Ich mag nicht mehr aus dem Hause gehen, um von den Leuten nicht angesprochen zu werden!"

„Ich will es dennoch thun!" sagte Bertha, ihre Thränen abtrocknend. „Ich gehe zum Vater! Julius — kannst du ihm helfen?"

Der Apotheker zuckte die Achseln. „Du meinst mit Geld? Er würde nichts annehmen — du kennst den Alten doch genügend! Überdies ist er ja nicht ruiniert! Er hat Verluste, große Verluste durch Dorn, aber sein Geschäftshaus ist gesichert, er bleibt in immerhin guter Lage. Über die Verluste wird er hinauskommen, nicht so leicht über die Enttäuschung seiner Zuversicht auf Dorn und den Skandal in der Öffentlichkeit. Aber geh nur zu ihm! Es ist gut, wenn du gleich im Hause gesehen wirst. Ich werde später vorsprechen."

Der Apotheker hatte seinen Schwiegervater richtig beurteilt. Herr Michael Kauz war Kaufmann genug, um den Verlust an Vermögen bitter zu empfinden, aber die Umstände, die den Fall Dorns bewirkt hatten, warfen ihn nieder. Der Schreck, die Aufregung, zumal nach noch nicht völlig wieder gewonnener Genesung, fesselten ihn wieder, wenn nicht an das Krankenlager, doch an den Lehnstuhl. So auch verhandelte er mit seinem Geschäftsführer, dem einzigen, den er, außer seiner Familie, vor sich ließ. Seine Tochter Bertha hatte er gesprochen, und sie war klug genug gewesen, ihn nicht aufzuregen und nur im allgemeinen über Dorns Schuld zu sprechen.

Anders stürmte Rosamunde tags darauf in ihres Vaters Zimmer. Mit wildem Ausbruch der Leidenschaft klagte sie über ihr Unglück. „Daß mir — gerade mir dergleichen begegnen muß!" rief sie. „Ich kann und ich will nicht anders leben, als ich gelebt habe! Es ist ja doch ganz unmöglich, daß nicht noch eine günstigere Wendung eintritt!" Sie war so außer sich, daß sie ihrer überlauten Rede kein Ende finden konnte.

Endlich streckte ihr der Alte abwehrend beide Hände entgegen. „Laß! Laß das jetzt!" unterbrach er sie. „Das sind Ausbrüche von Tobsucht, die ich nicht länger anhören kann!"

„Und ich soll nicht toben, wenn man mir alles nimmt, was ich gewohnt war? Mein Mann ist in Untersuchungshaft — Vater, du bist ja noch vermögend genug! Sage gut für ihn! Hilf ihm! Gieb ihm die Mittel —"

„Ich werde mich hüten!" rief Herr Kauz in bestimmtem Tone. „Mit diesem Manne habe ich nichts mehr zu schaffen und bereue, daß ich jemals mit ihm zu schaffen gehabt habe."

„Aber was soll aus mir werden?" rief Rosamunde und brach von neuem in wortreichen und anklägerischen Jammer aus.

„Um Gottes willen, so schrei doch nur nicht so!" bat der Alte. „Höre an! Da du meine Tochter bist, so werde ich — für den Fall, daß dir gar nichts übrig bleiben sollte — dir ein Jahrgehalt aussetzen. Nämlich —"

Rosamunde fuhr schaudernd zurück, als der Vater ihr die Summe nannte, die ihr als Jahrgehalt dienen sollte. „Aber wie soll ich denn damit ausreichen?" rief sie. „Gerade jetzt, da ich Verhandlungen angeknüpft habe mit einer Gouvernante für die Kinder, und —"

Der alte Herr lachte ihr beinahe ins Gesicht. „Ja, die Verhandlungen mit der Gouvernante werden wohl abgebrochen wer-

den müssen! Und noch manches andere dazu. Du wirst eine kleinere Wohnung nehmen —"

„Eine kleinere Wohnung? Wo soll ich denn darin mit all meinen Möbeln hin?"

„Gesetzt, daß du sie behalten dürftest! Sie werden jedenfalls verkauft werden. Du wirst dich mit weniger Hausrat begnügen müssen!"

„Aber das wenige Geld reicht ja kaum hin, um in einer Dachwohnung zu leben! Nein, das ist auch nicht dein Ernst!"

„Durchaus, Rosamunde! Durchaus! Begnüge dich mit einer Dachwohnung, wenn es nicht anders sein kann! Richte dich darin einfach ein —"

„Unmöglich! Ich, in meiner bisherigen Lage, mich in solche Armseligkeit finden? Das kann ich nicht! Vater, denk an deine Enkel!"

„Das thu ich eben, und um ihretwillen setze ich deinen Ausgaben ein Maß. Du wirst sie nun nicht mehr wie die Affen aufputzen, sondern einfach kleiden. Sie werden fortan nicht mehr in der Verschwendung eures Haushaltes aufwachsen, sondern sich zu bescheideneren Ansprüchen gewöhnen. Vielleicht wirst du in der Beschränkung zu einer sparsamen und verständigen Frau, wovon du bisher weit ab gewesen bist."

„So willst du mich ins Elend stoßen?" fuhr die Tochter mit Heftigkeit heraus.

„Wie kannst du von Elend sprechen, wenn ich dir eine ausreichende Pension anbiete? Du überschätzest meine Verhältnisse. Dein Mann hat mich um die Hälfte meines Vermögens gebracht. Dich und Bertha habe ich ausgestattet, daß ihr zufrieden sein könnt. Was ich hinterlasse, gebührt deiner Schwester Doris und meinem Enkel, dem Sohne deines Bruders."

Die Erwähnung dieses Enkels und die Verfügung des Alten zu seinen gunsten entflammte Rosamunde zu nicht verhehlter Wut. Sie hatte die Fassung verloren und schrie die bittersten Anschuldigungen dem Vater entgegen. Da erhob sich der Alte mit Anstrengung, und auf die Thür weisend rief er: „Hinaus!" Rosamunde stürzte aus dem Zimmer. Dieses Kind, das im Hause so wichtig geworden war, haßte sie, haßte sie mit aller Zorneswut, und da sie für ihren Ingrimm ein Opfer suchte, hätte sie es in dieser Stimmung erdrosseln mögen. Die unglückliche Frau eilte nach Hause, wo sie Gerichtsbeamte vorfand, welche auch in ihren Zimmern alle Schränke und Schubladen versiegelten. — —

Einige Tage darauf sah der Apotheker seine Frau nach Hause kommen und ging sogleich zu ihr hinauf. „Du warst beim Vater?" rief er ihr entgegen. „Nun, wie geht es ihm?"

„Ach, eigentlich ganz trostlos!" entgegnete Bertha. „Er ist nicht gerade krank, wie der Doktor sagt, aber seine Kräfte scheinen durch die Aufregung wie erschöpft. Denke dir nur, was geschehen ist! Vorgestern abend fährt Rosamunde in zwei Droschken, mit ihren vier Kindern, Kindermädchen und Kammerjungfer vor, und nimmt ohne Umstände im Hause Quartier. Sie hat sich oben die Schmuckzimmer der verstorbenen Mutter, die seit ihrem Tode unberührt geblieben, aufschließen lassen, um sie zu bewohnen, und ist von hier aus bestrebt, die Zügel des Hauses in die Hand zu nehmen. Sie hält dies für ihr unbedingtes Recht. Ich bat sie, nicht zu schroff aufzutreten, sie aber erklärte: ‚Da der Vater ihr die ihr gebührenden Mittel verweigere, so verlange sie Wohnung in seinem Hause. So spare sie die Miete, den Mittagstisch und den sonstigen Hausbedarf. Die Pension des Vaters reiche ja kaum für die Toilettenbedürfnisse aus!' Das erste, was sie that, war, daß sie die Großmutter Bergius vom Tische verbannte. Und da der Vater in seinem Zimmer speist und Doris nicht von seiner Seite geht, so wurde zu Mittag in drei Stuben gedeckt."

„Ja, wie nimmt denn der Alte diese Eingriffe auf?"

„Er ist empört, fühlt sich aber zu schwach, um einen neuen heftigen Auftritt mit Rosamunde zu wünschen. Aus dem Hause stoßen will er seine Tochter denn doch nicht. Doris sagte mir, er hätte gleich die Absicht gehabt, sie bei sich aufzunehmen, sei aber durch ihr Betragen bewogen worden, härter gegen sie zu verfahren. Übrigens ist die Pension, die er ihr ausgesetzt, anständig genug — freilich, bei ihren Ansprüchen —! Nein, aber diese Rosamunde — hat mich in Erstaunen gesetzt! Ich dachte doch, sie wäre ihrem Manne gut — aber er scheint ihr völlig

gleichgültig zu ſein. Sie ſpricht gar nicht von ihm, ſie hadert nur mit ihrem eigenen Schickſal, ſie redet nur von ſich ſelbſt und von den Plänen, ſich geſellſchaftlich wieder möglich zu machen."

„Den Alten hat ſie alſo, ſeit ihrem Eindringen in das Haus, noch nicht geſprochen?"

„Nein! Und um keinen Preis darf das geſchehen. Das Haus will er ſeiner Tochter nicht verſchließen, ihren Beſuch in ſeinen Zimmern ließ er ſich verbitten. Selbſt der Arzt hat dieſes Verbot ausgeſprochen. Aber Roſamunde wird einen Beſuch bei ihm jetzt auch nicht durchſetzen wollen. Sie hat den Genuß einer wohlverſorgten Häuslichkeit ertrotzt, damit giebt ſie ſich fürs erſte zufrieden. Aber wer mir jetzt, nach dem Vater, am meiſten leid thut, iſt die arme Doris. Da ſie ſich ganz der Pflege des Kranken widmet, iſt ſie nicht in der Lage, gegen das rückſichtsloſe Walten Roſamundes aufzutreten — wenn ſie überhaupt bei ihrem nachgiebigen Weſen dazu die Fähigkeit hätte. Jetzt muß ſie gar noch die mißachtende Behandlung ihrer Schweſter ertragen."

„Ich denke nur daran," begann der Apotheker, „wie man den Alten von ſeiner Einquartierung entlaſten könnte. Selbſtverſtändlich fällt mir ein, daß wir in unſerem Hauſe Raum genug hätten —"

„Ach, um Gottes willen, Julius!" rief Bertha entſetzt. „Nur nicht zu uns! Roſamunde, wie ich ſie jetzt kennen gelernt habe, mit ihrem Hofſtaat bei uns aufnehmen, das wäre ſo viel als mich aus dem Hauſe jagen. Übrigens würde ſie auch darauf nicht eingehen. Nein, nein! Eher wäre zu überlegen, ob man ihr nicht einen Zuſchuß zu ihrer Penſion anbieten ſollte, damit ſie in einer anderen Wohnung ihre Einrichtung machen könnte."

„Sachte, liebes Kind! Sachte!" rief der Apotheker. „Wie viel müßte man dran wenden, um ihre Bedürfniſſe zu befriedigen? Wirtſchaften kann ſie nicht, hat ſich nie um den Haushalt bekümmert. Sie würde niemals auskommen, und ich würde immer neu zu zahlen haben. Und wer weiß, was man, ſogar ohne eine Verpflichtung gegen ſie, noch zu befahren hat! Davon alſo nichts. Aber laß uns immer recht korrekt gegen den Alten ſein, ſchon um der Leute willen —"

„Ach ja," fiel Bertha ein, „ich weiß jetzt erſt, daß ich bisher nicht das für den Vater geweſen bin — was du korrekt nennſt! Und auch Doris habe ich oft abgeſtoßen, das arme gute Kind! Es wird nicht ſo leicht ſein, mir das Vertrauen beider zu erwerben!"

„Da du Doris ein gutes Kind nennſt, wird ſich das ſchon machen. Und ſie gilt viel bei dem alten Herrn. Aber noch eins! Nämlich vor den Leuten darf es nicht laut werden, daß Roſamunde ſich das Haus des Vaters erzwungen hat. Er muß ſie ganz freiwillig gleich aufgenommen haben. Sogar von geſchäftlicher Seite betrachtet, iſt dieſe Wendung vorzuziehen — wenn Roſamunde denn doch fürs erſte in ſeinem Hauſe bleiben muß." — —

Herr Michael Kauz war wirklich in einem recht traurigen Zuſtande. Noch vor nicht langer Zeit ein feſter, ſelbſtändiger Mann mit geſunden Körperkräften, jetzt hinfällig und faſt wie ein Einſiedler in ſeinem eigenen Hauſe lebend. Er hatte Roſamundes geräuſchvollen Einzug über ſich ergehen laſſen, um nicht größeren Lärm in der Öffentlichkeit zu erregen, als durch den Fall ſeines Schwiegerſohnes ſchon hervorgerufen worden war. Im ſtillen machte er aber Pläne, ſeine ganze Lage zu verändern. Den Vorſchlag einer Reiſe nach Italien wies er von ſich, aber einen Ortswechſel zum Frühjahr hoffte er zu verſuchen. Die letzte Zeit der Niederlagen hatte ihm die Überzeugung gebracht, daß er ſeinem Geſchäft allein nicht mehr vorſtehen könne. Er wollte ſeine Handlung und zugleich ſein Wohnhaus verkaufen, um irgendwo ſeiner Muße zu leben. Er hatte von jeher einige wiſſenſchaftliche Neigungen gehabt, beſonders zur Botanik und in ihrer Anwendung zur Gärtnerei. Vielleicht daß dieſe ſeine künftige Muße beruhigend ausfüllen konnten. Geſprochen hatte er darüber noch mit niemand. Aber daß Doris damit einverſtanden ſein würde, daran zweifelte er nicht, und das war ihm jetzt die Hauptſache.

Doris aber war, trotz der niederdrückenden und peinlichen Verhältniſſe, die auf ihrer Familie und in ihrem Hauſe lagen, eigentlich in glücklicher Stimmung. Denn ihre und Oswalds Briefe flogen hin und her, und die ſehnlichſt erwarteten Weihnachtsferien waren nahe. Inzwiſchen erfreute es ſie, die

ſtündliche Geſellſchafterin, Pflegerin und Stütze ihres Vaters zu ſein, ſeine Liebe und ſein Vertrauen zu beſitzen. In ihrer jetzt ſo hoffnungsreichen Gemütslage wurde es ihr nicht ſchwer, dem Vater vorzuleſen, ihm zu erzählen und ihn durch Heiterkeit aus ſeinem oft tiefen Brüten herauszulocken. Das „Käuzlein", welches ſie oder die Großmutter ihm täglich auf den Armen brachte, that dabei auch das Seine. Aber gerade dieſes Enkelkind verſenkte ihn wieder in bekümmerte Gedanken. Er ſelbſt war alt, fühlte ſich noch älter, als er war. Daß er das Heranwachſen ſeines Enkels zu reiferen Jugendjahren erleben werde, war ihm ſehr unwahrſcheinlich. Was ſollte aus dem Kinde werden, wenn er plötzlich ſtarb? Für das äußere Wohlergehen des Enkels hatte er ja geſorgt. Die Großmutter Bergius war fürs erſte eine getreue Pflegerin, aber ſeine Erziehung konnte ihr nicht allein anvertraut werden. An ſeine Schwiegerſöhne mochte Herr Kauz nicht denken, wenn ſeine fragenden Gedanken nach einem Vormund für das Kind ſuchten. Zwar dachte er zuweilen an — einen, aber den kannte er noch kaum, und wer konnte wiſſen, ob dieſer eine ſich für ſo ernſte Pflichten eignen oder ſie auch würde übernehmen wollen? Um ſo beſſer kannte ihn Doris, deren Gedanken zwar nicht in der Richtung ihres Vaters in die Zukunft gingen, aber doch an einem beſeligenden Bald! Bald! hingen. Und ſo kam auch bald der Brief, in welchem Oswald ſeine Ankunft meldete.

Die Schelle wurde gezogen. Doris flog zur Thür, aber ſie huſchte in das Zimmer zurück, da der alte Diener ſchon in der Nähe war und öffnete. „Iſt Herr Michael Kauz in der Lage, meinen Beſuch anzunehmen?" fragte eine wohllautende Stimme, bei deren Anhören Doris ihr Herz hochauf pochen fühlte — denn es muß geſagt werden, daß ſie eine Spalte der Thür offen gelaſſen hatte. Wenzel ſah einen feinen jungen Herrn vor ſich, deſſen Karte er in Empfang nahm, auf welcher der Name Oswald Bruneck Dr. phil. zu leſen war. Wenzel fühlte ſich durch den Anblick des jungen Mannes gleich wohlwollend geſtimmt, dennoch entgegnete er: „Ich weiß nicht — Herr Kauz iſt leidend, und nimmt eigentlich keine Beſuche an —"

„Herr Kauz iſt auf meinen Beſuch nicht unvorbereitet," entgegnete der Gaſt, „vielleicht hat er die Stimmung, mich vor ſich zu laſſen."

Wenzel neigte das Haupt und ging in das Zimmer. Kaum hatte der Alte die Thür hinter ſich geſchloſſen, als Doris aus der anderen hervorſchlüpfte. „Oswald!" flüſterte ſie mit geröteten Wangen. „Du biſt da! Willkommen! Tauſendmal willkommen! Aber ſtill! Bleib da!" Sie reichte ihm, auf Schritte entfernt und vorgebeugt, ihre Hand, und Oswald, ihren Rückhalt verſtehend, erfaßte dieſe ſchöne Hand, um einen glühenden Kuß darauf zu drücken. Doris huſchte durch die Thür zurück, und ſchon erſchien Wenzel wieder mit der Nachricht, der Herr Doktor werde erſucht, einzutreten.

Der alte Herr war entweder durch die Ankündigung dieſes Beſuches wie elektriſiert, oder er hatte heute einen beſonders guten Tag, denn er war ſchnell aufgeſtanden und ſchritt dem Eintretenden ganz tapfer entgegen. Er mußte ſich den jungen Mann bei dem früheren Beſuche gar nicht ordentlich angeſehen haben, denn er war überraſcht durch die angenehme Erſcheinung und fühlte ſich, gerade wie Wenzel, ſofort wohlwollend angeregt. Gleichwohl wollte ſich ein Augenblick peinlicher Verlegenheit geltend machen. Doch wußte Bruneck denſelben ſchnell abzuwenden, indem er begann: „Sie wünſchten mich einmal in betreff Ihres verſtorbenen Sohnes zu ſprechen, Herr Kauz. Berthold war mein Freund — ich bin gern bereit, Ihnen jede Auskunft über die letzte Zeit ſeines Lebens zu geben."

Dem Alten war dieſe Wendung ganz recht, und ſo drehte ſich das Geſpräch längere Zeit nur um den Verſtorbenen. Es war dem Vater ſichtlich angenehm, einmal mit einem anderen über dieſe troſtloſen Verhältniſſe zu ſprechen. Auch verſchleierte oder beſchönigte er ſeine einſtige Härte nicht, ſondern beklagte, niemand in ſeiner Umgebung gehabt zu haben, der ihm aus der Befangenheit hätte helfen können. Der Gaſt ging darüber hinweg und kam auf Bertholds Knaben zu ſprechen, den er, da derſelbe ſich im Hauſe befinde, hoffentlich werde ſehen dürfen. „Wenn Sie es wünſchen, gewiß!"

entgegnete Herr Kauz. „Er sieht übrigens aus wie alle kleinen Kinder, obgleich Doris behauptet, er habe große Ähnlichkeit mit Berthold.“

Der Name Doris war genannt, und Herr Kauz meinte, der Gast werde nun in der Unterhaltung seinem eigentlichen Ziele näher zu kommen wissen. Dieser that das auch ein wenig, indem er die Pflichttreue pries, mit welcher Fräulein Doris ihren Vater gepflegt hatte.

Es entstand eine kleine Pause, die aber keineswegs auf einer Verlegenheit Brunecks beruhte. Denn dieser sah den alten Herrn ganz frei an und schien auf eine Entgegnung zu warten.

„Hm!“ begann Herr Kauz. „Ich war es selbst, der Doris beauftragte, Ihnen, Herr Doktor, zu schreiben —“

„Wofür ich Ihnen sehr dankbar bin!“ entgegnete Bruneck mit einer weltmännischen Verbeugung. „Zumal Sie auch einen ferneren Briefwechsel zwischen uns gestatteten. Es mußte mir angenehm sein, zuweilen eine Nachricht von der Schwester meines verstorbenen Freundes zu empfangen.“

Dieser Heuchler! dachte Herr Kauz. Es werden wohl noch andere Dinge in den Briefen gestanden haben, als der Gedankenaustausch über den Verstorbenen!

„Und wenn man so, wie ich, an einem kleinen Orte wohnt und selbst noch nicht zahlreiche Beziehungen mit der Welt hat, so ist ein Brief aus der Ferne an sich schon ein freudiges Ereignis, um so mehr aber aus einer großen Stadt, in der man einige Zeit gelebt hat. Sie wissen wohl, daß ich Oberlehrer am Gymnasium in N. bin. Die Lage des Ortes, seine landschaftlichen Umgebungen sind berühmt durch ihre Schönheit, und der Sommer sieht ganze Kolonien von Fremden in der Gegend, die sich hier in den zahllosen Landhäusern ansiedeln. Im Winter freilich bietet das Städtchen kaum eine geistige Anregung, wenn man sie nicht in seinem Berufe sucht und findet. Das war bisher noch so erträglich mein Fall, doch habe ich die Absicht, diesen Beruf zu ändern, oder vielmehr in eine mehr wissenschaftliche Richtung zu lenken. Ich will mich nämlich als Docent an einer Universität niederlassen.“

„So, so!“ entgegnete Herr Kauz. „Recht schön, aber — dazu gehören — Mittel, wie ich mir habe sagen lassen.“

„Meine persönlichen Ansprüche sind glücklicherweise bescheiden,“ entgegnete Bruneck lächelnd, „doch — habe ich mich auch vorgesehen.“

Das Gespräch stockte noch einmal. Ich muß ihm wahrhaftig entgegenkommen! dachte Herr Kauz. Sonst vergeht die Sitzung, ohne daß die Hauptsache berührt worden ist. Und ich will, daß dieselbe gleich zum Austrag komme.

Oswald aber dachte vergnügt: Nur heraus mit der Sprache, mein künftiger Herr Schwiegerpapa! Diesmal sind Sie der Werbende, und ich warte getrost auf Ihre Anerbietungen. Meiner Doris bin ich ja gewiß!

„Ja, was ich sagen wollte,“ begann Herr Kauz endlich zögernd, „Sie haben einst Gesinnungen ausgesprochen — in betreff meiner Tochter. Ich war damals nicht in der — Verfassung, dieselben zu billigen. Sind Ihre damaligen Gesinnungen noch dieselben?“

„Ganz dieselben!“ entgegnete Oswald offen und bestimmt, ohne etwas hinzuzufügen.

Der alte Herr rückte etwas unruhig hin und her. „Ich kann Ihnen aber nicht verhehlen, Herr Doktor,“ fuhr er fort, „daß Doris jetzt nicht mehr so viel mitbekommt, als ich ihr früher ausgesetzt hatte — ich habe Verluste gehabt —“

„Soweit ich Fräulein Doris kenne,“ warf Bruneck lachend ein, „wird das ihr geringster Kummer sein!“

„Wie? Nun ja, Doris, aber —! Und dann — es ist in meiner Familie etwas vorgegangen, was manchen abschrecken könnte.“

„Die Familie bleibt ehrenhaft,“ unterbrach ihn der Doktor, „selbst wenn ein Mitglied derselben sich in Verirrungen hat verstricken lassen. Welcher klar blickende und billig denkende Mann wird Sie, Herr Kauz, oder Ihr Fräulein Tochter das entgelten lassen, wodurch ein anderer aus Ihrem Kreise sich auffällig gemacht hat?“

„Das ist sehr schön gesagt und brav gedacht, Herr Doktor.“ Der Alte sah den Sprecher erwartungsvoll an und dachte: Na,

jetzt wird er ja wohl herausrücken! Es ist arg, daß man ihm so entgegengehen muß! Aber Bruneck schwieg und sah Herrn Kauz nur freundlich auffordernd an. „Nun also dann —“ begann der Alte wieder.

„Nun also dann —?“ wiederholte Bruneck mit scheinbarer Gelassenheit.

„Sie würden also die Hand meiner Tochter noch annehmen, wenn ich meine einstige Ablehnung Ihres Antrags widerriefe?“

Ein heller Freudenglanz flog über Oswalds Züge. „Ja, Herr Kauz! Ich nehme die Hand Ihrer Tochter an!“ rief er. „Aber — unter einer Bedingung!“

Herr Kauz wußte nicht, was er hörte. Mit Überraschung und Erstaunen sah er den Sprecher an und, nicht ohne Humor, rief er: „Herr Gott! Was ist das für ein Mensch! Erst muß ich ihm meine Tochter förmlich nachwerfen, und dann stellt er mir noch eine Bedingung, unter der er sich entschließen könnte, sie zu nehmen! Heraus mit dieser Bedingung!“

Oswald lachte, doch ergriff er die Hand des Alten zu einem warmen Händedruck. „Sie sehen in mir den glücklichsten Menschen!“ rief er. „Meine Bedingung darf eine Beruhigung für Sie sein. Doris liebt Ihren Enkel, das Käuzlein, auf das innigste. Sie wünscht es künftig zu erziehen und zugleich, daß Sie mich — für alle Fälle — beizeiten zum Vormund desselben einsetzen.“

Das Antlitz des Alten schien sich zu verklären. Und nach einer kurzen Pause, in welcher herzliche Freude nach Worten zu ringen schien, entgegnete er: „Das haben Sie mit Doris in Briefen verhandelt! Ja, lieber Doktor, dieses Entgegenkommen ist mir sehr tröstlich, und Ihre ‚Bedingung‘ —“

„Teuerster Herr,“ unterbrach ihn Oswald, „wir wünschen, daß die Erfüllung derselben noch lange, lange anstehen und Sie sich Ihres Enkels noch viele Jahre zu freuen haben mögen!“

„Das sollte mir jetzt auch recht sein! Darüber sprechen wir noch; Sie werden ja in diesem Augenblick nicht schon eine besiegelte Urkunde verlangen! Aber jetzt — im Nebenzimmer höre ich Geräusch und zweifle gar nicht, daß jemand darin ist, der unser ganzes Gespräch belauscht hat. Doris —!“

Auf seinen Ruf trat Doris in die Thür, nicht mehr befangen, sondern mit strahlenden Augen vom Vater zu dem Geliebten blickend.

„Tritt nur näher,“ fuhr der Alte fort. „Er will großmütig genug sein, dich noch zur Frau zu nehmen!“

Doris fiel ihrem Vater um den Hals, um dann in die Arme ihres Verlobten zu eilen. Die Glücklichen standen schweigend, und Herr Kauz blickte mit Bewegung auf das junge Paar. Dann schickte er sich an, das Zimmer zu verlassen. Doris, die ihn bis dahin als Kranken behandelt hatte, wollte Einspruch thun, er aber wehrte ihr mit den Worten: „Der Dritte ist hier überflüssig! Ich fühle mich kräftig genug, einmal wieder nach meinen Geschäften zu sehen.“ Und ganz aufrecht schritt er hinaus und betrat sein Comptoir, wo er mit Verwunderung und Freude empfangen wurde. — —

Die Nachricht, daß ein junger Mann, der von auswärts gekommen, heute bei Herrn Kauz zu Tische sein werde, gelangte nach einer Stunde auch in die Gemächer Rosamundes. Die Kammerjungfer war es, welche, da sie die Vorgänge von unten nach oben zu vermitteln pflegte, auch diesmal das Neueste schnell mitteilte. Aber sie fand heute wenig Aufmerksamkeit bei ihrer Herrin. Diese war aus früherer Zeit daran gewöhnt, daß der Hausherr junge Männer als Tischgäste bei sich sah, Söhne von Geschäftsfreunden, die sich ihm vorgestellt hatten, oder auch Abgesandte fremder Handelshäuser, die mit ihm anzuknüpfen beauftragt waren. Was aber Rosamunde in diesem Augenblick einzig beschäftigte, war ein neues Kleid, welches die Schneiderin eben gebracht hatte. Der „gebeugten“ Frau war nämlich eingefallen, daß eine Trauertoilette ihren Verhältnissen jetzt angemessen wäre. Selbstverständlich mußte dieselbe höchst elegant sein. Für verschiedenen Trauerschmuck, Perlen, Broschen, Armbänder, hatte sie bereits gesorgt, und nun wurde das neue Gewand angelegt und darauf all der Schmuck vor dem Spiegel angeordnet und verteilt. In dieser kostbaren Toilette der Demut wollte sie nach Tische zuerst einen Besuch bei ihrer Schwester Bertha machen. — —

Am Tische des Hausherrn aber waltete heute die glücklichste Stimmung. Noch war

die Urſache derſelben niemand mitgeteilt worden, denn der Vater wollte jede Störung vermieden wiſſen, daher die Liebenden ſich auch vor den Blicken des alten Wenzel in Schranken halten mußten. Doris, welche ſonſt den Vater zu unterhalten pflegte, trug ihr Glück ſtill und innerlich verſchloſſen, Oswald aber zeigte ſich froh und geſprächig, und am lebhafteſten war der Hausherr ſelbſt.

Der junge Herr muß eine ſehr gute Nachricht mitgebracht haben, dachte Wenzel. Man kennt ja Herrn Kauz gar nicht wieder!

Der Nachtiſch war bereits aufgetragen, zu dem der Vater etwas beſonders Feines aus ſeinem Keller hatte bringen laſſen, als das Geſpräch ſich auf den Wohnort Brunecks wendete.

„Ich habe immer von der Schönheit dieſer Gegend gehört," begann der Alte, „und kenne Leute, die faſt in jedem Jahre dorthin in die Sommerfriſche gehen. Eigentlich hätte ich Luſt, das auch einmal zu verſuchen. Könnte ich da wohl eine zweckmäßige Wohnung finden? Selbſtverſtändlich mit Doris, mit meinem Enkel und deſſen Großmutter."

„So viele Sie wollen," entgegnete Oswald, „wenn Sie ſich rechtzeitig melden. Auch die meinige ſteht Ihnen zur Verfügung. Ich habe nämlich eine ſehr ſchöne Villa mit Garten und Gärtnerei dort gekauft, nicht um ſelbſt darin zu wohnen, die Ihnen zur Verfügung ſteht."

Herr Kauz ſah den Sprecher befremdet, aber lächelnd an. „Eine Villa? Sie? Gekauft? Etwa von Ihrem — Gehalt als Oberlehrer?"

Oswald lachte. „Nein! Aber von einer Erbſchaft, die uns ins Haus geflogen iſt, wir wiſſen nicht wie." Und als er die Summe dieſer Zuwendung gelaſſen ausſprach, ſtarrte Herr Kauz ihm mit Erſtaunen ins Geſicht, und er machte eine Bewegung, als wollte er ſagen: Aber warum haben Sie das damals nicht gleich geſagt? Wenigſtens Oswald glaubte dieſe Worte von ſeinen Lippen zu leſen und begann: „Es ſind noch nicht zwei Monate, ſeit der Mammon bei uns eingekehrt iſt. Übrigens iſt er mir ſelbſt ſehr gleichgültig —"

„O! O!" unterbrach ihn Herr Kauz im Tone der Mißbilligung.

„Und ſogar ſehr unbequem," fuhr Oswald fort, „denn er hat mich in der kurzen Zeit ſeiner Einquartierung bei uns an jeder Arbeit gehindert und verlangt fortwährende Dienſtleiſtungen und Geſchäfte von mir, auf die ich bisher nicht eingerichtet war. Aber ich ſpreche fälſchlich dabei von mir, denn meine Mutter iſt es, auf die der Streich gemünzt war. Meine gute Mutter aber iſt eine einfache Frau, die ſtets in ſehr beſcheidenen Verhältniſſen hat leben müſſen, in welchen ich denn auch, Gott ſei Dank, erzogen worden bin. Ganz überwältigt von dieſem Schickſalsſchlage, welchen man Glück zu nennen pflegt, wußte ſie nicht aus noch ein, und ſo mußte ich, als ihr einziger Sohn, auch ihr Geſchäftsführer werden. Da ich nun aber in großen Geldangelegenheiten ebenſo ratlos bin wie ſie, ſo nahm ich guten Rat von anderen an, die dergleichen verſtanden. Man riet mir, einen Teil des Geldes in Gebäuden und Grundſtücken anzulegen — kurz, ich kaufte für die Mutter die Villa. Freilich will mein Mütterlein nicht ſelbſt darin wohnen, ſondern dieſelbe Sommergäſten vermieten. Für ſich ſelbſt hat ſie ſich eine Wohnung im Gärtnerhäuschen auserſehen, welches nun freilich ſo allerliebſt iſt, daß auch ich es lieber bezöge als das größere Haus. Überdies liebt ſie die Gärtnerei von jeher und hat ſich auch in den beſcheidenſten Verhältniſſen immer ein wenig damit zu ſchaffen gemacht. Nun hat ſie nicht nur einen hinter Anlagen verſteckten Gemüſegarten, ſondern gar Gewächshäuſer, und fühlt ſich ſchon in der Ausſicht glücklich, dort einſt zu walten. Übrigens haben wir den Gärtner, da er einmal drin war, gleich mit gekauft."

„Doktor!" rief Herr Kauz. „Ich lege, vom Beginn des Frühjahrs an, Beſchlag auf die Villa! Sie iſt doch noch nicht vermietet?"

„Sie ſteht ganz und gar zu Ihrer Verfügung! Wie glücklich wird meine Mutter darüber ſein!" rief Oswald fröhlich.

Doris klatſchte jubelnd in die Hände, und der Hausherr ſchenkte ſich ein Glas mehr ein, als er ſonſt pflegte. „Sie ſoll leben, Ihre Mutter!" rief er. „Ich ſehe ihrer Bekanntſchaft mit Vergnügen entgegen! Aber wie wäre es — könnten Sie die liebe Frau

nicht zu einem Besuche bei uns bewegen? Es ist ja nicht so weit! Sie sollte bei uns gut aufgehoben sein und das Weihnachtsfest mit uns feiern. Doris wird sie doch gern bald kennen lernen wollen, aber — ich kann zu diesem Zwecke meine Tochter doch nicht schon allein mit Ihnen in die Welt reisen lassen!"

Doris sah ihren Verlobten mit liebevoll fragenden Blicken an. Er aber küßte ihr die Hand und entgegnete: „Wie beklage ich, daß dies nicht thunlich ist. Die Mutter habe ich etwas leidend verlassen — nun, es ist nicht ängstlich, ein wenig Rheumatismus im Fuße — aber reisen lasse ich sie in dieser Winterluft nicht. Sie soll sich pflegen, daß sie mir bald wieder auf den Beinen ist! Und das gemeinsame In-die-Welt-Gehen mit Doris — wäre freilich sehr schön, aber auch das geht nicht. Ich habe nämlich nur drei Tage Zeit für unser Beisammensein —"

„Nur drei Tage?" unterbrach ihn Doris. „Du bleibst nicht deine Ferien über bei uns?"

„Ich will nur gleich ein ganzes Bekenntnis meiner Pläne ablegen," entgegnete Oswald. „Ich muß mich in Jena vorstellen. Man hat mir von dort aus eine Professur an der Universität angeboten —"

„Ah! Bravo!" rief Herr Kauz, sein Glas erhebend.

„Ich bin von Herzen gern darauf eingegangen, habe mir aber zuvor ein Jahr Urlaub ausbedungen, um nach Italien zu reisen und dort meine Studien zu vervollständigen. Sobald mein letztes Schulsemester zu Ende ist, also gegen Ostern, will ich daher mein Bündel schnüren und mich auf den Weg machen."

„Ein ganzes Jahr?" meinte Herr Kauz, das Haupt wiegend. „Hm! Das ist eine lange Zeit. Sagen Sie mir doch, müssen Sie bei diesen Studien ganz allein sein, oder könnte die Reise nicht auch zu zweien angetreten werden?"

„Zu zweien? Verstehe ich Sie recht? Etwa mit — meiner Frau? Das wäre so wundervoll, aber diesen Wunsch wagte ich doch nicht gleich."

„Nun, so halten wir Hochzeit, sobald Sie Ihre Schulmeisterei hinter sich haben, und dann machen Sie Ihre italienischen Studien mit Doris gemeinsam."

Die Glücklichen waren voll ihres Dankes und umarmten den nicht minder froh bewegten Vater.

„Wenzel!" rief dieser dem alten Diener zu, welcher den Kaffee hereinbrachte. „Hier ist ein Brautpaar. Gratulieren Sie den Verlobten! Sie dürfen es im Hause bekannt machen."

Wenzel stand verdutzt vor Überraschung, dann stammelte er lächelnd seinen Glückwunsch und schritt aus dem Zimmer, um mit seiner Neuigkeit das ganze Haus in Aufregung zu versetzen.

Es kam nun zur Sprache, wie die Verlobten sich der Familie gegenüber zu verhalten hätten. Doris wünschte, noch ehe die Verbindung öffentlich angezeigt würde, sich persönlich mit ihrem Bräutigam bei den Schwestern vorzustellen. Auch Oswald, der die Verhältnisse genügend kannte, war dazu bereit. Vielleicht konnte eine Verständigung Rosamundes mit ihrem Vater dadurch irgendwie angebahnt werden.

„Zuerst aber wünsche ich," sagte der Vater, „daß ihr euch der Großmutter Bergius vorstellt. Sie gehört zum Hause und ist, nach mir, die älteste darin."

Die jungen Leute waren bereit, den Wunsch des Hausherrn sofort zu erfüllen.

Inzwischen war die Kunde der plötzlichen und geheimen Verlobungsfeier auch in die Gemächer Rosamundes gelangt. Aber in ihrer kalten Verbitterung nahm sie an keiner Freude teil, welche die Räume unter ihr belebte. „Und zur alten Bergius sind sie zuerst gegangen? Wenn sie etwa auch zu mir heraufkommen," rief sie der Kammerjungfer zu, „so bin ich heute nicht wohl genug, um Besuch zu empfangen."

Doris seufzte betrübt, als sie diesen Abweis erfuhr, aber schon getroster machte sie sich am Arme ihres Bräutigams auf den Weg zu Bertha und ihrem Gatten. Hier gab es nun, nachdem die erste Überraschung und Befremdung vorüber war, ein sehr lebhaftes Glückwünschen und Geplauder. Aber als ein Stündchen vergangen und die Verlobten sich verabschiedet hatten, begann Bertha zu Herrn Reimann: „Sonderbar! Was sagst du zu der Wahl, die unsere Doris getroffen hat? Er ist ja ein hübscher Mensch, angenehme Erscheinung, weiß sich auch zu

unterhalten, aber — Oberlehrer in einer kleinen Stadt! Etwas mehr Ansprüche hätte ich Doris doch zugetraut."

„Ja, das ist nun ihre Sache!" entgegnete der Apotheker. „Übrigens hat mir der gelehrte junge Mann recht wohl gefallen. Ja, wir Gelehrten haben immer gleich Fühlung zueinander."

„Ihr Gelehrten?" fragte Bertha. „Wie denn? Er ist der eine, wo ist denn der andere?"

„Nun, er ist Doktor, und ich habe auch meinen chemischen Doktorgrad erworben, also gehöre auch unter die — nun ja, in die Klasse der Gelehrten!"

Bertha schlug die Hände zusammen und lachte laut auf. „Julius, du bist furchtbar komisch!" rief sie. „Du, ein Gelehrter?"

Der Apotheker wurde ärgerlich und verwies ihr dieses Lachen.

„Nun, sei nur gut, Julius!" begütigte sie ihn. „Aber es kommt mir so wunderlich vor, nach zehnjähriger Ehe heute erst zu erfahren, daß ich einen Gelehrten zum Manne habe! Ruhig — ruhig! Ich rede kein Wort mehr darüber. Aber da Bruneck so bald wieder abreist, müssen wir morgen unseren Gegenbesuch machen. Was wird Rosamunde sagen?"

Da öffnete sich die Thür, und Rosamunde trat ein. Frau Bertha genügte ein Blick, um die neue Trauertoilette der Schwester wahrzunehmen. „Aber Rosamunde!" rief sie, nicht ohne Mißbilligung. „Sehr geschmackvoll — allein —!"

„Verlobung in der Familie!" fuhr der Apotheker dazwischen. „Schade, daß Sie nicht etwas früher gekommen sind, Frau Schwägerin! Eben war Doris mit ihrem Bräutigam bei uns."

„Doris hat wohl gewußt, warum sie diesen Doktor Bruneck nahm!" entgegnete Rosamunde in unverhehlter Mißgunst. „Da die Verluste über unser Haus gekommen sind, sucht sie sich durch einen reichen Mann schadlos zu halten!"

„Reich?" rief der Apotheker. „Der Doktor Bruneck hat Vermögen? Das ist ja überraschend! Erzählen Sie doch!"

„Die alte Vergius, diese unausstehliche Person, hat die Nachricht im Hause verbreitet. Und es scheint damit richtig zu sein, sonst hätte der Vater nicht so schnell eingewilligt. Steinreich soll er sein, durch eine Erbschaft. Aber ist es nicht eine Schmach? Unsereins muß darben, und Doris geht einer glänzenden Zukunft entgegen!"

„Nun, erlauben Sie, Frau Schwägerin," warf Herr Reimann ein, „von Darben kann doch bei Ihnen nicht die Rede sein —"

„Aber ich darbe, wenn ich es nicht mehr so haben soll, wie ich gelebt habe. Die Beschränkung halte ich nicht länger aus!"

„Rosamunde," begann Bertha begütigend, „du solltest dem Vater ein gutes Wort geben. Geh zu ihm —"

„Niemals! Er hat mich aus seinem Zimmer gewiesen. Ich betrete es nicht mehr."

„Aber du wohnst doch in seinem Hause, und er ist einverstanden damit. Ich bin überzeugt, ein Entgegenkommen von deiner Seite wird ihn versöhnen. Es wird für deine äußere Lage gewiß von Vorteil sein, wenn du denn doch nicht auszukommen glaubst."

„Und dann," fügte der Apotheker hinzu, „bedenken Sie auch — wenn der Vater das Geschäft aufgeben, das Haus verkaufen, sich anders einrichten sollte —"

„Verkaufen?" fuhr Rosamunde auf. „Und ich soll damit aus dem Hause und auf die Straße gestoßen werden? Woher wissen Sie das?"

„Nicht von ihm selbst, man spricht aber von seiner Absicht, sich zur Ruhe zu setzen. Sein Advokat hält sich nicht verpflichtet, darüber zu schweigen."

Rosamunde saß einige Augenblicke in finsterem Brüten, dann rief sie: „Hätte ich nur hunderttausend Mark als Anlagekapital, ich wollte einen Plan ausführen, der mich selbständig machen müßte — so schwer mir der Entschluß auch ist. Ein Damenpensionat in großem Stil für Töchter reicher Familien. Tüchtige Wirtschaftskräfte müßten angeschafft werden. Ich selbst würde in der Hauptsache natürlich nur repräsentieren."

Bertha sah ihre Schwester schweigend und mit befremdeten Blicken an, der Apotheker aber begann langsam bedenklich: „Hunderttausend Mark — eine solche Summe werden Sie in Ihrer jetzigen Lage schwerlich auftreiben, wenn nicht etwa der Vater für Sie gutsagt. Aber ich zweifle auch, daß er das jetzt kann, selbst wenn er wollte."

„Rosamunde!“ rief Bertha. „Beschränke deine übergroßen Pläne und füge dich nur ein wenig in die Verhältnisse! Sprich mit dem Vater!“

„Nun gut! Vielleicht! Lassen wir das jetzt!“

Nach diesen Worten entfernte sich Rosamunde kalt und verstimmt. Der Apotheker aber sagte zu seiner Frau: „Der ist überhaupt nicht zu helfen.“ — —

Die Geschichte muß nun in rascherem Gange durch die Jahre geführt werden. Es war im sonnigen Frühling, als Herr Michael Kauz durch den Garten der schönen Villa in Thüringen auf und nieder schritt. Ihm und seinem Enkel, dem Käuzlein, welches unter blühenden Bäumen umhergefahren wurde, bekam die reine, herrliche Luft ganz vortrefflich. Die Geschäfte des Kaufmanns hatten sich im Verlauf des Winters günstig abthun lassen, er war jetzt ein freier Mann, der das Leben noch einmal zu genießen anfing. Doris und Oswald, die Vermählten, schrieben die glücklichsten Briefe aus Rom. — Als der alte Herr langsam den Gewächshäusern zuschritt, kam ihm Frau Bruneck, Oswalds Mutter, mit einem Knix entgegen. Sie war eine kleine, zartgebaute alte Dame, sauber und nett, wenn auch nicht durchaus modisch gekleidet. Immer trug sie Halbhandschuhe, welche die Finger nicht bedeckten, und legte ihr Taschentuch nie aus der Hand. Sie war nicht nur Wirtin der Familie Kauz, sondern auch Angehörige derselben durch die Heirat ihres Sohnes geworden. Von ihrer Schwiegertochter Doris, die sie bei der Hochzeit kennen gelernt hatte, war sie ganz entzückt und schrieb ihr die mütterlichsten und rührendsten Briefe. Auch zu der Großmutter Bergius hatte sie sich in ein befreundetes Verhältnis gesetzt, in welchem die beiden Damen in Plauderstunden sehr gegeneinander auftauten. Frau Bruneck pries sich auch glücklich, bei den Geschäften, die ihr so neu waren, in Herrn Kauz den erfahrensten Berater zu finden.

So wäre alles gut und schön gewesen, wenn nicht die Gedanken an seine älteste Tochter Herrn Kauz sehr ernst gestimmt hätten. Bertha, mit welcher durch die Erfahrungen, die sie mit Rosamunde gemacht, innerlich eine sehr günstige Veränderung vorgegangen war, vermittelte die Nachrichten über sie an den Vater. Und sie war es auch, die Rosamundes Trotz bezwungen und sie zur Annäherung zu ihrem Vater gebracht hatte. Der Alte, da er sich doch als Vater Rosamundes fühlte, wäre im stande gewesen, sie und ihre Kinder dauernd, oder doch auf lange Zeit in seinen Hausstand aufzunehmen, wenn nicht ihr Charakter und ihre Ansprüche dies als höchst mißlich hätten erscheinen lassen. So hatte er sich entschlossen, zwar nicht ihren maßlosen Wunsch zu erfüllen, aber doch ihr Jahrgehalt auf ein bedeutendes zu erhöhen, damit sie ihren Plan ausführen könne. Wirklich war eine Wohnung gemietet und die Pension mit einigen Pfleglingen eröffnet worden. Nun aber meinte Rosamunde, die „Frequenz“ steigere sich nur darum nicht so schnell, weil der Makel ihres Mannes auf ihr läge. Sie verlangte daher, von Dorn geschieden zu werden. Da stieß sie aber auf große Hindernisse, zumal der Gefangene sich nicht dazu verstehen wollte. Er hatte seinerseits den Plan gemacht, nach Abbüßung seiner Strafe nach Amerika auszuwandern, wohin Frau und Kinder ihn begleiten sollten. Lagen auch noch Jahre bis zur Ausführung dieses Planes, so sprach sich seine Gattin schon jetzt empört über eine solche Zumutung aus und hoffte die gerichtliche Scheidung von ihm durchzusetzen.

Das Jahr verging. Herr Kauz hatte auch den Winter in der Villa zugebracht und fand den Aufenthalt darin so angenehm, daß er sie nicht mehr zu verlassen wünschte. Und als es wieder Frühling geworden, erschienen Doris und Oswald, von ihrer Reise zurückkehrend, bei den Ihrigen zum Besuch. Auch Bertha und der Apotheker waren zu ihrem Empfang erschienen. Man feierte glückliche Stunden, bis der Apotheker die Mitteilung nicht länger zurückhalten konnte, daß es um Rosamundes Institut sehr übel bestellt sei. Sie hatte ihre Gesellschaftszimmer auch dem Verkehr jüngerer Männer geöffnet und ließ es darin ganz fröhlich hergehen. Plötzlich kamen schreckliche Dinge heraus, welche die Eltern bewogen, ihre Töchter abzuholen. Der Ruf der Anstalt und ihrer Repräsentantin war schwer geschädigt und keine Aussicht vorhanden, das Unternehmen fortzusetzen. Nach manchen Beratungen kamen Herr Kauz

und ſeine Schwiegerſöhne überein, wenigſtens Roſamundes Kinder zu retten. Sie ſollten in einer guten bürgerlichen Familie erzogen werden, bei entfernten Verwandten Oswalds, und zwar in Jena, wo Doris zugleich ein wachſames Auge über ſie halten könnte. Roſamunde ſträubte ſich nicht gegen dieſen Plan, doch da ſie ſich über die Wahl der neuen modernen Reiſekleider nicht ſchlüſſig machen konnte, ließ ſie es geſchehen, daß ihre Schweſter Bertha die Kinder nach Jena in das Haus des Profeſſors Bruneck brachte. Sie war nun frei und hätte mit dem ihr Ausgeſetzten recht wohl leben können, nur daß es für ihre Wünſche und Anſprüche niemals reichen wollte.

Jahre um Jahre gingen dahin. Das Käuzlein, jetzt im Hauſe Klein-Michel genannt, geſund und fröhlich gediehen, ging, ſiebenjährig, bereits zur Stadt in die Schule, an welcher ſein Onkel Bruneck einſt Lehrer geweſen war. Im Sommer ſpielte er ſchon mit ſeinen kleinen Vettern aus Jena, da Doris mit den Ihrigen einige Wochen in der Villa zuzubringen pflegte, um ſpäter von ihrem Gatten abgeholt zu werden.

Klein-Michel hing ſehr an ſeinem Großvater und war bei den Spaziergängen des Alten durch den Garten häufig an ſeiner Seite, erzählend, fragend und ſchwatzend. Daß das Haupt der Familie im Verlaufe des letzten Jahres ſehr hinfällig geworden, beobachteten alle im Hauſe mit Beſorgnis, doch ließ man ihn ſeine Spaziergänge mit dem Enkel getroſt machen, da ſie nicht weit gingen und man ihn im Auge behalten konnte. Eines Tages wandelten Großvater und Enkel auch ſo durch die Gänge, der Knabe ſprang und lachte, als der Alte ſich plötzlich ſehr ermattet auf eine Bank niederließ und die Augen ſchloß. Doch hob er ſie wieder und ſagte: „Geh, Kind, und hole deinen Onkel Bruneck und Doris!“ Der Kleine lief und kehrte bald mit den Gerufenen zurück.

„Biſt du nicht wohl, lieber Vater?“ fragte Doris.

„O, mir iſt ſehr gut zu Mute!“ entgegnete der Alte mit matter Stimme. „Aber tretet näher!“ Und, indem er die Hand ſeines Enkels ergriff, fuhr er fort: „Nun iſt es Zeit, euer Verſprechen zu erfüllen, und ihr werdet es. Da habt ihr ihn! Er iſt nun euer. Ich werde den Tag nicht überleben.“

Noch vor Sonnenuntergang war Michael Kauz, der Großvater, eines ſanften Todes geſtorben.

Klein-Michel lebte fortan im Hauſe des Profeſſors Bruneck in Jena, ſeine Großmutter Vergius blieb gern in der Geſellſchaft der Großmutter Bruneck zurück. Der Sommer pflegte alle wieder zuſammenzuführen.

Frau Roſamunde aber ſollte eine dauernde Verlegenheit für die Familie bleiben. Da ihre Kinder in Jena, freilich nach ihrer Anſicht „unter aller Würde“, erzogen wurden, pflegte ſie zur Abwechſelung von Jahr zu Jahr einmal zu ihnen zu reiſen. Selbſtverſtändlich ſtieg ſie dann im Hauſe ihres Schwagers, des Profeſſors, ab, um durch ihre Anſprüche alles in Verwirrung, Ärger und Aufregung zu bringen.

Und als Oswald einmal in Geſchäften nach Berlin reiſte und bei Reimanns vorſprach, fand er die Gatten einſtimmig in ihrem Groll, ja erbittert gegen die älteſte Schweſter, welche eben von ihnen gegangen war. Endlich ſpielte der Apotheker ſeinen gewöhnlichen Trumpf über ſie aus mit den Worten: „Und wenn man noch ſo viel für ſie thäte — ihr iſt nicht zu helfen!“

„Und uns auch nicht!“ entgegnete der Profeſſor mit Gelaſſenheit. „Wenn wir uns ſonſt glücklich fühlen, müſſen wir auch etwas Unbehagliches in den Kauf nehmen. Wir ſind nicht die einzige Familie, in welcher eine ſolche Wandeltante, wie ein bedrohender Komet, zeitweiſe erſcheint, um die Ordnung zu unterbrechen. Das muß eben ertragen werden. Ruft ihr plötzliches Eintreffen ein heuchleriſches Lächeln auf unſere Lippen, während wir ſie eigentlich zum Teufel wünſchen, ſo wirkt dann der Moment ihrer Abreiſe wie eine Erlöſung. Und dieſes Gefühl iſt auch etwas Schönes.“

# Eine Fremdherrschaft.

Von

**Julius von Pflugk-Harttung.**

Mit tiefem Weh erfüllt es die Brust, wenn man überall längs der rebenreichen Ufer des Rheines den Spuren wüster Zerstörung begegnet, mögen sie noch so sehr zu efeuumrankten, anmutigen Ruinen geworden sein, wie das mächtige Rheinstein, die ragende Landskrone, das Heidelberger Schloß und viele, viele andere Orte. Noch weit trauriger stimmen Speier und Worms, einst Glanzpunkte heimischen Städtelebens: Speier mit seinen Kaisergräbern und seinem Reichskammergerichte; Worms, neben Frankfurt ein Lieblingsort für Reichs- und Deputationstage, auf denen die Besten das Geschick des Vaterlandes beratschlagten. Die einst prächtigen Städte bestehen jetzt aus dürftigen, vielfach armseligen Häusern an winkeligen Gassen, ein Zerrbild früherer Größe und Bedeutung, von denen erhaben nur noch Dome und Kirchen künden.

All diesen Verfall bewirkte der westliche Erbfeind, bewirkten seine Kugeln, sein Sprengpulver, der ganz gemeine rote Hahn, den er den Stätten einer mehr als tausendjährigen Kultur aufs Dach setzte.

Den Bewohnern der Rheingegenden ist dies, ist die empörende Gewaltsamkeit und Roheit, mit der das Werk der Vernichtung vollbracht wurde, bekannt, fremder hingegen ist ihnen, ist dem deutschen Volke überhaupt, die Thatsache, daß es im Norden und Osten nicht besser ergangen, sobald die Franzosen Macht und Gelegenheit besaßen. Eines dieser Ereignisse mag uns hier beschäftigen, wobei es uns zugleich mit Befriedigung erfüllen darf, daß von deutscher Seite jetzt das Äußerste geschieht, um ähnliche Vorkommnisse fern zu halten.

Der Anfang dieses Jahrhunderts bezeichnet den Aufschwung Frankreichs, seine Umwandlung aus einem Nationalstaate zu einem Weltreiche. Weit und weiter breitete der napoleonische Aar seine Schwingen, fest und fester schlug er seine furchtbaren Fänge. Österreich wurde besiegt, der morsche deutsche Reichsverband gesprengt und der Rheinbund errichtet. Zu spät raffte Preußen sich auf; bei Jena und Auerstädt brach es zusammen, und mit ihm die letzte Schutzwehr gegen napoleonische Gelüste in Norddeutschland.

Einen Monat nach der Schlacht, am 19. November 1806, schrieb Marschall Mortier kurz und brüsk an den Senat von Hamburg: „Meine Herren, ich komme im Namen Seiner Majestät des Kaisers und Königs, von Ihrer Stadt Besitz zu nehmen.“ Schon an demselben Tage hielt er seinen Einzug.

Die damalige freie und Hansestadt Hamburg war eines der bevölkertsten und reichsten, wenn nicht das reichste Gemeinwesen Deutschlands. Es zählte 140000 Einwohner. Sein Handel stand in Blüte, die Verwaltung war patriarchalisch; man besaß vortreffliche gemeinnützige Anstalten und nahm lebhaft teil am deutschen Geistesleben, während die Beziehungen zum Auslande ihm ein weltbürgerliches Gepräge verliehen.

Die Besetzung durch die Franzosen vollzog sich friedlich wie ein Schauspiel. Doch nur zu schnell sollte man erkennen, daß es

mit dem alten Hamburg zu Ende sei, daß die Zeit der Fremdherrschaft begonnen habe. Schon am nächsten Tage, den 20. November, erließ Napoleon von Berlin jenes Dekret, welches den gesamten Handel mit England verbot und alle englischen Waren für französisches Eigentum erklärte. Den Hamburgern bedeutete dies: Unterbindung ihres Lebensnervs. Und das zu einer Zeit, als die Ansprüche für fremde, durchweg feindliche Zwecke erschreckend zunahmen. Maßgebend im Orte waren jetzt der französische Gouverneur und Gesandte; letzterer, Bourienne, ein eleganter, habsüchtiger Geselle, hat nach Napoleons Urteil sich sieben bis acht Millionen innerhalb von fünf Jahren unrechtmäßig am Elbestrande erworben. Ihm zur Seite stand seit 1807 der hinterhaltige, unzuverlässige, vergnügungssüchtige Marschall Bernadotte, dessen fürstlicher Hofstaat gewaltige Summen verschlang. Immerhin blieb die städtische Selbständigkeit dem Namen nach: man hoffte dem Rheinbunde einverleibt zu werden. Da plötzlich schmetterte im Dezember 1810 die Kunde herein, daß der Kaiser ohne sonderlichen Grund die norddeutsche Küste bis Lübeck dem französischen Reiche angegliedert habe. Widerstand erschien unmöglich, schon wagte man keine laute Klage mehr; schweigend drückte man sich die Hand, und kummervoll blickte das Auge.

Hamburg war jetzt französisch. An die Stelle der ererbten drei Türme trat der französische Adler, an die seiner überlieferten Einrichtungen neue französische: französische Verwaltung, Polizei, Steuer, Gerichtsverfassung und französische Militärordnung. Die oberste Leitung gelangte an den Marschall Davout, Prinzen von Eckmühl, als Generalgouverneur; Maire der Stadt wurde der Senator Abendroth, in seiner weltbürgerlichen Richtung ein echter Hamburger: wohlwollend, geradeweg, mit der Fähigkeit, zugleich bei den Franzosen etwas zu gelten und daheim volkstümlich zu sein.

Schwer lastete der Druck. Die Kontinentalsperre richtete Gewerbe und Handel zu Grunde und entwickelte gewaltigen Schmuggel. Die Zuckersiedereien, Kattun- und Cigarrenfabriken hörten auf, zahllose Arbeiter wurden brotlos. Überall horchte die Polizei und machte das Leben ungemütlich; im Wirtshause konnte der Kellner, im Hause das Dienstmädchen verraten. Dazu stets steigende Abgaben unter immer neuen Titeln. Liederlichkeit und Frivolität der Franzosen untergruben Treue und Ehrenhaftigkeit, alte Erbteile Hamburgs. Aber trotz aller Gefahr und Anfechtung war der Kern gesund und blieb die Hoffnung auf bessere Zeiten. Vaterländisch gesonnene Männer traten geheim zusammen, wie der Verlagsbuchhändler Perthes, Dr. von Heß, Dr. Benecke, Mettlerkamp u. a. Und vor allem gärte es in der darbenden Masse. Der Verlust der Selbständigkeit und schwerste wirtschaftliche Schädigung wirkten gemeinsam. Kanalentwürfe, fremde Gloire und bunte französische Uniformen vermochten dem nüchternen Sinne der Niedersachsen nicht zu imponieren.

Unter solchen Verhältnissen vollzog sich Napoleons Feldzug nach Rußland. Er mißglückte, belebte die Hoffnung der Patrioten, steigerte Unwillen und Ungeduld. In Preußen wurde es lebendig, die Jugend bewaffnete sich, russische Streifcorps überschritten die Oder, die Franzosen wichen hinter die Elbe zurück. Nur noch geringe Besatzung stand schließlich in Hamburg. Als die Bedrücker am 24. Februar 1813 städtische Geldfässer einschiffen und Bürgersöhne wegführen wollten, loderte die langverhaltene Wut empor. Man wurde thätlich, befreite die „Hamburger Jungen" gewaltsam, erstürmte eine Zollwache, mißhandelte Zoll- und Polizeibeamte. Tobende Haufen durchzogen die Straßen und zerstörten die Adler. Vergebens versuchte Abenroth, Ruhe zu gebieten; mit Steinwürfen wurde er verjagt.

Allmählich legte sich der erste Sturm, aber die Franzosen fühlten sich doch so unsicher, daß sie bald nachher die Stadt verließen. Mit den Worten: „Auf Wiedersehen in zwei Monaten!" soll sich der Polizeidirektor entfernt haben. Mittags, am 12. März, flatterte die heimische Flagge wieder im Hafen.

An demselben Tage brach ein russisches Streifcorps unter dem Kosakenobersten Tettenborn von Berlin nach Norden auf, erschien am 17. März in der Nähe Hamburgs und nötigte die noch am Ruder befindliche französische Behörde mit dem Maire Abendroth abzudanken. Am 18. März hielt Tet-

tenborn seinen Einzug, von unbeschreiblichem Jubel umbraust: weißgekleidete Jungfrauen begrüßten ihn, alle Kirchenglocken läuteten, von der Straße, aus den Fenstern, von Dächern und Schornsteinen jauchzte man den struppigen Söhnen der Steppe entgegen, sie mit Blumen und Kränzen überschüttend. Kuchen, Branntwein und Kartoffelsalat sorgten für das leibliche Wohl der Befreier. Ein wahrer Freudentaumel hatte die sonst so zugeknöpfte Bevölkerung erfaßt.

Und doch war die Lage furchtbar ernst: man hatte einen Napoleon beleidigt. Da galt es die Zukunft auf sich und seine Bürgerkraft zu bauen, galt es alle Hilfsmittel zu benutzen; etwa indem man einen tüchtigen auswärtigen Offizier zum Gebieter ernannte, der zielbewußt und thatkräftig die längst zerfallenen Stadtwälle herstellte und mit 15000 entschlossenen Hamburgern und Bundesgenossen besetzte. Die Stimmung der Bevölkerung war vortrefflich, die Opferwilligkeit groß; es hätte Außerordentliches geleistet werden können und müssen. Das ist nicht geschehen, und Hamburg hat furchtbar dafür gebüßt. Statt auf sich selber zu vertrauen, hoffte es auf Russen, Preußen, Schweden und Dänen.

Marschall Davout.

Der frühere Senat mit der Bürgerschaft trat wieder ins Amt. Er bestand aus ehrenwerten älteren und alten Herren, Männern des Friedens, der bedächtigen Erwägung, vorsichtig und sparsam, die nicht in den wilden Sturmesgang der Ereignisse paßten, die sich mit tief sorgender Anschauung quälten, statt frisch und mutig durchzugreifen. So fand der Senat keinen Rückhalt beim aufgeregten Volke; neben ihm, der rechtlichen Regierung, bildete sich eine thatsächliche, bestehend aus den Patrioten, Heß, Perthes, Mettlerkamp u. a., welche sich mehr oder weniger um Tettenborn sammelten. Im einzelnen waren sie weder mit diesem noch unter sich einig; die Ansprüche der Russen und die Gesinnung und Wünsche der Hamburger gerieten in Widerstreit. War der Senat zu schwerfällig, so loderte in den Patrioten zu viel Feuer und Begeisterung, besaßen sie zu wenig praktischen Sinn und Erfahrung.

Alles hätte noch gut werden können, wäre Tettenborn den Schwierigkeiten gewachsen gewesen. Der aber war bloß Reiterführer und weiter nichts. Unordentlich, leidenschaftlich und leichtfertig, umgab er sich mit einem Haufen gleichgesinnter Abenteurer. Statt ernst zu arbeiten, wollte man genießen, schwelgen, lustig leben auf öffentliche Kosten. Hamburg wurde Allerweltsstadt. Bei den Besseren erwachten Unwille und Abneigung.

Zu Tettenborns 1500 Reitern stießen mecklenburgische Truppen; von allen Seiten strömte es herbei, oft zweifelhafte Elemente. Freiwillige vereinigten sich zu einer hanseatischen Legion, die übrigen Einwohner sollten eine Bürgergarde bilden, von den namhaftesten Patrioten befehligt. Aber die Garde wurde nie vollzählig; es gebrach ihr an allem, zumal an Gehorsam, Waffen und gedienten Offizieren. Mit unbrauchbaren Schießprügeln und Piken zogen sie einher, oft ein Spott für sich selber. Dennoch haben diese an Zahl und Gehalt gleich ungenügenden Leute den Angriffen der weit überlegenen, gut geführten Franzosen einen vollen Monat stand gehalten — der beste Beweis, was sich hätte erreichen lassen.

Die Franzosen machten sich daran, das Verlorene wiederzugewinnen, und zogen ihre Truppen jenseit der Elbe, um und in Harburg zusammen.

Es kam zu zahlreichen kleinen Gefechten, bei denen deutscherseits ebensoviel Mut als Ungeschick und Zusammenhangslosigkeit hervortraten. Der einzige, der unerschüttert den Kopf oben behielt, war Mettlerkamp, mochten die Franzosen bombardieren, so viel sie wollten. Immer näher kamen sie heran, immer gepreßter wurde die Lage der Verteidiger; Dänen und Schweden leisteten keine Hilfe; die Kunde von der verlorenen Schlacht bei Bautzen erschütterte die Gemüter. Da

verließ Tettenborn nachts die Stadt, leichtfertig wie er gekommen, ohne den Verſuch zu machen, annehmbare Bedingungen für ſie zu erlangen. Mit ihm zogen die hanſeatiſche Legion, ein Teil der Bürgergarde, die Patrioten und viele der beſitzenden Klaſſe. Hamburg war wehrlos.

Am 30. Mai kam däniſche Beſatzung, am 31. Marſchall Davout. Man durfte ſich auf das Schlimmſte gefaßt machen. Bereits im April war der Nordweſten Deutſchlands mit Hamburg als „außer Geſetz" erklärt. Bei Napoleon traf vieles zuſammen, ihn in Erregung und Wut zu verſetzen: ein aufbrauſendes Weſen, eine reizbare Stimmung, die Gefahren und das Gefühl ſeiner ſinkenden Macht; ſeine Kaſſen waren leer, es gebrach an guten Soldaten, an Pferden, an Kriegsbedarf. Rachevoll forderte er von Davout: Gefangennahme der Hamburger Senatoren, Erſchießung der fünf ſchuldigſten, Einſperrung der übrigen, Wegnahme ihrer geſamten Habe, Erſchießen aller Offiziere der hanſeatiſchen Legion, Verbannung der Legionäre auf die Galeeren, Einziehung des Vermögens der reichſten und ſchuldigſten Bürger, fünfzig Millionen Strafzahlung von Hamburg und Lübeck aufzubringen. Nachher wollte er die Beſchlagnahme gar auf die Handelshäuſer und Wohnungsmieten ausgedehnt wiſſen; er ſchrieb: „mir ſollen die Häuſer, mir die Waren gehören." Das geſamte Eigentum betrachtete er als durch Empörung verwirkt. Unter dem Schlagworte „außer Geſetz" eröffnete Napoleon ein brutales Schreckens- und Raubſyſtem, und Davout war auserſehen als Vollſtrecker. Hier zeigt ſich nun ſofort ein Unterſchied zwiſchen dem einfach befehlenden Kaiſer und dem Gouverneur, der mit unzuverläſſigen Mitteln in ſchwieriger Stellung vollziehen ſollte. Die Rachſucht des Kaiſers lag ihm fern; ihm kam es auf das Praktiſche, das Durchführbare an. Klug erkannte er, daß allzuſcharf ſchartig mache, ihn ſogar bei der Nähe des Feindes in Gefahr bringe. Er verzichtete deshalb auf unnütze Gewaltthaten und ſtrafte bloß mit Zwangsauflagen, wobei er die Summe für Hamburg allein auf achtundvierzig Millionen erhöhte. Wohl weſentlich durch dieſe gewinnbringende Wendung hat er den Kaiſer verſöhnt.

Bürgermeiſter Dr. Abendroth.

Über wenige Feldherren gehen die Urteile in Lob und Tadel ſo auseinander wie über Davout. Unzweifelhaft war er einer der feſteſten Charaktere und begabteſten Marſchälle napoleoniſcher Schule: im perſönlichen und Familienverkehre liebenswürdig, aufrichtig ſeinem Kaiſer ergeben, der ihn groß gemacht hatte, von unbeſtechlicher Uneigennützigkeit, ein guter Stratege, zumal in der Zähigkeit des Feſthaltens, ein geſchickter, ſelbſtändig denkender Verwalter; dabei aber völlig Soldat, Gehorſam gewohnt und Unterwerfung fordernd, Feind jeder Unordnung, rückſichtslos gegen fremden Willen und fremdes Recht, und deshalb gewaltſam, wo er es nötig glaubte, hart bis zur Grauſamkeit, ohne einen Zug von Freude. Sein furchtbarer Ernſt liegt in den Worten: „Die Menſchen müſſen uns fürchten, nicht lieben", oder: „Der Soldat braucht nicht zu ſingen, er braucht nicht zu lachen." Alles ging ihm auf in einem finſteren Gefühle von Soldatenehre und -pflicht. Und ein ſo gearteter Mann beſaß unumſchränkte Gewalt über Leben und Tod einer freiheitgewohnten, behäbigen, völlig anders empfindenden, dem Kriegeriſchen abgeneigten Bevölkerung.

Daß ſtatt der zerfahrenen Bürgerverwaltung ein gewaltthätiger Militärgeiſt walte, zeigte ſich ſofort. Mitten in der Nacht, die dem Einzuge folgte, wurden die Einwohner aus dem Schlafe geweckt, um zu illuminieren. Eine Abordnung der Behörde mußte tagelang warten, und als ſie vorgelaſſen war, wurde ſie wegwerfend behandelt. In peinlicher Ungewißheit lebte man dahin; Davout hatte vom Kaiſer Verhaltungsmaßregeln erbeten. Endlich kamen ſie: es waren die furchtbaren Beſtimmungen, welche bereits mitgeteilt. Der Marſchall behielt ſie für ſich und forderte ſtatt ihrer achtundvierzig

Millionen. Nach den Todesurteilen, die erwartet waren, atmete alles auf. Man war geneigt, den Zorn des Gewaltigen abzukaufen, nur ſchien die Summe unerhört, unerſchwinglich, denn ſeit Jahren lag Handel und Wandel danieder, war man gepeinigt und ausgeſogen. Schon die Erhebung des erſten Sechſtels innerhalb weniger Tage machte Schwierigkeiten, bis ſie ſchließlich durch Gefangenſetzung von vierzig angeſehenen Bürgern erpreßt wurde. Vergebens bemühten ſich die Kaufleute, das weitere Geld aufzubringen; es kam zu Verhandlungen, Vorſchlägen, Zwangseinquartierungen, Gefängnishaft u. ſ. w. Im ganzen wurden gegen zehn Millionen beigetrieben.

Andere Maßregeln ergänzten die Geldſummen. Stets neue Forderungen kamen aus Napoleons Hauptquartier. Er wollte Geräte für die Marine, Pferde, Reis, Kolonialwaren und vieles andere. Für den Nichtlieferungsfall verwies er eigentlich auf alles, was an Waren vorhanden.

Friedrich Perthes.

Gleich nach ſeiner Ankunft hatte Davout begonnen, Hamburg in Verteidigungszuſtand zu ſetzen und durch Damm und Fähre mit dem anderen Elbufer bei Harburg zu verbinden. Ein Schreiben des Kaiſers entwarf genial das Bild einer gewaltigen Befeſtigung. Hamburg und Harburg ſollten mit den dazwiſchen liegenden Inſeln in ein einheitliches Schutzwerk zuſammengefaßt, die alten Wälle ausgebeſſert, neue angelegt, alle ſtörenden Baulichkeiten weggeriſſen werden. Und dieſe Rieſenleiſtung ſollte in wenigen Monaten erſtehen mit einem Koſtenaufwande von nur zwei bis drei Millionen. Vierundzwanzig Stunden nach Ankunft der Ordonnanz müſſen zehntauſend Arbeiter am Werke ſein, lautete kurz und bündig der Befehl.

Bei der franzoſenfeindlichen Stimmung der Hamburger war ſolch eine Rieſenzahl freiwillig nicht zu beſchaffen. Es wurden deshalb alle männlichen Einwohner zwangsweiſe arbeitspflichtig erklärt, je mit einem Franken Tagelohn. Selbſt das blieb ungenügend; Drohungen und Gewalt mußten nachhelfen, ſchließlich Frauen und Kinder zum Schanzen herangezogen werden. In fieberhaft angeſtrengter Thätigkeit wurde der Dammbau nach Harburg, 16000 Fuß lang, in drei Monaten vollbracht. Der Befeſtigung ging die Ausſtattung der Wälle, die Schöpfung einer Kriegsmarine, die Verſorgung der Stadt zur Seite — alles Maßregeln, die neue Zwangslieferungen und Auflagen erforderten und durch Übergriffe niederer Beamten noch läſtiger wurden.

Draußen vollzogen ſich inzwiſchen die kriegeriſchen Ereigniſſe, bis Waffenſtillſtand erfolgte, der Davout und ſeinen Unternehmungen zu ſtatten kam. Er bildete ein neues Armeecorps, das dreizehnte, mit dem er ſich beim Wiederbeginn der Feindſeligkeiten nach Mecklenburg begab. Bald wich er zurück und nahm eine feſte Stellung von Lauenburg bis Lübeck ein. Es kam zu Scharmützeln und Gefechten, auch mit den Hanſeaten, ohne daß Sonderliches geleiſtet wurde.

Als die Schlacht bei Leipzig verloren war, erhielt der Marſchall Befehl, nach Holland zu kommen oder, falls dies bereits unausführbar, ſich in Hamburg zu halten. Der Marſchall entſchied ſich für letzteres. Anfang Dezember bezog er wieder ſeine Wohnung im Schröderſchen Hauſe auf den Großen Bleichen.

Während ſeiner mehrmonatlichen Abweſenheit hatte ein Gouverneur (Graf von Hogendorf) die Geſchäfte geführt. Jede Verſammlung war bei Todesſtrafe unterſagt, ſchon das Zuſammenſtehen von mehr als vier Perſonen galt als ſolche. Wer auf den Wällen betroffen wurde, hatte Kerker zu gewärtigen. Und es geſtaltete ſich noch ſchlimmer.

Beabſichtigte der Marſchall anfangs nur 10000 Mann zu verproviantieren, ſo mußte er jetzt für ſein ganzes Armeecorps, für 40000 Mann, außer den Bürgern ſorgen, und zwar in möglichſt kurzer Friſt. Dies bewirkte veränderte, verſchärfte, oft entſetzlich rückſichtsloſe Maßnahmen. Was nötig ſchien, wurde genommen, Widerſtand und Verheimlichung ſtreng beſtraft, überall in das Privat-

Digitized by Google

leben eingegriffen. In der Vorſtadt St. Georg gab es ebenſoviele Soldaten als Einwohner. Ganze Herden von Vieh und Schweinen durchzogen die Stadt. Hoch lagerte der Unrat, verpeſtet war die Luft in den engen Gaſſen und Höfen. Die Verwaltung, die Truppen, die Feſtungsbauten bewirkten gewaltige Koſten, raubartig ſteigerten ſich die Forderungen.

Die erſte Rate der großen Auflage war in die franzöſiſche Staatskaſſe gefloſſen, die zweite blieb aus, und von der franzöſiſchen Regierung ſtand nichts zu erwarten. Schon im Dezember betrug das Deficit faſt viertehalb Millionen, Anfang Oktober wurden alle öffentlichen Kaſſen eingezogen, Anfang November beſaß man nur noch fünftauſend Franken. Verſuche, Geld flüſſig zu machen, ſcheiterten. Da griff der Marſchall auf das letzte große Wertlager: zur Beſchlagnahme der Hamburger Bank. Es war ein Gewaltſtreich gegen das Privatvermögen, denn die Bank beſtand aus hinterlegten Depots. Am 2. November ließ er die Gewölbe vorläufig verſiegeln, dann nachts vom 8. auf den 9. November die Direktoren herbeiſchleppen, die Thüren in ihrer Gegenwart öffnen und alles Vorhandene zählen und verzeichnen. In der nächſten Nacht führten ſechs vierſpännige Wagen das gemünzte Geld unter ſtarker Soldatenbedeckung hinweg, ähnlich ſo in den folgenden Nächten. Hier muß jedoch zur Ehre der Franzoſen geſagt werden, daß ſie nicht einfach raubten, ſondern über die entnommenen Werte genau Buch geführt und Empfangsſcheine der Regierung hinterlegt haben. Als das bare Geld verbraucht war, griffen ſie zu den Silberbarren und münzten ſie aus, ſo daß im ganzen nahezu vierzehn Millionen Franken der Bank entzogen wurden.

Mettlerkamp.

Die Vergewaltigung des weit berühmten, für unantaſtbar gehaltenen Inſtituts hat gewaltiges Aufſehen verurſacht und den Namen des Marſchalls beſonders in Verruf gebracht. Nach dem erſten Anſcheine mit Recht, denn wer wußte, ob man je von den vielen Millionen etwas wiederſähe, ſie nicht einfach geraubt blieben. Daß das Geld für Verwaltungs- und Militärzwecke notwendig und verausgabt worden, daß der Marſchall ſeinerſeits reine Hände behielt, war den Geſchädigten einerlei; ſie hatten ihr Eigentum verloren. Erſt als Frankreich ſich im Frieden gezwungen ſah, den Gewaltſtreich ſtaatlich anzuerkennen, erſt dadurch geſtaltete er ſich vom Raube zur Zwangsanleihe, die, wenn auch nicht ganz, ſo doch mit zehn Millionen erſetzt worden iſt.

Immerhin ſchädigte die Beſchlagnahme der Bank nur einzelne und durchweg Wohlhabende. Unvergleichlich mehr Elend bewirkte die fortſchreitende Ausbildung zur Feſtung. Sie erforderte maſſenhaft Hände, Pferde, Wagen und Gebäude für öffentliche Zwecke, für Magazine, Krankenhäuſer und für Stallungen. Pietätlos wurden alle Kirchen, außer der St. Michaeliskirche, zu Pferdeſtällen eingerichtet. Bei weitem am härteſten war die Zerſtörung der Häuſer und die Austreibung der Armen.

Beide Maßregeln beruhten auf dem Gedanken, ſich um jeden Preis zu halten, mochte Hamburg zu Grunde gehen. Anfangs auf das Notwendige beſchränkt, wurde die Häuſervernichtung bei wachſender Gefahr ausgedehnt. Die geſamten bevölkerten Vororte, ſelbſt die Vorſtadt St. Georg, das Altonaer „Schulterblatt“ und der „Hamburger Berg“ ſind den Feſtungsplänen des Marſchalls geopfert. Nicht weniger als zwölfhundert Gebäude ſollen zerſtört worden ſein. Und wie geſchah das Unmenſchliche? Die Inſaſſen erhielten Befehl, ihre Wohnung innerhalb einer gewiſſen Friſt zu räumen. Gewöhnlich betrug ſie einige Tage, bisweilen nur einige Stunden. Nun ſtelle man ſich vor: mitten im Winter ſeine Wohnung verlaſſen, durchweg ohne Fuhrwerk, ohne zu wiſſen, wohin? Manche haben Tage und Nächte unter freiem Himmel verbracht. Es iſt ein Bild grenzenloſen Jammers. Das Krankenhaus, der ſogenannte Peſthof, zugleich eine Zuflucht für Wahnſin-

Digitized by Google

nige, mußte im Januar frei werden; viele der Inſaſſen ſind vor Anſtrengung, Aufregung und Kälte geſtorben. War die Zeit des Auszugs um, ſo kamen Soldaten und Arbeiter, riſſen die Häuſer nieder und ſteckten ſie in Brand. Tagtäglich ſtiegen qualmende Rauchwolken wie anklagend zum grauen Himmel empor, allnächtlich kündete der Feuerſchein weithin die Verwüſtung der Verteidiger. Mit lautem Weh, mit ſtummer Verzweiflung ſahen die Unglücklichen ihre Heimſtätten in Schutt und Trümmer ſinken. — Und ſie befanden ſich noch nicht am ſchlimmſten daran.

Bereits im Oktober war den Einwohnern befohlen, ſich bis zum Juli des nächſten Jahres mit Lebensmitteln zu verſorgen. Seit dem November verſchärften ſich dieſe Zumutungen in der Richtung, daß Nichtverſehene die Stadt verlaſſen müßten. Selbſtverſtändlich ſah ſich die Mehrzahl außer ſtande, zu gehorchen. Andere fanden die Befehle ſo ungeheuerlich, daß ſie dieſelben nicht für ernſt hielten, oder ſie fürchteten, es ſei nur eine Liſt, um das Angeſchaffte nachher gewaltſam zu nehmen. — Aber immer ſtrenger lauteten die Erlaſſe. Am 14. Dezember wurde verfügt, daß alle Nichteingeborenen und alle nicht auf ſechs Monate Verſorgten binnen achtundvierzig Stunden auszuwandern hätten. Tauſende verließen Haus und Herd und zogen in die Fremde mit dem, was ſich wegſchleppen ließ. Die meiſten Armen konnten ſich von der Heimat nicht trennen. Fünfzig und hundert Stockprügel wurden angedroht, als letzte Räumungsfriſt der 24. Dezember vom Marſchall beſtimmt.

General Tettenborn.

Es war ein trauriges Weihnachtsfeſt für Hamburg, das vom Jahre 1813. Nur bei wenigen Begüterten vermochte das Chriſtkind zu erſcheinen; die Bedürftigen harrten angſtvoll der Dinge, welche kommen würden. Da, in der Nacht, klopfte es barſch an ihre Thüren, dieſe wurden aufgeſprengt, herein traten Gendarmen und Soldaten und herrſchten die Unglücklichen an, zu folgen. Erſchreckt raffte man zuſammen, deſſen man habhaft wurde, um alsbald unter Schelten und Kolbenſtößen nach der Petrikirche zu wandern. Nur wenige Lichter beleuchteten düſter im weiten Raume die Bilder der Trauer und des Schreckens: weinende Kinder, ſchluchzende Frauen, ſeufzende und ingrimmig fluchende Männer, zuſammenbrechende Greiſe und Kranke. Noch vor Tagesanbruch wurde die Menge wieder zur Kirche und zu den Thoren hinausgetrieben, preisgegeben dem Elende, der Witterung, dem Hunger und der Verzweiflung. Wochenlang wiederholten ſich ähnliche Vorgänge. Immer ſchlimmer geſtaltete ſich das Los der Vertriebenen, denn bald war die Umgegend von ihnen überſchwemmt, und ſeit Neujahr herrſchte eine grimmige Kälte, bis zu zwanzig Grad unter Null. Mitleidig nahm man ſich der halb Erſtarrten an, zumal in Altona, obwohl ſie Fieber und Krankheit brachten. Unterſtützungsgelder und Liebesgaben wurden geſammelt. Ein Komitee bildete ſich, um möglichſt viele weiter weg, nach Lübeck und Bremen zu ſchaffen. Zehntauſend ſind ausgewieſen und von ihnen nach neuerer Berechnung über zwölfhundert umgekommen, derer zu geſchweigen, die ſiech und krank blieben ihr lebelang. Die Vorgänge geſtalteten ſich ſo unmenſchlich, daß der nicht gerade bedenkliche Gouverneur ſich deswegen mit dem Marſchall überwarf. Perthes ſchrieb: „Kein Ausdruck reicht hin, das Elend zu beſchreiben. Geſehen muß es, geſehen werden. Aller Jammer, den ich erlebt habe, iſt nichts dagegen.“

Im Inneren der Stadt ſtieg die Nahrungsnot; ſie wäre unerträglich geworden, wenn man ſich nicht jeden vierten Tag von auswärts hätte verſorgen können. Je länger der Winter, deſto ſtärker das Ungemach für Freund und Feind, denn auch die Franzoſen waren übel daran; ſie litten Hunger und Durſt und froren entſetzlich, viele gingen barfuß und beſaßen kaum Stroh, darauf zu ſchlafen. Die Krankenhäuſer waren überfüllt, Lazarettfieber und Seuchen begannen

Digitized by Google

zu wüten; sechzig bis siebzig Menschen starben dort zeitweise täglich; das Hospital bedeutete fast den Tod. An achttausend Soldaten sind in ihnen zu Grunde gegangen, an fünftausend mußten leidend beim Abzuge der Franzosen zurückbleiben. Reißend schmolzen die Truppen zusammen.

Die ununterbrochenen Gewaltmaßregeln erzeugten hochgradige Aufregung und Gehässigkeit, die alles steigerte und Verrohung und Abstumpfung bewirkte. Schritten die Soldaten zu Räubereien und Mißhandlungen, so zahlten die Bürger heim mit verbissenem Hasse. Wo man konnte, hinterging und ärgerte man die Peiniger. Als die Offiziere einen Ball geben wollten, sagten die Hamburgerinnen ab. Flammende Aufrufe von außen forderten Befreiung.

General Freiherr v. Benningsen.

Drakonisch hielt der Marschall Ordnung. Auf den Besitz von Waffen oder Kriegsvorräten, auf alle gegen die französische Herrschaft zielenden Unternehmungen, insbesondere auf Überlauf, Aufruhr und Kundschafterei stand Todesstrafe. Die Bäcker erhielten strenge Befehle wegen Mehlverbrauchs. Die Gerätschaften der Ausgewanderten wurden mit Gewalt erbrochen, um ihnen Betten und sonst für das Heer Brauchbares zu entnehmen. Was übrig blieb, verschwand oft durch Diebstahl.

Zum Glück war die Belagerung unvollkommen. Als der feindliche General Benningsen langsam Ende Dezember heranzog, führte er nur sechzehntausend Russen und andere Völker, welche bis Mitte März allmählich auf fünfundvierzigtausend Mann anwuchsen. Belagerungsgeschütz fehlte ganz. Ihm gegenüber hatte Davout anfangs vierzigtausend Streiter und war mit Kanonen trefflich versorgt. Bedenkt man die riesige Ausdehnung des Belagerungsringes, ganz um Hamburg herum, von Bergedorf bis Pinneberg und Harburg, so zeigt sich, daß weder von wirklicher Einschließung noch von ernstlicher Bestürmung die Rede sein konnte. Die Unternehmungen der Russen richteten sich deshalb auch gar nicht gegen die Stadt selber, sondern auf die Elbinseln, zumal Wilhelmsburg, als sie durch Gefrieren des Stromes zugänglich geworden. Die Russen wurden aber abgewiesen und hätten sich zwischen den Geschützen der beiden Festungen auch nicht zu behaupten vermocht.

Gerade als Benningsen sich stark genug fühlte, um an ernsteres Vorgehen denken zu können, traten auswärtige Ereignisse ein, die den Gang der Dinge an der Elbe überholten und bestimmten.

Napoleon unterlag und dankte ab, die Bourbonen und der Friede zogen ein. Damit fiel für Davout auch der Grund zu längerem Widerstande. Sobald er sich von der veränderten Sachlage überzeugt hatte, fügte er sich ohne weiteres. Am 29. April 1814 ließ er auf dem Michaelisturme die weiße Fahne der Bourbonen hissen und die Armee dem Könige Ludwig XVIII. schwören. Langsam löste er die drückendsten Bestimmungen. Erst durften einzelne gehen und kommen, dann wurde der Handel freigegeben und ein öffentlicher Markt errichtet. Von Paris kam Befehl zur Räumung: eine französische Einrichtung nach der anderen fiel, ein Bataillon nach dem anderen rückte ab. Kränkend wurde Davout die Leitung genommen; am 13. Mai übergab er sie einem königlichen Generale mit einem Tagesbefehle, worin er den Truppen für die bewiesene Haltung dankte. Seine Laufbahn war zu Ende; sang- und klanglos verließ er die Stadt.

Am 16. Mai wurde die Hamburger Börse wieder eröffnet, am 25. Mai trat der Senat neu zusammen. Als die letzten Franzosen fort waren, hielt Benningsen mit den Verbündeten seinen feierlichen Einzug. Abermals ging es ähnlich zu wie in den schönen Frühlingstagen des Vorjahres, doch die Freude klang gedämpft; zuviel Furchtbares war erlebt. Wieder läuteten die Glocken, die Geschütze donnerten, ganz Hamburg war auf den Beinen; dreihundert weißgekleidete Jungfrauen und eine Abordnung des Senats empfingen den Feldherrn. Den Festzug er-

öffnete die Bürgergarde unter Führung Mettlerkamps. Sie hatte sich brav geschlagen.

Hamburg gehörte wieder sich selber. Es konnte daran gehen, die klaffenden Wunden zu heilen, denn an hundert Millionen Franken hatte ihm die verhängnisvolle Zeit gekostet; das Dasein Unzähliger war gebrochen und zerstört.

Während man anfangs sich nicht genug thun konnte, den Anstifter allen Unheils, Davout, als schwärzesten Bösewicht zu malen, ist man neuerdings dahin gediehen, ihn als Engel des Lichts, als „anima candida“ zu erweisen, voll Milde und Gerechtigkeit, der nur that, was er mußte. Die geschundenen Hamburger dagegen erscheinen als „Alsterpatrioten“, als „Zuckersäcke“, „Starrköpfe“ und „rachsüchtige Krämer“. (Davout in Hamburg, von einem Freunde historischer Wahrheit, d. h. Dr. Holzhausen.)

Es leidet keinen Zweifel und war längst bekannt, daß Davout kein gewöhnlicher Henker gewesen, der das unsägliche Leid nicht aus Freude am Bösen verfügte, sondern weil er glaubte, sich und seiner Sache, seinem Kaiser zu nützen. Damit ist er aber nicht entschuldigt: er bleibt doch der Urheber des Mordes und der Verzweiflung von Tausenden und Abertausenden, ein roher Soldat, ein echt napoleonisches Geschöpf, dem nichts heilig ist als schrankenlose Selbstsucht, mag eine Welt darüber vernichtet werden. Für das, was Davout that, reichten die Befehle Napoleons nicht aus. Es erscheint geradezu befremdlich, warum er solche nicht einholte. Bei der rings herrschenden Verwirrung hätte sich leicht ein Vertrauter nach Frankreich senden lassen. Da Napoleons letzter Bescheid verfügte, nach Holland zu kommen, und erst, wenn dies unmöglich, sich nach Hamburg zu wenden, so entsprach es ganz den Wünschen des Kaisers, wenn der schwedische Kronprinz Bernadotte dem Marschall noch im November freien Abzug des Heeres anbot. Davout hätte seinem Herrn damit an dreißigtausend Mann zuführen können, die dieser für den Hauptkrieg dringend gebrauchte, während sie jetzt weit abseits großenteils nutzlos verkamen. Statt den Entscheid des Kaisers zu erfragen, wies Davout den Kronprinzen barsch zurück und zeigte ein starrköpfiges Ehrgefühl, sicher nicht im Sinne des hart Bedrängten. Indem er selbständig handelte, übernahm er sein Verhalten wesentlich auf eigene Rechnung. Betrachtete er Hamburg als französische Stadt, so war er, die oberste Civil- und Militärbehörde, verpflichtet, die französischen Bürger zu schützen. Wenn er sie aber zu Zehntausenden hinausjagte, so verletzte er gröblich seine Pflicht. Das napoleonische Festungsreglement, welches man zu seinen Gunsten herangezogen hat, paßt nicht, denn es galt nur für wirkliche Festungen, Hamburg war aber keine, es besaß weder die inneren noch äußeren Einrichtungen einer solchen. So haperte es überall; die härtesten Maßregeln entsprangen nicht aus dem Grunde, eine vorhandene Festung zu schützen, sondern eine nicht vorhandene erst gegen den Willen der Bürger herzustellen, sie überhaupt erst zu schaffen. Was hätte werden sollen, wenn der Ort mit großem Heere monatelang wirklich belagert und beschossen wäre? Dann wäre nach Davoutschem Systeme kaum noch anderes geblieben, als sämtliche Bürger hinauszuwerfen und nur die Soldaten drinnen zu lassen.

Erscheint die Austreibung in stärkster Winterkälte an sich barbarisch, so auch nicht einmal notwendig, denn Hamburg war damals noch nahezu offen und wurde von auswärts verpflegt. Hätte Davout sich statt auf die wehrlosen Armen auf die sechzehntausend Mann Benningsens mit seinen vierzigtausend geworfen, so würden diese in alle Winde gesprengt sein und die Armen hätten bleiben können. Überhaupt ist Davouts vollendetes Stillsitzen während des Herbstes in Lauenburg und während des Winters in Hamburg vor weit schwächerem Feinde strategisch um so unverständlicher, als sein Kaiser um das Dasein rang. Eigentlich hat er diesen geradezu im Stiche gelassen. Er scheint sich eben als unabhängiger Gebieter recht wohl gefühlt zu haben.

Alle Not und Drangsal hat die Kraft und den Selbständigkeitssinn von Hamburg nicht zu brechen vermocht, aus der Trübsal ist es neu, ist es glänzender erstanden.

Die Nachlebenden aber sollten sich gegenwärtig halten, wozu Fremde fähig sind, wenn sie die Macht besitzen.

Das Kaiſerhaus.

# Goslar.

Von

**Auguſt Trinius.**

II.

Heinrich VI. ſcheint nur einmal in Goslar geweſen zu ſein. In dem Kampfe zwiſchen Philipp von Schwaben und Otto IV. von Braunſchweig ſtand Goslar zu dem erſteren. Das hat ihm ſchweres Leid gebracht. Geächtet vom Papſte, verraten an den Feind, wurde es von Gunzelin, dem Feldoberſten des Braunſchweigers, geſtürmt, eingenommen und aufs fürchterlichſte ausgeplündert und geſchädigt. Dies geſchah am 15. Auguſt 1205. Die Überlieferung berichtet, daß die Äbtiſſin Antonia vom Kloſter Mariengarten (Neuwerk) dem draußen ſtehenden Feinde einen Durchſchlupf in die tapfer ſich wehrende Stadt verraten hätte. Zur Strafe hat die fromme Frau den Chor an die Jakobikirche anbauen laſſen müſſen, wo man noch heute an der Außenſeite ihr Bildnis über einem Lindwurm ſehen kann.

Otto IV. verzieh großmütig der ſo ſchwer geprüften Stadt, daß ſie zu dem Gegenkaiſer gehalten habe, der 1208 durch Meuchelmord fiel. Das Jahr darauf hielt der nun allein herrſchende Braunſchweiger in Goslar zu Pfingſten einen Reichstag ab. Der Gegenkaiſer Friedrichs II., Wilhelm von Holland, war der letzte im Kaiſerpalaſte reſidierende deutſche Kaiſer; 1253 war er hier geweſen. Der jugendliche Konradin hat Goslar nie geſehen; 1254 endete er auf dem Richtblock zu Neapel.

Goslar hatte aufgehört, eine Kaiſerſtadt zu ſein, und die Macht ſeines Handels mußte jetzt den verſchwindenden Schimmer alter Kaiſerherrlichkeit erſetzen. 1241 trat Goslar dem Hanſabunde bei. Es wächſt und muß ſeine Mauern weiter hinausrücken. 1289 wird der Kaiſerpalaſt zum größten Teil ein Raub der Flammen, und die einſtigen Wohnungen der Kaiſer ſinken in Aſche und Trümmer. Rudolf von Habsburg läßt zwar das Kaiſerhaus notdürftig wiederherſtellen, um dem Reichsvogt einen gebührenden Raum zum Gerichthalten zu geben — aber auch dies iſt nur vorübergehend. 1290 verleiht derſelbe Kaiſer der Stadt die Reichsvogtei zum Lehen, ebenſo das Münzrecht. Damit ſteigt die Macht Goslars ganz außerordentlich. Doch der blendende Sonnenſchein wird nur allzu bald durch raſch zuſammenziehendes Gewölk verdunkelt. Neues Elend bricht herein.

Im Jahre 1310 ſtockt der Bergbau, die Einnahmequellen der Stadt verſiegen. Ein Teil der Gruben ſtürzt ein, vierhundert Bergleute — nach einem anderen Berichte ſogar tauſend Mann — finden einen jähen Tod. Nachfolgende Waſſerdurchbrüche ver-

nichten dann das geſamte Bergwerk. 1376 bricht noch einmal das Waſſer hindurch, abermals hundert Menſchenleben fordernd. Goslar iſt ſo arm geworden, daß es nicht einmal mehr die Reichsgefälle zu entrichten vermag.

Es dauerte lange, ehe die Stadt ſich

Hotel Kaiſerworth

von dieſen Schickſalsſchlägen wieder erholen konnte. Die Fürſten thaten, was ſie vermochten, die Macht der ehemaligen Hofſtadt des Reiches zu ſteigern. So empfing Goslar unter Ludwig dem Bayer das Gelübde der Unverpfändbarkeit, das Recht, hochnotpeinliche Gerichtsbarkeit üben zu dürfen, ebenſo das Heerſchildsrecht. Die letzten Rechte der Reichsvogtei gingen 1415 durch Kauf in den Beſitz der Stadt über, wodurch letztere nun unmittelbares Glied des Deutſchen Reiches ward. Und nun naht die Zeit höchſten Anſehens, faſt üppiger Wohlhabenheit.

In den Jahren 1494 bis 1517 empfängt Goslar jene ſtarke Umwehrung, welche auf allen Bildern die Reichsſtadt ſo überaus maleriſch erſcheinen läßt. Warttürme und Zwinger ſteigen längs des Mauerkranzes auf, welche kein Feind, kein Alter vernichten konnte. Staunend betrachtet man heute die wuchtige Maſſe dieſer Steinkoloſſe, von denen der eine Zwinger, drei Stockwerke hoch, eine Mauerſtärke von zweiundzwanzig Fuß zeigt. Dieſer Zwinger war zur Aufnahme von tauſend Bewaffneten beſtimmt, und ſeine Herſtellung koſtete der Stadt nicht weniger denn 30000 Gulden. Aber was frug Goslar damals nach ſolcher Summe! Es ſtand im Zenith ſeines Glückes. Wahre Prachtbauten entſtanden innerhalb der Stadt. Alle bildenden Künſte rief man herbei zur Ausſchmückung ſeines Heims, denn das Gefühl der Macht, des Beſitzes drängte nach einem auch äußerlich erkennbaren Ausdruck. Die farbenfreudige Zeit der Renaiſſance ſchuf ihre buntlachenden Wunder auch in Goslar. Ein halbes Jahrhundert ſollte dieſer Glückstraum währen. Dann ging es abwärts. Die Reformation brachte mit dem hellen Licht der Gewiſſensfreiheit auch den Keim für den Niedergang Goslars. 1531 hatte Amsdorf aus Magdeburg die neue Lehre feierlichſt in Goslar eingeführt, und die Stadt trat dem Schmalkaldiſchen Bunde bei. Immer düſterer ballten ſich jetzt die Wolken über der Stadt. Kaiſer Karl V. hatte die Ausbeute der Rammelsberger Bergwerke mit Beſchlag belegt und forderte nun von Goslar, daß es zum alten Glauben zurückkehren ſolle. Rat und Bürgerſchaft aber weigerten dies; und nun folgte Schlag auf Schlag.

Herzog Heinrich der Jüngere von Braunſchweig, der ſich nicht zu Luther bekannt hatte, verlangte von Goslar die von ſeinen Vorfahren der Stadt überlaſſenen Forſten, wie auch den Zehnten vom Rammelsberge. Goslar zeigt ſich der frechen Anmaßung gegenüber nicht willig. Da rückt der Braunſchweiger mit einem ſtarken Heere heran, die trotzige Stadt ſeinem Willen unterthan zu machen. Dem Feinde keinen geſicherten Hinterhalt zu bieten, beſchließt die Stadt, ſämtliche außerhalb der Umwallung liegenden Klöſter und Kirchen dem Erdboden gleich

Digitized by Google

zu machen. Es iſt eine furchtbare That, doch das Wohl Goslars heiſcht es. So ſinkt die Johanniskapelle, das Kloſter zum heiligen Grabe, das St. Petersſtift und das Kloſter St. Georgen mit ſeinem großartigen Münſter, einem Oktogon mit drei Schiffen und fünf Türmen, am 22. Juli 1527 in Trümmer nieder. Ob dieſer aufgezwungenen That verfällt die Stadt in die Reichsacht, welche jedoch bald wieder aufgehoben wird. Der Braunſchweiger fährt inzwiſchen fort, die Stadt zu drangſalen. Da fallen Truppen des Schmalkaldiſchen Bundes in ſeine Lande, vertreiben ihn und ſetzen Goslar wieder in die alten Rechte ein. Doch der unglückſelige Ausgang der Schlacht bei Mühlberg (24. April 1547) macht dem kurzen Freiheitstraum ein jähes Ende. Goslar muß ſeine Zugehörigkeit zum Bunde mit zwölf ſchweren Kanonen und 40000 Gulden bezahlen. Herzog Heinrich kehrt zurück, bezwingt Goslar, macht ſich zum Herrn des Rammelsberges und der Harzforſten und ſetzt ſich ſelbſt zum Erbſchutzherrn Goslars ein, welche Ehre die Stadt alljährlich mit 700 Gulden bezahlen muß. Der ehemalige Reingewinn an dem Bergwerke (jährlich 80000 Gulden) iſt dahin, und obgleich die Stadt noch immer über ein Einkommen von 120000 Gulden verfügt, hat das Schickſal ſie doch dazu beſtimmt, den Kelch des Unglücks bis auf den Grund zu leeren.

Das Rathaus.

Feuersbrünſte, Seuche, Waſſernot und Teurung brechen herein, der Dreißigjährige Krieg koſtet der Stadt die ganze ungeheure Summe von 790000 Thalern. Längſt hat man ſich daran gewöhnt, ſchwere Schulden zu machen, da aller eigene Beſitz verloren gegangen iſt. Auf Wallenſtein folgt Tilly, der den Braunſchweiger aus Goslar vertreibt. Auf Kaiſers Befehl rücken 1630 Jeſuiten ein, beſchlagnahmen den Dom und richten im Kaiſerhauſe eine hohe Schule ein. Zwei Jahre ſpäter ergreifen ſie vor den Schweden die Flucht, die nun ihrerſeits nicht zögern, Goslar nach Möglichkeit zu brandſchatzen. 1666 muß die Stadt die Herzöge von Braunſchweig wieder als ihre Herren anerkennen. Der Siebenjährige Krieg bringt neue Drangſale, neue Opfer. Und dann geht auch das ſchöne Bild der einſtigen Reichsſtadt verloren. Zwei gewaltige Feuersbrünſte, 1728 und 1789, vernichten die Stephanikirche und mehr als fünfhundert Häuſer, darunter die ſchönſten und größten aus der goldenen Zeit Goslars. Aus dem Königskinde iſt ein Bettelkind geworden! Es geht daran, unerſetzliche Erinnerungen an ſeine großen Kaiſertage unter dem Hammer loszuſchlagen. Das einſt von Heinrich IV. prunkvoll ausgeſtattete Münſter iſt baufällig geworden. Zu arm, es wieder herzuſtellen, wird es — ſo unglaublich es klingt — meiſtbietend für 1504 Thaler auf Abbruch verkauft. In den Jahren 1818 bis 1821 vollendet ſich das barbariſche Zerſtörungswerk. Ein glänzendes Meiſterwerk romaniſcher Baukunſt, die Hofkirche der Frankenkaiſer und Hohenſtaufen, wird vom Erdboden bis auf eine kleine Kapelle ver-

nichtet. Der ehrwürdige romanische Kaiserstuhl, einzig in seiner Art, wird für den Metallwert von achtundzwanzig Thalern an eine Trödlerin verkauft. Erst auf Umwegen gelangt er in den Besitz des Prinzen Karl von Preußen und wird so vor gänzlicher Zerstörung gerettet. Das Kaiserhaus ist längst zu einem Kornmagazin, die alte Ulricikapelle zu einem Stadtgefängnis eingerichtet worden. Goslar ist nicht nur arm und elend geworden, es hat auch seine Ehrfurcht vor der eigenen Vergangenheit, seinen Stolz eingebüßt. Nun erst lernt es sich besinnen; aus tiefem Schlafe wacht es auf und erhebt sich zu neuem Glanze, Wohlhabenheit und Ansehen.

Durch den Frieden von Luneville war die Stadt 1807 an das Königreich Westfalen gekommen. Die Herrschaft des Königs „Immer lustik" auf Wilhelmshöhe dauerte jedoch nicht lange. 1814 kam Goslar an Hannover, die Ereignisse von 1866 brachten es an das längst liebgewonnene Preußen. In demselben Jahre hatte die Stadt die Ruine ihrer Kaiserpfalz an die hannoversche Regierung für tausend Thaler veräußert.

Das Brusttuch.

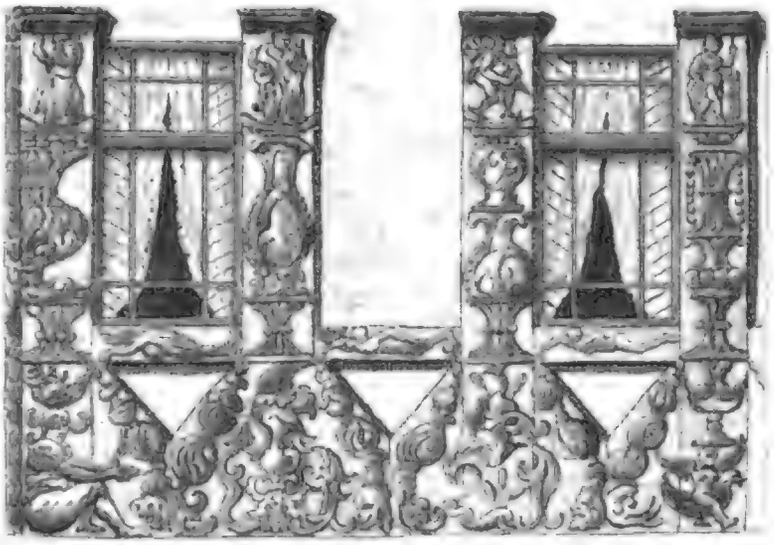
Mit geringen Mitteln ging nun dieselbe daran, zu retten, was noch zu retten war; doch der Krieg trat dazwischen. Auch die nächsten Jahre brachten den Ausbau nicht in Fluß. Erst nach den großen Waffenthaten des deutsch-französischen Krieges, nach der Wiederherstellung eines Deutschen Kaiserreiches, gedachte man dieses so bedeutungsvollen Baues. Noch zitterte ein Nachhall der letzten erhebenden Zeit in den Herzen der Vertreter des deutschen Volkes, noch fühlten sie sich einig und stolz darauf, Deutsche zu sein, und als die Milliardenzahlung seitens Frankreichs erfolgte, da bewilligte man einmütig eine bedeutende Summe für die Wiederherstellung und Ausschmückung des denkwürdigsten und ältesten Profanbaues Deutschlands. Es muß als ein hohes Glück betrachtet werden, daß dieses bei Zeiten geschah. Heute würde man schwerlich noch für solche ideale deutsche Träumerei etwas übrig haben.

Das war ein hoher Freudentag für das alte Goslar, als am 15. Aug. 1875 Kaiser Wilhelm I. mit seinem ritterlichen Sohne Einzug in der ehemaligen Hofstadt des Reiches hielt und dann hinan zur Kaiserpfalz stieg. Nach Jahrhunderten betrat nun wieder ein mächtiger Kaiser die erinnerungsreichen Hallen und weihte den fast vergessenen Bau aufs neue ein.

Goslar aber blüht seitdem immer kraftvoller empor! Es hat sich daran gemacht, seine wertvollen Baudenkmäler romanischer Zeit würdig wieder herzustellen, und auf Schritt und Tritt zeigt sich heute das Bestreben der Stadt, das noch erhaltene Alte zu ehren und zu pflegen. Wälle und Gräben sind in prächtige, schattige Laubgänge umgewandelt worden, Landhäuser, in blühende Gärten halb begraben, schlingen einen anmutigen Kranz um die Altstadt, der 11000 Morgen große Stadtforst wird mit einem Netze guter Wege durchwirkt. Handel und Wandel haben Aufschwung genommen, und vom Frühling bis zum Herbst wallfahren Tausende nach der schmucken, turmreichen Reichsstadt am Fuße des Rammelsberges, an den Denkmälern alter Zeit sich zu erfreuen und den Zauber dieser Stätte auf sich wirken zu lassen. —

Ein Gang über die einstigen Wälle Goslars bietet neben hübschen Ausblicken auf das nahe Gebirge und die noch immer altertümlich wirkende Stadt auch reizvolle malerische Einzelgebilde, die zwischen den ragenden Zwingern, Türmen, Mauerresten und Thoren, den tiefen Gärten in den Wallgräben, zwischen kleinen Teichen und schattigen Waldstreifen uns entgegentreten. Einer dieser kraftvollen Zwinger ist im Verein mit der Stadtmauer und anderen Befestigungsüberbleibseln zu einem vornehmen, stimmungsvollen Bürgerheim gewandelt worden. Zwei andere dieser Kolosse, der dicke Zwinger und der sogenannte Achtermann, dienen heute Gastwirtschaftszwecken. Den Achtermann erblickt man zuerst beim Eintritt in die Stadt vom Bahnhofe her. Er bietet in Verbindung mit dem angrenzenden epheuumsponnenen Stadtthore und der schönen Klosterkirche Neuwerk ein überaus fesselndes Bild. Das letztgenannte Gotteshaus ist wohl jetzt das ehrwürdigste Goslars. Ende des zwölften Jahrhunderts stiftete der kaiserliche Vogt Volkmar von Wildenstein in Gemeinschaft mit seiner Gemahlin Helena diesen romanischen Bau. Die kunstvoll gearbeitete romanische Steinkanzel, das Grabdenkmal des Stifters und die vor einigen Jahren aufgefrischten Decken- und Wandmalereien, sie bilden eine Sehenswürdigkeit der Stadt.

An der Jakobikirche vorüber gelangt man zum Marktplatz der Stadt. Schon der erste



Schnitzereien am Brusttuch.

Anblick des hier stehenden Brunnens sagt uns, daß er aus den Jugendtagen Goslars stammt. Romanisch stilisiert ist der vergoldete Adler, der mehr einem erbosten Täuberich ähnelt, romanischen Bronzeguß zeigen das kleine und große Wasserbecken. Die Sage weiß viel von diesem Marktbrunnen zu erzählen. So behauptet sie, daß er ein Geschenk des Teufels sei. Daraus zur Mitternacht getrunken und dreimal daran geschlagen, dies genüge, um den Teufel zum Abschluß eines Paktes erscheinen zu lassen. Auch erzählt eine Überlieferung, daß man in früheren Jahrhunderten beim Annahen eines Feindes gegen das Becken geschlagen habe, um die im Rammelsberge arbeitenden Bergleute zur Hilfe zu rufen.

Als ein Eckhaus erhebt sich hier am Markte das Gasthaus „Kaiserworth", das 1492 erbaut wurde. Erkerartig springt ein Turm daran hervor, gegiebelte Fensterchen klettern das steile Satteldach empor. Die Gilde der Gewandschneider ließ es sich etwas kosten, als sie sich dieses Versammlungshaus errichtete. In acht Nischen stehen lebensgroße Holzfiguren, welche ebensoviele Kaiser darstellen sollen. Diese Puppen machen in der That einen recht betrübenden Eindruck, und man kann es dem Spötter Heine fast

nicht verargen, wenn er sie mit „gebratenen Universitätspedellen“ verglich.

Im Winkel daneben steht mit Laubengang und einer seitlichen Freitreppe das Rathaus. Mehr als 750 Jahre sind über diesen Bau dahingerauscht, und geschmacklose Anbauten und Überkleidungen haben dieses ehrwürdige Haus stark in seiner äußeren Gestalt und Wirkung geschädigt. Doch bereitet man jetzt eine stilvolle Wiederherstellung vor. Was das äußere Bild nicht mehr bietet, das birgt um so reicher das innere. An dem gotisch verzierten Plafond des Vorsaales im zweiten Stockwerk hängen zwei sehr wertvolle messingene Kronleuchter aus dem vierzehnten Jahrhundert, die den abgerissenen Dom schmückten, ferner zwei aus Hirschgeweihen zusammengesetzte Kronleuchter, die urkundlich von 1349 erlegten Tieren stammen. Der eine dieser Lichthalter umschließt ein geschnitztes thronendes Kaiserbild und zeigt als Rundschrift die für Goslar so bezeichnende Inschrift:

O Gosler du bist togedā
dē hilge romehte rike
sunder middel und wan
nit macstu darvan wike.

In einem Seitengange finden wir die „Beißkatze“, einen vergitterten Holzkäfig, in welchen man ehemals keifende Weiber sperrte. Nun betritt man das Kaiser- oder Huldigungszimmer, welches die kleine, aber äußerst wertvolle Sammlung von Altertümern Goslars heute umschließt. Die Wand- und Deckenmalereien, welche dieses Zimmer, wie den anstoßenden 1506 eingerichteten kapellenartigen Raum bedecken, hat man bis vor kurzem noch dem Meister Michael Wohlgemuth zugeschrieben. Jetzt haben sich Zweifel dagegen geregt. Die Holzschnitzereien betrachtet man als ein Werk der Künstler H. Smed und H. Marborch.

Zwischen Reichsfahnen, Stadtbannern, Waffen finden wir hier den Huldigungsstuhl mit dem Bildnisse Kaisers Franz I.; Originalhandschriften des Stadtrechtes und der Berggesetze, eine aus Wachstafeln bestehende Bürgerrolle, Marterwerkzeuge, Abendmahlsgeräte, alte Schlüssel, Prägestempel, ein von der Kaiserin Agnes im sechzehnten Jahrhundert gestiftetes Ordensband, einen Brief Luthers (1529) an den Rat zu Goslar, ferner eine Schwurhand, bestehend aus einem Reliquienbehälter für St. Margaretens Arm, ein herrliches, von Mönchshand geschriebenes und ausgemaltes Evangelienbuch, sowie die berühmt gewordene, 1477 aus Silber getriebene, schwer vergoldete Bergkanne, auf welcher in sechs Feldern die Thätigkeitsformen des Bergbaues dargestellt sind. Aus seinem reichen und noch ungehobenen Urkundenschatze hat der Rat der Stadt hier nur einige Exemplare ausgestellt, allerdings Perlen von unersetzlichem Wert. So eine Urkunde von Otto I. aus dem Jahre 937, von einer Frische und Reinheit, als wäre dieses mehr als tausendjährige Dokument erst gestern von dem großen Ottonen ausgestellt worden. Heinrich IV. ist mit einer Urkunde aus dem Jahre 1063, Papst Hadrian IV. mit einer solchen vom Jahre 1155 vertreten. Auch von den sogenannten Ottolinen, jenen unter Otto I. geprägten Silbermünzen aus dem neu entdeckten Silberbergwerk des Rammelsberges, sind eine Reihe Exemplare hier ausgelegt. Im engen Raum zieht hier ein Stück Kulturleben des Mittelalters an uns vorüber.

Hinter dem Rathause ragt der zweitürmige, im edelsten romanischen Stile im Anfang des elften Jahrhunderts von Kaiser Heinrich II. gestiftete Bau der Marktkirche empor. Was die große Feuersbrunst 1844 an ihm vernichtet hatte, ist seitdem wieder hergestellt worden. Gegenüber diesem hohen Gotteshause steht ein seltsamer, windschief aufgereckter Bau mit spitzem, trapezartigem Dache: das „Brusttuch“. Heute ein von tüchtigen Künstlern traulich im Inneren geschmücktes Bierhaus, war es in der Blütezeit von Goslar das Gildehaus der Brusttuchmacher, einer sehr bevorzugten Gilde, deren Zugehörigen sogar das Tragen von Degen verstattet war.

Die buntbemalten Holzschnitzereien, welche in ganz üppiger Weise die Fronten dieses wundersamen Eckhauses zieren, können ein Studium für sich bilden. In ernsten, launigen, phantastischen und realistisch-fratzenhaften Gruppen und Einzelfiguren zieht hier an den Friesen und Balkenköpfen eine bunte, tolle Welt an uns vorüber. Das „Brusttuch“ entstand im Jahre 1526. Etwas älter ist das benachbarte, quer der Straße sich vorlegende ehemalige Gildehaus der „Semmeltechniker“, der Bäcker Goslars. Zwei Jahreszahlen trägt dieses spitzgiebelige Haus, das

als ein anheimelndes Gaſthaus aus Ruinen vor einigen Jahren wieder erſtand: 1502 und 1557. Der untere Stock mit hübſcher Freitreppe iſt maſſiv erbaut, darüber erhebt ſich mit Schnitzereien und Sinnſprüchen ein Fachwerkbau. Von den niederdeutſchen Inſchriften dieſes jetzt „Altdeutſches Gildehaus“ genannten Baues ſeien nur zwei hier angeführt:

Gott bewahr dis Haus
und die dor gha ein und aus.

Und eine andere noch charakteriſtiſchere lautet:

Gottes ſin korn inholt in de nodt,
Demn ſloken de lüdt dodt.
De ſevemanns herren kommt over de i i man,
dede ſin korne den lüden utdelen kann —
u. got mit uns. Salomon iiiii.

(Sprüche Salomonis 11, 26. Wer Korn innehält, dem fluchen die Leute — aber Segen kommt über den, der es verkauft.) Die Siebenmänner waren mutmaßlich die Hauptvertreter der ſieben Gilden, welche die Zweimänner überſtimmen. Letztere waren der Worthalter und der Vormund der Bäckergilde, welche in Urkunden älterer Zeit im Namen derſelben zeichneten. Es ſcheint daher, als hätten die Siebenmänner das Recht beſeſſen, in Zeiten der Not das Getreide auszuteilen.

Eine Seitengaſſe einſchlagend, gelangt man zum Hoſpital „Zum großen heiligen Kreuz“, einem uralten romaniſchen Bau, der im Inneren noch manches Intereſſante enthält. Der kaiſerliche Vogt Dietrich von Sulinge ſtiftete im Jahre 1254 dieſes Haus der Wohlthätigkeit für ärmere Bürger Goslars. Nicht weit davon finden wir in der Glockengießerſtraße das St. Annenhaus, ein 1494 gegründetes Frauenheim. Die Kapelle enthält eine ſehenswerte gemalte Holzdecke und einen alten geſtickten Teppich, welcher die Kanzel ſchmückt und die Lebensgeſchichte der ſpäterhin heilig geſprochenen Kindesmörderin Gertrud zeigt.

Das Bäckergildehaus.

Von hier aus wenden wir uns dem Domplatze zu, wo unter ſchattenden Bäumen die ehrwürdige Domkapelle, das letzte Überbleibſel des niedergelegten Münſters, uns ſchon von weitem grüßt. Als Kapelle hat freilich dieſer kleine Bau nie gedient. Was letzterer urſprünglich war, zu was er nach Abbruch des Domes beſtimmt ward, das beſagt die über dem Eingang angebrachte Inſchrift. Dieſelbe lautet: „Propylæum æd. cathedr. tuendis antiqu. Germ. monum.

Digitized by Google

instaur. a. D. MDCCCXXIIII." (Vorhalle der Kathedralkirche, wiederhergestellt zur Aufbewahrung deutscher Altertümer im Jahre des Herrn 1824.)

Fünf buntbemalte, uralte Steinbilder stehen

Die Domkapelle.

darüber. Die Annahmen, wen diese kunstgeschichtlich bemerkenswerten Figuren darstellen sollen, schwanken voneinander ab. Manche glauben Konrad II. und Heinrich III., Begründer und Vollender des Domes, sowie die Schutzheiligen Mathias, Simon und Juda darin zu erblicken, wieder andere bezeichnen das Standbild Heinrichs III. als das der Kaiserin Gisela, der Gemahlin Konrads II. Die Mutter Gottes inmitten zweier knieender Engel krönt das Giebelfeld der Münstervorhalle, deren mittlere Portalsäule ein Meisterwerk der Steinmetzkunst bedeutet und wohl eines der ältesten Kunsterzeugnisse Goslars darstellt. Die an dieser reich ornamentierten Säule deutlich erkennbaren Risse und Rillen stammen von einer sehr alten Sitte her, welche die zum Kriege ausziehenden Mannschaften bewog, ihre Schwerter und Lanzen an geheiligter Stätte zu wetzen, sie dem Feinde gegenüber zu feien.

Von höchstem Interesse bleibt der Schatz, welchen die Domkapelle umschließt. Wo gegenüber dem Portal der Eingang zum Dom sich befand, da hat man ein aus dem sechzehnten Jahrhundert stammendes Fenster mit herrlichen Glasmalereien eingefügt. Grabdenkmäler, Schnitzereien, darunter ein äußerst realistisch gehaltenes, aber künstlerisch bedeutsames Kreuz mit dem Erlöser, Flügelaltare, Malereien, Seidenteppiche und andere Zieraten und Kunstwerke des ehemaligen Domes sind hier vereinigt. Auf zwei Gegenstände lenkt sich jedoch vor allem die Aufmerksamkeit: auf den sogenannten Krodoaltar und die ehrwürdige, aus Sandstein kunstreich gearbeitete Balustrade, die aus dem zwölften Jahrhundert stammt und einst im Münster den Kaiserstuhl einfriedigte. Der jetzt innerhalb dieser Steinbrüstung stehende Kaiserstuhl ist nur eine Nachahmung des echten, im Kaiserhause befindlichen, und ward seiner Zeit für den Besuch Kaiser Wilhelms I. in Goslar angefertigt.

Der Krodoaltar hat bereits eine ganze Litteratur hervorgerufen, und Forscher wie Geschichtsfreunde haben manche Fehde darob zum Austrag gebracht. Es wird schwerlich ein uralter heidnischer Opferaltar gewesen sein. Die Technik, der Bildschmuck weisen auf den Orient hin, und so behalten wohl jene Forscher recht, welche in diesem merkwürdigen Gegenstand ein Erzeugnis des Morgenlandes sehen, einen kostbaren Reliquienschrein, den Theophonia, die Gemahlin Kaiser Ottos II., als Brautgabe mit aus ihrer fernen Heimat brachte. Der Krodoaltar hat das ansehnliche Gewicht von zwölf Centnern, seine Größenverhältnisse sind: Höhe 0,76 Meter, Länge 0,93 Meter und Breite 0,67 Meter. Er ist aus einem Gemisch von Kupfer, Blei und Zinn hergestellt. Die heute an den Seitenplatten befindlichen größe-

ren und kleineren Öffnungen waren einſt mit vergoldeten Filigranroſetten ausgelegt und geſchmückt mit wertvollſten Edelſteinen. Als die Franzoſen 1807 dieſen Altar nach Paris ſchleppten, haben ſie ſämtlichen Schmuck, bis auf eine Roſette, herausgebrochen. Auch die Platten waren einmal ſtark vergoldet, wovon noch Spuren zu erblicken ſind. Der Deckel des Schreins beſteht aus einer weißen Marmortafel, in welche ein griechiſches Kreuz eingraviert iſt. Die vier Ecken der Platte zeigen je ein Andreaskreuz. Der im Inneren befindliche eigentliche Reliquienbehälter iſt ebenfalls von Marmor. Der Schrein ſelbſt ruht auf vier Männern, welche ganz unverkennbar den orientaliſchen Typus in ihren Geſichtszügen verraten. Das allein ſollte den Ausſchlag geben, den Gedanken eines heidniſchen Götzenaltars von ſich zu weiſen.

Weſtlich der Domkapelle liegt auf leiſe anſteigendem Hügel das Kaiſerhaus, „des rikes palenze“, der älteſte, geſchichtlich und kunſtgeſchichtlich bedeutſamſte Profanbau Deutſchlands, heute wieder mit Recht der Stolz Goslars. Iſt auch die eigentliche Wohnſtätte der Kaiſer nur noch in ausgegrabenen Fundamenten und Ornamentſtükken vorhanden: der ernſte Hauptbau, der den mächtigen Saal umſchließt, ſteht noch, die Hauskapelle der deutſchen Kaiſer hat ſich noch erhalten. Es iſt die einzige Pfalz noch, welche Deutſchland heute beſitzt, ſo erinnerungsreich, daß man nicht ohne Bewegung und Andacht zu ihr emporzuſchauen vermag. Hier ward Heinrich IV. geboren; auf einem der dreiundzwanzig glänzenden Reichstage, welche dieſe Pfalz ſah, ſaß er als ein blondgelockter Knabe zu Füßen ſeines Vaters am Throne; Purpurgehänge dämpften das durch die offenen Fenſterrahmen eindringende Sonnenlicht, eine prunkvolle Verſammlung füllte den Reichsſaal, in dem zur Stunde deutſche Fürſten den Knaben zum Könige wählten. Hier traf ein Blitzſtrahl Heinrich V., hier ward Heinrich der Löwe ſeines Landes entſetzt, hier überreichte 1219 der Reichspfalzgraf in Gegenwart ſämtlicher Großen des Reiches Friedrich II. die deutſchen Reichskleinodien. Bild an Bild drängt ſich, während wir über den Domplatz zur Pfalz hinüberſchreiten. Es iſt ein Gang durch die gewaltig bewegte Geſchichte des deutſchen Vaterlandes!

Vor dem Kaiſerhauſe baut ſich in der Mitte die einſtige Dingſtätte, das „Kaiſerbleek“, auf, wo in früheren Jahrhunderten Kaiſer und ſpäter ihre Vögte Gericht hielten und Urtel fällten. Es iſt das ein mit buntfarbigen Wappen geſchmückter, halbrund vorſpringender Altan mit Steinbrüſtung. Zwei Freitreppen führen zu beiden Seiten

Der Mittelbau des Kaiſerhauſes.

hinan. Die beiden Bronzelöwen, welche die Seitenwangen des das Kaiſerbleek einrahmenden Halbrundes krönen, ſind Nachbildungen des in Braunſchweig befindlichen Burglöwen Heinrichs des Löwen. Die Errichtung eines Denkmals Friedrich Barbaroſſas vor dem Kaiſerhauſe iſt geplant worden.

Die Wiederherſtellung des Kaiſerhauſes — mehr als 300000 Mark wurden dafür verausgabt! — hat ſich nur auf die maſſiven Bauteile der ganzen Anlage beſchränkt. Die weſtlich daran anſtoßenden Ruinen der ehemaligen Familienräume der Kaiſer ſind durch reizvolle Gartenanlagen zu einem ſehr poetiſchen Geſamtbilde vereinigt worden. Das Kaiſerhaus von heute zeigt vier Teile: den von mächtigen, oberirdiſch gelegenen Kellern unterwölbten Saalbau, woran ſich nördlich ein neuer Anbau ſchließt, der Räume für Sammlungen in der Pfalz gemachter Ausgrabungen, ſowie die Wohnung des Kaſtellans umfaßt. Auf der anderen Seite ſchließt

Frankenberger Plan mit Kirche.

ſich die Verbindungshalle an, welche zur St. Ulricikapelle hinüberleitet.

Der Kaiſerſaal, ſiebenundvierzig Meter lang, fünfzehn Meter breit und ſieben Meter hoch, zeigt in ſeiner äußeren Faſſade eine vornehm-ſchlichte und doch wuchtig und ausdrucksvoll wirkende Architektur. Das den Reichsſaal in der Mitte durchlaufende Tonnengewölbe iſt ſogar zehn Meter hoch. Der Raum unter dem Saale bildete ehemals eine einzige große, durch maſſive Arkaden geſtützte Halle, iſt jetzt aber in ſieben Spitzbogengewölbe abgeteilt worden. Unter dem Tonnengewölbe an der Wand des Reichsſaales ſteht heute auf erhöhtem Platze der echte, uralte Kaiſerſtuhl, deſſen Sitz von Sandſtein iſt, die Lehne hingegen eine romaniſche Bronzearbeit zeigt. Die Holzpfeiler in der Mitte des Saales ſcheinen nach ihrer Verzierung dem fünfzehnten Jahrhundert anzugehören. Einen leuchtenden Schmuck hat dieſe ſo denkwürdige Feſthalle durch einen von Profeſſor Wislicenus aus Düſſeldorf geſchaffenen Gemälde-Cyklus empfangen, zu deſſen Schutze die Räume zwiſchen den romaniſchen Fenſterſäulen mit großen Glasplatten geſchloſſen wurden.

Profeſſor Wislicenus hat hier im Verein mit dem Maler Weinack in der Hauptſache folgendes zur Darſtellung gebracht. Vor allem entrollen dieſe Gemälde die Geſchichte des alten Kaiſerreichs in den bezeichnendſten Ereigniſſen, Stimmungen und Perioden; ſie ſchildern ferner die Einführung des Chriſtentumes, das Ausklingen der Kaiſermacht, und ſchweifen dann hinüber zu dem Gebiete deutſcher Sagen und Märchen, unter denen Schlaf und Erwachen des deutſchen Kaiſergedankens durch Dornröschen und Barbaroſſa im Kyffhäuſer dargeſtellt ſind. Eine der packendſten Farbenſchildereien iſt das

Digitized by Google

mächtige über dem Kaiserstuhl prangende Mittelbild. Dasselbe feiert das neue Deutsche Reich. Kaiser Wilhelm I. mit seinen Paladinen reitet, umgeben von den deutschen Fürsten, umschwebt von lichtumstrahlten, palmentragenden Genien, durch ein herrlich sich aufbauendes Triumphthor, an dem im Vordergrund des Deutschen Reiches Schmied und eiserner Kanzler, Bismarck, den Hammer zur Weihe seines genialen Werkes für den geliebten Herrn und Herrscher bereit hält.

Durch einen geschlossenen Arkadengang gelangt man von dem Kaisersaale hinüber zur St. Ulricikapelle, der ehemaligen kaiserlichen Hauskapelle. Sie ist eine verkleinerte Nachahmung des Münsters zu Aachen und muß als ein Meisterstück architektonischer Erfindungskunst bezeichnet werden. Aus dem Anfange des zwölften Jahrhunderts stammend, streng romanisch durchgeführt, zeigt dieser seltene Bau zwei Geschosse, von denen das untere ein lateinisches Kreuz darstellt, während man das obere Geschoß durch Einspannung äußerer Gewölbe in ein Achteck umwandelte. In der, beide Stockwerke trennenden Decke ward eine viereckige, mit einer steinernen Umfriedigung versehene Öffnung angebracht. Der untere Raum nahm einst beim Gottesdienste die Dienerschaft auf, der Kaiser mit seinem Gefolge saß oben. An der Westmauer hat man Reste ehemaliger Malerei entdeckt. Nach diesem Vorbild wird nun die gesamte Kapelle ausgeschmückt werden.

Brunnen am Frankenberger Plane.

Im unteren Kapellenraume hat ein kistenartiges Grabdenkmal Platz gefunden, darunter ruht eingeschlossen das Herz Heinrichs III. Dasselbe war erst im Dom beigesetzt, wanderte dann bei dessen Abbruch in das Welfenmuseum zu Hannover und ist nun endlich nach Goslar zurückgekehrt, der Lieblingsstadt dieses Kaisers. Auf dem aus verzierten Sandsteinquadern zusammengefügten Sarkophag ruht sein steinernes Bildnis, das man noch heute irrtümlicherweise als ein Denkmal des großen fränkischen Kaisers bezeichnet. Nicht Heinrich III. stellt diese Gestalt jedoch dar, sondern seine Mutter Gisela, die Gemahlin Kaiser Konrads II., des Stifters des Domes. Es geht dies eigentlich schon aus der lateinischen Inschrift dieses früher ebenfalls im Dome aufgestellt gewesenen Sarkophages hervor. Dieselbe lautet zu deutsch: „Kaiser Heinrich III. starb 1056 am 5. Oktober zu Bodfeld. Schon mit dem Tode kämpfend, befahl er aus frommer Liebe zu seiner Tochter Mechtildis, daß ihr im Dome ein fürstliches Grabmal gesetzt würde; späterhin solle man sein Herz und seine edleren Eingeweide hinzufügen, da es nicht möglich sei, den ganzen Körper hier zu beerdigen, der zu Speier ruhen solle." Auf der schrägen Seite des Sarkophages steht außerdem noch geschrieben: „Siehe, was in diesem Sarge verborgen liegt, welchen das Domkapitel aus schuldiger Ehrfurcht 1740 erneuerte, da der alte Sarg durch den Zahn der Zeit verfallen war." Als Heinrich III. im neununddreißigsten Lebensjahre plötzlich verschied, war er kaum dreizehn Jahre mit seiner Gemahlin Agnes vermählt. Seine Tochter Mechtildis konnte also höchstens das zwölfte Lebensjahr erreicht haben. Die Steinfigur hingegen stellt eine völlig erwachsene weibliche Figur mit Krone, Scepter und Kirchenmodell dar. Es unterliegt daher wohl keinem Zweifel, daß dieses Bildnis die Mitbegründerin des Domes, die Mutter Heinrichs, Kaiserin Gisela, feiert.

Fast zögernd nehmen wir Abschied vom Kaiserhause, der allen Deutschen so teuren, einzigen Stätte. Schon fällt die Abendsonne drüben auf die abgebaute Wand des steil aufsteigenden, von Fichten droben umsäumten Rammelsberges. Zwitschernd krei-

ſen die Schwalben durch die ſtille, warme Luft eines zur Rüſte gehenden Sommertages. Wir ſteigen hinab in das krauſe

Aus der Frankenberger Kirche.

Gewirr der Gäßchen, Winkel und Ecken der Frankenberger Vorſtadt. Hier wohnen zumeiſt die Berglente, welche, ungefähr achthundert an der Zahl, allmorgendlich drüben im Rammelsberge anfahren, um nach zwölf Stunden anſtrengender Arbeit aufatmend das Licht des Tages wieder zu begrüßen.

Es iſt hier das poetiſchſte Viertel Goslars. Eng aneinander gedrängt, wie aus einer Spielſchachtel hingeſetzt, ſtehen hier die kleinen, windſchiefen Fachwerk-Häuschen, hochgiebelig, mit geſchnitzten Balkenköpfen, verwettertem, verbogenem Balkenwerk, anheimelnd, altertümlich, ein Stück der „guten alten Zeit“ noch. Froher Farbenſinn waltet hier, wenn er auch nicht die verwirrende Farbenſchönheit zu Tage fördert, wie dies jetzt durch den rührig ſeines Amtes waltenden „Pinſelverein“ zu Hildesheim geſchieht. Sinnſprüche, fromme Inſchriften, Namen und Jahreszahlen, geſchnitzt, gemalt, zieren das Gebälk, umranken die Hausthür. Wo ſich einmal vor Jahrhunderten zwei mit Herz und dem ſorglich Erſparten zuſammenthaten und ſich ein eigenes Heim erbauten, da haben ſie auch mit frommem Spruch ihre beiden Namen und das Jahr des Glücks an das Haus gemalt.

Des Glückes! Wohnt es hier in dieſen winkeligen Gaſſen, die uns anſchauen wie alte Bekannte? Den Poeten, der hier ſinnend wandelt, den will es faſt ſo bedünken. Da ſitzen die Alten an der Thür, drinnen in niedriger Stube. Die Fenſter ſind geöffnet. Blumen duften da, Waldvöglein ſingen dazwiſchen. Die Kinder ſpielen auf der Gaſſe, am fließenden Bache. Da klingen helle Glöckchen die Gaſſe herauf. Hüpfend, ſpielend, ſich durcheinander drän-

Digitized by Google

gend, kehrt meckernd die Ziegenherde heim. Vor jeder Hütte bleibt ein Tier stehen, händeklatschend von den Kleinen empfangen und zum Stalle hinten geleitet. Süßes Bild des Friedens! Und so recht hineinstimmend, hallt jetzt die Abendglocke der nahen Frankenberger Kirche, welche sich einst die fränkischen Bergleute erbauten, als der „Lange Tanz" sie noch nicht mit den „Ingebohrnen" Goslars zu einer einigen Gemeinde verbunden hatte.

Aus grünen Baumwipfeln ragt das ehrwürdige romanische Gotteshaus, das 1108 bereits eingeweiht werden konnte, zwischen altertümlichen Hütten und umrankten Stadtmauerresten empor. Die sehr alten Wandmalereien sind vor einigen Jahren, wenn auch nur in ihren Umrissen, wieder aufgefrischt worden. In einem Seitenschiffe steht an der Wand ein Epitaphium, das die lebensgroßen Gestalten mutmaßlich eines Ehepaares zeigt. Dieser Grabstein ist später mit den Namen Ram und Gosa beschrieben worden, steht jedoch mit dem Entdecker des Bergwerkes in durchaus keiner Beziehung.

Jenseit der Frankenberger Kirche steigen wir langsam, erst über freies Gelände, dann durch jungen Fichtenbestand, zum Gipfel des nahen Steinberges empor. Heinrich IV. erbaute hier droben einst eine Feste zum Schutze seiner bedrohten Hofstadt. Doch kein Stein ist davon heute mehr erhalten. Dafür setzte die Neuzeit einen festen Steinturm hin, von dessen Zinnenkranz sich ein weites, stimmungsvolles Rundbild eröffnet: hinaus in das offene, von Städten und Dörfern übersäete Land, hinüber zu den grüßenden Bergen des grünen Harzgebirges.

Immer aber fällt das Auge wieder mit stiller Freude auf die zu unseren Füßen im verschwimmenden Abendglanze ruhende Reichsstadt, auf das alte, treue und teure Goslar, das keiner vergißt, der einmal hier vor Anker ging.

# Die Bogumilen.

Roman aus Neu-Österreich

von

**Königsbrun-Schaup.**

IV.

### Sekundanten.

Baron Kesthelyis Gedanken richteten sich in der jetzigen Zeit zunächst auf seinen Freund Altenberg. Der Graf hatte ihm beigestanden, als er Daniza zu seiner Frau machen wollte; er würde nun zur Hand sein, wo es galt, die Ehre seiner Gattin und die eigene Ehre wieder herzustellen. Kesthelyi bedurfte fremder Festigkeit zur Anlehnung, weil er selbst zugleich erschüttert, zornig und unsicher war. Der Magnat, der Kavalier verlangte nach Blut, der Bogumile wollte liebevolle Versöhnung; und so stritten zwei Seelen in Kesthelyis Brust.

Er ging aufs Bureau, fand Altenberg aber nicht und suchte ihn deshalb in seiner Privatwohnung auf. Altenberg war vor kurzem in das Quartier der spanioliſchen Juden gezogen, weil dort oben, wie er sagte, die Luft besser war.

Kesthelyi fand ihn zu Hause und trat mit raschen Schritten und flammenden Augen ein.

„Freund!“ rief er, „ich suche dich! Ich rechne auf deinen Beistand!“

„Einen Augenblick,“ erwiderte Altenberg, „ich will nur erst das Bild aufhängen lassen.“

Er stand in der Mitte des Zimmers, und Kesthelyi bemerkte jetzt erst, was ihm in seiner Erregung entgangen war, daß der Diener auf einem Stuhle stand und einen Kupferstich der sixtiniſchen Madonna in Händen hielt.

„Etwas weiter links!“ ordnete Altenberg an.

Kesthelyi ging zum Fenster und blickte in den Garten hinab. Es war ein kleiner wüster Platz, voll Unkraut, von einem morschen Lattenzaun umfriedet, und darüber hinaus sah er den Nachbargarten. Da fiel ihm eine Gestalt auf, die drüben aus dem Hause kam und unter den Bäumen langsam umherging. Die Gestalt erschien ihm bekannt.

„Erwin,“ sprach er überrascht, „ist denn das nicht die Gräfin Mooskirchen?“

„Wo?“ fragte Altenberg.

„Drüben im Nachbargarten!“

Altenberg kam zum Fenster und schickte den Diener hinaus. Das Bild hing an der Wand. „Ja, richtig,“ sagte er. „Das scheint Frau Walther zu sein.“

„Wußteſt du nicht, daß Walthers dort wohnen?“

„Ich habe dort noch keinen Beſuch gemacht. Dies Quartier iſt höchſt verzwickt gebaut. Übrigens — was führt dich her? Du ſprachſt von meinem Beiſtand.“

„Ja,“ entgegnete Keſthelyi, „und es iſt eine höchſt peinliche, mir ſchmerzliche und ganz fatale Geſchichte.“

Er ging erregt im Zimmer umher und erzählte von Ferry Siebmüller und Daniza. Von Zeit zu Zeit blieb er vor Altenberg ſtehen, der ihn kalten Blickes betrachtete.

„Ich bitte,“ ſagte er, „die Sache iſt höchſt peinlich, aber ich bin zu einer energiſchen Handlung gezwungen. Ich bin beleidigt, Daniza iſt beleidigt, oder vielmehr: ich bin in Daniza beleidigt worden. Der junge Menſch, der Ferry Siebmüller — es war im Garten — hat meine Frau geküßt. Mit dieſen meinen eigenen Augen habe ich es geſehen. Ich muß ihn fordern. Ich will ihn fordern. Ein Duell, begreifſt du, iſt unvermeidlich.“

Altenberg preßte die Lippen zuſammen, als er von dem Küſſen hörte, und für einen Augenblick nahmen ſeine grauen Augen einen drohenden Ausdruck an. Aber er erwiderte nichts.

„Du ſagſt nichts?“ fragte Keſthelyi. „Was ſoll das heißen? Ich rechnete auf dich! Antworte zum wenigſten! Wie findeſt du die Geſchichte? Iſt ſie nicht heillos? Sage ſelbſt: kann ich anders handeln? Muß ich Siebmüller nicht fordern? Du wirſt mir recht geben.“

Altenberg ſteckte die Hände in die Taſchen und lehnte ſich in ſeinen Stuhl zurück. „Du biſt alſo eiferſüchtig?“ fragte er.

„Eiferſüchtig?“ rief Keſthelyi. „Wie kannſt du das bei mir vorausſetzen! Ich ſpreche nur von meiner Ehre!“

„So! Nun, der Ferry iſt ein frecher Burſch, der eine Züchtigung verdient.“

„Auch in dieſer Weiſe faſſe ich es nicht auf. Du verſtehſt mich nicht.“

„Wie iſt es denn gekommen? Was haſt du denn geſehen?“ fragte Altenberg.

„Wie es gekommen iſt? Nun, wir wollten zum Lawn-Tennis gehen, Daniza und ich. Ferry war im Garten bei Daniza. Doktor Lugauer beſuchte mich; ich gehe mit ihm in den Garten, wir ſprechen alle zuſammen, ich kehre mit dem Doktor ins Haus zurück, darauf drehe ich noch einmal um, weil ich Daniza noch etwas ſagen will, und wie ich wieder in den Garten komme, ſehe ich, daß Daniza aus der Hängematte ſteigt, daß Ferry ihr dabei hilft und ſie küßt. Natürlich ſtößt ſie ihn zurück, aber geküßt hat er ſie, das habe ich deutlich geſehen!“

Altenbergs Miene war ſehr finſter.

„Du willſt dich alſo mit ihm ſchlagen?“ ſagte er.

„Allerdings! Ich ſage es dir zum hundertſtenmal. Es iſt ein Gebot der Ehre!“

„Lieber Freund,“ ſagte Altenberg, „du kannſt thun, was du willſt, aber laß mich aus dem Spiel! Ich habe dir meine Freundſchaft bewieſen. Ich habe für dich ſchon mehr gethan, als ſich eigentlich mit meiner Beamtenpflicht vertrug. Das weißt du. Erinnere dich!“

„Wie?“ rief Keſthelyi in großer Aufregung, „du thuſt mir den Schimpf an, mir in einer Ehrenſache deinen Beiſtand zu verweigern?“

Altenberg ſtand auf. „Lieber Freund,“ ſagte er, „ich verſtehe dein Benehmen gar nicht. Ich kann mich nicht in die Gefühle eines Menſchen hineindenken, der ſich ſelbſt ſo ſehr widerſpricht, wie du es thuſt. Du hältſt große Reden über Bogumilismus, du gründeſt einen Klub mit dem Programm der allgemeinen Liebe, der freien Liebe . . .“

„Ich bitte, ich habe den Klub nicht gegründet!“

„Um ſo ſchlimmer! Ferry Siebmüller hat ihn infolge deiner Reden gegründet, und du biſt der Präſident. Ich mache dich darauf aufmerkſam, daß es lächerlich wirkt, wenn du jetzt Ferry Siebmüller wegen eines Kuſſes forderſt. Das iſt eine Komödie, und ich beteilige mich nicht am Komödieſpielen.“

Möglicherweiſe hätte ſich Baron Keſthelyi von der Idee des Duells abbringen laſſen, wenn Altenberg gleich bereit geweſen wäre, ihm zu ſekundieren. Aber der Widerſpruchsgeiſt trieb ihn jetzt, wo Altenberg ihn an ſeine Inkonſequenz erinnerte, erſt recht an.

Er warf den Kopf in den Nacken, machte ein hochmütiges Geſicht und ſagte, daß aller Bogumilismus ihn niemals die Geſetze der Ehre vergeſſen laſſen würde.

„Du hast die von mir entwickelten Grundsätze der Liebe völlig falsch verstanden, wie ich das freilich von dir nicht anders erwarten konnte," setzte er hinzu.

„Das ist möglich," sagte Altenberg.

„So nützt es also gar nichts, dich noch weiter über die Sache aufzuklären?"

„Nein, gar nichts. Du, als Präsident des Bogumilen-Klubs, begehst eine Narrheit, wenn du den Gründer des Klubs wegen eines Kusses forderst. Thue, was du willst, aber laß mich mit solchen Geschichten in Ruhe."

„Gut! Ich sehe eben immer klarer," sprach Kesthelyi.

„Das freut mich!" erwiderte Altenberg trocken. „Wenn du ganz klar siehst, will ich dir beiläufig noch zu bedenken geben, daß du eben im Begriffe stehst, deine Frau zu kompromittieren."

„Ah!" rief Kesthelyi. „Solche Zurechtweisungen verbitte ich mir!"

„Entschuldige meine Kühnheit," sagte Altenberg, mit einem frostigen Lächeln zurücktretend, „ich denke, der Ruf deiner Frau muß gefährdet werden, wenn du bei den Leuten herumläufst und erzählst, Ferry habe die Baronin geküßt!"

„Ich habe nur zu dir gesprochen," rief Kesthelyi, „zu dir, meinem ältesten Freunde!"

„Gut," sagte Altenberg, „aber ein Duell kann nicht in Gegenwart eines einzigen Zeugen ausgefochten werden. Vier Zeugen sind erforderlich, das weißt du. Und jeder dieser vier Zeugen muß den Grund der Herausforderung kennen!"

„Man kann eine Form finden," bemerkte Kesthelyi, „eine Form, wo sich die Zeugen mit einer unbestimmten Erklärung begnügen müssen. Ferry wird mich verstehen; er wird die Herausforderung annehmen, wenn ich ihm nur sagen lasse, er habe sich unqualifizierbar betragen."

„Schön, schön," lächelte Altenberg. „Also suche diese Zeugen. Du kennst jetzt meine Ansicht. Ich muß leider ein für allemal nein sagen."

„Dein letztes Wort?"

„Mein letztes!"

„Adieu!"

Baron Kesthelyi schritt davon und begab sich zur Wohnung des britischen Generals Sir Marmaduke Temple West. Sir Marmaduke war zu Hause. Kesthelyi fand ihn in einem großen Zimmer, dessen Ausstattung hauptsächlich aus einer unendlichen Menge von Zeitungen zu bestehen schien, die teils aufgestapelt, teils zerstreut am Boden lagen. In der Mitte stand ein Tisch mit Weinflaschen, Citronen und einem Eiskübel.

Sir Marmaduke stand von seinem indischen Rohrdiwan auf und begrüßte den Präsidenten des Bogumilen-Klubs mit kräftigem Handschütteln. Er war in weiße Wolle gekleidet, trug einen roten indischen Foulard um den Hals geschlungen und hatte ein sehr rotes Gesicht.

Während Kesthelyi sich zu ihm setzte, das Glas Portwein, das der General ihm anbot, verweigerte und von einem Streit mit Ferry Siebmüller erzählte, bemerkte er, daß Sir Marmaduke stark mit den Händen zitterte und sehr schlagflüssig aussah. Seine Augen sahen verglast aus, die Adern seiner roten Nase und seiner Schläfen schimmerten bläulich.

Kesthelyi sprach die Bitte aus, der General möchte ihm sekundieren.

Der Brite geriet in lebhafte Erregung. „Was ist die Grund, daß Sie wollen töten den jungen Mann?" fragte er.

„Baron Siebmüller hat sich ganz unqualifizierbar gegen mich benommen," sagte Kesthelyi rasch.

„Warum haben Sie nicht knocked down den jungen Gentleman?" rief Sir Marmaduke. „Was ist knocked down in deutsch? Wie sagen Sie, wenn Sie geben einen Stoß auf jemands Magen, daß er stürzt nieder?"

Der General warf sich in Boxerstellung und ließ die Fäuste umeinander kreisen. Aber er richtete sich sogleich wieder in die Höhe, strich mit der Hand über die Stirn, goß sein Glas voll Wasser, that Eis und Citronensaft hinein und sagte, nachdem er getrunken hatte: „Ich haben der Fieber."

„Sie haben Fieber?"

„Dschungelfieber, von den Dschungeln, you know, wo ich haben gelebt in India. Es fassen mich jeden Morgen."

„Läßt sich das denn nicht kurieren?"

„Port, lieber Baron, Port ist der beste medicine. Nichts besser gegen der Fieber als Portwein. Und wenn Sie werden heiß, take ein Glas von iced Limonade. Ich

trinken jeden Morgen Port, aber der Fieber kommen immer wieder. Look here, wenn ich nehmen der Times, das Papier will fliegen hin und her, daß ich nicht können sehen der Buchstaben. Wenn ich können halten der Times, Fieber is over. Immer es werden Mittag, daß ich können halten das Papier und lesen das Zeitung. But never mind, gehen Sie und knock down der jungen Mann!"

Kesthelyi hatte den Eindruck, daß der General nicht die geeignete Persönlichkeit wäre, das Duell richtig einzuleiten. Er schüttelte dem Briten die Hand, ließ sich auf dessen weitere Erklärungen der Boxkunst nicht ein, nahm einen Fiaker und fuhr zur Stadt hinaus. Er fuhr zum Barackenlager. Wenn irgendwo, so mußte er bei den Offizieren die erforderliche Unterstützung finden.

Der Weg war lang. Das Lager befand sich noch jenseit des Bahnhofs in der Ebene, welche die Miliatschka durchströmt, wenn sie den Bergkessel verläßt, worin die Stadt Sarajewo an beiden Flußufern eingebettet liegt.

Inmitten der schwarzgestrichenen hölzernen Baracken lag ein geräumiges Gebäude von Fachwerk, der „Offizierspavillon". Hier ließ Kesthelyi halten und fragte nach dem Hauptmann von Treuenschwerdt.

Der Hauptmann lag in einem undefinierbaren Negligé, wie man es nur bei den Herren vom Militär findet, auf seinem niedrigen Feldbett, schlief und schnarchte dazu mit einem solchen Aufwande von Kraft, daß die heilbringende Wirkung des Schlummers fraglich erscheinen mußte. Der Hauptmann war schon am frühen Morgen ausgerückt, war vor zwei Stunden hundemüde auf sein Feldbett getaumelt und lallte jetzt wie ein kleines Kind, als ihn Kesthelyi aus der wohlverdienten Ruhe aufrüttelte. Dann aber brach er in gräßliche Verwünschungen aus, weil er seinen Burschen vor sich zu haben glaubte; und endlich, als die Außenwelt deutlicher auf seine umflorten Sinne zu wirken begann, setzte er sich im Bette auf, rieb sich die Augen, gähnte und starrte schließlich seinem Wecker mit einem unglaublich verdutzten Ausdruck ins Gesicht.

Kesthelyi hatte sich ans Bett gesetzt. „Entschuldige meinen Überfall, lieber Freund," sagte er, „aber ich komme in einer dringlichen Affaire: Baron Siebmüller hat mich beleidigt, ich muß ihn fordern!"

„Interessant!" rief plötzlich der Hauptmann, sprang mit beiden Füßen zugleich aus dem Bette, lief zu seinem Waschbecken und tauchte den Kopf ins Wasser. „Brr!" machte er, den triefenden Kopf wieder zurückziehend, „jetzt bin ich nüchtern. Erzähle, Kesthelyi! Erzähle die Veranlassung!"

„Eine ernste, unabweisbare Veranlassung," sagte der Baron.

„Natürlich!" rief der Hauptmann, das Haar mit dem Handtuch reibend. „Natürlich, eine unabweisbare Veranlassung. Interessant!"

„Und du willst mir sekundieren?"

„Es wird mir eine Ehre sein!" rief der Hauptmann. „Eine heilige Ehrenpflicht! Hier meine Hand, Vilmos —" Er streckte dem Baron die feuchte Hand hin. „Ich bin zu deinen Diensten. Ich werde die Sache nach allen Regeln leiten."

„Ich danke dir."

„Du wirst zwei Sekundanten brauchen, Vilmos. Wen willst du außer mir nehmen? Ich möchte dir Szentmaros vorschlagen. Du brauchst zwei."

Er ging zur Thür, als Kesthelyi seine Zustimmung gegeben hatte, und rief nach seinem Burschen. „Ich lasse Herrn Oberlieutenant Szentmaros bitten, zu mir zu kommen!" befahl er.

Der Oberlieutenant machte große Augen und dann ein sehr feierliches Gesicht, als er von Kesthelyis Absicht hörte.

„Natürlich bin ich zu Diensten, Freund Kesthelyi," sagte er.

„Mach du unterdessen die Hausfrau," sagte der Hauptmann zum Oberlieutenant. Er setzte sich aufs Bett und versuchte ein überaus nötiges, nur allzu enges Kleidungsstück anzuziehen. Der Oberlieutenant präsentierte dem Baron Slivovic und Cigaretten und steckte auch seinem Vorgesetzten eine angebrannte Cigarette fürsorglich in den Mund; dann goß er selbst zwei Gläschen Slivovic hintereinander hinab.

„Natürlich scharfe Bedingungen," sagte er zu Kesthelyi.

Kesthelyi nickte.

„Pistolen! Selbstverständlich!"

„Nein, keine Pistolen!“ rief der Hauptmann, fast zornig sich erhebend und das Kleidungsstück so stramm in die Höhe ziehend, daß es in den Nähten knackte. „Keine Pistolen! Zum Teufel! Der schwere Kavalleriesäbel genügt für alle Fälle.“

„Allerdings, der schwere Kavalleriesäbel genügt,“ wiederholte der Oberlieutenant.

„Aber mir genügt er nicht!“ rief Kesthelyi. „Die Pistole ist wie das Schicksal, man drückt, und die Kugel nimmt ihren Lauf. Ich möchte nicht mit einer Waffe nach Ferry schlagen. Ich will ein Gottesurteil zwischen mir und ihm!“

„Lieber Freund,“ sagte der Hauptmann, an den Tisch herantretend und ein Gläschen Slivovic leerend, „lieber Freund, Gottesurteil her und hin, es giebt Duellregeln, denen du dich fügen mußt.“

„Ja, gedruckte Duellregeln giebt es,“ wiederholte der Oberlieutenant.

„Was gehen mich diese Duellregeln an!“ brauste Kesthelyi auf.

„Uns gehen sie an!“ sagte der Hauptmann, auf den Tisch schlagend. „Wir Sekundanten haben die Waffen zu bestimmen; du hast überhaupt gar nichts zu reden!“

„Überhaupt gar nichts!“ bestätigte der Oberlieutenant. „Die Duellregeln sind maßgebend.“

„Halt!“ rief der Hauptmann. „Wir können überhaupt gar nichts korrekt arrangieren, solange wir die Veranlassung nicht kennen.“

„Natürlich, die Veranlassung!“ rief der Oberlieutenant.

Die beiden Offiziere blickten gespannt in Kesthelyis Gesicht. Der Baron machte sich mit seiner Cigarette zu schaffen, sie schien keine Luft zu haben.

„Es giebt Veranlassungen,“ sagte er nach einer Weile, „Veranlassungen, die man beim besten Willen nicht genau definieren kann. Genug, Ferry hat mich beleidigt!“

„Wie?“ schrie der Hauptmann. „Er hat dich beleidigt, und du weißt nicht, auf welche Art? Wenn wir das Ferry sagen, lacht er uns ins Gesicht. Das Duell ist ganz unmöglich. Ich meinesteils trete zurück. So was verträgt der stärkste Indianer nicht.“

„Ferry wird verstehen und die Forderung annehmen!“ sagte Kesthelyi in bestimmtem Tone.

„Erlaube,“ sagte der Hauptmann, „du beleidigst uns. Du setzest Mißtrauen in deine Vertrauensmänner. Wenn du keinen Grund für deine Forderung sagen willst, wirst du überhaupt keine Sekundanten finden. Dann mußt du dich halt mit Ferry allein schlagen.“

„Ja, allein schlagen!“ wiederholte der Kamerad. „Das ist eine Beleidigung.“

„Liebe Freunde,“ rief Kesthelyi, „es fällt mir nicht im Traume ein, euch zu beleidigen. Versteht mich nur! Setzt den Fall, Ferry habe eigentlich mich nur indirekt beleidigt, so zu sagen, in meiner Familie beleidigt; es giebt Umstände, wo man einen geringfügigen Vorwand nehmen muß. Ihr mögt irgend etwas erfinden, Ferry wird darauf eingehen. Davon bin ich überzeugt!“

Der Hauptmann wechselte mit dem Oberlieutenant einen Blick.

„Interessant!“ murmelte der Hauptmann.

„Innig!“ fügte der Oberlieutenant leise hinzu.

„Also wollt ihr meine Sekundanten sein?“ fragte Kesthelyi. „Wenn ihr mich versteht, erkennt ihr zugleich, daß ich zu euch das allergrößte Zutrauen hatte.“

„Wir verstehen dich, armer Freund!“ rief der Hauptmann mit auffallender Rührung und umarmte Kesthelyi.

Auch der Oberlieutenant umarmte ihn. „Wir verstehen uns, du darfst auf unsere Diskretion rechnen,“ sagte er.

„Ich danke euch,“ sagte Kesthelyi. „Glaubt mir, ich bin nicht rachsüchtig. Ich hasse ja Ferry gar nicht, aber es muß sein! Nun kennt ihr meine Wünsche, und ich vertraue euch.“

Die Offiziere wechselten wieder einen Blick.

Kesthelyi hatte die Uhr gezogen. „Es wird Mittag sein, wenn ich wieder in der Stadt bin,“ sagte er. „Von drei bis fünf Uhr will ich im Kasino sein oder, noch besser, im Café. Dorthin bitte ich euch, mir Nachricht zu geben. Bis dahin könnt ihr ja mit Ferry gesprochen haben.“

„Sagen wir: um sieben!“ entgegnete der Hauptmann. „Die Wege sind weit. Ist es dir recht, wenn wir uns um sieben im Café treffen?“

„Mir recht! Also um sieben!“

Die Offiziere ſchüttelten ihm warm die Hand. Keſthelyi fuhr zur Stadt zurück. —

Pünktlich um ſieben Uhr traten beide Offiziere ins Café, wo Keſthelyi ſeit einer Viertelſtunde über den Zeitungen ſaß, deren Inhalt er jedoch nicht recht in ſich aufzunehmen vermochte. Er war in ärgerlicher, zerriſſener Stimmung.

Die Offiziere begrüßten ihn mit der Miene von Wohlthätern. Die drei Herren gruppierten ſich um den kleinen Marmortiſch und ſteckten die Köpfe zuſammen. Der Tiſch ſtand nahe dem Fenſter und entfernt von den anderen Gäſten, aber man flüſterte zu aller Sicherheit.

„Vilmos,“ ſagte der Hauptmann, „die Sache iſt in Ordnung.“

„Wir haben die Sache arrangiert,“ fügte der Oberlieutenant hinzu.

„Es hat Mühe gemacht, aber es war uns ein Vergnügen,“ fuhr der Hauptmann fort, blies die Backen auf, rief mit gebieteriſcher Stimme nach ungariſchem Cognak und zupfte an ſeinem Kragen.

„Was habt ihr ausgemacht?“ fragte Keſthelyi.

„Morgen früh,“ ſagte der Hauptmann. „Wir brauchen Ferrys Sekundanten nur noch deine Zuſtimmung zu geben.“

„Alſo morgen früh? Wo?“

Der Kellner brachte den Cognak.

„Sodawaſſer!“ befahl der Hauptmann. „Dieſer bosniſche Staub legt ſich immer auf die Kehle! Ich kann dir ſagen, Vilmos, wir ſind für dich herumgerannt!“

„Alſo Ferry war bereit?“ fragte Keſthelyi.

„Auf der Stelle! Ein Kavalier comme il faut, der Ferry Siebmüller, da iſt nichts zu ſagen.“

„Nichts zu ſagen,“ ſetzte der Oberlieutenant hinzu.

Der Kellner brachte das Sodawaſſer. Die Offiziere tranken die Miſchung und beſtellten Virginias.

„Piſtolen?“ fragte Keſthelyi.

„Nein, Kavallerieſäbel,“ antwortete der Hauptmann.

Keſthelyi zuckte zuſammen, ſeine Augen blickten zornig. „Habe ich euch nicht geſagt, daß ich Piſtolen wünſche?“

„Erlaube,“ ſagte der Hauptmann.

„Ich bitte,“ ſagte der Oberlieutenant.

„Ich wünſchte Piſtolen!“ wiederholte Keſthelyi.

„Haſt du Cigaretten?“ fragte ihn der Hauptmann.

Wütend warf Keſthelyi ſein offenes Etui auf den Tiſch. Die Offiziere brannten ſich Cigaretten an.

„Ich bitte,“ ſagte der Hauptmann, „wir als Sekundanten haben uns für ſchwere Kavallerieſäbel entſchieden, da wir annehmen mußten, daß die dir zugefügte Beleidigung keine tödliche war. Wir glauben diskret, korrekt und ganz in deinem Intereſſe gehandelt zu haben, und wenn du ſelbſt die Duellregeln noch einmal nachleſen willſt — hier ſind ſie!“

Er zog ein Büchlein aus der Taſche und reichte es dem Baron. Dieſer ſchob es heftig zurück, ſo daß ein Cognakglas umfiel.

Der Kellner brachte zwei angebrannte Virginias.

„Weißt du, Vilmos, wir ſind deinetwegen ſtundenlang herumgelaufen!“ ſagte der Hauptmann.

„Wo ſoll es ſein und zu welcher Zeit?“ fragte Keſthelyi mit nervöſem Tone.

„Wenn du unzufrieden biſt, Vilmos, ſo iſt es nicht unſere Schuld,“ ſagte der Oberlieutenant. „Wir ſind in der Hitze ſtundenlang herumgelaufen.“

„Ja, und haben die Säbel beſorgt und den Arzt beſtellt,“ fügte der Hauptmann hinzu.

„Wann und wo?“ fragte Keſthelyi.

„Morgen früh um neun Uhr, bei Sir Marmaduke Temple Weſt. Er hat ein großes Zimmer, das er uns bereitwillig zur Verfügung geſtellt hat.“

„Sir Marmaduke?“ rief Keſthelyi auffahrend. „Wie kommt ihr zu dem?“

„Ferry hat ihn zum Sekundanten gewählt, und der General hat ſich in der liebenswürdigſten Weiſe bereit erklärt, ſeine Wohnung zur Verfügung zu ſtellen,“ ſagte der Hauptmann. „Ich habe die Höhe des Zimmers gemeſſen, für Kavallerieſäbel iſt Platz genug.“

„Ich hoffe, daß wir alles zu deiner Zufriedenheit eingerichtet haben,“ ſetzte der Oberlieutenant hinzu.

Baron Keſthelyi ſchluckte ſeinen Ärger in ſich hinein, verabſchiedete ſich und ging.

## Bogumilenküsse.

Marie schien von aller Welt vergessen zu sein, Sarajewo war mit zu wichtigen Dingen beschäftigt, um einer einsamen Frau zu gedenken, die sich nicht in der Gesellschaft zeigte. Aber Marie merkte nichts davon, daß sie vergessen war, sie lebte in ihren vier Wänden. Seit der Abreise ihres Mannes hatte sie kaum einmal den Fuß auf die Straße gesetzt. Zuerst waren die Tage voll innerer Aufregung gewesen, so daß das Brom als Beruhigungsmittel hatte helfen müssen, dann aber kamen, da das Gespenst doch nun einmal verscheucht war, Tage vollständiger Gleichgültigkeit.

Marie konnte stundenlang am Fenster sitzen und dem Spiele der kleinen Spaniolenkinder zuschauen. Gleich Kobolden gebärdeten sich diese Kleinen. Wie da die Knaben und Mädchen in den niedlichen Pumphöschen, den winzigen Fes auf den unruhigen Köpfen, herumsprangen und dazu ihr Spanisch plapperten! Insbesondere ein kleines Mädchen, mit schmalem blassem Gesicht und großen glühenden Augen, hatte es Marie angethan. Marie lächelte ihm zu. Immer wieder kam die Kleine und sah zu der schönen einsamen Frau hinauf.

Auf dem Schindeldach des gegenüberliegenden Hauses spielten die Elstern und plapperten mit den spanioliſchen Judenkindern um die Wette. Und neben dem Judenhause spielten die weißen Schmetterlinge in den Schierlingsbüschen des alten Türkenfriedhofs. Das war ein ganz kleiner Friedhof, wie es deren so viele giebt mitten in Sarajewo. Die Grabsteine standen alle schief, lange graue Steinpflöcke, die teils beturbant, teils nur rund abgestumpft waren. So unter den hohen Schierlingsstauden zu liegen, über denen die Sonne brütete und die weißen Schmetterlinge gaukelten, bei dem süßen Geschwätz der Spaniolen-Kinder, das mochte friedvoll sein.

Stets saß Marie an jenem Fenster ihres Schlafzimmers, das auf die Straße ging; das andere Fenster war verhängt. Sie wollte nicht mehr in den Garten schauen, seitdem sie wußte, daß hinter den Bäumen, die sie vom Fenster aus sehen konnte, das Haus lag, wo Altenberg jetzt wohnte. Vor wenigen Tagen, da sie sich im Garten ergangen, hatte sie Altenberg drüben gesehen. Sie war nicht einmal überrascht gewesen und ruhig unter den Bäumen auf und nieder gewandelt, aber seit jenem Tage ging sie nicht mehr hinunter und verhängte das Zimmer ihres Schlafgemaches. Und sie hatte jetzt ein gutes Mittel gefunden, besser als das Brom, sich zu beruhigen und auf sich selbst zu besinnen. Sie schrieb. Des Nachts saß sie stundenlang an ihrem Schreibtisch und schrieb an Prokop; das half. Von Tag zu Tag fühlte sie mehr innere Festigkeit, weil sie eben alles an Prokop schrieb. Und sie schrieb immer an einem und demselben Briefe, einem langen Briefe, der nicht fertig werden wollte. Aber er hatte ja gute Weile, denn er sollte Walther erst erreichen, wenn dieser auf der Heimreise begriffen wäre.

In dem Briefe, der nun schon zu einem kleinen Buche heranwuchs, stand alles, was sie für Erwin Altenberg gefühlt, über ihn gedacht und mit ihm durchlebt hatte.

Ihr Mann sollte richten.

Den Brief hatte sie in der Nacht nach der Abreise Prokops begonnen. In seinen Briefen und Karten, die täglich eintrafen, beklagte sich Walther stets über die Knappheit ihrer Briefe. Sie mußte wehmütig lächeln, wenn sie diese Vorwürfe las, er konnte ja nicht wissen, daß sie so viel, so furchtbar viel für ihn schrieb. Einmal mochte er vielleicht den Schreibeeifer verdammen! Vielleicht kam ja die Zeit, wo er finden würde, daß sie zu viel, nicht zu wenig geschrieben hätte!

Und endlich war der Brief fertig, nur noch die Schlußworte hatte sie beizufügen. Sollte sie wirklich seine Heimreise abwarten? Sie konnte den Brief zur Post tragen. Er mochte richten, besser früher als später. Nur wollte sie den Brief noch einmal überlesen. Und sie las. Und da fand sie, daß sie zu oft die Worte „unerklärlich, rätselhaft“ gebraucht hatte, wenn sie eine gewisse Macht, der sie fast unterlegen war, hatte näher bezeichnen wollen. Das konnte wie eine Entschuldigung aussehen, das mißfiel ihr, die Worte mußten weg. Aber taugte es denn, einen halb durchstrichenen, korrigierten Brief abzuschicken? Was sollte Prokop davon denken? Mußte ihn das nicht verwirren? Besser war es, den Brief neu zu schreiben.

Marie machte ſich daran, ein zweites Mal die Verirrungen ihrer Seele zu ſchildern. Aber wie ſchwer das war! Sie konnte über die erſte Seite gar nicht hinaus, die Worte, die ſie haßte, floſſen ihr immer wieder aus der Feder.

Marie nahm den Tag zu Hilfe, ſeine Klarheit eignete ſich vielleicht beſſer zur Abfaſſung ihres Bekenntniſſes. Die Sonne ſah grell herein ins Zimmer, ſelbſt den kleinſten Winkel beleuchtend, da waren keine Schatten mehr! Gleichwohl fühlte ſich Marie von einem ſonderbaren geſpenſtiſchen Grauen gepackt, ihr Brief, ſie ſelbſt, die Sonne, alles erſchien ihr rätſelhaft, unheimlich. Plötzlich fuhr ſie zuſammen. Irgend jemand hatte die Hausklingel gezogen. Wenn dies geſchah, faßte ſie ſtets ein jäher Schreck. Seit lange ſchon litt ſie qualvoll durch das helle Getön der Hausklingel. Für ſie hatte die kleine Schelle einen beängſtigenden Klang, immer lauſchte ſie erregt, bis die Meldung kam, die doch gewöhnlich ſo unverfänglich wie möglich war.

So lauſchte ſie auch heute mit verhaltenem Atem und nahm mit zitternder Hand die Karte, die ihr das Mädchen darreichte. „Wer iſt draußen?“ fragte ſie, mühſam ſich erhebend und ohne einen Blick auf die Karte zu werfen.

„Eine Dame,“ ſagte das Mädchen, „und ſie läßt ſich nicht abweiſen!“

„Eine Dame?“ Marie brach in ein hyſteriſches Gelächter aus und folgte der ſie betreten anſtarrenden Dienerin in das Speiſezimmer.

Eine ſchlanke Dame in heller Sommertoilette ſtand gegen das Fenſter gewendet; jetzt, da Marie eintrat, wandte ſie ſich raſch zu ihr um. Es war Daniza.

Der Hand Maries entfiel die Karte. „Ah,“ ſagte ſie, „Sie ſind es!“

„Ja, ich bin es!“ ſagte die ſchöne Serbin. „Endlich bin ich doch zu Ihnen vorgedrungen, bisher hatte ich immer das Unglück, Sie nicht zu Hauſe zu treffen; wahrſcheinlich ließen Sie ſich verleugnen!“ ſchloß ſie mit einem Lächeln.

Marie war im Augenblick wie verwandelt, gerade die Gegenwart dieſer Frau gab ihr alle Klarheit wieder. Sie wußte genau, daß Daniza log, wenn ſie behauptete, ſchon früher dageweſen zu ſein. Sie that, als hätte ſie die Anſpielung nicht gehört, und ſetzte ſich mit Daniza, nachdem ſie ihr die Hand gedrückt, auf den Divan. Nun erklärte ſie mit großer Ruhe, daß ſie, weil ihr Mann abgereiſt ſei, ſelbſtverſtändlich keine Luſt habe, in Geſellſchaft zu gehen.

„Und Sie ſind nicht melancholiſch geworden in Ihrer Einſamkeit?“ fragte Daniza.

„Ich neige allerdings ein wenig zur Melancholie,“ entgegnete Marie.

„Sie Beneidenswerte!“ rief Daniza, die Hände zuſammenſchlagend. „Sie können einſam daſitzen und nur ein wenig zur Melancholie neigen! Aber wie vertreiben Sie ſich die Zeit?“

„Ich bin ziemlich beſchäftigt!“

„Und Sie werden wirklich nicht verrückt hier? Sie wohnen doch ſo ſchrecklich abgelegen! Ich müßte hier verrückt werden! Ich werde übrigens nächſtens überſchnappen, wenn Sie mir nicht helfen!“

„Ich Ihnen helfen?“

„Ja, Sie allein können es. Vilmos hat mir oft von Ihnen vorgeſchwärmt, er verehrt Sie, ich hätte faſt Grund, eiferſüchtig zu werden. Er ſagt, wir beide müßten Freundinnen ſein. Schauen Sie mich nicht ſo finſter an; ich weiß, Sie glauben, ich ſei eine ſchlechte Frau, weil Sie mich mit Altenberg überraſcht haben!“ Das alles brachte ſie harmlos und faſt heiter vor.

„Was denken Sie, Baronin?“ fragte Marie ganz leiſe. „Wann hätte ich Sie überraſcht?“

„Ach, damals im Garten, beim Bogumilenfeſt! Auch Altenberg bemerkte es, daß Sie förmlich vor uns die Flucht ergriffen, und machte mir Vorwürfe über mein Benehmen. Es war eine gute Veranlaſſung für ihn, mich im Stich zu laſſen. Damals ſetzte ich noch mein ganzes Vertrauen in Altenberg, er hat mich ſchändlich getäuſcht!“

Marie hörte mit unverändert ſtarrer Miene zu.

„Altenberg hat ſo viel Einfluß,“ fuhr Daniza nach einer Pauſe fort, „und er hat ſich ſonſt ſo nett benommen, aber ſchließlich ließ er mich doch im Stich, und ich muß Gott danken, daß die Sache gut abgelaufen iſt ohne Altenberg. Aber vergeſſen werde ich's ihm nicht!“

Marie blieb still, und nun geriet Daniza in einige Verwirrung.

„Es handelte sich nämlich um meinen Vater," sagte sie, „mit dem ich seit meiner Entführung überworfen war. Mein Vater verschwand plötzlich aus Trawnik, alle Anzeichen sprachen dafür, daß ihn die Österreicher auf die Seite geräumt hatten, er war ja politisch sehr kompromittiert. Ich dachte mir, daß man ihn, wie seiner Zeit Hadschi-Loja, auf irgend eine Festung gebracht hätte. Nun hat sich aber die Sache aufgeklärt. Mein Vater ist nach Rußland verzogen, er schrieb mir auch von dort und hat mir verziehen!" Sie hielt inne und warf einen forschenden Blick auf Marie, die mit gefalteten Händen dasaß. „Aber," sagte sie, „ich langweile Sie wohl mit Erklärungen über mein Verhältnis zu Altenberg, und ich komme ja eigentlich aus einem ganz anderen Grunde. Hören Sie nur! Wenn Vilmos wieder einmal zu Ihnen kommt, können Sie ihm sagen, daß ich mich am liebsten von ihm scheiden lassen möchte, ich ertrage sein exaltiertes Wesen nicht mehr! Sie können das freilich kaum verstehen, denn Sie haben einen ruhigen, vernünftigen Mann!" Sie heftete ihre dunklen Augen mit einer zudringlichen Frage auf Maries kaltes Gesicht.

„Was soll ich Ihrem Manne sagen?" fragte Marie finster.

„Ich sehe, Sie kommen aus dem Staunen nicht heraus," sagte Daniza. Sie faßte die schmale Hand Maries mit ihrer weichen behandschuhten Rechten. „Sie denken sich, ist das eine Person, die mir ins Haus fällt und Geständnisse macht; und sie geht mich gar nichts an, sie ist mir eigentlich zuwider! Denken Sie das nicht? Sagen Sie mir's offen!"

Marie war bis jetzt ruhig geblieben, aber nicht allein der Gegenstand, worüber Daniza sich ausließ, sondern auch die Art und Weise, wie sie sich ihr aufdrängte, war ihr höchst widerwärtig. „Baronin," sagte sie, „urteilen Sie nicht über meine Gedanken, ich bin entsetzt, und das ist natürlich!" Und plötzlich sich erhebend, rief sie: „Ich bitte Sie, ehe Sie weiter sprechen, überlegen Sie sich's wohl, ich bin so — so nervös, so konfus, und gar nicht geeignet zur Vertrauten; Ihr Mann schon hat mich gänzlich mißverstanden, auch er ist so vertrauensvoll zu mir gekommen, nun kommen auch Sie! Ich bitte Sie flehentlich, lassen Sie mich! Was Sie über Ihren Mann sagten, will ich vergessen. Ich könnte Ihnen nie raten, nie helfen, nie, niemals!" Sie setzte sich wieder auf ihren Platz und bemühte sich, ein unbefangenes Gesicht zu machen, gleich als wäre sie unzufrieden mit ihrer Aufwallung. Daniza betrachtete sie mit weit geöffneten Augen und schien die Abweisung nicht übelzunehmen, sondern im Gegenteil durch Maries Aufregung befriedigt zu sein.

„Sie wollen mir nie raten? Wirklich nie?" fragte sie. „Aber Gitty werden Sie doch helfen wollen?"

„Gitty?"

„Ja, Gitty! Die hat Ihre Hilfe nötig. Ich wüßte niemand außer Ihnen. Wenn die Tante ins Zimmer kommt, schreit sie, und vor mir fürchtet sie sich wie vor dem Teufel! Und wer soll sie denn pflegen? Die faule, schmutzige Köchin etwa?"

„Gitty pflegen? Ist Gitty krank?"

„Krank? Schwer krank! Auf den Tod krank! Und alles wegen einer dummen Geschichte, einer fürchterlich dummen Geschichte! Wissen Sie denn gar nichts davon?"

„Gar nichts!" stieß Marie hervor.

„Nun werden Sie mich aber für ganz schlecht halten, wenn ich Ihnen die Geschichte erzähle," sagte Daniza; „mir ist es auch egal, wenn Sie nur Gitty helfen wollen. Ferry hat mich geküßt, das hat mein Mann gesehen und hat Ferry gefordert und verwundet. Na, und da geriet ich in Zorn, denn was hat Vilmos den jungen Menschen, der mir den Kuß im Scherz geraubt hat, zu fordern? Warum Skandal machen wegen der Dummheit? Ich lief hinunter zu Wokurkas, eigentlich wollte ich auf und davonlaufen, durchbrennen, und in meiner Wut erzählte ich Gitty alles! Und nun ist Gitty schwer krank. Doktor Lugauer glaubte anfangs, es sei Typhus, aber dann war's doch eine Gehirnentzündung. Und das alles wegen Ferry! Gitty ist in den jungen Menschen rasend verliebt, jetzt ist es herausgekommen. Im Fieber ruft sie seinen Namen, und mich fürchtet sie wie den Teufel!"

Marie lauschte mit wachsendem Entsetzen.

„Und auch Sie halten mich für einen

Teufel, nicht wahr?“ fragte Daniza lachend. „Sie wissen nur nicht gleich, was Sie mir sagen sollen, Sie denken: da sitzt diese Frau und spricht darauf los, und fremde Männer haben sie geküßt, und ihr eigener Mann macht Skandal wegen diesem nichtsnutzigen Weib, und anständige Mädchen sterben wegen dieser davongelaufenen Tabakhändlerstochter! Ja, ja, ich bin selbst verwundert, daß Sie mir nicht die Thür weisen, aber glauben Sie mir, ich lasse mich nicht hinausweisen! Wohin sollte ich denn gehen? Etwa zu Altenberg? Machen Sie keine so stolze Miene, das ertrage ich nicht! Die Leute schauen mich jetzt verächtlich genug an, wenn ich über die Straße gehe, alle halten mich für schlecht, aber ich bin nicht schlecht, Gott weiß, ich bin vielleicht leichtsinnig, aber nicht schlecht!“

Marie rückte unwillkürlich etwas zurück; da faßte Daniza ihren Arm und blickte sie zugleich zornig und erwartungsvoll an.

„Weil mich ein junger Mensch geküßt hat,“ rief sie, „muß ich jetzt so vor Ihnen stehen, wie eine arme Sünderin! Das ertrage ich nicht! Sprechen Sie doch, Sie Marmorstatue, Sie stolze Gräfin, Sie glückliche Frau, sagen Sie mir etwas Beleidigendes, wenn Sie sich getrauen!“

Marie zog ihren Arm gewaltsam aus der sie umkrallenden Hand der Serbin. „Baronin Kesthelyi,“ sagte sie mit bebenden Lippen, „ich bin nicht Ihre Richterin!“ Sie stand auf und ging im Zimmer umher. Nein, sie mußte jetzt genug Fassung haben, um ferneren Vertraulichkeiten zu entgehen und doch ihre Pflicht zu thun, ihre Pflicht gegen Gitty. Was Daniza von ihr erzählt hatte, schnitt ihr ins Herz. Sie blieb vor Daniza stehen. „Lassen wir Ihre Angelegenheiten, Baronin!“ sagte sie. „Ich habe jetzt nur eins zu thun. Sie sagen, daß Gitty schwer krank ist; jetzt habe ich nichts zu thun, als zu Gitty zu gehen; alles andere kümmert mich nicht. Bei Gott nicht!“ rief sie leidenschaftlich ausbrechend, „und wenn ich Ihnen jetzt raten könnte, ich thäte es nicht, aber warten Sie, ich will mich zum Ausgehen fertig machen, warten Sie nur einen Augenblick!“

Daniza hatte wieder ihre Hand erfaßt, aber Marie stieß sie zurück und eilte in ihr Schlafzimmer. Etwas wie Furcht war über sie gekommen, Furcht vor der ansteckenden Wirkung, die Danizas aufgelöste Gefühle und zuchtlose Leidenschaftlichkeit haben könnte. Dort im Schlafzimmer kleidete sie sich hastig für die Straße an. Ihr ängstlich herumirrender Blick fiel auf das Pult und den halb fertigen Brief, sie ging hin und stopfte die Blätter in ein Fach, dann verschloß sie das Pult.

Da klopfte Daniza an der Thür. „Frau Walther,“ rief sie, „Frau Walther!“

Marie öffnete die Thür und Daniza stürzte herein. Ihr Gesicht war mit Thränen überströmt.

„Sie gehen wirklich mit mir?“ fragte sie. Und als Marie nickte, warf sie sich ihr in die Arme. „Ah,“ sagte sie aufschluchzend „Vilmos hat doch recht, Sie sind eine edle Frau und er ist auch der edelste aller Männer; er will ja heute noch zu Ferry gehen und ihn wegen Gitty aufklären! Ach, alles kann noch gut werden!“ Und plötzlich nahm sie den blonden Kopf Maries in ihre beiden Hände und fragte unwiderstehlich weich und zärtlich: „Und Sie werden nicht schlecht von mir denken? Sie schöne, stolze Gräfin. Und Sie werden die leichtsinnige, entführte Tabakhändlerstochter ein wenig lieb haben?“

Marie schloß die Augen; zwei heiße Lippen preßten sich an die ihrigen; ihr war's, als würde sie nicht von einem Weibe, sondern von der Liebe selbst, der alles gewährenden, duldenden Liebe, geküßt. Und jählings preßte sie Daniza an die Brust und küßte sie wieder mit leidenschaftlicher Inbrunst.

Als sie sich aus der minutenlangen Umstrickung löste, hatte sie das Gefühl, als kreiste alles um sie herum, als hätte ein Wirbel sie erfaßt, der alle guten, tugendhaften Gedanken, alle ihre Verachtung gegen Daniza und allen eigenen Stolz wie Spreu umhertriebe.

Daniza lachte unter Thränen. „Das hätte Vilmos sehen sollen,“ rief sie, „das war ein echter Bogumilenkuß!“

### Der wunde Held.

Ferry Siebmüller lag mit einer Armwunde zu Bett, Kesthelyis Säbel hatte ihm die Muskeln des Oberarmes zerschnitten, und der Regimentsarzt, Doktor Valerian,

war der Meinung, daß die Wunde zwar nicht gefährlich wäre und keine schlimmen Folgen haben würde, jedoch sorgfältiger Schonung bedürfe, zumal bei dem heißen Wetter.

Der Regimentsarzt hatte das sofort auf dem Duellplatz erklärt, als der Säbel Ferrys Hand entglitten war, und da war Sir Marmaduke mit großer Energie und einem durch keine Rücksichten auf die eigene Bequemlichkeit begrenzten Wohlwollen eingeschritten und hatte das Wundlager Ferrys in seinem eigenen großen Gemache herrichten lassen. Nachdem der General von seiner Idee des Niederboxens abgekommen war, hatte ihn das größte Interesse für den Säbelkampf erfaßt. Es gewährte ihm den höchsten Genuß, wieder einmal Blut zu sehen, was ihm seit Indien nicht begegnet, und da sein Blutdurst durch Ferrys Verwundung befriedigt war, kam nun seine außerordentliche Gutmütigkeit in verdoppeltem Maße zur Geltung; er wollte nicht leiden, daß Ferry über die Straße transportiert wurde, sondern wollte ihn gleich bei sich behalten, um ihn nach den erprobtesten Regeln zu verpflegen. Er schickte sogleich zu Miß Fullerton, die binnen kürzester Zeit erschien, sich als Krankenpflegerin in ihrer besten Rolle fühlte und mit ruhiger Standhaftigkeit den Wachposten an Ferrys Bette bezog und behauptete.

Der Regimentsarzt war sehr zufrieden mit der Pflege, die sein Patient erhielt, nur in einem Punkte hegte er Besorgnisse. Der General setzte ihm auseinander, daß es für Fieber gar kein besseres Mittel gäbe, als einen gewissen Trank, den er aus Portwein, Citronensaft und Eisstückchen herzustellen pflegte und der in Indien Wunder bewirkt hätte. Der Arzt erwiderte, Ferry würde bei der antiseptischen Behandlung kein Fieber bekommen. Dagegen wollte der General den Patienten gleich von vornherein mit seiner Mischung behandeln, damit es doppelt sicher wäre, daß das Fieber ausblieb. Diese Absicht des Briten machte den Arzt besorgt und gab Anlaß zu langen Debatten.

Ferry befand sich indessen sehr wohl. Was er an Schmerz empfand, wurde durch das stolze Gefühl des überstandenen Duells reichlich aufgewogen, und Langeweile hatte er nicht. Miß Fullerton unterhielt ihn und redete ihm mit solcher Bestimmtheit zu, daß er sich bei ihr wie am Gängelbande fühlte. Dann erzählte ihm Sir Marmaduke von den Jagden und Kriegen in Indien, las ihm aus der Times vor und spielte mit ihm Halma. Außerdem schien ganz Sarajewo Anteil an seiner Wunde zu nehmen, alle Leute schickten und ließen nach seinem Befinden fragen, viele kamen persönlich. Sir Marmadukes Zimmer verwandelte sich in einen Raum, der zugleich Lazarett, Salon und Café war. Die Offiziere kamen, die jungen Beamten, sie gingen hin und wieder, sie fragten, sie schwatzten, rauchten und tranken.

Miß Fullerton saß bei alledem unerschütterlich wie eine Schildwache am Bette, den grauen Hut mit dem blauen Schleier auf dem Kopfe. Sir Marmadukes rotes Gesicht begrüßte jeden neuen Gast mit breitem Lächeln, und unermüdlich bot er Bordeaux, Limonade und Cigarren an. Das war wieder einmal einige Ähnlichkeit mit dem Lagerleben im Seapoy-Aufstande.

Ferry fühlte sich geschmeichelt, Sarajewo blickte auf ihn, er hörte, daß man sich in jeder Gesellschaft mit ihm beschäftigte, daß viele ihn als Don Juan verurteilten, und das steigerte die gute Meinung, die er von sich selbst hegte, in hohem Grade. Er war stolz auf sein erstes Duell, er gratulierte sich wegen seines Mutes, er fühlte sich geschwächt durch den Blutverlust und war erregt durch die Wunde, und er empfand die Sattigkeit des Helden, der nun auf seinen Lorbeeren ruht. Er machte sich sanfte Vorwürfe, daß er seine persönlichen Vorzüge gar zu erbarmungslos auf das schwache Geschlecht wirken lasse. Besonders die Offiziere zeigten sich treu und tröstlich, aber sie trösteten nicht nur, sondern fragten auch. Es schien ihnen immer noch nicht klar zu sein, aus welcher Ursache das Duell entstanden wäre, sie gingen auf Umwegen oder auch schnurgerade immer wieder auf die Sache los. Ferry mochte alle ihre Anspielungen nicht zu hören scheinen, mochte alle ihre Bemerkungen abweisen, er war und blieb doch für sie der „verfluchte Kerl", zu dem ihn der Oberlieutenant Szentmaros gestempelt hatte.

Heute nachmittag saßen wieder vier junge Lieutenants um Ferrys Bett, rauchten und tranken des Briten roten Wein. Sir Mar-

maduke lag in seinem indischen Schlafsessel und hielt trotz des Gelärms der Herren seine Siesta. Das Gesicht hatte er, der Fliegen wegen, mit dem roten Foulard überdeckt.

Die vier Lieutenants bewarben sich schon seit Tagen um die Aufnahme in den Bogumilenklub. Ferry betonte zum soundsovielten Male, daß man sich an den Klub-Präsidenten Kesthelyi und nicht an ihn wenden möge.

„Wie oft soll ich euch das noch sagen?" rief er jetzt. „Kesthelyi hat darüber zu entscheiden, nicht ich!"

„Ich fürchte, dein Präsident wird keine neuen Mitglieder aufnehmen wollen," meinte Lieutenant Meier und machte ein besonders pfiffiges Gesicht.

„Warum?" fragte Ferry gereizt.

„Darum!" Der Lieutenant sprang auf und setzte sich in Fechterstellung. „Darum!" wiederholte er, mit der Hand durch die Luft schlagend, als führte er einen Säbel.

„Ja, darum!" lachten die übrigen drei Lieutenants.

„Warum sollte er das fürchten?" fragte Ferry mit seiner undurchdringlichsten Miene, auf die er sehr stolz war und die er jetzt oft aufzusetzen genötigt war.

„Jedes Warum hat sein Darum!" bemerkte Lieutenant Meier und setzte sich wieder.

„Jawohl, jedes Warum hat ein Darum," warf Lieutenant Müller ein. „Die beiden Wörter sind verheiratet miteinander, wie Baron Kesthelyi mit seiner Frau!"

Die drei Lieutenants brachen in ein brüllendes Gelächter aus, und selbst Ferry konnte ein Lächeln nicht verbergen. So schien Lieutenant Müller sich denn moralisch verpflichtet zu fühlen, seinen Witz noch weiter zu verfolgen.

„Ich habe heute die schöne Baronin Darum gesehen," sagte er.

„Baronin Darum? Ausgezeichnet!" riefen die Offiziere und schüttelten sich vor Lachen.

„Baronin Darum," hob Lieutenant Müller wieder an, „ging durch die Franz-Joseph-Straße am Arm des Barons Warum!"

„Baron Warum? Ausgezeichnet!" schrien die jungen Herren. „Baron Warum; das paßt!"

Aus der Thür des Nebenzimmers streckte Oberlieutenant Szentmaros seinen Krauskopf herein. „Was giebt's?" fragte er. „Was lacht ihr so? Das ist ja innig!"

„Sie reden Blech," seufzte Ferry. „Bleib du nur in deiner Camera obscura mit deinem innig, du versäumst nichts!"

Aber Szentmaros trat doch herein. Er hatte eine weiße Küchenschürze vorgebunden und die Ärmel seiner Bluse emporgestreift.

„Ich bin fertig," sagte er, „die Platten sind bereit. Miß Fullerton ist der beste Famulus!"

Szentmaros hatte das Nebenzimmer mit Hilfe Miß Fullertons thatsächlich zu einer Camera obscura umgestaltet. Der Oberlieutenant war begeisterter Amateur-Photograph und die alte Miß seine begeisterte Schülerin, seitdem er ihr die Bilder vorgelegt, die er in Ilice von den Mitgliedern des Bogumilenklubs aufgenommen hatte. Sie ließ sich von ihm in die Geheimnisse seiner Kunst einweihen und folgte ihm jetzt auf dem Fuße. Auch sie hatte eine Schürze vorgebunden.

„Worüber habt ihr eigentlich gelacht?" fragte Szentmaros, der ein Recht zu haben glaubte mitzulachen, nachdem er sich in der Camera obscura eine Stunde lang geplagt hatte.

„Wir sprachen von Baron Warum und Baronin Darum!" sagte Lieutenant Müller mit feierlicher Miene.

Oberlieutenant Szentmaros verstand natürlich nicht, und nun wollte ihm Lieutenant Meier den Witz seines Freundes Müller erklären, aber Ferry deutete auf Miß Fullerton.

„Es war Blech," sagte er, „und jetzt schweigen wir davon."

Dem witzigen Lieutenant Müller war der Wink unlieb, aber die Aussicht, mit seinen Kameraden jetzt auf einem Bilde verewigt zu werden, ließ ihn den Schmerz über den unterdrückten Geistesblitz vergessen.

Szentmaros zog die Marquisen der drei Fenster in die Höhe, so daß das grelle Licht der Augustsonne voll hereinströmte. Gegen diese Überfülle von Beleuchtung protestierte man lebhaft, aber Szentmaros sagte gebieterisch: „Bitte mich nur machen zu lassen, wir müssen volles Licht haben, sonst wird nichts daraus. Eine Interieur-Aufnahme ist das Schwierigste, wegen der Beleuchtung."

Er war jetzt ganz Künſtler, und man fügte ſich ſeinen Befehlen. Man ging daran, Sir Marmaduke zu wecken. Dieſes Amt glaubte Miß Mabel mit viel Zartheit zu erfüllen, gleichwohl wurde ihr Beſtreben nicht gewürdigt, Sir Marmaduke war im Gegenteil höchſt ungehalten, weil man ihm den Foulard vom Geſichte wegzog. Er beſtand darauf, verhüllten Hauptes photographiert zu werden, da er das Licht und die Fliegen nicht vertragen könnte.

„Eigentlich eine originelle Idee," ſagte Szentmaros. „Alſo bleiben Sie, Herr General, wie Sie ſind; nur den Seſſel erlaube ich mir ein wenig anders zu rücken."

Ferrys Bett mußte nun auch ſchräg gegen das Fenſter geſchoben werden, wegen der Beleuchtung.

Szentmaros rückte den General in ſeinem Seſſel dicht ans Bett und gruppierte drei Herren vor dem Bette, bei einem kleinen Tiſchchen, auf dem Flaſchen ſtanden. Lieutenant Müller mußte hinter dem Bette ſtehen, in der gehobenen Hand ein Glas haltend. Miß Fullerton that die Schürze weg und ſtellte ſich an das Fußende des Bettes mit einem Buche in der Hand.

„Das ſieht wunderbar ungezwungen aus!" ſagte Szentmaros mit einem befriedigten Blick auf die Gruppe. „Ich bitte nur, ſo zu bleiben, ich hole jetzt den Apparat!"

Er eilte ins Nebenzimmer und kam nach wenigen Augenblicken mit dem Apparat und den Platten wieder. Die Gruppe verharrte indeſſen ſchweigend und regungslos. Alle waren von dem Künſtlerernſt des Oberlieutenants angeſteckt, und Ferry fühlte ſich ſo recht als intereſſanter Mittelpunkt und war mehr denn je von ſeiner Wichtigkeit durchdrungen.

Für eine Weile verſchwand der Kopf des Oberlieutenants unter dem grünen Tuche des Apparats.

„Bitte Stellung zu behalten!" rief er unter dem Tuche hervor. „Bitte Stellung zu behalten, die Gruppe macht ſich wirklich außerordentlich maleriſch!" Nun tauchte er wieder aus der Verhüllung und ſagte, indem er nach dem Verſchluß des Objektivs griff: „Jetzt —" Er nahm den Verſchluß weg und zählte langſam bis fünf. Die Zimmerthür knarrte. „Nicht herein!" brüllte der Oberlieutenant, verſchloß den Apparat und ſah ſich wütend um. „Jetzt iſt die Aufnahme ruiniert!" ſchrie er.

Der Grund aber, weshalb Szentmaros ſo wütend wurde, war, daß Hauptmann von Treuenſchwerdt gerade während des Zählens auf der Schwelle erſchienen war. Selbſt der Reſpekt, den er dem Vorgeſetzten zollte, und die Verehrung für ſein Vorbild konnten jetzt ſeinen Zorn nicht unterdrücken.

„Du haſt uns die Aufnahme ruiniert!" rief nun auch Ferry ärgerlich dem Hauptmann entgegen. „Aber komm jetzt nur herein, du kannſt dich mit photographieren laſſen, wenn du willſt!"

Aber Hauptmann von Treuenſchwerdt blieb trotz der Zurufe ungerührt, und alle Anweſenden hatten das Gefühl, er müßte etwas Beſonderes und Wichtiges auf dem Herzen haben. Er hatte die Gruppe mit einem finſteren Blick überſehen. Jetzt trat er raſch auf dieſelbe zu und machte einen Bückling vor Miß Fullerton, wobei er die Hacken aneinander ſchlug, ſo daß die Sporen klirrten.

Die Miß nickte kaum, wandte ſich kurz ab und ſchritt zur ſelben Thür hinaus, durch die der Hauptmann gekommen war.

„Miß Mabel iſt wütend über die Störung!" ſagte Ferry zum Hauptmann.

Treuenſchwerdt zuckte die Achſeln und deutete dann auf den General.

„Der ſchläft, glaub ich!" ſagte Ferry.

„Er iſt der Geſcheiteſte!" ſagte der Hauptmann.

„Ah, glaubſt du, daß die da dumm ſind, weil ſie ſich photographieren laſſen?" ſagte Szentmaros. Er faßte zornig ſeinen Apparat. „Photographiere ich dir vielleicht zu ſchlecht?"

„Ich glaube gar nichts!" erwiderte der Hauptmann, „ich weiß nur, daß ich jetzt vom Oberſten komme und Sachen habe hören müſſen, ganz abſcheuliche Sachen!"

Die Offiziere ſahen betreten auf den Hauptmann, aber Ferry, der ſich in ſeiner Würde verletzt fühlte und ſchon ſeit einiger Zeit zu bemerken glaubte, daß der Hauptmann gegen ihn einen hohen Ton anſchlug, ſagte: „Das geht aber mich nichts an!"

„Uns alle geht es an," entgegnete Treuenſchwerdt, „uns alle, die wir Freunde des

Hauſes Keſthelyi ſind. Eine große Pauſe trat ein. Man hörte die Fliegen ſummen und den General unter dem Taſchentuch leiſe pſauchen. „Es handelt ſich jetzt um ernſthaftere Dinge,“ fuhr der Hauptmann fort. „Der Oberſt hat irgend etwas von einem Bogumilenklub läuten hören, irgend jemand muß etwas getratſcht haben von einem Klub mit ganz verteufelt lockeren Satzungen. Eine Dame wurde dabei genannt, als Mitglied dieſes Klubs, und nicht eben in ehrerbietiger Weiſe. Der Oberſt wollte von mir Näheres erfahren. Was ſollte ich ihm antworten? Ich ſagte ihm, daß dieſer Klub nur dem Namen nach exiſtiere und eine private Geſellſchaft ſich nur ſcherzweiſe ſo nenne! Ich denke ihm da die richtige Antwort gegeben zu haben!“ Der Hauptmann machte eine Pauſe und ſah ſich im Kreiſe um, ob etwa irgend jemand etwas einzuwenden hätte, aber der Name des Oberſten hatte die Offiziere eingeſchüchtert. „Noch etwas!“ rief der Hauptmann ſtolz. „Noch etwas! Was ich dem Oberſten geſagt habe, wiederhole ich, nämlich: daß ich jeden zu ſtrenger Rechenſchaft ziehen werde, jeden, der ſich erdreiſten ſollte, künftig auch nur ein unpaſſendes Wort über Baronin Keſthelyi zu bemerken! Ja, das ſagte ich dem Oberſten und das ſage ich euch allen, damit ihr euch danach richten könnt!“

„Uns gegenüber brauchſt du nicht mit dem Säbel zu raſſeln,“ bemerkte Ferry, da die anderen ſchwiegen, „wir ſind keine Verleumder! Und ich darf wohl behaupten, daß ich ein guter Freund von Keſthelyis bin und jederzeit bereit, das zu beweiſen, wenn es ſein muß mit meinem Blute!“ Er warf ſich, ſo gut es im Bette gehen wollte, in die Bruſt.

Der Hauptmann ſah zu Boden, ſeine Miene war finſter. „Dann brauchſt du dich nicht photographieren zu laſſen, als verwundeter Held auf dem Krankenlager! Du magſt das für intereſſant halten, aber das Bild könnte jemandem in die Hände kommen, der es anders anſähe! Es iſt überhaupt nicht nötig, daß das Getratſch noch breiter wird!“

Ferry errötete. „Ich habe mich wahrhaftig nicht intereſſant machen wollen,“ ſagte er.

„Es war meine Idee!“ bemerkte Szentmaros, den Apparat zuſammenlegend. „Es thut mir leid, daß du der Sache eine ſolche Auslegung giebſt, aber du haſt recht, Treuenſchwerdt, wenn die Sachen ſo ſtehen, müſſen wir alle die Affaire nach Möglichkeit totſchweigen!“

„Wenn das noch ginge!“ rief der Hauptmann. „Was kann denn jetzt das Totſchweigen noch nützen? Eines kann vielleicht noch nützen, und ich wiederhole es hiermit: ich fordere jeden, der mir ungebührlich ſpricht über die internen Angelegenheiten unſeres Klubs! Und jetzt muß ich ins Café, um mit dem Oberſten eine Partie Karambol zu ſpielen; ich muß pünktlich ſein!“

Er wandte ſich mit kurzem Gruße zum Gehen, hielt aber noch einmal inne und blickte drohend zurück. „Selbſtverſtändlich,“ ſagte er, „was ich euch von dem Geſpräch mit dem Oberſten erzählt habe, bleibt unter uns, auf Ehrenwort!“

„Auf Ehrenwort!“ bekräftigten Ferry und die Offiziere.

Der Hauptmann ging. Auf Ferrys Stirn hatte ſich eine Wolke zuſammengezogen, die nicht mehr verſchwinden wollte. Die Stimmung war geſtört. Eine Weile war's ganz ſtill im Zimmer.

„Wißt ihr, reden wir lieber von was anderem!“ ſagte Lieutenant Müller und lachte krampfhaft über ſeinen neuen Witz, der indes keinen Wiederhall fand.

„Laß doch die Marquiſen wieder herab,“ ſagte Ferry, „wir braten hier für nichts und wieder nichts.“

Man beeilte ſich, ſeinem Wunſche nachzukommen. Ferry lehnte ſich mit dem Ausdruck der Abſpannung in die Kiſſen zurück und bat um ein Glas Limonade. Er fand es für gut, jetzt den Patienten herauszukehren; er fühlte ſich auch wirklich abgeſpannt, die Wunde ſchmerzte ihn, der Verband mußte ſich verſchoben haben. „Doktor Valerian könnte ſich auch einmal ſehen laſſen,“ ſagte er, „mir ſcheint, ich bekomme neuerdings Wundfieber!“

„Doktor Valerian ſitzt jetzt gewiß im Café,“ meinte Szentmaros, „ich will ihn aufſuchen und herſchicken!“

„Vorher aber müſſen wir dein Bett wieder zurechtrücken, du mußt dich ausruhen!“ ſagte Lieutenant Meier.

Das Bett wurde nun von den vier Lieutenants sehr sachte an die alte Stelle geschoben.

Szentmaros trug seinen Apparat in die Camera obscura zurück, und dann empfahlen sich sämtliche Herren möglichst geräuschlos, um den General nicht zu wecken.

Ferry lauschte auf die Schritte der sich Entfernenden, dann schloß er die Augen. Sir Marmadukes regelmäßiges Pfauchen wiegte ihn in einen leichten Schlummer.

Als er wieder die Augen aufschlug, saß zu seinem Erstaunen Kesthelyi an seinem Bett. Außer Kesthelyi war niemand im Zimmer anwesend. Es war Abend, die große Hängelampe brannte bereits. Hatte er so lange geschlafen?

Kesthelyi ergriff Ferrys glühend heiße Hand und fing mit leiser Stimme zu sprechen an. Er schien auf das Erwachen des Verwundeten gewartet zu haben. Ferry verstand aus seinen Reden, denen er nur träumerisch zu folgen vermochte, daß Kesthelyi heute gewissermaßen im Sinne Bogumils käme. Kesthelyi erzählte dann auch noch von Gittys plötzlicher schwerer Erkrankung, von den Umständen, die auf die Ursache dieser Erkrankung schließen ließen, von Danizas Mutmaßungen, und Ferry verstand, daß eigentlich Daniza ihren Mann hergeschickt hätte und zwar mit der Absicht, um Ferry ins Gewissen zu reden und ihn zu fragen, ob er sich Gitty gegenüber nicht irgendwie verpflichtet fühlte.

„Ich war in den letzten Tagen so verwirrt," schloß Kesthelyi seine langen Auseinandersetzungen, „daß ich dich kaum einmal flüchtig besuchen konnte, und von Gittys ernstlicher Krankheit habe ich auch heute erst erfahren. Ich weiß in der That nicht, wo mir der Kopf steht!" Er fuhr sich nach seiner Gewohnheit mit nervöser Hast über das Haar und rieb sich die Stirn.

Ferry lag still da. Seitdem der Baron zu sprechen angefangen, hatte er kein Glied gerührt. Es war ihm nur bei Vilmos' Rede bald heiß, bald eiskalt über den Rücken gelaufen.

Gitty, wer hätte das denken sollen, die dicke Gitty war sterbenskrank geworden aus Sorge um ihn! Gitty gegenüber sollte er sich verpflichtet fühlen! Also Gitty liebte ihn, auch diese Dame hatte er auf dem Gewissen! Er hätte jetzt vielleicht eine noch größere Meinung von seiner Unwiderstehlichkeit bekommen, wenn ihn das Fieber nicht so sterbensmatt gemacht hätte. In seiner Erschlaffung wollte es ihm scheinen, als redete Vilmos nicht zu ihm, sondern zu einer dritten interessanten Person, die Ferry Baron Siebmüller hieß und auch neben dem Bette saß.

„Und da hat mir heute auch noch Altenberg einen Brief geschrieben, einen lächerlich dummen Brief, aus dem ich nichts zu machen weiß!" sagte Kesthelyi, sich erhebend und lange in den Taschen herumsuchend. Endlich zog er ein zerknittertes Blatt hervor und reichte es Ferry hin: „Da lies!"

„Ich — ich kann nicht lesen!" sagte Ferry mit Anstrengung.

„Dann werde ich's dir vorlesen, vielleicht verstehst du es besser als ich," sagte Vilmos. Er trat unter die Hängelampe und las:

„Lieber Freund! Heute wurde ich von hoher Stelle um Mitteilung der Statuten des Bogumilen-Klubs ersucht. Man hat unter anderen auch mich als Mitglied namhaft gemacht. Die Sache ist mir peinlich, nicht meinethalben, der ich ja gar nicht zum Klub gehöre, sondern der irrigen Auffassung wegen, die besagtem Klub eben bei genannter Stelle begegnet. Ich werde Baron Siebmüller, der auch als Klubmitglied bezeichnet wird und von dessen engerem Freundeskreise die konfusen Äußerungen über den Klub auszugehen scheinen, zur Rechenschaft ziehen. Der junge Mann wird wohl am besten thun, freiwillig um die Versetzung in einen entlegenen Bezirk des Landes einzukommen. Du würdest mich sehr verbinden, wenn du dies Baron Siebmüller unter der Hand mitteilen wolltest. Dein Altenberg."

Kesthelyi faltete das Schreiben langsam zusammen. „Ist das nicht zu dumm?" fragte er. „Aus deiner Versetzung kann natürlich nichts werden, schon um Gittys willen mußt du hier bleiben! Was meinst du?"

Ferry antwortete nicht. Er hatte die Augen geschlossen.

Kesthelyi trat an das Bett und beugte sich besorgt über den Freund. Er faßte die Hand Ferrys und fühlte den Puls. „Teufel!" murmelte er. „Mir scheint, das ist ja auch ganz ernst!" Und er ging rasch hinaus, um Sir Marmaduke herbeizurufen.

### Im Fieber.

Marie legte eben kalte Kompreſſen auf Gittys Arm, als Doktor Lugauer ins Krankenzimmer trat.

„Was thun Sie da, gnädige Frau?“ fragte der Arzt.

„Sie klagte über furchtbare Schmerzen,“ antwortete Marie leiſe, „und der Arm iſt auch an einer Stelle ſtark gerötet!“

Der Arzt ſchüttelte den Kopf, er nahm die Kompreſſe herunter.

„Ich habe den roten Fleck ſchon lange bemerkt,“ ſagte er, „er ſcheint ſich vergrößert zu haben, aber lediglich durch Autoſuggeſtion. Die Patientin lokaliſiert hier den Schmerz. Eine geringfügige Kontuſion, die ſie ſich vermutlich durch einen Fall zugezogen, erſcheint ihr jetzt als Wunde!“

„Ach, Herr Doktor,“ wimmerte Gitty, während ſie den Doktor mit ihren vom Fieber unnatürlich erweiterten Augen anſtarrte, „ach, Herr Doktor, helfen Sie mir, ich muß ſterben!“

Der Doktor ſtreichelte ihr die Wange. „Wir wollen den Arm wieder verbinden,“ ſagte er.

„Mama!“ rief Gitty, „Mama!“

Marie faßte ihre Hand. Gitty nannte die Freundin, ſeit dieſe ſie pflegte, nie anders als Mama. Rat Wokurka, der Marie zum Krankenlager geleitet hatte, war Zeuge geweſen, wie das junge Mädchen, obwohl in heftigem Delirium, als ſie der Freundin anſichtig geworden war, ſich plötzlich beruhigt und, Marie mit beiden Armen umſchlingend, „Mama, liebe Mama!“ gerufen hatte.

Es hätte für Marie nicht dieſes Wortes bedurft, um ſie zur eifrigen Erfüllung mütterlicher Pflichten bei einem kranken Kinde anzuſpornen, aber mit tiefer Rührung erfüllte ſie der Ruf, und ihre Aufgabe erſchien ihr heilig, nun ſie mit ſolchem Namen genannt wurde.

„Mama!“ murmelte Gitty wieder. Sie ſchien ſich zu beruhigen und einzuſchlafen.

Marie geleitete den Doktor zur Thür hinaus. „Es freut mich ſo, und dann iſt es mir doch wieder ſo ſchrecklich, wenn mich Gitty Mama nennt,“ ſagte ſie zum Arzt. „Herr Doktor, man ſagt, daß die Schwerkranken ihre lieben Toten um ſich zu ſehen glauben! Gittys Mutter iſt längſt tot. Ich will es gar nicht ausdenken, was es bedeutet, wenn Gitty ihre Mutter ſieht!“

„Laſſen Sie dieſe Bedenken,“ antwortete er, „glauben Sie mir, daß ich ähnliche Fälle in meiner Praxis ſchon wiederholt erlebt habe. Das Gehirn der Fiebernden arbeitet oft in ſymboliſierender Weiſe. Die Mutter iſt das Symbol alles Guten für uns, und wenn ein gutes Weſen dem Delirierenden naht, dann nennt er es in ſeinem Inſtinkte Mutter. Das iſt keine ſchlechte Vorbedeutung! So ſoll erſt kürzlich, wie mir der Regimentsarzt berichtet, Baron Siebmüller zu Miß Fullerton im Fieberdelirium Mama geſagt haben, was den General ganz außer Rand und Band gebracht hätte, ſo daß er nun von dem Kranken allen Ernſtes den Papatitel verlangte!“

Marie lächelte wehmütig. „Und nun,“ ſagte ſie, „fühlt Gitty Ferrys Wunde. Wie merkwürdig verſchlingen ſich die Ideen und die Schickſale dieſer beiden!“

„Die Kranke weiß ja von Siebmüllers Verwundung,“ ſagte der Arzt, „und ſie lokaliſiert eben ihren Schmerz, der zuerſt da war“ — er deutete auf das Herz — „endlich hierher“ — er deutete auf den Arm —, „weil ſich ihre Phantaſie faſt ausſchließlich mit der Wunde Ferrys zu beſchäftigen ſcheint. Beruhigen Sie ſich nur, Gräfin,“ ſchloß er, „ich glaube Ihnen für eine baldige Heilung bürgen zu dürfen, und Sie werden ſicher noch viel Freude mit Ihrem Kinde erleben! Es kommt bei Gittys Krankheit ſehr auf die Art der Pflege an, Sie ſcheinen durch Ihre perſönliche Gegenwart mehr zu bewirken als wir mit unſeren beſten Medikamenten!“

Er küßte Marie die Hand. Doktor Lugauer war ein weicher, mitfühlender Menſch, und es war für Marie ein Seelentroſt während dieſer Leidenstage, wenn ſie ſich mit ihm ausſprechen konnte.

Als ſie ins Krankenzimmer zurückgekehrt war, bemerkte ſie eine ſchlimme Veränderung an Gitty. Sie lag nicht mehr ruhig, ſondern klammerte ſich mit beiden Händen an den Bettrand, während ſie ſich zugleich konvulſiviſch hin und her warf.

„Nicht, nicht!“ rief ſie mit einer hohen Kinderſtimme. „Laſſen Sie mich, Ferry!“

Marie kannte dieſen Zuſtand Gittys: die

Kranke wähnte jetzt wieder in einer Hängematte zu liegen und geſchaukelt zu werden. Dieſes unheimliche Schaukeldelirium dauerte gewöhnlich ſtundenlang, zumeiſt von Mittag bis Abend.

„Ich bin bei dir!“ ſagte Marie, ſich zu der Kranken niederbeugend.

„Ach, Mama,“ flehte Gitty, „ach, Mama!“ und ſie warf ſich herum.

Marie löſte langſam und vorſichtig den heiß gewordenen Verband vom Kopf der Kranken und wollte auch die Armkompreſſe erneuern. Da ſah die Kranke ängſtlich zu ihr auf und fragte: „Was thuſt du?“

„Laſſe mich nur machen!“ bat Marie.

„Ach, Marie,“ ſagte Gitty, und ſie betrachtete den roten Fleck auf ihrem Arm, „ach, Marie, wie das brennt!“

Marie hatte ſie geſagt. Das bedeutete die Wiederkehr des Bewußtſeins.

„Ich habe alles gehört, was der Doktor ſagte,“ flüſterte Gitty, „alles gehört,“ wiederholte ſie. „Ich weiß, daß du nicht meine Mama biſt; aber gelt, du bleibſt deshalb doch meine liebe Mama?“

„Kind,“ antwortete Marie, „Gott ſei Dank, Kind, du wirſt wieder geſund! Aber reg dich nicht auf, ſprich nicht!“

„Ich weiß es,“ flüſterte Gitty, „ich weiß, daß ich keine Wunde am Arm habe, Ferry hat die Wunde! Aber der rote Fleck brennt ſo!“

„Du haſt dich irgendwo geſtoßen,“ ſagte Marie, „es iſt nicht gefährlich!“

Gitty ſchüttelte den Kopf. Die fieberhafte Röte war von ihren Wangen gewichen, das ehemals ſo runde Geſicht ſah ſchmal aus. „Es iſt nicht gefährlich,“ ſagte ſie, „aber abſcheulich iſt es!“

„Warum abſcheulich? Der Fleck wird keine Narbe zurücklaſſen.“

„Der Beg hat mich auf den Arm geküßt!“ ſagte Gitty.

Marie legte ihr die Kompreſſe auf den Arm. Das Fieberdelirium ſchien wieder anzuheben.

„Ich bitte dich, glaube nicht, daß ich phantaſiere,“ flehte Gitty, „der Beg hat mich wirklich auf den Arm geküßt!“ Sie richtete ſich mühſam empor. „Ich habe mich nicht wehren können, ich lag da, als er zur Thür hereinſah, und da trat er ans Bett und kniete nieder und ſprach zu mir, was ich nicht verſtand, und küßte meinen Arm. Glaube mir, ich ſage die Wahrheit! Ich muß ja doch ſterben! Damals hat er mich geküßt, am Tage, als du kamſt, und wärſt du nicht gekommen, dann wär ich allein geſtorben!“

„Gitty,“ bat Marie, die nicht wußte, was ſie glauben ſollte, „Gitty, ſei ruhig! Der Onkel und ich werden dich pflegen und bewachen, bis du geſund wirſt!“

Gittys Blick hob ſich noch einmal dankbar zu Marie. „Mama!“ hauchte ſie, dann verfiel ſie in Schlummer.

Marie verblieb, innerlich aufs höchſte erregt, äußerlich aber ihre Ruhe bewahrend, neben dem Bette der Schlummernden, bis der Finanzrat ſie abzulöſen kam. Sie legte den Finger auf den Mund. Der Finanzrat machte ein glückliches Geſicht, als er ſeine Nichte friedlich ſchlummern ſah.

„Sie ſind unſer guter Engel!“ ſagte er ganz leiſe zu Marie.

Marie ging hinaus. Die Finanzrätin ſtand draußen im Korridor, ſie pflegte täglich Marie zu erwarten und ihr einige anerkennende Worte für ihre Aufopferung zu ſagen. Marie fühlte ſich einen Augenblick verſucht, ihr etwas von dem Bekenntniſſe Gittys mitzuteilen, aber ein Blick in das Geſicht der Finanzrätin belehrte ſie eines anderen. Sie mochte nichts weiter mit ihr zu thun haben, ſie überſah gefliſſentlich die dargereichte Hand der alten Dame und ging, nachdem ſie ihr geſagt, daß Gitty ruhig ſchlafe, eilig fort.

Der Finanzrat trat gegen Mitternacht in das Zimmer ſeiner Frau, die auf dem Diwan lag und einen Roman las.

„Kerzen,“ rief er ungeduldig, „ich brauche Kerzen für die Nacht, und du könnteſt die Dinger längſt bereit halten!“

Der Finanzrat war kurz angebunden. Der ſonſt ſo ſtille Mann konnte, ſeit ſein Liebling erkrankt war, Befehle erteilen, wenn es ſich um etwas handelte, das für die Kranke nötig war.

Die Finanzrätin erhob ſich langſam und reichte ihm die Kerzen. „Du,“ ſagte ſie, „du, vergiß nicht, wen du vor dir haſt! Mir ſcheint, du lernſt das von Frau Walther! Dieſe Samariterin mag für Kranke ſehr gut ſein, gegen Geſunde iſt ſie einfach unverſchämt!“

„Ganz gut!“ ſagte der Finanzrat mit ſeiner trockenſten Amtsmiene und ließ ſeine Frau, die ganz faſſungslos darüber zu ſein ſchien, mit ihrem Roman allein.

Am nächſten Morgen fand Marie die Kranke wieder bei Bewußtſein. Doktor Lugauer, der wenige Stunden ſpäter kam, ſagte zu Marie, als er ſich verabſchiedete: „Heute gefällt mir die Kranke weniger als geſtern, es iſt eine große Herzſchwäche da; indes, wir wollen das Beſte hoffen!“

Gitty redete nichts, aber ihre Blicke hingen unverwandt an der Pflegerin.

„Haſt du einen Wunſch, liebes Kind?“ fragte dieſe endlich. Und da die Kranke ſchwieg, wiederholte ſie ihre Frage.

„Liebe Mama,“ ſagte Gitty, „verſprich mir, daß du meinen Wunſch erfüllen willſt!“

„Alles will ich verſprechen,“ entgegnete Marie, „alles! Sage nur, was du willſt!“

„Ich will beichten!“ flüſterte die Kranke.

„Beichten?“ Marie wurde von einem nervöſen Zittern überfallen.

„Ich will beichten,“ wiederholte Gitty leiſe, „bitte, bitte, bereite meine armen Angehörigen vor, den Onkel und die Tante! Wo iſt denn die gute Tante? Ich ſehe ſie ja gar nie!“

Marie war keines Wortes mächtig.

„Rufe die Tante!“ flehte Gitty. Und als ſich Marie wankend erhob, hielt ſie dieſe wieder am Arme feſt und bat: „Bleibe noch bei mir, etwas muß ich dir ſagen, etwas — du ſollſt es wiſſen!“

„Rege dich nicht auf, ums Himmels willen!“

Marie faßte die beiden Hände der Kranken.

„Du regſt dich auf,“ ſagte Gitty, „ich merke es wohl, ich bin ganz ruhig. Höre mich an, laſſe mich reden, weine nicht, du mußt es wiſſen!“ Und mit erlöſchender Stimme: „Marie, ich hab mich vergiftet!“

Marie glaubte, daß Gitty wieder im Delirium ſpreche, ſie ſah mit gramverſtörten Blicken in das Geſicht der jungen Freundin.

„Vergiftet, ja vergiftet!“ ſtöhnte Gitty. „Es iſt ſo. Ich war von Gott verlaſſen, ich war ſo eiferſüchtig auf Ferry, und da trank ich unſer giftiges Brunnenwaſſer, vor dem mich der Doktor gewarnt hatte, und nun bin ich der Epidemie verfallen und muß ſterben!“

„Liebſte Gitty,“ rief Marie, „wenn das wahr iſt, was du ſprichſt, ſo muß es der Doktor wiſſen!“

Gitty ſchlang ihre Arme um den Hals der Freundin. „Marie, bei allem, was dir heilig iſt, ſprich zu niemand davon! Du allein ſollſt es wiſſen, du und der Pater Aloys. Du wirſt mir verzeihen, nicht wahr? Und wirſt auch Ferry nie etwas davon ſagen? Er würde mich verachten. — Iſt Ferry geſund?“ fragte ſie plötzlich mit ängſtlicher Spannung.

„Faſt geſund,“ ſtammelte Marie, „faſt geſund.“

Gitty lag eine Weile regungslos da, dann ſagte ſie in weinerlichem Tone: „Aber wo bleibt denn die Tante?“

Marie erhob ſich mühſam und wankte hinaus. „Gehen Sie zu Gitty hinein,“ ſagte ſie draußen zur Rätin, „gehen Sie zu Gitty hinein!“

Die Rätin erwiderte kein Wort, aber ſie erblaßte und folgte Marie in das Krankenzimmer.

„Liebe Tante,“ ſagte Gitty, als die Rätin an ihr Bett trat, „warum kommſt du ſo ſelten zu mir? Biſt du böſe? Gieb mir doch deine Hand!“

Die Rätin murmelte etwas Unverſtändliches und reichte der Kranken ihre knochige Rechte hin.

„Liebe Tante,“ hob Gitty wieder an und bedeckte die Hand der alten Dame mit Küſſen, „verzeihe mir nur, ich bin ſo oft undankbar geweſen, verzeihe mir nur! Ich — ich bin ja dankbar jetzt für alles, was du mir gethan haſt, und — und tröſte auch den Onkel, er iſt ſo ſchwach. Liebe Tante — ich muß beichten. Bitte, bitte, laß den Pater Aloys rufen, und gieb mir deinen Segen. Warum ſegneſt du mich nicht?“

Die Rätin blieb ſtarr. Endlich hob ſie die Hand, aber dieſe zitternde Hand ſank langſam nieder.

„Liebe Tante, du mußt ſtark ſein,“ redete Gitty weiter, „Marie wird dich unterſtützen! Gehe jetzt zum Onkel und rufe den Pater Aloys! Der Pater Aloys ſoll gleich kommen; mein Beichtvater, der Pater Aloys!“

Ein heftiger trockener Huſten rang ſich aus der Bruſt der Rätin, dann machte ſie ein paar Schritte gegen die Thür, dabei

ſtrauchelte ſie. Marie trat auf ſie zu, aber die Rätin ſchob ſie ſanft zurück. „Danke," ſagte ſie, „danke, ich gehe ſchon!"

„Marie," bat Gitty nach einer langen Pauſe, während welcher Marie, nach Faſſung ringend, mit verſchlungenen Händen vor dem Bette geſtanden hatte, „bitte, friſiere mich jetzt, liebe Marie; wenn der Pater Aloys kommt, will ich nicht ſo zerrauft ausſchauen!" Sie griff nach ihrem Haar. „Und bitte, ordne ein bißchen das Zimmer; du magſt Anna rufen, daß ſie dir helfe, aber friſieren mußt du mich allein!"

„Ja, Gitty, ja!" ſagte Marie, und ſie ging wie im Traume zu dem kleinen Toilettetiſch Gittys und holte das Friſierzeug; dann ſetzte ſie ſich zum Bett und begann Gittys wirres Haar zu löſen. Gitty lächelte ihr dabei fortwährend zu.

„Wie lieb du biſt, Mama!" ſagte ſie; „o, du wirſt mich ſchön machen! Mache mich nur recht ſchön!"

Und nun lächelte auch Marie, und ſie dachte bei ſich, wenn ſie jetzt lächelnd den Wunſch ihrer Freundin erfüllte und dabei ihres Herzens Not und Angſt niederzwänge, dann wäre das wohl auch eine Buße für ſchwere Sünden. Eine faſt zu ſchwere Buße für Maries weiches Herz, aber ſie fügte ſich in Demut.

Sie hatte Gittys Haar ſorgfältig aufgeſteckt, die Kiſſen geordnet und die Decke geglättet. Und nun ordnete ſie geräuſchlos das Zimmer, während Gitty mit gefalteten Händen, wie es ſchien, in Gebete verſunken, ſtill dalag. Dann, als ſie ihre Arbeit vollendet, ging ſie wieder zum Bette und ſagte leiſe: „Gitty, ich will mit dir beten! Gitty, meine liebe Gitty, auch ich bin eine große, große Sünderin!" Und ſie ſank vor dem Bette nieder und verharrte ſo, auf den Knien liegend, lange, lange.

Endlich entſtand ein Geräuſch draußen. Gitty ſah auf.

„Der Onkel kommt!" ſagte ſie, und ſie ſeufzte dabei.

Und richtig wurde die Thür geöffnet und Onkel Wokurka und die Rätin traten herein. Der Rätin Geſicht war gelb wie Wachs, der alte Rat aber ſchien äußerlich gar nicht verändert, er hatte ſogar etwas wie ſeine ſtrenge Amtsmiene aufgeſetzt.

„Na, na, liebes Kind," ſagte er zu ſeiner Nichte, „na, na, nur keine Angſt, der Pater Aloys kommt ſchon, weil du's willſt!" Er wandte ſich zu Marie. „Sie iſt ſo fromm, unſere Gitty," ſagte er und fuhr ſich über das ſpärliche weiße Haar und die ſchweißbedeckte Stirn. „Nur keine Angſt, meine Herrſchaften," wiederholte er.

Wieder wurde die Thür geöffnet. Anna, das junge Dienſtmädchen der Rätin, reichte einen Strauß von Monatsroſen und Levkojen ins Zimmer herein. Der Strauß ſchien in Eile gepflückt worden zu ſein.

„Ja, was ſoll denn das?" fragte der Rat, aufſpringend, im polternden Tone. Er riß förmlich den Strauß an ſich und ſchob das Mädchen, das verweinte Augen hatte, zur Thür hinaus.

„Gieb mir die Blumen," bat Gitty. „Ach, die Blumen —" Sie ſchien ſich in Erinnerungen zu verlieren.

Der Rat ſtarrte, wie geiſtesabweſend, auf den Strauß in ſeiner Hand. Da ertönte ein feines Glöckchen. Der Rat taumelte, aber Marie trat ſchnell auf ihn zu und ſagte ganz leiſe: „Faſſung, ich bitte Sie, Faſſung!"

Da ergriff er ihre Hand und drückte ſie, daß es ſchmerzte, dann wandte er ſich zur Thür, um ſie dem Prieſter zu öffnen.

Der alte Pater Aloys im weißen Chorrock über der Kapuzinerkutte hob das Allerheiligſte feierlich empor, als er der im Zimmer Anweſenden gewahr wurde, und der Sakriſtan, der hinter ihm ſtand, ließ von neuem das kleine Handglöcklein erklingen.

Das Ehepaar Wokurka und Marie ſanken lautlos in die Knie, während ſich Gitty verklärten Blicks im Bett aufrichtete. Draußen aber im Korridor kniete das Dienſtmädchen. Ihr unterdrücktes Schluchzen klang ins Krankenzimmer herein. Und dicht neben dem Mädchen kniete mit totenblaſſem Antlitz Baron Keſthelyi. Er war juſt vom Amte nach Hauſe gekommen und vor der Thür mit dem Pater zuſammengetroffen.

Marie zündete zwei Kerzen an und geleitete das Ehepaar Wokurka in das Nebenzimmer. Die Rätin ließ ſich mit einem dumpfen Seufzer auf die Chaiſelongue nieder, der Rat blieb aufrecht, aber lehnte ſich an einen Kleiderſchrank. Er hielt den Blumenſtrauß noch immer in der Hand.

Durch die geſchloſſene Thür hörte man erſt das Gemurmel des Prieſters, darauf wurde es ſtill. Gitty beichtete. Plötzlich entglitt der Strauß den Händen des Finanzrates, und als er ſich bücken wollte, ſtieß ſein alter Kopf hart an den Schrank. Mit einem leiſen Stöhnen richtete er ſich wieder auf. Die Rätin aber ſaß da und ſtarrte auf das bunte Muſter des perſiſchen Teppichs. So dachte ſie ſich die Hölle, und ſie hatte auch genau die Empfindungen einer Verdammten. — —

Doktor Lugauer begleitete abends Marie nach Hauſe. Er war ſehr unzufrieden geweſen, als er hörte, daß man Gitty habe mit den Sterbeſakramenten verſehen laſſen, ohne ihn vorher zu fragen. Er fürchtete, daß Gitty, durch die heiligen Ceremonien aufgeregt, in die gefürchtete Recitive verfallen könnte. In der That ſtellte ſich auch mit dem einbrechenden Abend bei der Kranken neuerdings ein heftiges Delirium ein, nachdem aber der Doktor den Puls Gittys unterſucht und die Körpertemperatur gemeſſen hatte, gab er dem Rat beruhigende Verſicherungen über den weiteren Verlauf der Krankheit. Marie, die dabei ſtand und wohl bemerken konnte, mit welcher Dankbarkeit der gebeugte alte Mann die Troſtworte des Arztes aufnahm, mußte ſich abwenden. Sie wußte, daß ſich der Doktor täuſchte, aber ſie durfte von Gittys Bekenntnis nichts verraten.

Stumm ſchritt ſie an der Seite des Arztes. Er ſuchte ſie durch allerlei Geſpräche aufzumuntern. Er plauderte von Walther und bemerkte in ſeiner treuherzigen Weiſe, daß er ſeinen Freund glücklich preiſe, eine ſolche Frau zu beſitzen. „Aber," fügte er hinzu, „reiben Sie ſich nicht auf, gnädige Frau! Sie haben Übermenſchliches geleiſtet in den letzten Tagen, Sie und der Rat! Der Rat iſt eine zähe Natur, Sie aber haben eine zarte Konſtitution, und ich bin meinem Freunde Walther für Ihr Befinden perſönlich verantwortlich!" Und dann redete er weiter von dem Ingenieur und fragte Marie, wann ſie ungefähr ſeine Ankunft erwarte.

Eben, als Marie antworten wollte, zog er grüßend den Hut. Erwin Altenberg ging vorüber.

„Der Graf iſt ja jetzt Ihr Nachbar!" ſagte Doktor Lugauer, auf die Geſtalt des in der Dämmerung Verſchwindenden hindeutend. — —

Es war Mitternacht.

Marie hatte ſich müde und matt auf den Diwan niedergelaſſen, und die Bilder des heutigen Tages zogen in unabläſſigem Wandel immer wieder an ihrer Seele vorüber. Endlich ging ſie zu ihrem Schreibtiſch und öffnete die Lade, in welcher ſie den Brief an Walther geborgen hatte. Seit Danizas Beſuch war ihr dieſer Brief nicht mehr in den Sinn gekommen. Schlafen konnte ſie nicht, alſo wollte ſie ſchreiben und dadurch ihre Gedanken bannen. Nun ſie aber ihr Sündenbekenntnis überlas, erſchien es ihr kalt und erbärmlich.

Wollte nicht die Freundin ſterben um der Liebe willen, die nicht erwidert wurde? Sie aber hatte ihr großes Weh nüchtern von der Seele ſchreiben wollen, um weiter zu leben in Nüchternheit, die ſie doch mehr verabſcheute als den Tod. Sie ſchob die Blätter zurück und ſtützte den Kopf in die Hand.

Alles, alles drehte ſich um die Liebe! Die Fieberträume Gittys, Danizas leichtfertiges Geplauder. Ach, beſſer, wie Daniza zu leben in frevelhaftem Taumel, oder wie Gitty zu ſterben, vom Fieber der Liebe dahingerafft! Sie hätte Gitty beneiden mögen um ihre Träume.

Sie war ſich der Sündhaftigkeit ihrer Gedanken wohl bewußt, aber nur für wenige Augenblicke. Als ſie ſich mit der Hand über die Stirn fuhr, fühlte ſie, wie ihren Kleidern bei der Bewegung der Duft des Krankenzimmers entſtrömte: Eſſiggeruch, der immer widerlicher wurde! Sie goß Kölniſches Waſſer auf ihr Taſchentuch und befeuchtete ihre Schläfen mit der Eſſenz; es nützte nichts. Mit Entſetzen dachte ſie daran, daß ſie die Kranke oft und oft geküßt hatte! Mit ihren küſſenden Lippen hatte ſie die Krankheit eingeſogen, und niemand war da, dem ſie ihre hilfloſe Angſt hätte mitteilen können. Es brannte in ihren Adern, es wallte ihr ſiedend heiß gegen das Herz. Sie hätte ſich die Kleider vom Leibe reißen mögen! Nein, nicht kalt, wie ſie ſich das Sterben gedacht, nein, mit hölliſchen Gluten nahte ſich ihr die Vernichtung.

Sie sah mit verstörten Blicken im Zimmer umher. Die Vorhänge waren zugezogen, die Fenster fest geschlossen, aber sie wollte Luft! Sie zog die Vorhänge zurück und stieß das Fenster auf, das in den Garten hinausging. Dann schraubte sie die Lampe herab und ging wieder zum Fenster und beugte sich weit über die Brüstung. Aber von draußen wehte ihr keine Kühlung zu, noch heißer schien draußen die Nacht als drinnen in dem engen Raume des Schlafzimmers. Die Sterne blickten so groß und still herab wie die fieberglühenden Augen der Freundin. Und gerade, als Marie an die Freundin dachte, fiel ein Stern.

In den schwülen Augustnächten fallen die Sterne.

Maries Augen folgten dem sinkenden Stern. Er sank dort hinab in den Schatten der Bäume, hinter denen Erwins Haus lag.

„Sinken — fallen," lallten ihre Lippen, „sinken und fallen!"

Da regte sich etwas im Baumschatten.

Das Fenster lag nicht hoch über dem Garten. Nahte sich jetzt eine Gefahr? Kam er endlich, der gedroht hatte, wiederzukommen? Oder war's der Tod?

Ein wollüstiges Grauen faßte Marie, und sie streckte die Hand aus und flüsterte: „Erwin, Erwin!"

Nun sah sie ihn herantreten, den sie gerufen. Ein matter Schimmer schien von seinem Antlitz auszugehen, und sie wich nicht zurück. Und er blickte zu ihr hinauf und flüsterte: „Marie, da bin ich!"

## Es regnet Sterne.

Rätin Wokurka nahm den persischen Teppich von ihrer Chaiselongue, faltete ihn zusammen und legte ihn auf einen kleinen Berg von Paketen, der sich in einer Ecke des Zimmers erhob. Der Diwan zeigte sich nun wieder in seiner alten Gestalt, mit verschossenem grünem Rips überzogen, der an den Armlehnen bereits ganz fadenscheinig geworden war. Mit dem bunten Teppich nahm sich die Rätin gleichsam die letzte von den kühnen Hoffnungen, die der schwärmerische Orientale, der Teppichspender, in ihrem Herzen erregt.

Sie hatte mehrere Stunden des Nachmittags damit verbracht, die Geschenke des Reformbeg zu registrieren und einzupacken. Nun war sie müde von der Arbeit, und sie setzte sich auf einen Stuhl, faltete die Hände und verfiel in Grübeln. Der alte Diwan war ihr gänzlich verleidet. Finsteren Blickes betrachtete sie das entblößte Möbel.

Wie häßlich war alles verändert! Sie hätte sich wohl über Gittys fortschreitende Besserung freuen sollen. Seit dem Tage der Beichte war die tückische Gewalt der Krankheit gebrochen, die Gefahr war vorüber. Doktor Lugauer behauptete, es vorhergesehen zu haben, Pater Aloys hingegen sah darin ein Werk der göttlichen Gnade. Wer von den beiden recht haben mochte, das kümmerte die Rätin nicht. Sie fand, daß die göttliche Gnade Gittys rätselhafte Krankheit überhaupt nicht hätte zulassen sollen. Wenn sie an den Tag der Beichte dachte, an all die ausgestandene Angst, an die vorwurfsvollen Blicke des Gatten! Ja, der Herr Rat, der hatte, dank dieser göttlichen Gnade, seit einiger Zeit eine eigene Meinung, eine wirkliche Meinung, die er auch ganz unverblümt auszusprechen wagte. Und sie, die Rätin, fand keine Kraft mehr, zu widersprechen. Nur in ihrem Inneren kochte es zuweilen auf. Sie, die früher nie um eine Antwort verlegen gewesen war, konnte jetzt fast mädchenhaft schüchtern stammeln, wenn man sie nur laut anredete.

Sie war froh, wenn ihr der Gatte auswich, sie fürchtete immer, er könnte einmal das zur Sprache bringen, was ihr zumeist auf dem Herzen und in den Füßen lag, was ihren Puls stockend und ihren Gang schleppend machte: das schreckliche Gerücht!

Vom Markte heimkehrend, hatte ihr Anna lachend erzählt, man spräche in der Stadt davon, daß die gnädige Frau Rätin habe Comtesse Gitty an den Beg verschachern wollen. Auf die erschrockene Frage der Rätin nach dem böswilligen Verbreiter dieses Gerüchtes gab das Mädchen vor, sich nicht besinnen zu können. Vielleicht hätte auf ein eindringliches Verhör das Mädchen doch die Wahrheit gestanden, obgleich ihr die Kammerjungfer der Baronin Kesthelyi, von der sie die Neuigkeit bezogen, heiliges Schweigen auferlegt hatte. Aber die Rätin fragte nicht weiter.

Sie sann jetzt wieder nach mit Aufgebot aller ihrer Geistesschärfe, sie suchte sich den Kasinosaal zu vergegenwärtigen; hatte wirklich jemand das denkwürdige Gespräch mit dem Beg belauschen können? Sie mochte vor einem Vorhang gestanden haben, und hinter dem Vorhang mußte der Lauscher verborgen gewesen sein. Sie zermarterte sich das Hirn und bekam jetzt eine Todesangst vor lästernden Zungen. Sie glaubte ein Zischeln zu hören, das ganz Sarajewo durchlief.

Die Köchin Anna trat eben ins Zimmer und störte die Rätin aus ihren Grübeleien auf. Vordem hätte sie es gewiß nicht gewagt, so geräuschvoll einzutreten, aber jetzt — Die Rätin versuchte gutmütig und unbefangen zu lächeln.

„Die Frau Baronin läßt bitten," sagte das Mädchen. „Die Frau Baronin warten schon seit einer halben Stunde auf die Frau Rätin."

Die Rätin erhob sich rasch. „Geh nur schnell hinauf," stotterte sie, „sage der Frau Baronin, daß ich gleich kommen werde."

Sie schob das Mädchen zur Thür hinaus. Es war ihr nicht entgangen, daß Anna dreistfragende Blicke auf den Berg der Geschenke geworfen hatte. Um diesen Berg drehte sich die allernächste Sorge der Rätin. Daniza sollte ihr diesen Berg und damit die schwerste Last abnehmen. Gerade auf Daniza war die Rätin in ihrer Ratlosigkeit verfallen.

Die Geschenke mußten dem Reformbeg zurückerstattet werden, und zwar durch die Hand Danizas. Um keinen Preis wollte die Rätin mit Fadil Cengic persönlich zusammentreffen.

Sie hatte zur Baronin Kesthelyi hinaufgeschickt und ihr sagen lassen, sie wolle sie nach dem Diner allein sprechen, in einer dringlichen Angelegenheit.

Daniza vermochte sich wohl am leichtesten in den seltsamen Handel zu schicken: war sie doch selbst in wunderliche Verhältnisse verstrickt gewesen und gewiß nicht skrupulös von Natur. Die Rätin war überzeugt, für ihre Zwecke in Daniza eine verständnisvolle, hilfbereite Freundin zu finden. „Wir verstehen uns!" hatte ja erst kürzlich Daniza zur Rätin gesagt.

Baronin Kesthelyi war aufrichtig entzückt, als die Rätin ins Zimmer trat. Sie nötigte den „lieben Besuch" auf den Diwan. Aber die Rätin vermochte zunächst noch nicht zu sprechen, sie atmete schwer, ihr trockener Husten stellte sich wieder ein.

„Sind Sie leidend, liebe Gräfin?" fragte Daniza besorgt. „Sie haben den Husten; darf ich Ihnen Bonbons anbieten?"

„Ich danke, Sie sind zu gütig," sagte die Rätin. „Unsere Wohnung ist wirklich ungesund. Sie liegt zu tief. Wenn Gitty wieder vollkommen hergestellt ist, werden wir das Haus ohnedem verlassen."

Daniza schien sehr erstaunt zu sein. „Aber," sagte sie, „ich dachte, Sie würden heraufziehen in den ersten Stock; wir sind ja schon halb und halb an die Luft gesetzt!"

Die Rätin wurde durch diese Entgegnung ein wenig verwirrt, doch nur für einen Augenblick. „Ach, liebe Baronin," rief sie, Danizas Hand ergreifend, „längst schon wollte ich mit Ihnen davon sprechen! Ich deutete dem Beg kurz vor Gittys Erkrankung an, daß uns die feuchte Wohnung nicht mehr genüge. Wie hätte ich da an den ersten Stock denken sollen! Die Miete wäre ja für unsere Verhältnisse viel zu hoch, und dazu Sie hinausdrängen, liebe Baronin, wo denken Sie hin! Der Beg muß mich falsch verstanden haben, es redet sich so schwer mit diesen Bosniaken."

„Meines Wissens reden Sie fließend serbisch!" bemerkte Daniza.

„Bitte," antwortete die Rätin schnell, „ich spreche nur kroatisch gut. Als mein Mann in Agram diente, lernte ich die Sprache; wir waren zehn Jahre lang dort. Aber serbisch, wie gesagt, serbisch radebreche ich nur. Und darum muß mich der Beg mißverstanden haben."

„Das glaube ich nicht," sagte Daniza entschieden. „Der Beg hat Sie nur zu gut verstanden!"

„Gewiß nicht," sagte die Rätin eifrig. „Ich begreife nicht, was Sie damit sagen wollen. Der Beg fing an, mir Geschenke zu machen; ich war so unvorsichtig, diese Dinge anzunehmen, und nun weiß ich nicht, wie ich sie ihm wieder zurücksenden soll; denn, denken Sie nur, ich höre, er interessiert sich für Gitty!"

„Jetzt kaum noch!" sagte Daniza lächelnd.

„Wie?“ fragte die Rätin erschreckt. „Hat sich der Beg zu Ihnen darüber geäußert?“ Sie entsann sich, Fadil Cengic einmal gesehen zu haben, wie er zu Kesthelyis hinaufging.

„Zu mir? Wie kommen Sie auf diese Idee?“ sagte Daniza. „Gitty ist mager geworden, und das lieben die Türken nicht. Jedenfalls würde er kaum mehr sechzigtausend Gulden für Gitty bieten!“

„Sechzigtausend Gulden?“ Die Rätin sah starr auf Daniza, deren schwarze Augen boshaft funkelten.

„Ja, ungefähr so viel bot er Ihnen doch damals auf dem Balle; erinnern Sie sich gefälligst!“

Fadil Cengic allein, niemand sonst, konnte Daniza von dem Handel erzählt haben, und die frühere Freundlichkeit der Serbin war nur eine List gewesen, um sie in die Falle zu locken und zu demütigen. Aber die Rätin wollte sich nicht demütigen lassen. Die Erbitterung über Danizas Falschheit gab ihr die alte Energie zurück.

„Leugnen Sie nicht, Baronin,“ sagte sie streng, „der Beg hat zu Ihnen gesprochen!“

„Und wenn es so wäre?“ fragte die Baronin, gleichgültig ein Bonbon in den Mund steckend.

Die Rätin warf ihr einen durchbohrenden Blick zu. „Weiß das auch Ihr Herr Gemahl?“

„Nein!“ entgegnete Daniza.

„Unerhört!“ rief die Rätin. „Sie wagen es mir zu sagen, daß Sie mit dem Beg verhandeln?“

„Verhandeln?“ fragte Daniza.

„Ja, verhandeln hinter dem Rücken Ihres Gemahls. Nun weiß ich aber auch, wem ich die Tratschereien, die über mich im Umlauf sind, zu danken habe; ich werde mit Ihrem Manne reden!“

„Liebe Frau Rätin,“ sagte Daniza, „regen Sie sich nicht auf! Haben Sie Ihrem Gemahl von Ihren Verhandlungen mit dem Beg erzählt? Sie haben nichts erzählt! Die Männer brauchen nicht alles zu wissen; wir verstehen uns!“ Daniza brannte sich eine Cigarette an. „Sie müssen mir dankbar sein, Frau Rätin,“ sagte sie nach einer Weile, während die alte Dame ganz versteinert solcher Frechheit gegenüber saß, „sehr dankbar, weil ich den Beg auf andere Gedanken gebracht habe.“

„Andere Gedanken?“ brach die Rätin los; „das ist zu arg! Sie glauben wohl, weil Sie nicht mager geworden sind, wird Ihnen der Beg —“

„Ah!“ rief Daniza, „das meine ich nicht! Ich muß Ihnen ein für allemal verbieten, sich in meine Verhältnisse zu mischen!“

Verachtung und Hohn blickten aus den scharfen Zügen der Rätin. „Verhältnisse?“ fragte sie gedehnt. „Das wird ja immer schöner!“

Daniza sprang auf. „Gleichviel, vor Ihnen geniere ich mich doch nicht! Oder glauben Sie, daß ich mich vor Ihnen genieren könnte?“

Auch die Rätin erhob sich schnell. Beide Damen maßen einander vom Kopf bis zu den Füßen.

„Ja, dankbar sollten Sie mir sein,“ fuhr Daniza fort, indem sie die Hände in die Hüften stemmte; „ich habe den Beg mit der größten Mühe auf andere Gedanken gebracht. Er war wütend auf Sie, weil Sie ihm verweigerten, mit dem Rat zu sprechen, und weil er die kranke Gitty nicht sehen durfte. Einmal aber drang er doch in Gittys Zimmer, und dann kam er zu mir, denn er hat Zutrauen zu mir, und da schüttete er mir sein Herz aus, und da habe ich ihn getröstet und abgeschreckt.“

„Abgeschreckt?“ fragte die Rätin. „Sie hätten den Beg abgeschreckt?“

„Nicht von mir!“ rief Daniza, hell auflachend, „aber von Gitty. Ich habe dem Beg erklärt, daß ich genau wüßte, warum er mit dem Rat nicht sprechen dürfte.“

„Das haben Sie ihm erklärt?“

„Ja, Frau Rätin. Natürlich war das eine Erfindung von mir, aber man wird erfinderisch, wenn man mit gewissen Leuten zu thun hat. Ich sagte dem Beg, Sie, Frau Rätin, hätten Ihre Gründe, ein Gespräch mit ihm und dem Rat zu verhindern; Ihre Gründe, verstehen Sie, ganz persönliche Gründe, weil nämlich der Herr Rat, verstehen Sie, Gitty allein nicht weggeben wollte.“ Daniza machte eine Pause.

„Nun?“ fragte die Rätin mit bleichem Gesicht und tonloser Stimme. „Wie soll ich das verstehen?“

„Ach," ſagte Daniza, „Sie dürfen das natürlich nur als eine Ausflucht anſehen, die ich zu Ihrem Beſten gebrauchte, und es darf Sie nicht beleidigen. Ich ſagte nämlich zu dem Beg, der Herr Rat wollte ſeine Nichte nur hergeben, wenn er auch zugleich ſeine Gattin los würde. Der Käufer müßte Sie, Frau Rätin, mit in den Kauf nehmen, ſo zu ſagen als Daraufgabe! Und da iſt der Muſelmann natürlich gleich von ſeiner Idee abgeſtanden."

Die Rätin bebte vor Zorn. Sie konnte keine Worte finden, ſie rang nach Atem. „Schämen Sie ſich!" ſtieß ſie endlich hervor. „Schämen Sie ſich! Ich bin eine alte Frau und Sie beſchimpfen mich!"

Daniza zuckte die Achſeln. „Ja," ſagte ſie, „dieſe Orientalen ſind rohe Menſchen, ſie fürchten ſich vor nichts anderem als vor alten Damen! Das wußte ich, aber ich habe Sie nicht beleidigen wollen, im Gegenteil, ich glaube Ihnen ſehr genützt zu haben!"

„Gott ſoll Ihnen das vergelten!" ſagte die Rätin, ſich mühſam, aber mit Würde aufrichtend. „Gott ſoll's Ihnen vergelten! Ich verdiene es vielleicht, es wird wohl meine Strafe ſein. Warum habe ich mich auch mit unreinen Elementen eingelaſſen! Es iſt nur ein Glück," fuhr ſie, jedes Wort betonend, fort, „daß diejenige, um deren Wohl und Wehe ſich's eigentlich handelt, außer Gefahr iſt und daß der junge Menſch, den ſie liebt, endlich Ihren Netzen entronnen iſt! Es wäre nie ſo weit mit Gitty gekommen, wenn Sie den jungen Menſchen nicht umgarnt hätten. Nun konnten Sie ihn ja loslaſſen, Sie haben dafür den Beg, und der iſt einträglicher als Baron Siebmüller. Aber ich will ſchweigen. Ich bedaure nur Ihren Mann aufs tiefſte!"

Sie wandte ſich zur Thür, aber Daniza vertrat ihr den Weg.

„Halt!" rief ſie. „Halt! Frau Rätin, mir ſcheint, ich bin doch ein wenig zu glimpflich mit Ihnen umgegangen!" Sie lehnte ſich gegen die Thür und kreuzte die Arme.

„Laſſen Sie mich hinaus!" keuchte die andere, die Klinke faſſend.

„Keinen Schritt weiter, ehe Sie mich gehört haben!" ſagte Daniza befehlend. „Sie dürfen mir nicht ſo ſtolz hinabgehen, das leide ich nicht! Haben Sie mich verſtanden? Wenn Sie nicht ſtille bleiben wollen und mich anhören, ſperre ich Sie hier ein und rufe meinen Mann und Ihren Mann! Sie unterſtehen ſich, mir Ferry vorzuwerfen? Wiſſen Sie, daß ich ſelbſt meinen Mann zu Ferry geſchickt habe, damit er Vernunft annehme und ſich um Gitty bewerbe? Kann ich dafür, wenn mir die Männer nachlaufen? Kann ich mehr thun, als ſie abwehren und ſie anderen ſchicken, die ſie nötig haben? Sie, Sie wollen mich verachten? Sie, die, wenn ſie könnte, mit Fleiſch und Blut handeln würde? Mein Vater war nur ein Tabakhändler, aber Ihr Vater war ein Graf, und Sie ſind doch nur eine —"

Die Rätin riß die Thür auf, aber das häßliche Wort, das ihr die wütende Serbin nachrief, erreichte ſie doch.

Daniza ſtand einen Augenblick lang ſtill, nachdem die Rätin verſchwunden war, dann brannte ſie ſich eine neue Cigarette an.

Zwei „ſtolze Gräfinnen" hatte ſie überwunden. Die eine durch einen Kuß, die andere — eben auf andere Art. Sie war mit ſich ſelbſt zufrieden.

Auf dem erſten Treppenabſatz unter Kesthelyis Thür ſtand die Rätin. Sie befühlte ſich den Kopf, in welchem es ſeltſam klirrte und ſchwirrte. Wenn nur niemand das häßliche Wort gehört hat! Das war ihr erſter Gedanke.

Auf dem zweiten Treppenabſatz aber wurde ſchon ein neuer Gedanke mächtig in ihr, ſo mächtig, daß er faſt das Bewußtſein der eben erlittenen ſchmachvollen Niederlage aufwog.

Vor Daniza zittern? Daniza hatte genug von ihrem Verhältnis zum Reformbeg verraten, mehr als genug. Eine ſtarke Waffe war gefunden gegen die Frechheit der Serbin. Jetzt galt es nur, den Kopf nicht zu verlieren, den klugen Kopf!

Und da kam der Rätin noch auf der letzten Treppenſtufe ein dritter Gedanke. Es ward ihr plötzlich klar, daß eine raſche Verlobung Gittys mit Ferry alle ſchlimmen Gerüchte niederſchlagen mußte. Vor allem ſollte Gitty die beſte Meinung von der Tante bekommen. — —

Gräfin Wokurka trat mit der ſanfteſten Miene in Gittys Zimmer. Nichts verriet in ihrem Äußeren, welcher Sturm vor wenigen

Minuten über sie hinweggefahren war. Sie setzte sich mit einer Handarbeit ans Bett.

„Ich möchte wissen, warum Marie jetzt so selten kommt," sagte Gitty.

„Sie ist vermutlich zu abgespannt!" meinte die Rätin. „Sie hat sich wirklich aufgerieben während der schweren Zeit."

„Ja," sagte Gitty, „die arme Marie! Und ich werde ihr nicht genug danken können. Und auch du warst so gut und lieb."

„Nicht der Rede wert!" erwiderte die Tante. „Ich that nur meine Pflicht, und anfangs durfte ich nicht einmal meine Pflicht thun, du litteſt mich nicht in deiner Nähe!"

„Verzeihe mir, Tante," bat Gitty, „es war im Fieberdelirium."

„Ach, ich verdiente es, liebes Kind, ich verdiente deinen Groll. Ich hatte thörichte Pläne für dein Glück."

„Auch Daniza litt ich nicht, und das thut mir leid, denn Daniza hat mich auch nie wissentlich gekränkt!"

„Daniza," sagte die Rätin mit niedergeschlagenen Augen und weicher Stimme, „Daniza ist leider ein bißchen frivol, und nun giebt sie sich den Anschein, als hätte sie auch nur dein Glück im Auge gehabt, und sie will Ferry —"

„Liebe Tante," sagte Gitty, erregt auffahrend, „sprich nicht von diesen Dingen!"

„Sei nur ruhig," sagte die Rätin, Gittys Hand ergreifend, „ich weiß, daß ich dich nicht erregen darf. Es fällt mir auch gar nicht ein, dir etwas Aufregendes zu sagen; glaube nur, daß ich immer dein Bestes will und, verstehe mich recht, nur das will, was du als dein Glück erachtest."

„Wirklich?" rief Gitty und zog die Hand der Tante an ihre Lippen. „Dann laß uns über die ganze Sache schweigen; und ich werde glücklich sein, wenn du mich nie mehr daran erinnerst."

„Du bist gut," sagte die Rätin weinerlich, „aber die Welt ist entsetzlich schlecht und wird mich ohne Mitleid verdammen. Die Welt wird sagen, daß ich dich habe an den Beg verschachern wollen, und daß ich deine Krankheit auf dem Gewissen habe, wenn du Ferry nicht heiratest."

Gitty errötete.

Die Rätin bemerkte es. „Du magst sagen, was du willst, mein Kind, du liebst doch den Ferry. Er verdient es auch. Er schickt täglich zu uns und läßt nach deinem Befinden fragen."

„Ich weiß, daß ich rot wurde," sagte Gitty ernst und strich dabei über die Stirn, „aber nicht Ferrys wegen errötete ich, sondern weil ich an meine Krankheit dachte. Ich habe euch zu viel Sorge gemacht, es wäre besser, wenn ich gestorben wäre."

„Aber liebes Kind!"

„Im Ernst, Tante, ich tauge nicht für diese Welt, ich möchte am liebsten aus der Welt hinaus."

„Wie meinst du das?" fragte die Rätin erschrocken.

„O, nicht im schlimmen," sagte Gitty, „aber wenn ihr nicht da wäret, so ginge ich ins Kloster."

„Der Onkel!" sagte die Rätin aufhorchend, „ich höre ihn eben kommen. Sage ihm nur nie etwas von deiner Kloster-Idee, das würde ihn sehr traurig machen, und er ist jetzt so glücklich, weil er dich wieder hat."

Onkel Wokurka trat, sich vergnügt die Hände reibend, ins Zimmer; unter dem Arm trug er wie ein Aktenbündel, sorgfältig der Länge nach zusammengefaltet, einen Stoß Zeitungen. Er pflegte abends seiner Nichte vorzulesen. Er setzte die Brille auf und begann die Blätter zu entfalten. Nachdem er einen kurzen Blick auf das Hauptblatt geworfen hatte, rief er plötzlich: „Ah, meine Herrschaften, es regnet Sterne!"

„Was giebt's?" fragte die Rätin. Zu einer anderen Zeit hätte sie weit schärfer gefragt.

„Das ist ja zum Totlachen!" sagte der Rat. „Nein zum Totlachen! Ein Ordensregen, wie er noch nie dagewesen! es ist doch zum Totlachen! Wißt ihr, wessen Name heute an der Spitze der Wiener Zeitung prangt?"

„Nun?" fragte Gitty, „ich bin neugierig!"

„Fadil Cengic Beg!" sagte der Rat mit feierlicher Betonung. „Er hat den Kronenorden zweiter Klasse bekommen, er kann sich jetzt baronisieren lassen, wenn er will. Ich möchte doch wissen, wem er diese Auszeichnung zu verdanken hat!" Und nun brach der Rat, der ungemein selten lachte, wirklich in ein schallendes Gelächter aus.

Die Rätin warf einen erschrockenen, flehen-

den Blick auf Gitty; die Nichte aber ergriff, um sie zu beruhigen, ihre Hand und sagte scherzhaft zum Rat: „Nun, nun, Onkel, er wird den Orden vermutlich für seine Verdienste bekommen haben. Ich meinesteils gönne ihm die Dekoration von Herzen."

„Ich auch! Aber die Türken profitieren!" rief der Rat lachend. „Wißt ihr, warum die Türken nur den Kronenorden und nicht den etwas weniger hohen Josephsorden bekommen? Ja, das wißt ihr nicht. Das ist eine merkwürdige Geschichte. Man kann nämlich den Türken kein Kreuz geben, da sie als Moslems das Kreuz zurückweisen müßten, und so muß man ihnen eben den einzigen Orden verleihen, der nicht die Gestalt eines Kreuzes hat, und das ist der Kronenorden. Also profitieren die Türken!"

Er wandte sich wieder der Zeitung zu und verlas nun die Namen einiger bosnischer Beamten, die ebenfalls durch Orden ausgezeichnet worden waren.

„Nun, das freut mich," redete er zwischendurch, „es sind lauter Würdige! Der Minister muß wohl mit uns zufrieden gewesen sein. Na, und das freut mich ganz außerordentlich, ganz ungeheuer!" rief er, sich erhebend und das Blatt wie im Triumphe schwenkend. „Denkt euch, der Walther hat auch was abgekriegt: den Josephsorden dritter Klasse!"

„Walther?" fragten Gitty und die Rätin gleichzeitig.

Nun las der Rat langsam und mit Nachdruck die Stelle in der Wiener Zeitung, die von Walthers Dekorierung handelte. „Das wird ihn sicher freuen," schloß der Rat. „Wann er wohl zurückkommen wird?" Und zur Rätin gewendet, fügte er hinzu: „Du mußt morgen zu Marie gehen und ihr gratulieren."

„Ja, Tante, das mußt du!" sagte Gitty.

„Wir können am besten heute noch eine Karte hinschicken," sagte der Rat nach einiger Überlegung, „wir sollten die ersten Gratulanten sein!"

Und der Rat ging rasch entschlossen in sein Arbeitszimmer und schrieb einen Brief an Marie in herzlichen Worten. Dann brachte er den Brief seiner Nichte, und Gitty fügte mit Bleistift einige Worte hinzu.

Das Mädchen trug abends den Brief in Walthers Haus.

Um Mitternacht wurde Gitty durch ein leichtes Gepolter aufgeweckt. Es kam aus dem Schlafzimmer der Tante. Kastenthüren wurden geöffnet, Schubladen gezogen, dazu ein bekanntes trockenes Hüsteln und schlürfende Schritte. Nicht selten geschah es, daß die Tante halbe Nächte lang herumkramte. Gitty lauschte eine Weile, aber sie beruhigte sich bald. Die Tante mochte wieder in ihrer Kramlaune sein.

Gitty schlummerte weiter, aber die Kastenthüren und Schubladen knarrten und ächzten fort so lange, bis der Morgen graute.

Die Rätin hatte keine Ruhe gefunden. Die Geschenke des Beg, die sie sorgfältig registriert und verpackt hatte, mußten noch im Laufe der Nacht wieder ausgepackt werden. All die reizenden Nippes, Stickereien und kostbaren Gefäße, die ihr so teuer waren und ihr Heim geschmückt hatten, sollten es von neuem schmücken. Mit freudigem Eifer unterzog sie sich der mühevollen Arbeit.

Sie hatte dem Beg einen hohen Orden vermittelt und sie sollte sich wegen seiner Geschenke Skrupel machen? Nein, so unpraktisch war sie nicht.

„Wir sind quitt," murmelte sie einmal über das andere, und schließlich breitete sie den prächtigen Perserteppich wieder über den alten Diwan.

(Fortsetzung folgt.)

# Charles Gounod.

Von

**Otto Gumprecht.**

Wie auf allen anderen Gebieten der Tonwelt, ſo ſind es auch auf dem dramatiſchen Gebiete deutſche Meiſter geweſen, denen die größten Würfe gelangen. Gluck, Mozart, Beethoven, Weber — welches Volk hätte ihnen ebenbürtige Mitbewerber um die erſten Preiſe gegenüberzuſtellen! Während jene bis zur Stunde lebendig, Genuß ſpendend, Segen verbreitend mitten unter uns wandeln, auch nach menſchlicher Vorausſicht getroſt dem kommenden Jahrhundert in das verhüllte Antlitz ſchauen dürfen, ſind faſt ohne Ausnahme die Werke ihrer Zeitgenoſſen wie der unmittelbaren Nachfolger längſt eingegangen zur ewigen Ruhe auf dem weiten Friedhof der Kunſtgeſchichte. Wieviel iſt von ſämtlichen Opern Cherubinis, Spontinis, Roſſinis, Mehuls, Boieldieus, Aubers noch übrig geblieben? Alles in allem kaum mehr als ein halbes Dutzend.

Gewiß das Herrlichſte, was die Geſangsbühne aufweiſt, verdankt ſie unſerer vaterländiſchen Tonkunſt. Wenn nun aber dieſe die meiſten Gattungen der Vokal- und die geſamte Inſtrumentalmuſik als ihr nahezu ausſchließliches Eigentum beanſpruchen kann, ſo gilt nicht das Gleiche von ihrem Verhältnis zum geſungenen Drama. Sie teilt ſich in deſſen Beſitz mit der italieniſchen und franzöſiſchen, ſteht ſogar an Maſſenhaftigkeit der Produktion, an freigebig für das tägliche Bedürfnis ſorgender Bereitſchaft hinter den letzten beiden erheblich zurück. Börne bemerkt einmal: der Sprachſchatz unſerer weſtlichen Nachbarn enthalte lauter Silber, der unſerige lediglich Gold und Kupfer. Einen ganz ähnlichen Eindruck empfangen wir bei der Vergleichung des deutſchen Opernweſens mit dem italieniſchen und dem franzöſiſchen. Dort ſchärfſte Gegenſätze, Beſtes und Schlechteſtes, eine kleine Reihe genialſter Schöpfungen und allerlei unerfreuliches Zeug unmittelbar nebeneinander; hier zwar nicht ein einziges zu den unübertroffenen Muſtern ſeiner Art zählendes Werk, doch dafür in Fülle jenes ſo dankenswerte, bald mehr, bald minder gehaltvolle, immer willkommene Mittelgut, deſſen kein Theater entbehren kann, ſoll es den Anſprüchen des ſtets nach Neuem, nach dem Reiz der Abwechſelung heißhungrigen Repertoires einigermaßen gerecht werden.

Seit jeher zu gute gekommen iſt den Italienern die melodiſche Fruchtbarkeit des heimatlichen Bodens, den Franzoſen das ihnen im Blute liegende dramatiſche und ſceniſche Geſchick, die vielgewandte, von uns vielbeneidete Flinkheit und Findigkeit ihrer Librettiſten. Deutſchland iſt ſtets mit ſeinem Opernbedarf von der Einfuhr aus der Fremde abhängig geweſen. Um ihn zu beſchaffen, hat es jederzeit tief hineingegriffen in die jenſeit der Alpen und der Vogeſen bereitſtehenden appetitlichen Fleiſchtöpfe. Die bei weitem wertvollſte Gabe, die uns Paris innerhalb des letzten Menſchenalters geſandt, iſt aber Gounods „Fauſt“.

Bevor wir ihm näher treten, werfen wir noch einen Blick auf die dramatiſche Muſik der drei Völker während der zweiten Hälfte unſeres Jahrhunderts. In Deutſchland bietet ſich dem Auge etwa das Schauſpiel

eines mitten unter Zwergen schaltenden Riesen. Die Geschichte der Oper wird hier nicht müde, mit weithin dröhnendem Posaunenklang immer wieder den einen Namen zu verkünden: Richard Wagner. Die auf den weltbedeutenden Brettern, insofern sie auch der Kunst der Töne eine Stätte gewähren, sich sonst noch getummelt, es sind bloße Lokalgrößen, deren Bedeutung und Ruhm kaum über das Weichbild ihres Wohnorts gedrungen, fast insgesamt Kapellmeister, denen ihre engen Beziehungen zum Publikum, die Verfügung über die ihnen botmäßigen Orchester und Sängerscharen den Mut gegeben, mit den bleichen, blutarmen Kindern ihrer Muse in das heißbegehrte Lampenlicht sich zu wagen. Von den Werken des gewaltigen Bayreuthers abgesehen, lassen sich an den Fingern einer Hand die Partituren herrechnen, welche ihre Flitterwochen mit der Bühne überlebt haben.

Ein etwas anderes Bild zeigt Italien. Auch hier zunächst nur ein einziger, der die Stimme laut erhoben, dessen Werke ihren Weg ins Ausland gefunden haben. Nachdem Verdi durch „Ernani", den „Trovatore", die „Traviata" seinen Weltruf begründet, fuhr er noch eine Zeit lang fort in dem seit jeher den italienischen Opernkomponisten eigenen fa presto, in der atemlos sich überstürzenden Geschäftigkeit hastiger Schnell- und Vielschreiberei. Breiter und breiter wurden aber dann die zwischen den einzelnen Werken liegenden Pausen der Ruhe und Sammlung. Der Meister war in sich gegangen, hatte höhere Ziele ins Auge gefaßt, strebte nach ihnen mit dem vereinigten Aufgebot kräftigen Wollens und vorsichtig wählender und wägender Behutsamkeit, gesellte der thatenfreudigen Phantasie den besonnenen Verstand und ein immer empfindlicheres Schönheitsgefühl als wachsame Genossen bei, legte ihr die goldene Rüstung des Maßes an. Sein Bestes hat er uns im vorgeschrittenen Mannes-, ja selbst noch im Greisenalter gegeben. Allmählich begann es um ihn lebendig zu werden. Seine Epigonen sind sie insgesamt, die neuerdings auf der italienischen Gesangsbühne sich bemerklich gemacht, sowohl die Komponisten der „Gioconda" und des „Mefistofele", der bereits verstorbene Ponchielli und Arico Boito — der letztere hat später vorgezogen, statt selber im Stil Verdis Opern zu schreiben, diesem als Librettist des „Otello" und des „Falstaff" zur Hand zu gehen —, wie der jüngste, freilich auch nach Paris und Bayreuth eifrig hinhorchende, vor allem durch die Namen Mascagni und Leoncavallo gekennzeichnete Nachwuchs.

Was Frankreich betrifft, so war der von süßem Wohllaut überquellende Mund Rossinis längst verstummt, hatten Auber und Meyerbeer ihr Tagewerk schon beinah vollendet, als Gounod das seinige begann. Wie wenig auch der Schöpfer der „Stummen" und des „Fra Diavolo" willens gewesen, nach vieljähriger rastloser Thätigkeit auszuruhen auf den gewonnenen Lorbeeren, frische Kränze sollten ihm nicht mehr beschieden sein. Zum Ruhm des anderen haben zwar „Dinorah" und die „Afrikanerin" ihren Beitrag geliefert, allein die ihnen zu teil gewordenen Erfolge sind doch hinter denen des „Robert", der „Hugenotten", des „Propheten" erheblich zurückgeblieben. Gounod war, nach dem Dahingange der drei, oberster Herrscher im Bereich der französischen Oper, hier um mehr als eines Hauptes Länge alle Mitbewerber überragend. Die namhaftesten unter ihnen sind: der greise Ambroise Thomas, der liebenswürdige Delibes, der noch bei weitem geist- und charaktervollere Bizet, beide vorzeitig ins Grab gesunken, endlich Massenet, der eben anfängt, auch in der Gunst des deutschen Publikums Fuß zu fassen. Sein „Werther" und seine „Manon" haben in Wien Glück gemacht.

Versuchen wir nun zunächst, uns Gounods künstlerische Persönlichkeit etwas deutlicher zu vergegenwärtigen. Allem Rohen, Niedrigen, Häßlichen unduldsam abgewandte Vornehmheit und Feinfühligkeit darf man wohl als deren Grundzug bezeichnen. Das von ihr umschriebene und durchmessene Stimmungsgebiet deckt sich nicht mit dem ganzen Reichtum der Menschennatur, hat keinen Raum für das wilde Getümmel der Leidenschaften, für höchste Lust und tiefstes Weh. Aber so eng begrenzt die diesem Sänger zu Gebote stehende Skala der Empfindung gewesen, nie ist ihm ein unreiner Ton über die Lippen gekommen. Seine Stimme klingt weich, gedämpft, schwermütig. Sie versteht ungleich besser zu bitten und zu schmeicheln

als zu drohen und zu befehlen. Nahezu weiblich geartet, versagt sie sich dem sieghaften Ausdruck kräftiger Männlichkeit. Das Erhabene wie das Dämonische liegen ganz außerhalb ihres Modulationsumfangs. Am mundgerechtesten sind ihr süße Träumerei, schwärmerisch in sich versunkene Gefühlsseligkeit, das Lächeln unter Thränen, kurz das Zarte, Anmutige, Liebliche. Wo sie derlei kündet, ist sie zumeist von bestrickendem Reiz.

Leicht, sicher, gewandt handhabt Gounod das weitschichtige und verwickelte Rüstzeug, mit welchem die Oper arbeitet. Nirgend macht sich im Getriebe der von ihr in Anspruch genommenen mannigfaltigen, einander ebensosehr beschränkenden wie ergänzenden Faktoren, in deren geschmeidiger Gegenseitigkeit eine Stockung oder Reibung bemerklich. Der Tonsatz ist klar, fließend, wohlgestaltet. Geschlossene, von Quellen der Melodie erfüllte Formen begegnen uns überall, wo ihnen der Verlauf der Handlung den notwendigen Raum gönnt. Im Vordergrunde stehen immer die Träger des Wortes, die Stimmen. Ihre schonungs-, man möchte fast sagen liebevolle Behandlung läßt uns im Komponisten den kundigen Sänger erkennen. Nie ist ihnen in Rücksicht auf Umfang, Kraftaufwand, langen Atem, Registerwechsel und ähnliche Dinge Ungebührliches abgefordert, stets zu erfreulicher Bethätigung ihrer angeborenen und anerzogenen Eigenschaften freigebig Gelegenheit geboten. Manche Stücke, so die flotten Walzerarien aus „Faust", „Romeo und Julie", „Mireille" sind darum auch in den Konzertsaal hinübergewandert, nehmen einen Platz im Programm unserer Gesangsvirtuosinnen ein. Gounod war im Besitz eines zwar nicht starken, aber angenehmen, sorglich geschulten Tenors. Als junger Mann hat er in einem aus acht Personen (lauter Dilettanten) gebildeten Kirchenchor in der Rue de Bac fünf Jahre lang die erste Stimme gesungen; auch nachdem er in Italien, der Heimat des bel canto, seine Lehrjahre beschlossen, hat er eine Zeit lang einen Männergesangverein (Orpheon) geleitet.

Von Gounods engen Beziehungen zu unseren deutschen Meistern soll gleich noch weiter die Rede sein. Deutlich verrät ihren Einfluß die Weise, in der er die instrumentalen Ausdrucksmittel verwendet. Tobsüchtiger Lärm ist nicht nach seinem Geschmack. Selten, nur wo sie der Anlaß gebieterisch fordert, begegnet man bei ihm betäubenden Massenwirkungen. Er beschert dagegen dem achtsamen Ohr eine Menge sinniger, farben- und gestaltenreicher Klein- und Feinarbeit. Mit klugem Verständnis und beredter Aussprache folgt sein Orchester der Handlung, keinem Vorgang auf der Bühne den Wiederhall schuldig bleibend.

Ein mit unserem Worte „Gemüt" sich völlig deckender Ausdruck fehlt den Franzosen. Niemand wird darum behaupten, daß ihnen die durch jenes bezeichnete Eigenschaft fremd sei. Einem Volke, das schon seit alten Tagen einen so reichen Schatz süßer, schlichter, treuherziger Romanzen aufweist, geht weder sie selber noch ihr musikalischer Ausdruck ab. Allein sehr wenig davon ist in den französischen Opern zu spüren, in den großen wie in den komischen. Jene zeigen sich fast gänzlich erfüllt von den Schlachtrufen der Leidenschaft, diese von munterem, nur die äußerste Oberfläche der Dinge behend und zierlich umspielendem, melodischem Geplauder. Die „Weiße Dame" macht eine Ausnahme von der Regel, trägt nicht bloß Geist und Laune, sondern auch warme Empfindung auf ihren bis zur Stunde frischen Lippen. Von allen französischen Komponisten ist jedoch der des „Faust" nächst Boieldieu der gemütvollste. Namentlich seine Mädchengestalten entbehren nicht der reicheren Innerlichkeit.

Noch durch ein anderes hat sich Gounod Anspruch auf unsere besondere Teilnahme gewonnen: durch sein inniges Verhältnis zur deutschen Musik, die ihr von ihm in Worten und Thaten bezeigte Verehrung. Er hielt wie Spontini Mozart für den Meister der Meister, „Don Juan" für die Oper der Opern. In einer kleinen Schrift geht er die Partitur Seite für Seite durch, mit ausgestrecktem Finger auf jede ihrer zahllosen Schönheiten deutend. Gar nicht genug kann er sich thun im Ausdruck der Liebe und Bewunderung. Auch wer nichts Neues von ihm erfährt, wird sich doch aufs freundlichste angesprochen fühlen durch die aus übervollem Künstlerherzen quellende Begeisterung.

Eine unserer vaterländischen Tonkunst dargebrachte Huldigung war gleich der erste Gruß, den uns Gounod über den Rhein gesandt. Er hatte zu dem C-dur-Präludium aus Bachs wohltemperiertem Klavier eine Oberstimme gesetzt, eine langatmige, schwärmerische Melodie, etwas süßlich und verschwommen, doch mit echter, aufrichtiger Empfindung getränkt. Sie war gleichsam der in seiner Seele durch die Ansprache des Altmeisters geweckte Wiederhall, die singende und klingende Antwort darauf. Wir haben hier bereits, wenn auch in mikroskopischer Verkleinerung, den ganzen Gounod mit seiner träumerischen Überschwenglichkeit und Verzückung, der unstillbar schmachtenden Sehnsucht nach dem ewig Weiblichen, ein Faksimile, oder sagen wir lieber die den Inbegriff dieser bis zur Unmännlichkeit weichen aber durchaus edlen Künstlernatur bergende Urzelle. Das Stück machte vor etwa fünfunddreißig Jahren die Runde durch die deutschen Konzertsäle. Es wurde als Meditation gegeigt, als Ave Maria gesungen. Man hatte dabei das Gefühl, wie wenn den von Jugend auf vertrauten Tönen plötzlich eine Geisterstimme aus weltfremder Ferne sich zugesellt, hoch über ihnen leise, langsam, feierlich einherziehend.

Zumeist vorbildlich gewesen sind für Gounod: Meyerbeer, dessen Opern er in Paris sich unmittelbar gegenüber gehabt, ferner unsere älteren Romantiker: Weber, Mendelssohn, Schumann. Von äußerlicher Aneignung und Entlehnung kann bei ihm freilich keine Rede sein. Nachgestrebt hat er seinen Mustern, sie nicht nachgeahmt. Soviel er auch von ihnen gelernt, in dem, was er geschaffen, steckt ein ansehnlicher Kern, den er lediglich sich selber verdankt, der Fleisch von seinem Fleisch und Geist von seinem Geiste ist. Nicht den Ährenlesern haben wir ihn beizuzählen, sondern den Schnittern, nicht den Umgestaltern eines überlieferten Inhalts, sondern den Erfindern. Er hat Töne angeschlagen, die vor ihm von keiner Hand berührt worden. Weil er ein wirklicher Mehrer des musikalisch-dramatischen Ausdrucksvermögens gewesen, sehen wir auch um ihn eine stetig wachsende Gefolgschaft versammelt. Sehr wenige von den heutigen Theaterkomponisten sind von ihm gänzlich unbeeinflußt. Seinen deutlich erkennbaren Stempel tragen eine Menge melodischer Züge, harmonischer Wendungen, instrumentaler Klänge, die jetzt zu dem regelmäßigen Betriebskapital der in der Welt der Lampen und Coulissen geschäftigen Tonkunst gehören. Die massenhafte Produktion des jüngsten Italiens ist ihm kaum minder verschuldet als dem landsmännischen Großmeister, dem greisen, noch immer so rührigen Verdi.

Wo es sich um Opern neueren oder neuesten Datums handelt, da gilt gewöhnlich ihrem Verhältnis zu Wagner die erste Frage. Wer, wie Gounod, im „Don Juan" das höchste Gebilde der ganzen Gattung erblickt, der konnte nur geringe Fühlung mit Wagners Gesamtkunstwerk haben. In der That gemahnt bei ihm an dieses so gut wie nichts. Selbst wenn er ja einmal geneigt gewesen wäre, die vom Dichterkomponisten eingeschlagenen Bahnen zu verfolgen — das Gegenteil ist, wie mich bedünkt, der Fall —, seine künstlerische Einsicht hätte ihn davor nachdrücklich warnen müssen. Ist es doch ein gar mißlich Ding, beim Bayreuther Meister Schulden machen zu wollen. Die von ihm aufgehäuften Schätze sind nicht minder streng behütet als der Nibelungenhort durch den grimmen Fafner. Einzig an die Hand, die ihn gefertigt, paßt der Wunderring, der ihr die Welt des Tondramas zu eigen gegeben. Einzelne harmonische und instrumentale Gestaltungen kann man den Wagnerschen Partituren entlehnen, aber das in ihnen zum Ausdruck gelangte musikalisch-dramatische Ideal ist viel zu individuell, um nachgeahmt, geschweige, wie einst der in der neapolitanischen Schule ausgebildete Bühnengesang, handliches Gemeingut aller an der Pflege der Oper werkthätig beteiligten Völker zu werden.

Felicien Charles Gounod kam am 17. Juni 1818 als Sohn eines angesehenen Pariser Kupferstechers zur Welt. Den Vater, der sich in bereits vorgeschrittenen Jahren vermählt, da oft andere schon Enkel auf den Knien schaukeln, verlor er in früher Jugend. Unter der Aufsicht der Mutter, einer trefflichen Frau von vielseitiger Bildung, wuchs der Knabe heran. Er erhielt von ihr, die auch eine gute Klavierspielerin war, den ersten musikalischen Unterricht. Wenn das

Kind der Vater des Mannes ist, von folgenreichster Bedeutung für das ganze Leben die Eindrücke sind, die in die bildsame, junge Seele fallen, die Luft, die sie atmet, die Nahrung, die sie empfängt, so hat sicherlich die von weiblichen Händen geleitete Erziehung ihren Teil beigetragen zur Förderung der dem Wesen unseres Künstlers eigenen überzarten Empfindsamkeit.

Während seiner Gymnasialzeit gehörte jede freie Stunde dem Verkehr mit den geliebten Tasten. Je mehr er Herrschaft über sie erlangte, um so lauter, verlockender, unwiderstehlicher mahnten sie ihn, keinen anderen Beruf zu erwählen als den des Musikers. Er ließ sich, sechzehn Jahre alt, in das Konservatorium aufnehmen, machte die von Halévy, Lesueur und Paer geleiteten Klassen des Kontrapunktes und der Komposition durch, errang 1837 den zweiten, 1839 den ersten Preis, le grand prix de Rome, so genannt, weil er den seiner Gewürdigten die Mittel zu einem längeren Aufenthalt in der ewigen Stadt gewährt. Nach ihr, wo der Vater vor fünfzig Jahren als junger lernbegieriger Maler geweilt, begab sich nun Gounod, um dort seine künstlerische Erziehung zu vollenden.

Nichts von allem, was sich seinem schönheitsdurstigen Auge und Ohr dargeboten, machte auf ihn so tiefen Eindruck wie die Gesänge Palestrinas. Ihr rechtes Verständnis, der ganze ihnen innewohnende Zauber erschließt sich nur dem, welcher diesen wunderbar erhabenen, wie mit Engelzungen redenden, vom Abglanz der jenseitigen Herrlichkeit, der lux perpetua des Requiemtextes gleich einem Heiligenschein umstrahlten Gebilden an ihrer Quelle lauscht. Einzig hier, im gewaltigen Rahmen der Peterskirche, verklärt durch den akustischen genius loci, mit der phantastischen Pracht der römischen Liturgie untrennbar verschlungen, ausgeführt durch die an der Hand einer unverbrüchlichen Überlieferung für den Vortrag geschulte päpstliche Kapelle, üben sie ihre volle Wirkung. Das fromme, schwärmerische Gemüt des Jünglings glaubte, eine himmlische Botschaft zu vernehmen. Er wollte fortan bloß erbauliche Musik schreiben und brachte ein Requiem, die Frucht solchen Entschlusses, auf der Heimreise 1843 in Wien zu Gehör. In Berlin wurde von ihm die Mendelssohnsche Familie aufgesucht. Er äußerte bei dem Anlaß, daß ihn der Plan zu einem Oratorium „Judith" beschäftigte.

Eine Zeit lang trug er sich mit dem Gedanken, den Freuden der Welt völlig zu entsagen, legte geistliche Kleidung an und hieß seitdem der „Abbé Gounod". Die Pariser Gazette musicale meldete den 15. Februar 1846, er hätte die priesterlichen Weihen empfangen. Dem war nicht so, allein mehrere Jahre hindurch verhielt er sich ganz still. Da kam plötzlich aus London die überraschende Kunde, er sei dort, dank einem in St. Martinshall veranstalteten Konzert, das lauter treffliche Sachen von ihm dargeboten, der Held des Tages. Die französische Hauptstadt erinnerte sich nun des preisgekrönten Zöglings ihres Konservatoriums, und er wurde der großen Ehre teilhaftig, die streng bewachte Schwelle der großen Oper überschreiten zu dürfen. Man beauftragte ihn mit der Komposition eines dreiaktigen Werkes, dessen Textbuch kein Geringerer als Emile Augier verfaßt hatte. „Sappho" erblickte 1851 das Lampenlicht, erlangte nur einen Achtungserfolg und verschwand bald wieder von der Bühne. Ich habe 1867 zu Baden-Baden im Gartensaal der dem Komponisten eng befreundeten Pauline Viardot-Garcia aus ihrem Munde die Schlußscene gehört und von diesem in trostloses Weh getauchten und doch entsagungsvoll gefaßten Schwanenlied eines gebrochenen Herzens einen unvergeßlichen Eindruck empfangen. Wie viel davon auf Rechnung des meisterhaften Vortrags, des herrlichen mondbeglänzten Frühlingsabends, des bestrickenden Reizes der unmittelbaren Umgebung gekommen, vermag ich freilich jetzt nicht mehr zu sagen. Ja, sie stand leibhaft vor meiner Seele, die jungfräuliche Lesbierin, der kein Lorbeer das heißersehnte Liebesglück ersetzen konnte, auf dem leukadischen Felsen hoch über dem erkorenen Wellengrabe, das ernste strenge Haupt stolz emporgerichtet, in wenigen Augenblicken noch einmal, zum letztenmal ihre ganze Vergangenheit in der Erinnerung durchlebend.

Auf „Sappho" folgten 1852 Chöre zu der Ponsardschen Tragödie „Ulisse", 1854 eine fünfaktige Oper „Die blutende Nonne" —

ſchon der garſtige Titel (nomen est omen) läßt auf die Beſchaffenheit des der Reihe nach von Meyerbeer, Halévy, Berlioz zurückgewieſenen Librettos ſchließen —, 1858 „Der Arzt wider Willen", endlich 1859 der mit goldenen Buchſtaben in den Annalen der franzöſiſchen Oper verzeichnete „Fauſt". Er hat in Paris bis 1887 bereits fünfhundert Aufführungen erlebt, den um zehn Jahre älteren „Propheten" beträchtlich überholend. Ähnliche Erfolge waren ihm in Wien, wo er 1890 zum dreihundertſtenmal gegeben worden, und in Berlin beſchieden. Er machte die Runde um den ganzen Erdkreis, ging über ſämtliche Bühnen, die großen und die kleinen, allenthalben die Gunſt des Publikums wie der Darſteller ſich gewinnend. Um die vielbegehrte Partie der Margarete ſtritten ſich mit den Blumenfeen der Koloratur die lyriſchen Sängerinnen, ja, ſogar die dramatiſchen, und kein Tenoriſt, ob ihm Heldenblut in den Adern floß oder Milch und Honig von den Lippen quoll, mochte ſich die Titelrolle entgehen laſſen. Mit gutem Grund taufte man in Deutſchland das Werk auf den Namen der weiblichen Hauptgeſtalt, denn zumeiſt von ihr geht aus, was es an Duft und Farbe, an Glanz und Wärme aufweiſt.

Zwar nichts weniger als ein Muſter der Gattung, verrät doch das von Barbier und Carré verfaßte Textbuch die leichten, ſicheren Griffe geſchmeidiger Theatertechnik. So leidige Wandlungen auch der Stoff durch die Zurichtung für die franzöſiſche Geſangsbühne erfahren, haften geblieben iſt an ihm immer noch etwas von der unzerſtörbaren poetiſchen Glorie ſeiner Herkunft. Dem Librettiſten war es vor allem um die Liebesſcenen zu thun. Sie haben dieſelben nicht ohne Geſchick aus ihrem urſprünglichen Zuſammenhang gelöſt, freilich dabei manche edle Blüte geknickt, manche zarte Wurzelfaſer zerriſſen. Der deutſchen Dichtung unergründliche Gedankentiefe hat ihnen keinen Schwindel verurſacht, ſie kein Kopfbrechen gekoſtet. Mit raſchem, keckem Sprung ſetzt der erſte etwa eine Viertelſtunde währende Akt darüber hinweg, und die anderen vier tummeln ſich, der dürren Heide der Spekulation entronnen, auf grüner Weide. Vom Goetheſchen Helden hat der Doktor Fauſt der Oper kaum mehr als den Namen überkommen. Nicht nach höherer Erkenntnis trägt er Verlangen, ſondern einzig nach den Freuden der entſchwundenen Jugend, nicht nach Geiſteskraft und Mund, ſondern nach roten, ſchwellenden Lippen. Ungleich beſſer erging es dem Gretchen, das doch noch durch manchen traulich zu unſerem Herzen ſprechenden Zug an ſein holdes Urbild erinnert.

Die Phantaſie des Komponiſten hat ihre freundlichſten Gaben auf den zweiten und dritten Akt gehäuft. Gefällig reihen ſich in jenem die bunten, heiteren, im Chorwalzer gipfelnden Scenen aus dem Volksleben — und wo ihr's packt, da iſt's intereſſant — zum flotten, einheitlichen, aufs mannigfachſte bewegten Ganzen zuſammen. Der dramatiſche und muſikaliſche Aufbau erinnert an den dritten Akt der „Hugenotten". Hier wie dort ein ungemein farben- und geſtaltenreiches Straßenbild. Um ganz ähnliche Dinge handelt es ſich auch im Eingang der „Mignon" und der „Carmen", aber der Rahmen iſt doch ein weit engerer. Welch ausdrucksvolle Gebärden der Tonſprache bei der erſten Begegnung der Liebenden! Fauſts zärtlich werbende Anrede, die mädchenhaft beklommene Erwiderung, dazu die Begleitung mit ihrem in Achteln pulſierenden, wenn ich mich recht erinnere, D der Violinen, dem verräteriſchen Klopfen der beiden ſtürmiſch erregten Herzen — alles das iſt echte, feinſinnigſte Seelenmalerei.

Der in Gretchens Haus und Garten ſich abſpielende dritte Akt bildet den eigentlichen Kern des Werkes. Wie ſehr heimelt uns da nicht gleich der König in Thule mit ſeinem ſo glücklich getroffenen deutſchen Balladenton an. Die einfachſten Mittel genügten dem Komponiſten, den Stimmungsgehalt der Situation aufs überzeugendſte wiederzugeben. Nicht bei dem Liede ſind die Gedanken der Spinnerin, ſondern bei dem ſie noch ganz erfüllenden Erlebnis auf dem Kirchgang. Während ſie jenes zur gewohnten Beſchäftigung achtlos vor ſich hinſingt, klingt dieſes in dem hellen Jubel der die altersgraue Ballade wieder und wieder unterbrechenden Recitative nach. Nur einer, der in die innerſten Tiefen des weiblichen Gemütes geſchaut, konnte aus ihnen eine ſolche Perle emporbringen. Ich ſtehe nicht an, zu behaupten,

daß hier Gounod Goethes würdiger Genosse gewesen. Es gilt das bis zu einem gewissen Maße auch von dem Quartett und dem Duett, in welchen ein ganzer Frühlingsflor holder melodischer Gebilde blüht und duftet. Zu quellendem Wohllaut, reinlich gegliedertem, formellem Gefüge, durchsichtiger Stimmführung gesellt sich lebensvolle, die Eigenart aller an den Vorgängen auf der Bühne Beteiligten wiederspiegelnde Mannigfaltigkeit der Charakteristik. Manches andere will uns dagegen gar nicht zusagen: so die sirupsüße As-dur-Kavatine: „Gegrüßet sei mir, heil'ge Schwelle" und der kokette Schmuckwalzer, in welchem der bunte Zierat den Sinn der Worte illustrierender instrumentaler Schilderein den Mangel jedes tieferen Gehaltes doch keineswegs aufwiegt.

Daß für das Werk die Gestalt Margaretes den Licht und Wärme ausstrahlenden Mittelpunkt bedeutet, wurde schon hervorgehoben. Fast alle hervorragenden Sängerinnen der letzten dreißig Jahre sind dem Schreiber dieser Zeilen als Trägerinnen der Rolle begegnet. Nie hat sie die Puder- und Schminktöpfe des Pariser Theaterwesens so weit hinter sich gelassen, nie so nahe herangereicht an das taufrische deutsche Urbild, als in Pauline Luccas genialer Darstellung. Viel Rühmliches ist von keiner der beiden männlichen Hauptfiguren zu sagen. Der singende Faust gebärdet sich kaum anders als die große Mehrzahl der auf der Opernbühne schmachtenden und girrenden Liebhaber. Schon allein der Umstand, daß ihm nicht die männlich reife Bariton-, sondern die das Jünglingsalter musikalisch symbolisierende Tenorstimme — von Rechts wegen gebührte sie dem in die Mezzosopranlage verwiesenen Siebel — in den Mund gelegt worden, mußte ihn seiner poetischen Heimat völlig entrücken. Der ihm fast ausschließlich gewidmete erste Akt ist von allen fünf der bei weitem schwächste. So wenig wie in Meyerbeers Bertrand steckt in Gounods Mephistopheles etwas von echter Teufelei. Weder im Lied von der diabolischen Macht des Goldes und im Ständchen, noch sonst irgendwo bringt er es über einige skurrile Fratzen hinaus. Die französische wie die italienische Oper hat nun einmal keine Töne für das Dämonische.

Paris ließ sich Zeit, bevor es den „Faust" in die Zahl seiner erklärten Günstlinge aufnahm. Er wurde, wie Eduard Hanslick berichtet, sehr kühl aufgenommen, als er im Théâtre Lyrique zum erstenmal erschien. Sein Schicksal blieb noch während der ersten dreißig Vorstellungen unentschieden. Beinahe die gesamte Pariser Presse verhielt sich ablehnend, und ihr musikalisches Oberhaupt, Scudo, erklärte, es sei außer einem Chor und einem Walzer absolut nichts in der ganzen Oper. Während der Proben drängte man Gounod unablässig zu Kürzungen; ja, noch in der Generalprobe wurde er beschworen, das Liebesduett am Schluß des dritten Aktes wegzulassen, da es die ganze Wirkung der vorangehenden Gartenscene ruinieren müsse. Unter solchen Umständen mochte keine der großen Musikfirmen die Partitur erwerben. Endlich fand der Komponist einen jungen, unternehmenden Verleger, Choudens, welcher das Geschäft wagte. Für 8000 Franken kaufte er „Faust" und legte damit den sicheren Grund zu dem gegenwärtigen Wohlstand der Firma. Erst zwei Jahre nach der Premiere konnte man den Erfolg des Werkes und den Ruhm seines Autors als feststehend anerkennen.

Das deutsche Publikum schenkte dem „Faust" gleich seine volle Gunst. Nicht nur seine Vertrautheit mit der Handlung kam dem Eindruck zu statten, es fühlte sich auch freundlich angesprochen durch so manchen gemütvollen Zug der Musik, durch den heimatlichen Hauch, den es in ihr verspürte. Desto ungnädiger bewies sich ein großer Teil der Tagespresse. Daß zwei findige Pariser Librettisten in der deutschen Dichtung einen dankbaren Opernstoff ausgewittert, daß ein hochbegabter französischer Komponist dazu seine besten Töne gegeben, es sollte nichts Geringeres bedeuten als einen tempelräuberischen Einbruch in das Allerheiligste unserer nationalen Poesie. Wagner bezeichnete die bei uns dem Werke bereitete Aufnahme als die ärgste „Niederträchtigkeit". Es war noch gar nicht lange her, daß von der Nordsee bis zu den Alpen, vom Pregel bis zur Mosel die Losung geklungen: sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein. Wenn nun die drüben, statt nach deutschen Flüssen und Provinzen, nach den Schätzen unserer

Litteratur gelüstete, lag denn hierin irgend ein Anlaß zu patriotischer Entrüstung? Im Reiche des Geistes gilt unbeschränkte Freizügigkeit. Grenzpfähle und Schlagbäume giebt es da weder zwischen den einzelnen Künsten, noch zwischen den verschiedenen Ländern; je reger das gegenseitige Gewähren und Empfangen, um so besser. So oft der Inhalt gesprochener Dramen für die Gesangsbühne, zumal für die anderer Völker, in Anspruch genommen wird, vollzieht sich freilich solche Seelenwanderung kaum ohne wesentliche Einbußen und fremdartige Zuthaten. Wahrlich: nicht sich an Goethe zu vergreifen gedachte Gounod, sondern ihm mit dem Aufgebot seines gesamten künstlerischen Wollens und Könnens eine Huldigung darzubringen. Beaumarchais' „Figaro" hat gewiß von seinem schneidigen Witz, seinem geistigen Sprühfeuer gar viel preisgeben müssen, während Mozart von ihm Besitz ergriff, allein den Franzosen ist nie beigekommen, sich deshalb zu erhitzen, von schnöder Vergewaltigung eines ihrer Lieblinge zu reden.

Doch genug von diesen Dingen, nachdem jetzt der ganze Lärm schon längst verstummt ist, sich auch nicht wiederholt hat, als Thomas nach der Mignon, Massenet nach Werthers Lotte die Hand ausgestreckt. Solange es eine Oper gegeben, hat sie sich wieder und wieder an der reichbesetzten Tafel der Schwesterkunst zu Gaste geladen. Sie suchte zuerst fast ausschließlich die uns vom Altertum überlieferten Dichtungen heim, dann immer häufiger auch moderne, die keiner Zeit und keines Volkes außer acht lassend. Was sie am meisten begehrte, das waren holde Frauengestalten, fähig, von dem ihr innewohnenden Ausdrucksvermögen ergriffen und gedeutet zu werden. Hierauf weist schon der äußerliche Umstand hin, daß die große Mehrzahl der Opern auf die Namen ihrer Heldinnen getauft wurden. Man darf sicherlich die Liebe als den Herzschlag, ihr ewig O und Ach als das vornehmste Leitmotiv des gesungenen Dramas bezeichnen. Im Verhältnis der Geschlechter zueinander ist nun aber das weibliche der einflußreichere Faktor. Wesentlich von diesem empfängt jenes den seelischen Gehalt und damit zugleich seine ethische und ästhetische Weihe. Unser deutsches „die Liebe" ist darum unendlich sinngemäßer als das Maskulinum bei den Romanen. Eine rein musikalische Rücksicht kommt hinzu, die bevorzugte Stellung der Frau innerhalb der Oper zu rechtfertigen. Ist doch vermöge ihrer mit der eigentlichen Heimat der Melodie sich deckenden Tonlage wie dank ihrer außerordentlichen Bild-, Bieg-, Schmiegsamkeit die weibliche Stimme geborene Königin im Reiche des Gesanges.

Seit jeher haben deshalb die dramatischen Komponisten ihre älteren und klügeren Brüder in Apoll, die Poeten, um ihnen zusagende Frauencharaktere angegangen. Zwei vor allen übrigen sind es aber gewesen, die solchem Verlangen aufs willfährigste entsprachen: Shakespeare und Goethe. Julia, Desdemona, Viola, Ophelia, erscheinen sie nicht wie aus reinstem Wohllaut geformt, mutet uns ihr gesamtes Denken, Empfinden, Wollen nicht an wie süße Musik? Und das Nämliche gilt von des anderen Gretchen, Klärchen, Mignon. Unwiderstehlich hat ihr „Meine Ruh ist hin", ihr „Freudvoll und leidvoll", ihr „Kennst du das Land" die Tonsprache herbeigelockt, damit sie die ganze Fülle der in den Worten schlummernden Melodie erweckte, ihren in ihnen verborgenen — um mit Herder zu reden — „dunklen Gang" aufdeckte. Das haben denn auch, zahlloser anderer zu geschweigen, Schubert und Beethoven aufs herrlichste ins Werk gesetzt.

Wie durch Mozarts „Don Juan" die Phantasie der Poeten, so ist durch Goethes „Faust" die der Musiker mannigfaltig angeregt und befruchtet worden. Der Dichter selber hat erklärt, daß seinem Werke ein opernhafter Zug im Blute läge, nach Eckermanns Zeugnis den Wunsch geäußert, es möchte einen Komponisten finden. „Mozart hätte den Faust komponieren müssen. Meyerbeer wäre vielleicht dazu fähig, allein der wird sich wohl auf so etwas gar nicht einlassen; er ist zu sehr mit italienischen Opern verflochten."

Die erste Faustoper ist schon 1798 in Hannover über die Bretter gegangen. Sie rührte von Ignatz Walter her, dessen Librettist, Heinrich Schmieder, außer allerlei anderen Quellen auch das einige Jahre früher veröffentlichte, zunächst vom großen Publikum

wenig beachtete Fragment der Goetheschen Dichtung benutzt hat. Spohrs gleichnamige Oper steht mit jener kaum in Zusammenhang, dafür wurde sie, die nach Sang und Klang dürstet, zu wiederholten Malen — es sei hier nur an den über sie vom Fürsten Radziwill, wie von Lindpaintner ausgebreiteten Schmuck der Töne erinnert — Gegenstand melodramatischer Behandlung. Schumann hat sich ihr immer aufs neue zugewandt, aus beiden Teilen eine Anzahl von Scenen, unter anderen den ganzen Epilog in Musik gesetzt. Bevor Gounod den Stoff ergriff, begegnet uns schon in Hektor Berlioz auch ein Franzose in der Reihe der Faust-Komponisten.

Das Genie unterscheidet sich vom Talent durch den höheren Wert und die reichere Fülle der Gaben. Während jenes, gleich unserer gütigen Allmutter Natur aus unversieglichem Vorrat spendend, Bestes auf Bestes häuft, geschieht es nicht selten, daß dieses den Inbegriff seines Wesens in einem Werke erschöpft, zu welchem dann die früheren wie die verheißenden Vorboten, die späteren wie schwächere Nachklänge und Wiederholungen sich verhalten. Beispiele sind auf der einen Seite Glucks fünf klassische Opern, das Siebengestirn der Mozartschen, die drei Weberschen; auf der anderen Spontinis „Vestalin", Bellinis „Norma", Meyerbeers „Hugenotten", Lortzings „Zar und Zimmermann".

Gounods „Faust" gehört ebenfalls hierher, auch er überragt beträchtlich alle seine Geschwister, die älteren und die jüngeren. Es folgten 1861 „Philemon und Baucis", 1862 „Die Königin von Saba", die diesseit der Vogesen nur in Darmstadt sich hat blicken lassen, 1864 „Mireille", deren Bekanntschaft zu machen ich 1876 in Wien die Gelegenheit gehabt. Recht gemütvolle Töne bringt die Musik zu der in der Handlung sich abspielenden einfachen provençalischen Dorfgeschichte. Eingeströmt ist die Herzenswärme des Komponisten vor allem wieder in die weibliche Hauptgestalt. Namentlich der erste Akt enthält gar viel des Innigen und Sinnigen, kleine zierliche Sächelchen, zu zart und anspruchslos, zu wenig gesalzen und gepfeffert, um dem nach stärkeren Reizmitteln begierigen großen Publikum sonderlich zu behagen, aber leckere Bissen für die Feinschmecker. Als überaus anmutiges Genrebild steht vor meiner Erinnerung die Scene mit den in den Maulbeerpflanzungen geschäftigen Mädchen. Die Titelrolle war durch Adelina Patti aufs liebenswürdigste vertreten. Auch Meyerbeers „Dinorah" bewegt sich wie „Mireille" in den eng gezogenen Kreisen ländlicher Idylle, und ein Vergleich zwischen den beiden liegt darum nah. Ich trage aber kein Bedenken, in Rücksicht auf überzeugende Echtheit, glaubwürdige Natürlichkeit des Ausdrucks der letzteren bei weitem den Vorzug zu geben.

„Romeo und Julie", 1867 zum erstenmal vor dem Pariser Publikum erschienen, wird von diesem kaum minder hoch gehalten als „Faust". Das Werk ist denn auch über fast alle deutschen Bühnen gegangen, aber seine Erfolge sind hier hinter denen des anderen erheblich zurückgeblieben. Unter den Opern, welche denselben Stoff — wie man hört, ist gegenwärtig mit ihm der greise und doch noch so rührige Verdi befaßt — bereits früher behandelt, ist die Bellinische die bekannteste. Wäre sie nicht schon hinüber gewesen in das Reich der Schatten, ihren dünnen Lebensfaden würde die Gounodsche sicherlich zerschnitten haben, denn, verglichen mit dem von jener gespendeten lauwarmen Zuckerwasser der Töne, dünkt uns, was diese enthält, feuriger Wein. Der Komponist ist von der Bedeutung der Aufgabe durchdrungen, neigt sich ehrfürchtig vor der Majestät des britischen Dichters, dessen Gebilde mit dem Aufgebot seines besten künstlerischen Wollens und Könnens liebevoll umfassend. Feinfühlige Vornehmheit der Empfindung geht mit gewiegtester Technik Hand in Hand. Die allenthalben quellende Melodie schmiegt sich dem Sinn der von ihr geleiteten und gedeuteten Worte nicht minder geschmeidig an als den Singstimmen. Dazu durchsichtige Klarheit, wohlgemute Natürlichkeit des immer gewählten, nie gequälten harmonischen Gefüges, endlich eine Verwendung des Orchesters, gleich weit entfernt von Kargheit wie von Überladung, trefflich bewandert in den Künsten der Zeichnung und der Farbengebung. Ein kleines Kabinettstück tonmalerischer Charakteristik ist die Arie, in der Pater Lorenzo die Wirkung des

Schlaftrunks ſchildert: wie bleiſchwere Müdigkeit den Körper beſchleicht, das Blut immer langſamer durch die Adern fließt, die Pulſe ſtocken, nur noch tief verborgen im Herzen ganz leiſe das Lebensflämmlein glimmt und zittert.

Fürwahr, man kann kaum zuviel des Guten der Partitur nachſagen, und dennoch, ſo zahlreichen Aufführungen von „Romeo und Julie“ ich auch beigewohnt, einen ſieghaft packenden, voll und kräftig nachſchwingenden Eindruck habe ich aus keiner heimgenommen. Um der Gründe inne zu werden, bedarf es nicht langen Beſinnens. Wir müſſen hier auf einen der wirkſamſten Faktoren bei allem Genießen, auf den die Teilnahme immer von neuem anregenden Reiz des Wechſels, der Mannigfaltigkeit, der Gegenſätze verzichten. Gedacht wurde der bevorzugten Rolle, die ſeit jeher unter ſämtlichen von der Oper in Anſpruch genommenen Motiven der Liebe zugefallen iſt. Dieſe nimmt nun aber in „Romeo und Julie“ ſo breiten Raum ein, daß daneben kaum noch etwas anderes recht zu Worte kommt. Zu nicht weniger als vier Duetten giebt ſie den Anlaß, und trotz ſolches, der Empfänglichkeit des Hörers ſpottenden Übermaßes wird ihr Stimmungsgehalt nicht einmal ausgeſchöpft. Auch Wagners „Triſtan und Iſolde“ iſt nur ein langatmiger Zwiegeſang der Liebe, in welchem jedoch der Ausdruck die ganze Stufenleiter der Empfindung von ſehnſüchtigem, mühſam gebändigtem Langen und Bangen bis zum gewaltigen, alles verzehrenden Brande durchmißt. Gounods Tonſprache reicht nicht ſo weit, bloß gleichmäßige milde Wärme ſtrahlt ſie aus, die lodernde Glut der Leidenſchaft bleibt ihr verſagt.

Was man zuerſt in „Romeo und Julie“ zu hören bekommt, iſt ein vom Chor geſungener Prolog. Es hat mit ihm eine ähnliche Bewandtnis wie mit den Anrufungen der heiligen Jungfrau in der Ouverture zu Meyerbeers „Dinorah“, wie mit dem plötzlich das Vorſpiel zu Mascagnis „Sicilianiſcher Bauernehre“ unterbrechenden Liebesliedchen Turiddus. In allen dieſen Fällen ſoll dem Hörer ſchon vor dem Beginn der Handlung deren Milieu vergegenwärtigt werden, alſo bei Gounod das in zwei feindliche Lager geteilte, vom blutigen Hader der Parteien erfüllte Verona. Aber die Oper ſelbſt bleibt uns jede bedeutſamere Charakteriſtik ihres Schauplatzes, der ihn kennzeichnenden örtlichen und zeitlichen Bedingungen ſchuldig. Um dem gerecht zu werden, iſt der Komponiſt viel zu ausſchließlich beſchäftigt mit den Angelegenheiten der beiden Herzen, die einander gefunden, ungeachtet der zwiſchen ihnen aufgeriſſenen breiten Kluft. Wie eindringlich wirkt nicht der zweite Akt des „Fauſt“ mit ſeinen, die Geſtalten des Liebespaares ſo ſtimmungsvoll umrahmenden, aufs mannigfachſte bewegten Volksgruppen! Das jüngere Werk enthält nichts dergleichen. Überhaupt zeigt ſich in ihm die Erfindung minder friſch, willig, freigebig. Gar manches unter ſeinen melodiſchen Blümlein iſt Gewächs aus Gretchens Hausgarten.

Et l'on revient toujours à ses premières amours, heißt es in einer alten Chanſonette. Zu ſeiner geliebten religiöſen Muſik, deren Herrlichkeit die Bruſt des Jünglings begeiſtert, der er gänzlich ſich zu widmen vorgehabt, iſt Gounod am Abend ſeines Lebens zurückgekehrt. Er hat noch drei wenig erfreuliche Opern vollendet: „Cinq Mars“, „Polieucte“ und den „Tribut von Zamora“, eine „Franceſca von Rimini“ geplant, ſich auch mit Gedanken an „Abälard und Heloiſe“ getragen. „Polieucte“ — ihm liegt Corneilles gleichnamige Tragödie zu Grunde, die ſchon den Stoff geliefert zu Donizettis „Poliuto“ oder „Les Martyrs“, wie die für Paris nachträglich vorgenommene Umarbeitung ſich nennt — ſteht bereits auf dem Grenzgebiet zwiſchen der Bühne und dem Oratorium. „Die Auferſtehung“ und „Mors et vita“ bekennen ſich zu der letzteren Gattung. Von irgend welchem Segen der Phantaſie iſt in dieſen beiden Werken ebenſowenig zu gewahren wie von kunſtreicherem Satze. Mit der Polyphonie, der eigentlichen Lebensquelle alles den jenſeitigen Dingen zugewandten Tonweſens, haben ſie nichts zu ſchaffen. Daß ſie dennoch hier und da zur Aufführung gelangt ſind, verdanken ſie lediglich dem klangvollen Namen, der ihnen das Geleit gegeben. Der letzte Lebensabſchnitt weiſt auch eine Anzahl Kirchenkompoſitionen in des Wortes engſtem Sinne auf: Meſſen, Requiems und anderes derart.

Gounod iſt den 18. Oktober 1892 aus

der Welt geſchieden. Sein Ende war ein beneidenswertes, raſch und ſchmerzlos, ein ſtilles, ſanftes Hinüberſchlummern in das Reich des ewigen Friedens. Unmittelbar bevor die Hand des Todes ſich nach ihm ausſtreckte, iſt er noch künſtleriſch geſchäftig geweſen. Er hatte ſeiner Gewohnheit gemäß, vom Sohn begleitet, Sonntag den 15. Oktober dem Gottesdienſt in der Kirche von Saint Cloud beigewohnt und dann den ihm befreundeten jungen Organiſten, ebenfalls einen preisgekrönten Zögling des Pariſer Konſervatoriums, mit heim zu Tiſch genommen. Nach beendeter Mahlzeit vertieften ſich die beiden Muſiker in das Manuſkript eines Gounodſchen Requiems, deſſen Klavierauszug der jüngere anfertigen ſollte. Dieſer begleitete, während der andere und deſſen Tochter dazu ſangen. Gounod zündete darauf ſeine Pfeife an, begann die alltägliche Dominopartie mit der Gattin, erhob ſich aber noch einmal, um in der auf dem Flügel liegen gebliebenen Partitur etwas nachzuſehen. In dem Augenblick traf ihn ein Gehirnſchlag, welchem er drei Tage ſpäter erlag, ohne das Bewußtſein wieder erlangt zu haben.

Die Gounod perſönlich näher geſtanden, rühmen einhellig die Güte und Lauterkeit ſeines Charakters, die große Liebenswürdigkeit ſeines ebenſo geiſt- wie gemütvollen, gleich mitteilſamen und empfänglichen Weſens. Den ihm eigenen ſchwärmeriſchen Grundzug verriet der milde Glanz des Auges, der warme Klang der Stimme. Alles in allem: ein edler Menſch, ein echter Künſtler, deſſen geſamtes Dichten und Trachten auf die Verwirklichung der Ideale gerichtet geweſen, die er im Kopf und im Herzen getragen. Der weitaus hervorragendſte Komponiſt des heutigen Frankreichs iſt mit ihm in die Gruft geſunken.

Wenn die Pariſer Tagespreſſe Lorbeeren ohne Maß auf ſein Haupt gehäuft, ihn den erſten Meiſtern aller Zeiten zugezählt hat, ſo werden wir gewiß nicht ſolcher Überſchwenglichkeit beipflichten, wohl aber dafür halten, daß einem Volke immerhin beſſer anſteht, zu viel denn zu wenig der Ehren ſeinen erlauchten Söhnen zu bezeigen.

Das Strandhotel in Saßnitz.

# Sommerbilder von der Inſel Rügen.

Von

**Rudolf von Gottſchall.**

„Der Hohenzollern, der Hohenzollern!“ ertönte es unter den Hunderten, die ſich im Sommer vorigen Jahres eines Tages am Strande des Seebades Saßnitz auf der Landungsbrücke der Dampfpinaſſen, auf dem ſchmalen Spaziergang entlang den Uferfelſen verſammelt hatten.

Und in der That zeigte ſich in der Ferne die maſſige und doch elegante kaiſerliche Jacht mit ihren etwas rückwärts geneigten Maſten und Schloten — und die kaiſerliche Standarte auf dem mittleren Maſt verkündete, daß der Kaiſer ſelbſt an Bord des Schiffes ſei.

Die Kanonen donnerten von den beiden Kriegsſchulſchiffen „Moltke“ und „Nixe“, die ſchon lange Zeit auf der Reede vor Anker lagen; der Aviſodampfer, der „Blitz“, welcher dem „Hohenzollern“ ſchon vorausgeeilt war, hatte der Küſte näher ſeine Stelle gefunden.

Es ſah ſehr kriegeriſch bewegt aus auf der friedlichen Meerflut vor dem Rügenſchen Seebade — und die Saßnitzer Schiffer und Fiſcher, die kecken Nomaden der Oſtſee, hatten kaum Segelboote genug zur Hand, um die Badegäſte in die Nähe des Kaiſerſchiffes bringen zu können, welches bald von zahlloſen weißgeflügelten Seglern umgeben war. Da erfreuten ſich die Beſchauer an dem pompöſen Eindruck des mächtigen Schiffes, deſſen Maſchinen ja mehr als 20000 Pferdekräfte entwickeln, deſſen ſchöngeſchweifter Vorderſteven auf ſeinem Bug die goldene Kaiſerkrone trägt, und von deſſen innerer Einrichtung, der Täfelung der Wände, den Thüren und Treppen von weißem Ahorn- und Sykomorenholz, dem im weißen Grundton mit



Digitized by Google

Gold gehaltenen Speisesaal, ja Wunderdinge erzählt werden. Hoch, fast burgartig ragt die Kommandobrücke mit dem kaiserlichen Lugins-Meer über dem Promenadendeck empor.

Saßnitz von der Schwedenschanze aus gesehen.

Was die Neugierigen von diesem schwimmenden Schloß erblicken konnten, mußte sie für das entschädigen, was ihrer Schaulust entzogen war. War es doch in Saßnitz Mode, auf Segelbooten Ausflüge nach den Kriegsschulschiffen zu machen; besonders der „Moltke" war von Besuchern heimgesucht, die ohne jedes Hindernis an Bord des Schiffes gelangen, seine ganzen inneren Einrichtungen in Augenschein nehmen konnten und am meisten durch den Anblick überrascht wurden, wie, auf ein Kommando hin, die vierhundert Schüler und Kadetten von den Masten herniederregneten wie die Maikäfer von einem geschüttelten Baum.

Der „Hohenzollern" aber blieb unnahbar und lag wie ein angestauntes Meerwunder da, in der Ferne sich mit seinen energischen Umrissen am Horizont abzeichnend.

Freilich, den Kaiserbesuchen verdankt es Saßnitz, daß es ein Modebad geworden ist, welches jetzt unter den Ostseebädern einen hervorragenden Rang einnimmt. Im Jahre 1892 hat die Kaiserin wochenlang in einer Villa in Saßnitz gewohnt. Der jetzige Besuch hatte einen Ausflug nach der Stubbenkammer zum Zweck, welchen die höchsten Herrschaften zu Fuß auf dem nicht unbeschwerlichen, aber interessanten Fußweg unternahmen, der sie in zwei bis drei Stunden nach dem malerischen Juwel der Insel führte; zurück ging die Fahrt zu Wagen durch den Bergwald der Stubnitz, und einen Teil von Saßnitz durchwanderten dann der Kaiser und die Kaiserin unerkannt zu Fuß bis zur Landungsbrücke, wo sie in die Dampfpinasse stiegen, die sie zum „Hohenzollern" führte.

In der Nähe von Saßnitz hatte übrigens schon früher Prinz Friedrich Karl sich ein Heim gegründet in den bescheidenen schwedischen Blockhäusern, welche im Walde versteckt liegen und den Namen Uskahn führen. Hier hielten sich jetzt seine Enkel, die Söhne des Prinzen Leopold, auf.

Dies alles hat zum Aufschwung des alten Fischerdorfes wesentlich beigetragen. Noch sind die Hafenanlagen, an denen fortwährend gearbeitet wird, nicht vollendet; doch ist schon jetzt hier das Einlaufen und Anlanden der Schiffe bei jedem Wetter möglich, und allerlei Dampfer, Friedens- und Kriegsschiffe, darunter einige Torpedos und der Vermessungsdampfer „Nautilus", geben schon jetzt ein ungefähres Bild von der künftigen Bedeutung des neuen Ostseehafens. Saßnitz

Digitized by Google

ſelbſt iſt auch voll Werdeluſt; es iſt ein Durcheinander von Berg und Thal, von neuen und alten Häuſern, und man kann ſich mitten im Ort im Bergklettern üben, das hier und dort durch Treppen erleichtert, oder auch bisweilen durch ein ſehr holperiges Pflaſter erſchwert wird. Die neuen Villen liegen meiſt auf den Höhen, nur wenige an den oft ſteil zum Meere herab ſich ſenkenden alten Dorfſtraßen; ein Teil des Ortes iſt in eine tief eingeſchnittene Schlucht hineingebaut. Die terraſſenförmig, wenn auch in ſehr unregelmäßigen Terraſſen aufſteigende Ortſchaft gewährt indes vom Meer aus für die Fremden, die mit den Dampfern ankommen, einen ſehr maleriſchen Eindruck; denn die 1881 erbaute Kirche und die Stubnitzwaldung bilden über den anſteigenden Bauten einen auch in der Farbenſtimmung anmutenden Abſchluß.

Die Seebäder in Saßnitz ebenſo wie die Strandpromenaden haben eine andere Phyſiognomie als diejenige der mit bequemen breiten Sanddünen ausgeſtatteten Modebäder. Der Strand iſt ſehr felſig, der Uferweg ſchmal, eingeklemmt zwiſchen der Brandung und ſteil anſteigenden Uferhügeln oder hohen Ufermauern, welche dort ſeit der den Strand verheerenden Sturmflut von 1872 aufgebaut worden ſind. Zwiſchen dem Promenadenweg ſelbſt und dem Meere zieht ſich bisweilen ein ſchmaler Streifen Landes hin, welcher mit oft ſcharfen Steinen dicht beſäet iſt. Solche Spielplätze für Kinder, wie ſie die Dünen anderer Bäder bieten, fehlen hier gänzlich. Hier ſind nur für das Schuhwerk ſehr gefährliche, karg abgegrenzte Tummelplätze für die Kleinen, welche ſich meiſt damit ergötzen, die häßlichen Steine, auf denen ſie herumturnen müſſen, ins Meer zu werfen. Daneben ſitzt auf einem größeren oder kleineren Steinblock irgend eine engliſche oder hinterpommerſche Miß, welche entweder die Kleinen überwacht oder über das Meer, welches in wechſelndem Farbenſpiel, je nach der Beleuchtung durch den Himmel und die Wolken ſchimmert, ihre ſchwärmeriſchen Blicke gleiten läßt. Auch die Seebäder haben ſteinigen, nicht ſandigen Untergrund, obſchon er für die Bequemlichkeit der Badegäſte zurechtgemacht iſt.

Der ſchmale Strand in Saßnitz ſelbſt iſt das Rendezvous der Badegäſte; hier begegnen ſich die Herren, welche links vom Herrenbade, und die Damen, welche rechts von ihrem Bade kommen, in den Vormittagsſtunden; und dazu die Menge, welche durch die einzige Verkehrsader, die ſchmale, mit Verkaufsbuden beſetzte Dorfſtraße, zum Strande hinabſtrömt. Es iſt dort oft ein großes Gedränge, beſonders am Abend, wenn die Kurkapelle in der Muſikhalle am Strandhotel konzertiert. Dies Hotel ſelbſt mit ſeinen hoch anſteigenden Vortreppen, die an der Seite mehrfache mit Tiſchen und Stühlen beſetzte Ausſichtsplätze bieten, mit ſeiner großen Glasveranda und ſeinen auch im Inneren auf- und abkletternden Treppen

Das Herrenbad in Saßnitz.

iſt zwar ein wenig engbrüſtig; aber es beherrſcht doch die Situation wie kein anderes, und man kann ſich hier an den verſchiedenſten See- und Strandbildern erfreuen. Da iſt zuerſt rechts das Gebäude, in welchem warme Seebäder bereitet werden für die vorſichtigen Neulinge, welche erſt in voller Gemütsruhe die Bekanntſchaft mit dem Seewaſſer machen wollen, das ſich hier durch eine behagliche Temperatur bei ihnen einzuſchmeicheln ſucht, oder für die Schwachen und Kranken, für welche das Seebad eine zu große Aufregung bietet oder üble Folgen in Ausſicht ſtellt. Mit dieſem Warmbad iſt der allen Kurgäſten offenſtehende Leſeſaal vereinigt, zu dem ein ſehr ſchmaler, nach dem Meer hin offener Gang führt; in der Regel muß man ſich hier zwiſchen den Stühlen einiger Zeitungsleſer und Zeitungsleſerinnen mühſelig durchdrängen. Man findet im Leſezimmer beſonders Berliner und Hamburger Blätter.

Die Wiſſower Klinken.

Weniger ſeitab vom Hotel liegt die Landungsbrücke, an welcher früher die Dampfer anlegten, während jetzt hier nur die Ruder- und Dampfboote, beſonders von den Kriegsſchiffen, landen. Dieſe Brücke iſt in der Regel übervölkert mit Schauluſtigen, welche hier am bequemſten, von einem vorgeſchobenen Poſten aus, die Schiffe kommen und abfahren ſehen und ſich beſonders erfreuen, wenn ein Boot mit jetzigen oder künftigen Teerjacken im harmoniſchen Takt der Ruder herankommt und auf das Kommando des Offiziers dieſer Rudertakt jäh und plötzlich abbricht. Da ſteigen ſie zur Brücke empor, um Säcke mit Proviant einzunehmen; ein

anderes Mal ſind es fröhliche Urlauber, die eine Zeit lang am Lande luſtwandeln dürfen. Die Uniform der Marineoffiziere ſelbſt ſpielt dabei keine geringe Rolle. Die Landungsbrücke iſt auch ein Rendezvousplatz für Bekannte, ſelbſt für Liebende, denn der kleine Cupido treibt auch hier ſein Weſen.

Stubbenkammer vom Strand aus geſehen.

Unten am Strandhotel ſitzen die Eigentümer der am Ufer ſich ſchaukelnden Segelboote und blicken, mit dem norddeutſchen Phlegma ihre Pfeife rauchend, behaglich auf die See hinaus, bis vorübergehende Badegäſte die Neigung zeigen, ſich ihres Bootes zu bedienen. Sonſt bewahren dieſe Schiffer und Fiſcher den Gleichmut eines neapolitaniſchen Lazzarone; denn nur ſelten werden ſie aus ihrer Gemütsruhe durch unerwartete Ereigniſſe aufgeſtört. Ein ſolches war es allerdings, als zwei unternehmungsluſtige junge Damen ſich eines Ruderbootes bemächtigten und allein die halbſtündige Seefahrt nach dem Kriegsſchulſchiff „Moltke“

Digitized by Google

unternahmen. Das gab denn doch Veranlassung zur Debatte und zu kritischen Glossen, bei denen sogar die Pfeife aus dem Munde der Seemänner herausgenommen wurde. Man fand diese Ruderfahrt etwas verwegen; das Meer war zwar still und glatt, doch konnte sich plötzlich ein starker Wind erheben, welcher die Weiterfahrt hinderte, oder die jungen Damen ließen aus Ermüdung die Ruder sinken. Der Besitzer des Bootes verlor indes dasselbe nicht aus den Augen, da er auch die Verantwortung für alles hat, was mit demselben vorgenommen wird. Das Boot gelangte glücklich zum „Moltke", zur Freude der gegenwärtigen und künftigen deutschen Kriegsmarine.

Folgt man dem etwas engen, bisweilen sich im Gebüsch verlierenden Promenadenweg, so bieten sich allerlei Genrebilder dem Auge dar. Noch vor dem Herrenbad steht unter überhängendem Gezweig eine Riesenbank, auf welcher die Saßnitzer Badegäste ihr Plauderstündchen abhalten. Da findet man alles im schönen Verein, bürgerlich und adelig, bürgerlich und romantisch, strickende und stickende Damen, alte Kriegsmänner, die von ihren Heldenthaten erzählen, junge Mädchen und junge Herren, die sich von der letzten Reunion unterhalten — und wer da des Weges kommt, wird einer kritischen Prüfung unterzogen, und die Damen im schönen Kranz sparen die geflüsterten Glossen nicht.

Weiterhin sieht man eine einsame Photographin, die ihr Atelier möglichst nahe an den Strand gerückt hat, um mit ihrem Taschenwerkzeug irgend einem Uferfelsen ein verwendbares Profil abzugewinnen. Und nicht allzu fern davon sitzt auf einem Stein, der für einen erratischen Block zu unbedeutend erscheint, irgend eine träumerische Schöne, welche wie Ibsens Ellida, die „Frau vom Meere", über die Wogenfläche sehnsüchtig in die Ferne schaut, ob der Fremde, der Rechte endlich kommen wird.

Fischerhütte und Königsstuhl.

Der Promenadenweg führt den Strand entlang bis zu den Wissower Klinken, der am meisten malerischen Felspartie in der Nähe von Saßnitz. Von den Wissower Klinken klimmt ein steiler Waldpfad mit Stufen in den Stubnitzwald empor nach der Waldhalle, einer im Schatten prächtiger Buchen gelegenen Restauration, zu welcher vom Badeorte aus die verschiedensten Wege durch den Wald führen, auch ein höherer Uferweg mit schönen Aussichtspunkten von der Höhe der schroffen Kreidefelsen, die jäh nach dem Promenadenwege abstürzen.

Überhaupt bieten die an Saßnitz grenzenden Buchenwälder zahlreiche Stellen, von denen sich mannigfache Fernblicke erschließen: die Schwedenschanze, den Schloßberg, den Fahrnberg, an dessen Fuß das vornehmste Hotel von Saßnitz, das Hotel Fahrnberg, mit seinen Logierhäusern dicht am Wald-

Digitized by Google

Vorgebirge Arkona.

rande liegt. Hier ſieht man auch mehrere Kreideſchlemmereien, welche die Induſtrie dieſes gleichſam in die Kreideformation eingebetteten Seebades vertreten. Weiter nach Crampas zu findet ſich der Crampaſſer Berg, der Lenzberg und andere leicht erreichbare Höhen, von denen aus geſehen die See- und Landbilder in ſtets neuer Verſchiebung kaleidoſkopiſch wechſeln.

Crampas iſt das Schweſterbad von Saßnitz; die Villen beider Orte reichen ſich gleichſam die Hand; ja einige in Saßnitz ſelbſt gelegene Hotels gehören zu Crampas, welches ſeine vollſtändige Selbſtändigkeit bewahrt, ſeine eigene Gemeindeverwaltung, ſeine eigenen Herren- und Damenbäder beſitzt und mit Saßnitz nichts gemein hat als die Kurliſte. In Crampas fehlt das Badeleben von Saßnitz, und wer ein ſolches erſehnt, der muß an den Saßnitzer Strand hinüberwandern. Crampas, das im übrigen ſehr bequeme und ſchöne Wohnungen beſitzt, iſt für Freunde der ruhigen Idylle geſchaffen, die ſich behaglich fühlen, wenn ſie aus der Laube eines kleinen Gartens den Blick aufs Meer genießen oder, ſollte ihnen auch dieſes verſagt ſein, zwiſchen Blumen- und Gemüſebeeten mit kleinbürgerlicher Zufriedenheit ſpazieren gehen.

Von den äußerſten Häuſern von Crampas erreicht man in ungefähr zehn Minuten den Rieſenpark von Dwaſieden mit dem prächtigen Schloſſe des Herrn von Hanſemann, welches, aus franzöſiſchem Sandſtein und ſchwediſchem Granit in den Jahren 1873 bis 1876 erbaut, ſeine von Säulen getragene Vorderfront dem Meere zuwendet. In nächſter Umgebung des Schloſſes finden ſich ſchöne Gartenanlagen; der Park ſelbſt, in welchem man ſtundenlang umherwandern kann, iſt im Grunde nur eine von Promenadenwegen durchſchnittene Waldparzelle, aber es weht auch darin friſche Waldluft und nach dem Strande zu geht es bergauf, bergab, dort, wo der Nachtigallenweg an der Seite des Tribberbaches ans Meeresufer führt. Die Wege haben alle auf Tafeln verzeichnete Namen, doch braucht man einen Plan des Parkes, um ſich zurechtzufinden, beſonders um das große Hünengrab aufzuſuchen, in deſſen Nähe eine ſeltene Stechpalme wächſt.

Digitized by Google

Hünengräber sind überhaupt eine Specialität Rügens — im Parke von Dwasieden giebt es deren mehrere. Das Schloß selbst mit seinem nach der See offenen Vorplatz macht einen durchaus vornehmen Eindruck; man könnte den Vorsitzenden der Berliner Diskonto-Kommanditgesellschaft um dies schöne Besitztum beneiden, das gleichsam ein Annex zu seinem nahen Rittergute Lancken ist; aber welch ein köstlicher Annex!

Die Landungsbrücke in Binz.

Saßnitz verdankt seinen Aufschwung hauptsächlich seiner Lage und der Nähe der größten Naturmerkwürdigkeit Rügens — der Stubbenkammer. Durch Rügens prächtige Buchenwälder, welche mit denen der Ostküste Holsteins wetteifern können, führt der Fahrweg von Saßnitz nach jenem berühmtesten Uferfelsen der Ostsee. Diese Buchenwälder werden hier durchschnitten von kurzlebigen Waldbächen, die oft in wildverwachsenen Schluchten dem nahen Meere zuströmen; dann finden sich wieder viele Waldblößen. Der Fahrweg führt dicht vorüber an dem höchsten Punkte Rügens, dem bei der Försterei Hagen gelegenen Piekberg, dem aber leider ein Aussichtsturm fehlt. Auf einem kurzen Umweg gelangt man an den Herthasee, der ja auch zu den Berühmtheiten Rügens gehört. Man macht sich von diesem See eine ganz falsche Vorstellung; man glaubt nach all den sagenhaften Überlieferungen, die sich an denselben knüpfen, daß er

Binz mit Kurhaus.

düster im geheimnisvollen, undurchdringlichen Waldesdunkel liegt. Wir fanden, daß der See im Sonnenschein recht freundlich daliegt; man nähert sich ihm auf offenen Waldwegen;

ja in der Nähe iſt gerade eine größere Lichtung.

Th. v. Eckenbrecher 94

Am Strande in Binz.

Dieſem See, welcher früher auch Schwarzer See genannt wurde und mit Seeroſen und Mummelblättern bedeckt iſt, ward allmählich von der unerbittlichen Kritik jeder Nimbus entzogen, und was man in der Schule von ihm gelernt hat, das muß man wieder beizeiten vergeſſen. Da erfahren wir bei der Erklärung des Tacitus, daß auf einer Inſel die Göttin Nerthus, die Mutter Erde, verehrt wurde in einem heiligen Hain, wo ihr verdeckter Wagen ſtand. Dieſer von Kühen gezogene Wagen wurde allgemein verehrt, wenn er durchs Land dahinfuhr. Das war ein Zeichen des Friedens, und alle Schwerter mußten in der Scheide ruhen. Durch den Verkehr mit den Sterblichen war indes die Heilige befleckt worden; in einem geheimnisvollen See wurde der Wagen, die Kleider und auch die Göttin ſelbſt gebadet, und die Sklaven, die dabei behilflich waren, in dem Waſſer desſelben ertränkt. Man braucht aber bei dem Herthaſee, eigentlich nur einem großen Teich von zweihundert Schritt Länge, weder an die gebadete Göttin, noch an die ertränkten Sklaven zu denken; er iſt ganz unſchuldig an allem, was man ihm nachſagt; gelehrte Forſcher machen der Inſel Rügen ſogar die Ehre ſtreitig, von Tacitus gemeint worden zu ſein. Einige glauben, daß jene Inſel in der Nordſee gelegen ſei; andere bezeichnen Fehmarn oder gar Alſen als die meerumrauſchte Heimſtätte des Kultus der „Nerthus“. Dies iſt der urſprüngliche Name der Göttin, aus welchem ſich Hertha durch eine unrichtige Lesart gebildet haben ſoll. Unglückliche Hertha! Welch reizendes Bild hat man ſich von dieſer Friedensgöttin gemacht, und nun bleibt gar nichts von ihr übrig! Was ſoll man zu den anderen Sehenswürdigkeiten ſagen, die ihren Namen führen? Man geht achſelzuckend daran vorüber. Da iſt die Herthaburg, eine Erdum-

Digitized by Google

wallung mit 25 bis 30 Meter hohen Wänden, die einen ovalen Platz einſchließt — da ſoll der Tempel der Hertha geſtanden haben. Doch wir glauben den Ungläubigen, welche dieſe Umwallung für einen wendiſchen Burgwall halten. Und nun führt uns gar der

Welch ein Glück, daß wir in unſern Tagen
Sicher auf dem breiten Steine ſtehn,
Und daß unſre Tritte nicht mehr ſagen,
Wie viel Sünden wir begehn.

Die „Stubbenkammer“ iſt jedenfalls der ſchönſte Uferfelſen der Oſtſeegeſtade; es ſind

Ruhige See bei Binz.

Weg an einer ſchönen Buche vorüber, zu den beiden Opferſteinen, welche ebenfalls mit der Sage der Hertha in Verbindung gebracht werden und die uns an grauſige Menſchenopfer erinnern ſollen. Der eine Stein zeigt eine Rinne und unten eine Schale, in welche das Blut der Geopferten abfloß — dieſe Schale hat ein guter Rügener am Anfange des Jahrhunderts dort angebracht, damit die Fremden an dieſer unheimlichen Stätte beſſer das Gruſeln lernen. In dem zweiten Stein ſieht man bei einiger Phantaſie die Abdrücke eines größeren und kleineren Fußes; eine Prieſterin der Hertha, welche ſo keuſch ſein mußte wie irgend eine römiſche Veſtalin, hat hier ihr Gelübde gebrochen und mit einem Manne verkehrt — ſie wurde aber nicht lebendig begraben wie jene, ſondern geopfert — und wir ſehen mit ſchauderndem Gefühl ihr Blut die Opferrinne in den anderen Stein herabfließen. Der einſt gefeierte Dichter Rügens, Theobul Koſegarten, der Pfarrer von Altenkirchen, hat dieſe Sage poetiſch behandelt; aber zum Troſt ſeiner Pfarrkinder und der übrigen Welt, welche ſich durch das gräßliche Ereignis von ähnlichen Miſſethaten könnten abſchrecken laſſen, die menſchenfreundliche Strophe hinzugefügt:

eigentlich zwei durch eine Schlucht getrennte mächtige Kreidefelſen. Der Königsſtuhl ragt majeſtätiſch mit ſeiner ſchroffen, weit in die Ferne ſchimmernden Kreidewand empor: ſein Name ſoll davon herrühren, daß hier König Karl XII. ein Seegefecht ſeiner Schweden mit den Dänen 1715 beobachtete. Ein anderes Seegefecht, welches am 17. März 1864 zwiſchen preußiſchen und däniſchen Schiffen ſtattfand, konnte man von hier aus genau verfolgen; doch wie fremd ſind dieſe kriegeriſchen Erinnerungen dem Genius dieſer Stelle, die zu ſtiller Naturandacht einladet. Die zerklüfteten Kreidefelſen zur Rechten und Linken, in einiger Entfernung ſüdwärts der Leuchtturm von Arkona hervorlugend, ſonſt der freie Blick auf das unbegrenzte Meer, deſſen Brandung ſich unten an den Granitblöcken des Ufers bricht, fern vorüberziehende Dampfer, Saßnitzer Segelboote näher am Strande! Und wer in dem nach dem großen Brande von 1891 erſt neuerdings wieder eröffneten Hotel von Stubbenkammer ſeinen Wohnſitz aufgeſchlagen, wer dem Königsſtuhl nicht bloß einen flüchtigen Beſuch abſtattet, ſondern ſich dort wiederholt zu verſchiedenen Tageszeiten aufhält, der genießt das Schauſpiel der wechſelnden Beleuchtungen, durch welche das Farbenſpiel des Meeres, deſſen

Digitized by Google

ruhiger Spiegel ja den Schatten jeder darüber hinziehenden Wolke auffängt, noch an Glanz und Pracht gewinnt. Das Schauſpiel kann man zwar bei jeder Strandpromenade genießen, aber von dieſer hohen Warte aus geſehen, welche die Natur hier aufgetürmt, macht es doch einen großartigeren Eindruck. Der Königsſtuhl iſt mit ſtarken Barrieren umgeben, ein durchaus ungefährlicher Ausſichtspunkt; ja er eignet ſich ſogar zum Tummelplatz für kleine geſellſchaftliche Vergnügungen. Die Naturandacht iſt keine Mitgift, welche allen Sterblichen zu teil geworden. Da hatte ein Amateur-Photograph hoch auf dem Königsſtuhl eine Familie von alt und jung verſammelt, deren Bilder er verewigen wollte: es war nicht leicht, die rechte Gruppe zu arrangieren; daher ein Hin- und Herlaufen, Lärmen und Gelächter. Einen maleriſchen Hintergrund für dieſe Gruppe gab es nicht: es war alſo nur die für die ſämtlichen Nachkommen wichtige Thatſache, daß das Bild auf dem Königsſtuhle aufgenommen wurde, was dieſe kleine Familienſcene verurſachte, die allerdings ganz geeignet war, anderen Beſuchern der hohen Felswarte die Stimmung zu verderben.

Der Arndt-Turm auf dem Rugard.

Zur Linken vom Königsſtuhl befindet ſich die zerklüftete Wand, durch eine Schlucht mit zwei thorartigen Kreidepfeilern von ihm getrennt. Der berüchtigte Seeräuber Störtebeck mit ſeinen Genoſſen ſoll hier die geraubten Schätze verborgen haben. Was aus ihnen geworden iſt, weiß man nicht — Störtebeck ſelbſt wurde auf dem Grasbrook in Hamburg enthauptet. Die zerklüftete Wand iſt gleichſam ein von der Natur aufgebautes Gerüſt für eine Art von Feuerwerk, das hier allabendlich zur Schau geſtellt wird. Hier wird ein großer Reiſighaufen angezündet, deſſen Maſſe wie ein Feuerregen an der Schlucht hinabgeſchüttet wird. Die Beleuchtung der weißen Kreidefelſen hat etwas Magiſches; wir meinen indes, daß durch ſolche Effekthaſchereien der Eindruck der ſtillen Größe geſtört wird, den dieſe monumentalen Naturwunder an ſich hervorrufen. Da kann man ſich's ſchon eher gefallen laſſen, wenn der Küſtendampfer „Rügen" bei der Vorüberfahrt die Kreidefelſen mit ſeinem elektriſchen Licht beleuchtet. Freilich, auch das hat etwas Künſtliches und kann nicht mit der Magie des Mondes wetteifern, in deſſen Licht die Felſen wie weiße Urweltgeſpenſter aus der Brandung des Meeres emporſteigen.

Klein-Stubbenkammer iſt vom Königsſtuhl durch eine Schlucht getrennt. Hier oben iſt die Viktoriaſicht, von welcher aus die Königin Viktoria ſich an dem Ausblick erfreute; etwas höher, bei der Sturmſignalflagge, die Wilhelmsſicht, die ihren Namen dem erſten Deutſchen Kaiſer verdankt: beide fürſtlichen Beſuche fallen in das Jahr 1865. Klein-Stubbenkammer hat vor dem Königsſtuhl etwas voraus — und das iſt gerade dieſer ſelbſt, der Blick auf ihn, der ſich hier majeſtätiſch und impoſant aus der Schlucht erhebt. Auch zieht ſich hinter den Ausſichtspunkten der ſchönſte Buchenwald hin, wäh-

rend der Königsstuhl nur von vereinzelten Buchen gekrönt wird.

Die eigentümliche Schönheit dieser ganzen Felsgruppe besteht in dem Farbenkontrast der blendendweißen Kreidemassen, der dunkelgrünen Umrahmung und des blauen Meeres.

Nördlich von Stubbenkammer, jenseit des Tromper Wieks, liegt das Vorgebirge Arkona, wohin von Saßnitz zweimal die Woche der Dampfer „Rügen" fährt. Dort ist die Scenerie eine gänzlich andere als bei Stubbenkammer; es fehlen die Buchenwälder mit ihrem saftigen Grün, es ist alles kahl und öde — dafür aber die Unermeßlichkeit der See und auch großartige geschichtliche Erinnerungen, welche der alte mächtige Burgwall erweckt. Die ganze Halbinsel Wittow, zu welcher Arkona gehört, ist mit Ausnahme einzelner Parks und kleiner Anforstungen fast gänzlich baumlos, dafür aber die Getreidekammer von Rügen; es ist die Sparsamkeit der Bewohner, welche den fruchtbaren Weizenboden nicht durch unfruchtbare Gehölze beeinträchtigen will. Arkona selbst ist ein Ort wie geschaffen für Skaldenpoesie. Der Dichter Kosegarten, der in dem benachbarten Dorfe Altenkirchen in der reichsten Pfarre der Insel wohnte, soll hier, über den jäh zu den Granitblöcken des Meeres hinabstürzenden Felswänden, auf dem Bauche liegend, Homer und Ossian gelesen und selbst gedichtet haben. Ein Homer und Ossian ist er freilich nicht geworden. Vielleicht hat er ein Gedicht, das wir in den untersten Gymnasialklassen oft deklamieren mußten, auch hier verfaßt, ein reimloses Gedicht, das mit den schwungvollen Versen beginnt:

Sonne, du sinkst,
Sonne, du sinkst,
Sink in Frieden, o Sonne!

ein Gefallen, den ihm die Sonne jedenfalls oft genug gethan hat. Kosegarten war immerhin ein berühmter Mann, welchen Schleiermacher, Wilhelm von Humboldt und selbst König Gustav IV. Adolf in seiner Pfarrwohnung aufgesucht haben. Doch der Ruhm ist vergänglich; wer kennt heute noch die „Inselfahrt" und die „Jukunde"? Der wackere Pfarrer hat sich aber auch andere Verdienste erworben; er hat die Uferpredigten bei Vitte eingeführt, die noch heute öfter im Freien abgehalten werden, und die erste Anregung zur Errichtung des Leuchtturmes gegeben, der erst nach seinem Tode 1826 bis 1827 in einer Höhe von dreiundzwanzig Metern erbaut wurde. Dieser hat außer den siebzehn Lampen mit Reverberen noch sechs rote Lichter und beleuchtet den ganzen Horizont. Außer dem Telegraphenamt giebt es hier auch ein Nebelhorn, die Sirene genannt, welches seinen durch zwei kalorische, abwechselnd wirkende Maschinen hervorgerufenen Warnungsruf weit in die See hinaus ertönen läßt. Der Name Sirene paßt allerdings nicht für diesen Warnungsapparat; denn die verführerischen Sirenen lockten ja gerade in die Gefahr.

Der Charakter von Arkona ist derjenige erhabener Einsamkeit. Das war nicht immer so; wir gedenken nicht einmal der versunkenen Stadt, des zweiten Vineta, das hier im Meeresgrunde ruhen soll; wir hören nur den Waffenlärm und das Kampfgetöse in der alten Wendenburg und die darin erschallenden priesterlichen Gesänge. Ja, in der Mitte der Burg erhob sich auf einem freien Platze der Tempel des Swantewit, des alten wendischen Siegesgottes, dessen Bildsäule im Allerheiligsten stand. Er hatte eine große Ähnlichkeit mit den vielköpfigen Heidengöttern, ein vierfaches Haupt, zwei Köpfe auf dem Rücken, und hielt in der Rechten ein kunstvolles, aus verschiedenen Metallen gearbeitetes Horn; zu seiner Rechten stand nicht bloß ein kolossales Schwert, sondern auch Reitzeug, Sattel und Zaum für das heilige Roß, das, von Priestern geführt, Orakel verkündete, je nachdem es den rechten oder linken Fuß zuerst vorsetzte. Das galt besonders für Glück und Unglück im Kriege, wenn die Stannitza, die von hohem Turme neben dem Tempel herabwehte, zum Kampfe entrollt wurde. Swantewit war nicht bloß ein echter Reitergott mit seinen kavalleristischen Attributen, er war auch ein berühmter Gott. Die Böhmen schickten eine Gesandtschaft nach Arkona und erbaten sich ein Bild des Götzen, das in feierlicher Prozession nach Prag geführt und dort in einem Tempel aufgestellt wurde. Auch war Swantewit und sein Tempel sehr reich; da sammelten sich freiwillige Opfergaben, zu denen auch christliche Fürsten beisteuerten, die noch nach dem alten Heiden-

tume ſchielten; ferner was die reitende Horde von ihren Plünderungszügen mit nach Hauſe brachte, und außerdem mußten die Rügianer eine Kopfſteuer zahlen. So gut es aber

Das Schloß in Putbus.

dem vielköpfigen und vielverſchlingenden Götzen auch gehen mochte — ſeine Tage waren doch gezählt. In der Mitte des zwölften Jahrhunderts machten die Dänen wiederholte Angriffe auf die wendiſche Küſte; ſie kamen mit großen Flotten, verheerten die Inſel, mußten aber meiſt unverrichteter Sache wieder abziehen. Erſt 1168 gelang es dem König Waldemar I. und ſeinem Feldherrn, dem Biſchof Abſalon von Röſkilde, die Burg zu erobern, als ein Feuer im Inneren derſelben wütete. Das heidniſche Felſenneſt wurde mit ſeiner ganzen Brut zerſtört, der alte Siegesgott mit ſeinem Sattel und ſeinem Zaumzeug verbrannt — und Rügen wurde chriſtlich. Die Möwen aber flattern jetzt wie damals um das öde Felsgeſtade, und bisweilen blickt ein verirrter Seehund, der an Rügens Küſte eine ſeltene Gaſtrolle giebt, verwundert auf den Burgwall und nimmt erſchrocken Reißaus, wenn das Nebelhorn ertönt.

Die Inſel Rügen mit ihren zahlloſen, tief ins Land hineinreichenden Buchten und langen ſchmalen Landzungen wurde von Riehl einmal als eine ſpinnenartig ausgeſpreizte Zuſammenſetzung von Vorgebirgen und Halbinſeln bezeichnet; es iſt eine gleichſam durch die Meeresgöttin an allen Ecken und Enden zerfetzte Filigranarbeit des Erdgeiſtes. Der ganze nördliche Teil der Inſel iſt von den „Bodden“, unter denen die beiden Jasmunder die Hauptſtelle einnehmen, gleichſam innerlich zerfreſſen; und zwiſchen ihnen und den „Klinks“, den großen ovalen Meeresbuchten, ziehen ſich ſchmale Landzungen hin, wie die „ſchmale Heide“ und die „Schabe“, ähnlich wie die oſtpreußiſchen Nehrungen zwiſchen der Oſtſee und dem Friſchen und Kuriſchen Haff.

Wenn man von Saßnitz über das Prorer Wiek hinüberſieht, da zeigen ſich in der Ferne die Häuſer von Binz. Das iſt das Konkurrenzbad, welches die Lorbeeren von Saßnitz nicht ſchlafen laſſen. Hat Saßnitz die ſchöne Stubnitzwaldung, ſo hat Binz die Granitz; hat Saßnitz ſchöne Felspartien am Strande aufzuweiſen, ſo hat Binz dafür die bequemſten Dünen und in den Bädern ſelbſt einen weichen Untergrund. Der Aufſchwung

Digitized by Google

von Binz ist unverkennbar; es ist aber auch mit einem gewissen Hochdruck daran gearbeitet worden. Noch vor zehn bis zwölf Jahren war Binz ein kleines Fischerdorf; in dem darangrenzenden Fischerdorfe Albeck war eine kleine fürstlich Putbussche Badeanstalt. Eine im Jahre 1889 begründete Aktiengesellschaft nahm einen großen Anlauf, Binz zu einem Seebad ersten Ranges zu machen; sie schuf durch Aufschüttung die große, tausend Schritt lange Strandterrasse, die mit neuen Bauten und schönen Villen besetzt ist. Hier erhebt sich auch ein großes Kurhaus mit Speisesaal, Lese-, Musik- und Gesellschaftsräumen. Das hat Binz vor Saßnitz voraus: neue breite Straßen wie die Wilhelmsstraße, die zum Dorfe führt, und die Viktoriastraße wurden geschaffen, Wege ringsum angelegt und verbessert. Doch die Gesellschaft ist leider in Konkurs geraten. Jedenfalls übt Binz jetzt eine weit größere Anziehungskraft aus als früher. Zahlreiche Logierhäuser bieten ein bequemes Unterkommen; hübsche Waldspaziergänge, schöne Buchenplätze finden sich in der Nähe des Seebades.

Der Glanzpunkt der Umgegend ist das auf dem hohen Tempelberge gelegene Jagdschloß des Fürsten Putbus, welches 1835 bis 1846 nach Plänen von Schinkel und Stüler erbaut wurde. An seinen vier Ecken erheben sich vier Türme und in der Mitte ein hoher Wartturm. Für ein Jagdschloß, in welchem sich die grünen Nomaden des Waldes ausruhen und erquicken sollen, erscheint uns der Bau indes zu burgartig, zu städtisch; er ist zu wenig aus den schönen Buchenwäldern der Granitz herausgewachsen; er ist gleichsam ein isoliertes sich abschließendes Mauerwerk. Auch im Inneren ist er luxuriös ausgestattet; ein Marmorsaal mit einem großartigen Marmorkamin, Bildwerke von Rauch und Thorwaldsen, große Wandgemälde aus der Rügenschen Geschichte fesseln den Beschauer; und die Gemächer im Erdgeschoß deuten die Bestimmung des Schlosses an. Der Aussichtsturm, zu dessen Höhe hundertfünfzig Stufen emporführen, zeigt uns die zu unseren Füßen ausgebreitete Landkarte von Rügen, die vom Meere eingeengte und gleichsam zerfressene Insel mit allen ihren Bodden und Buchten, ihren Vorgebirgen, ihren Wäldern; der Blick streift bis zur pommerschen Küste.

Ein anderes Konkurrenzbad von Saßnitz ist Lohme am Eingange des Tromper Wieks und dem Kreidefelsen von Stubbenkammer noch näher gelegen als Saßnitz. Lohme liegt auf hohem Uferrande. Daher atmet man dort eine erfrischende Seeluft, und auch die See ist, wenn nicht gerade Landwinde herrschen, sehr bewegt; bei Nordost und Nordwest ist der Wellengang bedeutend. Dafür ist die Umgebung schattenlos, und nur die Spaziergänger nach Stubbenkammer erreichen schöne Partien des Buchenwaldes. Weiterhin, am Tromper Wiek, wo die Halbinsel Wittow beginnt, und die Schabe, die schmale Landenge, endet, liegt das Seebad Breege; das Dorf selbst ist am Breeger Bodden gelegen, wo die Dampfschiffe von Stralsund landen. Doch der Park Juliusruhe mit seinen prächtigen Lindenalleen, die sich weiterhin nach dem Seestrande zu fortsetzen, verbindet das weit ausgedehnte Fischerdorf und seine Logierhäuser mit demselben.

Wie viele Seebäder sich aus den Rügenschen Fischerdörfern noch entwickeln werden, ist nicht abzusehen; die meisten sind ja erst seit Jahrzehnten aus den schüchternsten Anfängen entstanden. Die großen und kleinen Buchten bieten die mannigfachsten Strandverstecke und auch hohe Strandlagen für neu zu errichtende Seebäder, und die Unternehmungslust wird auch in kleinen Dörfern angeregt durch die schönen Erfolge, welche in den heute vielbesuchten Seebädern von spekulativen Köpfen oder größeren Gesellschaften erreicht worden sind. Zunächst werfen wir noch einen Blick auf die merkwürdige Halbinsel Mönchgut, wo sich drei Seebäder, Sellin gleich an der nördlichen Grenze derselben, Göhren und Thiessow befinden.

Die Halbinsel Mönchgut hat einen fast grotesken Charakter: so zerfetzt ist besonders ihr östlicher Küstenrand durch die großen Seebuchten, die wieder eine Menge kleinerer Einbuchtungen bilden; der südliche Teil hat eine kaum durch einen geographischen Ausdruck zu charakterisierende Gestaltung, so hakenförmig krümmen sich hier die schmalen Landzungen in die See hinein. Im Kern

der Halbinſel, beſonders in den Dörfern Baabe und Gager, die vom Fremdenverkehr ganz unberührt geblieben ſind, haben die Mönchguter ihre eigentümlichen Sitten und Trachten bewahrt, wenn auch die letzteren in der Regel nur noch an Sonntagen zur Schau geſtellt werden. Die Männer tragen eine Jacke mit vielen Knöpfen und hohem Kragen; bei feſtlichen Anläſſen lange Röcke und mehrere Beinkleider übereinander, über welche noch eine bis über die Knie reichende weiße Pumphoſe gezogen wird. Dieſem Hoſenluxus ſtellen die Frauen ihren Hemdenluxus gegenüber; ſie tragen mehrere Hemden, eins mit, eins ohne Ärmel, einen bunten wollenen Schnürleib und darüber einen ſchwarzen Überrock, der Kopf iſt bedeckt mit einer turmähnlichen Mütze, von welcher lange breite Bänder herabhängen, darunter noch eine weißleinene Unterkappe. Verheiratete Frauen haben noch ein Seidenband an der Mütze. Die Mönchguter heiraten nur unter ſich. Früher hingen die heiratsluſtigen Mädchen Schürzen aus, um dadurch Freier anzulocken; doch dieſer Männerfang iſt jetzt nur noch bei Witwen üblich, die ja überall auf der Erde in dieſer Hinſicht einen Schritt voraus haben. Eigenartig ſind die Nationaltänze, bei denen trotz des dicken Kleiderwuſtes große Gewandtheit entwickelt wird. Die Frauen helfen beim Ackerbau, weben und ſpinnen. Die Männer ſind Schiffer und Fiſcher, denen das Meer hier Heringe, Flundern, Barſche und Aale in Menge darbietet. Das Plattdeutſch der Mönchguter iſt ſchwer verſtändlich. Dies merkwürdige Völkchen hat neuerdings ſogar ſeinen Auerbach gefunden: ein Dorfnovelliſt hat eine ganze Sammlung von Erzählungen den Lebensſchickſalen und Lebensgewohnheiten dieſer konſervativen Inſelbewohner entnommen.

Der Strand auf dem Vilm.

Der Badeort Sellin an der nördlichen Grenze von Mönchgut iſt zunächſt noch ſtill und beſcheiden; die waldreiche Umgebung und der Selliner See ſind nicht ohne landſchaftlichen Reiz; am anſpruchsloſeſten noch iſt Thieſſow auf der Südſpitze von Mönchgut, ein Lotſendorf, welches für ſein einſames Strandleben durch großen Schiffsverkehr entſchädigt wird. Wichtiger iſt Göhren, welches durch Dampferverkehr mit allen Hauptſeebädern der Inſel in Verbindung ſteht und Ausſichtspunkte beſitzt, welche, wie beſonders vom Nordperd, eine ſchöne Rundſchau gewähren; auch ſind viele anmutige Wald- und Promenadenwege angelegt. Die Seebäder am Strand ſind wie in Binz durch den reinen Sandboden behaglich und bequem. Göhren iſt im Aufſchwung begriffen, wie die vielen neu erſtehenden Hotels und Neubauten beweiſen.

Die nordweſtliche Inſel Hiddenſee iſt etwas abgelegen und hat bis jetzt kein Seebad aufzuweiſen, obſchon bei dem Vorherrſchen der Weſtwinde der frei nach Weſten gekehrte Strand für ein Seebad einen ſchönen Wellenſchlag verſpräche. Die mit Dornbüſchen bewachſenen Felſen ſind kahl und zerklüftet, das Meer hat ſie ausgewaſchen; an der ſchmalſten, ebenen Stelle der Inſel haben ſchon mehrmals Durchbrüche des Meeres ſtattgefunden. Unter den Dornbüſchen der kahlen Inſel er-

Kirche in Vilmnitz.

hebt sich nur eine einzige Buche auf einem Felsvorsprunge. Weit sichtbar ist der Leuchtturm von Hiddensee, seit 1888 vollendet; er ist mit dem Sturmsignal ausgerüstet. Man sieht ihn selbst auf der Eisenbahn zwischen Sagard und Bergen.

In das Innere der Insel machen wir noch einen Ausflug von Saßnitz aus, und zwar nach der Hauptstadt Bergen und dem Schlosse Putbus; es ist eine bequeme Bahnfahrt, welche zwischen den beiden Jasmunder Bodden hindurchführt. Die Stadt Bergen ist die Hauptstadt der Insel, der Sitz des Landratamtes, hat aber außer einer Kirche, deren sehr hoher Turm weit hinaus nach allen Seiten den Inselbewohnern sichtbar ist, keine Merkwürdigkeiten. Die Umgebung ist nicht reizlos; dicht an die Stadt lehnt sich eine schöne Parkanlage, der Raddas, und die Höhe des Rugard gewährt eine der schönsten Aussichten der Insel. Seit dem Jahre 1877 erhebt sich hier das Arndtdenkmal, ein hoher Turm mit mehreren Stockwerken und der Büste des wackeren Patrioten, den die Insel Rügen mit Stolz ihren Sohn nennt. Geboren war Arndt 1769 zu Schoritz; sein Vater stand als Hausverwalter in Diensten des Fürsten Putbus, und nach dem Besuch der Universität kehrte Arndt 1796 wieder auf die Insel zurück und wurde Hauslehrer bei dem poetischen Pfarrer von Altenkirchen. Der Dichter des Liedes: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte", und jenes anderen Liedes vom deutschen Vaterland, das freilich die Grenzen desselben etwas weiter steckte, als später Fürst Bismarck gethan, der Flüchtling vor Napoleons Zorn, der Bonner Professor, welcher in einer Zeit der Reaktion jahrelang von seinem Amte suspendiert worden, der greise Abgeordnete des Frankfurter Parlaments — er hatte es wohl verdient, daß die Deutschen mit Begeisterung zu dem Denkmal beisteuerten, das ihm auf seiner heimischen Insel errichtet wurde.

Von Bergen nach Putbus ist nur eine kurze Fahrt. Putbus wird jeden Besucher überraschen; keine kleinfürstliche Residenz kann an Vornehmheit wetteifern mit diesem alten Stammsitz des Rügenschen Herrengeschlechts. Der Cirkus, der große Rundplatz mit seinen Obelisken, zu welchem strahlenförmig mit Kugeleichen bewachsene Gänge

führen, die Alleestraße, die den Park entlang sich zieht, durch eine Lindenallee von ihm geschieden — hier wachsen große Gebäude Hotels und Paläste auf, welche jeder Residenz Ehre machen würden. Und dann der prächtige Park, kein Naturpark wie der von Dwasieden, sondern angelegt nach englischen Vorbildern und allen Regeln vornehmer Kunstgärtnerei — wie reich ist er an prachtvollen Bäumen und welch eine großartige Spazierhalle bietet seine Kastanien- und Lindenallee! Wie viele schöne Baumriesen mit mächtigen Stämmen und hohen Wipfeln fesseln den Blick: Nußbäume und Buchen, Akazien und Platanen! Nicht weit vom Schlosse stehen einige uralte Eichen, deren Höhlungen mit Cement ausgefüllt sind. Reges Leben herrscht im Wildpark, wo zahlreiches Dam- und Edelwild sich tummelt. Vor dem Schlosse erhebt sich die von Drake gemeißelte Marmorstatue des verstorbenen Fürsten. Das neue Schloß ist an Stelle des 1865 abgebrannten vom Baurat Päwel gebaut worden; eine schöne Säulenhalle schmückt die moderne Fassade; vom Teiche aus gesehen ist der Eindruck des imponierenden Bauwerkes noch anmutiger wegen der herrlichen Blumenterrassen, die sich über dem Wasserspiegel erheben. Im Inneren ist das Vestibül, eine glanzvolle Halle und der große Festsaal, der 1875 vollendet wurde, besonders sehenswert; auch alle anderen Räume sind mit Luxus und Geschmack ausgestattet. Von einigen Höhepunkten der Stadt und des Parkes hat man den Ausblick auf die See und die mit eigentümlichen Umrissen fischartig aus derselben auftauchende Insel Vilm. Das durch die Eisenbahn leicht erreichbare Friedrich-Wilhelmbad am Strande giebt der Stadt Putbus das Recht, unter den Seebädern mitgenannt zu werden.

Die Insel Rügen, die wir jetzt flüchtig durchwandert und geschildert haben, eine Insel, auf welche ein Dichter wie Spielhagen den Schauplatz mehrerer Romane verlegt hat, ist ein Schatzkästlein landschaftlicher Reize, großartiger Naturscenerien, prächtiger Herrensitze — und sie verdient den Besuch der Fremden, die in ihren Buchenwäldern frisches Leben einatmen und in den baltischen Fluten am Strande sich gesund baden können.

# Gunhild Kerſten.

Novelle

von

**Gabriele Reuter.**

III.

Das Zuſammenſein mit Bracher in der nächſten Geſangſtunde, vor dem Gunhild ſich ſo ſehr gefürchtet, ging vorüber; er hielt ſich ſtreng in den Grenzen eines Lehrers. Beide waren förmlicher und zurückhaltender als früher. Das Singen wurde Gunhild ſehr ſchwer, aber Bracher machte keine Bemerkung darüber.

Frau Licht reiſte nach einigen Tagen ab.

Sie hatte Gunhild vorgeſchlagen, in den Sommerferien mit ihr ins Gebirge zu gehen. Durch die Überſetzung eines wiſſenſchaftlichen Werkes hatte ſie einiges Geld verdient. Gunhild ſagte freudig zu. In dieſer Reiſe winkte ihr eine Erlöſung aus dem Wirrſal von Zweifeln und Empfindungen, in dem ſie blind und betäubt herumtaſtete. Brachers drangen in Frau Licht, ganz in ihre Nähe überzuſiedeln, doch konnte ſich die Frau zu einer ſo großen Veränderung nicht recht entſchließen; Gunhild klammerte ſich an die Hoffnung, dann mit ihrer alten Freundin zuſammenwohnen zu können und dem ſteten Zuſammenſein mit Bracher zu entrinnen, wie an ein Rettungsſeil.

Fünf Tage nach Frau Lichts Abreiſe meldete ein Telegramm der alten Magd ihren Tod.

Bracher und Gunhild fuhren nach Hattersleben, um ihrem Begräbnis beizuwohnen. Sie hörten dort, daß Frau Licht ſich auf der Fahrt in dem offenen Schlitten, der im Winter die Poſtpaſſagiere von der letzten Eiſenbahnſtation nach Hattersleben befördert, eine Lungenentzündung zugezogen habe, der ſie in dieſer kurzen Zeit erlegen war.

Die gemeinſame Trauer brachte Gunhild und Bracher einander freundſchaftlich näher, löſte die Spannung, die zwiſchen ihnen beſtand, und ſänftigte Verlangen und Reue.

Gunhild weinte viel. Sie fühlte ſich nun völlig vereinſamt und haltlos.

Paſtor Eichner hielt die Grabrede. Da Frau Licht der Kirche fern geblieben war, hatte er ſie wenig gekannt und gar nicht verſtanden. Er ſprach von ihr als von einer Schuldigen, die ſich durch ein wohlthätiges Leben zu entſühnen geſucht habe. Auf Bracher und Gunhild, die beide wußten, daß Frau Lichts Mann ihr treulos geweſen und

Digitized by Google

ſie verlaſſen hatte, worauf ſie ihm groß-mütig die völlige Freiheit zurückgab und ihm die Sorge für ihren Unterhalt abnahm, wirkte dieſe Auffaſſung ſehr verſtimmend. Bracher zeigte ſich infolgedeſſen ſo kalt und abweiſend gegen den Prediger, als es ſeine verbindlichen Weltmannsformen nur zuließen.

Gunhilds Erſcheinen verurſachte in Hattersleben unerhörtes Aufſehen. Sie fand die Großmutter in einem kläglichen Zuſtande der Verwahrloſung. Röschen ſprach zu ihrer Entſchuldigung viel von dem Eigenſinn der alten, nun ganz kindiſch gewordenen Frau, die nicht geſtatte, daß man an ihren Gewohnheiten das Geringſte ändere. Doch klammerte die Alte ſich mit einer Zärtlichkeit an Gunhild, die dieſer zeigte, wie wenig Liebe ihr die andere Enkelin gewährte.

Gunhilds Ausbildung genügte für den Muſikunterricht in Hattersleben, den Frau Licht bis dahin erteilt hatte. Es erſchien dem Mädchen plötzlich als eine unabweisbare Pflicht, hier zu bleiben und die in ihr gereifte Thatkraft dazu zu verwenden, das Hausweſen der alten Paſtorin in ihre Hand zu nehmen.

Ein Kampf mit Line und ihrer Mutter — mit dem Hauswirt — das ihre Lebensaufgabe! Und wenn ſie noch ſicher wäre, daß ſich die Großmutter in ſtaubfreien und gelüfteten Stuben wohler fühlen werde! Und die Unterhaltung, zu der ſich Gunhild auf einen Standpunkt herunterſchrauben mußte, der ihrem Geiſte die Pein auferlegte, die dem Körper ein zu eng gewordenes Kleid verurſacht — und — und — die Großmutter ſchwatzte doch noch behaglicher mit dem hageren Weibe aus der Ladenſtube.

Sie freute ſich an Gunhild, wie man des Sonntags gern einmal ein Glas Wein trinkt. Aber täglich Wein? Die alte Paſtorin war ja nur an Waſſerſuppen gewöhnt!

Kaum hatte Gunhild den Entſchluß gefaßt, allen Verſuchungen zu entgehen und in Hattersleben zu bleiben, als ſie in eine troſtloſe Schwermut verfiel.

Sie ſagte ſich, Bracher würde ruhiger und glücklicher mit ſeiner dicken, hübſchen, ſchwarzäugigen Hausfrau werden, wenn ſie ihm entſchwände.

Es war alles ſo einfach. Ihre Pflicht lag Gunhild ſo klar vor Augen. Und dennoch bäumte ſich ihr ganzes Sein gewaltſam auf gegen dieſe Selbſterniedrigung, die zur Selbſtvernichtung führen mußte.

Sollte ſie Bracher die Entſcheidung anheimſtellen?

Am Abend nach der Beerdigung ging ſie mit ihrem Lehrer noch einmal auf den Friedhof, um das friſch aufgeworfene Grab mit Blumen zu ſchmücken. Beide ſtanden ſchweigend an dem Hügel. Zuletzt reichte Bracher ſeiner Schülerin die Hand und blickte ſie ernſt und ruhig an.

Als ſie zurückkehrten, begann Gunhild Andeutungen über die Notwendigkeit, bei der Großmutter bleiben zu müſſen.

Bracher antwortete ihr gar nicht darauf.

Im Wohnzimmer der alten Paſtorin fand Gunhild die Syndikus Kerſten und Paſtor Eichner. Beide waren in einem Streit über ſie ſelbſt und ihre Zukunft begriffen. Das kam ihr ſo komiſch vor, daß ſie ſtill vor ſich hin lachen mußte, während ſie zuhörte. Die Frau Syndikus verfocht Gunhilds Künſtlerinnenrechte, ſie begeiſterte ſich an den Thatſachen, daß Gunhild ſchon in einem öffentlichen Konzert geſungen habe und einen Komponiſten-Freund beſitze. Paſtor Eichner dagegen wollte Gunhild Glück wünſchen, wenn ſie in die Bahn eines beſcheidenen und echt weiblichen Lebens zurückkehre. Er ſprach die Hoffnung aus, daß ihre Stimme zu Gottes Ehre oft in der Hatterslebener Kirche erklingen werde. Er ſtellte ihr in Ausſicht, vom Küſter Oratorien einüben zu laſſen, damit ihr Talent nicht brach liegen bleibe.

Gunhild hatte ihren Hut abgelegt, ſich neben die Großmutter geſetzt und deren Hand in die ihre genommen. „Sie haben mir einmal etwas über meinen Vater geſagt, was ich nicht verſtanden habe, Herr Paſtor," begann ſie plötzlich. „Wollen Sie mir jetzt erklären, worin der Kummer beſtand, den mein Vater ſeinen Eltern gemacht haben ſoll?"

Der Paſtor blickte auf die Frau Syndikus und lächelte verlegen.

Die Syndikus begann ebenfalls zu lächeln, mit ihrem wunderlich freudloſen, gezierten, zweideutigen Lächeln. Die alte Frau mußte etwas von dem, was Gunhild fragte, verſtanden haben, denn ſie wurde unruhig und ſeufzte ein paarmal.

Die Syndikus warf unter ihren blondgefärbten Stirnlöckchen dem Pastor einen herausfordernden Blick zu und sagte schnell: „Das kann ich dir viel besser sagen, Gunichen! Weißt du, was diese Philistergesellschaft dem herrlichen Manne niemals verziehen hat? Und mir — und mir! Ach Gott, ich weiß davon ein Lied zu singen!“ Sie kicherte schäkernd. „Als halbe Kinder sind wir miteinander unseren Eltern davongelaufen, zu einer wandernden Komödiantentruppe, die hier gastierte! Denke dir den Streich! Er achtzehnjährig und ich höchstens vierzehn! Na, mich holten meine Eltern leider nur zu bald wieder nach Haus. Aber ihn konnte man nicht einfangen. Der schnöde Ritter ließ mich im Stich und zog weiter. Gott, er sang himmlisch! Ich begreife noch heute nicht, warum er nicht Künstler geblieben ist. Plötzlich hörten wir, er habe privatim sein Examen gemacht und sei zur Universität gegangen, um Medizin zu studieren. Mit seiner kolossalen Energie fand er immer Mittel und Wege, um durchzusetzen, was er wollte. Habe ich ihn gehaßt! Aber was will man machen! Alte Liebe rostet nicht! Ein wahres Sprichwort, nicht wahr, Herr Pastor?“ Sie kniff ihr linkes Auge zu und blinzelte zu Gunhild hinüber.

„Großmutter, verhält sich das so?“ fragte diese.

„Was denn, mein Kind? Du willst doch nicht fort?“

Die Alte tastete nach Gunhilds Hand und begann zu weinen.

„Was die Frau Syndikus von meinem Vater erzählt? Ist er Schauspieler gewesen?“

„Nein, nein,“ flüsterte die Greisin erschrocken. „Die Leute reden immer so viel. Du mußt es seiner hübschen kleinen Frau nicht erzählen ...“

Gunhild seufzte.

Pastor Eichner genoß einen stillen Triumph, der ihm nur durch den boshaften Spott, mit dem die Syndikus ihre Enthüllungen geschlossen hatte, etwas vergällt wurde.

Gunhild sah ihn mit klaren Augen an. „Dann habe ich Ihnen einmal unrecht gethan, Herr Pastor,“ sprach sie nachdenklich.

„Das ist längst vergeben,“ antwortete er, „wir sollen die Sonne nicht untergehen lassen über unserem Zorn.“ Er hielt Gunhild die Hand entgegen, aber sie schien die Bewegung nicht zu bemerken, und Pastor Eichner zog seine Hand langsam zurück.

Das sonderbare Paar schritt hintereinander die schmale weiße Holztreppe hinab; die Frau Syndikus konnte es dabei nicht unterlassen, in die halb offene Thür hinter dem Laden zu gucken, wo der Wirt noch immer sein dunkles Wesen trieb.

Über Gunhild kam eine große Ruhe und Sicherheit. Sie ging zu Röschen und ließ sich von dieser versprechen, daß sie der Großmutter täglich Essen schicken und die Reinhaltung der Wohnung selbst beaufsichtigen werde. Gunhild wollte dafür eine Entschädigung von den Revenuen ihres kleinen Vermögens geben. Röschen machte erst einige Redensarten, sie könne das nicht annehmen. Schließlich meinte sie aber, sie werde doch manche Ausgabe davon haben, und wenn Gunhild es also nicht anders thun wolle, dann müsse sie ihr schon nachgeben.

Gunhild packte ihre Sachen und bereitete sich vor, am anderen Morgen mit Bracher nach B. zurückzukehren.

Ein Mut, der etwas Heiliges in sich trug, erfüllte sie. Damit ging sie ihrer Lebensaufgabe entgegen, die sie nun zum erstenmal mit klarem Bewußtsein und mit ungeteiltem Willen ergriff.

* * *

Bracher behandelte Gunhilds Rückkehr zu ihren Studien und Arbeiten in seinem Hause als selbstverständlich. Später sagte er ihr einmal, daß sie ihn damit förmlich verblüfft habe. Er hätte es ihr niemals zugetraut, daß sie das Geschehene als etwas Nebensächliches betrachten würde, und fand ihre Handlungsweise geradezu heroisch. Nachdem er die Angst, sie ganz und gar zu verlieren, durchgekostet, machte ihn die Freude, ihre Ausbildung weiter leiten und beobachten zu dürfen, sehr vorsichtig.

Diese Ausbildung kam nun in das Stadium, wo ein bestimmtes technisches Können schon vorhanden ist, mit dem der Meisterschaft zugestrebt werden kann.

Bracher hätte gern gesehen, daß Gunhild zur Bühne gegangen wäre. Sie entwickelte

in ihrem Geſange ſeit kurzem eine Geſtaltungskraft und eine Ausdrucksfähigkeit, die ihm im Liede nicht genug Nahrung zu finden ſchien. Dabei war jedoch ihr Mezzoſopran, wenn auch von edler, zu Herzen dringender Klangfarbe, nicht von der gewaltigen Macht, die ſie zu heroiſchen Partien auf einem großen Theater befähigt hätte. Der Komponiſt meinte, für eine kleinere Hofbühne werde ihr Material ausreichen und ſie hier die ſchönſte Wirkung erzielen. Er verſuchte deshalb auch nicht, wie vielleicht mancher an ſeiner Stelle gethan haben würde, die Stimme auf Koſten des ihr eigentümlichen Wohlklangs zu größerem Umfang zu zwingen. Er ging mehr in die Tiefe als in die Weite, er leitete Gunhilds Können mehr zur künſtleriſchen Ausfeilung ſcheinbar beſchränkter Aufgaben, als zum Hinausſtreben ins Schrankenloſe.

Er ſah nicht nur das verwendbare Material, ſondern ſtudierte mit Sorgfalt den Boden, der das Material hervorbrachte: die Konſtitution, den Charakter, das Seelenleben ſeiner Schülerin. Er wandte ſein unbefriedigtes Lieben nun ganz auf das geiſtige Erkennen des Mädchens. Ihr Wachſen unter ſeinem Einfluß, die Blüten, die ihre künſtleriſche Entwickelung ihm oft zu unvorhergeſehener Stunde entgegentrieb, brachten ihm beinahe ſinnlich ſtarke Freudeempfindungen.

Gunhild aber liebte nur noch ſich ſelbſt. Sie verzehrte die Hingebung dieſes Mannes, ohne ſich dadurch befriedigt zu fühlen. Nur was ſie aus ihrem eigenen Ich hervorbrachte, konnte ſie berauſchen oder mißmutig ſtimmen. Sie ging völlig auf in der Durchbildung ihrer ganzen Perſönlichkeit zu dem einen Zweck und Ziel, ja ſie hatte gar keine Zeit, daneben an irgend etwas anderes zu denken. Auch die Kunſt des Gefallens war Gunhild in Hattersleben verloren gegangen. Erſt durch das Medium des Verſtandes mußte ſie wieder lernen, leicht zu plaudern, lächelnd zu grüßen, liebenswürdig zu ſein, wie ſie ſelbſt es von einer Künſtlerin, welche die Menſchen beherrſchen will, forderte.

Gunhild ſang jetzt öfter in Geſellſchaften. Der Ruf der eigenartig begabten Schülerin des Doktor Bracher verbreitete ſich durch die kleine Reſidenz, wo alle kunſtſinnigen Leute untereinander in Verkehr ſtanden. Bracher verabredete mit dem Intendanten ihr erſtes Probeauftreten. Man war neugierig, manche Leute waren ſogar geſpannt und erwarteten einen ſenſationellen Erfolg. Bracher ſchien derſelbe zweifelhaft. Er fürchtete Gunhilds Senſitivität, ihr Zurückſchrecken vor dem Banalen, vor der Poſe, welches ſo weit ging, daß ſie noch niemals vor dem Publikum ihr Beſtes, das nur er kannte, gezeigt hatte.

Er beobachtete oft, wie ſteif und befangen ſie wurde, ſobald ſie in einen größeren Kreis des Theatervolkes geriet, das in ſeinem Hauſe aus und ein ging. Keinem der jungen Sänger oder Sängerinnen war ſie freundſchaftlich näher getreten. Bracher empfand eine eiferſüchtige Genugthuung darüber, aber für ihre Zukunft war das gefährlich.

Plötzlich erklärte ihm Gunhild, ſie werde nicht auftreten; Bracher möge ſagen, ſie fühle ſich nicht ſicher genug — irgend etwas, das ſie befreie, ohne ihm Unannehmlichkeiten zuzuziehen.

„Es iſt ja Aberglaube,“ ſagte ſie mit einem verlegenen kleinen Lachen, „aber ich weiß, ich würde einen ſchrecklichen Mißerfolg haben.“ Nach einer Pauſe fragte ſie ſcheu: „Glauben Sie, daß die Toten auf unſer Thun und Leben einwirken können?“

„Durch das Erbe, das ſie uns hinterlaſſen, gewiß,“ antwortete Bracher. „Ihr Vater hat Ihnen augenſcheinlich kein Theaterblut mitgegeben!“

„Ja, das wird es ſein!“ rief Gunhild erleichtert. „Er konnte die Schminke, die auf den Brettern nötig iſt, nicht vertragen — und ich könnte es auch nicht!“ Sie hatte Thränen in den Augen. „Es thut mir ſo leid, daß Sie ſich all die Mühe umſonſt gegeben haben! Ich verſpreche Ihnen, daß ich Ihnen auch im Konzertſaal Ehre machen will!“

„Nicht mir ſollen Sie Ehre machen, ſondern ſich ſelbſt und der Gabe, die die Natur Ihnen mitgegeben hat.“

„Es iſt ſo ſchwer, nur ſich ſelbſt zu leben,“ ſagte Gunhild leiſe.

Bracher antwortete nicht. „Wir ſind ja alle einſam,“ ſagte er nach einer Weile. „Die meiſten Menſchen täuſchen ſich darüber hinweg; wir wollen die Kraft haben, es mit Bewußtſein zu bleiben.“

— — — — — — — — — — — —

Frau Bracher war recht zufrieden mit ihrer Hausgenossin. Sie meinte, ihr Mann hätte leicht an eine gefährlichere Schülerin geraten können. Gunhild bemühte sich, aufmerksam und liebevoll gegen Frau Bracher zu sein. Alle drei Menschen hegten keinen anderen Wunsch, als bis zum Ende von Gunhilds Lehrzeit miteinander weiterleben zu können.

* * *

Jemand gab eine Gesellschaft, und Gunhild wurde vom Kultusminister zu Tisch geführt. Sie hatte entzückend gesungen, man wollte ihr infolgedessen eine besondere Ehre erweisen. Auch liebte es der alte Herr, sich mit hübschen jungen Mädchen zu unterhalten. Er war ein Musik- und Frauenkenner, einer von den feinen, die, wenn es ihnen darauf ankommt, jedes Mädchen zu animieren verstehen. Gunhild erinnerte sich kaum, während eines Abendessens sich so gut unterhalten zu haben. Sie sprachen von Berlioz und Schumann und Palestrina und Bach und von schlechtem Kirchengesang, den sie beide besser kannten als guten, von katholischem und protestantischem Gottesdienst, und der Kultusminister fragte Gunhild dabei, ob sie ihm nicht einen guten Prediger empfehlen könne.

„Ja, das kann ich," sagte sie schnell. „Ein Rednergenie, das in einem abgelegenen Nest verkommt. — Aber es war nur Scherz von Ihnen?"

Der Minister lachte. „Wir haben in der That eine Vakanz an der Hofkirche. Ich bin schon selbst an verschiedenen Orten gewesen, weil ich Gewicht darauf lege, eine Kraft an diese Stelle zu bekommen. Dabei habe ich ja eben die traurigen Erfahrungen gemacht, von denen ich vorhin sprach. Erzählen Sie mir von Ihrem Mann!"

Gunhild lächelte nachdenklich und berichtete von Pastor Eichner. Sie bemerkte, daß der Kultusminister ihr aufmerksam zuhörte. Es reizte sie, Eichners Gaben in ein helles Licht zu stellen. Sie fühlte Mitleid mit dem Manne, der in den Schranken zurückgeblieben war, die sie durchbrochen hatte. Ihr Tischnachbar schrieb sich die Adresse auf.

Gunhild dachte nicht weiter an die Sache. Sie war sehr erstaunt, nach kurzem in der Zeitung angezeigt zu finden: Pastor Eichner aus Hattersleben werde am nächsten Sonntag in der Hofkirche predigen.

Brachers hatten ihren Spaß an der naiven Freude, die das Mädchen über den Erfolg ihrer Fürsprache zeigte.

„Ich kann den Pastor nicht leiden, aber ich werde ja auch nichts mit ihm zu thun haben," sagte Bracher.

Gunhild dachte zum erstenmal: da spricht Brachers semitische Abstammung.

Eichner kam, berauschte alle Welt durch die Fülle seines Organs, den Wohlklang seiner Perioden, den Bilderreichtum seiner Vergleiche und den ungewöhnlich idealen Schwung seiner Glaubensanschauung. Seine Predigt war erschütternd, nervenaufregend. So gut war es den Hofkirchenbesuchern lange nicht geworden. Vor den Portalen des Gotteshauses schwirrten die Stimmen durcheinander wie nach einer spannenden Première im Hoftheater.

Man sagte, eine Dame der hohen Aristokratie habe Eichner dem Ober-Kirchenrat empfohlen. Niemand wußte genau, wer die Dame sei, und das war gerade das Interessante bei der Sache. Jeder suchte nun durch den Pastor selbst hinter des Rätsels Lösung zu kommen. Eichner erhielt deshalb — und auch wegen seiner herrlichen Predigt — eine Menge Einladungen aus den einflußreichsten Kreisen. Er glaubte sie nicht abschlagen zu dürfen, und sein Aufenthalt in B. verlängerte sich dadurch um eine Woche. Natürlich schrieb er gleich an seine Frau von der hohen Dame, die bei einer Reise durch Norddeutschland zufällig in die Hattersleber Kirche geraten sei und ihn habe dort predigen hören.

Das erinnerte an jene Geschichten von wunderbaren Lebensführungen, in denen fromme Gemüter den Willen Gottes sichtbarlich wahrzunehmen glauben. Es war so etwas Geheimnisvolles dabei.

Eichner machte seiner früheren Konfirmandin einen Besuch. Er fand Gunhild außerordentlich verändert, sowohl durch ihre sichere Haltung als durch ihr heiteres, lebendiges Wesen. Sie gratulierte ihm zu der neuen Stellung. Er antwortete, so weit sei es noch lange nicht, er müsse sich, der Form wegen, selbst um die Stelle eines Hofpredigers be-

werben, und er sei noch ungewiß, ob er das thun werde.

„Wie lächerlich!“ bemerkte Bracher, als Gunhild ihm Eichners Ausspruch erzählte. „Wenn einem Manne ein für seine Verhältnisse großes Glück auf dem Präsentierbrett angeboten wird, sollte er nicht zugreifen?“

Aber Eichner erklärte am Ende seines Aufenthaltes in B., er beabsichtige seinen Posten in Hattersleben nicht zu verlassen, und kehrte in sein fernes Landstädtchen zurück.

Gunhild hörte später in Hattersleben, Eichners Frau habe ihm einen mit vielen Bibelstellen erläuterten Brief geschrieben, in dem sie ihm vorhielt, ein Hofamt passe nicht für einen echten Diener Gottes und er solle demütig in die Verborgenheit zurückkehren. Niemand hatte Frau Pastor Eichner je anders als sanft und mit halblauter Stimme reden hören. Aber auf irgend eine Weise bewog sie den breitschultrigen Mann mit der tiefen dröhnenden Stimme und dem Feuereifer für das Reich Gottes, den Adler auf Jehovas Hand, immer so zu handeln, wie sie es für richtig fand. Und sie hielt es nicht für richtig, einer unbekannten Aristokratin Einfluß auf das Schicksal ihres Mannes und also auch auf ihr eigenes zu gewähren. Sie war stolz darauf, eine Bauerntochter zu sein, und wenn sie etwas haßte, so waren es die Aristokraten. Sie wußte freilich nicht, daß dieser Haß um einige Jahrhunderte älter war als sie selbst.

Nun — das hörte Gunhild erst viel später.

Als sie Eichner am Abend vor seiner Abreise noch einmal traf, fragte sie ihn lachend, ob er wisse, wem er seine Berufung zu einer Probepredigt in B. zu danken habe, und berichtete ihm ihr Gespräch mit dem Kultusminister. Eichner kam gerade vom Oberkirchenrat, welcher ihm ziemlich deutlich bewiesen hatte, man sei nicht gewohnt, sich von einem Landprediger zum Narren halten zu lassen.

Eine Stunde darauf erzählte Eichner bei einem Abendessen — seinem letzten — der liebenswürdigen alten Frau Langewski: er habe doch einen gewissen Schmerz empfunden, Gunhild Kersten, sein Beichtkind, für das er sich gewissermaßen verantwortlich fühle, in einem Verhältnis zu ihrem Lehrer wiedergefunden zu haben, das ihm äußerst bedenklich vorgekommen sei.

Nichts hatte sich verändert. Aber nach kaum drei Wochen hielt so ziemlich jedermann in B. Gunhilds Aufenthalt in Doktor Brachers Familie für anstößig, ja geradezu für unmöglich. Frau Doktor Bracher empfing Kondolenzbesuche, und alte Damen, die Gunhild bisher auf der Straße freundlich angeredet hatten, betrachteten, wenn sie an ihnen vorüberging, die Schaufenster. Es dauerte nicht lange, so war Frau Bracher die Gesellschaft des Mädchens unerträglich. Sie sagte ihrem Manne, daß sie Gunhilds Entfernung wünsche, weil die Leute häßliche Dinge redeten. Bei ihren letzten Worten sah sie auf ihres Mannes Gesicht etwas, worüber sie plötzlich in Thränen ausbrach.

„Fanny,“ sagte Bracher, nahm ihre Hand und drückte sie fest, „ich verspreche dir, daß Gunhild unser Haus verlassen soll. Aber wenn dir irgend etwas an meiner Liebe —“ er hielt inne und sagte dann traurig: „an meiner Achtung liegt, so nimm dich zusammen und laß das Mädchen nichts von dem Geschwätz erfahren.“

„Ich glaube, sie weiß schon davon,“ schluchzte Frau Bracher bei allem Jammer doch mit einem trotzigen kleinen Triumph. „Udo — es ist doch nicht wahr? Mein Gott, mein Gott, wenn ich dächte, du und das Mädchen hättet mich all die Jahre hindurch betrogen!“

Das Gespräch fand abends im Schlafzimmer der Eheleute statt. Frau Bracher fiel auf ihr Bett und weinte laut.

Bracher wollte sie mit vernünftigem Zureden beruhigen, aber seine müde traurige Stimme machte sie nur noch verzweifelter.

— — — — — — — — — — — —

Am nächsten Morgen beim Frühstück fragte Gunhild ihren Lehrer, ob er nicht glaube, daß ein Aufenthalt in Paris für ihre letzte Ausbildung vorteilhaft sein würde? Bracher bejahte. Niemand sprach von dem Grund, der zu dem Entschluß dieser Veränderung führte. Aber das Zusammenbleiben bis zum Ende des Vierteljahres, auf dem Bracher bestand, war peinlich und irritierend für alle drei.

* * *

Im nächsten Winter gab Gunhild in Berlin ihr erstes Konzert. Es war entscheidend für ihre Laufbahn. Der Erfolg kam zu ihr und überschüttete sie mit einer Fülle von guten Dingen: mit Geld und Bewunderung, mit Liebe und Freundschaft, Zerstreuung und Anregung. Unter Genüssen so verschiedener Art brauchte sie, wie jener Mann in der unterirdischen Schatzkammer, nur zu wählen, um ihr Leben reichlich zu schmücken.

Nachdem Gunhild ihren Freund und Lehrer verlassen mußte, hatte sie die Einsamkeit noch einmal bis auf den Grund geschmeckt. Wenn sie die unendlich langen Straßen von Paris hinabging, die fremde Sprache an ihr Ohr schlug und die zahllose Menge fremder Menschen an ihr vorübertrieb, zog sie das Gefühl, außer aller Gemeinschaft zu stehen, etwas zu wollen, von dem sich unter Tausenden kaum einer eine klare Vorstellung machte, in einen Zustand von müder Schwermut hinunter. Sie war doch nur ein Mädchen und war schwach. Immer wieder streckte ihre Seele gleichsam Fühlfäden aus, um zu versuchen, ob sie nicht einen Ort fände, wo sie sich anklammern könne. Überall mußte sie sich mit Schmerzempfindungen wieder zurückziehen. Zuweilen dachte Gunhild, die fortwährende Willensanstrengung, sich allein aufrecht zu halten, erschöpfe unnötig ihre Kräfte. Doch das war nicht der Fall. Im Gegenteil. In dem fortwährenden stillen Kampf mit der freilich mehr sehnsüchtigen als heftigen Leidenschaft ihres Lehrers war sie nach und nach stärker geworden, als sie es selbst wußte.

Nun sollte sie allmählich lernen, den Dienst zu schätzen, den ihr Pastor Eichner erwiesen hatte, indem er sie von Brachers geistiger Vormundschaft befreite. In Paris erst lernte Gunhild, daß es eine künstlerische Kühnheit gab, von der sie bei dem feinen, mehr talentierten als genialen Musiker Udo Bracher niemals etwas erfahren haben würde.

Glücklicherweise war sie schon zu sicher, als daß die neuen Eindrücke sie verwirrt und aus ihrem Eigentum hinausgetrieben hätten. Ihre weltberühmte Pariser Meisterin wurde ihr nur eine geschickte Dienerin. Gemütlich trat sie derselben nicht näher. Was Gunhild geben konnte: die im Gesang sich offenbarende weibliche Seele ihres deutschen Volkes, führte sie weitab von dem Gebiete der großen romanischen Künstlerin.

— — — — — — — — — — — —

Gunhild war sich klar darüber, daß sie vom Beginn ihrer Laufbahn an zu den Glücklichen gehörte. Hätte sie es nicht eingesehen, der Neid ihrer Kollegen und Kolleginnen würde es ihr gesagt haben. Dennoch mußte sie mitten in den Triumphen, die sich unaufhörlich folgten, eine Enttäuschung überwinden, der sie in diesem Teil ihres Lebens nicht wieder zu begegnen geglaubt hätte. In jedem Herzen giebt es Räume, die der Besitzer nur selten beschaut, so daß er selbst nicht mehr genau weiß, was sich eigentlich darin befindet. Es kann dort vieles verderben, und anderes, von dem man meint, es existiere längst nicht mehr, wohl aufbewahrt geblieben sein.

Als Gunhild die ersten Male vor ein großes Publikum trat, hatte sie vor Aufregung überhaupt nichts gesehen oder gedacht. Nachdem sie gelernt hatte, ruhig wie eine Herrscherin nicht vor, sondern über der Menge zu stehen, ertappte sie sich oft, ehe sie zu singen begann, auf der Frage: ob Langewski sie jetzt hören werde? Längst konnte es einmal geschehen sein und sie hatte es nicht erfahren. Aus dieser Ungewißheit entstand in ihr ein Wunsch, der überall mit ihr ging — von Berlin nach München und nach Petersburg, nach Rom und London, über das Meer und die Pacific-Eisenbahn nach San Franzisko. Wie eine heimliche Demütigung, wie das Büßerhemd, das im Mittelalter mancher Fürst und Kämpfer unter seiner glänzenden Rüstung verbarg, trug Gunhild ihre unaufhörliche Sehnsucht mit sich von Sieg zu Sieg.

Wenn sie dem Manne nur einmal zeigen konnte, wie schön und frei und reich sie ihr Leben ohne ihn gestaltet hatte, meinte sie, dann werde dieses Verlangen nach ihm, das sie ein thörichtes Rachebedürfnis schalt, gestillt sein und verschwinden.

Aber sie begegnete Langewski nicht, trotzdem beide so viel und weit die Welt durchstreiften, wie sie ihn auch in den engen Kreisen von B. nach ihrem letzten Abschied nicht wieder getroffen hatte. Die Freundschaft zwischen Bracher und Langewski war gelöst,

ohne daß die Männer ſich über das, was ſie trennte, jemals ausgeſprochen hätten.

Bracher war inzwiſchen mit ſeiner Familie nach Berlin übergeſiedelt. Er hatte Erfolg mit einer Oper, die von der Kritik als zu lyriſch angefeindet wurde, deren Melodien aber bald von allen Lippen klangen.

Bei Gunhilds erſtem Auftreten bat er es ſich als Freundſchaftsgunſt aus, die Klavierbegleitung übernehmen zu dürfen. Man nannte fortan ihre Namen zuſammen. Dabei blieb es. Gunhild ſah, daß dem Künſtler in Bracher ihre Freundſchaft, vielleicht gerade die fortwährende Erregung, die ihre Nähe ihm verurſachte, notwendig war. Und weil ſie ihm vieles zu danken hatte, konnte ſie ſich ihm nicht ganz entziehen.

Nach und nach gewann dieſe Freundſchaft, die ihr wert war und ihr doch weniger gab, als die beſten Beobachter ahnten, einen eigentümlichen Einfluß auf ihr Leben. Sie ſchützte Gunhild ein für allemal vor der Annäherung anderer Männer über eine gewiſſe Grenze hinaus. Zuweilen lachte die Sängerin über dieſe Beobachtung, die ſich ihr fortwährend aufdrängte, zuweilen ſchätzte ſie das Reſultat, zuweilen erfüllte es ſie mit einer unbeſtimmten Traurigkeit. Aber ſie lehnte ſich nicht ernſtlich gegen ihren Freund auf.

Was ihre zartgeformte Natur an Energie beſaß, konzentrierte ſie auf ihren Künſtlerberuf. Keiner von den Männern, die in Beziehung zu ihr getreten waren, hatte ſich ihr groß gezeigt. Die Liebe, die einen von den Anbetern der gefeierten Sängerin erhören ſollte, hätte immer eine gewiſſe melancholiſche Verachtung bei ihr überwinden müſſen. Und ſo heftig wurde eine Neigung niemals wieder. Gunhild war gefühlsmüde. Jahrelang blieb Brachers Freundſchaft, die im Künſtlertume ihre feſten Wurzeln beſaß, das Beſte und das einzig ihr Genehme, was die Männerwelt ihr bieten konnte.

— — — — — — — — — — — — —

Endlich fand Brachers Herz doch den Weg von ihr fort und zu ſeiner Familie zurück. Gunhild ſah, wie er ruhiger und kühler wurde. Sie machte keinen Verſuch, das vorſichtige Zurückziehen des Freundes zu hindern, und beobachtete es mit der Wehmut, mit der jede Frau eine große, ihr dargebrachte Liebe vor ihren Augen welken ſieht.

Das junge Leben, welches Frau Bracher ihrem Gatten heute ſchenkte, mußte ihm neue Intereſſen, neue Freuden und Sorgen geben, mit denen Gunhild nichts zu thun hatte.

— — — — — — — — — — — — —

Das Zuſammentreffen mit Langewski, die Nachricht, die Bracher von ihrer Seite rief, wirkten wie Lichtſtrahlen, welche Gunhild den zurückgelegten Lebensweg ſcharf und klar erhellten. Aber indem ſie in die Zukunft hinausſchaute, fragte ſie ſich immer wieder, ob ſie heute reicher oder ärmer geworden ſei. Sie vermochte es nicht zu entſcheiden.

Langewski konnte niemals Brachers Stelle einnehmen. Niemals! Eine Freundſchaft mit ihm war nicht zu denken. Gunhild hegte nicht den Wunſch, Langewski wiederzuſehen. Der Triumph, den ſie im ſtillen über ihn hätte feiern können, war zu nichte geworden, weil ſie den Mann in ſeinem früheren Handeln verſtand und es nicht mehr nach den Qualen, die es ihr bereitet, beurteilte, ſondern nach dem Wert, den es für ihre und ſeine Zukunft gewonnen hatte. In ihrem Beruf mußte ſie täglich die intimſten Empfindungen des Herzens koſten, während ſie ſie künſtleriſch geſtaltete. Längſt hatte ſie ſich dadurch über die Schranken erhoben, welche die Menſchen ſich für ihr Thun und Laſſen gegenſeitig ziehen. Moral war ihr: die Rechte der anderen achten, indem ſie die eigenen wahrte.

„Was wäre aus mir geworden, wenn ich in Hattersleben blieb?“ fragte ſich Gunhild, als der neue Morgen dämmerte. Sie erhob ſich ein wenig aus ihren Decken und zündete Licht an. Auf dem Tiſchchen neben ihrem Bette ſtanden die Photographien ihrer Eltern, das einzig Heimatliche, was ſie auf ihren Streifzügen begleitete. Sie nahm das Bild ihres Vaters, betrachtete es lange und küßte es ſachte. „Du lieber, blinder, ängſtlicher, alter Mann. Ob etwas von ihm lebt und weiß, daß ich ſeiner nur würdig bleiben konnte, indem ich ſeine tote Hand von mir abſchüttelte und allein ſtehen lernte? — Allein dem Rieſen Leben gegenüber ...

Allein mit Schwert und Schild,
Mit ſonnenhellen Haaren,
Dein Töchterlein Gunhild!“

begann ſie vor ſich hinzuſingen und wehte mit der Hand, bis das Licht verlöſchte. Sie

streckte sich müde aus und schlief dann ein. Bald darauf funkelte die helle Frühlingssonne durch alle Spalten der Vorhänge. Von dem losen, lockigen Haar umgeben, ruhte Gunhilds Haupt auf reichem goldenem Grunde, wie alte Meister die Köpfe ihrer Heiligen darzustellen pflegten. Das Lächeln der Märtyrer, welche die Folterwerkzeuge der Weltentsagung an ihr Herz drücken, konnte nicht friedlicher sein als das der Künstlerin, die nicht entsagt, sondern errungen hatte. In der warmen, stillen Luft und von den irrenden Sonnenstrahlen getroffen, begann ein Lorbeerkranz auf dem Tische zu duften.

* * *

Berlin. Ein großes Hotelzimmer mit einem Flügel, der unharmonisch zwischen der übrigen Einrichtung stand. Auf Tischen und Stühlen Berge von welkenden Marschall-Niel-Rosen, Hyacinthen und Maiglocken.

Gunhild hatte am Abend zuvor gesungen.

Jede Post brachte Stöße von Zeitungsblättern und Briefen. Die Besucher wurden vom Portier beschieden, Fräulein Kersten sei nicht zu sprechen.

Sie übte am Morgen mit Bracher. Dann fuhr sie zu dessen Frau, ihre Karte und ein paar Blumen als Glückwunsch abzugeben. Dann einige eilige Besorgungen bei Herzog und Landauer. Dann ein Frühstück, welches den Namen Diner verdiente, bei einem ausländischen Gesandten. Nun kam sie heim, ermüdet von den schweren Weinen und den leichten Witzen, die man ihr vorgesetzt hatte. Sie legte die dunkle, schwere Seide ab und wählte ein loseres Gewand, eine jener Toiletten, die von England eingeführt sind und die Eleganz des Gesellschaftskleides mit der Grazie eines Negligées vereinen sollen. Das Wechseln ihres Anzuges oft drei-, viermal am Tage war Gunhild zur Gewohnheit geworden. Dabei gab sie der Kammerfrau die Befehle für den nächsten Tag. Gunhild mußte mit dem Frühzuge nach Wien fahren. Von dort —

„Wie war es doch? Bitte das Kursbuch!"

Konnte man rechtzeitig nach Stuttgart kommen, um vor Beginn des dortigen Konzertes noch eine Probe zu haben? Kaum! Brach sie noch in der Nacht von Wien auf, so war es möglich. Das that sie nicht gern. Ihre Stimme mußte auch berücksichtigt werden. Die Kammerfrau gab verständigen Rat. Sie war eine ältere Person, etwas mehr als Dienerin und begleitete Gunhild schon jahrelang.

Inzwischen war es fünf Uhr geworden. Im Salon bereitete der Kellner nach Gunhilds Anweisungen einen Theetisch.

Schwere Regenwolken verdunkelten den Himmel. Durch die geöffneten Fenster wehte eine feuchte, schwüle Frühlingsluft.

Gunhild streckte sich einen Augenblick auf der Chaiselongue aus.

Es klopfte kurz und stark.

Sie erhob sich aus der liegenden Stellung. „Herein! nur herein!" rief sie heiter und kam mit freundlich ausgestreckter Hand dem eintretenden Langewski entgegen. „Das ist hübsch von Ihnen, daß Sie alte Freundschaft erneuern wollen! Sie nehmen eine Tasse Thee? Dabei plaudert sich's gemütlicher. Dies ist mir eigentlich die liebste Stunde des Tages. Darum wählte ich die Zeit für Ihren Besuch, da Sie mir die Bestimmung überließen. Dank für die herrlichen Blumen!"

Gunhild bediente ihren Gast aus silbernem Kännchen. Langewski saß ihr gegenüber, die Porzellanschale in der Hand. Er hatte nur kurz und knapp auf ihre Begrüßung geantwortet.

„Ist Ihrer Frau Mutter der Trubel neulich gut bekommen?" fragte Gunhild. „Wie rüstig sie ist! Welche blühenden Farben!"

Sie bemerkte, daß Langewski sehr erregt war. Wollte er anderes als ein heiteres Gespräch? fragte sie sich verwundert und peinlich berührt.

Mein Gott! es war so lange her. Warum denn?

Gunhild versuchte mit der Gewandtheit, welche sie sich durch viele Übung angeeignet hatte, die Unterhaltung zu führen. Aber nach und nach legte sich doch eine wachsende Verlegenheit verschleiernd um ihre Stimme.

Warum? warum? dachte sie wieder, fast gekränkt, weil es ihr nicht gelingen wollte, den Mann zu beruhigen. Fand sie den Ton fröhlicher Kameradschaft nicht, mit dem sie oft bewegte Gefühle und heftig verlangende

Sinne im Zaum gehalten? Sie fand ihn wohl und brachte den ungeduldigen Langewski damit zur Verzweiflung.

Er dankte für weitere Erfriſchungen, und während er atemlos ſprach — irgend etwas, nur um nicht ungezogen zu ſcheinen, trieben ſeine Finger mit den Blumen, die auf einem Ständer neben ſeinem Stuhl aus goldenem Füllhorn quollen, ein zerſtörendes Spiel.

Ein hoher Herr hatte Gunhild die Roſen geſandt, und Gunhild bemerkte: „Herr Langewski, Sie zerpflücken mir meine Triumphe!“

„Könnt ich's! Könnt ich das, Gunhild!“ Er atmete ſchwer und ſuchte Worte für Unausſprechliches, das in ihm aufwallte.

Sie entzog ihm zögernd die Hand, die er dabei ergriff.

Ein Entzücken rann durch ihr Sein, ein Erwarten, das ſie ſchwach machte. Sie neigte ihr Haupt und ſchloß die Augen und empfand doch Langewskis Blicke liebend, verlangend auf ihr ruhen.

Er erhob ſich leiſe, wie einſt, mit derſelben Bewegung.

Das weckte ſie auf. Ihre erſchrockene Gebärde der Abwehr war nicht mißzuverſtehen.

Langewski trat zurück, er wurde blaß und ſeine Züge verzogen ſich in plötzlichem Schmerz. „Darf ich Ihnen ſchreiben?“ fragte er nach einer Weile.

„Ich wüßte nicht, was Sie mir zu ſagen haben könnten.“

„Nichts — wenn Sie nicht fühlen, daß wir zwei — trotz allem — zueinander gehören.“

„Trotz allem? Auch trotz meines Künſtlerberufes?“

„Den werden Sie mir zum Opfer bringen! Mann und Frau müſſen ſich, denk ich, ohnehin täglich Opfer bringen!“

„Nein,“ ſagte Gunhild, „das kann nicht ſein!“

„Dann — dann habe ich mich geirrt.“

Sie ſah vor ſich nieder. „Halten Sie meinen Beruf nicht für würdig Ihrer Frau?“ fragte ſie mit erzwungener Sanftmut.

Langewski that ein paar Schritte durch das Zimmer. „Mißverſtehen Sie mich doch nicht ſo fürchterlich! Aber ich kann doch meine Frau nicht der Kritik oder Anbetung von tauſend Laffen — Eſeln — was weiß ich — preisgeben! Gunhild!“ Er war bei ihr, ergriff ihre Hände, wollte ſie an ſich reißen. „Du haſt mich ja lieb!“

Ihre Antwort war ein ſtummes, heftiges Sichbefreien.

Er ſtampfte mit dem Fuß. „Alſo das Publikum! Wenn es ſo iſt ... Wie in die Kirche kam ich mit meinen Gedanken zu der Erinnerung an dich! Dein Gott wurde inzwiſchen das Publikum. Gut — gut!“

Gunhild lachte zu ſeinen höhniſchen Worten, aber die Thränen ſtanden ihr in den Augen. „Kann ich dafür, wenn Sie ein falſches Bild verehrten? Erinnern Sie ſich noch, daß Sie mir einmal geſagt haben, Ehrgeiz, Egoismus und Freiheitsdurſt wären Triebfedern Ihres Handelns, und ein Menſch, der der Liebe ſeine Individualität opfere, ſcheine Ihnen ſehr bedauernswürdig. — Habe ich nicht ein gutes Gedächtnis?“

„Ein ſehr gutes,“ beſtätigte Langewski. Er hoffte wieder.

„Sehen Sie, Sie haben mir damals, als Sie das ſagten, grenzenlos weh gethan. Darum wahrſcheinlich hat Ihr Ausſpruch einen ſo tiefen Eindruck auf mich gemacht und ich mußte immer wieder darüber nachdenken. Ich leugne gar nicht, daß ich mich nach Ihren Lehren gebildet habe!“

„Das Reſultat giebt mir recht,“ bemerkte Langewski.

„Ja. Ich kann mit meinem Leben zufrieden ſein. Wenn Ihre Phantaſie mein Bild in einem Heiligenſchrein ſah, ſo war das ja ſehr poetiſch. Aber ich ſelbſt habe mich inzwiſchen doch mit manchem Häßlichen und Unreinen befaſſen müſſen. Denn da ich allein ſtand, mußte ich mich ſchon mit eigenen Händen dagegen wehren. Ich habe mir äußere Selbſtändigkeit und innere Freiheit recht ſchwer errungen. Wundert es Sie, daß beides mir Lebensbedürfnis geworden iſt?“

Langewski ſah, wie Gunhild zitterte, und ſie gefiel ihm doppelt in der Aufregung, die ſie ergriffen hatte. Es war Kraft und Überzeugung in ihren Worten. War ſie nicht doch zu gewinnen? Mein Gott, wie lieb er ſie hatte! Sie mußte ſein eigen werden. Aber ganz ſein eigen! Du ſollſt keine anderen Götter haben neben mir, fuhr es ihm durch den Sinn, und er ſchämte ſich dieſes Gedankens. Aber er hatte ihn gedacht.

Plötzlich stand Gunhild auf und trat zu ihm. Die Hände faltend, zu ihm aufsehend, fast mit Schluchzen bat sie: „Laß mir mein eigenes Leben! Laß mir meine Kunst! Es ist ja nicht der Erfolg! das nicht! Es ist die heilige Schaffenslust! das Entzücken am Gewordenen! Du kennst es doch auch! Du bist doch auch ein Schaffender! Wenn ich das vernichte um deinetwillen — das würde sich rächen! Es ist mein Bestes!"

„Ich werde dich nicht am Singen hindern!" grollte er.

Es war nicht mehr wie Liebeswerben zwischen ihnen. Feinde, die einen alten Kampf austragen, standen sich gegenüber: Mann und Weib. Sie mit Zittern, mit den Tropfen des Schmerzes auf den Wangen; er finster, die Zähne zusammengebissen, mit der Begierde ringend, sie zu überwältigen.

Ein heftiger Regenguß rauschte plötzlich ins Fenster. Gunhild ging, die Scheiben zu schließen. Langewski nahm seinen Hut. Sie sah es. Sie blieb ihm fern.

Er stand unentschlossen. Bittend sagte er dann: „Würde es Ihnen nicht genügen, einen kleinen ausgewählten Kreis mit Ihrem Lied zu erfreuen? Im eigenen Salon — Kenner — Künstler — mich? Ich würde der Wahl Ihrer Freunde keinen Zwang auferlegen. Nur die unbeschränkte Öffentlichkeit . . ."

„Sie sind sehr freundlich," antwortete sie gleichgültig.

Langewski fühlte, daß er gehen mußte.

„Vielleicht finden Sie doch ein Mädchen, das noch ein unbeschriebenes Blatt ist und mit dem Sie in Ihrem Sinne glücklich werden können."

Er schüttelte den Kopf.

Gunhild starrte trübe auf das nasse Fenster, auf die grauen, rinnenden Tropfen. Er war es doch, der mich den Wert der Freiheit lehrte, dachte sie immer wieder, nachdem Langewski das Zimmer verlassen hatte.

Oft hatte sie sich gesagt, daß nur ein schwacher Mann, den sie beherrschen müßte, eine Frau von ausgeprägter Eigenart ertragen würde. Und das wollte sie nicht. Sie war viel zu sensitiv dazu. Dann hatte die Erinnerung, die niemals ganz verklungen war, flüchtig gerufen: Einer — einer würde verstehen, was ich meine!

Er hatte es nicht verstanden. Auch er nicht. Sie fühlte ein trauriges Staunen. War es nur ein körperliches Empfinden, das sie so mächtig zueinander zog? Und der Trieb, der so sehr ein Teil ihrer natürlichen Lebensregungen war, daß er immer wieder, was ihn auch unterdrückt hatte, aufwachte, sobald sie beide sich wiedersahen — der sie ruhelos quälte — er war nicht kräftig genug, ihr Denken, ihre Anschauungsweise zu beeinflussen? Ein Fremdes — konnte es Eitelkeit, Herrschbegierde oder nur ererbter Begriff und Maßstab sein — hinderte die Natur mit starker Hand, zu verbinden und zu einen?

Während Gunhilds dumpfer Schmerz sich unter solchen Erwägungen in stillem Verzicht löste, kam ihr die Erinnerung an Stunden vor zwölf Jahren: damals hatte sie sich auf der Erde gewunden, sich das Haar zerwühlt, gewimmert und gelitten; nur gefühlt — nicht betrachtet.

Ihre Kunst, die sie so stark gemacht hatte, sollte sie aufgeben?

* * *

Max Langewski ging schnell die Linden hinab. Unter aufgespannten Regenschirmen drängten die Menschen an ihm vorüber. Eilig trippelnde Damen suchten hoch aufgenommene Frühlingstoiletten in Sicherheit zu bringen. Jagende Droschken spritzten schmutziges Wasser an den Fußgängern empor. Es plätscherte, es rauschte von allen Dächern. Der Wind schüttelte die noch wenig belaubten Bäume und warf Fenster und Ladenthüren auf und zu. Er bereitete sich zum Sturm. Nach der einschläfernden lauen Schwüle war es plötzlich kalt geworden.

Als Langewski eine Weile den Regen hatte auf sich niederströmen lassen und, ohne Erquickung dadurch zu finden, in ungeduldigen Atemzügen den aus der Erde steigenden feuchten Frühlingsduft eingesogen, trat er in ein Café.

Er setzte sich und nahm eine Zeitung. Er wollte und konnte nicht lesen, das Blatt sollte ihm nur als Schild gegen neugierige Augen dienen. Durstig trank er ein Glas Bier und brütete lange vor sich hin.

Er fühlte sich müde und zerschlagen, wie

nach einer übermäßigen Anſtrengung. Zuweilen zuckte ein nervöſer Schmerz durch ſeine Schläfen und verließ ihn dann wieder.

Langewski ſchalt ſich ungeſchickt, tölpelhaft, albern. Von all den Gründen, mit denen er Gunhild überzeugen wollte, hatte er keinen vorgebracht. Die Leidenſchaft hatte ihn überwältigt und beherrſchte ihn noch jetzt. Immer ſah er Gunhild als ſein Weib, froh lächelnd zu ſeinen heftigen Liebkoſungen. Dieſe Vorſtellungen verließen ſeine Phantaſie nicht mehr, ſeit ſie beide vor zwei Tagen unter der friſch keimenden Weide geſtanden.

Eigentlich war es unerhört, daß er als reifer Mann einer Leidenſchaft nachgab, die er, jünger und hitziger, mit Vernunft bezwungen hatte. Dabei wurde ihm klar, daß Gunhild ja jetzt ſchöner war als in ihrer frühen Jugend. Dieſe Miſchung von Lebenswiſſen und zurückhaltender Anmut berührte ihn mit merkwürdigem Reiz.

Als ſeine Frau hätte ſie ſich wahrſcheinlich auch erfreulich entwickelt, jedenfalls aber nicht gerade zu dem, was ihm nun ſo ſehr gefiel und alle Seiten ſeines Weſens in liebevolle Erregung verſetzte.

Wollte er gerecht ſein, ſo mußte er verſtehen lernen, daß ſie einen Beruf, dem ſie und der ihr ſo viel verdankte, nicht um einer vorübergehenden ſinnlichen Erregung willen preisgeben konnte.

Liebe —? Mein Gott, die Hochſchätzung der Liebe hatte er ihr ja ſelbſt genommen.

Es war ein hirnverbrannter Unſinn von ihm geweſen. Abgemacht.

Er ſchlug an ſein Glas. „Kellner —! Zahlen!“

„Lieber Langewski — ausgezeichnet, daß ich Sie hier treffe. Ich war heute ſchon zweimal in Ihrem Hotel.“

„Was verſchaffte mir die Ehre?“ fragte Langewski, dem Geheimrat Behrend die Hand ſchüttelnd.

„Sind Sie eilig?“

Langewski hatte ein „Ja“ auf der Zunge. Entſchloſſen ſagte er: „Nein!“ und ſetzte ſich wieder. „Ich ſtehe zu Ihren Dienſten, lieber Geheimrat. Kellner, einen Cognak!“ Er wußte, was Behrend von ihm wollte. Es gelüſtete ihn nach einem Kampfe.

Der Geheime Oberregierungsrat rührte ſeine Melange und that eine bautechniſche Frage. Er wollte ſich von Langewski Auskunft holen, trotzdem er ſelbſt anerkannter Meiſter in dem berührten Fache war. Es ſollte eine einleitende Höflichkeit ſein.

Langewski ſagte ſeine Meinung, andeutend, wie man zu Kollegen ſpricht, nicht dozierend.

Dann kam der Punkt, um den es ſich handelte.

„Nun, lieber Freund, haben Sie die Vorſchläge des Miniſters überlegt?“

„Gewiß!“

„Scheinen Sie Ihnen nicht vorteilhaft?“

„Ich ſagte Ihnen bereits, lieber Geheimrat, daß ich den lebhaften Wunſch habe, meine Kraft meinem Vaterlande zur Verfügung zu ſtellen. Wenn man mich von entſcheidender Seite für den Mann hält, dem man die Ausführung eines ſo wichtigen Projektes anvertrauen will, ſo kann ich mich nur geehrt fühlen.“

„Sie wiſſen,“ ſagte der Geheimrat mit ſeiner würdigen Freundlichkeit, die er aus dem herablaſſenden in den kameradſchaftlichen Ton umzuſtimmen ſuchte, „daß es nicht zu den Gepflogenheiten unſerer Regierung gehört, Ausländer — pardon, eigentlich ſind Sie Ausländer, lieber Langewski, Sie haben zuviel für das Ausland gewirkt — zu Staatsunternehmungen heranzuziehen. Aber hier ... Man macht es uns ja geradezu zum Vorwurf, Sie Amerika ſtillſchweigend abzutreten. Die ſchwindelhaft kühnen Bauten, die Sie drüben ausgeführt haben ...“

Langewskis Lachmuskeln zuckten unter dem Bart. Der Geheimrat amüſierte ihn außerordentlich. „Gut — man will alſo den ſoliden Pfad verlaſſen und den ſchwindelhaft kühnen einſchlagen. Wird das den deutſchen Unterthanen auch recht ſein? Sie ſind dergleichen nicht gewohnt. Übrigens — wie findet man ſich mit meiner politiſchen Richtung ab?“

„Im Staat des alten Fritz kann jeder nach ſeiner Façon ſelig werden,“ ſagte der Geheimrat verbindlich. „Ich glaube nicht, daß der Miniſter Ihnen Ihren Wahlzettel zur Einſicht abfordern wird.“

„Hm, ja — Dann bin ich ſelbſtverſtändlich bereit.“ Die Herren verbeugten ſich leicht gegeneinander.

„Sie bleiben doch noch in Berlin? Excel-

lenz wünscht Sie in den nächsten Tagen selbst zu sprechen. Die Geschichte soll schleunigst in Angriff genommen werden. Man wird Sie etwas treiben, fürchte ich. Wir sind alle sehr überbürdet."

„Ich arbeite schnell," sagte Langewski einfach.

„Zu publicistischen Nebenarbeiten werden Sie wenig Zeit übrig behalten."

Langewski horchte auf. „Nimmt man Anstoß an meiner Gewohnheit, meine Meinung über schwebende Fragen auszusprechen?"

„Durchaus nicht! Wir schreiben ja fast alle — für wissenschaftliche Zeitschriften, für Fachblätter. Nur — es wird Ihnen, wie gesagt, wenig Zeit bleiben ..."

„So — Dann sind unsere Verhandlungen also als gescheitert zu betrachten."

„Aber bester Herr ... Sie werden doch nicht auf dieser Laune ... Nein, verzeihen Sie, Ihre Leitartikel sind vorzüglich. Ich lese sie stets! Aber Sie müssen doch verstehen ... Blätter, welche die Regierung in unleidlicher Weise kritisieren ..."

„Mir scheint, Tunnel und Brücken haben nichts mit der Politik zu thun," bemerkte Langewski.

„Das scheint mir auch so," antwortete Geheimrat Behrend pointiert.

„Sie mißverstehen mich. Wenn die Regierung meine Dienste auf dem einen Gebiet verlangt, so braucht sie darum doch nicht auf mein ganzes übriges Denken Beschlag zu legen."

Der Geheimrat zog die Schultern in die Höhe und bemerkte fein: „Der Staat fordert von denen, die eine Verbindung mit ihm eingehen, allerdings viel — wie der Gatte von der Gattin: den ganzen Menschen, das ganze Herz!"

Langewski hob bei dieser Sentenz mit einer schnellen Bewegung den Kopf und sah dem alten Geheimrat starr ins Gesicht. Er wurde dunkelrot. Der Geheimrat lächelte, weil er entzückt von der Wirkung war, die seine Worte augenscheinlich ausgeübt hatten. Einige Augenblicke ließ er ruhig Langewski Zeit zur Überlegung. Dann wiederholte er vertraulich: „Der Minister wünscht Sie morgen persönlich zu sprechen. Seine Majestät interessiert sich dafür, ob die von Ihnen dargelegten Ideen ausführbar sein werden. Sobald Sie Ihre Pläne durchgearbeitet haben, wünscht der Kaiser selbst Einsicht zu nehmen."

Langewski erhob sich. „Es kann nicht sein," sagte er kurz. „Ich kann der Regierung weder meine Meinung, noch die Freiheit, sie zu äußern, zum Opfer bringen. Wer Tüchtiges schaffen will, muß sich ungehindert fühlen. Leben Sie wohl, Herr Geheimrat."

Geheimrat Behrend schüttelte Langewski mit dem Ausdruck lebhaftesten Bedauerns die Hand. Er war erstaunt über dieses Betragen. Doch gleichviel, seine Pflicht war gethan. Gott sei Dank, er und seine Kollegen waren den Störenfried los. Ein Sonderling ...

* * *

Langewski verließ das Café. Es hatte aufgehört zu regnen. Desto heftiger pfiff der Sturm um die Straßenecken. Langewski schlug den Kragen seines Überziehers in die Höhe und ging durchs Brandenburger Thor die Siegesallee hinab. Dort war es bereits dunkel.

Nach Haus? In ein Theater? Still sitzen, während die Gedanken sich im Hirn überstürzten und alle Sinne, alle Gefühle durcheinander tobten? Jetzt ein Pferd! Und hinaus in die Einsamkeit! Aber erst zum Pferdeverleiher gehen, den Mann durch solch ein exaltiertes Begehren in Erstaunen und Neugier versetzen? Brr!

„Ich gehöre doch nicht hierher. Weder in das Beamtentum noch in die Ehe! Gott sei Dank, daß ich meine Freiheit noch habe! Draußen wissen Sie mich zu schätzen."

Er lachte höhnisch. Es fiel ihm ein, was nun ein anderer aus seinen Plänen machen würde, vielleicht der Geheimrat Behrend selbst. „Verhunzen, verkleinern! Nur immer vorsichtig! Nicht zu viel Geld brauchen! Nirgend anstoßen! Mit denen wäre ich fertig geworden! Ich! Das habe ich mir einbilden können!"

Wie alle phantasievollen Menschen, hatte Langewski bei der Verwirklichung seiner Pläne wohl große Hindernisse berechnet, aber die kleinen übersehen. Er hatte heftig gewünscht, für Deutschland zu arbeiten. Hier thätig sein und zugleich als Ehemann in die seßhafte bürgerliche Gesellschaft eintreten,

hatte ihm vor ein paar Stunden noch erstrebenswert gedünkt — als Gunhilds Ehemann, als der eines Weibes, das ihn verstand.

Beides war mißglückt — hier, weil er frei — dort, weil er Tyrann sein wollte.

Die Sonderbarkeit dieser Zusammenstellung frappierte ihn wieder, wie ihn der Vergleich des Geheimrats vom Staat und dem Gatten ins Herz getroffen hatte. So faßten Männer wie Geheimrat Behrend die Ehe auf — natürlich! Und in diesem einen Punkt harmonierte Langewski mit dem Geheimrat Behrend und mit seinesgleichen.

Es war Nacht geworden. Langewski schritt immer weiter, aufs Geratewohl die breiten, finsteren Alleen des Tiergartens hinab und hinauf. In den großen Fichten, den keimenden Buchenkronen wütete der verspätete Frühlingssturm.

Von der pfeifenden, sausenden Windsbraut gepackt und zerschüttelt, knirschten und knarrten die alten Bäume in grimmem Weh, und das dürre Holz ihrer brechenden Zweige knatterte im Niederprasseln wie Gewehrfeuer. Dumpferes Donnerpoltern eines stürzenden Astes und dann eine Stille. Und langhallendes Seufzen und Stöhnen rauschte durch die gepeitschten, mißhandelten Kronen, und dann brachen alle die durcheinander tobenden Naturtöne auf einmal wieder los.

Langewski hatte ein wildes Vergnügen an dem Tumult. Dieser Gang durch den Tiergarten war ja fast lebensgefährlich.

Quer über den Reitweg, den die fashionablen Amazonen, die Offiziere von den Eliteregimentern und die Söhne der herrschenden Banquiers zu bevorzugen pflegten, stürzte mit ungeheurem Krachen einer von den mächtigen Baumriesen nicht weit vor Langewski zur Erde nieder.

Das freute den Mann, er machte sich kaum klar, weshalb.

„Wie's hier in der Nacht aussieht, daran denkt ihr nicht, wenn ihr im Sonnenschein hier liebelt und kokettiert. Daß der altbekannte, zahme Tiergarten solche Revolutionsorgien feiern kann! — Ob Gunhild wohl geweint hätte, wenn der Kerl mir den Schädel einschlug? Ein dramatisches Ende. Schade! Sie hätte vielleicht Trauer angelegt. — Nein, das war gemein. Sie leidet, wie ich. Warum nur der Eigensinn — von uns beiden?"

Er blieb stehen und starrte auf den gefallenen Baum nieder, der ihm den Weg versperrte und in der Dunkelheit wie eine gewaltige formlose Masse erschien.

Was wollte das Mädchen weiter als frei sein, wie er es auch gewollt? Würde er nicht alle Kräfte seines Leibes und Geistes eingesetzt haben, der Regierung einen Bau zu liefern, auf den jeder Deutsche hätte stolz sein können?

Und ihr, die er doch liebte, mißtraute er? Einem Weibe wie Gunhild mißtraute er? War sie denn ein unflügges Gänschen, das er weiden und hüten mußte? Ihr hatte er nicht gönnen wollen, was er für sich verlangte?

„Gunhild!" schrie er laut auf. „Gunhild! Meine Gunhild!"

Der Sturm verwehte den Klang des hinausgerufenen Namens. Was ist ein Name für den Raum, für die Welt? Langewski wurde dieser Mädchenname zum Symbol eines unsterblichen Gedankens, der in ihm Leben gewann.

— — — — — — — — — — — —

Vor dem Hotel, in dem Langewski Gunhild wohnen wußte, stand er zögernd still. Aus Nacht und Zerstörungsgraus war er in die täuschende Tageshelle elektrischer Lichtflammen zurückgekehrt. Die Vorsicht verlangte wieder ihr Recht. Er zog die Uhr.

Ein Viertel vor zehn — es geht noch.

Er sprang die Treppen hinauf. Seine Augen lachten glücklich.

Ein stürmisches Klopfen an der Thür von Gunhilds Salon. Er dachte nicht daran, daß sie ihn vielleicht nicht mehr empfangen könne oder wolle. Er riß die Thür auf.

Gunhild hatte am Fenster gestanden und wendete sich erschrocken über den heftigen Eindringling um.

Als sie Langewski erblickte, wurde ihre Haltung steif in hochmütiger Abwehr.

Mit einem Blick hüllte er sie vom Haupt zu den Füßen ein in Liebe, in Anbetung, in Bewunderung und Vertrauen. Und dabei sah er so glücklich aus!

Zu ihr hin war er atemlos gestürmt. Vor ihr wurde er ruhiger.

Wie man eine Überzeugung ausspricht,

ernſt und langſam ſagte er: „Du hatteſt recht, Gunhild. Ich danke dir, daß du du ſelbſt bleiben wollteſt.“

Er reichte ihr die Hand, aber ſie gab ihm nur zaudernd die ihre. „Herr Langewski, ich begreife nicht . . .“

„Nein, es kam zu ſchnell. Ich will Ihnen alles ſagen — ſpäter. Jetzt nur dies: ich verſtehe dich, Gunhild. Noch vor vier Stunden war mir dein ganzes inneres Leben fremd. Jetzt nicht mehr. Ich glaube, ich habe dich noch lieber als zuvor. Willſt du mich zum Gefährten annehmen? Ich ſtelle keine Bedingungen mehr. Ich vertraue dir, daß du mir Glück ſchenken wirſt.“

Er ſchwieg. Dann nahm er ihre Hand und führte ſie zu der Chaiſelongue, wo ſie am Nachmittag geſeſſen hatte, und ſie ließ es in ſtummem Erſtaunen geſchehen.

Sie ſahen ſich ſchweigend, prüfend, fragend in die Augen.

In Gunhilds Herzen wachte eine große Freude auf.

Langewski ſprach ruhig und lange zu ihr. „Wenn Sie glauben, daß dieſe Wandlung zu ſchnell gekommen iſt, um Beſtand zu haben, ſo will ich geduldig ſein und warten, bis Sie ſich mir vertrauen werden.“

Aber indem er das Vernünftige ſagte, ſprachen ſeine Augen eine leidenſchaftliche Bitte.

Gunhild hob das Antlitz ihm entgegen und reichte ihm ihre Lippen zum Kuß.

Lange lag ſie ſtill an ſeiner Bruſt, und was er die Tage über geträumt, war nun verwirklicht. Aber die Wirklichkeit war beiden noch wie Traum. „Meine ſchönſten Lieder ſind nun doch nur für dich,“ flüſterte ſie ſchelmiſch unter ſeinen Liebkoſungen.

Endlich umfaßte ſie ſelbſt den Mann inniger, ſchmiegte ihre Wange an die ſeine und küßte ihn leidenſchaftlich.

Dann ſchob ſie ihn leiſe von ſich und ſtand auf. „Max, ich glaube, es war deine Abſicht, jetzt zu gehen?“ fragte ſie ſchüchtern.

Er ſah, wie ſie ſtrebte, ſich zu beruhigen, und wie ſie ernſt wurde.

Einen Augenblick hatte er das Verlangen, ſie wieder in ſeine Arme zu ziehen und mit Küſſen zu betäuben. Wenn ſie frei ſein wollte, ob ſie auch den Mut der Freiheit haben würde?

Er beobachtete tief befriedigt, wie ſie mit Scham und Befangenheit rang, wie jung ſie noch war. Darüber zerging ihm die Leidenſchaft zu inniger Rührung.

Er trat zu ihr. „Soll ich gehen, Gunhild?“

Sie ſenkte die Augen und preßte die Hände ineinander. Es vergingen Sekunden. Sie fand kein Wort, wagte keinen Blick, keine Bewegung. „Kamſt du, um zu bleiben?“ fragte ſie endlich.

„Zuerſt nicht, aber —“

Sie ſah ihn nun an, ganz ruhig und klar, mit einem frohen Lächeln. „Ich dachte es.“ Sie legte ihm beide Hände auf die Schultern. Ihre Augen glänzten. „Seit du mich geküßt haſt, bin ich dein Weib.“

Er nahm ſie in ſeine Arme, ihr errötendes Geſicht verſteckte ſich an ſeiner Schulter.

„Du weißt, daß es Liebe iſt, wenn ich gehe?“ flüſterte er an ihrem Ohr.

Sie gab ihm Antwort durch eine leiſe Bewegung ihres Hauptes.

Langewski zwang ſich, weiter zu reden, obwohl er Gunhild jetzt lieber verlaſſen hätte. „Begnügen wir uns mit dem neuen Inhalt, mögen andere auf der neuen Form beſtehen.“

„Du hätteſt es doch nicht ertragen, wenn man Steine auf mich geworfen hätte!“

„Wahrhaftig nicht!“

„Weißt du, ich bin auch feige.“

„Du?“

„Jawohl. Ich bin doch Künſtlerin, nicht Kämpferin.“

„Ob das nicht zuſammengehört?“

Sie lachten beide. Er zupfte ſie am Ohr und ſtreichelte ihr die Wange. „Auf Wiederſehen! Morgen? Um wie viel Uhr?“

„Mein Gott, ich muß ja nach Wien!“

„Geht die Eiſenbahn nur für dich allein nach Wien?“

Sie lachten wieder.

„Sag, Gunhild!“ rief er, ſeinen Hut nehmend, „haſt du in dieſem Jahr noch einen Tag frei — für unſere Trauung?“

„Sobald das Standesamt uns freundlich geſtattet, Mann und Frau zu werden!“

# Hans von Schweinichens Lehr- und Wanderjahre.

Von

**Hugo Schröder.**

Anno Domini 1552 wurde dem edlen, geſtrengen, ehrenfeſten Herrn Jorge von Schweinichen, dermalen herzoglich Liegnitziſchem Hauptmann, auf Schloß Gröditzberg von ſeiner zweiten Frau, der viel ehren-tugendreichen Salome von Gladis, ein Sohn geboren, der in der heiligen Taufe den Namen Hans erhielt, weil er am Montag nach Johannis das Licht dieſer Welt erblickt hatte. Hans rühmt ſich in ſeinen Memoiren, aus denen hier den Leſern einiges vorgelegt werden ſoll, ein alter vierſchildiger Edelmann zu ſein. Herr Jorge hatte in allerlei Fürſten Dienſten Lebenserfahrung und Ruhm gewonnen, und als er ſich ſchließlich der Verwaltung ſeines väterlichen Gutes Mertſchütz widmete, wollten ſeine Herren doch nicht auf den bewährten Mann verzichten, er blieb J. F. G. (Ihrer Fürſtlichen Gnaden) wohlbeſtallter Rat. In Mertſchütz verlebte Hans, neben dem noch mehrere Geſchwiſter heranwuchſen, ſeine Kindheit, „erzogen in der Furcht Gottes“.

In die Wiſſenſchaften führte ihn der Dorfſchreiber Jorge Pentzen ein, in den Mußeſtunden hütete er Gänſe und ſuchte Eier, die von pflichtvergeſſenen Hühnern auf Böden und an ſonſtigen verſteckten Orten gelegt waren. „Wie ich nun ein wenig im Leſen angefangen und faſt, wie zu ſagen ſtammeln können, ſowohl im Schreiben die Buchſtaben zu ſetzen und wie man pflegt zu ſagen Krähenfüße zu machen, bin ich Anno 1562 vierzehn Tag vor Oſtern, von meinem lieben Herrn Vatern zu J. F. G. Herzog Friedrich dem Dritten zur Liegnitz, weil J. F. G. allda in der Cuſtodia angehalten wurden, gegeben, daß ich mit F. G. Herzog Friedrich, dem jungen Herrn und vierten dieſes Namens, ſtudieren ſollte.“

Am Liegnitzer Hof herrſchten wunderliche Verhältniſſe. Herzog Friedrich III. hatte trotz einer ſorgfältigen Erziehung eine äußerſt ſchlechte Regierung geführt, die Unterthanen bedrückt, rieſige Schulden gemacht und ſeine Regentenpflichten völlig vernachläſſigt, da er meiſtens zweck- und ziellos im Reiche herumreiſte, ſo daß oft kein Menſch daheim wußte, wo er ſich befand. Schließlich ſah ſich Kaiſer Ferdinand I. genötigt, ihn 1559 abzuſetzen und ihn von ſeinem Sohn und Nachfolger Heinrich XI. auf dem Schloß zu Liegnitz gefangen halten zu laſſen.

Hans erhielt außer dem kleinen Prinzen noch einen Schulkameraden, einen von Logau, ſie mußten „den Catechismus, Litanei fleißig auswendig lernen, ſowohl das Roſarium und ſonſten Lateiniſch leſen lernen, auch alle Tage vier Vocabula behalten und wenn die Woche herum war, auf einmal recitieren“. Der Präceptor war aber ein windiger Patron und ging gern auf Liebſchaften aus, ja er ließ ſich ſogar von Hans die verdienten Prügel abkaufen und ſchlug ihn nur zweimal, „wo er es Ehrenhalber nicht umgehen hat mögen“.

Hans und Logau mußten bei dem alten Herzog Pagendienſte thun, beim Eſſen und Trinken aufwarten, „auch mehrenteils wann J. F. G. einen Rauſch hatten im Zimmer liegen, denn J. F. G. gingen nicht gern zu Bett, wenn ſie berauſchet waren“. Auf ſei-

nen Sohn Heinrich, der übrigens das getreue Ebenbild seines Vaters zu werden begann, schalten J. F. G. gelegentlich „übel, wann ihn die Wehmut überlief", besuchte ihn Heinrich aber, dann „stellten der alte Herr alles beiseit und trank einen guten Rausch mit". „J. F. G. waren damals in der Custodia gottesfürchtig, Abends und Morgens sie waren voll oder nüchtern, beteten sie fleißig, alles im Latein."

Bei dem wunderlichen alten Herzog hielt seine Gemahlin treu aus, sie wollte lieber mit ihrem Mann schlechte Tage verleben als mit ihrem Sohn gute. Von Zeit zu Zeit lud Friedrich III. sich auch einige Gäste zusammen, mit denen er dann den von seinem Deputat erübrigten Wein auszutrinken pflegte.

Seine Lieblingsbeschäftigung bestand im Rappierfechten und Vogelschießen; hatte er beim Wettschießen gesiegt, so fiel für den Knappen Hans ein Kreuzer ab, andererseits gab es aber auch gelegentlich derbe Maulschellen, die zwar meist mit einem Groschen zu Semmeln versüßt wurden, aber reichlich zwanzig Groschen wert waren, „und sollte doch große Gnade sein, der ich lieber hätte entraten wollen".

Einen besonderen Haß hatte der alte Herr auf den Hofprediger Leonhard Krentzheim, und eines schönen Tages ließ er ihm heimlich durch Hans ein Pasquill auf den Predigtstuhl in der Schloßkirche legen, dessen letzter Vers lautete:

Alles Unglück und Zwietracht
Zwischen mein Sohn Herzog Heinrichen hochgeacht
Das richtet alles der Suppenpfaffe an,
Der verlaufene, fränkische, lose Mann.

„Wie Herr Leonhard auf den Predigtstuhl steiget, findet er den Zettel, welcher ziemlichen lang war, wird er darüber erzürnet; wie er das Evangelium lesen soll, liest er das Pasquillum." Nun war der Skandal groß, Herzog Heinrich war ergrimmt, die Untersuchung ergab die Schuldigen, und das Ende vom Liede war, daß Hans zu seinen väterlichen Penaten zurückgeholt wurde und wieder zum Dorfschreiber kam. Anno 1566 brachte ihn der Vater nach Goldberg auf die berühmte Schule, die dem trefflichen Pädagogen Trotzendorf ihren Glanz verdankte. Hier ward Hans „fleißig unterwiesen, daß ich auch innerhalb fünf Vierteljahren zu dem was ich vorher konnte, lernet, daß ich dies was meine Notdurft, Lateinisch reden, ein Argument auf einen halben Bogen machen konnte und doch die Zeit über zu Goldberg nicht einigen Schilling (Prügel) erlanget, außer daß mich Magister Barth, welcher mich sonderlichen in Acht nahm, mit einer Ruthe auf die Hände schmiß, da ich sollte den Terentium recitiren, welchen ich dieselbige Stunde nicht gelernet hatte, sagend: Lernet ein andermal, oder ich werde Euch die Hosen unterziehen." „Weil aber allbereit in meinem Haupte das Hofwesen, bei welchem ich zuvor gewesen, steckte hatte ich nur mehr Lust zur Reiterei als zu Büchern. Derhalben machte ich allerlei Anschläge wie ich möchte von Goldberg wegkommen. Es wollt aber bei meinem Herrn Vater nicht sein, sondern ward allemal ermahnet, ich sollt zum Studieren Lust haben; da ich sie nicht hätte, so würden die Präceptores mir dieselbigen kaufen mit guten Ruthen." Im übrigen hatte er es gut dort, oft lud man ihn zu Hochzeiten, da sein Vater überall bekannt und hoch angesehen war. Hans fühlte sich nicht wenig dadurch gehoben und fand sich in seinen tadellosen neuen Kleidern wunderschön. „Sonderlichen erhob mich auch dies, daß des Herrn Bocks Tochter, Jungfrau Käthlein etliche Worte Latein konnte reden, und wann sie mir eines Lateinisch zutrank, daß ich ihr konnte antworten, wußte ich nicht anders, ich könnte soviel Latein als ein Doctor und wäre nun gelehret genugsam."

Schließlich heuchelte er ein Fieber, um heim zu kommen, und als er wieder gesund war, brach in Goldberg die rote Ruhr aus; da behielt ihn der Vater zu Hause. Hans half in der Wirtschaft und bei den schriftlichen Arbeiten des Vaters, trieb eifrig das edle Weidwerk, begleitete den Vater auf Reisen und hielt sich „allzeit nüchtern und in Gottes Namen als ein frischer junger Geselle". 1569 machte sich Herzog Heinrich XI. mit stattlichem Gefolge, zu dem auch die beiden Schweinichen gehörten, nach Lublin auf, zu einem polnischen Reichstag. Er hatte nämlich die Hoffnung, nach Sigismunds Tode König von Polen zu werden. Die „Polacken" entfalteten große Pracht in Kleidern, Essen

und Trinken, aber die Herberge war miserabel. „Haben zu Lublin so geringe Losament gehabt, daß es auch daheim eine Sau besser hat; denn mein Vater und Hans Zedlitz der alte lagen bei einander in einer Kammer unter dem Dach, dabei ich und der junge Hans Zedlitz auch lagen wie die Sau im Bocht (das unterste Düngerstroh)." Bei der Heimkehr fanden sie Frau von Schweinichen gestorben und schon begraben.

Hans kam nun allmählich in die Jahre, da die Weiber und der Wein den Menschen zu schaffen machen; er fing an, den angenehmen Schwerenöter zu spielen, und da er ein hübscher, gewandter Junge war, so hat er viele Herzen gebrochen, seine Liebschaften sind beinahe so zahlreich wie seine Räusche; über beide wird gewissenhaft Buch geführt. Als Probe diene hier der erste Rausch: „wie wir nun sehr tranken und ich des Weines ungewohnt war, währet es nicht lange, daß ich mich unter dem Tisch fand und so voll war, daß ich nicht stehen noch gehen noch reden konnte, sondern ward also hinweg getragen als ein todter Mensch. Habe hernach zwo Nächte und zwei Tage nach einander geschlafen, daß man nicht anders gemeint, ich würde sterben. Aber Gottlob es wurde besser. Inmittels habe ich nicht allein gelernet Wein zu trinken, sondern auch ziemlichen wohl gekomnt, daß ich wohl sagen kann auch gemeinet, es wäre unmöglichen, daß mich einer vollsaufen könne, und habe es hernach stark continuiert. Ob es mich aber zur Seligkeit und guter Gesundheit gereichet, stelle ich an seinen Ort." In jener Zeit hatte der alte Schweinichen viel Sorge und Not durch die Schulden des Herzogs, er hatte für seinen Herrn Bürgschaft geleistet und kam dadurch selbst in die ärgste Verlegenheit, so daß Hans hin und her reiten mußte, um Geld und Bürgen aufzutreiben. Der Herzog lud zu Weihnachten 1572 seine Landstände aufs Schloß, „um von ihnen zu erzwingen, daß sie J. F. G. aus dero Schulden durch eine Contribution helfen wollten". Als die Herren sich aber durchaus nicht willig zeigen wollten, ergrimmte der Herzog so sehr, daß er sie sämtlich mehrere Tage auf dem Schloß eingesperrt hielt. Wegen dieses „geschwinden Verfahrens" wurde er beim Kaiser verklagt und nach Wien citiert. Er reiste auch gleich an den Hof, aber „ist wieder nichts aus der Sache geworden, Geld verzehret und die Gramschaft ist gewachsen". Außerdem mußte Heinrich es in demselben Jahre erleben, daß die Polen statt seiner Heinrich von Anjou zum König wählten. Um sich für allen diesen Kummer zu entschädigen, machte er eine Reise nach Mecklenburg. Dort, sowie in Lüneburg erwarb sich Hans von Schweinichen großen Ruhm, daß er „immer der letzte auf der Wahlstatt des Saufenplatzes war", so daß von einem Hof an den anderen seines Wohltrinkens halber geschrieben wurde. Diese Fähigkeit muß ihm ganz besonders das Herz seines Herrn gewonnen haben, der ihn von nun an fast immer bei sich behielt. 1574 wollte ihm der Herzog sogar zu einer Frau verhelfen, Simon von Promnitz' Tochter, Hese geheißen. „Die Jungfrau war mir auch nicht gram, aß gern Zucker, darum ich ihr denn zu unterschiedlichen Malen auf ein Mal zu einem, auch zwei Thaler Zucker kauft. Nun wäre es leichtlichen angegangen, daß ich sie geheiratet hätte, sonderlichen weil es mein Herr Vater gern gesehen, ihre Vormünden mir auch starke Vertröstungen thaten. Vor mein Person war ich ihr auch nicht gram, weil sie nicht greulichen sondern was klein war; die Frau Kittlitzin aber bracht mir alle Stunden neue Zeitungen von ihr, sie die Jungfrau ließe ihr gern das Maul geben, item, sie thäte alle Nacht ins Bette, so wäre sie ein Kind, könnte nicht ein Suppen machen und was dessen mehr war. Ob ich nun wußte, daß es alles aus Neid und vielmehr ihren Töchtern zum Besten, bei denen ich mich einlassen sollte, beschahe, dennoch ließ ich es auch hängen, weil die Jungfrau sowohl ich noch jung waren."

Schließlich fand sich ein anderer Freier, der zwar reich, aber alt und häßlich war und „einem Juden ähnlicher sahe als einem Edelmann". Trotz vieler Thränen nahm die Jungfrau ihn doch, da Hans absolut keine Anstalten machte, ihre Wünsche zu erfüllen. „J. F. G. waren diese Zeit über lustig mit Tanzen und sonsten sonderlich in der Mummerei gehen ... in der Stadt zu den Bürgern. Einer sahe J. F. G. gerne der andre nicht. Gemeiniglich waren vier Mönche und vier Nonnen, und J. F. G.

waren allzeit ein Nonne. Solche Narrenwerk war J. F. G. beste Freud und meine Unluſt.“ Nun folgen wieder Reiſen nach Polen und nach Breslau, wie Hans meint, in der Abſicht, den Biſchof anzupumpen.

Mit Hilfe der Frau Kittlitzin, die eine ſchlaue, intrigante Perſon war, überredete der Herzog den jungen Schweinichen ſchließlich, ſein Kammerjunker zu werden, als ſolcher erhielt Hans jährlich dreißig Thaler Beſoldung und dreißig Thaler wegen eines Ehrenkleides, fünfzehn Thaler für ein „gemein Hofkleid“, oder vielmehr, er ſollte es erhalten.

Die Frau Kittlitzin war auch „der Eheteufel“ zwiſchen dem Herzog und ſeiner Gemahlin, und als die Herzogin ſich einmal weigerte, neben einer ſo gemeinen Perſon bei Tiſch zu ſitzen, hetzte ſie Heinrich dermaßen auf, daß er ſeiner Frau eine „gute Maulſchelle“ ſchlug und ſie noch viel mehr geprügelt hätte, wenn Schweinichen ſich nicht dazwiſchen warf. Hans hatte nun alle Mühe, durch gutes Zureden den Frieden wiederherzuſtellen; die Herzogin erſchien ſchließlich auch bei Tafel und erklärte die blauen Flecke für die Folgen eines Stoßes gegen einen Schrank. „Es hatte aber die Herzogin in der Bosheit die Sachen dem Markgrafen (von Anſpach, ihrem Bruder) zugeſchrieben, welche Maulſchelle den Herzog um Land und Leute und hernach in groß Jammer und Noth gebracht.“ Letzteres ſtimmt nun allerdings nicht, denn Heinrich wurde ſeines „Mißregiments“ halber der Regierung entſetzt.

An der unglücklichen Ehe war übrigens die Herzogin auch nicht unſchuldig; Heinrich beklagt ſich über ihre „unausſprechliche Bosheit und ihr ungebührliches gottloſes Vornehmen, wollte man alles dieſes beſchreiben, ſo würde man nicht genug Papier im Hauſe finden“. Ihre Eiferſucht auf die Kittlitz ſcheint wirklich unbegründet geweſen zu ſein, den Herzog feſſelten nach ſeiner eigenen Angabe ſeine vielen Schulden an ſie, er konnte oft drei oder vier Thaler von niemand ſonſt erhalten, und ohne die Kittlitz hätte der Hof gelegentlich nichts zu eſſen gehabt. Außerdem verſtand ſie es, das Hofweſen in guter Ordnung zu halten, und manchmal mußte ſie ſogar zwiſchen der Herzogin und Heinrich noch die Vermittlerin ſpielen.

Dieſe unerquicklichen Verhältniſſe waren natürlich angethan, Heinrichs Reiſeluſt noch zu beſtärken, und ſo ſehen wir ihn denn fortwährend auf der Landſtraße. Bald trinkt er mit den Polen auf ſeine demnächſtige Königswahl, bald ſoll er ſich vor dem Kaiſer verantworten und ſitzt wochenlang in Prag, dann reiſt er wieder von einem Fürſtenhof an den anderen, angeblich, um Stimmung für ſeine Sache zu machen, in Wahrheit, um Geld zu borgen und zu ſchlemmen. Der arme Schweinichen hatte die Hauptſache von dieſen Expeditionen zu tragen: „ich hatt zwar die Zeit ein ſchwer Aufwartung; denn J. F. G. blieben gemeiniglichen zu Gaſte, allda mußte ich allezeit J. F. G. vor dem Trank ſtehen, welches mir ſchwer vorfiel. Letztlichen ging dem frommen Herrn das Geld aus, daß es alſo faſt ſchwer werden wollt; mußten alſo die Hebräer mit Pfand ſuchen.“ Am beſten ging es dem Herzog in Augsburg. „Allda zogen J. F. G. am Weinmarkt bei Jorge Lindenauern Gaſtgeber ein und lagen allda ſtille drei Wochen und vier Tag. J. F. G. hatten zwar an dieſem Ort ſo wenig zu verrichten als an den andern Orten, allein daß es ihr alſo wohl gefiel und waren der Meinung, Geld allda aufzubringen und ſich nach Italien zu begeben. Es war allda ein gutes Leben, denn der Wirt ſpeiſet ſehr wohl, und hatten dabei täglich die ſchönſte Muſika und waren alſo mit guter Speiſe überſchüttet, daß ich auch nicht mehr Großvögel, Fohren und Lachſe eſſen auch Rheinfall, Muskateller und Rheinwein nicht mehr trinken mochte. ...

Es war J. F. G. und unſer thun nur dieſes, daß wir ſpazieren gingen, in die Kirchen, Zeug- und Proviantháuſer, nach ſchönen Jungfern umſahen, ſoffen, ſpielten, luſtig und guter Dinge waren. ... J. F. G. ſpielten täglich mit den Geſchlechtern der Bürger, gewonnen manchen Tag 100, 200 und mehr Thaler. Zu Zeiten verſpielten ſie es auch wieder, und war der Gewinn die $3^1/_2$ Wochen nicht mehr denn 270 Thl.“

Eines Tages war Schweinichen zu einer Hochzeit geladen, die der Herzog auch gern mitgemacht hätte. Man kam alſo überein, daß Heinrich als Schweinichens Bedienter ihm bei Tiſche aufwarten ſollte; dabei betrank er ſich dermaßen, daß Hans ihn ab-

führen lassen mußte. Am anderen Tage meldete sich der Herzog zum Abendtanz bei dem Bräutigam an. „Dies der Bräutigam gern sahe und wurden J. F. G. durch drei vornehme Fremde mit einem Wagen, wie dort bräuchlichen, stattlichen geholet. Wann J. F. G. tanzten, so tanzten allemahl zwei vornehme Ratsherren vor. Sonsten ist der Brauch, daß allemahl zwo Personen, so lange rothe Röcke anhaben mit einem weißen Ermel, vortanzen, und darf sonst keiner, er sei wer er wolle, keinen Tanz anfangen. Es tanzen denn die zwei voran und wann sie sich drehen, so mögen sich die, so tanzen, auch verkehren, sowohl wann sie sich mit einander im Tanze herzen, so mag der Junggeselle die Jungfrau, so oft es von ihnen beschieht, auch herzen. Es werden denn gemeldete Personen oft mit Geld gestochen, daß sie einander an einem Reihen etliches Mal herzen, daß nur der Junggeselle die Jungfrau desto öfter herzen mag. Wie ich denn selbst also gethan und kann mit einem halben Thaler im Tanzen viel Herzen zu Wege gebracht werden."

Den Höhepunkt dieser Lustbarkeiten bildete ein Bankett bei Markus Fugger, dem Stifter des Astes Nordendorf der Antonius-Linie des berühmten Hauses. „Es war in einem Saale das Mahl zugerichtet, der war mehr von Gold als von Farben gesehen worden. Der Boden war von Marmelstein und so glatt, als wenn man auf dem Eise ging. Es war ein Credenz-Tisch aufgeschlagen durch den ganzen Saal, der war mit lauter vergoldeten Credenzen besetzt und merklichen schönen Venedischen Gläsern, welches wie man saget, weit über eine Tonne Goldes würdig sein sollte. Ich stund J. F. G. vor dem Trank. Nun gab der Herr Fugger J. F. G. ein Willkommen, welches von dem schönsten Venedischen Glas ein Schiff war, künstlichen gemacht. Wie ich es nun vom Schänktisch nehme und über den Saal gehe, hatte ich neue Schuhe an und gleite, falle mitten im Saal auf den Rücken, gieße mir den Wein auf den Hals und weil ich ein neu roth dammasten Kleid anhatte, ward es mir gar zu Schaden. Das schöne Schiff aber ging auch in viel Stücke. Ob nun wohl unter der Hand und männiglich ein groß Gelächter ward, so ward ich doch hernach bericht, daß der Herr Fugger gesaget, er wollte dasselbige Schiff mit 100 Gulden gelöset haben. Es war aber ohne meine Schuld, denn ich weder gessen noch getrunken hatte. Da ich aber hernach einen Rausch bekam, stund ich fester und fiel danach kein Mal, auch im Tanze nicht. Ich hielt davor daß Gott die Pracht nicht haben wollt mit mir; denn ich ein neu Kleid angezogen und dauchte mich, ich wär der Allerstattlichste gewesen." Nachher zeigte Fugger dem Herzog sein ganzes Haus und seine fabelhaften Schätze, so daß Heinrich sich schon auf ein großartiges Geschenk Hoffnung machte, „aber damals bekamen J. F. G. nichts, als einen guten Rausch".

Mit der Zeit fing aber auch der treffliche Gastwirt an, auf Bezahlung zu dringen, und siehe da, es war bei J. F. G. wenig Geld vorhanden. Der Herzog schickte also Schweinichen zu Fugger und ließ ihn um 4000 Thaler bitten. „Er schlug aber solches J. F. G. aus vielen Ursachen, sonderlichen aber wegen Leihung dem Könige von Spanien einer großen Summe gänzlichen ab und entschuldiget sich ganz höflichen." Am anderen Tage übersendete er dem Herzog 200 Kronen und einen schönen Becher von 80 Thalern nebst einem Roß, „welches alles J. F. G. zu Freundschaft und großem Dank annahmen".

Damit aber konnte man den Wirt nicht bezahlen, der schon gegen 1400 Thaler zu fordern hatte, der Herzog schickte daher seinen Getreuen zum Rat der Stadt, um von diesem 4000 Thaler zu erborgen. „Wie ich nun in sitzenden Rath vor sie komme, befinde zwölf alte tapfere Leute, darunter zwei Grafen und drei Freiherren waren." Er bringt sein Gewerbe vor. „Darauf ließen sie mich abtreten, hielten mich in einer Wartstuben bei zwei Stunden auf, schickten hernach zu mir raus vier Rathsherren mit einer langen Reden, Lobung meiner Geschicklichkeit, Wohlredung und Vorbringung der Sachen, und schließen nach Langem endlichen dahin, daß sie J. F. G. 1000 goldene Thaler auf dero Revers auszahlen lassen wollten und auf ein Jahr ohne Interessen darleihen, und wollten beineben J. F. G. mit einem Gaul, so gut er vorhanden, verehret haben." Nachdem nun noch ein silbernes Tischservice um 800

Thaler versetzt war, bezahlte man dem Wirt die 1000 Thaler vom Rat, den Rest borgte er dem Herzog auf zwei Monate gegen Revers. „Wie J. F. G. spüreten, daß der Wirt mit Borgen so gutwillig war, schlossen J. F. G., sie wollten zuvor ein Banket machen. Befohlen mir, ich sollte es auf das Stattlichste so möglichen anstellen, welches ich auch verrichtete.“ Des anderen Tages verließ der Herzog Augsburg „mit guten Ehren und Titel“, geleitet von 60 Reitern der Patricier. — Nun zog er auf Heidelberg zu, unterwegs kehrte er meist in Klöstern ein, trank mit Abt und Brüdern gute Räusche und suchte sie beineben anzuborgen, was immerhin einiges einbrachte, wenngleich die Äbte es versuchten, sich mit Unvermögen zu entschuldigen.

Große Hoffnungen setzte Heinrich auf einen Grafen Hohenlohe, und er schickte Schweinichen zu ihm mit dem Auftrag, denselben um 5000 Thaler anzusprechen. Er hatte gemeint, der Weg würde nur sechs Meilen lang sein, und dementsprechend das Reisegeld bemessen; Schweinichen erfuhr aber beim ersten Nachtlager, daß es sechsundzwanzig Meilen seien, „dabei mir nicht wohl war“. Am fünften Tage kam er glücklich, aber mittellos an und wurde aufs beste empfangen, aber Geld war nicht zu bekommen, obwohl Hans „letzlichen um 200 Thaler zu leihen anhielt“. Die Verlegenheit war arg, besonders als der Graf Schweinichen noch zu einem Spielchen einlud. Hans dachte aber: „Verspielest du, so wird dich der Graf um ein 10 Thaler als einen Bekannten nicht lassen. Es verliehe mir aber Gott und das Glück, daß ich 18 Thaler gewann, wer war froher als ich, daß ich Geld hatte zur Zehrung.“ Inzwischen war Heinrich auf den Gedanken gekommen, Kriegsdienste gegen Frankreich zu nehmen, und er hatte sich mit Pfalzgraf Kasimir nach Lothringen begeben, in der Hoffnung, von diesem oder dem Prinzen Condé, dem Führer der Hugenotten-Partei, eine Bestallung zu erhalten. Schweinichen erreichte seinen Herrn nach einer äußerst beschwerlichen, auch nicht ungefährlichen Reise. „Denn auf allen Straßen das Kriegsvolk zuzog und war gar sicher nicht zu reisen, denn die Räuberei war groß. Geld hätten sie wohl nicht bei mir gefunden, aber nichts weniger hätten sie gute Pferde bei mir gefunden, dagegen ich gute Püffe hätte können überkommen.“ Der Pfalzgraf brachte ein stattliches Heer zusammen und zog sengend und brennend in Lothringen umher, „daß einem das Herze weinen mochte, dieweil es ein so schön gebautes Land war, daß es also umgebracht werden sollte“. Hans hatte dem Pfalzgrafen ausgezeichnet gefallen, so daß dieser Herzog Heinrich bat, ihm seinen Kammerjunker zu überlassen, „welches J. F. G. mit großer Beschwer thun wollte“, aber nur so lange, bis er selbst eine Bestallung erhalten würde. Hans war glücklich; die äußeren Bedingungen ließen ihn hoffen, ein reicher Mann zu werden, sein Dienst war ehrenvoll und angenehm, allein die Freude dauerte nicht lange. Auf die Kunde, daß der König von Frankreich, Heinrich III., der ehemalige König von Polen, dem Herzog Heinrich seinerzeit einen Mißerfolg in der Bewerbung um die Krone zu verdanken hatte, mit 80 000 Mann heranzöge, „ward vom Herrn Prinzen von Condé und sonsten einem französischen Herrn eine Bestallung mit J. F. G. aufgericht, dergestalt, daß J. F. G. allemal nach empfangener Aufforderung in 4 Wochen mit 3000 reisigen Pferden und 4000 Knechten nach Frankreich auf sein und dem Prinzen von Condé zuziehen sollte“. Einstweilen erhielt der Herzog monatlich für seine Person ein Wartegeld von 2000 Kronen, zu erheben in Frankfurt a. M. Nun bestand Heinrich darauf, daß Schweinichen wieder zu ihm komme, und Hans sah blutenden Herzens alle seine schönen Aussichten zerfließen. Es begann wieder das alte Leben, Vagabondieren und Borgen, Hans hatte seine schwere Mühe und Sorge, die Bedürfnisse für das ganze Gefolge, zu dem viele angeworbene Hauptleute und Rittmeister gehörten, zu beschaffen. „War täglichen ein Gefresse, Saufen und Spielen“, so daß natürlich nie Geld vorhanden sein konnte. Dazu kam, daß ein anderer Kammerjunker Heinrichs, Kaspar Heillung, auf Hans eifersüchtig war und sich ungebührlich benahm, so daß der Herzog ihn schließlich eine Treppe hinunterwerfen ließ und ihn am anderen Tage zur Revokation und Abbitte zwang.

Der Aufenthalt in Frankfurt kostete viel Geld, und weder der Rat noch die Kaufleute

wollten dem Herzog borgen, dagegen bot man Schweinichen mehrfach an, ihm auf sein Brief und Siegel 1000 Kronen zu leihen. Er hütete sich aber wohl, sein Privatkonto zu belasten, was auch ganz zwecklos gewesen wäre, denn der Herzog hätte das Geld in wenig Tagen durchgebracht, ohne an Ersatz zu denken, und Hans wäre ruiniert worden. Er ermahnte seinen Herrn nun dringend, dies nutzlose Wanderleben aufzugeben und nach Liegnitz zurückzukehren; „es würden die Sachen wohl wieder gut werden. Es wollte aber mein Einreden und Ermahnen nichts helfen, sondern J. F. G. zeigeten an, sie wollten nach Köln am Rhein, allda wollten J. F. G. wohl Geld zuwege bringen."

Heinrich brandschatzte noch einige Fürsten und Grafen und reiste teils zu Lande, teils zu Schiff nach Köln, wo er „den 20. Februarii Anno 1576 mit großer Pracht und acht Trommetern, welche in dem Schiff allzeit bliesen", ankam. „Wann denn das Wetter so schön heimlichen war als wann es in Schlesien um Pfingsten gewesen, lief dermaßen Volk zu, daß viel 100 Menschen am Rande stunden, wie wir aus den Schiffen stiegen; vermeinten nicht anders, denn daß wir reiche Leute wären und hätten Geld und Gut genugsam und könnte bei uns kein Mangel sein. Kann aber mit Bestand sagen, daß J. F. G. in ihrem Beutel nicht mehr denn $1\frac{1}{2}$ Thaler hatten und waren doch auf zwei Nachtlager schuldig geblieben." Dessen ungeachtet lebte der Herzog herrlich und in Freuden, die erste Woche wurden laut Rechnung beim Wirt über 500, die zweite über 600 Thaler verbraucht. Natürlich mußte der arme Hans nun wieder zum ehrbaren Rat gehen, aber die Stadtväter ließen sich durch seine große Rednergabe nicht erweichen, und obwohl Hans mit einem der Bürgermeister einen „starken Trunk" hielt, war doch nicht mehr als 200 Reichsgulden zu erlangen. Der Wirt wollte endlich bezahlt sein und erwirkte eine Pfändung durch das kurfürstliche Gericht. Auch dies störte den Herzog nicht in seiner Gemütsruhe, er hielt gute Nachbarschaft mit Äbtissin und Nonnen des Klosters St. Marien, besuchte sie in „der Mummerei", „tanzten und trunken sehr".

Auch Hans suchte Zerstreuung und fand sie in einer neuen Liebschaft. Seine Dulcinea war sehr reich und kam ihm auf dreiviertel des Weges entgegen, schenkte ihm sogar goldene Ketten, die er aber zurückgab. Sie hätte ihn gern geheiratet, allein er hatte „keine Gedanken dazu", und schließlich stellte sich auch heraus, daß sie nichts getaugt hatte. „Dank Gott, daß er mich vor allem Übel behütet hat." Inzwischen hatte der Herzog sich redlich bemüht, Geld zusammen zu borgen, und einer seiner Getreuen, „einen Landesknechtischen Hauptmann Jorge Lirchen genannt, sonsten ein kahlen versoffenen Kerl", nach Utrecht geschickt mit Kredenzbriefen an einen reichen Kaufmann und den Rat. Da die Briefe aber nur mit einem kleinen Daumensiegel beglaubigt waren, so hielt man Lirche für einen Schwindler und behandelte ihn dementsprechend. Als der Herzog dies erfuhr, geriet er in großen Zorn und drohte der Stadt mit seiner Rache. Die Utrechter erschraken nicht wenig, und da sie hörten, daß Heinrich eine nicht unbedeutende Kriegsmacht zur Verfügung habe, so fürchteten sie einen Überfall. Sie baten daher, Heinrich möge einen Gesandten schicken, um sich mit ihnen zu vergleichen. „Auf Solches machten J. F. G. sich bald starke Rechnung, sie würden eine große Summa Geldes erzwingen", und Schweinichen ward zum Vermittler erkoren. Hans forderte nun „nach genugsamer weitläuftiger Ausführung, auch mit Erzählung vielerlei Exempel, die sich in dergleichen Fällen zugetragen 40000 Kronen". Das war dem Rat denn doch zu viel, er bat um Bedenkzeit und bot am anderen Morgen 4000 Kronen. „Ich hielt harte wider und erhärtete das Wesen immer mit neuen Motiven, fiel von 40000 auf 30000, von 30000 auf 20000 und also bis auf 16000 Kronen, die Stadt aber beruhete endlichen auf 8000 Kronen, 4000 bald zu geben und die andern durch einen Wechsel in einem halben Jahr auch gut zu machen." So verschob man die Sache nochmals. In der folgenden Nacht aber überfielen die Spanier das Kastell und Schloß und bombardierten die Stadt aufs heftigste, so daß Schweinichen froh war, noch zu Wasser entwischen zu können. „Ob nun wohl die Stadt Vertröstung gab, wann der Feind abzöge sich aller Gebühr zu erzeigen, so ward doch nichts daraus, denn nach drei Tagen ergaben sie sich den Spaniern. Da

hatten sie Schutz und furchten sich nicht mehr vor dem Herzog von Liegnitz. ... Darum sind Anschläge gut wenn sie gerathen." J. F. G. erschraken dessen hoch und kamen in der Verzweiflung auf folgenden Gedanken. „Sie wollten mich von Köln aus in England schicken, ich sollte anstatt J. F. G. um die Königin (Elisabeth) werben, daß sie J. F. G. heiraten wollten, und sie beineben um 50000 Kronen zu leihen ansprechen. Nun wäre ich zwar gern in England gewesen, aber solche Werbungen auf mich mit Ausbitte der Königin zu nehmen, hatte ich Bedenken. Derowegen ich J. F. G. fragte, wie sie auf diese Narrheit gerieten, hätten J. F. G. doch zuvor ein Gemal welches die Königin wohl wüßte, wo wollten J. F. G. sie hinthun."

Der Herzog berief sich nun auf das Beispiel des Landgrafen Philipp von Hessen, allein Hans wies ihm drastisch nach, daß die Verhältnisse dort doch ganz anders gelegen hätten, und beharrte bei seiner Weigerung. „Auf Solches wurden J. F. G. zornig und schmollten mit mir ein paar Tage." Die Schulden wurden nun immer drückender, außerdem kam die Nachricht, daß Heinrich vom Kaiser des Fürstentums entsetzt sei, und schließlich wurde auch die Bestallung von Condé gekündigt.

Schweinichen mußte zu allem anderen Elend noch erleben, daß ihm seine heimlich verwahrten Notgroschen gestohlen wurden, und dabei war er gewiß, daß in der ganzen Stadt Köln kein Heller mehr aufzutreiben war, „so borgte auch essende Waare Niemandes mehr". Es blieb nun nichts übrig, als daß der Herzog seine Kleinodien versetzte, außerdem mußte Hans auf eigenen Namen 1600 Goldgulden für ihn leihen, was ihm später viel Kummer und Sorgen verursachte. Der Herzog hatte sich nicht entblödet, heimlich Schweinichens Siegel stechen zu lassen und damit den Schuldbrief zu siegeln; erst als der Gläubiger auch die Unterschrift dazu verlangte, erfuhr Hans davon, und die treue Seele überwand alle Bedenken, um ihren Herrn „vor merklichem Spott zu bewahren". Auf diese Weise kamen denn „J. F. G. mit guten Ehren und löblichem Namen, daß sie Jedermann gezahlet hätten, neben einem tapferen Ansehen aus der Stadt Cöln mit sechs Trommetern und einer Kesseltrommel neben 54 reisigen Rossen". In alter Art ging es nun von Ort zu Ort, bis man in Emmerich längeren Aufenthalt nahm. Dort erhielt der Herzog Briefe aus Liegnitz, die ihn zu dem Entschluß veranlaßten, heimzukehren. Aber dazu gehörte wieder Geld, „und wann denn alle Herrn von J. F. G. mit Geldborgen zuvor ausgesauget waren", so hielt es schwer, das Nötige zusammenzubringen. Der Gedanke, vom König von Spanien eine Bestallung zu bekommen, wurde bald aufgegeben und ein zweites ganz abenteuerliches Unternehmen geplant. — Dicht bei Emmerich lag ein festes Schloß, Berg, welches dem König von Spanien gehörte und von etwa hundert Schützen unter einem Kapitän besetzt war. Den Kapitän wollte der Herzog einladen und betrunken machen, so daß er in der Stadt bleiben müßte. Inzwischen sollten die noch übrigen Kriegsknechte des Herzogs bei Nacht nach Berg rücken und sich für Begleiter des heimkehrenden Kapitäns ausgeben. Auf diese Weise hoffte man Einlaß zu erhalten und eine gute Beute zu erlangen. Es fing auch ganz gut an, der Kapitän erschien mit seinem Lieutenant und einigen Schützen, man setzte sich zu Tisch, es „wird ein groß Gesäufte", und die Gäste waren bald in der gewünschten Verfassung. Der Überfall hätte nun stattfinden können, „aber da war Niemandes, der es fortgestellt, denn sich ja des Herzogs Hauptleute so vollgesoffen als der Spanische. Nun wollt es mir aufgelegt werden, solches ins Werk zu setzen und wollt mir 50 Personen zu geben, welches kahle, lose Leute waren, welches ich in keinem Weg auf mich nehmen wollt, sondern zeiget an, ich hätte dies, was in meinem Amt als dem Hofmeister gehöret, gethan und sie alle vollgesäufet, sie sollten nun thun als Kriegsleute, was ihnen gebühret. Aber weil sie alle voll waren, blieb es also nach und fielen abermal die Anschläge weg und dem Herzog war der Wein darüber ausgesoffen."

Zum Überfluß erfuhr der Kapitän nachher noch den wahren Sachverhalt und drohte mit seiner Rache, so daß die Leute des Herzogs nicht mehr wagten, vor die Stadt zu gehen.

Hans wußte bald nicht mehr aus noch ein, kein Mensch wollte mehr borgen, er war in

großem Kummer, und als er eines Tages aufstand und zum Herzog gehen wollte, fand es sich, daß dieser über Nacht auf und davongegangen war. Auf seinem Tisch lag ein Zettel: „Lieber Hans, hier hastu derweil dies Kettlein, machs damit wie du kannst, ich will flugs antreiben, daß wir heute oder morgen wiederkommen. Laß es wägen und siehe ob du die Roß um baar Geld verkaufen kannst. Ich will meinen Kopf nicht sanfte legen, ich will mit Gottes Hülfe Geld bringen, daß wir aus diesem losen Land und von diesen Leuten kommen mögen. Hiermit einen guten Morgen herzlieber Hans. Heinrich, Herzog. manu pp.“ Da saß nun der Ärmste und wartete fünf Wochen, geriet immer mehr in Schulden, mußte das Gesinde entlassen, die Pferde verpfänden und wäre am Ende noch in den Schuldturm gewandert, wenn er sich nicht zuletzt heimlich entfernt hätte. Dem Herzog nachzulaufen, hatte er begreiflicherweise keine Lust, es blieb ihm also nichts übrig, als heimzuwandern. Über Münster, Kassel, Leipzig reiste er, oft unter den kümmerlichsten Verhältnissen, und als er sich der Heimat näherte, erfuhr er, daß inzwischen sein geliebter Vater gestorben war.

Es war auch die höchste Zeit, daß Hans heimkehrte, denn die finanzielle Lage der Seinigen war sehr ungünstig, allerlei Schulden, die der Vater für den alten Herzog gemacht hatte, wollten bezahlt sein, und einige Gläubiger hatten sich sogar im Gute Mertschütz festgesetzt. Da hieß es sich tummeln, um über Wasser zu bleiben, und die tüchtige praktische Natur unseres Helden hatte nun ein besseres Wirkungsfeld als unter dem liederlichen Herzog.

Doch es währte nicht lange, da kam ein Brief von dem Herumtreiber mit dem Befehl, möglichst viel Geld zusammen zu borgen und ihn in Görlitz zu erwarten. Betrübt fand sich Hans in sein Geschick und nahm das alte Joch wieder auf sich. Der Herzog kam natürlich mit gänzlich leeren Taschen in sein Land zurück, das jetzt von seinem jüngeren Bruder Friedrich, Hans' altem Schulkameraden, regiert wurde. Friedrich sollte an Heinrich wöchentlich ein bestimmtes Deputat an Geld und Nahrungsmitteln zahlen, das aber nicht entfernt dessen Bedürfnisse befriedigte. Eine persönliche Begegnung der Brüder brachte keine Einigung, sondern verschlimmerte das Verhältnis. Als nun einigemal das Deputat ausblieb, da Friedrich selbst durch die Schulden des Vaters und Bruders, die er zum Teil hatte mit übernehmen müssen, in großer Geldnot war, fing Heinrich an, geradezu den Raubritter zu spielen. Er überrumpelte die Feste Gröditzberg mit einigen Gesellen und Knechten, plünderte die Meierhöfe und Fischteiche des Bruders und verabsäumte keine Gelegenheit, ihm einen Schabernack zu spielen.

Endlich wurde es ihm zu langweilig in der Einsamkeit und er zog auf und davon ins Reich, durch Sachsen, Braunschweig, Mecklenburg und Pommern. Wir wollen ihn und Hans hierbei nicht begleiten, auch nicht näher auf die Verhandlungen eingehen, die in Heinrichs Interesse in Prag mit dem Kaiser geführt wurden und damit endeten, daß er wieder ins Herzogtum eingesetzt wurde und in Liegnitz residieren sollte, während Friedrich Hainau, die zweite Stadt, behielt. Wir wollen vielmehr nun sehen, wie es zuging, daß Hans nach so vielen Augenblicks-Liebschaften zu einer Frau kam.

Schon seit längerer Zeit hatte ihm ein Fräulein von Schellendorf aus Hermsdorf wohlgefallen, er befreundete sich bald mit der Mutter und merkte, daß dieselbe ihm nicht abgeneigt sei. Die jungen Leute sahen sich mehrfach bei Festlichkeiten, Hans spielte den Ritter des Fräulein Margareta; dann kam der erste Besuch in Hermsdorf, dem bald mehrere folgten; Hans verwunderte sich selbst ob der Beständigkeit seiner Neigung. Mit der Zeit fing er auch an, Geschenke zu machen, eine schöne Sammettasche zum Jahrmarkt, oder ein Ringlein, oder einen Portugaleser (großes Goldstück). So dauerte das zarte Verhältnis ins vierte Jahr, ohne daß Hans sich hatte entschließen können, das entscheidende Wort zu sprechen.

Endlich mußte es aber doch zum Ziele kommen, und da Hans während der Christpredigt 1580 eine Stimme zu hören glaubte: „Nimm den Herzog mit dir und bitte um die Jungfrau“, da er in der folgenden Nacht die Worte vernahm: „Zeuch gen Hermsdorf und bitte um die Jungfrau“, so widerstrebte er nun nicht länger, sondern eröffnete sich seinem Herrn. „J. F. G. aber

die sonsten gerne Freiten stifteten und fleißig dazu halfen, die widerriethen es mir garnicht, sondern sagten ich sollte fortfahren", ja der Herzog erbot sich, selbst den Freiwerber zu spielen. Man fuhr nach Hermsdorf und fand dort eine lustige Gesellschaft, darunter auch mehrere Verehrer Margaretas. Der Herzog sprach mit der Mutter, und nach einer Viertelstunde konnte er sagen: „Hans die Jungfrau ist dein, bis lustig."

Natürlich wollte der glückliche Bräutigam nun gleich heiraten, „hielt ich derwegen emsig an, daß die Hochzeit noch vor Fastnacht beschehen sollte, Solches mir die Mutter gänzlich abschlug. Ob es nun wohl nach vieler Entschuldigung schwer zuging, so bewilligte sie doch, mir innerhalb drei Wochen einen Tag zur Ausbitte und Verlobung anzusetzen." Nun sorgte er dafür, daß er mit einem möglichst stattlichen Gefolge auftreten konnte; der Herzog mit 24 reisigen Rossen zog vorauf, um nach Landesbrauch die Jungfrau auszubitten. Hans folgte „mit vier Trommetern und einer Kesseltrommel neben 18 reisigen Rossen. Es kamen mir aber die 24 Roß wieder raus entgegen, ich hatte aber auch meiner Gesellschaft eine Losung gegeben, so bei der Ausbitte waren gewesen, wo ich einen Korb hätte bekommen, sollten sie in die Windmühle, so allda stund, schießen, welches auch beschah, und über 1000 Schüsse Vorwitz halber darin beschahen." Hans ließ sich aber nicht irre machen, sondern brachte nun offiziell seine Bitte vor. „Nahm also den ganzen Anfang und Umstand her, was mich zu solcher Heirat bewogen, nämlich das alte adelige Geschlecht, der Jungfrau Ehrbarkeit und Beständigkeit, und denn daß ich gespüret, daß es eine sonderliche Schickung Gottes sei und mir diese Jungfrau von Gott ausersehen worden; welches mit mehrerer Ausführung eine halbe Stunde währete, daß auch der Jungfrau Freunde sagten, sie hätten keine solche umständliche, vernünftige Ausbitte niemals gehört als von mir, und müßte mir wohl sehr herzlich sein." Die Hochzeit wurde endlich auf den 13. Februar festgesetzt, und zwar erbot sich der Herzog, sie auf seinem Schlosse in Liegnitz auszurichten. Hans hatte nun mit den Vorbereitungen alle Hände voll zu thun, aber der Erfolg war denn auch ein großartiger. Man hielt einen glänzenden Einzug in Liegnitz, 150 Rosse waren zusammengebracht, es war nach Hans' Meinung zuviel Ehre für einen einfachen Edelmann, aber der Herzog wollte es nicht anders. Die Trauung fand im großen Saale des Schlosses statt, Braut und Bräutigam prangten in grünem Atlas, mit Silberzindel untergelegt, „nach Vollziehung der Trauung wurden allesammt fürstlich und wohl tractiert", so daß es ohne einen starken Rausch nicht abging. „Folgenden Morgen ward wie bräuchlich eine Predigt gehalten. Ungeacht, daß ich die fürstlichen Personen hatte eingeladen, und bräuchlich ist daß sie schenken, so ward doch nichts von ihnen verehret, außer ein Rat von Liegnitz ließen der Braut einen Türkisring verehren. Der Braut gab ich zur Morgengabe ein Halsbändlein, kostet mich 56 Thaler, und ein Portugaleser dran gehangen, welcher 16 Fl. Ungarisch hatte. Zur Trauung gab ich ihr ein Smaragd, welcher mich 12 Thaler stund, und sie mir einen spitzigen Demant, welcher 40 Thaler würdig war. Brachten also den Hochzeittag in Freuden und großem Trinken zu."

So hätten wir denn unseren trefflichen Freund bis zum Schluß seiner Wanderjahre begleitet, bis zur Gründung des eigenen Herdes. Seine ferneren Schicksale ausführlich zu berichten, fehlt leider der Raum, nur wenige kurze Bemerkungen mögen noch folgen, damit der Leser doch weiß, was aus ihm geworden ist. Hans lebte mit seinem geliebten „Maurauschlein" zuerst in Mertschütz, dann auf verschiedenen anderen Gütern, die er teils gekauft, teils gepachtet hatte. Lange Jahre wollte es ihm nicht glücken, finanziell auf einen grünen Zweig zu kommen, er ist oft „Schulden halber arg tribulieret worden", aber mit Gottes Hilfe fand er immer noch einen Ausweg, und am Ende des Lebens war er ein wohlhabender Mann, der bedeutende Legate für fromme Stiftungen hinterlassen konnte. Margareta war ihm eine musterhafte Gattin; leider starben die zahlreichen Kinder, die sie ihm schenkte, in früher Jugend.

Viel Ärger hatte Hans durch seine Schwiegermutter, ein egoistisches, geiziges Frauenzimmer, und durch seine ungehobelten Schwäger; auch seine Brüder haben ihm wenig Freude bereitet. 1601 starb seine Frau, und

er vermählte sich zum zweitenmal mit Anna Marie von Kreiselwitz, die ihn überlebt hat. Neben der Bewirtschaftung seiner Güter hatte Schweinichen viel Arbeit für gute Freunde, getreue Nachbarn und desgleichen. Bald gab es eine Erbschaftsregulierung, bald mußten Grenzstreitigkeiten oder persönliche Reibereien geschlichtet werden, bald handelte es sich um einen Gutskauf, eine Bürgschaft, Erledigung von Bauernhändeln u. s. w. Angenehmer war es, den Heiratsvermittler zu machen, Kindtaufen und andere Familienfeste zu feiern. So kam es, daß Hans ebensoviel auswärts war als daheim; man bediente sich gern des erfahrenen, gewandten und treuen Mannes. War die Arbeit gethan, so erholte man sich bei einem guten Trunk, aus dem nicht gerade selten ein „groß Gesäufte" wurde, daraus entwickelten sich je nach den Umständen „ziemliche" oder „starke" Räusche. Ein etwas verlängerter Frühschoppen griff den armen Schweinichen dermaßen an, daß man glaubte, er würde sterben, aber „hat mir Gott die Gnade verliehen, daß ich des Morgens nach dem Ausschlafen wieder habe fortziehen mögen, wiewohl mit großer Krankheit. Gott behüte mich meine Lebtage vor dergleichen Rausch."

In steter Verbindung blieb Hans auch mit dem herzoglichen Hause. Sein alter Freund und Gönner Heinrich XI. wurde allerdings 1581 wieder der Regierung entsetzt und in Breslau gefangen gehalten. Von dort entfloh er einige Jahre später, trieb sich dann in Polen und Schweden herum und starb 1588 in Krakau. Schweinichen erwies ihm in Herzog Friedrichs Auftrag die letzte Ehre. Ein Jahr darauf erhob Friedrich seinen alten Kameraden zum Marschall, und in dieser Stellung blieb Hans auch unter Friedrichs Nachfolgern bis 1602, wo er das Marschallamt anscheinend niederlegte; fürstlicher Rat blieb er bis an sein Lebensende, Anno 1616. Sein Grab befand sich bis 1748 in einer Kapelle der Stiftskirche zu St. Johannis in Liegnitz. Außer seinen prächtigen Memoiren hat er noch hinterlassen eine Lebensbeschreibung Heinrichs XI. und eine bis ins kleinste gehende Schilderung fürstlicher Hochzeiten und Begräbnisse, zu Nutz und Frommen späterer Hofmarschälle. Die Memoiren hat er nur für sich und seine Nachkommen geschrieben, mit dem bestimmten Befehl, sie nicht „zu einem publico werden" zu lassen, „daß nicht grobe Hübeler, Ausschwätzer und Wäscher darüber kommen, mich damit in meiner Gruben ausschwätzen, das Gelächter darüber halten". Nun ist es doch anders gekommen, aber gewiß nicht zu seinem Schaden, denn jeder, der sein Buch gelesen hat und nicht ein Erzphilister ist, wird seine helle Freude daran haben und ihn liebgewinnen als einen echten deutschen Mann von rechtem Schrot und Korn.

# Litterariſche Mitteilungen.

## Neues aus der Kunſtlitteratur.

Die Geſchichte der Malerei im neunzehnten Jahrhundert von Richard Muther (München, G. Hirths Kunſtverlag) hat ihre zehnte Lieferung, die letzte, erreicht und liegt nun als ein dreibändiges Werk mit 122½ Bogen Text und 1177 Illuſtrationen vor. Ein dreibändiges Werk macht Anſprüche und darf alſo auch anſpruchsvoll betrachtet werden. Zumal es nicht eine Zuſammenfaſſung ſchon bekannter Thatſachen ſein will, ſondern ein neues großes Wort, eine That von umwälzender Bedeutung. Es bietet ſich dar als erſter Verſuch einer zuſammenfaſſenden Darſtellung der modernen Malerei unter dem Geſichtspunkt eben der Modernität, als eine Art Drama mit notwendiger Entwickelung und unter gleichen Erſcheinungen bei allen Völkern: erſter Akt Klaſſicismus, zweiter Akt Romantik und Hiſtorienbild, dritter Akt Anekdotengenre, vierter Akt Realismus und Impreſſion, fünfter Akt Neuidealismus und Myſtik. Gewiß muß das ſubjektiv werden, wie alles ſubjektiv wird, ſobald es unter einem Geſichtswinkel betrachtet wird. Denn die objektive Geſchichte geht nicht nach einem immanenten Ziel hin, ſie geht hin und her, auf und ab, die Ziele werden ihr nur durch große eingreifende Perſönlichkeiten gegeben. Aber dieſe wirken mit. Die Geſchichtſchreiber ſtehen darüber — und, wenn ſie ihren Stoff, wie Muther, als Drama mit einem immanenten Ziel auffaſſen, ſo nähern ſie ſich den hiſtoriſchen Dichtern. Hier haben wir das erſte Dilemma. Der ſubjektive Darſteller reizt uns durch den warmen, menſchlichen Ton, durch die Aufſaugung ſeines Gegenſtandes mit den Fangarmen der ganzen durſtigen Seele eines intenſiv empfindenden Mitkünſtlers. Aber ſein Werk fällt mit dem Wert dieſer Subjektivität. Sobald ſich eine kommende Zeit eine andere Brille aufgeſetzt haben wird, kann es leicht ſein, daß ſie auch nicht einen Satz dieſes Buches unterſchreibt. Was mehr in die Wagſchale fällt? Vielleicht doch das erſtere. Künſtleriſche Dinge ſehnen ſich nach perſönlicher Behandlung. Das iſt ihr beſter Nährboden. Und wenn der Darſteller ſie individuell, ſelbſt wenn er ſie kapriziös auffaßt, machen ſie ihren Weg oft ſchneller, als wenn ihnen ein mühſamer, aber trockener Gelehrtengeiſt das Geleit giebt. Muther weiß das ſelbſt ganz gut. Er faßt ſein Buch auf als ein Stück Kunſtgeſchichte, „geſehen durch ein Temperament“. Und er leugnet nicht, daß ſein Temperament wechſelt. Zweites Dilemma. Wer alla prima malt, hat den Vorzug der erſten Friſche voraus. Durch keine Arbeit iſt das Feuer des erſten Entwurfs zu erſetzen, und je ſorgſamer ſie iſt, deſto weniger. Das iſt der Reiz der Skizze. Das moderne Weſen neigt ſehr zu dieſer ſprühenden Skizzenhaftigkeit. Es läßt in jeder Sekunde ein keckes Feuerwerk hervorſpringen, das in der nächſten ſchon wieder vergeſſen iſt. Die Nervoſität in der Kunſt ſteigert das feine Empfindungsvermögen, ſie bringt Regungen an den Tag, welche ſonſt im Dämmer des dunklen Seelenlebens begraben liegen. Sie iſt pikant, intereſſant und beſtenfalls von zerbrechlicher Feinfühligkeit. An der Zerbrechlichkeit aber ſcheitert ſie. Es fehlt ihr das Rückgrat, die innere Ehrlichkeit. Die Nerven laſſen ſich wohl eine Zeit lang zu feinen Fädchen ausziehen, die vor Zartheit faſt unſichtbar ſind, aber wir vertragen es nicht lange. Wir wollen nicht bloß Nerven, wir wollen auch Knochen haben. Die moderne Entwickelung muß dahin gehen, uns ſtatt großer Nervöſen wieder große Knochige zu geben. Kein beſſeres Spiegelbild der modernen Kunſt als Muthers Buch über moderne Kunſt. Es iſt durchzittert von feinſter Senſibilität. Es ruft die letzten Empfindungen heraus, welche in unſerem intimſten Herzenskämmerchen ruhen. Es ſchillert, ſprüht und glänzt von dem Flackerfeuer moderner Caprice, die aber ſtets in elegantem Gala über das Parkett tanzt. Muther iſt ein glänzender Feuilletoniſt, einer von denen, die ihre Zeilen nur ſchreiben, um das Beſte zwiſchen ihnen ahnen zu laſſen, die für die delikateſten Werte eine Sprachnüance haben. Wie er einen Gainsborough, einen Feuerbach, einen Fortuny, einen Roſſetti, einen Menzel beſchreibt! Aber er iſt zu wenig Knochen und Sitzfleiſch, er iſt mitunter unruhig und unſtät. Ihn reizt das Künſtleriſche vor dem Wiſſenſchaftlichen; er iſt aus der Familie der

Goncourt und Huysman. Also für die zweite Auflage: etwas mehr Ausdauer, mehr Gleichmäßigkeit in der Arbeit. Wir sehen es: seine Fehler sind die Fehler einer Zeit, die Fehler einer modernen Natur, welche im Leichtsinn blenden und verführen mag, aber in der ernsten Stunde der Prüfung verschämt erröten muß, die Augen niedergeschlagen, die Wangen noch erregt von der vergangenen Lust. Und doch: auch die Sünderin, die schöne, können wir noch in unser Herz schließen, wenn sie ein Opfer ihrer Leidenschaft war. Auch wir müssen Muther die Hand drücken, da er trotz allem, was man an ihm auszusetzen wußte, Tausenden die Augen öffnete über Wert und Wollen der ringenden modernen Kunst. Als Historiker muß er seine Arbeit international anfassen, aber wie er dies durchführt, darf er gerechterweise auch den strengsten Nationalisten nicht unsympathisch sein. Wie jeder tiefer Eindringende, kommt auch er zu dem Ergebnis, daß nur auf nationalem Boden eine gedeihliche Entwickelung der Kunst möglich sei. Wenn er dies in größerem Umfang an anderen Ländern aufweist, an Ländern, die mitunter glücklicher waren in der Entwickelung ihrer Nationalität als wir bisher, so möge dies uns zum Sporn dienen, daß auch wir alle Kräfte einsetzen, um, an manche neuere Bestrebung freudig anknüpfend, in dem Konzert der Völker die Individualität zu vertreten, die uns zukommt. Wir haben es wirklich noch vor uns. Muthers Buch hatte während seines Erscheinens einen steigenden Erfolg zu verzeichnen: einen Erfolg, wie ihn wenige Werke der Kunstlitteratur heute haben. Man konnte beobachten, wie es in Kreisen, welche bisher der modernen Kunst völlig verständnislos gegenüberstanden, durch die Frische seiner Darstellung sich ungeahnte Sympathien erwarb. Recensionen erschienen, die an Begeisterung nicht mehr zu übertreffen waren. Das Achselzucken mancher ernsten Männer der Wissenschaft, die sich an dem leichten Ton stießen, kam kaum zur Geltung. Solche Werke wirken und erziehen nun einmal. Muther erreichte mehr als hundert Secessionistenausstellungen. Er sprach zu den Menschen, wie sie am liebsten sprechen hören. Und darum drückt ein Auge zu; vergeßt, wo es hapert, und freut euch, wo es kuriert. Das thatsächliche Verdienst bleibt ungeschmälert: das Buch bedeutet den breitesten Durchbruch der modernen Anschauung auch in dieser Kunstlitteratur. Mit Muthers bekannten Führern durch die Berliner, Dresdener, Münchener Galerie hat so mancher die alte Kunst erst fruchtbar studieren können: es ward ihm in der Berücksichtigung des modernen Kunstempfindens das Medium gegeben, durch welches er auch ferneren Zeiten mit dem Herzen beikommen konnte. Dieses neueste Werk Muthers wird dem Kunstfreunde ebenso in nicht geringem Maße Führerdienste leisten, es giebt ihm die Fäden an die Hand, an denen er sich durch das Labyrinth der köpfereichen modernen Weltkunst zurechtfindet. Denn das ist ein großer Vorsprung des Verfassers vor manchem Lokalschriftsteller: er hat sehr vieles gesehen, sehr vieles gelesen und sehr vieles gesammelt, verglichen und in Einheiten gebracht. Daraus entwickelt sich seine schriftstellerische Individualität. Einen feinsinnigen, geschmackvollen, weitblickenden, kenntnisreichen, aber nicht ungern dem Parfüm der ersten Verwesung, dem Hochgeschmack der Decadence nachspürenden Sammelgeist haben wir bei seiner Arbeit gesehen. Jedenfalls: er ist etwas.

Von J. Overbecks **Geschichte der griechischen Plastik** (Leipzig, J. C. Hinrichssche Buchhdlg.) liegen uns wieder zwei Halbbände (II und III) vor, welche das rüstige und sachgemäße Fortschreiten der vierten Auflage dieses weitverbreiteten Buches beweisen. Nachdem der erste, von uns bereits angezeigte Halbband die Anfänge der griechischen Plastik behandelt hatte, werden wir nun in die eigentliche Blütezeit der Kunst eingeführt, welche naturgemäß sich eines stärkeren Interesses beim großen Publikum erfreut. Die Werke der phidiasischen, der praxitelischen, der skopasischen, der polykletischen und lysippischen Künstlergruppe ziehen an uns vorüber. Nicht immer sind es sicher auf einen Künstler rückführbare Arbeiten, an denen unser Interesse am längsten haftet, sondern gerade die namenlosen Schöpfungen sowohl an den Gebäuden der Akropolis wie Kleinasiens erfordern eine noch liebevollere Behandlung. Overbeck wird der Verteilung des Stoffes mit geschickter Hand gerecht, und all die großen archäologischen Entdeckungen, die nach der dritten Auflage seines Buches fallen, sind nun in den Rahmen aufgenommen. So besonders die mannigfachen uns erhaltenen Werke aus der Schule des Skopas und die Reliefs des Heroons von Gjölbaschi, die heute einen beneidenswerten Schatz des Wiener Museums bilden. Hier folgten auch die neu hergestellten Abbildungen den Ansprüchen modernster Technik, während man früher vorhandene Illustrationen, wie z. B. die der Niobegruppe, wohl mit Unrecht in einer Form beließ, die den heutigen Bedürfnissen nicht mehr ganz entspricht.

In die **Anfänge der Kunst** führt uns wieder einmal Ernst Grosse (Freiburg i. B., J. C. B. Mohr) zurück, aber wir folgen ihm gern, denn er führt uns einen neuen Weg. Einen Weg der Kunstbetrachtung wenigstens, den man in Deutschland noch nicht so ernst genommen hat wie in Frankreich. Den Weg der soziologischen Betrachtung, wie ihn einst Taine unter großem berechtigtem Widerspruch, aber doch auf breiterer Basis zuerst beschritt. Freilich, Grosse geht nicht darauf aus, eine Art Rechenexempel von soziologischen Faktoren aufzustellen, aus deren Multiplikation sich das Ensemble der Kunst ergeben solle. Er verfährt ethnologisch. Er geht den allerersten Spuren menschlicher Kunstübung bei den primitiven Völkern nach und versucht durch Beobachtung der hier auftretenden Erscheinungen Material zu gewinnen für die Grundlage einer rein historisch verfahrenden Ästhetik. Er trennt die Kulturstufen der primitiven Völker nach ihren Produktionsformen, er führt uns über die Stadien der Jagd fort zu denen des Ackerbaues und der

Viehzucht und verfolgt in geistreicher Weise die beiden hier auslaufenden Linien, die er gut „matriarchalisch" und „patriarchalisch" nennt. So gewinnt er den gleichsam untersten Bodensatz der primitivsten Kultur, und bei denjenigen wenigen uns bekannten Völkern, die ihn noch repräsentieren, sucht er nach dem Material ihrer Bethätigungen in Kosmetik, Ornamentik, Bildnerei, Tanzkunst, Poesie und Musik. Die Erklärung der bezüglichen Kunstcharaktere aus dem Wirtschaftsbetriebe des Volkes ist der Knoten, mit dem er seinen sorgsam gesponnenen Faden schließt, ist das Ziel seiner ganzen Betrachtungsweise. Der kompilatorische Charakter dieses ausführenden Teils seiner Arbeit wird wirksam ergänzt durch freiere und recht gesunde Auseinandersetzungen über Methodik, Geist und Zweck der Kunstwissenschaft zu Anfang des Werkes. Illustrationen tragen zur Belebung bei. Es wäre zu wünschen, daß bei der Sprödigkeit und relativen Unzuverlässigkeit des ethnologischen Materials, dessen papiernes Leben erst ordentlich durch methodische Museal-forschung aufgefrischt werden müßte, aus diesen Betrachtungen für die Kenntnis des Wesens der Kunst ein positiver Nutzen erzielt würde — freilich nur der Kunst in ihren ersten Regungen, nicht der Kunst in ihren höchsten, und also wohl wichtigsten Offenbarungen.

Ein treffliches Buch haben K. Lange und F. Fuhse zusammengestellt, indem sie **Dürers schriftlichen Nachlaß** (Halle a. S., Max Niemeyer) in moderner Übertragung herausgaben, nicht alles, aber das Wichtigste, was ein weiteres Publikum interessieren kann. Es ist wahrlich eine Wonne, sei es in Briefen, sei es in Tagebüchern oder ästhetischen Abhandlungen oder Gedichten, diesem urkräftigen Geiste zu folgen, dessen künstlerisches Naturell unserer Zeit jetzt immer mehr aufzugehen scheint, nachdem unsere Kunst selbst den Schritt vom Formalismus zur Charakteristik gemacht hat. Da es nun einmal eine berechtigte Eigentümlichkeit gerade so vieler deutscher Künstler gewesen ist, nicht bloß zu schaffen, sondern auch zu denken, sollen wir uns den Schatz ihrer Gedanken nicht minder bewahren als den ihrer Werke. Wie charakterisiert sich Dürer, wenn er schreibt! Da ist die naive Treuherzigkeit, die biedere Ungeschicklichkeit, die fleißige Pedanterie, die rastlose Grübelei, die herrliche Realistik — ganz wie in seinen Bildern. Es ist erfrischend, aus dem Munde eines so kernigen Deutschen die alten Wahrheiten zu hören, die immer neu bleiben. Was muß das für ein Mensch gewesen sein, der (in der Abhandlung von menschlicher Proportion) so sprechen konnte: „Das Leben in der Natur giebt zu erkennen die Wahrheit dieser Ding. Darum sieh sie fleißig an, richt dich darnach und geh nit von der Natur in dein Gutgedunken, daß du wöllest meinen das Besser von dir selbs zu finden; dann du wirdest verführt. Dann wahrhaftig steckt die Kunst in der Natur, wer sie heraus kann reißen, der hat sie. Uberkummst du sie, so wirdet sie dir viel Fehls nehmen in deinem Werk. Und durch die Geometria magst du deins Werk viel beweisen. Was wir aber nit beweisen künnen, das mussen wir bei guter Meinung und der Menschen Urteil bleiben lassen. Doch thut die Erfahrung viel in diesen Dingen. Aber je genäuer dein Werk dem Leben gemäß ist in seiner Gestalt, je besser dein Werk erscheint. Und dies ist wahr. Darum nimm dir nimmermehr für, daß du etwas besser mügest oder wellest machen, dann es Gott seiner erschaffnen Natur zu würken Kraft geben hat. Dann dein Vermügen ist kraftlos gegen Gottes Geschöff."

Nun sei schließlich noch ein buntes Quartett von recht verschiedenen Beiträgen zur Kunstgeschichte erwähnt. Voran eine kostbare Materialsammlung zur Musikgeschichte — der dritte Band von **Franz Liszts Briefen an eine Freundin**, herausgegeben von La Mara. (Leipzig, Breitkopf u. Härtel.) Die hier gesammelten Briefe sind an eine einzige Dame in Brüssel gerichtet, welche anonym blieb, sie sind sämtlich französisch geschrieben und fesseln vorzüglich durch die intime Aussprache auch über Privatangelegenheiten, deren Erwähnung Liszt sonst in seinen Korrespondenzen thunlichst vermied. In den zahlreichen persönlichen Andeutungen aus dem deutschen Musikerkreise geben sie nicht minder, wie die beiden ersten Bände der Briefe, sowohl dem heutigen Leser eine aktuell interessante Lektüre, als dem zukünftigen Historiker unschätzbare Bausteine. Der Fernerstehende erhält erst jetzt einen Überblick über das Gewebe von Fäden, die gerade in Liszts Persönlichkeit zusammenliefen.

Dann ein Büchelchen für „Liebhaber" der Künste: eine Anleitung zur **Kameenschneidekunst für Dilettanten** von H. Bouffier (Leipzig, Moritz Ruhl), die hoffentlich weiterhin eine Anzahl Damen dem mörderischen Klavier abspenstig und den ruhigen häuslichen Künsten geneigt machen wird.

Darauf eine **Stillehre für das Kunstgewerbe** von Reinhold Heere (Berlin, W. H. Kühl), welche in kurzgefaßtem Text und in 240 Bildern den Interessenten die wichtigsten historischen und auch technischen Kenntnisse der kunstgewerblichen Beschäftigungen übermittelt und namentlich für Unterrichtsanstalten sich als Lehrbuch empfehlen dürfte. Aber warum denn immer auf die „Unnatur" des Rokoko schimpfen?

Endlich ein gelehrtes Büchlein des Riccolo Persichetti über die bekannte große italienische Heerstraße, die **Via Salaria** (Rom, Loescher u. Co.). Was an Inschriften, an Überlieferungen, an erhaltenen Rechten, an geschichtlichen Erörterungen sich um diese Straße gruppiert, das hat der Verfasser mit großem Fleiße und vielen Anmerkungen säuberlich zusammengestellt, in der Hoffnung, eingehenderen Reisenden eine nützliche Vorarbeit und ein brauchbares Handbuch zu liefern, aber auch die Brust geschwellt von dem vivo sentimento di venerazione per quegli avanzi di un' età gloriosa! B.

# Litterarische Notizen.

**Die geistige Entwickelung beim Menschen.** Ursprung der menschlichen Befähigung. Von H. John Romanes. (Leipzig, Ernst Günthers Verlag.) — Der bekannte englische Gelehrte, dessen Untersuchungen über die geistigen Fähigkeiten der Tiere wohl zu den hervorragendsten Forschungen auf diesem Gebiete gehören, nimmt in dem vorliegenden Werke das Problem der geistigen Entwickelung an der Stelle auf, wo er in einem früheren Werke, über die geistige Entwickelung im Tierreich, stehen geblieben ist. Das erste Kapitel ist daher einer Vergleichung zwischen Mensch und Tier gewidmet. Dieses Kapitel ist besonders wertvoll dadurch, daß die Ansichten verschiedener Forscher über die Unterscheidung der menschlichen und tierischen Anlagen wiedergegeben sind, und zwar werden u. a. hervorgehoben die Anschauungen von Wallace, Mivart, Quatrefages. Im weiteren Verlauf des Buches geht der Verfasser auf die nach seiner Meinung einzig zulässige Unterscheidung zwischen menschlicher und tierischer Psychologie über. Er meint, daß diese Unterscheidung, welche die bedeutenden Verschiedenheiten zwischen dem Geiste des höchststehenden Affen und dem des niedersten Wilden verständlich macht, heutzutage von den Psychologen aller Schulen anerkannt werde und seit Aristoteles von zahlreichen Schriftstellern anerkannt worden sei. Dieses Unterscheidungsmerkmal sei wesentlich das Abstraktionsvermögen. Besonders ausführlich ist die Sprache und alles, was sich auf sie bezieht, erörtert. Ton und Gebärde, die Artikulation, vergleichende Sprachforschung, die Sprachwurzeln, alles dies wird von Romanes genau besprochen. Trotz der großen Unterschiede, die zwischen Mensch und Tier in geistiger Beziehung bestehen, schließt Romanes sein Buch mit den Worten: „Auf alle Fälle kann ich versprechen, daß, wenn wir zur Betrachtung der Wilden übergehen und von da zum Fall des vorhistorischen Menschen, wir finden werden, daß wir ziemlich nahe dahin gebracht werden, die psychologische Entfernung, welche uns von dem Gorilla trennt, zu überbrücken."

* * *

**Grundriß der ethnologischen Jurisprudenz.** Von Albert Hermann Post. I. Band. (Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hofbuchhandlung.) — Die Arbeit enthält den allgemeinen Teil eines Universalrechts der Menschheit. Der Verfasser versucht die Grundlagen der Rechte aller Völker der Erde zur Darstellung zu bringen. Ausführlich handelt er in dem vorliegenden Werke über die ehelichen Verhältnisse, besonders über die Art, wie Ehen bei den verschiedenen Völkern rechtlich eingegangen werden, über die sonstigen Verwandtschaftsverhältnisse, ferner über die Art der Landverteilung, über Häuptlings- und Königtum, sowie über Adel, Priestertum und Kasten. Das Werk bietet vieles, was die ersten Anfänge des socialen Lebens der Menschheit beleuchtet. Sonst findet man in dem Buche Mitteilungen, die vielleicht weniger den praktischen Berufsjuristen als vielmehr den Philosophen, Psychologen und Ethnologen interessieren werden. Der Verfasser schließt mit der Bemerkung, daß Gesetze, welche nicht auf vorsichtiger Benutzung der im Volksleben vorhandenen organischen Ansätze beruhen, sondern sich auf Theorien irgend welcher Art stützen, in der Praxis regelmäßig das Gegenteil von dem bewirken, was ihre Schöpfer bezweckten.

* * *

**Schlüssel zur Theosophie.** Von H. P. Blavatsky. Aus dem Englischen übersetzt von Eduard Herrmann. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) — Man hat in neuerer Zeit auch in Deutschland mehr von theosophischen Bestrebungen gehört; es giebt hier sogar ein eigenes Organ für die Theosophie, die „Sphinx". Wer sich für die Theosophie interessiert, deren Wurzeln weit zurückreichen und auch heute in Indien vielfach erkennbar sind, wird in dem vorliegenden Buche wohl das meiste hierüber finden. Es ist das Verhältnis der Theosophie zur Religion geschildert. Die Annahme, daß die Theosophie selbst eine Religion sei, wird zurückgewiesen. Ebenso wird die Grenze zwischen Theosophie und Spiritismus auseinandergesetzt. Allen, die sich mit dem Occultismus beschäftigen, wird das Buch, wenn es sie auch nicht überzeugen wird, doch Belehrung bringen.

* * *

**Der Sprachwart.** Sprachregeln und Sprachsünden als Beiträge zur deutschen Grammatik und Stilistik von Theodor von Sosnosky. (Breslau, Eduard Trewendt.) — Die Zahl der Werke, die sich mit den Fehlern deutscher Schriftsteller beschäftigen, ist schon recht ansehnlich geworden. Was das vorliegende Buch vor anderen auszeichnet, ist die Reichhaltigkeit der in ihm besprochenen Fehlerarten. Besonders ist die Stillehre mehr als in den meisten anderen derartigen Büchern berücksichtigt; aber auch die Formenlehre und Syntax sind erörtert. Viele Citate aus Schriftstellern sind angeführt und erweisen die Häufigkeit grober Fehler. Es kann keiner leugnen, daß mitunter bei Schriftstellern Fehler vorkommen, die selbst auf der Schule nicht verzeihlich sind.

* * *

**Praktische Philosophie.** Von Ronald Keßler. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) — Keßlers Arbeit enthält eine Reihe verschiedener Aufsätze, die zum Teil nur in äußerst lockerem Zusammen-

hange miteinander stehen. Der Verfasser spricht seine Ansichten über die Schöpfung, über die Atome, über Arbeit, Zuchtwahl, Gesittung u. s. w. aus, ohne aber irgendwo etwas Bedeutsames vorzubringen. Der Verfasser verlangt, daß man ihn nicht als Unberufenen auf dem Gebiete der Philosophie zurückweise. M.

* * *

**Die Philosophie der Freiheit.** Grundzüge einer modernen Weltanschauung von Dr. Rudolf Steiner. (Berlin, Emil Felber.) — Aus dem in der Gegenwart herrschenden Individualismus entnimmt der Verfasser für sich die Berechtigung, seine persönlichen Gedanken über die Grundfragen des Lebens mitzuteilen, und zwar in einfach beschreibender Form. Neben eingebildeten Schwierigkeiten (z. B. daß man das Denken nicht beobachten könne) werden wirkliche untersucht, so die große Antinomie: daß der Mensch durch das Denken sich und die übrige Welt umschließt, zugleich aber mittels des Denkens sich als ein den Dingen gegenüberstehendes Individuum bestimmt. Die Lösung Steiners ist nicht klar genug gefaßt, da sie den Charakter des ursprünglichen Doppelerlebnisses, wonach eigentlich alle Wahrnehmungs- und Begriffserlebnisse einen subjektiv-objektiven Charakter tragen, nicht mit der nötigen Schärfe herausarbeitet. In der Ausführung aber finden sich vortreffliche Exkurse über Darwinismus, Pessimismus, Erkenntnisgrenzen, transcendentalen Idealismus und ähnliche Hauptprobleme des philosophischen Nachdenkens.

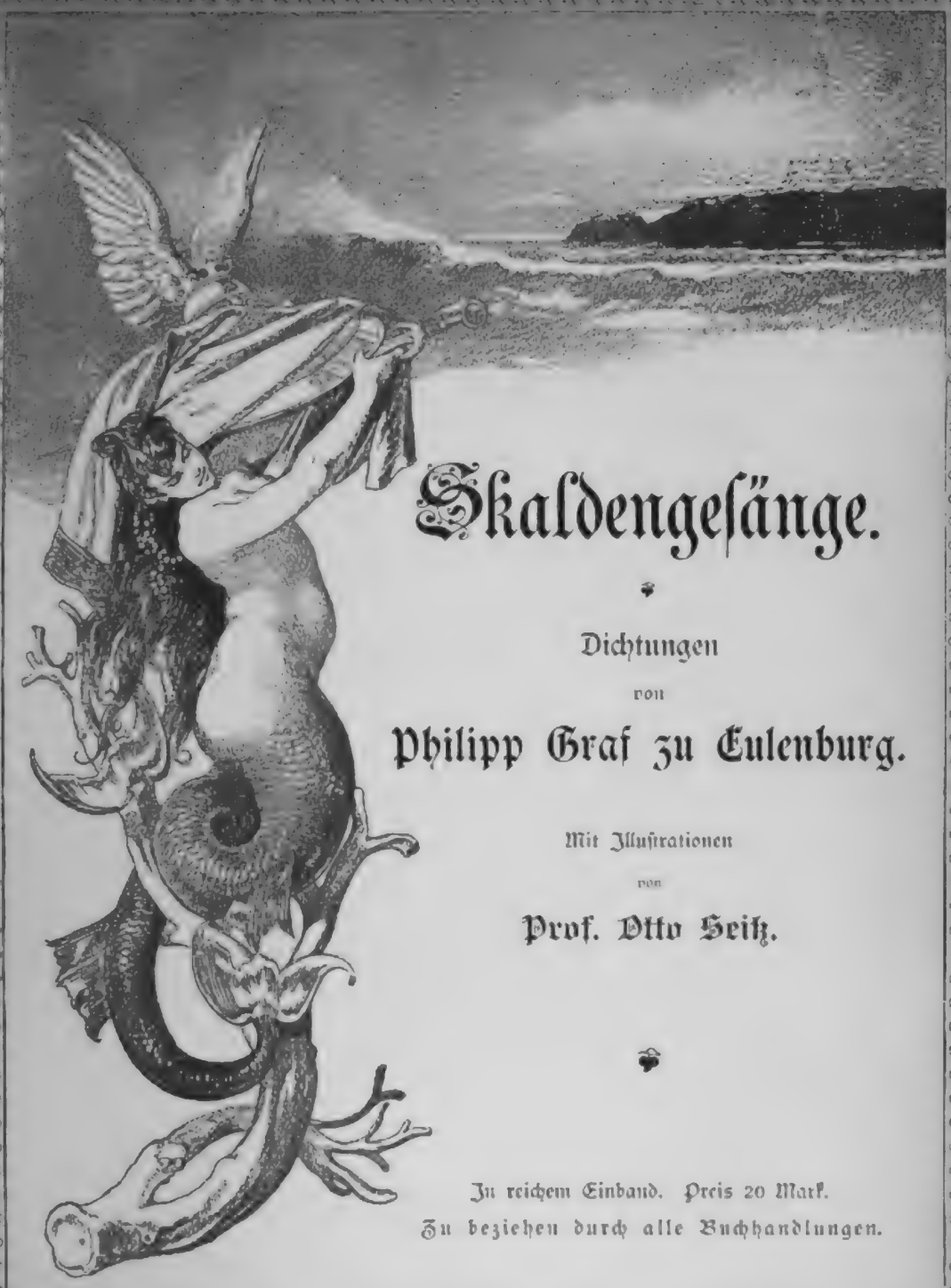
* * *

Aus der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge" (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.) seien die Hefte 157 und 173 als besonders bemerkenswert hervorgehoben. In jenem Heft behandelt Robert Franceschini die **Biologie als selbständige Wissenschaft** und gelangt zu der zwar angreifbaren, aber präcisen Begriffsbestimmung: Biologie ist die Lehre einerseits der gesamten Lebensverhältnisse der Organismen, d. h. ihrer Beziehungen zueinander und zu der anorganischen Natur, insofern die Organismen als ganze, im natürlichen Zustande lebende Individuen betrachtet werden, und andererseits der Bedingungen und Ursachen, durch deren Einfluß jene Verhältnisse entstanden sind und noch entstehen. — Das andere Heft betitelt sich: **Vermenschlichung der Sprache** von J. Baudouin de Courtenay und führt den interessanten Gedanken durch, daß in dem geschichtlichen Leben der indogermanischen Sprachen die Sprecharbeit von den unten und hinten belegenen Organen (namentlich dem Kehlkopf) möglichst nach oben und vorn (besonders in die Mundhöhle) verlegt worden ist. Was nebenher über das Sprachcentrum im Gehirn gesagt wird, wäre besser fortgeblieben.

* * *

**Geschichte der deutschen Litteratur.** Von Max Koch. Sammlung Göschen Bd. 31. (Stuttgart, G. J. Göschensche Verlagshdlg.) — Verfasser und Verleger haben beide eine höchst schwierige Aufgabe gelöst: jener, indem er die ganze Geschichte der deutschen Litteratur auf 272 Seiten zusammendrängte, dieser, indem er ein solches Buch, noch dazu in geschmackvollem Leinenband, für achtzig Pfennig verkauft. Koch hat seiner vortrefflichen Darstellung dadurch einen erhöhten Wert verliehen, daß er jedem Kapitel Litteraturnachweise beifügt und dem Ganzen ein Namenverzeichnis anhängt; die Darstellung selber führt von den ältesten heidnischen Zeiten bis hinauf zu Gerhart Hauptmann. D.

Unter verantwortlicher Redaktion von Dr. Adolf Glaser in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. — Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



# Skaldengesänge.

Dichtungen

von

## Philipp Graf zu Eulenburg.

Mit Illustrationen

von

**Prof. Otto Seitz.**

In reichem Einband. Preis 20 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Der Verfasser war der stete Begleiter Sr. Majestät des Kaisers auf dessen Nordlandsfahrten, und seine „Skaldengesänge" sind direkt unter dem Eindruck nordischer Natur und altnordischer Volksdichtung entstanden. Es sind Neubildungen, hervorgegangen aus dem Geiste der altnordischen Sage und erfüllt von der Gemütstiefe, der Innigkeit und dem Formensinn des echten Poeten. Prof. Otto Seitz in München hat die Bilder dazu komponiert und steht dem Dichter würdig zur Seite. Das Buch ist Sr. Majestät dem Kaiser zugeeignet, und die Verlagshandlung hat ihm eine all diesen Umständen entsprechende prächtige, geschmackvolle und gediegene Ausstattung zu teil werden lassen.

GRÜNDUNG 1839.

MANUFAKTUR-MODE-SEIDEN-WAREN,
SAMMETE, LEINEN, BETT- U. LEIB-WÄSCHE,
BADETÜCHER, ELSASSER BAUMWOLLEN-WAREN,
GARDINEN, MÖBELSTOFFE, TEPPICHE, TISCHDECKEN,
TRICOTAGEN, STRÜMPFE, FLANELLE, TÜCHER, UMHÄNGE,
BLUSEN, JUPONS, SPITZEN, STICKEREIEN, SCHIRME, SCHÜRZEN,
REISE-, PFERDE-, SCHLAF- U. STEPP-DECKEN, BETTFEDERN etc.

# RUDOLPH HERTZOG.

GROS U. DÉTAIL. — FESTE PREISE.

*EIGENES HAUS IN PLAUEN i. V.*
FÜR EINKAUF UND VEREDLUNG DER GARDINEN-FABRIKATE.

*Transito-Lager im Hause.*

FRANKO-VERSAND
VON PROBEN, PREISLISTEN UND ALLEN
AUFTRÄGEN VON 20 MARK AN.

**Bei Musterbestellungen genauere Angabe von Preis u. Art erbeten.**

15-14. Breitestr. — Brüderstr. 27-29.

BERLIN *C.*

Die Firma unterhält für den Verkauf
weder Zweiggeschäfte noch Reisende oder Agenten.

**An Sonntagen und christlichen Feiertagen**
**bleiben die Verkaufsräume und die Bureaux geschlossen.**

August 1894.

Heft 455.

38. Jahrg.

# Westermanns illustrierte deutsche Monats-Hefte

für das gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Braunschweig, Druck u. Verlag v. George Westermann.

Weſtermanns

Illuſtrierte Deutſche Monatshefte.

Auguſt 1894.

Inhalt.

Seite

Feodor Helm: Der Quell des Paktolus. Novelle 513

A. Spier: Franz Stuck 545
Mit einem Porträt und dreizehn Abbildungen.

Paul Schellhas: Die Etrusker. Ein kulturgeſchichtliches Rätſel . . 564

Wilhelm Berdrow: Der Erdkern und die neuere Tiefenforſchung 571

Königsbrun-Schaup: Die Bogumilen. Roman aus Neu-Öſterreich. V. (Fortſ.) 576

Woldemar Kaden: Der Veſuv. Touriſtiſche Aufzeichnungen und Randbemerkungen. I. 595
Mit neun Abbildungen.

Marcus Landau: Chateaubriand 617
Mit einem Porträt

John Henry Mackay: Die Blinden 634

Litterariſche Notizen 636

Litterariſche Neuigkeiten I

Anzeigen III

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift iſt unterſagt.
Überſetzungsrechte bleiben vorbehalten.

Jll. D. Monatshefte. Auguſt 1894. Im Beſitz: Franz Stuck.

Franz Stuck: Der Wächter des Paradieſes.

# Der Quell des Paktolus.

Novelle

von

**Feodor Helm.**

Es war einmal ein König in Phrygien, Midas mit Namen, der hatte ſich von Bacchus die Gabe der goldenen Berührung erbeten, und der Gott hatte ſeine Bitte gewährt. Alles, worauf der König ſeine Hand legte, wurde zu Gold: die Speiſen auf ſeinem Teller, der Wein in ſeinem Glaſe, ja ſelbſt ſeine Geliebte, an deren Herzen er Troſt ſuchte, wurde ſtarres Gold in ſeinen Armen. Nichts Lebendiges war mehr um ihn! Die Blätter, die ſeine Hand im Vorbeigehen ſtreifte, welkten und fielen ab, die Roſe in ſeiner Hand hörte auf zu duften, und die Vögel, deren Flügel ihn berührten, fielen tot zu Boden.

Da flehte er in ſeiner Not zu dem Spender des unſeligen Geſchenkes, und bat, die Gabe zurückzunehmen, die ihn ſo elend machte. Und der Gott erbarmte ſich des armen Reichen und ſprach: Ziehe hin zur Quelle des Fluſſes Paktolus und bade dich dort in der reinen Flut, ſo wirſt du befreit werden von der Gabe der goldenen Berührung, die du dir thöricht erbeten haſt. Und der König machte ſich auf, den heilenden Quell zu ſuchen! — Wo aber fließt er, dieſer Quell? Und wer findet den Weg dahin?

* * *

„Und Helfermann hat ſich nun auch erſchoſſen!“

Ruhig und monoton durchklingen die Worte die ſchwüle Dämmerung des Zimmers und tönen in das träge Stillſchweigen hinein, in dem nun ſchon ſeit einer halben Stunde das Geſpräch dieſer drei Menſchen untergegangen iſt, die ſich in dem Rauch ihrer Cigarren begraben haben.

Ein ſeltſames, nervenreizendes Zwielicht herrſcht in dem großen Raum. Die Fenſter, die bis zum Fußboden reichen, ſind mit dunkelroten Sammetportieren dicht verhängt, und der zitternde, graurote Schein verbreitet ſich wie ein drückender Nebel über dieſe banale, gemietete Eleganz, der einige orientaliſche Polſter und Teppiche, das Löwenfell vor dem Kamin, ein paar ſchöne Schmuckſchränke und Etageren aus geſchnitztem Elfenbein und die Sammlung koſtbarer Dolche

und Krummsäbel an der Südwand des Zimmers einen exotischen Anstrich geben. Auf einem niederen Diwan liegt, gerade unter dem Waffenornament, zwischen Kissen und Decken ein junger Mann.

Unter dem weichen, bunten Seidenshawl, der über ihn gebreitet ist, zeichnen sich die Konturen eines hageren Körpers ab, und der Ärmel des gelbseidenen Schlafrockes, der sichtbar wird, wenn der Kranke die Asche seiner Cigarette in das neben ihm stehende, kunstvoll gearbeitete Weihkesselchen von indischer Bronze abstreift, umschließt einen abgemagerten Arm und eine schlanke Hand, an der einige Brillanten blitzen.

Die Fensterwand geht nach Westen, und das gedämpfte Licht fällt nur auf den oberen Teil des schmalen Gesichtes. Man sieht dunkles, stark gelichtetes Haar, eine kantige Stirn, deren Schläfen eingefallen sind, und ein Paar übergroßer, müder Augen, die sich häufig schließen. Das übrige Gesicht liegt im Schatten. Dicht an einem der verhängten Fenster liest ein blonder, korpulenter Herr mit einem bartlosen Gesicht und schlaffen, ausdrucksleeren Zügen die Zeitung. Es ist derselbe, der eben gesprochen hat.

Er trägt einen leichten Rock von heller indischer Seide, unter dem seine weiße Pikeeweste hervorleuchtet, und setzt seinen großen amerikanischen Schaukelstuhl dadurch in Bewegung, daß er sich mit dem Absatz seiner ungefärbten Lederschuhe in die untere Stuhlleiste einhängt und sich mit der Spitze des Fußes vom Boden abstößt. Die Zeitung hält er auf den heraufgezogenen Knien und wirft jedesmal einen verlorenen Blick hinein, wenn der Stuhl, durch den dicken Teppich in seiner Bewegung etwas gehemmt, seinen Höhepunkt erreicht und langsam, langsam aus dem Schatten in das rote Licht hineinsteuert. Dieser Wechsel von Licht und Schatten, der Genuß seiner dicken Upmann, die Bewegung und das leichte Geräusch des wiegenden Stuhles, dazu die aphoristische Lektüre seiner Zeitung — das ist genau das Maß sinnlicher Anregung, dessen Anton Baumüller nach einem guten Diner bedarf.

In der Mitte des Zimmers steht ein Rundsofa von rotem Plüsch, das oben mit einer großen Dattelpalme garniert ist. Dort sitzt mit weit zurückgebogenem Kopfe, ein Bein über das andere geschlagen, so daß ein wohlgeformter Knöchel und ein Stück ihres hübschen blauseidenen Strumpfes sichtbar wird, eine etwa dreißigjährige Frau und sieht zu, wie die zarten blauen Wolken, die sie kunstvoll durch die Nase bläst, allmählich in dem roten Nebel zerfließen. Das ist Frau Dagmar Jansen, die berühmte norwegische Malerin, die hier im Bade den Ausgang ihres Scheidungsprozesses abwartet und sich inzwischen, halb aus Langerweile, halb aus kapriziöser Großmut, wie sie sagt, der Unterhaltung und Pflege ihres ehemaligen Freundes, des Barons Bruno von Ziegler, widmet.

„Wer ist Helfermann?" fragt die Künstlerin jetzt, ohne ihre Stellung zu verändern.

„Direktor der deutschen Centralbank," erwidert Baumüller nachlässig, die Cigarre zwischen den Zähnen. „Schon der dritte nach dem großen Krach! Der Kerl hat's gescheit gemacht! Soll der Hauptschuldige sein! Na, damit ist die chose ja zu Ende!"

„Der Feigling!" ruft die Norwegerin, die starke Ausdrücke liebt, verächtlich.

„Man muß recht gesund sein, um den Mut dieser Feigheit zu haben!" läßt sich die matte, heisere Stimme des Leidenden vernehmen.

Die Malerin ist aufgestanden und geht mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Sie ist eine mittelgroße Person von zierlicher Magerkeit mit einem pikanten, zu stark gepuderten Gesicht, aus dem ein Paar kluge, ausdrucksvolle Augen hervorblicken. Auf ihrem schwarzen Spitzenkleide von etwas phantastischem Schnitt blitzen ein wenig zu viel Brillanten, und bei ihrem hastigen Hin- und Hergehen verbreitet sich ein allzu kräftiges, exotisches Parfüm.

„Auf Verbrechen gehört Strafe!" sagt sie jetzt in ihrer hübschen singenden Sprechweise; „sich ihr entziehen, ist Feigheit!"

„Und ist das keine Strafe?" sagt Baumüller und hebt ächzend die Zeitung auf, die ihm vom Knie gefallen ist. „Ist das keine Strafe, dieses liebe, schöne Leben zu verlassen?"

„Er nimmt sich damit die Möglichkeit, zu sühnen!" sagt der Kranke leise.

Ein Hustenanfall unterbricht ihn. Die Jansen reicht ihm sein Taschentuch, und nach

einer kurzen Pauſe fährt er fort: „Das Geſetz antwortet mit Strafe, der geſunde realiſtiſche Menſchenverſtand aber kann ſich damit nicht begnügen, er fordert Sühne! Das allein kann ihn von der Schuld erlöſen!“

Die Norwegerin iſt zum Fenſter getreten, hat die Portiere fortgezogen und beide Flügel aufgeſtoßen, um die beginnende Abendkühle hereinzulaſſen. Die Fenſter gehen auf einen großen, mit blühenden Topfgewächſen geſchmückten Balkon, unter dem ein dunkelgrüner Waſſerarm vorbeifließt, in dem ſich wundervolle, über die Mauern der jenſeitigen Gärten wuchernde, blühende Büſche ſpiegeln. Den Abſchluß bildet eine kleine Kirche mit einem zierlichen, zopfigen Turme, links eine waldige, langgeſtreckte Höhe.

In klaren, weichen Wellen dringt Luft und Licht in das Gemach, und der erfriſchende Strom ſcheint ſich mit den Worten der Frau zu verbinden, deren Silhouette ſich vom blaſſen, blauen Abendhimmel abhebt. „Sühne!“ ſagt ſie. „Was iſt das? Stückelndes Wiedergutmachenwollen geängſteter Seelen! Alte Märchen ſprechen von Erlöſung — eine reine Jungfrau — das iſt es! Das Chriſtentum hat ſeine Jungfrau Maria, die Griechen opferten eine Iphigenie, und Richard Wagner —“ Sie wendet ſich mit einer plötzlichen Bewegung ins Zimmer zurück. „Wiſſen Sie, daß ich das einmal machen werde?“

„Was?“ fragen beide Männer wie aus einem Munde.

„Eine Erlöſerin!“ ſagt die Malerin und bewegt, in ihre Gedankenarbeit vertieft, formend und ſchildernd die Hände vor ſich hin und her. „So etwas Helles, Keuſches müßte es ſein, im Freien natürlich — unter lichten Bäumen — viel Licht überall und bläuliche Schatten! Und irgendwo ein warmes Braun oder Purpurrot — ein nackter Bettler, oder ein Königsmantel!“

Die Männer lachen.

„Aber wie kommen Sie auf dieſe Idee, Frau Dagmar!“ ruft Baumüller beluſtigt, „das kleidet Sie gar nicht!“

„Ach, wie Sie ſich täuſchen, mein Lieber! Vielleicht habe ich erſt jetzt mein Talent entdeckt. Und wie ich darauf komme? Ganz einfach, wie man eben auf ſo etwas kommt, ich habe es geſehen.“

„Den Purpurmantel oder den Bettler?“

„Nein, das Mädchen. Ein engelhaftes Geſchöpf! Ich ſah ſie neulich zur Kirche gehen!“

„Vermutlich wollen Sie daraus ein Pendant zu Ihrem famoſen grauenhaften ‚Abſynthe‘ im Salon Buvet in Paris machen? Etwa ‚die Milch der frommen Denkungsart‘ oder dergleichen?“

Die Janſen ſchüttelt ernſthaft den Kopf. „Nein, diesmal muß es etwas Schönes ſein, etwas Tugendhaftes!“

Der Baron zieht in einer ihm eigentümlichen ſpöttiſchen Weiſe die Unterlippe herauf. „Ich ſtelle mich Ihnen als armer Lazarus zur Verfügung! Ich fürchte, das iſt die einzige Art, in der Sie mich in Ihrer neuen Richtung verwenden können!“

Baumüller blickt noch immer von Zeit zu zu Zeit in ſein Blatt hinein. „Weißt du, daß deine Sophie Jellareska auch an der Cholera geſtorben iſt?“ fragt er jetzt über die Schulter herüber, „vor drei Tagen erſt ihr Mann, der Gouverneur, und nun auch ſie!“

„Ah!“ Über das gelbliche Geſicht des Kranken breitet ſich langſam eine Art Erröten.

„Ihre Sophie? Wer iſt denn das nun wieder?“ fragt die Norwegerin, bereit, über etwas Amüſantes zu lachen.

„Sophie Heller, ſeine erſte Flamme, das blonde Profeſſorstöchterlein in Halle,“ antwortet Baumüller mit ſeinem fetten raſchelnden Lachen und zeigt mit dem Daumen nach Bruno.

„Meine Braut!“ verbeſſert der Baron mit ſcharfer Betonung.

Die Janſen macht große Augen.

„Die einzige Frau, die ich je geliebt habe!“

Er ſagt das alles in jenem ſpöttiſch-gleichgültigen Tone, den die gute Geſellſchaft annimmt, wenn ſie von ihren Empfindungen ſpricht, ſelbſt den wahren.

„Sie ſind ſehr höflich, Bruno,“ bemerkt Frau Dagmar und läßt ein kleines, kokettes Lachen hören. „Und warum haben Sie dieſen Ausbund nicht geheiratet? wenn ich fragen darf?“

Bruno antwortet nicht. Er hat den Kopf emporgerichtet, und während er die inneren

Handflächen zusammenpreßt, kommt es von seinen Lippen wie ein schwermütiges, leidenschaftliches Selbstgespräch: „Ist es nicht eine tolle Komödie, dieses Leben? Ein ewig sich drehendes Rad, mit dem wir umgetrieben werden, in dem es nur einen festen Mittelpunkt giebt — das Geld! das erbärmliche Geld!“

„Na, du kannst dir ja den Luxus erlauben, es zu hassen!“ Baumüller steht schwerfällig auf und reckt seine Arme aus, als wolle er mit Hanteln agieren. „Wem eine Million nach der anderen in den Schoß fällt, wie dir! Gestern erst — hat er Ihnen erzählt, daß ein Gewinn von — ich glaube fünfzehntausend Mark auf seine Nummer dreizehn gefallen ist? Nummer dreizehn — man denke!“

„Nein, wirklich?“ ruft die Norwegerin lebhaft und tritt zu dem Kranken, dem sie liebkosend über das schlaffe, weiche Haar streicht. „Und letzten Dienstag haben Sie sogar die Bank gesprengt! Ich hörte davon durch den Fürsten Zenachetti. Sie haben ein Glück! Nein wirklich, ein Glück! Sie wissen: ‚Glück im Spiel, Unglück in der Liebe‘ — und wenn man es nicht besser wüßte —“

„Sprichwörter lügen immer!“ sagt Baumüller und gähnt herzhaft; dann zieht er die Uhr heraus. „Schon sechs Uhr, Zeit für den Klub! Ich muß nachher noch einen Augenblick ins Theater.“

„Also gehen wir!“ Die Jansen zieht die Filigrannadel, die über den griechischen Knoten hervorragt, aus dem Haar und befestigt sie seitwärts tiefer, damit sie den Hut, ein winziges Gedicht von Tüll und Blumen, nicht geniere. „Sie kommen doch mit, Bruno?“ fragt sie, während sie mit zurückgebogenem Oberkörper vor den schmalen Spiegel tritt, der, ziemlich ungeschickt, zwischen den Fenstern angebracht ist.

Der Baron schüttelt den Kopf. „Mich laßt nur heute hier! Es giebt Stimmungen, mit denen ich nicht in diesen Hexensabbath hineintauge.“

„Sie werden poetisch, Bruno!“ sagt die Jansen spöttisch. „Kommen Ihre unbequemen philosophischen Launen wieder einmal über Sie?“

Und Baumüller, eine karikiert pathetische Haltung annehmend, citiert mit erhobener Stimme:

„Ist es die entschwundne süße
Blöde Jugendseligkeit?

Ich will William rufen, daß er dich ins Freie bringt!“ fügt er hinzu, indem er auf den Knopf der elektrischen Klingel drückt. Dann verlassen beide das Zimmer.

„Können Sie mir heute etwas leihen?“ fragt die Jansen draußen.

„Warum lassen Sie auch Ihr Portemonnaie zu Hause?“ sagt Baumüller mit einer Bewegung nach dem Kranken hin, „das war leichtsinnig!“ Beide lachen.

* * *

Bruno von Ziegler ist allein.

Er liegt auf einem Faulenzer im Vorgarten der Villa und atmet mit geschlossenen Augen den warmen Duft der Linden, hört das Summen der Mückensäule über dem Wasser, die Grille, die im blühenden Grase zirpt, und saugt die feuchten Dünste ein, die aus dem Rasenbeet quellen, das der Gärtner unlängst gesprengt hat.

Auf der leichten Decke, die über seinen Knien liegt, hängt die grüne Schnur der elektrischen Klingel, die zur Dienerstube führt, und auf dem Tischchen neben dem Rollstuhl steht ein Präsentierbrett mit einem gefüllten Weinglase; daneben liegt — noch unaufgeschnitten und mit einem originellen Papiermesser belastet — der neueste Gyp.

Der Baron liegt und träumt. Eben beginnt die kleine Kirche drüben einen rührenden, klagenden Glockenton, eine große Terz und dann die Quart, ein trockener Klang ohne Wiederhall. Die Schwarzamseln erheben ihre Stimmen, und aus allen Gärten duften die ersten Rosen. Ist es der Dunst des Wassers, der Name Sophies, der ihm auf einmal die Erinnerung weckt? Er sieht deutlich seinen Vater vor sich, die kräftige, untersetzte Gestalt mit dem klugen, energischen Gesicht, die Bergmannsmütze auf dem kurzgeschnittenen graublonden Haar, und er sieht seine sanfte, stille Mutter, die er früh verlor, deren Andenken ihm nur noch ist wie die Erinnerung an ein weiches, kühles Rosenblatt, das ihm in der heißen Hand verwelkte.

Sie wandern am Fluß entlang, dort in

seinem Geburtsstädtchen, die Glocken läuten, sie gehen zur Kirche. Er meint, den Geruch des jungen Korns zu spüren, der sich mit dem Wasserdunste vermischt, und er sieht die roten Wicken, die blauen Kornblumen stehen, nach denen er unwillkürlich die Hand ausstreckt. „Nicht abpflücken jetzt, Bruno," sagt die Mutter, „sie werden dir sonst zu schanden. Pflücke sie lieber auf dem Heimwege! Jetzt nur angucken die hübschen Blümchen." Er hört die Worte ganz deutlich, das Unentschiedene, gleichsam Abbittende im Tonfall, das dem Dialekt da oben an der thüringischen Grenze eigentümlich ist. „Nicht abpflücken, nur angucken!"

Ach, Mutter! Der Kranke seufzt. Und den Acker sieht er wieder mit seinen blendend gelben Blumen, durch die der Wind fährt. „Gold! Vater, Gold!" hat er gerufen, als der Vater ihn zum erstenmal mit dort hinausnahm.

„Merkst du's auch, Junge?" hat der Vater da gesagt. „Bist klüger als die anderen, die's mir nicht glauben wollen! Schade, schade!" fügte er dann regelmäßig hinzu.

Der Vater war Markscheider für die Gesellschaft der sächsischen Montanwerke. Wiederholt hatte er dem Direktor der Bergwerke seine Vermutung mitgeteilt, daß hier ein großes Kohlenlager zu entdecken sei, aber man hatte ihm keinen Glauben geschenkt.

So oft Bruno später an einem Rapsfelde vorüberkam und ihm der ölige Geruch der Pflanzen in die Nerven drang, meinte er den Vater zu sehen, wie er dort seine selbstgefertigte Tabelle hervorzog und seine Augen in die Erde hineinbohrte, als wolle er ihr die streng gehüteten Geheimnisse ablocken.

Der sonst so gelassene Mann fand keine Ruhe mehr bei der Arbeit.

„Wer nur ein paar Tausend Thaler hätte zum Ankauf!" Der Gedanke verfolgte ihn unabläſſig.

Endlich faßte er einen Entschluß.

Er fuhr eines Tages nach dem nahen Magdeburg und bat einen dortigen Banquier um Vorstreckung der nötigen Summe, indem er ihm seine Pläne mitteilte. Als dieser ihm kein Vertrauen schenkte, ging er zu einem zweiten und einem dritten, bis ein junger Anfänger, Namens Baumüller, ihm endlich das nötige Kapital vorstreckte, mit der Bedingung, daß er von jeder Tonne Kohlen, die man fördere, fünfzig Pfennige erhalte.

Mit zwei Millionen hat man ihm später dieses Vorrecht wieder abgekauft. — —

Das Glockenläuten ist verstummt. Der Wind weht Blumenblätter auf das Lager des Kranken, und die sinkende Sonne malt ihm die graublauen Silhouetten nickender Zweige auf Gesicht und Hände.

Er sieht die Trauerrose auf dem Grabe seiner Mutter nicken und wehen, und er sieht sich selbst in dem neuen schönen Hause mit der Sandsteinfassade, das der Vater in seinem beginnenden Wohlstande gekauft hatte, inmitten des großen, sauber gehaltenen Gartens mit den gelben Kieswegen, den schwarzen Glaskugeln und steifen Buchsbaumhecken.

Man hat ihn verwöhnt, man hat ihn verzogen, und man hat ihn treiben lassen, was er mochte.

„Ich verdiene das Geld, mein Sohn soll es genießen! Jeder nach seinem Talent!" sagte der alte Ziegler.

Und er vergötterte diesen Sohn, der keine halbe Stunde zu Fuß gehen mochte, weil es ihn ermüdete, der aber ein Pferd zu Tode hetzte; den man beim Militär nicht nehmen wollte, weil er zu schwächlich schien, der aber der beste Reiter, Schlittschuhläufer und Tennis-Spieler war von allen seinen Genossen auf der landwirtschaftlichen Hochschule in Halle, auf welcher er „studierte"; der keinen Pfennig Steuern zahlte, weil er weder ein Amt, noch ein selbständiges Einkommen hatte, der aber zweitausend Mark für einen Maskenanzug ausgab. Er liebte den Geruch von Patschuli, Cigarren und Juchten im Zimmer „seines Jungen", ihn entzückte das Lebensfieber, das in seinen Augen brannte, in seinen Händen zitterte.

Bruno sieht ihn vor sich, den guten Vater, wie er im hellen, selbstgelenkten Wägelchen aus der Stadt kommt, eine leichte Staubwolke hinter sich, er hört das Surren der Räder auf der Chaussee und den plötzlichen Ruck, mit dem die Pferde stehen. Er sieht den breitschulterigen Mann mit dem ergrauten, kurzgeschorenen Haar, den runden Augen im bartlosen Gesicht, wie er die Stufen der Veranda heraufsteigt, da und dort ein welkes Blättchen, eine alte Blüte abpflückt von

den Granat- und Oleanderbäumen in ihren grünen Kübeln, und mit seinem jovialen: „Na, was machen denn die jungen Herrschaften?“ einen gutmütigen Blick auf die Weingläser, Karten und den Cigarrenteller wirft, die den Marmortisch bedecken, an dem Bruno und sein unzertrennlicher Gefährte Anton Baumüller sitzen, die allwöchentlich einmal aus Halle die anderthalb Eisenbahnstunden herüberkommen, um sich bei Papa Ziegler pflegen zu lassen.

„'n Tag, Papa!“ „Servus, Herr Kommerzienrat!“ und man läßt sich an dem wohlbesetzten Tisch nieder.

Baumüller ist der Sohn des Magdeburger Banquiers. Gewagte Spekulationen, Kartenspiel und Frauen haben das väterliche Vermögen verschlungen, und Anton hat sich bei den Geschäften der letzteren Art als treuer Gehilfe des Vaters erwiesen. Jetzt zehrt er von den Zinsen der Dankbarkeit, die der alte Ziegler für das Haus Baumüller bewahrt, und hilft Bruno „studieren“.

Anfangs in begreiflicher Großmut, später durch die Gewohnheit abgestumpft, hat sich Bruno der angemaßten Herrschaft dieses jungen Menschen unterworfen, dessen cynische Weisheit ihm imponierte. Jetzt freilich, jetzt kennt er sie, die blasierte Roheit dieses jungen Greises, der „seines Freundes“ neugierige Ungeduld, das Leben kennen zu lernen, seine naive Genußfähigkeit und überströmende Jugend benutzt, wie man seinen Jockey benutzt, wenn man zu träge ist, selbst zu rennen.

Er ist sehr sparsam, sehr vernünftig mit dem Rest seiner Lebenskräfte umgegangen, dieser Anton Baumüller. Von seinem bequemen Ruheplatze aus hat er durch Ratschläge und ermunternde Zurufe den schwindelnden Reiter gespornt und vorwärts getrieben in der Bahn des Genusses, bis er nun mit gebrochenen Gliedern am Boden liegt. — —

Tiefer und tiefer sinkt die Sonne am Horizont. Sie läßt den dunkelgoldenen Wein im Glase funkeln und entlockt ihm einen starken berauschenden Duft.

In einer der gegenüberliegenden Villen wird ein Fenster geöffnet, die prickelnden Accorde eines Straußschen Walzers tönen herüber.

Der schwere Duft des Madeira — die Musik —! Bild auf Bild rollt sich auf vor dem inneren Auge des Kranken.

Schöne Frauen, Tanz, die schwülen, von Gas erhitzten Garderoben der und jener Diva, die Restaurants, in denen ihn so oft die grauen Morgenstunden überfielen, und auf einmal sieht er sie wieder — Sophie! Er hört die süße dunkle Stimme zu sich sprechen und sieht ihre großen wahrhaftigen Augen auf sich gerichtet. Er durchlebt sie noch einmal, die glücklichen Tage in jenem rosenumblühten Häuschen nahe der Stadt, wo die alte epheuumsponnene Burg Giebichenstein von ihrem roten Porphyrfelsen herniederblickt und drunten auf der Saale buntbemützte Studenten und hellgekleidete Frauen in leichten Kähnen vorübergleiten.

Wie ist er fromm und still geworden in jenen Stunden, wie weit hat sich sein Herz geöffnet damals für alles Gute, Schöne und Hohe! — „Familiensimpelei!“ nennt Baumüller, der sich grollend zurückzieht, den Verkehr in dem einfachen, aber von einem Hauche geistiger Größe erfüllten Professorenhause, und als ihm Bruno gar, in überströmendem Glücke, seine Verlobung mitteilt, kann er sich nicht genug thun an spöttelnden Bemerkungen.

Und dann kam die Nachricht vom Tode seines Vaters, zugleich mit den Mitteilungen über den ungünstigen Stand des Grubenunternehmens, das so vielversprechend begann und aus dessen Ertrag der alte Ziegler den Aufwand seines Sohnes bestritten hatte. Die unglückliche Wendung war durch einen Prozeß verursacht, welchen der neugebackene Kommerzienrat mit einem Oberamtmann Wernicke, einem reichen, bäuerlichen Sonderling, zu führen gezwungen war. Zu dem Besitztum dieses ländlichen Krösus gehörte ein schnörkelhaftes Gartengebäude im Jesuitenstil, dessen Rückwand durch die unterirdischen Anlagen des Bergwerks einen Riß bekommen hatte, so daß die Befürchtung nahe lag, das ganze Haus, das man durch eiserne Bänder und Stützen zu halten suchte, möchte einstürzen. Vergeblich bot Ziegler eine große Summe zur Erwerbung des Terrains auf — der Alte wollte sein Eigentum nicht hergeben, weil sein einziges Töchterchen Adelheid, die eben in der Pension „Bildung

gelernt" hatte, für das altertümliche Ding schwärmte und dort ihre Residenz aufzuschlagen wünschte. Während des Prozesses, der schon jahrelang währte, mußten die Grubenarbeiten eingestellt werden, und das ganze Unternehmen stockte.

Der Schaden war ungeheuer, das ersparte Vermögen des alten Ziegler fast gänzlich verbraucht!

Und nun Bruno, der nichts hatte als Schulden, Schulden überall!

Die ganze Zeit, die nun folgt, liegt hinter ihm wie ein schwerer, ängstlicher Traum. Es kommt ihm vor, als hätte er in einem dicken Nebel gelebt, willenlos gestoßen und getrieben von fremden Mächten, und da ist auch Baumüller wieder, der sich nicht abschütteln läßt; der ihn spornt und reizt, ihn vorwärts drängt und für ihn handelt, bis er sich endlich ergiebt.

Und so findet er sich denn eines Tages wieder als den Bräutigam der reichen Adelheid Wernicke, die ihm zuflüstert: „Und ich bin Papa so dankbar, daß er dich mir gegeben hat!"

Pfui! wie das alles häßlich ist — und gemein!

Und dann — ein höhnisches Lächeln verzieht seinen Mund — welch ein köstlicher Spaß, dieser ironische, grausame esprit d'escalier des Schicksals, der ihm — wenige Tage nach der Hochzeit mit diesem ungeliebten Mädchen — eine unerwartete, große Erbschaft beschert!

Diese Erbschaft — ja, das war der Anfang — der Anfang des goldenen Fluches, der ihn verfolgt, wie er meint! Gold auf Gold häuft sich nun, da der Prozeß beigelegt ist, um ihn auf.

Ihm ist es manchmal, als müsse er darin ersticken, als wäre etwas von der Kälte und Schwere des Metalles, das seine Finger so unausgesetzt berühren, in die Mischung seines Blutes eingedrungen, als seien alle die Menschen um ihn herum nur Marionetten an goldenen Drähten.

Und er ist es müde, sie agieren zu lassen.

Seine Frau, ein gutes, indolentes Geschöpf, voll geschmackloser Romantik, nimmt wenig Raum ein in seinem Leben. Sie kränkelt und schont sich — und im Frühjahr legt sie sich hin und stirbt. Wenige Wochen darauf auch das Kindchen, das sie ihm geboren — gerade an dem Tage, wo man ihm seine Erhebung in den Adelsstand mitteilt.

Von Sophie hat er gehört, daß sie als Erzieherin nach Rußland gegangen sei und später dort den Gouverneur Jellaresko, den Vater ihrer Zöglinge, geheiratet habe.

Nun ist auch sie tot!

Wie sinnlos das alles ist, wie zwecklos!

Er hat beginnen wollen zu arbeiten, weiter zu studieren, man lobt ihn und — man nimmt ihn nicht ernst. Man spottet heimlich über das neueste Spielzeug des Millionärs, das er „Arbeit" nennt, und man ist zufrieden, als er schließlich, abgestoßen von der ironischen Unterwürfigkeit, der er überall begegnet, die Bücher mit ihren Zahlenreihen beiseite schiebt.

Aber immer wieder erwacht in ihm die Sehnsucht danach, etwas Großes, Nützliches zu schaffen mit seinem Gelde. Sein Name und seine Tausende stehen an der Spitze aller humanen Veranstaltungen, aber er erreicht nur, daß man ihn von allen Seiten ausnutzt und seine Gutmütigkeit mißbraucht; Befriedigung fühlt er nicht bei allem seinem Thun. Dabei hat er ein märchenhaftes Glück! Jedes Unternehmen, bei dem er beteiligt ist, bringt ihm Gold und immer wieder Gold, dessen er doch viel zu viel schon hat. Sein Herz aber wird kalt und leer dabei. Er versucht es, sich die Dankbarkeit, die er vermißt, durch persönliche Unterstützungen zu erkaufen, aber seine impulsiven Wohlthaten verkehren sich nur in ihr Gegenteil. Hier unterstützt er unwissentlich Lüge und Gemeinheit, dort verführt sein Geld zu Müßiggang und Leichtsinn. Er beginnt es fast zu hassen, das goldene Joch, das ihn zu Boden drückt.

Es will ihm heute scheinen, als wäre alles zwecklos gewesen, was er je gethan.

Warum nur — warum?

Ihm kommen die Worte wieder in den Sinn, die der junge Geistliche, ein Pastor Hehn, dessen Patron er damals war, bei der Taufe des kleinen Söhnchens gesprochen — Worte, die er damals nicht begriffen, kaum beachtet hat, und die ihm heute mit dumpfem Nachhall in der Seele tönen:

„Das Dasein dieses Kindes schließt für den Vater alles ein, was seinem Leben Sinn, Würde und Zweck giebt."

Sinn, Würde und Zweck! Ja, ja!

Er nickt ein paarmal vor sich hin. Und nach dem Tode des Kindes — da kam Baumüller wieder — immer der! Der ihn nach Paris führt, nach Japan, nach Indien, der ihn von Genuß zu Genuß jagt und ihn, als er endlich todkrank von dieser verderblichen Genesungskur nach Haus zurückverlangt, wieder hierherbringt.

Und da liegt er nun, verbraucht und verwelkt an Leib und Seele.

Genesen? — wofür? Streben? — wonach?

Ja, wenn damals das Kind noch am Leben geblieben wäre! — —

Tiefrot, in glühender Pracht senkt sich die Sonne in den Fluß hinab. Der ganze Himmel ist mit kleinen, weichen Purpurwölkchen bedeckt, und die Berge nehmen eine violette Färbung an — dann erlischt diese allmählich.

Den Kranken fröstelt.

* * *

Ein schwüler, regnerischer Tag ist dem herrlichen Sonnenuntergange gefolgt und hat die schön gepflegten Promenaden des Kurortes entvölkert. Vor einer Stunde ungefähr hat man in allen Hotels die Mittagstafel beendet. Ein wahres Modemagazin von Regenmänteln in allen Formen und Farben hat sich, unter den aufgespannten Regenschirmen, durch die Hauptstraßen bewegt — nun ist alles still, und jeder giebt sich angesichts dieses verdrießlich grauen Tages mit besonderer Genugthuung einer gründlichen Siesta hin.

Aus der Richtung des Bahnhofes kommt mit aufgeregten Schritten ein brünetter, hübschgewachsener Herr die Villenstraße entlang. Seinen Regenschirm hält er geschlossen in der Hand und stürmt, ohne nach rechts und links zu sehen, vorwärts. Einem großen Bernhardiner, der ihm entgegenläuft, streichelt er gutmütig das zottige Fell, ohne zu beachten, daß sein Handschuh dabei durch und durch naß wird, und schließlich bleibt er vor einem kleinen einstöckigen Hause stehen, welches die Inschrift trägt „Villa Stefanie" und darunter ein Holzbrettchen mit der Bemerkung à louer.

Der Ankömmling bleibt stehen, zerrt den Filzhut vom Kopfe, trocknet sich die Stirn, auf der große Tropfen stehen, und betrachtet aufmerksam die Fensterreihe des Erdgeschosses. Dann wandern seine Augen nach der etwas zurückliegenden Seitenfront der Glasveranda, die zugleich als Eingang dient.

„Da ist sie!" sagt er ganz laut, so daß er erschrickt, dann tritt er in den Garten und blickt durch eines der grünen Fensterchen in die Veranda hinein. Wie in Mondschein getaucht liegt nun die gedeckte, säulengetragene Loggia vor ihm, die mit einigen Gartenmöbeln dürftig ausgestattet ist. An dem großen runden Tisch sitzt ein junges Mädchen und schreibt.

Sie hält den Kopf mit seiner breiten Flechtenkrone sehr anmutig zur Seite geneigt, während sie ganz gerade vor ihrer Briefmappe sitzt, die Spitze der Feder nach links gewendet.

Er kennt sie, die großen, steilen Buchstaben, mit denen sie jetzt das Papier bedeckt; er weiß, an wen sie schreibt, an wen sie denkt, da sie nun lächelt.

Und als spüre sie seinen beharrlichen Blick, sieht sie jetzt befremdet auf. Einen Augenblick stutzt sie vor dem unerwarteten Anblick der dunklen Männergestalt, die sich spähend dicht an das Fenster gedrückt hat, dann aber, ohne nur einen Laut auszustoßen, springt sie auf und läuft die Steinstufen herab in den Garten. „Habe ich dich erschreckt?" fragt er, ihre beiden Hände ergreifend, die er heftig drückt.

Sie schüttelt den Kopf, aber ihr Gesicht, dessen Hauptreiz in diesem unaufhörlichen Wechsel der Farbe und des Ausdrucks liegt, ist erblaßt. Er umfaßt mit seinem zärtlichen Blick die liebe, lang entbehrte Erscheinung. In der weichen grauen Nebelluft wirkt ihr Haar in seinem leuchtenden Rotbraun wie ein freundliches Farbenwunder, und wie sie ihn jetzt, rücklings die Stufen hinaufschreitend, in das Haus zieht, kann das sehnsuchtsgeschärfte Auge des jungen Mannes sich nicht genug thun am Anblick dieser kräftigfreudigen und doch gehaltenen Bewegung, in der sich das ganze Gemisch überquellenden Lebens und vornehmer Zurückhaltung offenbart, das ihn immer wieder aufs neue überrascht.

„Wie naß du bist!" sagt sie mit ihrer

warmen frohen Stimme. „Komm, komm! Welch eine Thorheit, so im Regen hierher! O du — du!“ und sie umschlingt ihn plötzlich mit leidenschaftlicher Heftigkeit.

Einige Minuten bleibt alles still, dann wispert es hinüber und herüber, zusammenhangsloses, abgebrochenes Geflüster — kindisches Geschwätz, wie es Lippen formen, die noch ein süßeres Gespräch kennen als das in Worten.

„Wirklich, Hella, ein weißes Haar? Zeig mal, wo denn?“

„Da, an der Schläfe! Nein, du mußt dich nicht so bücken, dann kann ich ja nicht —“

„Weißt du, was du eben für Augen machtest? Gerade wie damals beim Spazierenfahren; weißt du noch?“

„Ja, und nachher in der Laube da hinten — weißt du noch?“

Und so geht es weiter, thöricht und stammelnd, für die beiden aber beglückender als alle tiefste Weisheit der Welt.

Plötzlich fahren sie auseinander. Vom Hause her klingen langsame Schritte; jetzt wird die Thür mühsam aufgeklinkt, und auf beiden Armen ein großes Tablett haltend, auf dem sich eine Spiritusmaschine, verschiedene Kannen und goldgeränderte Tassen befinden, kommt ein kleines verlegenes Dienstmädchen herein.

Hella nimmt in übertriebener Geschäftigkeit dem Mädchen das Brett aus der Hand und beginnt, während diese die Spirituslampe anzündet und dabei verstohlen neugierig nach dem jungen Herrn sieht, der am Fenster steht und ihr den Rücken zuwendet, die Tassen auf dem Tische aufzustellen.

„Sagen Sie auch meiner Tante, Herr Doktor Berger aus Straßburg wäre hier,“ sagt sie dann. Ein Weilchen hantiert sie mit ihrem Kessel herum, schüttet den gemahlenen Kaffee in ein altmodisches silbernes Trichtersieb und spült die Kanne aus.

„Tante Stefanie wird nun gleich hier sein, Erich, und die Cousinen auch!“ bemerkt sie dabei. „Aber nun sage mir erst einmal vor allen Dingen, wie kommt es, daß du heute hier bist? Doch nichts Schlimmes?“ fügt sie besorgt hinzu, da sie seinen gedrückten Gesichtsausdruck bemerkt.

„Schlimmes? Nein, im Gegenteil. Ich wollte es dir nur selbst sagen, ich habe das Stipendium bekommen — weißt du, das große ‚für Archivstudien in Italien‘. Dreitausend Mark auf zwei Jahre.“

„Zwei Jahre?“ Ihre Augen werden dunkler und bekommen einen feuchten Schimmer, aber tapfer lächelt sie ihn an.

„Ich werde dadurch in den Stand gesetzt, meine große Arbeit über ‚Wellenbewegung in der Weltgeschichte‘ zu Ende zu führen. Und das Beste an der Sache ist, daß dem Inhaber dieses Stipendiums auch die päpstlichen Archive zugänglich werden, zu denen man sonst nur äußerst schwer gelangt.“

„Und das alles, weil man dich für bedeutender hält als die anderen alle! O Erich, Erich, wie ich mich —“ Ihre Stimme verliert sich in einem aufgeregten Lachen.

Doktor Bergers Gesicht hat seinen ernsten Ausdruck nicht verloren. „Der Kurator war gestern abend selbst bei mir,“ berichtet er weiter, „und sagte mir bei der Gelegenheit viel Schmeichelhaftes über meine Broschüre ‚Ungeschriebenes Recht‘. Ich bin sogar aufgefordert, in der Ethischen Gesellschaft in Berlin über diesen Gegenstand zu sprechen.“

„Und — und wirst du es thun?“

Erich Berger schüttelt den Kopf. „Nein, Lieb! Es ist schon genug geredet worden in der Welt! Ja, wenn ich dem ‚ungeschriebenen Rechte‘, dem Rechte der geistigen Persönlichkeit mit Rat und That zu Hilfe kommen, mit goldenen Kugeln eine Bresche schießen könnte für meine Worte — aber so!“ Er bricht ab und sieht finster vor sich hin. Sein dunkles Gesicht mit der stark entwickelten unteren Stirnpartie, deren Wölbung die Augen überschattet, trägt jetzt einen Ausdruck leidvoller Spannung.

In der Kaffeemaschine kocht's und brodelt's. Mechanisch gießt Hella das heiße Wasser auf das braune Pulver. „Aber du, du bist ja gar nicht vergnügt über deinen Erfolg!“ sagt sie endlich, da er noch immer schweigt. „Macht es dich denn nicht stolz, der einzige zu sein, der —“

„Der einzige! Das ist es ja eben, das verdirbt mir die halbe Freude. Wenn man doch allen helfen könnte, die es verdienen. Da ist zum Beispiel dieser Winterberg, der sich mit mir zusammen um das Stipendium bewarb. Ich habe seine Arbeit gelesen — Famos! sage ich dir. Und der Mensch

braucht's — kann einfach nicht vorwärts kommen ohne das! Ach, wenn ich reich wäre, Hella, wenn ich reich wäre! Der geistigen Wehrkraft würde ich zu Hilfe kommen, damit nicht die Tüchtigsten unter uns zum Strebertum gezwungen werden, das der Tod jedes wahrhaft ersprießlichen Schaffens ist. Und weiß ich nicht am besten, wie's thut, wenn man sich glücklich so weit heraufgeschwungen hat, daß man sich habilitieren kann — und dann geht der Jammer erst recht los! Schreiben, immer schreiben! Nicht das, was man in Kopf und Herzen hat, sondern das, was gerade fehlt, wie sie sich so überwichtig ausdrücken, schreiben fürs tägliche Brot! Keine Zeit, sich weiter auszubilden, das zu leisten, was man könnte, was man müßte nach dem, was in einem steckt!"

Hella ist zu ihm getreten, hat seine Hand ergriffen und küßt mit sanfter, fast mütterlicher Innigkeit die innere Fläche derselben.

„Nun habe ich dich einmal in mein Allerhochmütigstes blicken lassen, du mein geliebtes Seelchen!" sagt er lächelnd und legt ihre Hand, die immer kalt wird, wenn sie sich erregt, auf seine brennende Stirn. „Und ich, ich habe ja noch dich, du Lindernde, Kühle!" Er schließt die Augen, und sie fühlt das Hämmern seiner Schläfen unter ihren kalten Fingern. „Aber auch das thut weh, Hella, auch das! Warum darf ich dich nicht in meine Arme fassen und dich mit mir nehmen, weit, weit fort von hier, du mein armes, tapferes Aschenbrödel! Ist es nicht erbärmlich, daß ein Mensch von siebenundzwanzig Jahren noch nicht im stande ist, einen Hausstand zu gründen?"

„Und daß du all das Geld, das du durch Unterrichtgeben verdienst, nach Jena schickst, um deinem erblindeten alten Lehrer in seinen paar letzten Jahren eine Erleichterung zu verschaffen, das — das rechnest du für nichts, Erich?"

Er stutzt und sieht sie an.

„O du mein dummer Eri! Meinst du, ich hätte dein Geheimnis nicht längst erfahren? Sogar geschmerzt hat es mich ein wenig, daß du mir das verheimlichen konntest."

Sie rechnet auf den Klang ihrer Stimme, die ihn immer beruhigt, mehr noch als auf den Inhalt ihrer Worte; er aber, ohne auf beides zu achten, fährt unmutig fort: „Und zu denken, daß es Hunderten, Tausenden so geht wie mir! Müde und überarbeitet kommen sie schließlich hinein in die Ehe, und zu einer Zeit, wo alles in uns nach Liebe verlangt —" Er schiebt sie fast heftig von sich und beginnt mit großen Schritten hin und her zu gehen. „Wenn du nur wenigstens es nicht so schwer hättest inzwischen! Und nun komme auch ich noch daher und quäle dich mit meinen galligen Launen. Willst du's dem finsteren Gesellen verzeihen, Hella?" Er ist vor ihr stehen geblieben, und sie wendet ihm, statt aller Antwort, ihr reizendes Gesicht zu, aus dem ihm ihre unverwüstliche Heiterkeit entgegenstrahlt.

„Das macht mich ja gerade so glücklich, Liebling," sagt sie dann, „daß ich dir in dieser Wartezeit einfach durch meine Kraft und meinen fröhlichen Mut etwas sein kann. Ist das nicht ein herrliches Gefühl für eine Braut? Und du mußt dir das alles nicht so schwer denken! Die Tante meint es gut mit mir und sorgt für mich auf ihre Art, du darfst ihr das nicht übelnehmen, wenn sie manchmal —"

Sie verstummt. Die Thür öffnet sich, und herein tritt die Generalin von der Ecke, Hellas Tante, gefolgt von ihren beiden Töchtern. Sie muß in ihrer Jugend eine stattliche Erscheinung gewesen sein, trotz der überlangen, tiefgekerbten Oberlippe, die ihrem Munde, im Verein mit dem kurzen Kinn, etwas Unschönes giebt. Jetzt ist sie zu stark geworden und ihr Gang hat etwas Balancierendes bekommen, doch macht sie mit ihren grauen Scheiteln in dem alten schwarzen Seidenkleide, dessen kleine Schleppe auf dem Steinboden raschelt, einen würdevollen Eindruck. Ihre Töchter, zwei unreife Backfische, gleichen ihr und sich untereinander im Profil zum Lachen, nur daß eine abschreckende Magerkeit und ihr bleichsüchtiger Teint den Eindruck der stolzen Rassenase derer von Vinken-Waldau (die Generalin ist eine geborene von Vinken-Waldau — eine Thatsache, die man in der ersten Minute ihrer Bekanntschaft zu hören bekommt) verdirbt. Beide haben rötlich-blondes Haar und tragen auffallend unkleidsame cremefarbene Batistkostüme.

Doktor Berger macht den eintretenden

Damen eine überaus tiefe Verbeugung. Vor drei Jahren ist er als Hauslehrer einer Berliner Kaufmannsfamilie, die bei der verwitweten Excellenz auf einige Wochen gemietet hatte, hierhergekommen; seit drei Jahren führt er, unter der Maske steifer Höflichkeit, einen erbitterten Kampf mit dieser Frau.

„Ich bedaure, daß ich Sie einen Augenblick warten lassen mußte, Herr Doktor; ich war zu dieser Stunde noch nicht auf Besuch vorbereitet. Auch ahnte ich gar nichts von Ihrer Absicht, aus Straßburg herüberzukommen." Die hohe Stimme der Excellenz, die für gewöhnlich sehr leise spricht, klingt scharf, und ihre Augen wandern forschend von ihrer Nichte zu dem unliebsamen Besuche hin und her.

Doktor Berger verbeugt sich noch einmal. „Nur ich habe zu bedauern, daß ich Excellenz gestört habe. Der Entschluß zu dieser kleinen Reise, die Sie begreiflicherweise überrascht, ist mir ganz plötzlich gekommen, anläßlich einer Mitteilung, die ich meiner Braut zu machen hatte." Nie gebraucht er schulmeisterlichere Redewendungen, als wenn er vor dieser Frau steht. Er fühlt sich unfrei, unbehaglich ihr gegenüber, und das erweckt in ihm einen dumpfen, ohnmächtigen Zorn, der sich in ironischer Umständlichkeit Luft zu machen sucht.

„Ihre Braut?" Tante Stefanie blickt auf Hella, die sich sehr gerade hält und vor sich hinstarrt. „Ich denke, ich komme Ihrem Wunsche zuvor," beginnt sie dann wieder, jedes Wort besonders betonend, „wenn ich Sie bitte, mit den Eröffnungen, die Sie mir selbstverständlich über diese Angelegenheit machen wollen, noch zu warten bis nach unserer Kaffeestunde, zu der ich Sie hiermit freundlichst bitten möchte."

Berger verbeugt sich zum drittenmal. Er ist wütend.

„Also darf ich bitten?" Mit einer Handbewegung weist sie ihm den Platz zwischen ihren beiden Töchtern an und setzt sich selbst auf die gußeiserne Bank, auf der sie einen Platz für Hella frei läßt, die eine fünfte Tasse herbeigeholt hat und nun einschenkt.

Draußen hat sich das träge Tröpfeln zu einem ausgiebigen Regenguß ausgebildet. Ein anheimelnder Kaffeedunst, der den gefüllten Tassen entsteigt, vermehrt noch das Gefühl des Geborgenseins hier unter dem schützenden Dache, trotzdem bleibt die Unterhaltung gezwungen, die Stimmung kalt.

Die Mädchen sprechen davon, wie schade es sei, daß nun ihr Tennisplatz durchweicht werde, und daß man morgen nicht werde spielen können. Sie sprechen immer zu gleicher Zeit, und manchmal fangen sie gänzlich unmotiviert an zu lachen.

Ein hoher, schmalschulteriger Herr mit blondem Vollbart, dem sein langer schwarzer Rock ein theologisches Aussehen giebt, mit einem allerliebsten Knaben an der Hand tritt aus der Hausthür und geht grüßend an der Gesellschaft vorüber.

Erich glaubt zu bemerken, daß er besonders nach Hella blickt, und daß sein Gesicht dabei den Ausdruck verändert. „Wer ist das?" fragt er.

„Unser Mieter, der Pastor Hehn aus Karlsruhe, mit seinem Söhnchen. Er ist mir durch meinen Bruder, den Grafen von Vinken-Waldau, empfohlen. Sie wissen, daß ich eine geborene von Vinken-Waldau bin?"

Erich weiß das.

„Mein Bruder heiratete kürzlich eine Prinzessin Reuß jüngerer Linie."

Auch das weiß er.

Die Generalin beginnt den jungen Mann mit einigem Wohlwollen anzusehen. Schade, daß er so gar keine „Partie" ist. Am Ende ist es nicht so unbegreiflich, daß ein junges Mädchen sich in ihn — und des Menschen Wille — Nein, nein! es wäre ja der barste Unsinn, wenn sie diese thörichte aussichtslose Verlobung sanktionieren wollte!

Die Kaffeetassen sind geleert. Auf ein paar leise Worte der Mutter verlassen Alma und Leontine von der Ecke das Zimmer. Hella hat den Tisch zurückgeschoben und hilft der Tante, sich zu erheben, dann beginnt sie zögernd das Kaffeegeschirr abzuräumen.

„Nun?" In diesem einen Worte liegt eine so rücksichtslose Strenge, daß Hella über und über errötet. Sie schämt sich vor Erich.

„Du verstehst wohl, daß ich mit dem Doktor allein sprechen will!" fügt die Generalin überflüssigerweise hinzu.

Hella geht.

Tante Stefanie hat einen der Stühle vor dem Tische umgekehrt und deutet, während

ſie Platz nimmt, auf einen zweiten an der Wand, den ſich Doktor Berger herbeiholt. Steif und froſtig ſitzen ſie ſich nun gegenüber. Erich muß, trotz ſeines inneren Grimmes, lächeln über dieſe Situation, die ihn an die Dialogſcenen klaſſiſcher Luſtſpiele erinnert, wie ſie auf kleinen Bühnen dargeſtellt werden.

„Nun?“ Diesmal klingt es freundlicher. Die ſympathiſche Erſcheinung des jungen Mannes beeinflußt unwillkürlich ihre Stimmung, aber dieſes „Nun?“ weckt in Erich dennoch die Erinnerung an die kleine Scene vorhin und vertreibt aus ihm die recht beſcheidene Doſis von Sanftmut, mit der ihn die Natur ausgeſtattet hat. „Ich hätte in der That nichts Beſonderes mitzuteilen; denn daß ich ſoeben ein Stipendium von dreitauſend Mark erhalten habe, wird Ihre Excellenz kaum intereſſieren, zumal, da es keine augenblickliche praktiſche Bedeutung hat.“ Er ſteht auf und geht mit großen Schritten im Zimmer auf und ab.

Die Generalin, die auf Formen hält, beginnt nervös zu werden. „Wollen Sie mir nicht vielleicht etwas näher —?“

Er erklärt die Sache in dürren Worten.

„Zwei ganze Jahre alſo verloren, rein ausgelöſcht für Ihre Carriere — ich muß allerdings geſtehen —“ Die Excellenz iſt rot geworden vor Ärger. „Wie denken Sie ſich das eigentlich, Herr Doktor Berger?“ fragt ſie nachdrücklich, „wie denken Sie ſich das in Bezug auf — auf meine Nichte? Begreifen Sie denn nicht, daß Sie mit Ihren thörichten Prätenſionen Hellas ganze Zukunft gefährden? Ein Mann, der nichts hat und nichts iſt — ja, geſtatten Sie mir — ein Privatdozent der Geſchichte iſt einem Fräulein von Vinken-Waldau gegenüber allerdings nicht viel mehr als nichts!“ Sie weht ſich mit Ihrem Taſchentuche Kühlung zu und fährt dann ruhiger fort: „Glauben Sie denn, ich werde es zugeben, daß die Tochter meines Lieblingsbruders ins Elend —“

Sie hat recht, ſie hat tauſendmal recht! ſagt ſich Berger voll innerer Wut und zerrt an ſeinem Schnurrbarte, während Tante Stefanie fortfährt: „Ich kenne ja ſolche Geſchichten, ich weiß, was dabei herauskommt. Hellas eigener Vater hat ſich in dieſer Weiſe — Erſt gewartet und gewartet — dann, als er Hauptmann wurde, endlich geheiratet, jedes Jahr natürlich ein Kind, und als dann mein armer Bruder ſtarb und die Witwe mit der kleinen Penſion zurückblieb, da war es nur ein Glück, daß wir ihr das kleine Mädchen abnahmen, das ſie ja nicht ins Kadettencorps ſtecken konnte wie die Knaben, und ſie hat es uns noch auf dem Sterbebette gedankt!“

Erich lächelt grimmig vor ſich hin. Hat er es doch früher hier im Hauſe oft genug beobachtet, wie rückſichtslos Hellas Leiſtungsfähigkeit von der Tante und den Couſinen ausgenutzt wurde.

„Jetzt freilich —“ Tante Stefanie ſcheint die Bedeutung dieſes Lächelns zu verſtehen, „jetzt freilich, wo wir — ich ſpreche zu Ihnen ganz aufrichtig über dieſe Dinge — Sie wiſſen ja ſelbſt, daß wir gezwungen ſind, äußerſt ſparſam zu leben, und wenn im nächſten Jahre erſt Alma und Leontine auf die Bälle geführt werden müſſen —“ Wieder hat ſie ſein inneres Raiſonnement erraten, denn ſie fährt fort: „Meine Töchter ſind ja leider von der Natur nicht ſo ausgeſtattet wie unſere liebe Hella, die in dem einfachſten Kattunkleidchen zum Entzücken ausſieht. Wollen Sie mir glauben, daß ſie allein in dieſem Jahre drei annehmbare Bewerber —“

Auf Erichs Schläfe wird eine dicke, gezackte Ader ſichtbar und ſeine Stirn wird feucht.

„Ich rede mit Ihnen ganz offen,“ fährt die Generalin fort, „es wäre natürlich auch für mich eine große, große Erleichterung, Hella gut und glücklich verſorgt zu ſehen, ehe —“ Sein finſterer Blick verwirrt ſie. „Ich verlange ja nichts weiter, als daß Sie ſich nicht binden, daß Sie ſich gegenſeitig Ihre Freiheit laſſen,“ fügt ſie beſchwichtigend hinzu. „Kein gewaltſames Zerreißen, das heilt ſchwer!“ Der Gedanke an eine frühe Liebe und ihre eigene herzensarme Ehe macht ſie weich. „Nichts Gewaltſames!“ wiederholt ſie. „Nur ſtehen Sie Hella nicht im Wege, wenn —“

„Aber das iſt ja alles verrückt! verrückt!“ ſagt er und greift ſich an die Stirn.

Beide ſchweigen.

Durch die plötzliche Stille geängſtigt, tritt Hella, die ſich im anſtoßenden Zimmer zu

thun gemacht hat, herein. Ohne auf die Anwesenheit der Tante Rücksicht zu nehmen, geht sie auf Berger zu und schlingt beide Arme um seinen Hals. Er steht da mit herabhängenden Händen und rührt sich nicht.

Die Generalin erhebt sich. Sie setzt ein paarmal zum Sprechen an, dann schüttelt sie den Kopf und geht zur Thür hinaus.

* * *

Bruno von Ziegler, die norwegische Malerin und Baumüller sitzen vor dem Café de l'Europe an einem der kleinen Tischchen und genießen bei Kaffee und Himbeereis das Nachmittagskonzert der Kurkapelle.

Baumüller, der nicht existieren kann, ohne eine Zeitung oder sonst etwas Lesbares in der Hand zu haben, giebt hier und da einen Witz aus den „Fliegenden Blättern" zum besten, den Bruno schweigend, die Jansen mit einem resignierten „O Dio!" entgegen nimmt.

Der Baron sieht angegriffen aus, und die große Anzahl von Cigarettenhülsen, die den Kiesboden um ihn herum bedecken, sind ein Zeichen seiner Abspannung.

Die Jansen, die sich auf den Barometer seiner Stimmungen versteht und es nicht ertragen kann, wenn jemand in ihrer Nähe übler Laune ist, bietet alles auf, um originell und unterhaltend zu sein. „Sehen Sie jenen Herrn im grauen Anzuge mit der Jasminblüte im Knopfloch?" sagt sie jetzt, „wofür halten Sie den?"

„Vielleicht Referendar in einer kleinen Stadt!" rät Ziegler mit einer gewissen gelangweilten Höflichkeit.

„Der? Nein! Das ist ein Apotheker. Woher ich das weiß? Sehen Sie nur die Art, wie er beim Trinken den Kaffeelöffel zwischen die beiden Finger klemmt, als müsse er eine selbstgerührte Arznei ausgießen. Das ist ein untrügliches Zeichen!"

„Sie sind eine scharfe Beobachterin!" Alles in demselben müden Ton.

„Natürlich! Manchmal amüsiere ich mich stundenlang damit, am Fenster zu stehen und die Vorübergehenden auf ihren Beruf und ihre Beschäftigung hin zu studieren. Das ist mein Metier, das gehört dazu! Da drüben der hübsche Monsieur z. B., mit der nur halbgebräunten Stirn, ist ein — mein Gott, wie nennt ihr doch das — so ein Offizier mit einem schiefen Helm, ein Uhl— Uhl—"

„Ulan!" hilft Baumüller.

„Richtig! und den Herrn an dem Tische daneben halte ich, trotz seines Vollbartes, für einen Geistlichen und — ah! Wahrhaftig, das ist sie!"

„Wer denn, um Gottes willen!"

Baumüller sind solche aufgeregten Exklamationen verhaßt.

„Meine Beautée von neulich, meine ‚Erlöserin'! Ist sie nicht entzückend? Sehen Sie doch, Bruno!"

„Ich sehe sie schon die ganze Zeit," erwidert der trocken.

„Na, schön ist sie gerade nicht!" meint Baumüller, „ich liebe etwas mehr Fülle! Bei solchem Tizian-Haar wenigstens," setzt er vorsichtig hinzu.

Die Jansen lacht. „Geben Sie sich keine Mühe, lieber Baumüller, ich bin nicht empfindlich." Sie drückt die Augen zusammen und blinzelt herüber. „Nein, eigentlich schön nicht, aber doch sehr reizvoll. Eine andere würde vielleicht mit diesem Gesicht abscheulich aussehen; die Nase ist eher plump, und der Mund! Aber sehen Sie nur, sehen Sie nur, wie sie sich aufrichtet, wie sie geht!"

Die Gruppe drüben am Tische: Hella mit ihrer Tante und Pastor Hehn mit seinem Söhnchen, hat sich erhoben, und man sieht die vier Gestalten langsam den überwölbten Laubgang hinuntergehen.

Baumüller klemmt mit dem bekannten geistreichen Mundaufsperren sein Monocle ein und läßt es wieder fallen. „Ist das nicht —? Natürlich, das ist ja unsere ‚Geborene', die Generalin von der Ecke, geborene von Vinken-Waldau! Wenn die wüßte, daß du — sie hat mich schon nach dir ausgefragt, neulich bei der Reunion. Sie hat nämlich zwei Töchter! Und da ist man nicht ungestraft Millionär. Das da wird wohl die Nichte sein, von der —"

„Ach, wir wollen nachgehen!" schlägt die Jansen vor, die dem jungen Mädchen mit den Augen gefolgt ist.

Zu ihrem Erstaunen stimmt Bruno ziemlich lebhaft bei. „Kellner, zahlen!"

Ein heiserer, übernächtiger Mensch mit

einem Pomadenscheitel fliegt herbei, und zugleich tritt William, ein breitschulteriger, in dunkle Livree gekleideter Engländer mit rötlichen Bartkoteletten, an seinen Herrn heran und schiebt, mit der würdigen Haltung eines unentbehrlichen Dieners, seine Schulter unter die Achselhöhle desselben. Bruno steht auf und besteigt den Rollstuhl, der neben seinem Platze wartet, Baumüller ergreift seine Gigerlkeule, die Jansen ihr Spitzenschirmchen, und man setzt sich in Bewegung, immer die Voranschreitenden im Auge behaltend.

„Wer ist nur dieser Herr da? kennst du ihn nicht, Anton?" Der Baron deutet auf den Prediger, der, die Schultern in die Höhe ziehend und mit den Händen gestikulierend, lebhaft zu sprechen scheint. „Mir ist immer, als hätte ich ihn irgendwo — kann das der Pastor Hehn sein?"

„Pastor Hehn? Ich entsinne mich wirklich nicht; war das —"

„Nein, er ist es nicht," entscheidet jetzt Bruno für sich, „eine flüchtige Ähnlichkeit! Vielleicht, weil ich erst neulich an ihn dachte!" Und wieder klingen ihm die Worte ins Ohr: Das, was dem Leben Sinn, Zweck und Würde giebt!

Sie sind inzwischen der Excellenz und ihrer Gesellschaft ganz nahe gekommen. Hella, die den Knaben an der Hand führt, tritt ein wenig beiseite, um dem Wagen zwischen sich und dem Geistlichen Raum zu gönnen.

Bruno zieht im Vorüberfahren den Hut. Also doch der Pfarrer, er hat sich nicht getäuscht!

Der Geistliche erwidert den Gruß und bleibt einen Augenblick stehen. Dann scheint Baumüllers Anblick in ihm die Erinnerung zu wecken, er eilt dem Rollstuhle nach. „Ach, Herr von Ziegler, im ersten Augenblicke hatte ich Sie gar nicht —"

Bruno lächelt. „Kein Wunder, daß Sie diese beaux restes nicht erkannten! Ist das Ihr Söhnchen?" setzt er ablenkend hinzu.

„Ja!" Des Pfarrers Gesicht verklärt sich, und er wendet sich mit strahlendem Blick zurück.

Hella hat den Hut abgenommen, um sich von „Bubi" eine glänzende Taubenfeder, die er auf dem Wege gefunden hat, darauf stecken zu lassen. Der kleine Kerl, dem die Goldlocken weit über das schwarze Sammetkittelchen fallen, sieht mit seinen großen Blauaugen in andächtiger Begeisterung zu dem schlanken, hellgekleideten Mädchen auf, das jetzt in ihrer gewöhnlichen geraden Haltung, beide Arme sehr hoch hebend, den Hut wieder aufsetzt: „Gell, das ist schö!" sagt er mit seiner hohen kindlichen Stimme.

Eine Fülle erquicklichen Lebens liegt über der Gruppe ausgegossen, die aus der grüngoldenen Dämmerung des Buchenganges auftaucht. Beide Männer seufzen unwillkürlich und sehen sich dann, wie auf Verabredung, prüfend an. Das Gesicht des Geistlichen fesselt durch den Kontrast der hellen Augen, deren durchdringender Blick den Menschenkenner verrät, mit den weichen gewölbten Lippen, die auf ein leidenschaftliches Empfinden deuten. Er bewegt seine etwas zu langen Arme beim Gehen schlenkernd hin und her. Die Handschuhe trägt er in der Hand. Trotzdem verleugnet Gang und Haltung bei ihm keinen Augenblick ein gewisses geistliches Selbstbewußtsein.

Bruno bemerkt auf dem einen Finger der weißen, gepflegten Hand des Geistlichen zwei Ringe. Ob seine Frau tot ist? Die Gegenwart des Dieners, der Deutsch versteht, stört ihn. Für gewöhnlich spricht er in solchen Fällen französisch mit seiner Umgebung; er ist aber nicht ganz sicher, ob Pastor Hehn dieses Idiom genügend beherrscht, und er scheut sich davor, ihn in Verlegenheit zu bringen.

Einen Augenblick geht der Pfarrer schweigend neben ihm her. „Erlauben Sie, daß ich Sie die Allee hinunterfahre?" sagt er dann, wohl gleichfalls in dem Wunsche einer ungestörten Aussprache.

„Aber ich bitte Sie, wollen Sie sich wirklich die Mühe —"

„Es sind nur ein paar Schritte. Sie haben vermutlich denselben Weg — ich begleite die Damen zu dem Tennisplatze da unten. Wünschen Sie, daß ich Sie vorstelle?"

„Ich bitte darum." Bruno verneigt sich bejahend, während der Diener zurücktritt, und die Herren erwarten nun die Näherkommenden, die sich bereits im eifrigen Gespräche befinden. Baumüller, durch die Anwesenheit der Jansen geniert, hat mit kur-

zem Gruße an den Damen vorübergehen wollen, die Generalin aber hat ihn festgehalten, während sich die Malerin sogleich auf Hella stürzt.

„Excellenz gestatten, Baron von Ziegler, mein erster Patron."

„Wie Sie in diesem Augenblick der meine sind," sagt Bruno und ärgert sich zugleich über diese alberne Redensart, mit der er sich einführt.

„Na, und du, Schelm?" sagt der Pfarrer zärtlich und hebt seinen Knaben in die Höhe, um ihn Bruno besser präsentieren zu können, der ihm die warmen, runden Wangen streichelt; dann giebt er ihn wieder an Hella, die einen Blick innigsten Mitleids auf den Kranken heftet und dann mit der Künstlerin vorangeht.

„Ihr Freund hat mir schon viel von Ihnen erzählt!" sagt die Generalin huldvoll und betrachtet voll Interesse das blasse Gesicht des „schwarzen Diamantenprinzen", wie man ihn im Bade seiner dunklen Augen wegen, hauptsächlich aber mit einer Anspielung auf den Ursprung seines Reichtums — die Kohle — nennt. „Sie begleiten uns doch zum Tennisplatze? Ich hole meine Töchter ab."

„Sehr gütig, wenn Sie gestatten —" Die Töchter — natürlich, denkt er mit geheimer Bitterkeit, der goldene Fluch!

Der kleine Zug hat sich geordnet. Voran geht die Jansen und Hella mit „Bubi", dann kommt Bruno, den der Pfarrer fährt, und zuletzt, als ziemlich schwerfälliges Paar, die Generalin und Baumüller.

Pastor Hehn erkundigt sich nach Brunos Reisen, seiner Gesundheit und seiner Lebensweise, lauter Dinge, über die der Baron nicht reden mag, die ihm gleichgültig, lästig, ja widerwärtig sind.

„Und wie ist es Ihnen ergangen, seit Sie uns verließen, um endlich Ihre Jugendliebe zu heiraten?" fragt er deshalb ablenkend.

„Äußerlich nicht gut!" antwortet der Pfarrer. „Ich hatte mich nach Föhren, einem Fischerdorfe an der Nordsee, gemeldet und die Stelle erhalten. Meine gute Frau aber konnte das feuchte Klima nicht ertragen und ich mußte nun mein Heil in einer südlicheren Gegend Deutschlands versuchen. Inzwischen hatten sich aber die kirchlichen Streitigkeiten immer mehr zugespitzt. Man kannte mich als einen Schüler des sehr unbequemen Göttinger Ritschl, als einen Genossen Harnacks — man fand in meinen Probepredigten eine allzu freie und allzu menschliche Auslegung der Dogmen — kurz, ich wanderte von Ort zu Ort, ohne eine dauernde Anstellung zu erhalten. Es ist mir noch heute eine schmerzliche Erinnerung, wenn ich an das mühselige Sparen und Darben zurückdenke, das den Lebensinhalt meiner armen Frau ausmachte. Und doch waren wir glücklich in all der schweren Zeit durch unsere gegenseitige Liebe und durch das stolze Gefühl, für das zu leiden, was wir als Wahrheit erkannten."

Bruno sieht von unten herauf in das begeisterte Gesicht des Sprechenden, dem das Pathos, das manchmal in seiner Ausdrucksweise liegt, merkwürdig gut steht.

Und weiter erzählt der Pfarrer von dem Tode der geliebten Frau, und mit einem satirisch verächtlichen Lächeln von dem Zufall, der ihn, zu einer Nottaufe, an den badischen Hof geführt und ihn dann plötzlich in den Hofkreisen beliebt gemacht habe. „Und jetzt bin ich förmlich Mode geworden," fügt er mit spöttischem Lachen hinzu. Und dann in jenem geheimnisvollen Flüstertone, in dem das wahre Glück redet, erzählt er von dem Kinde und von seinen Zukunftshoffnungen für diesen Werdenden.

„Sinn, Würde und Zweck!" denkt Bruno wieder. Er fühlt sich plötzlich tief verstimmt, ein merkwürdiger Neid zieht ihm das Herz zusammen.

Ihm gefällt nichts mehr von allem, was er hört und sieht. Er ärgert sich über das schöne, volle Organ des Geistlichen, das ihm etwas Theatralisches zu haben scheint, und es macht ihn unruhig, diese beiden Frauen vor sich hergehen zu sehen. Wie schlecht sie zueinander passen!

Wenn er Kopfschmerzen hat, wie heute, ist sein Auge besonders geschärft für Farbendisharmonien, und diese beiden verschiedenen Grau da vor ihm erscheinen ihm ganz besonders abscheulich nebeneinander. Dazu der Gang! Das Trippelnde, Kokette der Jansen, die bei jedem Schritte ein wenig hüpft, und das ruhige, sichere Schreiten der Fremden. Ihm ist es, als müsse er die beiden auseinanderreißen, als dürfe er es nicht lei-

den, daß diese kleine, rücksichtslos amüsante Person da neben dem jungen Mädchen —

Ob der Pfarrer von den beiden gehört werden möchte? Denkt er etwa daran, dieses Fräulein von Vinken-Waldau zu heiraten?

Bubi hat inzwischen die Hand seiner Beschützerin losgelassen und sammelt allerhand merkwürdige Dinge in seine Botanisierbüchse ein. „Da, schau, was ich für dich habe, Tante!“ jubelt er jetzt und bringt ein Vogelnest herbei, das er im Grase gefunden.

Hella betrachtet mit kindlichem Entzücken die kleinen, buntgesprenkelten Eier und das ganze kunstvolle Machwerk. „Nein, wie herzig!“ ruft sie einmal über das andere.

„Die brüten wir beide zu Hause aus, gelt?“ meint der Kleine jetzt, dem die freudige Aufregung aus den Augen strahlt.

Ein unbefangenes, herzerfrischendes Gelächter kommt von Hellas Lippen. Sie zieht den Knaben an sich und küßt ihn statt aller Antwort.

Die immer um sich zu haben! denkt Bruno. Er betrachtet das billige graue Kleidchen, den selbstgarnierten Hut und den bescheidenen Sonnenschirm. Eine Art Rührung überkommt ihn dabei. Der immerfort schenken zu dürfen! denkt er wieder.

Und wie sicher, wie unbekümmert sie sich bewegt in dieser dürftigen Kleidung! Er vertieft sich in den Gedanken, welcher Stoff und Schnitt, welche Farbe ihr wohl am besten stehen würden. Sein exquisiter Geschmack in Bezug auf Frauentoiletten ist in seiner Umgebung sprichwörtlich geworden, und er bietet nun seine ganze Phantasie auf, um für das Mädchen, das ahnungslos vor ihm herschreitet, die vornehmste und kostbarste Kleidung zu ersinnen. Er ist eben bei mattgrünem Seidenkrepp mit einer Edelsteinagraffe angelangt, als sie den Tennisplatz erreichen.

Ein samtig schimmernder, köstlicher Rasen, auf dem junge, hellgekleidete Menschen wie große Schmetterlinge hin und her fliegen. Die schrägen Abendschatten ferner Pappelbäume weisen mit ernsten Fingern auf das heitere Bild, und die Luft ist erfüllt von einem fröhlichen Summen, aus dem das scharfe Sausen und dumpfe Aufschlagen der Bälle und die unablässigen Rufe der Spieler herausstönen: „I play! Thirty, fourty — out!“ Auf dem Terrain sind sechs Plätze durch Kreidestriche am Boden und die hochgestellten Grenzwege in der Mitte in die erforderlichen Quadrate eingeteilt. Am Rande des Platzes befinden sich Bänke für die Zuschauer.

Die Ankunft der Generalin in so interessanter Begleitung macht einiges Aufsehen. Die Mütter betrachten Bruno unter ihren aufgespannten Sonnenschirmen mit Aufmerksamkeit. Einige Herren stehen auf, um für die Generalin und die beiden Damen Platz zu machen; aber kaum hat Hella sich niedergelassen, als Tante Stefanie ihr etwas zuflüstert. Gehorsam steht sie auf und geht auf den Spielplatz zu, wo Alma und Leontine, wie die Mutter zu ihrem Ärger bemerkt, mit einem älteren kahlköpfigen Herrn spielen, einem Major a. D., der sich im Schweiße seines Angesichtes dieser gesunden Leibesübung unterzieht.

Leontine, die klügere der beiden Zwillinge, versteht sogleich die Meinung der Mutter, sie klagt über Müdigkeit und tauscht ihren Platz mit Hella. Der Major strahlt über das ganze Gesicht. Hellas Erscheinung hat auf jeden diese Wirkung. Wer sie ansieht, wer mit ihr spricht, lächelt unwillkürlich.

Von dem Nebenplatze her kommt jetzt ein schöner junger Mann in einem eleganten rohseidenen Hemd und gestickten Gürtel herüber, um mitzuspielen. Die ganze Situation hat sich verändert. Statt des pedantisch langweiligen Spieles von vorhin herrscht jetzt eine gespannte Erregung und hellster Übermut. Die kleinen Jungen, welche die Bälle aufheben, jauchzen förmlich, wenn das junge Mädchen, ihr erklärter Liebling, einen besonders „schweren Ball“ zurückschlägt, und selbst Alma, die in ihrer weißen Flanellbluse und dem kurzen blauen Lodenröckchen heute recht vorteilhaft aussieht, wird von der allgemeinen Lebendigkeit angesteckt und wirft die Bälle so gut zurück, daß ihr Gegenüber, der hübsche litauische Baron, einmal über das andere sein „Bravo, gnädiges Fräulein!“ herüberruft.

Die Excellenz sieht sich im Geiste schon, in kostbare Pelze gehüllt, mit Tochter und Schwiegersohn in einer Troika durch Rußlands Steppen fahren. Sie ist in bester

Laune und erzählt Bruno, während Baumüller der erhitzten, keuchenden Leontine einige Liebenswürdigkeiten sagt, von ihrem Bruder und seiner Hochzeit mit der Prinzessin Reuß jüngerer Linie. Die Jansen, die ihren Zweck erreicht hat, mahnt zum Aufbruch. Man verabredet noch, daß sie am nächsten Dienstag nach der Villa Stefanie kommen und dort im Garten eine Skizze von Hella aufnehmen solle. Es schmeichelt der Generalin, daß ihre Nichte von der berühmten Künstlerin gemalt wird, und sie ist sehr zufrieden damit, daß nicht eine ihrer Töchter es ist, die von der vielbesprochenen Frau zu irgend einem ihrer Gemälde verwendet werden soll.

Bruno und Hehn haben inzwischen gleichfalls verabredet, sich zu besuchen; es fallen noch einige höfliche Reden hin und her — dann trennt man sich.

„Donnerwetter, ist das eine langweilige Gesellschaft!“ sagt Baumüller, sobald sie außer Hörweite sind.

„Man nennt sie die gute —“

„Weil sie zum kleinsten Gedicht keine Gelegenheit giebt,“ citiert Frau Dagmar in ihrem naiven Accent. „So heißt es doch in Ihrem Goethe? Zur Erholung müssen wir jetzt etwas ganz Tolles, ganz Unpassendes thun!“ schlägt sie vor.

Baumüller stimmt begeistert zu. „Wie wäre es mit Walhalla und danach mit den Künstlern im Café Odeon?“

„Herrlich! Vorausgesetzt, daß Sie Ihre Kopfschmerzen los sind, Bruno!“

„Vollkommen!“ versichert dieser, froh, einer Unterhaltung mit den beiden allein überhoben zu sein. Es ist ihm eine sonderbare Erleichterung, daß Hellas Name nicht genannt wird, daß niemand von ihr spricht, und während er in seinem Rollstuhl dahinfährt und die beiden in heiterster Stimmung miteinander die neuesten Skandalgeschichten belachen, bemüht er sich, alle Stellungen, in der er sie gesehen, in sich zurückzurufen, alle Worte, die sie gesprochen, sich zu wiederholen; das hohe, kindliche: „Nein, wie herzig!“ und dann ihr Lachen. Der Eindruck, den sie auf ihn hervorgebracht hat, macht ihn stolz auf sich selbst. Er ist glücklich, etwas Derartiges noch empfinden zu können, und während er beständig vor sich hinlächelt, wiederholt er unaufhörlich: „Nein, wie herzig — wie herzig!“ mit dem starken Ton auf der Silbe „herz“, wie sie es gesprochen hat.

* * *

„Schau, das ist der ‚schwarze Diamantprinz‘ in seiner neuen Equipage!“

„Natürlich fährt er wieder die Villenstraße entlang. Gestern hat der Wagen volle drei Stunden vor der Villa Stefanie gehalten.“

Die Badegesellschaft in Baden ist in großer Aufregung über dieses Faktum.

Mit brennender Neugier sieht man der eleganten Equipage mit dem ungeduldigen Rappenpaar, dem russischen Kutscher und dem wie versteinert auf seinem Platz sitzendem Diener nach. Auch der kleine Negergroom in seinem goldgestickten Jäckchen erregt großes Aufsehen. Bruno von Ziegler, der einzige Insasse dieses vielbewunderten Gefährts, giebt sich inzwischen, unbekümmert um alle Blicke und Reden, seinen Gedanken hin. Er sitzt heute ziemlich aufrecht in seinen Polstern, neben sich einen krückenartigen Stock mit breitem Griff.

Alle die Kissen und Seidenpuffs, die man ihm sonst in seinen Wagen legt, hat er sich diesmal verbeten.

Wozu auch?

Er fühlt sich so gesund, so heiter, wie seit Jahren nicht, und mit Behagen ruft er sich die Veränderung ins Bewußtsein, die mit ihm vorgegangen ist, seit er Hella zum erstenmal gesehen. Heute sind acht Tage verflossen nach jener ersten Begegnung, und seitdem hat ihn diese merkwürdige Freudigkeit nicht mehr verlassen.

Die ganze Nacht, die dem Zusammentreffen folgte, hat er wachend verbracht — er dachte nicht einmal daran, zu schlafen, so erfüllt war er von Glück und einem gewissen Stolze, den er selbst nicht verstand.

Das rosige Grau des Morgens brachte ihm eine klare Erkenntnis seines Zustandes. Mit Entzücken nahm er wahr, daß er liebe und daß er — diese Folgerung stellte sich ihm unmittelbar vor die Seele — sich verheiraten wolle.

Vor wenigen Wochen würde er gelacht haben, wenn ihm jemand das prophezeit

hätte; jetzt zieht sich sein Herz zusammen vor Lust bei dem Gedanken, und ein Gefühl des Friedens breitet sich in ihm aus.

Bei seinem ersten Besuche bei der Generalin war Hella nicht sichtbar, nur ihr graues Kleid sah er durch die geöffnete Küchenthür schimmern, als er die Treppe hinaufstieg, um auch dem Pfarrer seinen Besuch zu machen, aber Hellas Abwesenheit hat ihn kaum betrübt! Seine eigene Empfindung war ihm so wichtig, so beglückend, daß sie ihm keinen Raum ließ für irgend ein Verlangen.

Aber er kam wieder am nächsten Abend und so Tag für Tag, bis heute.

Die Generalin hat ihre Taktik geändert; sie schickt die Töchter unter dem Schutze des Pfarrers und in Begleitung des litauischen Barons, der sich täglich in der Villa einstellt, spazieren und behält Hella, die überdies von der Jansen gemalt wird, zu Hause.

Heute ist die letzte Sitzung, und danach will Bruno die Damen spazieren fahren und dann —! Er empfindet, daß er einen Entschluß gefaßt hat.

„Nimm dich in acht, daß du nicht da hängen bleibst, die ‚Geborene' ist gefährlich!" hat ihm Baumüller, der ihn so sorgsam überwacht, wie man das Steigen und Fallen des Kurszettels beobachtet, erst heute wieder gesagt. Bruno lächelt vor sich hin, dann — seines Lächelns inne werdend — streicht er mit der Hand über den Schnurrbart hin, um es zu verbergen.

Es gewährt ihm eine Befriedigung, daß er im stande ist, eine Handlung zu begehen, die von seiner nächsten Umgebung nicht geahnt und niemals begriffen wird, ja, es mischt sich eine gewisse Schadenfreude hinein, wenn er daran denkt, daß er ihre egoistischen Pläne durchkreuzt. Daß Hella abhängig ist und arm, erfüllt ihn mit Entzücken. Es macht ihn glücklich, daß er sie befreien kann aus dieser dürftigen Lage, daß sie alles nur ihm verdanken soll, seiner Liebe, seinem Zartsinn. Wie viel brutaler Egoismus in dieser Freude liegt, das fühlt er nicht. Er beschäftigt sich so wenig mit der Empfindungsweise des Mädchens, das er heiraten will, daß er sich nicht einmal Mühe gegeben hat, sich ihr näher zu bringen oder tiefer in ihr Wesen einzugehen.

Gerade so, wie sie da ist, gefällt sie ihm. Gerade so will er sie haben!

Weiter fühlt er nichts und mag auch nichts denken weiter.

Der Wagen hält. William, der auf irgend eine unbegreifliche Weise bereits am Wagenschlage steht, hilft seinem Herrn beim Aussteigen, wird aber mit einer ungnädigen Miene zurückgewiesen, als er sich anschickt, ihn, nach seiner Gewohnheit, zu führen.

Bruno geht, auf seinen Stock gestützt, steif und langsam durch die kleine Gitterthür, die der Groom geöffnet hat, in den Garten hinein und um die Veranda herum. Dort bleibt er einen Augenblick stehen und genießt das reizvolle Bild, das sich ihm bietet. Mitten zwischen den phantastisch-üppigen Blattpflanzen, die Brunos Gärtner hierhergeschafft hat, steht Hella, der man über ihr graues Kleid ein mattglänzendes graues Schleiergewebe gelegt hat, aus dem der Kopf sich wirkungsvoll hervorhebt, und das in den weichschleppenden Falten bläulich schimmert. Bei Brunos Erscheinen wendet sie sich um und giebt ihm die Hand.

„Wir sind fertig — da!" sagt die Jansen hinter ihrem großen Schirme hervor. „Gefällt es Ihnen?"

Er nimmt auf dem Stuhle Platz, den sie soeben verlassen hat, und während sie die Pinsel in das warme Seifenwasser steckt, das in einem braunen Topfe auf den Stufen der Veranda steht, und ihre Malschürze abbindet, sieht sie mit glänzenden Augen zu ihm herüber.

Es geht der Jansen wie vielen Künstlern, ihr Talent ist größer als sie selbst. Wenn man ihre ernste und zugleich geniale Arbeit sieht, vergißt man ganz ihre Pariser Gamin-Manieren.

Zuerst sieht Bruno nichts als Farbenklumpen und dazwischen tiefgefurchte Rinnen.

„Weiter zurück!" ruft Hella, die sich aus ihrer Hülle befreit. Er steht auf und gewinnt nun erst den richtigen Eindruck.

Und während er so betrachtend steht, fühlt er, daß unwillkürlich Thränen in seinen Augen aufsteigen.

Ja, das ist sie, von deren Besitz ihn nur wenige Wochen noch trennen werden.

Diese konzentrierte Lieblichkeit, in der Kraft und Erbarmen liegt, erinnert ihn an

den Ausdruck, mit dem die Jansen sie zuerst bezeichnet hat: „Eine reine Jungfrau — eine Erlöserin."

„Was hält sie da in der Hand?" fragt Ziegler, nur um etwas zu sagen.

„Das weiß ich noch nicht! Eine Schale oder einen Kelch! Es kommt auf das Bild an, was ich daraus machen werde. Aber ich bin so glücklich, so glücklich, daß es Ihnen gefällt," fügt sie hinzu, obgleich Bruno nichts Derartiges geäußert hat.

„Es muß noch trocknen," wirft die Generalin, die das Bild abscheulich findet, dazwischen. Sie begrüßt Bruno von der Veranda aus. „Vielen Dank übrigens für Ihre Liebenswürdigkeit, Baron!" und sie zeigt auf eine mit Veilchen gefüllte Riesenschale, die auf dem Ecktisch der Veranda steht. „Und nun zum Frühstück," ruft sie dann.

Die Jansen nimmt Zieglers Arm in den ihren und hilft ihm die Stufen herauf. Hella folgt, etwas ermüdet von der langen Sitzung und ziemlich schweigsam. Sie ist immer schweigsam in Gegenwart des Barons.

Der Himmel hat sich inzwischen mit dunklen, tiefhängenden Wolken bezogen. Es ist schwül geworden und die Vögel flattern am Boden hin.

„Wir bekommen ein Gewitter!" sagt die Generalin, während sie sich keuchend in einem Sessel niederläßt und den Tisch an sich heranzieht.

Die Veranda hat Toilette gemacht heute. Ein hübscher Teppich deckt die Steinfliesen, und man hat die roten Fauteuils aus dem Salon hier herausgeschafft. Der Tisch ist mit altem Porzellan und Krystall geschmückt und mit kaltem Fleisch, einer Pastete, Wein und Früchten besetzt.

„Das hat alles Hella gemacht!" sagt die Excellenz und klopft der Nichte die Wangen.

Als ob nicht immer Hella das alles besorgte! Bruno hört die richtige Meinung heraus aus den Worten und beginnt plötzlich lebhaft zu reden, im Gefühl, daß seine Lippen zittern vor Aufregung. Er ißt fast nichts und sieht wiederholt auf Hella, um zu erraten, ob sie wohl ahne, welch ein wichtiger Moment ihres Lebens ihr eben jetzt so nahe bevorstehe.

Auch die Jansen, die sich beim Malen immer in einer Art Fieber befindet, rührt kaum einen Bissen an, und die Generalin, die Brunos Unruhe sogleich bemerkt hat, versucht gleichfalls nicht, dieses Dejeuner zu verlängern. Sobald es angeht, hebt sie die Tafel auf. „Und nun lassen Sie mich noch einmal das Bild genauer sehen," sagt sie zu der erstaunten Malerin. Ihre Aufregung ist in diesem Augenblicke so groß, daß sie stärker ist als die Abneigung, die sie im Grunde gegen diese „Bohemienne" fühlt, deren Frivolität sie so wenig begreift wie ihre Begabung.

„Glauben Sie, daß er jetzt sprechen wird?" flüstert sie mit unterdrückter Aufregung, „daß sie sich jetzt verloben?"

„Wer, Bruno? — der Baron?" Die Jansen kann ein Lächeln nicht unterdrücken. Der und eine Verlobung! es ist einfach komisch. „Glauben Sie denn, daß sie ihn liebt?" fragt sie ablenkend.

„Liebt? Ein wohlerzogenes Mädchen liebt einen Mann nicht eher, als bis er ihr einen Antrag macht."

Die Jansen verneigt sich ironisch zustimmend.

Das Paar auf der Veranda sitzt sich indessen schweigend gegenüber.

Hella ist heute zerstreut und traurig. Sie hat einen Brief in der Tasche, den zu lesen sie noch keine Zeit gefunden hat — aber sie ahnt seinen Inhalt. Erich schreibt so tief verstimmt, so bitter seit seinem letzten Besuche! Sie muß allen ihren Mut zusammennehmen, um ihm nicht zu zeigen, wie verzehrend sein heftiges, leidenschaftliches Wesen auf ihre Natur wirkt. Und während sie daran denkt, erblassen ihre Lippen, und ihre Augen fangen an zu glänzen.

Bruno sieht sie an und glaubt zu verstehen, daß sie sich vorbereite, ihn zu hören.

Wie sonderbar schwer es ihm wird, die paar Worte zu sprechen! Was sagt man eigentlich bei solcher Gelegenheit? — und zugleich macht er sich Vorwürfe über den Ausdruck „solche Gelegenheit!" mit dem er innerlich diesen Moment bezeichnet hat.

Ein paarmal blickt er zu Hella hinüber, und die Freude, die er immer in ihrer Nähe empfindet, mischt sich zum erstenmal mit einer gewissen Unruhe. Der Ausdruck ihres Gesichtes beginnt ihn zu verwirren.

„Ich bin gekommen, um — — Sie wissen das — — Finden Sie nicht, daß diese Veilchen sehr gut riechen?“ sagt er statt dessen, gleichsam wider seinen Willen und zugleich fühlend, wie sehr er sich durch diese Bemerkung, die um so unpassender ist, da er selbst der Geber dieser Blumen ist, von seinem eigentlichen Ziele entfernt.

„Sehr gut!“ erwidert Hella, die mit Entsetzen bemerkt, wie schlecht sie ihren Gast unterhält, „wirklich ausgezeichnet! Ich liebe Veilchen sehr!“

„Wirklich?“ Er streckt seine Hand aus, um die ihre zu ergreifen, hält aber sogleich ein, in Gedanken daran, daß sie das verletzen könne.

Hella sieht, daß er etwas sagen will, wofür er keine Worte findet, und lächelt ihm ermutigend zu; fast in demselbem Augenblicke aber durchfährt es ihren Körper wie ein elektrischer Schlag. Dort am Fuße der Veranda steht Tante Stefanie und blickt mit einem schlauen wissenden Lächeln zu den beiden auf, dann verschwindet sie wieder. Hella begreift auf einmal alles.

Ganz verstört vor Zorn und Ekel erhebt sie sich; aber gerade diese Bewegung macht Brunos Unentschlossenheit ein Ende; er fühlt, wie kostbar die Minuten sind, die er ungenützt verstreichen läßt.

„Wollen Sie meine Frau werden, Fräulein Hella?“ bringt er eilig, atemlos hervor. „Ich meine —“ Alle Sicherheit verläßt ihn, er fängt an zu stottern.

„Ich? warum denn gerade ich?“ stößt Hella besinnungslos heraus. Dann beginnt sich ihre Aufregung, die den höchsten Punkt erreicht hat, zu legen. Mit einer Art von Neugier betrachtet sie den Mann, den sie bisher beinahe verachtet hat und der ihr nun, aus irgend einem Grunde, seine Hand anbietet.

Sie sucht ihn zu erraten, diesen Grund, und während sie ihm prüfend in das Gesicht sieht, versteht sie ihn mit einemmal ganz, versteht ihn besser, als er selbst sich je verstanden hat.

In solchen Augenblicken liegt das Feinste und das Tiefste in der Seele des Mannes offen vor den Augen der geliebten Frau, und Hella, deren klares Erkennen diesem Bewerber gegenüber durch keine Leidenschaft getrübt ist, liest mit Beschämung und Bestürzung darin die Geschichte seines Leidens, seines Strebens. Sie fühlt es als einen bitteren Vorwurf, daß sie ihn nicht eher begriffen hat, daß sie ihm jetzt nicht helfen kann, und sie sinnt umher nach einer mildernden Hülle für ihr hartes, entschiedenes „Nein!“

„Warum Sie, Hella? Weil ich Ihr Bild nicht mehr losreißen kann aus meinem Herzen! Weil ich in der Vereinigung mit Ihnen alles finden will, finden muß, was mich heraushebt aus dem Sumpf, in dem ich lebe! Ich bin reich, Hella — Ihr Leben soll ein einziges Fest sein; Sie sollen — nur retten Sie mich aus all dem Erbärmlichen, das mich umgiebt, das mich ersticken will. Hella, Hella, seien Sie meine Erlöserin!“

Es ist, als tönten diese Worte unvermittelt heraus aus dem verborgensten Winkel seiner Seele, so viel wahrer und aufrichtiger sprachen sie das aus, wonach ihn verlangt, als es seine eigenen Gedanken vermochten. Er hat schnell und leise gesprochen, kein rhetorischer Nachdruck in seiner Stimme — aber Hella fühlt sich aufs tiefste erschüttert und gemartert von diesem Flehen. Sie wagt nicht, die Augen gegen ihn zu heben, und ohne sich umzuwenden, geht sie mit langsam schleppenden Schritten in den Garten hinab. Er sieht ihr nach, die eben noch so nahe war, die schon fast ihm gehörte, und er bemüht sich, es zu begreifen, daß sie ihm jetzt nicht, nicht gleich in diesem Augenblicke antworten will.

„Gut denn, ich werde warten!“ sagt er vor sich hin und steigt mit zitternden Knien gleichfalls die Stufen hinab. Kein Hauch regt sich mehr. Die Luft ist wie Blei, und die Sonne scheint erloschen zu sein. Es ist fast finster geworden. „Wie steht es mit der Ausfahrt?“ sagt er in seiner gewöhnlichen halb spöttischen Weise. „Sind die Damen bereit, oder fürchten Sie, es möchte regnen?“

„Hella behauptet, sie habe Kopfschmerzen!“ sagt die Generalin, im höchsten Grade beunruhigt und mißtrauisch von einem zum anderen blickend.

„So müssen wir wohl allein heimfahren!“ Bruno ist beinahe erleichtert, daß aus der Spazierfahrt nichts wird. Er verabschiedet sich und besteigt mit der Jansen den Wagen.

Die Generalin ſieht der fortjagenden Equipage nach; dann wendet ſie ſich zu Hella, die mit herabhängenden Händen vor ihr ſteht. „Hat er dir einen Antrag gemacht?“ fragt ſie.

Hella neigt ſtumm, wie ſchuldbewußt, den Kopf.

„Na und du? Hella — iſt es denn möglich! Biſt du denn ganz —?“ Ihre Stimme ſchnappt über vor Erregung. „Ich wußte es ja, ich hätte es mir denken können!“ eifert ſie dann weiter. „Warum habe ich dich auch nicht vorbereitet darauf, habe alles mit dir beſprochen! Du armes Kind, du haſt ja keinen mehr, der dir raten kann, als deine Tante Stefanie.“ Thränen aufrichtiger Rührung glänzen in ihren Augen; ſie zieht ihr Taſchentuch und ſchnaubt ſich ein paarmal heftig.

Hella ſteht unbeweglich.

„Liebe! Treue!“ fängt die Generalin wieder an. „Ich bin gewiß die letzte, die ſolche Empfindungen nicht achtet — aber man muß doch auch exiſtieren! Glaube mir, ich kann es voll und ganz verſtehen, wie dir zu Mute iſt — aber du biſt eben kein Kind mehr, du mußt es endlich begreifen, was die Geſellſchaft, das Leben von dir verlangt! Ich bin ja auch bereit, noch weitere Opfer für dich zu bringen, wenn es dein Glück wäre, obgleich — deine Couſinen würden ſich vielleicht morgen ſchon in paſſender Weiſe verheiraten können, wenn —! Aber ich will dir keine Vorwürfe machen, nur —“

Das junge Mädchen wird bleich vor ſtolzer Erregung. „Ich glaube, daß es am beſten iſt für uns alle, wenn ich mir bis zum erſten Oktober eine Stellung als Geſellſchafterin oder dergleichen ſuche,“ ſagt ſie, bemüht, ihrer Stimme Feſtigkeit zu geben.

„Und was würden die Leute ſagen? Ich habe keine Luſt, verſchrien zu werden wie eine böſe Stiefmutter. Dein guter Vater würde ſich im Grabe umdrehen, wenn du ſo in die Welt hineinlaufen wollteſt. Übrigens biſt du auch dem Baron in einer Weiſe entgegengekommen —!“

„Aber Tante, ein todkranker Menſch! Wie konnte ich denken —!“

„Ein Millionär iſt unter allen Umſtänden ein Heiratskandidat. Ich bin es mir ſelbſt und meinen Töchtern ſchuldig, daß du keinen Anlaß zu müßigem Gerede giebſt.“

Hellas Lippen zucken, aber ſie verteidigt ſich nicht mehr.

„Und wenn du dieſen Doktor Berger wirklich liebteſt, wenn du wirklich nur ſein Glück im Auge hätteſt — was kann alles in dieſen zwei Jahren geſchehen — vielleicht, wenn er wiederkommt!“

„Tante!“ Der Zorn hat auf einmal den ſüßen Anhauch der Jugend weggeſtreift, der ſonſt wie ein roſiger Schimmer über Hellas Schönheit liegt. Sie wirft den Kopf in den Nacken, und ihre Augen flammen. Ihr perſönliches Leid tritt für einen Augenblick in den Hintergrund vor der mitleidigen Empörung, die ſie in Gedanken an den Baron empfindet. „Der Unglückliche!“ ſagt ſie halblaut vor ſich hin, „wie muß er den Bettler beneiden, den man in ſeinem Winkel ungeſtört ſterben läßt. Habgier und Falſchheit, wohin er blickt! und kein Menſch unter allen, der ihn um ſeiner ſelbſt willen liebt.“

„Nun, ſo gieb ſie ihm doch, dieſe Liebe!“ ſagt die Generalin, „wir verlangen ja nichts Beſſeres! Jetzt aber komm herein, dein Kleid wird ſchon ganz naß,“ und mit ſchwerfälliger Eile klimmt ſie die Treppe hinauf.

Hella geht mechaniſch zu der Staffelei und trägt ſie ſamt der Farbenſkizze ins Haus. Von der Veranda aus blickt ſie noch einmal zurück und dann, beide Hände vors Geſicht ſchlagend, bricht ſie in ein ſtürmiſches Weinen aus.

Draußen iſt endlich das Gewitter frei geworden. Naſſe Zweige klatſchen an die Scheiben, und abgeriſſene Blätter werden bis hier herauf gewirbelt. Blitz und Donner folgen ſich unaufhörlich, und Hella atmet dieſe befreiende Wildheit in ſich hinein, wie eine Erlöſung aus der dumpfen Spannung in der eigenen Bruſt.

* * *

„Nur abzugeben? All right! Werde ich ſchon beſorgen!“

Der kleine Groom, der auf einem ſilbernen Teller den Brief zu Baumüller hereingebracht hat, entfernt ſich wieder und geht der Jauſen entgegen, die gekommen iſt, ſich nach dem Baron zu erkundigen, deſſen Ausſehen heute morgen ſie erſchreckt hat.

Während ſie im Vorzimmer mit William

spricht, zieht Baumüller ein kleines Elfenbeinstäbchen aus der Westentasche und fährt damit behutsam die Seitenklappe des Couverts entlang. „An ihn," sagt er dabei, „die Handschrift eines jungen Mädchens?"

Jetzt biegt er den Brief zusammen, so daß er hineinblicken kann. Eine kleine goldgeränderte Visitenkarte fällt heraus. „Hella von Vinken-Waldau" liest Baumüller und auf der Rückseite: „sendet Ihnen, sehr verehrter Herr Baron, den einliegenden Brief. Sie sind edel und gut und werden mir nicht zürnen!"

Und da drin — eine Männerhandschrift? „Und nun, mein geliebtes Seelchen —" „Was auch die Menschen thun können, uns zu trennen —"

Baumüller lacht. „Das kann er ruhig kriegen! Die Medizin kann ihm nur nützen!" Und vorsichtig schließt er den Brief wieder. „Die Jansen soll es ihm nachher geben."

„Es geht nicht gut?" fragt Frau Dagmar beim Eintreten. „Er wird mir doch nicht hier —! was ist es eigentlich?"

„Nichts Besonderes! Seine gewöhnlichen Kopfkrämpfe. Er ist jetzt im Bade! Sagen Sie mir doch, Liebe, glauben Sie, daß Bruno etwas empfindet für diese Hella?"

„Empfindet? Nonsense! Er langweilt sich einfach!"

„In Ihrer Nähe?" Und Baumüller macht einige matte Versuche, der Jansen den Hof zu machen. — —

Es ist Abend. Man hat den Baron gebadet und zu Bett gebracht. Den ganzen Tag hat ihn eine fieberhafte Spannung gequält, aber außer einem Billet der Generalin, die ihn bittet, morgen nachmittag zum Kaffee zu kommen, hat er nichts erhalten.

Er erwartet nun auch keine Antwort mehr vor morgen und bemüht sich nur, schnell gesund zu werden, um der Aufforderung folgen zu können.

Das hohe und geräumige Schlafzimmer, in dem er liegt, ist mit jenen kolossalen Möbeln der modernen Gotik ausgestattet. Die hochragende Hinterwand seines Bettes ahmt die Fassade eines Domes nach, und alle Möbel zeigen dieselben steifen, geraden Formen. Nur die kokette Toilette mit einer Perlmutterplatte, auf der ein ganzes Arsenal von Büchschen, Fläschchen und Flaschen, Schachteln und Löffeln ausgestreut ist, sticht davon ab. Das Zimmer ist mit einem scharfen ätherischen Duft erfüllt.

Durch die Scheiben der großen Glasthür sieht man die rote Ampel des anstoßenden Badezimmers, die sich leise auf und ab schwingt, und ein Chaos weißer Tücher. An der anderen Seite des Zimmers steht ein großer japanischer Schirm von schwarzer Seide, mit goldgestickten Straußen verziert.

Der Diener ordnet noch die Gegenstände auf dem Nachttisch, legt die Cigarettentasche mit den Wachsstreichhölzern bereit, zieht die kleine Taschenuhr seines Herrn auf und hängt sie in ihr blauseidenes Tempelchen, stellt das Glas mit Citronenwasser und den Eimer mit Eisstückchen bereit, geht dann hinüber an die andere Seite, schraubt die Lampe höher, die auf der Toilette steht, und bedeckt sie mit einem grünlichen Schleier; dann entfernt er sich, und an seiner Stelle erscheint die Jansen, um vorzulesen.

Sie hat ihr enges Kleid mit einem hübschen hellen Hausrock vertauscht, der ihr vortrefflich steht und dessen Watteau-Falte mit den langflatternden Bändern ihrem etwas mageren Figürchen mehr Ausdehnung und Anmut giebt. Mit ein paar leichten Schritten durchmißt sie das Zimmer und setzt sich an ihren gewohnten Platz neben dem Bette, der verschleierten Lampe den Rücken zugewendet, so daß der grüne Schein auf ihr Buch fällt. Der Kranke sieht im Spiegel den zierlichen, runden Hinterkopf mit dem kurzen Nackenhaar, die sehr kleine Ohrmuschel und ein Streifchen glänzender Haut zwischen den Spitzen ihres Kragens, dann läßt er die matten Augen wieder sinken. Wenn das Hella wäre! denkt er und lächelt.

Im Genuß der beginnenden Wärme und in dem Gefühl der Erleichterung, das eine abziehende Migräne zu begleiten pflegt, wühlt er sich tiefer in seine Tücher und Kissen.

„Sind Briefe gekommen?" fragt er gewohnheitsmäßig.

„Ein einziger! Wollen Sie ihn haben?"

„Nein, nein!" erwidert der Baron, der sich nicht entschließen kann, in der körperlichen Behaglichkeit seines gegenwärtigen Zustandes irgend eine Veränderung eintreten zu lassen. „Lesen Sie ihn mir vor!"

Die Jansen zieht die goldene Nadel aus

ihrem Haar und öffnet das Couvert, dem sie einen beschriebenen Bogen entnimmt.

„Meine geliebte Seele!“ beginnt sie.

Der Baron wendet den Kopf. „Was lesen Sie mir da, Jansen? Das ist unmöglich an mich!“

Die Vorleserin nimmt den Umschlag wieder auf, der hinter ihr auf der Spiegelplatte liegt. „Die Aufschrift ist an Sie!“

„Lassen Sie mich einmal sehen!“

Plötzlich lacht sie laut auf: „Nein, wie komisch! das müssen wir lesen. Es ist zwar sehr indiskret, denn dies geht uns absolut nichts an; aber immerhin — als ein document humaine!“ Und sie liest:

„Meine geliebte Seele!

Nun ist alles vorbereitet — morgen in der Frühe reise ich! So soll sich denn mein sehnlichster, langgehegter Wunsch erfüllen, und doch ist es mir zu Mute wie einem Schiffbrüchigen! Nicht das, daß ich dich zurücklassen muß, ist es, was mich in diese dumpfe Verzweiflung bringt; aber der Gedanke, daß ich unrecht thue, dein Schicksal an das meine binden zu wollen, gewinnt immer mehr Gestalt in mir. Ich weiß es, ich sollte endlich beiseite treten, sollte dir nicht länger im Wege stehen, und statt dessen werfe ich mich wie ein Wahnsinniger vor deine Füße, daß du mich zertreten mußt, wenn du weiterschreitest. Vielleicht ist es wahr, was man mir zu verstehen giebt, was man von mir verlangt!

Denn auch du bist viel unglücklicher, als du es mir zeigen willst; ich lese es in der gekünstelten Heiterkeit deiner Briefe, in der Verzweiflung, die manchmal zwischen den Zeilen hervorbricht.

Und was habe ich denn verbrochen, daß man mir alles nehmen will, was mir Kraft und Mut zur Arbeit gegeben hat? Ist es denn nur Geld und immer wieder Geld, was den Wert des Mannes ausmacht?

Ich sollte so nicht sprechen, nicht zu dir, zu der mein Vertrauen so groß, so unerschütterlich ist!

Denn du liebst mich ja und du wirst warten, nicht wahr, mein geliebtes Seelchen, du wirst? Was auch die Menschen ersinnen können, uns zu trennen!

Mein Gott, was thue ich? Ich wollte dir schreiben, daß ich auf dich verzichten wolle — und nun?

Sage mir doch, warum ich ein so menschlicher Mensch bin!

Aber ehe ich reise, darf ich doch noch einmal zu dir kommen? Ich habe noch so viel mit dir zu besprechen, es ist noch so vieles, was ich in deine Hände legen möchte. Meine kleinen Unterstützungen — du wirst lachen über die geringen Summen, die ich so bezeichne — sollen den Betreffenden in meiner Abwesenheit durch dich gesandt werden. Ich lege dir das Geld und die Adressen bei. Willst du?

Und dann quält mich noch eins, Geliebteste. Man spricht mir von einem Bewerber, der dich — ach, was erzählt man mir nicht alles, was brennt nicht alles hinter dieser Stirn! Bitte, küsse es weg von mir, bitte, bitte!

Darf ich morgen einige Stunden auf der Durchreise —? Aber wo bin ich wieder? Nein, nein, ich darf dich jetzt nicht sehen! Das ‚gnädige Fräulein‘ zu besuchen, hat für mich ja keinen Zweck, und allein — o Gott! Solange ich von dir getrennt bin, kann ich alles versprechen, wenn ich dich aber vor mir sehe —!

Nein, ich darf jetzt nicht kommen; du weißt nicht, in welchem Zustande ich bin.

Und darum, meine einzig Geliebte, lebe wohl! Kein Schwur, kein Versprechen mehr zwischen uns. Ich werde, wenn ich auch äußerlich kein Recht dazu habe, nach Jahren von neuem vor dich hintreten und still und geduldig mein Schicksal aus deiner Hand empfangen.

Lebe wohl, meine Seele, die ich ewig suchen werde.“

Die Jansen hat den ersten Teil des Briefes mit possenhaft übertriebenem Ausdruck vorgetragen, dann hat sie ruhig weitergelesen, und jetzt läßt sie die Blätter sinken, biegt den Kopf ein wenig zurück und schließt die Augen. „Wie schön das ist, solche Liebe!“ sagt sie leise.

Der Baron antwortet nicht. Die stammelnden Laute beherrschter Leidenschaft, die er eben vernommen, haben ihm eine neue, unbekannte Welt offenbart, an deren Pforte er neugierig stehen bleibt. So etwas giebt

es also! „Wer hat das geschrieben?“ fragt er endlich.

„Beyer steht darunter; nein, warten Sie, Berger, und hier der Vorname Erich.“

„Erich Berger?“ Es klingt beinahe wie ein Stöhnen, und die Jansen, die eben das geöffnete Couvert noch einmal zur Hand genommen und darin die Visitenkarte gefühlt hat, läßt beides erschreckt fallen. „Was ist Ihnen? Sind Sie krank? Haben Sie Schmerzen? Soll ich den Arzt rufen?“

Er schüttelt den Kopf. „Nichts, Liebe! Aber gehen Sie nur heute; fürs Vorlesen fehlt mir jetzt die Geduld. Adieu! Adieu!“ Und er winkt der Widerstrebenden mit zwei Fingern der linken Hand ein ungeduldiges Lebewohl.

Sie geht endlich und läßt ihn allein.

Erich Berger! Sobald der Name genannt wurde, sah er es vor sich, das große, veilchenduftende Couvert, das Hella in der Hand hielt an jenem Nachmittage, als er ihr an dem Briefkasten vor der Thür ihres Gartens begegnete. Er hat ihr den Brief abgenommen und in den Kasten gesteckt, und jetzt auf einmal stehen ihm die großen steilen Buchstaben in greifbarer Deutlichkeit vor Augen: „Herrn Doktor Erich Berger, Privatdozent. Straßburg i. E., Lameystraße 6 IV.“

„Lameystraße sechs — sechs — sechs,“ wiederholt er voll Verzweiflung. Und jetzt entsinnt er sich auch einer Broschüre, die er unlängst gelesen hat und deren Autor eben jener Erich Berger ist: „Das ungeschriebene Recht.“ Der kurze Aufsatz hat einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht.

Mit Bitterkeit dachte er daran, wie viel Nutzen und dauernden Segen er hätte schaffen können mit seinem Gelde, wenn ihm ein solch klarer und feuriger Geist als beratender Freund zur Seite gestanden hätte. Einen Augenblick hatte er die Idee gehabt, sich nach dem Verfasser zu erkundigen, ihn aufzusuchen, aber die flüchtige Regung war durch seine Neigung für Hella, die ihm keinen Raum ließ für andere Empfindungen und Vorsätze, wieder entschwunden.

Jetzt haßt er ihn, diesen kühnen Pfadfinder und Streiter!

Mit Abscheu denkt er an seine Werbung heute früh. Wenn er nur das nicht gesagt hätte, nur das nicht! Ein atemraubender Zorn ergreift ihn. Bis in die äußerste Spitze seiner Füße verbreitet sich eine stechende Kälte, und dabei schlägt sein Herz in rasendem Tempo.

Daß ihm das passieren konnte! ihm, der sonst nur zu winken brauchte, um alles zu erlangen, was er wünschte!

Aber noch ist es nicht zu spät. Er muß seinen Willen durchsetzen, diesem Erich Berger zum Trotz! Auch Hella ist ja nur ein Mädchen, und sie weiß, was der Mangel bedeutet!

Er hat sich oft gefragt, aus welchem verborgenen, unversiegbaren Quell sie ihre Kraft schöpfte. Daher also, daher!

Aber er wird hingehen morgen, er wird ihr vorstellen —

„Die Jansen sagt mir, du seiest nicht wohl?“

Der Kranke schreckt zusammen, aber er öffnet die Augen nicht.

„Er schläft!“ sagt Baumüller, der die Komödie des Freundes durchschaut, wie im Selbstgespräch vor sich hin und entfernt sich wieder.

Bruno atmet auf. Da faßt seine Hand, die ziellos auf der Decke herumgreift, etwas Steifes — das herabgefallene Visitenkärtchen. Mühsam hebt er es zum Lichte und liest es, dann auch die Zeilen auf der anderen Seite.

Seine Züge verändern sich, eine fahle Blässe breitet sich über seine Stirn. Er preßt das Gesicht in die Kissen, und ein unterdrücktes Schluchzen zittert aus der Leinwand hervor.

Entsagen?!

Das Wort hat einen fremden, fürchterlichen Klang für ihn! Jetzt, da er sie verlieren soll, umfassen seine Gedanken Hellas Gestalt mit der ganzen Glut sinnlicher Leidenschaft.

Er ruft sich das Reizvolle in ihrer Bewegung zurück, wenn sie die Augen niederschlägt, daß die langen Seidenwimpern ihr die blühende Wange berühren, den eigentümlichen Duft, der ihrem Haar entströmt. Wie der Umriß ihrer Gestalt hervortrat, wenn sie, bei der und jener Gelegenheit, die Arme hob! Und das Haar vor allen Dingen, dieses schaumige, glänzende, unbegreiflich schöne Haar!

Er löst in Gedanken die schimmernde Flut, und seine Hände senken sich in die goldene Fülle; er hat es für einen Augenblick vergessen, daß gerade der Mangel alles leidenschaftlichen Begehrens ihm diese Liebe heraushob aus allen anderen Wallungen seines Herzens.

Seine Lippen sind gesprungen von dem peinvollen Fieber, das ihn verzehrt, und ein Durst, der sich nicht stillen läßt, klebt ihm die Zunge an den Gaumen.

Noch einmal greift er nach der Karte. „Sie sind edel und gut!“ hat sie geschrieben! „Edel und gut!“ Er versucht es, sich den ganzen Inhalt dieser Worte klar zu machen.

Aber ist es nicht schwächlich, lächerlich beinahe, dieses bedingungslose Entsagen?

Ein Entschluß, jenem fanatischen Egoismus entsprungen, mit dem die Märtyrer die Flamme suchen, taucht in ihm auf. Und er wird doch in ihrem Leben sein! Er will sie zwingen, seiner zu gedenken! Soll er aber diesem Erich Berger dadurch die Mittel geben, seine Ideen zu verwirklichen? Er stöhnt und windet sich in innerer Pein, während er sich gesteht, daß durch dieses gehaßte Medium etwas Großes, Menschenfreundliches mit seinem Gelde geleistet werden, sein eigenes, schwächliches „ich möchte“ in ein starkes „ich will“ verwandelt sein würde.

Wird Hella aber das Geld von ihm annehmen wollen? Er denkt an Sophie. Damals hat er seine Liebe dem Reichtum geopfert, und heute?

Schleier auf Schleier zerreißt vor seinen Augen. Er erkennt den nackten Egoismus, der ihn beherrscht hat, seitdem er seine besten Empfindungen zertrat und erstickte — für Geld! Er versteht ihn jetzt, den goldenen Fluch, der ihn zu Boden drückte.

Wird er ihn lösen können? Ein Gedanke wird in ihm lebendig, der ihn erst erschreckt, vor dem er zittert und sich wehrt, der ihm aber dann zur Seite steht wie ein starker, tröstender Freund! „Das ist Sühne,“ sagt er manchmal leise vor sich hin. Und so liegt er kämpfend die ganze Nacht! Hin und her schwankt der Pendel des Gefühls in seinem kranken Herzen, nach rechts und links hinaus über die Linie, und treibt doch sein Rad vorwärts in den vorbestimmten Bahnen.

Der Wärter hat hinter dem seidenen Schirme sich ein Lager aufgeschlagen, um zur Hand zu sein, wenn dem Baron etwas zustieße. Bruno hört seine regelmäßigen Atemzüge. Er verfolgt den Gang der Uhren im Hause und in der Stadt, er sieht die rote Ampel im Nebenzimmer erlöschen, schaut der schweigenden Finsternis ins Auge, und als der Streit des Morgens mit dem Dunkel beginnt, da hat auch in ihm sich etwas losgerungen, das sieghaft leuchtet über Vergangenheit und Zukunft, das seiner mattgekämpften Seele Ruhe bringt!

Er läßt sich Feder und Tinte geben und zieht eine Korrespondenzkarte aus seiner Briefmappe.

„Gnädige Frau!

Zu meinem größten Bedauern fesselt mich ein leichtes Unwohlsein an das Bett. Sobald ich hergestellt sein werde, mache ich von Ihrer gütigen Erlaubnis Gebrauch und stelle mich in Ihrem gastlichen Hause ein.

In tiefster Verehrung

Baron B. von Ziegler.“

Er adressiert das Billet an die Generalin und schließt es. Ohne Besinnen ergreift er ein anderes und schreibt:

„Mein lieber Hehn!

Wollen Sie heute früh das alte Legendenbuch, von dem ich Ihnen sprach, bei mir ansehen? Ich würde es Ihnen senden, wenn ich nicht hoffte, auf diese Weise von Ihrer Belehrung etwas profitieren zu dürfen. Wenn Sie nichts anderes bestimmen, erwarte ich Sie um elf Uhr vormittags.

Ihr

v. Ziegler.“

Dann kommt ein längerer Brief an den Rechtsanwalt und Notar Herrn Justizrat Baumert an die Reihe, der mehr Mühe kostet, und schließlich die Antwort an Hella. Wenige Zeilen nur, aber seine Stirn feuchtet sich und seine Hand zittert, während er schreibt:

„Sie haben mir viel genommen, aber mehr gegeben! Sie haben mir den Glauben an eine reine, starke Liebe wiedergeschenkt

und den Glauben an mich selbst! Haben Sie Dank dafür, meine Erlöserin!

B. v. Z."

Er steckt Bergers Schreiben in dieselbe Hülle, befiehlt dem Wärter, die vier Briefe in aller Frühe expedieren zu lassen, streckt sich mit einem Seufzer der Erleichterung aus und schläft augenblicklich ein.

* * *

„Und nun noch eins, lieber Pastor: was für ein Mann ist eigentlich dieser Doktor Berger aus Straßburg, der bei der Generalin —"

Das helle Gesicht des Geistlichen ist plötzlich von einer flammenden Röte übergossen, und er beugt sich tiefer über die Heiligenbilder in dem alten Legendenbuche, das vor ihm liegt.

„Kennen Sie ihn?" fährt Bruno unbarmherzig fort.

Der Pfarrer murmelt etwas Unverständliches, dann hebt er mit einer entschlossenen Bewegung den Kopf: „Sie haben gestern mit ihr gesprochen?"

„Ja — und Sie?"

„Vorgestern!"

Schlag auf Schlag, wie das Sausen zweier feindlichen Klingen, schwirren die Worte durch die Luft — und jedes schlägt eine Wunde.

Der Geistliche ist aufgestanden und geht mit rastlosen Schritten in dem großen, teppichbelegten Schlafzimmer hin und her. Seine dunkle, priesterliche Kleidung, die vorgebeugten Schultern und die blasse Stubenfarbe seines Gesichtes geben der Erscheinung etwas mönchisch Wehmütiges, das zu der stumpfen Morgenbeleuchtung paßt.

Die Zweige lichter Akazienbäume vor den geöffneten Fenstern und der Reflex der grauen Hinterwand des Nachbargebäudes schaffen ein fahles Dämmerlicht in dem Krankenzimmer. Nur selten dringt das Rollen eines Wagens oder der Ruf eines Menschen von der Straße herüber, aber im anstoßenden großen Balkonzimmer wird hier und da das Murmeln einer tiefen Männerstimme und ein Knistern und Rascheln loser Papiere laut.

„Immerhin ist es mir lieb, daß es nicht um Ihretwillen war, daß sie mich ausschlug!" sagt der Pfarrer, mit einer Offenheit, die den Kranken fast verblüfft.

„Warum?" fragt er betroffen, setzt aber sogleich hinzu, als erwarte er gar keine Antwort: „Nun, und Erich Berger?"

„Er ist ihrer würdig! Er verdient sie!" und dabei drückt der Geistliche heftig die brennende Hand des Barons, der, das Haupt nach oben gerichtet, nur die Augen nach ihm hinwendet, so daß die Iris fast unter dem Lid verschwindet und der Augapfel glänzt wie grünliche Emaille.

„Wenn Sie wüßten, was dieses Mädchen mir war!" beginnt er mit leisem Flüstern. „Sie hat den goldenen Fluch gehoben, der auf mir ruhte!"

„Den goldenen Fluch?"

„Ja! dieses Geld, das ich nicht verdient habe, in keinem Sinne, wissen Sie! Auch nachträglich nicht! Ich habe es ja nie begriffen, das ernste Goethesche: ‚Erwirb es, um es zu besitzen!' Das eben ist mein Fluch geworden! In mir und um mich herum nur Eigennutz und käuflich alles, alles, wonach ich griff! Und dann kam sie, die reine Jungfrau, die man mir prophezeit hat und — verstehen Sie das? Wie so nach und nach das Herz enger wird, wie nichts mehr von — ‚Glückgehärtete Menschenkinder!' Mein Krankheitskollege in Paris hatte recht! ‚Glückgehärtet!' O ja!" Er ist aus dem geheimnisvoll fieberhaften Flüsterton in seine gewöhnliche Sprechweise zurückgefallen. „Und nun habe ich Ihnen eine förmliche Ohrenbeichte abgelegt, Ihnen, dem Protestanten!" sagt er mit einem Versuche, zu scherzen. „Nun, bekomme ich Absolution?"

„Ob die Herren eintreten könnten?" meldet William von der Thür aus.

„Sogleich!" Der Baron wendet sich wieder zu dem Pastor: „Wollen Sie, da Sie doch einmal hier sind, mir einen Gefallen thun und mir als Zeuge dienen in einer Sache, die — Seitdem ich nach Deutschland zurückkehrte, habe ich mir schon immer vorgenommen, mein Testament zu machen, und da ich mich in den letzten Wochen recht leidend fühlte —" Er sagt das her wie eine eingelernte Lektion.

„Leidend? Sie sagten mir neulich das

Gegenteil!“ Der Pfarrer ſieht ihn prüfend an.

„Nicht gerade in den letzten Wochen, aber überhaupt. Kurz und gut, ich habe beſchloſſen, mein Teſtament zu machen. Ich könnte ja Baumüller als Zeugen bitten, aber der läßt ſich im iriſch-römiſchen Bade maſſieren — oder die Janſen! Ich möchte aber beiden nicht unnötige Sorgen machen!“

Iſt das Ironie oder ernſthaft geſprochen? Der Pfarrer kann nicht ins klare kommen darüber. Und ſchon tritt William ein, der einen mit Papieren bedeckten Tiſch hereinträgt. Ihm folgen zwei Herren: der ältere von beiden, der vorangeht, eine hagere, vornehme Erſcheinung mit faltigem Geſicht, der eine auffällige Ähnlichkeit mit Moltke hat; der jüngere ein roſiger, von Friſche und Sauberkeit glänzender Referendar, deſſen Haar ſo weißblond iſt, daß die roſige Kopfhaut dazwiſchen hervorſchimmert und der von den Schläfen herabgezogene Bart nur wie ein weißer Flaum erſcheint; das einzig Kräftige in dem Geſicht iſt der Klemmer von ſchwarzem Horn.

Bruno macht die Herren bekannt: Herr Paſtor Hehn, Herr Juſtizrat Baumert, Herr Referendar Roth. „Wir haben ſchon den ganzen Morgen miteinander gearbeitet,“ ſetzt er hinzu, „die Sache wird Sie nicht lange aufhalten.“

Die Herren ſetzen ſich, und der Juſtizrat ſtellt die üblichen Fragen an den neuen Zeugen, dann macht der Referendar einige Notizen und lieſt das Dokument auf den Wunſch des Rechtsanwalts vor.

Dem Pfarrer iſt ſeltſam zu Mute! Er hat früher den Baron nicht geliebt. Das unſtäte Weſen desſelben war ihm unſympathiſch, ſeine Lebensweiſe anſtößig, und erſt hier hat er Brunos feinen Geiſt ſchätzen gelernt, iſt er ihm näher getreten. Faſt wider Willen hat er ſich in das Studium dieſer komplizierten Perſönlichkeit vertieft, und jetzt auf einmal beginnt ſein Herz, dieſe untrügliche Wünſchelrute, heftig zu klopfen und ihm anzuzeigen, daß er hier am Eingang tiefvergrabener, ungeahnter Schätze ſtehe. Mit begreiflicher Neugier folgt er der Leſung des Teſtamentes.

Der Referendar lieſt mit künſtlich zur Schau getragener Gleichgültigkeit, die ſich in einer monotonen plappernden Sprechweiſe äußert:

„Auf Verlangen des Herrn Fritz Bruno von Ziegler, Baron, wohnhaft z. Z. in Baden in der Keilſchen Villa, Schloßſtraße 4, ſtellte ſich heute, am 14. Auguſt 18 . ., der unterzeichnete Notar, Herr Rechtsanwalt Juſtizrat Baumert aus Baden, mit den nachbenannten Zeugen, die ihm perſönlich bekannt ſind und den geſetzlich vorgeſchriebenen Bedingungen entſprechen, nämlich:

1) Herrn Referendar Kurt Roth aus Frankfurt a. M., z. Z. am hieſigen Amtsgericht thätig;
2) Herrn Paſtor Hehn aus Karlsruhe, Kronenſtraße 7 II.

im Schlafzimmer des oben benannten Herrn Fritz Bruno von Ziegler, belegen im Erdgeſchoß der oben genannten Villa, ein,

in welchem Zimmer die oben genannten, vom Teſtator gewählten Perſonen ſich des Mittags um 12 Uhr 2 Minuten des oben bezeichneten Datums verſammelt haben.

Herr Fritz Bruno von Ziegler, Baron, welcher, obgleich krank, doch im vollen Beſitz ſeiner geiſtigen Kräfte iſt, wie es die oben Genannten bezeugen, hat dem unterzeichneten Notar ſeinen Willen in folgender Weiſe diktiert“:

Der Referendar ſieht bei dieſer kleinen Unwahrheit einen Augenblick auf den Juſtizrat, fährt aber, durch die ſchweigende Autorität desſelben beruhigt, fort, ſeinen Atem bis zur Qual ausnutzend und immer die Anfänge der Sätze mit einem Ruck betonend:

„§ 1. Ich ernenne zu meinen Erben

1) Herrn Doktor Erich Berger, Privatdozenten der —

iſt noch auszufüllen.“

„Geſchichte!“ ſagt der Pfarrer.

„Privatdozenten der Geſchichte in Straßburg, wohnhaft daſelbſt Lameyſtraße 6 IV.;

2) deſſen Braut, Fräulein Hella von Vinken-Waldau hierſelbſt, wohnhaft Villenſtraße 4.

Und zwar beſteht die ihnen zufallende Erbſchaft aus

a) einem Barvermögen von rund zwölf Millionen Mark, angelegt in —“

Hier verliert sich die Stimme des Sprechers ins Unverständliche. Titel von Eisenbahnen, Grubenwerken, Unternehmungen aller Art, eine lange Aufzählung von Grundbesitz und Papieren folgt, dann die Nennung verschiedener Villen u. s. w.

„Die Erben sollen gehalten sein, folgende Verfügungen des Testators zu erfüllen:

I. Meinem Freunde Herrn Anton Baumüller —"

„Streichen Sie die beiden ersten Worte," sagt der Kranke heiser.

„Herrn Anton Baumüller, wohnhaft z. Z. hier in Baden in der oben genannten Reilschen Villa, eine Jahresrente von zwölftausend Mark auszuzahlen, welche zu erwerben ist bei der englischen Bank in London und daselbst zu erheben;

II. Frau Dagmar Jansen, Malerin, z. Z. —"

Der Pfarrer hat aufgehört, dem Lesen zuzuhören, der Gedanke an das, was sich da vor seinen Augen und Ohren vollzieht, verwirrt ihn. Er hört noch, daß der Jansen irgend ein Grundbesitz und eine Geldsumme zugesprochen wird, dann folgen noch etliche Namen und Summen, die ihn nicht mehr interessieren.

Er fühlt das Bedürfnis, die unbequeme Bewunderung, die ihn diesem Manne gegenüber ergreifen will, den er moralisch so tief unter sich gesehen hat, abzuschütteln. „Da er doch sein Geld nicht mitnehmen kann! Und da sein Reichtum ihm sogar lästig war!" Aber mit allen Sophismen vermag er der tiefen Bewegung nicht Herr zu werden, die in ihm wächst, je mehr er sich in den Gedankengang des Kranken vertieft: „Denn man kann sich so schämen, daß man Sünde daran thut; und kann sich auch also schämen, daß man Gnade und Ehre davon hat!" denkt er mit seinem Lieblings-Weisen Jesus Sirach, indem er seine eigene zornige Verletztheit nach Hellas Antwort mit Brunos Handlungsweise vergleicht.

„Der unterzeichnete Notar wird den Erben mit Rat und That bei der Anlage und Verwaltung der Erbschaft zur Seite stehen,"

geht es noch immer weiter da drüben.

„Ich wünsche, falls ich zur Zeit meines Ablebens nicht zu entfernt von Baden bin, auf dem protestantischen Kirchhof hier in Baden begraben zu werden. Ich verbitte mir jede gerichtliche Einmischung, sowie die Versiegelung meiner Effekten,"

bis es endlich zum Schlusse mit einer gewissen Befriedigung heißt:

„Und nach abermaliger, vollständiger Vorlesung haben der Testator nebst den Zeugen und dem Notar unterzeichnet."

Die Unterschriften werden vollzogen, der Justizrat erhebt sich, zündet das bereitstehende Licht an und siegelt das Dokument; dann verbeugt er sich, und die Sitzung ist beendet.

„Darf ich bitten, eine Cigarre?" Der Baron hat seinen Gleichmut keinen Augenblick verloren. Er dankt den Herren aufs herzlichste für ihre Freundlichkeit und fügt beim Abschied, wie beiläufig, hinzu: „Die Verlobung des Doktor Berger mit Fräulein von der Ecke ist übrigens noch Geheimnis. Soviel ich weiß, soll sie erst in einigen Tagen veröffentlicht werden."

Der Justizrat verbeugt sich wieder.

„Die Eröffnung des Testamentes wünsche ich am Tage meines Begräbnisses erfolgen zu lassen."

„Ganz nach Ihrem Wunsche, Herr Baron. Und möge es noch viele Jahre verschlossen bleiben!" Es ist dies die stehende Redensart des alten Herrn.

Bruno lacht: „Mit meinem Willen wird es jedenfalls nicht geöffnet! Oder vielmehr gerade mit meinem Willen." Er lacht noch immer überlaut, bis ihm schließlich die Thränen in die Augen kommen, und die Herren lachen höflich mit. Und so, aus vollem Halse lachend, verlassen sie ihn.

Der Pfarrer wendet sich an der Thür noch einmal um, und es ist ihm seltsam, zu sehen, wie ernst ihm die großen Augen des Kranken plötzlich nachblicken. Ihn fröstelt, trotz des warmen Sommertages, und er wäre gern noch einmal umgekehrt.

„Kommen Sie mit ins Café, Pastor?" fragt ihn draußen der rosige Referendar.

„Ich habe keinen Durst!" antwortet der Pastor zerstreut.

„Durst? Famos! keinen Durst! Kolossaler Witz! Kommen Sie nur!" und er schiebt

seinen Arm unter den des Pfarrers, dem er manchmal im Café des Kurparkes begegnet ist.

* * *

Bruno von Ziegler liegt unbeweglich.

Er hat sich genau alles überlegt in der vergangenen Nacht, nun gilt es, auch die zweite Hälfte des Programms ins Werk zu setzen.

Er sieht sich um.

Kein Zeichen von dem, was kommen soll, in seiner Umgebung, alles so nüchtern, alltäglich wie gestern und vorgestern. Wird es auch morgen so sein?

„Heute Vormittag starb an einem Herzschlage der bekannte Baron Bruno von Ziegler —" unaufhörlich muß er sich die Worte wiederholen, weiter kommt er nicht. „Heute Vormittag starb —" Unsinn! er versucht an etwas Schönes zu denken, an etwas, das seines Entschlusses würdig ist, an Hella! Seine Aufregung ist so groß, daß sie ihn kalt macht. Das also sind meine letzten Augenblicke! denkt er und zündet sich unwillkürlich eine Cigarre an. Das Messer, mit dem er die Spitze entfernt hat, fällt herab und streift sein Handgelenk an der Pulsader; erschrocken zieht er den Arm zurück, fast hätte es ihn verletzt. Dann lächelt er: Nun, und wenn —? was schadet das noch ihm, der doch in wenigen Augenblicken —! Er legt die Cigarre beiseite und atmet ein paarmal tief ein und aus, dann klingelt er dem Wärter.

„Bitte etwas Wein und Wasser — und dann möchte ich noch eine Stunde nachschlafen — ich bin heute sehr müde!"

Der Mann bringt das Verlangte. Bruno sieht ihn lange an — das letzte Menschenantlitz — bevor —

„Die Morphiumpulver müssen wieder gemacht werden, es sind nur noch zwei in der Schachtel," sagt er nachlässig.

„Aber gestern war sie doch noch ganz voll?"

„So? Ja, ich entsinne mich, ich habe für Frau Jansen — einerlei — ich brauche sie ja nicht vor der Nacht."

Der Wärter gähnt, obgleich er die ganze Nacht geschlafen hat, und geht in seinen Filzschuhen hinaus.

Eine plötzliche Angst faßt den Baron. Er will ihn zurückrufen — er möchte irgend etwas hören, einen lauten Ton, irgend etwas Lebendiges — aber alles bleibt still.

Er überlegt: Noch ist ja nichts geschehen! Was zwingt ihn denn, die Pulver, die er unter der Decke verbirgt, in dieses Wasser —? Er befühlt seine Brust, seinen atmenden Mund — es ist ja nicht zu denken, daß das alles mit einemmal —!

„Hella!" Der Gedanke an sie giebt ihm seinen Entschluß zurück. Mit der durchdringenden Klarheit eines Menschen, der sich zum Sterben rüstet, schaut er über menschliche Verhältnisse und Leidenschaften hin, als wären es greifbare Dinge. Seine Seele erhebt sich zu einem ungewohnten stummen Beten:

Wenn du bist, Größester, so sprechen seine Gedanken, so weißt du, was ich thue, und wirst mich nicht verhindern noch verdammen.

Er lauscht eine Weile, als müsse ein göttliches Zeichen ihm Antwort bringen, aber ihm antwortet nichts, als die ruhige Zuversicht in seiner eigenen Brust. Da schüttet er bedachtsam die Pulver in das Glas, verbrennt die Papierhüllen und bläst die feine Asche sorgfältig umher, dann rührt er mit dem Finger um und trinkt langsam bis zur Neige. Er stellt das Glas an seinen Platz, legt sich ganz gerade ausgestreckt hin, schließt die Augen und wartet.

Das Blut beginnt in seinen Ohren zu hämmern, und vor seinen Augen tanzt ein blutroter Schein. Ein glühender Strom drängt sich durch seine Adern und füllt sein Herz zum Zerspringen. In verworrenem Traume sieht er ein lieblich-stolzes Antlitz mit leuchtendem Gelock sich über ihn beugen. „Da trage ich nun dein Gold!" sagt sie leise und löst ihr wallendes Haar, daß die weiche Flut ihn ganz umhüllt. Es ist ihm, als ob irgend etwas in ihm zerschmelze; er fühlt ein wonniges Sichselbstverlieren — dann nichts mehr.

Der Wärter, der nach einer Stunde etwa das Zimmer wieder betritt, das er gegen Baumüllers ausdrücklichen Befehl verlassen hat, um ein wenig mit der Wirtschafterin zu plaudern, erschrickt, als er die steife, bleiche Gestalt erblickt. Einen Augenblick bleibt er

unentschlossen vor dem Toten stehen; dann schellt er heftig und giebt, während er sich am Bette zu thun macht, dem herbeistürzenden Diener den Auftrag, zum Arzt zu gehen, der Baron sei sehr unwohl geworden — und auch Baumüller, der sich nach seinem Bade ausruht, zu benachrichtigen.

Als Baumüller kommt, ist es schon zu spät. „Eben hat er seinen letzten Seufzer ausgehaucht — in meinen Armen ist er gestorben!“ versichert der Mann. Der Arzt trifft eine Stunde später ein und konstatiert einen Herzschlag. Er drückt Baumüller die Hand. „Etwas stark gelebt — wie?“ sagt er mit einem Blick auf den Toten.

Baumüller seufzt: „Leider!“ — dann gehen die beiden ins Nebenzimmer, um die nötigen Anordnungen zu treffen.

* * *

Auf dem kleinen protestantischen Kirchhofe in Baden stehen etwa zweihundert Personen und warten. Man will das Begräbnis des jungen Millionärs sehen, „der sein ganzes Vermögen einem jungen Mädchen vermacht hat,“ sagen die Leute.

Heute morgen ist das Testament eröffnet worden, und jetzt schon — wenige Stunden danach — wälzt sich ein Gemisch von Wahrem und Falschem wie eine Lawine durch die Menge.

„Drei Güter oben in Preußen, mehrere Häuser und noch zwanzig Millionen bar,“ berichtet ein alter zahnloser Militär außer Diensten einem jungen Offizier, dessen Uniformknöpfe in der Sonne blitzen.

„Der Baumüller wird sich schön ärgern — hat sich immer als einstiger Erbe aufgespielt — ich kenne ihn vom Frühschoppen bei Dingsda — Hillers Sektstube — liebenswürdiger Herr!“

„Der und ärgern? Keine Spur! Ich traf ihn heute beim Friseur — der ist ganz zufrieden! Zwölftausend Mark sind kein Pappenstiel. Der ist heil froh, daß er weiter keine Scherereien damit hat. Wäre viel zu faul, so 'ne Erbschaft zu verwalten! Hä, hä, hä! Werden sehen, der heiratet noch! Am Ende die, na, die pikante Malerin da!“

„Die nimmt ihn nicht! Soll sich schon Mühe genug geben, ihren ersten loszuwerden! Hä, hä!“

Immer neue Menschen drängen sich herbei; die beiden Herren werden auseinandergerissen und so an der Fortsetzung ihres interessanten Gespräches gehindert.

Es ist ein glänzender, strahlender Tag! Rings auf den Gräbern blühen die Blumen, und ein schwerer, süßer Duft von Lilien schwebt in der Luft.

Bunte Schmetterlinge wiegen sich im Sonnenschein hin und her, und die neugierigen Sperlinge zwitschern mit den schwatzenden Menschen um die Wette und äugeln sie an.

Dicht an den weißen schmucklosen Mauern der Kapelle, die ein bescheidenes Türmchen krönt, steht ein Halbkreis von ernsten, dunklen Lorbeerbäumen und breiten Blattgewächsen, in deren Mitte zwei stille Kerzen auf hohen silbernen Leuchtern flammen. Hier soll der Geistliche den Toten einsegnen! Man weiß, daß der berühmte Pastor Hehn aus Karlsruhe, der ebenso wegen seiner streitsüchtigen Unabhängigkeit, wie durch seine etwas spitzfindigen, bilderreichen Predigten bekannt ist, hier funktionieren wird, und man freut sich auf seine Rede wie auf ein amüsantes Ereignis.

„Verwandte hat er nicht!“ sagt auf der anderen Seite des kleinen Menschentrupps eine sehr erhitzte, starke Dame mit einem wahren Tulpenbeet auf ihrem Hute von billigen Spitzen. „Meine Tochter hilft manchmal drüben bei der Generalin, und da hat sie es von der gnädigen Frau gehört.“

„Ist es denn wahr, daß die Nichte den kranken Menschen durchaus heiraten wollte?“ fragt eine kleine bucklige Nähterin.

Die andere zuckt die Achseln. „Die wird wohl alle Finger nach ihm ausgestreckt haben! So eine Kirchmaus, die bei den Verwandten das Gnadenbrot ißt!“

„Aber daß er so darauf reinfallen konnte!“ sagt die Nähterin wieder und seufzt.

„Und sie hat ja schon einen Bräutigam,“ flüstert die andere noch; dann muß sie verstummen, denn eben jetzt kommt der Zug den langen Mittelweg herauf. Voran schreiten die acht schwarzgekleideten Männer, die den Sarg tragen, dessen silberbeschlagenen Deckel ein Kreuz von roten Rosen schmückt,

das Hella ſelbſt gebunden hat. Dann folgt der Geiſtliche, deſſen ſcharfgeſchnittenes, faſt asketiſches Geſicht, das heute einen Ausdruck tiefſter Erregung trägt, einen merkwürdigen Gegenſatz bildet zu den weichlichen Zügen Baumüllers, die hinter ihm auftauchen. Baumüller führt die Janſen, die ganz in Krepp gehüllt iſt und heftig weint. Danach kommt der Juſtizrat und Hella, die in ihrem ſchwarzen Kleide ernſt und bleich dahinſchreitet. Hinter ihr geht die Generalin mit ihren Töchtern, denen eine große Anzahl eleganter Herren, Mitglieder verſchiedener Klubs und Geſellſchaften folgen, zwiſchen ihnen der Arzt und der Hofrat Keil, Beſitzer der Villa, in welcher der Baron geſtorben iſt.

Hella geht am Arme des alten Herrn, wie man im Traume geht, vorwärts, immer vorwärts, einem unbekannten, nebelhaften Ziele zu. Befremdet und ſcheu iſt ſie heute der Vorladung des Gerichtes gefolgt, und dann hat ſie das gehört — das!

Es iſt ihr unmöglich, ihre Gedanken zu ſammeln, ſich irgend eine klare Vorſtellung zu machen von der Zukunft, und im Chaos ihrer Empfindungen ſtehen ihr als einziger heller Punkt Brunos Worte vor den Augen: „Meine Erlöſerin! — Sie haben mir den Glauben an mich ſelbſt zurückgegeben.“ Sie verleihen ihr einen Halt in dem ſchwindelnd überwallenden Dankesgefühl, das in ihr hin und her wogt und ſich mit bitterer Wehmut miſcht. Sie ſieht manchmal zur Seite, als müſſe da Erich neben ihr herſchreiten und das Unerwartete, Große, das ſie beide vereint betroffen hat, mit ihr tragen. An ihn denkt ſie, an ſeine Ziele, ſeine Beſtrebungen, und ihre Lippen bewegen ſich wie zum Gebete: „Wir wollen es mit reinen Händen aufnehmen und verwalten, dein Geſchenk, du großmütiger Geſchiedener! Das Andenken an das Opfer, das du uns gebracht haſt, ſoll uns immer aufs neue anſpornen zu thätiger Liebe. Das gelobe ich hier — für ihn, den meine Seele liebt — und für mich!“

Der Zug hat den Halbkreis erreicht. Die Frauen laſſen ſich auf den Stühlen nieder, die in zwei Reihen bereit ſtehen; ihnen gegenüber ſtellen ſich die Männer auf, denen ſich jetzt der Kirchhofsinſpektor anſchließt. Man hat den Sarg, auf ſeiner verhüllten Tragbahre, zwiſchen die Kerzen geſtellt. Eine Schar kleiner Knaben beginnt einen dünnen, hohen Geſang, Schuberts friedvoll abgeklärtes: „Ruhn in Frieden alle Seelen.“ Die Janſen hat das angeordnet. Dann erheben ſich alle, und der Geiſtliche lieſt den Text: Matthäus 27, V. 5. „Sie ſprachen: Was gehet uns das an? Da ſiehe du zu. Und er warf die Silberlinge in den Tempel.“

Eine kleine Pauſe entſteht. Die Zuhörer ſehen einander befremdet an: „Welch ein ſonderbarer Text!“

Die Generalin, in deren Kopfe ſich ſehr irdiſche Gedanken und Pläne kreuzen, nimmt verſtändnislos alles hin und denkt an die Zukunft.

Man ſetzt ſich endlich nieder, und der Prediger beginnt mit einer metalliſch dröhnenden Stimme, die man ſeiner ſchmalen Bruſt gar nicht zutraut, den Text auszulegen.

Er ſpricht in glühender Beredſamkeit von der dämoniſchen, vergiftenden Macht des Goldes. Seine Schilderung atmet eine ſchwüle Poeſie, die alle Zuhörer gefangen nimmt. Von der Laſt des Reichtums redet er, die den allzuſehr Beſchenkten erdrückt, wie die Kornähre geknickt wird durch die Überlaſt der goldenen Körner in ihrem Kelche. „Großer Reichtum iſt eine Aufgabe,“ führt er aus, „die gelöſt, das heißt deren Zuviel abgelöſt werden muß.“ Er zeigt, wie der Verſtorbene unabläſſig den Weg geſucht habe, der zu jenem heiligen Tempel führt, in dem er ſeine Bürde abwerfen, ſeine Aufgabe löſen wollte, und wie ihm überall nur Gleichgültigkeit begegnet ſei: „Was gehet uns das an? Da ſiehe du ſelbſt zu.“ Er deutet, im Anſchluß an die dreißig Silberlinge des Textes, darauf hin, wie oft auch heutzutage das Göttliche in uns verraten wird, täglich, ſtündlich — für Geld. „Klebt nicht faſt an jedem Reichtum etwas von jenem Judasverrat, von jenem Blute?“ Und weiter ſpricht er von dem reinigenden, erlöſenden Tempel ſelbſtloſer Liebe, den der müde Pilger endlich erreicht, in dem er ſein Gold niedergeworfen, ſein Herz geläutert habe, ſo daß er im Gefühle ſelbſterworbenen Friedens ſein Haupt zur Ruhe legen durfte, mit der Gewißheit, daß nun der Judasfluch von ſeinem Gelde ab-

gewaſchen, daß nun ſeine „Aufgabe“ gelöſt ſei.

Der Geiſtliche ſegnet die Leiche ein. Dann nehmen die Träger den Sarg auf ihre Schultern, und der Zug ſetzt ſich wieder in Bewegung.

Es iſt, als laſte dieſe merkwürdige Rede mit ihren wunderlichen Anſpielungen auf allen. Tiefſtes Schweigen herrſcht ringsum, nur das Geräuſch der auf dem Kiesweg Schreitenden wird hörbar.

Man hat die Gruft erreicht. Der Sarg wird mit ſchlurfendem, nervenzerreißendem Geräuſch niedergelaſſen. Der Paſtor ſpricht ein kurzes Gebet, dann wirft er als erſter drei Hände voll Erde in die Tiefe; die anderen folgen.

Eine breite Lichtmaſſe, die ſich zwiſchen den umgebenden Bäumen hindurchdrängt, ſchwebt wie ein weißes, glänzendes Tuch gerade über der ſchwarzen Gruft und umwebt jeden, der hinzutritt, mit einem eigentümlichen Scheine, der ſich zu einer vollen Strahlenglorie geſtaltet, als Hella den Lichtkreis betritt, in dem ihr Haar aufleuchtet wie ein goldiges, krauſes Geſpinſt. Unwillkürlich blickt jeder bewundernd auf die rührend liebliche Geſtalt, die ſich voll Mitleid und Zuverſicht über die dunkle Tiefe neigt und dem Toten eine Fülle duftender Roſen nachwirft, die ſie für ihn aus dem Garten gepflückt und mit ſich gebracht hat. Die Thränen fließen ihr dabei ſtromweiſe über das blaſſe, leuchtende Geſicht, und man ſieht, da ſie ſich niederbeugt, die glänzenden Tropfen hinabfallen in das offene, dunkle Grab.

Die Janſen aber ſchlägt in ſelbſtvergeſſener Begeiſterung den Schleier zurück, daß die Thränenſtreifen auf ihren gepuderten Wangen ſichtbar werden. Eine Sage iſt in ihr lebendig geworden während der Rede des Pfarrers, jene alte Sage vom König Midas, der auszog, um den heiligen Quell zu ſuchen, deſſen reines Waſſer ihm die furchtbare Gabe der goldenen Berührung abwaſchen ſollte.

Und jenen heilenden Quell ſieht ſie nun verkörpert in der Geſtalt des Mädchens dort, das in liebevoller Trauer hinabweint in das dunkle Grab und mit ihren Thränen den goldenen Fluch hinwegnimmt, der ihn verdarb.

Sie ſieht ihn heraufſteigen aus ſeiner dunklen Schlucht, den müden Wanderer; Tropfen und Roſen fallen auf ihn herab — er aber lächelt geneſen und verklärt zum Licht empor.

Franz Stuck: Die Sünde.

Der Sieger. Nach dem Gemälde von Franz Stuck.

# Franz Stuck.

Von

**A. Spier.**

Der weittragenden Umwälzung, welche ſich ſeit Jahrzehnten auf dem Gebiete der Litteratur, wie auf dem der Malerei vollzieht, wendet ſich das Intereſſe aller modernen Geiſter zu. Die große Menge, welche im breiten Vordergrunde ſteht und an dem Hergebrachten ihr Genüge findet, horcht auf, wenn ihr von der hohen See der Bewegung neue Ideen, neue Kämpfe, neue Siege gemeldet werden. Sie bildet ſehr verſchiedene Gruppen und tritt dem Eindringenden ſehr verſchieden gegenüber.

Die Bequemen und Satten, die Selbſtherrlichen und die Selbſtzufriedenen, die in der Tradition Kleingewordenen unter ihnen verſchließen Thüren und Ohren und wollen von den Zeichen und Wundern nichts ſehen und nichts hören. Die aber in der Tradition Großgebliebenen, denen die alten Meiſter der Dichtung und Malerei liebgewordene, ihre Ideale erfüllende Heiligtümer ſind, auch ſie wehren ſich großenteils gegen das „Andere“, das Heutige, das Neue! Aber das Nichthören- und Nichtſehenwollen hilft nichts. Wie eine Schar unermüdlicher unſichtbarer Agitatoren und Franctireurs dringen Fragen und Anrufe unaufhaltſam in alle Kreiſe. Was wollen die Neuen? Wer iſt ihr Gott? Was iſt ihr Ziel? Haben ſie eine neue Wahrheit gefunden?

Die mannigfaltigen und zahllosen Aufklärungen, welche Bücher und Bilder auf diesen Fragesturm zu geben versuchen, lassen sich schwer in eine Antwort einzwängen, vielleicht nur in diese: Unsere Zeit greift auf allen geistigen Gebieten das Alleinrecht des erbangesessenen Besitzes an, sie kämpft um ihr eigenes Recht, ihre eigene Wahrheit, ihre eigene Sprache. Das ist ein Kampf, der sich in der Menschheitsgeschichte jedesmal zu dem Zeitpunkt wiederholt, in welchem die Werte der altgewordenen Generation verbraucht sind, in welchem eine neue Jugend den starken, unwiderstehlichen Drang empfindet, neue Lebenselemente zu erobern. Dieser Drang setzt das auch im Geistesleben anwendbare Gesetz von Angebot und Nachfrage in Bewegung, und eine unkontrollierbare Wechselwirkung tritt in Kraft.

Die zahllosen Fortschritte und Umwandlungen, welche diese geistige Revolution allerwärts hervorgerufen hat und noch hervorruft, haben schon in ungezählten Persönlichkeiten andere Anschauungen, andere Bedürfnisse, andere Organe entwickelt. Aber durch die Verschiedenheit des Kulturextrakts, den jeder auf seinem angeborenen Existenzboden einnahm, sind die Einzelentwickelungen ganz verschiedenartig. Denn jeder ist mehr oder weniger intensiv, je nach dem Adaptionsvermögen, mit vorzeitig aufgezwungenen Begriffen, mit gewohnheitsgemäß anerzogenen Forderungen behaftet. Ein großer Teil der Normalgeschulten ist so verwachsen mit der Uniform seiner Geistes- und Charaktererziehung, daß der Wille zur Selbstbefreiung, zur Besitzergreifung seines ursprünglichen, unmittelbaren Wesens nicht mehr erwacht; er wurde im Keime zerschult. Der weitaus größere Teil im Publikum gehört jener Zeit an, welche die Träger und Führer der gegenwärtigen Bewegung schon längst die Vergangenheit nennen. Die Majorität sitzt immer nach und lebt das Gestern. „Die vorsündflutlichen Optimisten" nannte sie der Nazarener Steinle, dem einige seltene Male die satirische Betrachtung des Diesseits den Bleistift in die Hand drückte. Er zeichnet die Leute von gestern, wie sie, am Ufer jubelnd tanzend, Noah, den genialen Prognostiker, auslachen, weil er an einem sonnigen, trockenen Tage im Schweiße seines Angesichts die Arche baut.

Als Millet, erst ein Unbekannter, dann lange ein Unerkannter, seinen Angelus gemalt hatte, sprach Ludwig Pfau, der unübertroffene deutsche Kunstkritiker, für viele Deutsche leider und zu ihrem Schaden auch ein Unbekannter und ein Unerkannter, die begeisterte Überzeugung aus: „Millet ist der Rembrandt des neunzehnten Jahrhunderts, und seine ungefügen Gesellen werden noch mit Gold aufgewogen werden, wenn die dynastischen Prunkgemälde, die ausgehöhlten Heiligenbilder und die geschichtsphilosophischen Hampelmänner so mancher jetzt gepriesenen Meister längst in die Rumpelkammer gewandert sind. Weder Götter noch Könige werden vor diesen Bauern bestehen. Das ist eben das Recht der Kunst; sie verewigt, was sie will."

Das sind dreißig Jahre her, und die Pfausche Weissagung ist wahr geworden. Die Kunst bedient sich ihrer Willensfreiheit mit der Kraft einer neuen Jugend.

Während dieser vergangenen drei Jahrzehnte haben sich in aller malenden Herren Ländern frische junge Geister um die neue künstlerische Wahrheit bemüht; unter ihnen der schon von Millet begeisterte und beeinflußte Viktor Müller, der jetzt gerade, gelegentlich der Ausstellung seiner Hinterlassenschaft, durch enthusiastische Anerkennung seine Auferstehung fand. Menzels „Walzwerk" entstand, als man in Deutschland noch lange nicht an die anekdotenlose Darstellungsberechtigung eines sogenannten alltäglichen Vorgangs glauben wollte. Hans Thoma malte traurige Proletarier, grau in grau, in niederen Dachstuben, kein Kunstverein wollte sie aufnehmen. Leibls Bauern, die typischen Ackerbauern Bayerns, errangen zuerst in Frankreich lauten Beifall und große Preise. Liebermanns Gänserupferinnen existierten schon lange in ihrer schmucklosen, unmittelbaren Naturwahrheit, ehe dieses Werk künstlerischer Prosa den Ehrenplatz einnahm, den es heute unbestritten behauptet.

Eine weite Linie umfaßt das Streben dieser vorgenannten Maler, welche, unabhängig voneinander, verwandte Vorwürfe in verwandter Auffassung zum Ausdruck brachten, und zwar, vom größeren allgemei-

nen Standpunkte geſehen, faſt gleichzeitig. Denn in der Bewegung einer Zeit zählt ein Jahrzehnt gleich einer Stunde. Alle dieſe Künſtler ſtanden unter demſelben Zeitgeiſt, als ſie dieſe ihre Bilder malten; von ihm ergriffen, wollten ſie ihm zum Ausdrucke verhelfen, waren von ihm angeregt, als ſie ohne Sentimentalität, ohne deklamatoriſchen Appell an die Rührung, ohne Kompoſitionskünſtelei, ohne Farbentheatralik, einfach, aufrichtig, in ernſter wahrer Haltung die Geſtalten des vierten Standes auf ihren Gemälden feſthielten und ſie mutig dem Salon vorſtellten.

Franz Stuck.

Auf dieſem hier in Kürze ſkizzierten Kampfgebiet vollzog ſich im Sommer des Jahres 1893 in München eine große Schlacht. Sie hatte, wie jeder Krieg, keine unmittelbaren ſchöpferiſchen Folgen, aber ſie iſt und bleibt ein aufklärender Beitrag zur Beurteilung der Bewegung. Sie bewies durch die Anſammlung der künſtleriſchen Streitkräfte auf einem Plane die Unmöglichkeit und die Unwichtigkeit einer äußerlichen Vereinigung nach künſtleriſchen Principien. Bei dieſer Gelegenheit wurde das Publikum in Parteiſtreitigkeiten eingeweiht, die ſeinem Kunſturteil keine förderlichen Faktoren zutrugen. Durch die öffentliche, breite Behandlung der Differenzen zwiſchen der Münchener Künſtlergenoſſenſchaft und der Münchener Seceſſion entſtand ein Feuerlärm, der bald den großen Haufen, der immer herbeieilt, wenn es Unfrieden giebt, verſammelte. Da ſtand er nun und wollte unbedingt das Schauſpiel mit anſehen, wie man die alte Malerei verbrennt und wie die ganz neue, ein Partei-Phönix, in die Erſcheinung tritt.

Und als die Spannung auf das äußerſte geſtiegen war, als ſich endlich die Thüren der beiden Ausſtellungen erſchloſſen — war die Überraſchung eine negative. Im Glaspalaſt, in der Ausſtellung der Künſtgenoſſenſchaft, in der Regentenſtraße, in der Ausſtellung der Seceſſion, da wie dort hingen Bilder aller Art, da wie dort glänzten erbangeſeſſene Meiſter der verſchiedenſten Nationen und Schulen durch eigenartige Werke; da wie dort fanden ſich neben abgetönten, aufrichtigen Kunſtſchöpfungen extreme Verſuche der bilderſtürmenden Jugend.

Die Seceſſion hatte den Vorzug, ihre illuſtren Gäſte wie ihre Mitglieder unter weit günſtigeren Raum- und Anzahlverhältniſſen gruppieren zu können. Die ungleich größere, international beſchickte Künſtlergenoſſenſchaftsausſtellung konnte ſich als Alma Mater eine ſo weiſe Beſchränkung nicht auferlegen; die Überzeugung vom beſſeren und durch die Erfahrung gebotenen Ausſtellungsſyſtem hatte ſie wohl, aber die gegebenen Verhältniſſe verſagten ihr noch die Möglichkeit der Ausführung.

Das Hauptergebnis dieſes intereſſanten

kriegerischen Sommers war wohl die Aufhebung der dunklen Vorstellung, es käme eine funkelnagelneue Kunst, äußerlich ganz zusammenhangslos mit dem Dagewesenen, und diese neue Kunst fände ihren Ur- und Nährboden in den Grenzen einer Partei oder eines Programms.

Die beiden Münchener Ausstellungen, sie bewiesen wieder einmal die unwiderlegliche Wahrheit von dem organischen, nicht ungestraft zu unterbrechenden Zusammenhang der Kunstentwickelung und boten das mannigfaltigste, ergiebigste Material zu dem rationellen Verfahren, den Status quo in dem gestauten Strome der Bewegung festzustellen.

In den ausgestellten Bildern belegten in erster Reihe unzählige Beispiele die Thatsache, daß der Heutebegriff „neue Richtung" ein sehr schwankender ist, daß die fanatischsten Anhänger derselben keine Marschroute und keinen Compagnieschritt aufrecht erhalten können, sie bezeugten aber auch, daß neue Ideen, neue Anschauungen in der Zeit, in der Luft liegen, und daß so und so viel Köpfe und Hände die Ausgabe ihrer Dokumente erstreben. Und wieder Hunderte anderer Künstler illustrierten durch ihre derselben Zeit entstammenden Werke den Beweis, daß man in dieser mit neuen Ideen geschwängerten Luft leben und malen kann, unberührt von ihren unsichtbaren Motoren und Agitatoren. Sie waren offenbar von keiner neueren Schwingung berührt worden, sie waren berechtigt, Nieempfundenes zu leugnen, sie hören den Aufruf nicht. Wieder andere hören ihn wohl und bleiben, unbesiegt, beharrlich in der einmal gewählten, heimisch gewordenen Zelle ihres Geschmacks; sie sehen die neuen Wege, erkennen ihre Ziele und wollen nicht mehr mit. Und sie haben recht. Denn dieses Wollen muß ein *Müssen* werden, um Gehör und Gehorsam zu verdienen.

Neben diesen ehrlichen Zellenbewohnern hatten wieder Hunderte von Allerweltsfreundlichen ihre Gemälde hängen, jene geschickten Eklektiker, welche so gewandt der ihnen immer drohenden Gefahr des Stehlens ausweichen, welche nachahmen, übersetzen, nachempfinden, wenn es gut geht — und im schlimmen Falle Falschmünzer werden, sie wissen nicht wie. Sie sind es, welche die verschiedenwertige Marktware liefern. Wenn erst die Händler dieser und aller Art aus dem Tempel der Kunst getrieben würden — und welcher irdische Heiland hätte diese Macht? —, es gäbe in den heiligen Hallen kein Gedränge mehr, aber der Glaube an die wahre Kunst hätte wieder eine Kirche. Für die Verjagten entstünden die Kunstmarkthallen zu ihren Gunsten.

Die Malerei, welche unter der Stapelmarke „Schön ist, was der Menge gefällt" ein vergnügliches und auch berechtigtes Weiterleben findet, sie stört die Kreise nicht, in welchen ein neuer Geist das Einzelrecht in der Kunst proklamiert. Die bunte Menschheit bedarf auch bunter Bilder. Auf den Wegen des vielartigen Einzelrechts können alle zu *ihrem* Rechte kommen, Maler und Publikum.

Wir sind nun heute endlich so weit, und das ist ein unschätzbarer Fortschritt, daß das eine toleriert wird, ohne das andere zu verderben. Wir bewundern neben dem urkräftigen Realismus eines Liebermann die zarten, transcendenten Werke der Präraphaeliten und folgen sogar dem bizarr phantastischen Toroop in die vierte Dimension. Während Leibls stupende Werktagswahrheit nun auch in Deutschland hohe Preise und hohen Ruhm erntet, sind die unerreichten Farbensymphonien Böcklins die Freude einer großen, entzückten Anhängerschaft. Während C. Marrs vollendete einfache, jedem Effekt abgewandte dunkle Malart in dem Bildnis seines Vaters volle Bewunderung hervorrief, während H. von Habermanns feingezeichnetes und feingestimmtes Selbstporträt im Münchener Kampf des Sommers 1893 einstimmigen Beifall erwarb, trotzdem es auch in dunkler brauner Farbenharmonie gehalten war, standen so und so viel ehrliche Bewunderer vor den lichtreichen Plein-air-Experimenten jüngerer und jüngster Porträtisten. Während der zauberische Reiz der J. E. Schindlerschen Landschaften alle Freunde schöner Natur und schöner Kunst entzückte, fanden auch die kühnsten Lichtexperimente an reizlosen Vorwürfen Interesse und Schätzung. Während die dichterische Schönheit der Gemälde von Hans Thoma Mit- und Nachempfinder anzog, fesselte der gegensätzliche moderne Maler der Salonmenschen von heute, Josef Block. So ließen sich unzählige Extreme gegenüberstel-

Meine Mutter. Radierung.

len, die alle den Satz der neu erstarkten Toleranz und Vielseitigkeit auf künstlerischem Gebiete als Thatsache beweisen.

Die Differenzierung ist das Zeichen unserer Zeit. In diesem Zeichen kämpft sie. Je höher die geistige Entwickelung strebt, von je mehr Eindruckselementen sie ernährt oder gestört wird, ein desto komplizierteres Produkt macht sie aus dem Menschen. Es ist ein Vorurteil, zu glauben, daß den modernen Menschen vorwiegend die Schule entwickele, ihr Einfluß kommt neben dem des Lebens zu untergeordneter Geltung. Das Leben mit seinen Ansprüchen und Aufgaben, das Haus, das Theater, die Straße, der Verkehr der Menschen untereinander, das sind die Entwickelungsmotoren. Das Milieu, dem sich der einzelne anpaßt, wird sein Herr, unter dessen gebieterischer Herrschaft stehen die vermeintlich Freien. Auch vor dem Kunstwerke ist jeder, mehr unbewußt als bewußt, von dieser Begrenzung seines Sehen- und Verstehenkönnens beherrscht.

Auf dem Gebiete der Kunst giebt's keine Monarchie, da wird die Herrschaft von der individuellen Macht gegründet. Diese Herrschaft besteht, solange sie durch ihre Werke behauptet wird. Sie ist es, welche die schwächende Zwangsjacke der akademischen Regel, welche die verhängnisvolle Diktatur der Majorität verwirft. Sie proklamiert das Gesetz einer Individualfreiheit, welche

allen gerecht wird. Sie läßt alles durch die unparteiiſche Überzeugung gelten, daß jede Erſcheinung in der Kunſt ihr Lebensrecht ſo lange zu beanſpruchen hat, als ſie es bewähren kann. Das iſt das internationale Schutz- und Trutzbündnis der neuen Herrſchaft, und ihr Sanktiſſimum nennt ſie die Individualität.

Guten Morgen!

Keiner der lebenden Maler hat von dieſem gnadenreichen Recht einen ſo frühen und vollen Genuß wie Franz Stuck.

Gerade an der folgenden eingehenden Betrachtung ſeiner Künſtlerſchaft tritt die Hinfälligkeit aller Programme und aller Anſprüche der Zeit vor der Macht einer Individualität zu Tage. Die Darſtellung ihrer Wirkung und ihres Erfolges wird den Beweis führen, daß eine den charakteriſtiſchen Zielen der Bewegung entgegengeſetzte künſtleriſche Kraft Macht gewinnt und in der Zeit des entſchiedenſten Plein-air-Realismus, der unerbittlichſten Wahrheits-Malerei die Phantaſie zum Siege führen kann!

Stucks ganzes bisheriges Leben iſt im Vergleich mit den meiſten, heute mit ſo überaus ſchwierigen Verhältniſſen kämpfenden Künſtlerexiſtenzen — ein Märchen. Nach einem Jahrzehnt Arbeit, ihm leichter und lieber Arbeit, ſteht er da, ein Franz im Glücke!

Während längſt ſchon neue maleriſche Probleme die Geiſter beunruhigten, während Hunderte von Sturm- und Dranggeplagten in heißem Bemühen um die Darſtellung des unbeſtimmten Ideals der Zeit rangen, zeichnete in einem niederen Bauernhaus in Tettenweis ein ſchwarzlockiger und ſchwarzäugiger kleiner Junge Tiſche, Bänke und Fußböden mit ſeinen Kreideſtrichen voll und fand zu ſeinem Glück keinen vorzeitigen Entdecker. In der Einſamkeit ſeines niederbayeriſchen Heimatdorfes genoß Stuck als Kind allen Segen der ländlichen Stille, die in der Ebene eine Art getragener Feierlichkeit atmet. Das Lichte ſeiner Kindheit ging von ſeiner

Digitized by Google

Mutter aus. Sie war eine von jenen Frauen, denen die Gnade zu teil wird, ihren höheren Schöpferanteil an der Menschenwerdung zu beweisen. Der Anspruch ihrer besonderen Begabung war so deutlich und energisch, daß er sie zum Abonnement von illustrierten Zeitschriften veranlaßte — eine merkwürdige That in ihrem Kreise der bäuerlichen Abgeschiedenheit. Sie zeigte ihrem lebhaften Kinde die ersten Bilder, sie interessierte sich mit ihrem regen Sinn für seine frühesten Zeichenversuche, und in traulichen Dämmerstunden, wenn ihr fleißiges Tagewerk gethan und der Tageslärm verklungen war, erzählte sie ihm mit leiser weicher Stimme die geheimnisvollen Märchen von mutigen Rittern, guten Feen und kecken Kobolden. Sie war das Ideal ihres kleinen Zuhörers, und das Denkmal, das er ihr als Mann in der feinen Radierung ihres ausdrucksvollen Kopfes stiftete, drückt die warme feiernde Erinnerung aus, die ihr sein Herz bewahrt. Er spricht so gern von dem Zauber seiner Kindheit, das tönt auch aus den Worten, mit welchen er, sonst kein Vielredner und kein Vielschreiber, eine seine Mutter betreffende Anfrage beantwortet: „Überhaupt war meine liebe Mutter eine sehr intelligente, warmherzige, feinsinnige Frau. Land und Leute von Tettenweis sonst ganz gewöhnlich. Wohlhabende Bauern, wogende Kornfelder u. s. w. Ich kam den Leuten als kleines Kind immer als etwas Fremdartiges vor, sie meinten: ‚Das ist ein B'sonderer.' Nicht um die Welt möchte ich meine Bubenjahre in der Stadt verlebt haben."

Schwammerling.

So wacht der Mann der stummen Gefühle zum Reden auf, wenn man die Register „Heimat, Heimat" zieht.

Der Friede seines Zuhause hat seine Seele so ruhig gelassen, er genoß den Segen einer idyllischen Kindheit. Beim Hüten der Kühe und Schweine seines Vaters stand er im Wachen und Träumen unter dem Einflusse

der Natur. Regen und Sturm, Sonnenſchein und Abendrot, alle Eindrücke der wechſelnden Stunden ſpielten mit ſeinen Sinnen und beſchäftigten ſeine Phantaſie. Sein Auge ſchärfte ſich an der eingehenden Beobachtung der Tiere, die ganze Welt ſeiner

Glückliche Jagd.

Anſchauungen prägte ſich durch die tägliche Wiederholung tief ein, und die freien Hirtentage waren wohl ſeine beſte Elementarſchule. Am Feierabend, zu Hauſe, ſtörte kein Mißton, keine Sorge den naturfrohen Frieden ſeiner Stimmung, denn der Wohlſtand herrſchte unter ſeinem elterlichen Dache. Auch dieſe Thatſache hat ihren ſegnenden Beitrag zu der Entwickelung Stucks geliefert, indem ſie ſeine Geſchloſſenheit und ſeine innere Unabhängigkeit begründen half. Ein junger Knabe, der ſchon durch Hunger und Streit die Schrecken eines materiellen Lebenskampfes vorempfindet, ein junger Künſtler, der nicht in geordneten, wenn auch noch ſo beſcheidenen Verhältniſſen ſich befindet, der aus Zukunftsintereſſen Verkehr und Protektion ſuchen muß, leicht wird er in ſeiner geſunden Urſprünglichkeit erſchüttert, und unmerklich opfert er ihre guten und beſten Teile im Keime. Die Art von Urſprünglichkeit, welche Franz Stuck mit auf die Welt gebracht hat, fand in dem Frieden ſeiner Jugendjahre Schutz und Förderung. Seine Vorfahren hatten ihre Kräfte in harter, ländlicher Arbeit verbraucht und das unbewußt aufgeſchichtete geiſtige Vermögen nicht angetaſtet. Ihr Geiſt ſchlief — zu gunſten dieſes einen Kindeskindes. Auf dieſen Erben — und er iſt ein lachender Erbe! — ging das latente Kapital von Generationen über. Kein Raubbau, keine Verſchwendung waren vorangegangen, alles blieb „im Boden“, wie der Bauer zu ſagen pflegt. Und eines guten Tages ſchoß es in goldene Halme und glänzte als vielverheißende Frucht im Sonnenlicht.

Digitized by Google

So gesund ist Stuck geartet, daß alle Schulen und Schulungen ohne beträchtliche Schädigung an ihm vorübergingen. Er hat jene Art von Widerstandskraft, welche keine Händel anfängt, kein Duell provoziert und sich an keinem Aufstand beteiligt, jene passive Widerstandskraft, die beharrlich am eigenen Herde die eigene Flamme hütet. Stuck absolvierte die Realschule, Kunstgewerbe-Schule und Akademie in München. Während er das Zeichnen, zu dem er das natürlichste Talent mitbrachte, auf allen Stufen gründlich erlernte, sah er alsbald über die Köpfe der Lehrer weg zu alten und neuen Meistern. Wenn er fleißig nach der Antike studiert hatte, vertiefte er sich in ihre klassischen Dichter, Homer und Ovid, und fand in ihnen Gestalten und Namen für die Träume seiner erwachenden Welt. Merkwürdig und fast als gewiß festzustellen: er sah diese Welt zuerst nicht farbig. Weder die Natur der niederbayerischen Ebene, noch die Scenerie seines Elternhauses hatten seinen Farbensinn so stark angeregt als seinen Formensinn. Seiner poetischen Empfindung genügte die Vorstellung des Schwarz und Weiß. Sie hatte es ihm a priori angethan. Seine Entwickelung, die bis zum Medaillenjahr 1889 den Ausdruck einer unmittelbaren Naivetät veranschaulicht, bestätigt diese Behauptung.

Der Pantoffel.

Während der Schulzeit Stucks konkurrierte sogar manches Mal der Drang zum dichterischen Gestalten mit dem Drang zum Zeichnen und Malen. Damals schrieb der junge Akademiker Balladen; ja, es entstand sogar ein Drama in Jamben, und den Poetenberuf glaubte der Jüngling zeitweise am stärksten zu empfinden. Zweifel und Schwankungen traten auf, und doch, wie charakteristisch, kein tragisch oder nur schmerzlich angehauchtes Kämpfen, kein elegisches Seufzen, nein, der Humor war der früheste Kampf-Spielgeselle. Er veranlaßte das erste öffentliche Auftreten Stucks in den „Fliegenden

Blättern". Die frühesten Zeichnungen gehen kaum über die Linien der Karikaturenschablone hinaus. Nur ein feineres Auge entdeckte da und dort ein Plus, ein vielversprechendes. Mit diesen Leistungen erwarb sich Stuck das erste materielle Verdienst. Einige bemalte Teller, die er zu jener Zeit entworfen hatte, kamen dem Wiener Verleger Gerlach zu Gesicht, und sein divinatorisches Interesse an Stuck war es, das den ersten kräftigen äußeren Anstoß zu dessen Vorwärtskommen gab. Hier ist das Moment in der Stuckschen Laufbahn, wo die philosophische Betrachtung über den schöpferischen Anteil des Zufalls einsetzen und denselben positiv beweisen könnte. Für Stuck wie für Gerlach wie für die Allgemeinheit war das eingegangene Verhältnis zwischen Künstler und Verleger ein Gewinn.

Die beiden bei Gerlach erschienenen Bände „Allegorien und Embleme" und „Karten und Vignetten" (Verlag von Gerlach und Schenk, Wien) sind heute von den Kunstgewerblern beständig benützte und ausgenützte Originalquellen, aus denen viele, die keine eigene Quelle haben, ihr Wasser zum Kochen schöpfen. Auch da, wo unehrlicherweise der Ursprung nicht citiert wird, erkennt man die Kraftübertragung. Die Quellen scheinen unerschöpflich zu sein, und sie sind es in einem gewissen Sinne. Denn Stuck giebt nie eine Symbolik, welche seine Idee auspeitscht, sondern er deutet nur an und überläßt der Phantasie des anderen, obwohl er das Beste, das Prägnante, das Sinnvolle gab, noch Spielraum genug.

Man durchblättert die beiden Bände mit steigendem Erstaunen und Vergnügen. Man braucht nur allein den Titel der einen Mappe zu lesen, um eine Vorstellung von der Vielheit und Buntheit der Stuckschen Darbietungen, von diesem Krösusreichtum zu gewinnen. Er verspricht: Entwürfe und Kompositionsmotive, Weinkarten, Menus, Hochzeitblätter, Glückwunschkarten, Programme und Einladungen zu Musik-, Gesangs- oder Ballfesten, zu Jagden ꝛc., Festkarten für Eis-, Wettrenn-, Velociped-, Turn-, Kegel- und sonstigen Sport, nebst einem Cyklus humoristischer Vignetten.

Und dieser vielversprechende Titel hält Wort und übertrifft sogar noch die Vorstellung und die Erwartung durch das überraschende, anregende Wie der Ausführung! Welche feingestimmten, feingezeichneten Gebilde enthalten diese Blätter, in welche verschiedenartigen Sphären steigt, vielmehr fliegt da die künstlerische Phantasie und schmückt und adelt sie alle durch ihre Machtvollkommenheit.

Die Bierbrauer, Posamentierer, Buchbinder, Seifensieder, Seiler, Weber, auch Fleischhauer, Fleischselcher, Sauerkräutler, Holzhauer, Milchmeier, Fragner und Trödler, sie alle finden eine schönheitsfrohe, lustige Symbolisierung ihres Standes. Der Künstler rahmt ihr Handwerkszeug edel ein und umgiebt sie in stilvoller Ornamentik mit hilfsbereiten, lieblichen Geistern. Den Sportsleuten jeder Sorte giebt er Schutz- und Trutzbegleiter mit auf den Weg, und sogar die Velocipedisten haben ihren märchenhaft beflügelten Ritter im Gefolge. Für die Turner krönt er das Bildnis Vater Jahns mit schwungvoller Heraldik, für die Buchdrucker das Gutenbergs, und Dürers Selbstporträt schmückt er mit kühn gefundenen Insignien. Ob der begeistert zu Dürer aufschauende Knabe Stucks Verehrung für den klassischen Meister vertritt?

Mit geistvollem, pathetischem Ernst stellt Stuck die „Gerechtigkeit" dar, die göttliche sehende Blinde mit der unantastbaren Wage, und im Gegensatz zu ihr die „Ungerechtigkeit", ein üppiges Weib, dem es wohl ergeht auf Erden und das frechen Blickes schwerwiegendes Bestechungsgold in die eine Wagschale wirft. Mit satirischem Geiste versinnbildlicht Stuck den „Fanatismus" in einer Gestalt mit Fledermausflügeln, die Geißel um die Hüften geschlungen, ihr zu Füßen als Zeichen der Inquisition einen schwertdurchbohrten Totenkopf, als Zeichen des Martyriums eine Dornenkrone, zwischen diesen ein Buch, das eine Schlange umringelt und dessen aufgeschlagene Seiten die Worte tragen: „Der alleinseligmachende Glaube." Die Dampfkraft symbolisiert Stuck in einem mystischen, dreiköpfigen Riesentier, das von einem Titanen gezügelt wird.

Die Schwatzhaftigkeit und die Verschwiegenheit charakterisiert er durch ein altes Weib, dessen Attribute aus schnatternden Gänsen und einem Papagei bestehen, und

durch einen bepanzerten Ritter, der den Finger auf den verschwiegenen Mund legt und dessen Insignium ein Fisch ist.

Ernst, Satire, Pathos, Witz, Schelmerei, Lyrik wechseln im buntesten Spiel von hundert und aber hundert Gestalten ab.

Die Kinderbilder Stucks sind voller Reiz selbst da, wo ein kleiner griesgrämiger Held verbundenen Kopfes, weinend und widerspenstig einen Arzneilöffel hält und sich gegen die „Mixtur" wehrt, deren Vignettenschmuck er bildet.

In einer natürlich zusammenhängenden kleinen Geschichte personifiziert Stuck die „Fünf Sinne" in fünf Erlebnissen eines drolligen, herzigen Kindes. Im Grase sitzend, hört es eine Biene summen, sieht sich erstaunt und erschreckt nach dem Woher der Musik um, kommt zu der Blume, an der es riechen will, der Bienenstich vertreibt es, schließlich erlegt es den Feind und leckt lachend an dem entdeckten süßen Tropfen seiner Beute. Jedes dieser fünf Längebildchen trägt je ein Symbol der fünf Sinne: eine Trompete, einen Zwicker, eine Rose, ein durchstochenes Herz, eine Ananas.

Mit entzückender Anmut und Lieblichkeit schildert Stuck die Wanderzüge und die Thaten Amors. Ihn verfolgt er mit unerschöpflicher Phantasie und weiß ihn in den reizendsten Momenten festzuhalten. Einmal steht er als Vignette im Schild, gespannten Bogens, und der heraldische Kranz geht in einen Trauring mit zwei verschlungenen Händen aus. Bald begießt er als eifriger Gärtner die Rosen, welche liebekündend einem Herzen entwachsen, bald zielt er als internationaler Meisterschütze ins Centrum, bald ist er ein kleiner Schmied, welcher an offener Flamme zwei erprobte Herzen zusammenschmiedet, bald schleppt er eine neue Inséparable-Beute zweier Herzen auf dem Rücken. Da glänzt an einer altertümlichen Wiege das Wort „Hochzeit"; ein hell lachender Amor schaukelt sie, seines Werkes froh, aufrecht stehend mit gespreizten Beinen, und schwingt triumphierend den Pantoffel; zwei mit einem Ring verkettete Herzen schmücken die Vorderseite dieser Wiege jungen Glücks. Auf der „Taufkarte" beruhigt Amor als zärtliches Kindermädchen den schreienden Neuling dieser Welt, während der Amtsstorch weit über das Land fliegt. Da sitzt dieser göttliche Schelm vertraulich bei einer schönen Weltdame und flüstert ihr neue Siege und neue Rendezvous ins Ohr. Und ein Zauberer, wie Amor ist, entspringt er mit einer Schar lustiger Kollegen einer Sektflasche, und auf einem Schweine reitend purzelt er aus einem Füllhorn Fortunas, er zügelt einen liebestollen Centauren, den er jubelnd an der Mähne zerrt, er trägt mit einem berückenden Lachen als Amor imperator die Erdkugel auf seinen kleinen Schultern, und als Amor triumphator verkündet er seine Weltherrschaft. Das ganze Amorettenheer zeigt die Künstlerschaft Stucks von ihrer lieblichsten, geistreichsten Seite.

Unter der großen Summe der erwähnten Blätter verschwindet die Minderzahl derer, welchen das Kommando und das Beispiel der Schule oder der Einfluß bekannter Vorbilder direkt anhaften. Als eine besondere Gruppe heben sich jene hervor, welche Stucks Freude an mythologischen Gestalten, seinen phantastischen Verkehr mit nie Gesehenem, mit den dichterischen Lebewesen der Centauren, Faunen und Fischmenschen verraten. In sicheren Linien, in kühnen Bewegungen entwirft er ihre Gestalten. Das sind keine Schemen, das sind lebendige Wesen, fähig zu atmen, zu rennen, zu kämpfen, zu lieben; kulturfreie Geschöpfe der Natur, der sie ganz zugehören.

Die zeichnerischen Werke Stucks offenbaren schon, wenn auch oft nur andeutungsweise, alle Grundelemente seiner Begabung und vielleicht auch ihren Umfang. Bis heute hat Stuck in keinem seiner Gemälde die Ursprünglichkeit und Deutlichkeit des künstlerischen Ausdrucks, die seine Zeichnungen charakterisieren, übertroffen. Als Zeichner ist er ein Krösus in seinem Reiche, da spielt er mit seinem überströmenden Besitz. Er hat später nichts gemalt, wovon nicht auf irgend einer Seite der zwei bei Gerlach erschienenen Bände der Geburtsschein einer flotten Skizze, einer Stilprobe zu finden wäre. Selbst die Augen seiner „Sünde" sind dort schon in der Gestalt der „Ungerechtigkeit" vorempfunden, das sind verwandte Blicke.

Stucks Zeichnungen und Stucks Gemälde beweisen immer wieder, daß er die Erscheinungen zuerst zeichnerisch, nicht farbig sieht.

Seiner dichteriſchen Phantaſie — und das iſt innerhalb ſeiner Natur eine Kundgebung ihrer Geſundheit — genügen die großen, einfachen, maleriſchen Harmonien von Licht und Schatten. Wenn ſie malen will, dann beleuchtet ſie mit einem Lichtmeer, mit einem Lichtſtrahl. Der Beleuchtungszauber der erſten großen Gemälde Stucks, des „Wächter des Paradieſes" und des „Lucifer", entſprangen dieſer dichteriſchen Willkür. Seine Lichtkomplexe erhellen überirdiſche Scenen, bei welchen die dei ex machina ihre vollen Erſcheinungsrechte haben. Die ſtärkſten und intereſſanteſten Stuckſchen Gemälde führen in jene andere Welt des Traumgeſehenen, in jene unbekannte, die ſich nicht photographieren und nicht unter unſerer Sonne kontrollieren läßt. Der eine dichtet's, der andere malt's — und wer es nicht empfinden kann, dem bleibt der Genuß verſagt.

Amor auf dem Maſkenball.

Das Meer von Licht, das aus dem Paradieſe dringt, die Hölle von Temperament, die aus den Augen Lucifers brennt, für ſie fand Stuck die flimmernden, funkelnden Farben! die Märchenlichter!

Wo er ſeine antediluvianiſchen Barbaren in ihrer Urwaldſtille ſchildert, da kommt ſeine große dichteriſche Naturanſchauung zu unmittelbarer Geltung. Die Dämmerſtunde im Walde, die Sonne geht eben unter und ſäumt die grauen Wolken mit roten Streifen, ein Centaur ſteht in menſchlich herzlicher Umarmung mit ſeiner Gefährtin am Waldesrande, wie von der Schönheit der Stunde gebannt. Unter einem breitwipfeligen, dickſtämmigen Urwaldbaume halten zwei ſonnenmüde, ſchattenſuchende Faune ihre Sieſta und werden von den durchdringenden Strahlen geſtört. In einer Baumkrone ſchläft ein Centaur; die tiefe Ruhe der Müdigkeit, welche die Kraft übermannte, liegt auf dieſem Körper. Eine Reihe ſolcher eigenartiger Momente aus dem Waldleben dieſer Halbmenſchen ſind in Verbindung mit den Naturbildern voll anziehender Poeſie. Das Fiſchweibchen, welches dem muſikaliſchen Hirtenknaben, der hoch oben auf dem Felſen am Meere ſitzt, entgegenſchwimmt, ihre Kollegin, welche ihrem Ziele ſchon näher iſt und meergrünen Blickes, offenen Mundes den loſen Erzählungen oder Vorſchlägen des Erden-

Digitized by Google

jünglings lauſcht, der in ſeiner ganzen Länge vor ihr ausgeſtreckt am Ufer liegt — ſie alle intereſſieren uns durch Geſtalt, Farbe und Weſen. Ob ſich Centauren, Faune, Nymphen und Nixen necken, jagen, verfolgen oder vertragen, ſie ziehen uns in ihre Kreiſe, indem ſie uns beweiſen: wir leben. Die jungen „Faunkinder“, welche im Dämmerdunkel des Waldes im Graſe mit Glühwürmchen ſpielen, ſie erfreuen uns und ſtehen uns nicht ſo fern wie manche gemalten Kinderpuppen von heute, die nur Marionettenexiſtenzen führen. Auch das deutſche Märchen der „Froſchprinzeſſin“ mit ſeinem ſeliggläubigen „Es war einmal“ rückt er uns durch ſeine liebliche Auffaſſung nahe. Von einem poetiſchen Duft iſt ſein Gemälde „Liebesfrühling“ umwoben: zwei freie Naturkinder freuen ſich unter freiem Himmel ihrer jungen Liebe. Ihr Gegenſatz iſt auf dem Gemälde „Verirrt“ der arme einſame Faun, der in fremder Zone im Schnee friert und mit dem Elemente kämpft. Der Romantik malte Stuck in dem farbenſchönen „Liebeslied“ eine Huldigung.

Ein Auftrag. Nach dem Gemälde von Franz Stuck.

Und wenn auch dieſes und manches andere Stuckſche Gemälde leiſe oder lauter Anlehnungen oder Anklänge an große Vorbilder verraten, ſo entbehren ſie doch nur in ganz ſeltenen Fällen den verwandtſchaftlichen Zug Stuckſcher Geſchöpfe. Was bei dem einen oder andern Werke der Kritik zu wünſchen übrig bleibt, man muß auch mit der unvorteilhafteren Seite der Familienähnlichkeit auskommen, wenn man die erkannte Herkunft ſchätzt.

Die wenigſt packende Geſtaltung findet Stuck für die typiſchen Geſtalten der Sphinx und des Ödipus. Sie bleiben im Stilzwang ſtecken, und die individuelle Auffaſſung iſt nicht ſtark und laut genug, um ihn neu zu beleben.

Eines der harmoniſchſten Werke unter den mythologiſchen Darſtellungen Stucks iſt wohl der „Sieger“. Der Ausdruck der unbewußten Kraft, die unmoderne Selbſtverſtändlich-

keit, das noch nicht bis in das Mienenspiel eingedrungene Bewußtsein giebt ihm das Eigenartige. Das Reizvolle in der Malerei, die feinen in der Gesamtwirkung verschwindenden Übergänge der Farben adeln dieses Bild; der rote Hintergrund, die weichen Lichter auf dem Kopf des Jünglings, der tiefgrüne Lorbeerzweig und die Bronze der Nike in seinen Händen bilden einen vollen warmen Accord.

In mehreren Gemälden Stucks, deren Stoffe der Bibel entnommen sind, kommt seine glänzende Fähigkeit, den menschlichen Körper zu modellieren, hervorragend zur Geltung — so in der „Versuchung", dem „Verlorenen Paradiese" und der „Vertreibung aus dem Paradiese" in den Gestalten Adams und Evas. Stuck modelliert auch mit dem Bleistift wie mit dem Pinsel; er giebt die Form in dem prägnanten sicheren Umriß, in welchem er sie sieht, und es scheint logisch und natürlich, wenn man dieselben Gestalten auf seinen Reliefen wiederfindet. Die starke Stimmung, welche die vorgenannten Bilder ausdrücken, wird von der Wirkung seiner „Pieta" übertroffen. Ein einfacher Vorwurf, keine Komposition, Jesus auf der Bahre, und dicht bei ihm, aufrecht stehend, Maria, ihr thränenüberströmtes Gesicht mit den Händen bedeckend. Das ist die Mater dolorosa, welche das Mitleiden an sich reißt, welche fromm sein mußte, um mit diesem Schwert im Herzen leben zu können. Zeichnung, Farbe und Stimmung kommen zu einer packenden Sprache.

Ein zweites religiöses Bild Stucks, die „Kreuzigung", macht nicht diesen unmittelbaren Eindruck. An ihm haben mehrere Stucks, nur äußerlich verbunden, nicht innerlich verwachsen, mitgearbeitet. Ein Stuck, welcher sich die alten Meister gründlichst ansah, ehe er ihr Stoffgebiet betrat, welcher auch konventionelle Mäntel Modell stehen und ihre Falten gelten läßt, wenn sie ihm die stimmenden Farben tragen müssen, er malte unter dieser Reflexion die Gruppe mit der Maria. Der Bildhauer Stuck, welcher in das Studium des menschlichen Körpers mit dem Auge des Anatomen eindrang, zeichnete den toten Christus und die Schächer am Kreuze und kolorierte sie. Und der Stuck vom Zuge der neuesten, welcher die einer ganzen Menschheit heiligen Scenen in einer noch nie dagewesenen Fassung darstellen wollte, er malte die abgeschnittenen Publikumsköpfe, welche mit grausamer johlender Neugierde dem ewig tragischen und ewig symbolischen Schauspiel zusehen, wie das Gute geknechtet, gefoltert, gehöhnt und getötet wird. Er hatte recht, dieses blöde Feindesheer, welches in der Wirklichkeit weder von der Kultur, noch von der Justiz viel verbessert wird, bildlich zu köpfen und seine Gestalten in der Inferiorität zu lassen. Aber die Stimmung, welche von dem großgedachten Entwurf geplant war, wird durch dieses Auseinanderfallen der Ausführung gedritteilt. Das Zwingende, das von der künstlerischen Einheit ausgeht und die Wirkung brennpunktartig auf die Empfindung des Beschauers überträgt, fehlt.

Gerade dieses vorgenannte Bild kennzeichnet einen Stationspunkt der Stuckschen Entwickelung. Für die Zunft könnte es als Meisterbild gelten und bis zur Akademiedirektorstelle als Zeugnis ausreichen, denn es beweist die hohen technischen Fertigkeiten des Künstlers, daß er zeichnen, komponieren und der Tradition dienen kann. Uns aber beweist es, daß er um seine eigene Art kämpft und sich seine eigene Malweise noch erobern muß. Die Natur und die alten Meister werden ihm hilfreich zur Seite stehen.

Die Schöpfungen, welche der „Kreuzigung" folgen, bewegen sich in ihren Vorwürfen in einem engeren Rahmen. Die zwölf Gemälde, welche von Stuck im Sommer 1893 in der Münchener Secessionsausstellung zu finden waren, gewährten eine Übersicht seines neu in Angriff genommenen Stoffgebietes. Neben „Ödipus und die Sphinx", „Orpheus und die Tiere", der „Belauschung", dem „Sommerabend", dem „Sieger", einem Strauß blühenden Mohns und einem „Muschelstilleben", neben einer Skizze zu seinem Reichstagsauftrag hatte er zwei moderne Frauenporträts ausgestellt; beide sind mit dem feinsten Formenblick modelliert, der eine ist in zu wachsbleichen, der zweite in warmen, nur angedeuteten und doch ausgiebigen Farbentönen gemalt, von zwei funkenbegabten Augen durchleuchtet.

Die Hauptanziehungskraft unter diesen Stuckschen Schöpfungen übte das Gemälde

der „Sünde“ aus. Nur der Titel verrät dieſes ſchöne Weib, deſſen weichen weißen Körper die grünſchillernde Schlange umſchlingt. Die Augen dieſer Schlangenkönigin beherrſchen das edel geſchnittene, klaſſiſche Geſicht. Ihr dunkler, unheimlicher, ſich einbohrender Blick beruhigt nicht und erwärmt nicht; aber er zieht an, hält ſeine Beute feſt und zündet. In ihm liegt jener ſprühende Funke, welcher eindringt und mehr Menſchen verzehrt und zerſtört als die Tuberkuloſe. Da wie dort koſtet es meiſtens das Leben. Die Stuckſche Darſtellung der Sünde iſt ein Effektſtück, deſſen Erfolg nicht rein künſtleriſcher Natur iſt. Er malte da eine Frau, deren Triumph ihrem Herrn und Meiſter, wenn er ihn mißverſtehen ſollte, gefährlich werden könnte. Ein Mäcen hat das intereſſante Bild der Pinakothek geſchenkt, und dort wird es das Gottesgericht der Zeit abwarten. Schon vor einigen Jahren hat Stuck einen ähnlichen Akt ganzer Geſtalt, auch mit dem Attribut der Schlange, radiert, die „Sinnlichkeit“. Auf dieſem Blatt prägt ſich mehr Unmittelbarkeit, mehr Echtheit aus. Die Farbengebung der „Sünde“ wirkt theatraliſch im Vergleich zu dieſer Tönung von Licht und Schatten. Auch dieſes Weib hat die verführeriſchen Augen. Unter der Deviſe: Himmel, Welt und Hölle, ließen ſich die ſchwarzäugigen Frauenbilder Stucks von der holdſeligen „Innocentia“ bis zur ſchreckensvollen „Meduſa“ aufſtellen. Für jede der drei Sphären fände ſich eine charakteriſtiſche Gruppe.

Der Kerninhalt der Stuckſchen Biographie iſt mit der Überſicht ſeiner künſtleriſchen Leiſtungen und mit der Charakteriſtik der hervorragendſten unter ihnen gegeben.

Stucks Lebensgang iſt bis heute ohne eingreifende äußere Ereigniſſe. So ſehr ſich ſein Verkehr

Das Meerweibchen. Nach dem Gemälde von Franz Stuck.

mit Künstlern und Kunstfreunden im aufsteigenden Gang seiner Entwickelung mehrte, wenigen schloß er sich intim an. Zu seinem frühesten Umgang mit reiferen Malern zählten der interessante Fritz August Kaulbach und der großzügige Piglhein. Beide haben der Stuckschen Begabung zuerst eine Zukunft prophezeit. Oft plaudert Stuck mit Lenbach, ihre Aussprache war wohl am vertrautesten und eingehendsten, als er dem großen Menschenschilderer zum Porträt saß. Lenbach malte Stuck, als den Poetischen, mit dem verhaltenen Feuer der Phantasie, das nach innen brennt und leuchtet, in den Augen. Stucks Atelier erzählt von dem Einfluß Lenbachs auf seinen dekorativen Geschmack; in dem unvergleichlich schönen Malschloß Lenbachs sah der junge Künstler in lebensgroßer Wirklichkeit viel seinen Träumen Verwandtes. Die unsichtbaren Einflüsse, die durch einen solchen Verkehr in individuellen Neugestaltungen zu Tage treten, sind weniger sicher festzustellen. Es hat auch weniger Wert, die Zufälle der Saat zu verfolgen, wenn man die wirkliche Ernte betrachten kann.

Ein kräftig zu Tage tretender Einfluß geht von der großen Freundschaft Stucks mit Max Klinger aus, mit diesem starken Ritter vom künstlerischen Geist. Mit Dürer, dem deutschen Kaiser unter den Malern, und mit Böcklin, dem Einzigen, verbindet Stuck ein Verhältnis, wie man es zur Natur hat. Mit frommer, begeisterter Anhänglichkeit geht man stets wieder zu ihr zurück und holt sich Trost, Erquickung, Aufrichtung, Belehrung. Dürer hat immer das tägliche geistige Brot für den bereit, der sich an einfacher Lebenswahrheit und wahrer Kunstschönheit stärken will. Und Böcklin kredenzt mit seinen zauberhaften Farbensymphonien den Wein der Begeisterung.

Für seine Persönlichkeit aber fand Stuck in Klinger Resonanz und Gegenrede. Mit Klinger, dem viel Bewußteren und Erkenntnisreicheren, reiste er nach Rom. Er war es, mit dem Stuck zum erstenmal an diese heilige Stimmungsquelle kam; mit ihm verbrachte er Tage und Wochen, wie sie nur Rom bieten kann. Klinger besitzt die Sprache für die verwandten Elemente, welche auch Stuck wortstumm, nach künstlerischem Ausdruck ringend, in sich trägt. Klinger hat bei den strengsten, ernstesten Studien im Kampfe um künstlerische Wahrheit und Schönheit seine Begeisterung gesteigert, und in den Schönheitstempeln Roms weihte er Stuck in die unsterbliche Religion der klassischen Formen ein. Der lebengebende Kommentar Klingers ward von großer Bedeutung für ihn. Dort begann neben dem Zeichner und Maler Stuck der Bildhauer in ihm seine ersten Versuche und eroberte mit dem Geist und den Augen den „Athleten", der seiner Bildhauerkunst ein so glänzendes Zeugnis giebt. Wie spielend geboren, wie ein Naturprodukt aus einem Guß, Anstrengung und Kraft in gleichwiegendem Verhältnis, so steht er da, ein Symbol für das Glück jener Stärke, die ihrer Aufgabe ganz gewachsen ist. Die körperliche Bewegung dieses Athleten ist bei aller sichtbaren Muskelanstrengung so ungequält, so frei, daß durch ihre überzeugende Natürlichkeit das Ermüdende des Anblickes wegfällt und den Kunstgenuß nicht stört.

Durch die Eindrücke und Arbeiten, welche aus der römischen Reise mit Klinger für Stuck hervorgingen, gebührt ihr die vollgültige Stelle eines Ereignisses in seinem Leben. Kein anderes ist ihm an die Seite zu stellen, was eine gleiche Bedeutung für seine künstlerische Entwickelung gewonnen hätte. Die Lawinenschieber fehlen in dem bisherigen Lebensgange Stucks, und die äußeren Merksteine treffen nicht mit den inneren Bewegungen zusammen. Selbst die beiden Ausstellungen 1889 und 1891, welche ihm für seine Gemälde, den „Wächter des Paradieses" und „Lucifer", die Medaillen und alle ihre Anerkennungsfolgen eintrugen, haben keinen bemerkenswerten Einfluß gehabt, wenn nicht den nachteiligen, daß von da ab die Stuckische Originalität keine neue große That aufzuweisen hat. Alles nachher Gegebene bewegt sich auf dem errungenen Gebiet im selben Kreise. Das soll kein Tadel sein, denn die genannte Frist umspannt die kurze Zeit von wenigen Jahren, die als absolute Ruhepause nicht zu lang wäre. Die künstlerische Kraft braucht ihren Winterschlaf. Die Viktoria Regia treibt nur eine Blüte im Jahre. Nur der moderne Ruhm, er entsteht über Nacht! Es ist ein eigenes, ge-

Zu D. Monatshefte. August 1894

Zu Spier: Franz Stuck.

**Franz Stuck: Pieta.**

Digitized by Google

Pallas Athene.

fährliches Ding um dieſen plötzlichen lauten Ruhm! Auch die Künſtler außerhalb der Bühne brauchen ihre Claque, die ihren Namen verbreitet; die echte überzeugte Anhängerſchaft muß mit dem Bravo beginnen, klatſchen und wieder klatſchen, bis die Suggeſtion ausgeübt iſt und die Menge mitthut. Wenn Stuck auch längſt von einem größeren Kreiſe gekannt und anerkannt war, das auf die Menge elektriſch wirkende Fluidum im Namensklange war bis vor verhältnismäßig kurzer Zeit noch nicht ausgelöſt, dieſes Unbeſtimmte, Ungreifbare, plötzlich iſt es da, es wirkt wie im Fluge — man hört es wachſen, dieſes Geheimnisvolle, von den Geiſtern Beſitzergreifende. Seine Frucht iſt ſchön und verlockend wie die der Belladonna. Sie ſchwebt ſeit dem Siegesſommer 1893 in voller Blüte über dem Haupte Stucks. Zu ſeinem Glücke iſt er ein kluges Naturkind, das mit angeborenem Inſtinkt den glänzenden Schein der giftigen Frucht nur bewundert, ohne ihr Gift zu trinken. Ja, er iſt ſo klug, daß er ſich klar macht, wer den weittönenden Ruhm in die Welt ſchreit und welchen Anteil an ihm die echten Vorzüge ſeiner Werke haben. Er kennt dieſe Schnellproduktion der Kunſtbegeiſterung, er weiß, wie viele einen Maler nennen, preiſen und ſogar kaufen, die ihn nur durch die Geräuſche der Verkündigung „hörbar“ ſchätzen lernten. Wenn ſich aus all den Wirren äußerlicher

Faktoren und Wirkungen Untersuchungen auf den reinen Erfolg anstellen ließen, Franz Stuck käme wahrscheinlich nicht zu kurz dabei; aber viele seiner Bilder würden den Käufern abgenommen und ihren Täufern zugewiesen werden.

Stuck läßt die Flut des Beifalls nicht gern in sein Atelier hinein. Seine Thüren haben dicke Portieren und seine Natur hat dicke Mauern. Er weicht der Berührung mit der Welt mehr aus, als er sie sucht. Er will es nicht verlernen, auf seine innere Stimme zu hören, und findet eine wahrhaft glückselige Befriedigung in seiner Arbeit. Ist er doch in dem bevorzugten Besitz einer zwar zeitweise länger aussetzenden, aber ganz außerordentlichen Produktivität. Die schweren Zwischenkämpfe des Schwankens, Grübelns, an sich Zweifelns, die zahlreichen Künstlern so viel Kraft und Zeit rauben, sind ihm fremd. Wie er sich selbst ausdrückt: er arbeitet aus Genußsucht. Dabei verträgt er nur eine gewisse beschränkte Summe von Eindrücken, diese aber dringen wurzeltief in sein Empfindungsleben ein und werden die Quelle seiner Bilder. Mit gesundem Sinne überladet er seine Natur nicht, sondern geht auf ihre gesunden Gesetze willig ein. Er sieht in der Kunst alles, Siegendes und Unterliegendes, genau an, interessiert sich für alles Starke, was auf der Bildfläche erscheint, aber nur ganz Verwandtem tritt er näher. Er ist seiner Naturanlage a priori unterthan; in ihren Grenzen liegt seine künstlerische Wahrhaftigkeit, er kann nur aus ihrer Vertiefung gewinnen. Das Vorher und Nachher seines künstlerischen Schaffens ist mehr ein dichterisches Ahnen, Träumen, Harren; eine Abendbeleuchtung am See, eine Mondscheinstunde an der Isar, ein Gedicht, ein Böcklinsches Bild erwecken seine eigenen latenten Vorstellungen zu künstlerischen Gestalten.

Ob ihn das Tamtam des Gestern, Heute und Morgen nicht zu heftig aus dem Traumleben, dem Einsamkeit und Stille not thut, aufrüttelt? Ob er der Herrschaft seiner innersten Natur ergeben bleibt? Ob er im Malen zu der vollendeten Individualtechnik kommen wird, die er zeichnerisch schon besitzt? Das sind die kritischen Fragen in Stucks Zukunft! An dem Punkte, wo das Malerische in Frage kommt, wird der Werdeprozeß seiner künstlerischen Entwickelung eine Krisis erleben. Wird Stuck über die Farbe Herr und fällt der Mißstand weg, daß das Auge gerade die Farben seiner Bilder häufig als ihnen aufgedrängt und nicht mit ihnen verwachsen und geworden ansieht, so ist er einer großen Gefahr enthoben.

Sein neuestes großes Bild „Der Krieg" in der diesjährigen Ausstellung der Secession ist eine glänzende Bestätigung seiner ernsten Richtung, seines weit ausgreifenden Strebens und seiner durch ähnliche Arbeiten errungenen Fortschritte.

Stuck ist ein Werdender im vollsten Sinne des Wortes. Es wäre kühn und zwecklos, über ihn, der die größere Lebenszeit noch vor sich hat, ein abgeschlossenes Urteil fällen zu wollen. Seine Großbegabung steht außer allem Zweifel. Die Gestaltung seiner Zukunft hängt von der Reaktion seines Geistes und seines Charakters dem Tageserfolg gegenüber ab, sie hängt von den Reifegraden ab, welche er sich innerhalb eines gesund zu ernährenden Geisteslebens ermalt. Was andere reflektieren, muß er probieren. Sein Versuchsfeld allein ist vor der Staffelei. Während er Nachahmer genug finden und mancher Kollege der Versuchung der Stuckschen „Sünde" nicht widerstehen und Weiber und Schlangen kombinieren und in veränderter Ausgabe malen wird, muß er immer wieder zu seiner inneren Geschlossenheit zurückkehren. Er muß deutlich und eindringlich empfinden, daß es seine wohlgehütete Individualität ist, welche ihm so frühe Früchte schenkte, daß sie seine Hingabe verlangen darf. Sie hält sein Pfund vergraben. Mit aller Vorsicht, welche sein gesunder Instinkt aufbringen kann, muß er der Suche nach dem Neuen und Neuesten aus dem Wege gehen. Aus der ehrlichen Suche entsteht leicht eine fiebernde Sucht, an welcher die Ursprünglichkeit bald zu Grunde geht. Stuck muß den selbstkräftigen Mut und die Weltvergessenheit des Hokusai haben, der seinen heiligen Berg Fuji hundertmal malte und ihm hundert neue Reize abgewann — aber es war sein heiliger Berg.

Stuck wird nie mit dem Zeitstrome schwimmen können, wenn er sich selber treu bleibt. Bis heute ist er ein phantastischer Poet in

der Malerei. Ihn lockt die vorſündflutliche Urwaldſtille mit ihren Bewohnern in ihre weltfernen Kreiſe. Er ſucht und liebt in der Natur die lautloſe Einſamkeit, in welcher die Geiſter eines märchenhaften Friedens umgehen. Stucks Landſchaften haben alle etwas Geheimnisvolles, Verſchwiegenes. An ſeinem „Forellenweiher“ wird nie gefiſcht, er ſcheint das unverlorene Paradies ſeiner Bewohner. Hinter ſeinem mondbeſchienenen „Waldinneren“ liegt kein lautes Dorf, und in dem niederen Bauernhaus, das ſo verlaſſen im Mondſchein ſteht, wohnen Menſchen, die in unbewußter Verbannung, in einem taubſtummen Frieden vegetieren. In ſolchen Wäldern fällt ſelten ein Schuß, und dahin mußte Hubertus dringen, um dem Hirſch mit dem leuchtenden Kranze zu begegnen. Nur ein Dichter ſieht das, ahnt das und kann das ſo im neunzehnten Jahrhundert wiedergeben.

Aber jede dichteriſche Kraft bedarf, wie eine Quelle, eines Landregens, eines Gewitters, ja eines Wolkenbruches. Die Natur gewährt ihrem Quellengebiet dieſe Nahrung mit aller, wenn auch unregelmäßiger Sicherheit. So braucht auch die Quelle der künſtleriſchen Kraft Eindrücke, Erlebniſſe, Erkenntniſſe. An der Summe der Erlebniſſe fehlt es einem jungen anerkannten Künſtler nicht. Ob ſie aber derart ſind, daß ſie ſeiner Individualität neue Stimmungen, Anregungen, Stärkungen einbringen, das iſt ſeine Lebensfrage. Welche Witterungsverhältniſſe in dieſem Sinne die Stuckſche Natur fördern oder ſchädigen, auch davon hängt ſein künſtleriſches Gedeihen ab. Wenn er die Schatzkammer ſeiner Geſchloſſenheit ſeinem frühen Ruhme opfern ſollte, dann müßte er inbrünſtig beten: Gott ſchütze mich vor meinen Freunden! und zu ſeinen Feinden flüchten. Der kritikloſe Beifall, welchen ſie ihm, dem Schweigenden, ſpenden, könnte ihn narkotiſieren. Die Narkoſe aber lähmt, und Stuck muß ſeine Kraft zum Aufſtieg ſammeln und mehren. Die Phaſe eines ſolchen Erfolges ſtellt den Künſtler an einen Scheideweg. Er muß eine heldenhafte Stärke aufwenden, um an den Salonthüren, wo die Sirenen locken, frei vorbeizukommen. Stuck könnte eine ſolche Situation, ins Symboliſche überſetzt, wohl malen: wie ein Odyſſeus der Selbſttreue vor den Kindern der Welt, in der man ſich ſelbſt verliert, flüchtet und entſchiedenen Schrittes den Weg in die „Urwaldſtille“ antritt, um dort zu ſchaffen!

Wenn ich ihn ſo vor mir ſehe, den dreißigjährigen jungen Mann, der ausſchaut, als ob er aus Capris Sonne und Freiheit käme, dann ſcheint er mir manchmal die Züge ſeines „Siegers“ zu tragen, ernſt, in ſich gekehrt, in ſich ſelber ruhend, mehr der Göttin Nike zugewandt als ihrem Schmuckgeſchenk, dem Lorbeerzweig. Dann plötzlich aber leuchtet wieder etwas wie Gewinnfreude aus ſeinem Geſicht: le jeu est fait, das Ruhmesgold glänzt und klingt. Und man ſagt, daß ein erſter großer Gewinn zum Glücksſpiel verlocke ...

Warnend und bittend möchte man ihm dann zurufen: Bedenke, bedenke, bei dieſem Glücksſpiel mußt du dein ganzes Vermögen wagen, denn deine Individualität mußt du einſetzen!

* * *

Die dem vorſtehenden Artikel von A. Spier beigefügten Abbildungen von Werken Franz Stucks wurden mit ausdrücklicher Zuſtimmung des Künſtlers wiedergegeben.

# Die Etrusker.

## Ein kulturgeſchichtliches Rätſel

von

**Paul Schellhas.**

Nicht nur das Leben des einzelnen, auch das Leben der Völker hat ſeine romantiſchen Züge. Ein mächtiges Geſchick waltet über ihnen oft ebenſo wunderbar wie über dem einzelnen Menſchen: die einen ſteigen in gleichmäßiger Entwickelung empor mit wachſender Größe und Macht durch viele Jahrhunderte hindurch und bleiben auch im Niedergange in den Wechſelfällen des Völkerlebens immer noch als ſelbſtändiges Volk beſtehen, das die alte Kulturarbeit ſeiner Vorfahren in lebendigem Zuſammenhange fortſetzt; andere, ehemals mächtig und angeſehen, verſinken nach kurzer Blüte ſchnell wieder im Zeitenſtrom und verſchwinden, ohne lebendige Spuren, ohne Verwandte ihres Stammes zu hinterlaſſen, ſie ſterben als Völker aus, wie ein altes, einſt mächtiges Geſchlecht dahinſtirbt, ihre Sprache erliſcht, und ihr Wirken auf dieſer Erde gerät in Vergeſſenheit. Und oft werden dann in unſerer Gegenwart noch wichtige Reſte der alten Kulturarbeit von der Wiſſenſchaft mühſam ans Licht gezogen, vereinzelte, unzuſammenhängende Stücke, die Jahrtauſende lang geſchlummert haben; in ſchwachen, unbeſtimmten Umriſſen wird ein Bild der alten Vergangenheit wieder erkennbar, und wir thun einen Blick in ein entlegenes und nie mehr aufzuhellendes Gebiet der Völkergeſchichte.

In jenen fernen Zeiten des klaſſiſchen Altertums, als noch die ſpätere Beherrſcherin der Alten Welt, das mächtige Rom, eine beſcheidene Rolle als unbedeutendes Landſtädtchen ſpielte, wo die ſagenhaften Könige regierten, herrſchte weithin in Mittelitalien ein blühendes, zahlreiches Volk, deſſen Spuren lange vor die Gründung der Tiberſtadt zurückreichen, das im Beſitz einer alten eigentümlichen Kultur war, und deſſen Urſprung, Abſtammung und Verwandtſchaft — fügen wir es gleich hinzu — in undurchdringliches Dunkel gehüllt iſt. Es bietet uns das intereſſante Beiſpiel eines Volksſtammes, der, ein Fremdling unter ſeinen Nachbarn, mit keinem anderen Volke der Erde Verwandtſchaft zeigt, ein Beiſpiel eines ausgeſtorbenen iſolierten Volkes, einer toten iſolierten Sprache. Denn längſt ſchon iſt dieſes Volk von der Erde verſchwunden und ſeine Sprache erloſchen, und noch heutigestags bemüht ſich die Forſchung vergebens, das Rätſel zu löſen, das uns ſeine fremdartige Erſcheinung auf klaſſiſchem Boden in der Menſchheitsgeſchichte darbietet, obgleich vor wenigen Jahren ein höchſt wunderbarer Altertumsfund gemacht worden iſt, der die Aufmerkſamkeit weiter Kreiſe auf das merkwürdige Volk gelenkt hat, und von dem noch ſpäter die Rede ſein wird.

Jenes Volk ſind die Etrusker, und die bisher ungelöſte und vielleicht unlösliche Frage nach ihrer Herkunft und Verwandtſchaft knüpft ſich vor allem an ihre Sprache. Das Etruskiſche iſt eine iſolierte Sprache, wie die rätſelhafte Baskenſprache, die noch heute in dem Winkel des Meerbuſens von

Biscaya, diesseit und jenseit der Pyrenäen, gesprochen wird. Während uns aber das Baskische als lebende Sprache im vollen Umfange bekannt ist, so daß sein Studium und seine Erforschung an sich keinerlei Schwierigkeiten macht, sind wir beim Etruskischen auf die ziemlich spärlichen Inschriften und sonstigen Überlieferungen angewiesen, und müssen daraus erst wieder die Sprache aufbauen und zu verstehen suchen. Denn obgleich wir die Schrift der Etrusker entziffern und lesen können, herrscht über die Bedeutung der meisten Worte Streit, und die Gelehrten lesen je nach ihrer Meinung über den Ursprung des Etruskischen bald dies, bald jenes heraus.

Hat die Erforschung des Baskischen schon einen geheimnisvollen Reiz, wie jede Forschung auf den Grenzgebieten unseres menschlichen Wissens, so kommt bei dem Studium der Etruskerfrage noch ein besonders interessanter Umstand hinzu. In der älteren Geschichte der Kultur der klassischen Völker ist noch immer vieles dunkel, und erst in unseren Tagen ist es teilweise gelungen, hier über manche Fragen Licht zu gewinnen. Die Etrusker waren, wie die Wissenschaft erst in neuerer Zeit erkannt hat, ein Volk, das in frühen Abschnitten der Kulturgeschichte des klassischen Altertums eine wichtige Rolle gespielt hat. Während die Basken als ein wildes, rauhes Gebirgsvolk eine Bedeutung für die Entwickelung der Kulturgeschichte unserer Alten Welt nicht besaßen, haben die Etrusker in dieser Beziehung einen erheblichen Einfluß ausgeübt. Ihre Kultur beherrschte vor dem Emporkommen der Römer weithin die italienische Halbinsel, und auch die Römer konnten sich ihrem Einfluß nicht entziehen, ein gutes Stück etruskischer Kultur ist auf die Bewohner Latiums und mithin in die klassische Gesittung überhaupt übergegangen, so daß auch die Etrusker zu den Vorarbeitern unserer europäischen Civilisation gezählt werden müssen. Auf manchen Gebieten Schüler der Griechen, waren sie ihrerseits wieder Lehrmeister der Römer. Die römische Kunst, und ganz besonders die Baukunst, hat vieles von den Etruskern übernommen, auch in den öffentlichen Einrichtungen der Römer ist vieles etruskischen Ursprunges, so z. B. die Beile tragenden Liktoren, die Sitte, nach siegreichen Kriegen Triumphzüge zu veranstalten, und manches andere.

Das eigentliche Gebiet der Etrusker war das westliche Mittelitalien, zwischen dem Apennin und den Flüssen Arno und Tiber. Später dehnten sie sich erobernd aus, und zu den Zeiten ihrer Blüte herrschten sie vom Meerbusen von Salerno bis über den Po hinaus, vom Tyrrhenischen bis zum Adriatischen Meere. Die Überreste etruskischer Kultur, Grabdenkmäler, Inschriften, Gefäße und Bildwerke sind auf diesem weiten Gebiete verstreut, ja noch in den Rhätischen Alpen, als der äußersten Nordgrenze, sind etruskische Altertümer gefunden worden, so z. B. bei Bozen und Meran.

Das merkwürdige Kulturvolk hat seinen in die modernen Sprachen übergegangenen Namen der Etrusker von den Römern erhalten; die Griechen nannten sie Tyrrhener, während sie selbst in ihrer Sprache sich Rasenna nannten. Ihr Staatswesen bestand aus zwölf Republiken mit aristokratischer Verfassung, die untereinander verbündet waren. Die Städte Pisa, Perugia (Perusia), Arezzo (Arretium), Fiesole, Pistoja und im Norden Bologna und Mantua sind etruskischen Ursprunges. Die Geschlechter des Priesteradels, die Lucumonen, waren die herrschenden Stände, welche die hohen Staatsämter ausschließlich inne hatten. Der Ahnenstolz war eine etruskische Eigentümlichkeit, und mit ihm verband sich die Vorliebe für Prunk und Pomp.

Nächst dem Ackerbau betrieben die Etrusker den Handel und die Seefahrt. Sie waren kühne Seefahrer und gefürchtete Seeräuber und gehörten lange Zeit zu denjenigen Völkern, deren Schiffe den Handel des Mittelmeeres beherrschten. Sie waren Nebenbuhler der Phönicier und der Karthager. Sie besaßen ein eigenes, sehr altes Münzsystem, das sich auf ihren Handelswegen verbreitete, Kunst und Technik stand bei ihnen in hoher Blüte, berühmt waren ihre Thongefäße und Erzarbeiten, und Vorzügliches leisteten sie in der Steinschneidekunst. In Malerei und Bildhauerkunst haben sie vieles von den Griechen übernommen, aber der freundliche und heitere Sinn der Griechen fehlte ihnen.

Das Rauhe, Finstere und Harte ist ein eigentümlicher und auffallender Zug der alten Etrusker. Ihre Religion, die vielfach von der italischen Götterlehre abwich, zeichnete sich durch einen düsteren und geheimnisvollen Charakter aus. Hart und rauh wie ihre Sprache sind ihre mythologischen Vorstellungen, auch ihre Kunst zeigt rauhe und eckige Formen. Grausame Menschenopfer waren bei ihnen üblich, und ganz besonders war die Wahrsagerei zu einem vollständigen System entwickelt, das als die mystische Lehre eines Dämonen galt, die er dem Priestergeschlechte der Lucumonen offenbart hatte. Die Weissagung aus dem Vogelflug, aus den Eingeweiden der Opfertiere und aus den Himmelserscheinungen sind etruskische Eigentümlichkeiten, die sich von den Etruskern zu den Römern und damit über ganz Italien ausgebreitet haben. Sie rühmten sich geheimnisvoller Naturkenntnisse und scheinen in der That gute Naturbeobachter gewesen zu sein.

Die Etrusker sind im Kampfe ums Dasein von siegreichen feindlichen Völkern verschlungen worden und damit aus der Geschichte verschwunden. Um die Zeit der Geburt Christi erlöschen die letzten Spuren ihrer Eigentümlichkeiten als Volk. In Oberitalien wurden sie von einwandernden Kelten verdrängt. In Mittelitalien waren es die Römer, deren Eroberungslust das alte Kulturvolk zum Opfer fiel. Schon die ersten Jahrhunderte der römischen Geschichte sind reich an Kämpfen zwischen beiden Völkern. Der Ausgang dieser Kämpfe ist bekannt. Die Etrusker wurden mit ihren Bundesgenossen, den Samniten, in blutigen Kriegen besiegt, und um das Jahr 280 v. Chr. waren sie ganz unter römische Gewalt geraten. Römischer Einfluß verwischte allmählich die Eigenart der etruskischen Kultur, die etruskische Sprache und Schrift wurde durch die lateinische verdrängt, aus den Etruskern wurden Bürger des römischen Weltreiches.

Woher kam dies fremdartige Volk? Mit welchen anderen Völkern war es verwandt? Welcher Sprachenfamilie gehörte seine Sprache an? Diese Fragen sind bisher nicht gelöst. Schwerlich sind die Etrusker auf italischem Boden einheimisch gewesen; sie sind in unbekannter Vorzeit aus unbekannten Ländern eingewandert und haben sich vielleicht mit den Resten einer verschollenen Urbevölkerung Italiens vermischt. Sie selbst besaßen sagenhafte Überlieferungen, aus denen hervorging, daß sie in grauer Vorzeit in das Land eingewandert sind, und die Thatsache, daß sie kein eingeborenes italisches Volk waren, scheint ihnen wohlbekannt gewesen zu sein. Auch von den Schriftstellern des klassischen Altertums wurde das allgemein anerkannt. Die meisten Überlieferungen deuten darauf, daß die Etrusker, von Süden her über das Meer kommend, an der Westküste Italiens gelandet sind. Manche heutige Gelehrte, z. B. Virchow, haben allerdings demungeachtet die entgegengesetzte Herkunft verteidigt, indem sie die Etrusker von Norden her über die Alpen kommen ließen.

Wie dem auch sei, eins steht fest: Herkunft und Stammeszugehörigkeit der Etrusker sind uns bis heute unbekannt. Die Anthropologie, die körperlichen Eigentümlichkeiten der Etrusker liefern uns keine Anhaltspunkte. Zahlreiche Skelette aus etruskischen Gräbern sind gemessen worden, sie zeigen uns eine Rasse von großem Körperwuchs, und aus den Überlieferungen wissen wir, daß die Etrusker — eine auffallende Thatsache — vorwiegend blonde Haarfarbe besaßen.

Wie schon erwähnt, ist es aber vor allem ihre Sprache, die uns unüberwindliche Schwierigkeiten bereitet, ganz so, wie dies bei den Basken der Fall ist. Die Sprachforschung, die uns sonst über die ältesten Beziehungen und Verwandtschaften der Völker aufklärt, sie läßt uns hier im Stich; die etruskische Sprache will sich in keine der bekannten Sprachenfamilien einreihen lassen. Vergebens hat man sich bemüht, bald diesen, bald jenen Zusammenhang mit anderen Sprachen nachzuweisen; die Thatsache, daß jedem einzelnen Erklärungsversuche, jeder Hypothese immer wieder eine andere abweichende Erklärung, eine neue Hypothese gegenübergestellt wurde, zeigt zur Genüge, daß keine von allen überzeugend war.

Was wir von Überresten der etruskischen Sprache besitzen, sind eine Anzahl Inschriften teils auf Grabdenkmälern, Sarkophagen und

anderen Bestattungsgegenständen, teils auf Weihgeschenken an die Götter und auf Kunstwerken der verschiedensten Art. Die Etrusker besaßen kein eigenes Schriftsystem, sie bedienten sich des phönicischen Alphabetes, das uns wohlbekannt ist; sie schrieben daher von rechts nach links. Sehr schwierig ist es nun aber, nach Entzifferung der Buchstaben den Sinn der Worte festzustellen. Die Bedeutung einiger weniger etruskischer Worte haben uns die alten Schriftsteller überliefert, und einige andere Worte sind uns aus solchen Inschriften bekannt geworden, die neben dem Etruskischen eine lateinische Übersetzung hatten, sogenannte doppelsprachige Inschriften. Aber solcher Inschriften giebt es leider äußerst wenige, und es sind nur kurze Grabschriften, die sich fast ausschließlich auf einfache Angaben von Personen- und Familiennamen beschränken, mit denen nicht viel anzufangen ist.

Dennoch würde die Sprache bald zu erklären sein, wenn sie Verwandtschaft zeigte mit anderen uns bekannten Sprachen. Hier sind aber alle Versuche fehlgeschlagen. Fremd und gänzlich rätselhaft klingen die harten, konsonantenreichen Laute dieser seltsamen Sprache und gewähren keinerlei Anhaltspunkte für die Deutung. Die nicht selten in etruskischen Inschriften vorkommenden griechischen und lateinischen Personennamen, die wir mit Bestimmtheit erkennen können, klingen rauh und merkwürdig, wie in eine Sprache wilder Barbaren umgewandelt: aus Achilleus wird Achle, aus Alexandros Elchsntre, aus Kassandra Casntra, aus Licinius wird Lecne, aus Cassius Kazi u. s. w.

An den verschiedenartigsten Hypothesen und den abenteuerlichsten Vermutungen und Erklärungsversuchen hat es denn auch in dieser Frage so wenig gefehlt wie bei dem Problem der Baskensprache. Einige Gelehrte haben trotz aller Bedenken versucht nachzuweisen, daß das Etruskische dem indogermanischen Sprachstamm angehörte, das Lateinische, das Griechische sind als nächstliegende Sprachgebiete herangezogen worden, andere haben es für einen keltischen Dialekt erklärt, die skandinavische Sprache, das Irische, das Sanskrit ist verglichen worden. Ja, ein englischer Gelehrter hat sogar in den Etruskern einen Stamm der alten Deutschen sehen wollen, indem er sich bemühte, darzuthun, daß das Etruskische mit dem Gotischen und dem Altdeutschen Verwandtschaft besitze! Wieder andere haben semitischen Ursprung vermutet: die hebräische, die phönicische, die arabische Sprache sollte uns den Schlüssel liefern. Das Armenische, eine Mischsprache, hat herhalten müssen. Es sind ferner Gelehrte mit der Behauptung aufgetreten, daß das Etruskische zum finnisch-tatarischen Sprachstamm gehöre, die Türken, die Ungarn sind als Verwandte der Etrusker bezeichnet worden. Auch das Ägyptische und das Koptische sind verglichen worden, natürlich hat man auch, was ja nahe liegt, an die gleichfalls isolierte Baskensprache gedacht, indessen, wie gleich bemerkt sei, ohne jede Spur von Berechtigung. Und schließlich ist man sogar auf das — Chinesische verfallen! Was der eine Forscher für altdeutsch hält, sieht ein anderer für chinesisch an!

Diese Probe der verschiedenen Theorien dürfte wohl genügen. Sie zeigt jedenfalls, wie rätselhaft die Etruskersprache ist!

Schon im Altertum hat man diesen eigenartigen Charakter erkannt; römische Schriftsteller bestätigen uns, daß das Etruskische vom Lateinischen vollständig abwich und für die Römer gänzlich unverständlich war. Dionysius von Halikarnaß, ein Geschichtschreiber, der zur Zeit der Geburt Christi lebte, erklärt bereits das Etruskische für eine gänzlich eigenartige und sehr alte Sprache, und die Mehrzahl der Forscher in unseren Tagen sind zu der Überzeugung gelangt, daß alle Versuche weiter nichts darthun können, als daß das Etruskische so isoliert ist wie das Baskische.

Wie merkwürdig ist es, daß auf dem klassischen Boden Italiens, von wo aus sich das Lateinische über den größten Teil der Alten Welt ausgebreitet hat, eine so fremdartige Sprache bestanden hat!

Eine Zeit lang hat man fast allgemein geglaubt, das Problem sei gelöst. Der berühmte Kenner der altlateinischen Dialekte, Wilhelm Corssen, hat in den Jahren 1874 und 1875 ein zweibändiges Werk „Über die Sprache der Etrusker" veröffentlicht, in welchem er eine gewaltige Arbeit aufgewendet hat, um nachzuweisen, daß das Etruskische

nichts anderes sei als eine dem Lateinischen verwandte indogermanische Sprache. Er fand anfangs allseitigen Beifall, aber auch seine Theorie ist schließlich als unhaltbar erkannt worden. Man kann es jetzt wohl als feststehend ansehen, daß das Etruskische sich gerade in den beiden großen Sprachenfamilien, die nach der geographischen Lage zunächst in Betracht kämen, nicht unterbringen läßt: es ist weder eine arische, noch eine semitische Sprache.

Wie schwierig die ganze Forschung auf diesem Gebiet und wie unsicher und bestritten die Deutung der Sprache im einzelnen ist, davon sei hier ein kleines Beispiel gegeben, dessen Verständnis keinerlei Gelehrsamkeit erfordert. Man hat im Jahre 1848 bei Toscanella in Mittelitalien ein paar Würfel gefunden, auf deren Flächen die Worte standen: mach, ki, zal, huth, thu, sa. Was lag näher, als anzunehmen, daß man damit die ersten sechs Zahlwörter des Etruskischen entdeckt hatte? Aber nein, Gelehrte, denen diese Zahlen nicht in ihre Theorien paßten, z. B. der schon erwähnte Corssen, erklärten die Worte ganz einfach für eine Weihinschrift und übersetzten: „Magus hat diesen Würfel als Weihgeschenk geschnitzt"! Heutzutage zweifelt man nicht mehr, daß die sechs Worte in der That die etruskischen Zahlen von eins bis sechs sind; aber wie kann man es einem Würfel ansehen, wo die Eins steht und wo die Sechs u. s. w., wenn man die Zahlen nicht kennt? So sind wir denn hinsichtlich einiger Zahlen immer noch nicht sicher; manche Forscher sahen für die Eins an, was andere für die Fünf lasen u. s. w. Indessen davon abgesehen, zeigen uns gerade diese Zahlen recht deutlich den ganz isolierten Charakter des Etruskischen. Denn die Zahlen sind in allen Sprachen uralte Worte, und an ihnen hat man ein gutes Mittel, sprachliche Verwandtschaften zu erkennen. Aber diese etruskischen Zahlen lassen sich mit keinen anderen vergleichen, sie sind Reste eines gänzlich fremden Sprachstammes.

Während nun bis in die neueste Zeit der bedeutendste Überrest der etruskischen Sprache die sogenannte Perusinische Inschrift war, eine Inschrift von etwa hundertfünfundzwanzig Worten auf einem Grabstein, den man im Jahre 1822 zu Perugia, dem alten Perusia, gefunden hat, wurde plötzlich im Jahre 1892 die wissenschaftliche Welt durch die unerwartete Entdeckung eines umfangreichen, an zwölfhundert Worte zählenden etruskischen Schriftdenkmals unter den wunderbarsten Umständen in Staunen und Überraschung versetzt.

Die Umstände dieses Fundes geben uns ein interessantes Beispiel, wie in der Geschichte der Menschheit der Zufall seine Rolle spielt, und wie die kärglichen Spuren untergegangener Völker, durch den Kulturwandel und den Weltverkehr oft in der merkwürdigsten Weise auf der Erde zerstreut, lange verschollen bleiben und doch endlich wieder aufgefunden werden können.

In einem kroatischen Nationalmuseum in Ungarn war es, wo das bedeutendste Überbleibsel etruskischer Sprache zum Vorschein kam, und dieses Überbleibsel selber stammte aus dem alten Wunderlande Ägypten! Welch gewaltiges Stück kulturgeschichtlicher Umwandlungen liegt in diesen einfachen Thatsachen! In der ungarischen Stadt Agram befindet sich das erwähnte Nationalmuseum, und zu seinen Schätzen gehörte seit Jahren eine ägyptische Frauenmumie, der niemand früher etwas Besonderes angesehen hatte. Ein Privatmann, der Kunstliebhaber und Sammler war, hatte sie im Jahre 1849 aus Ägypten mitgebracht, sie kam nach seinem Tode in den Besitz eines Verwandten, der sie später dem Museum schenkte. Wie dies bei ägyptischen Mumien stets der Fall ist, war auch die Agramer Mumie mit einer großen Anzahl von schmalen Leinwandbinden umwickelt. Die Leinwandbinden waren einmal abgewickelt worden und lagen im Museum neben der Mumie. Schon früher hatte man bemerkt, daß auf diesen Leinwandstreifen halbverloschene fremdartige Schriftzeichen standen, und der bekannte Ägyptologe Brugsch-Pascha, der im Jahre 1868 die Mumie besichtigte und sie für eine ägyptische Mumie der gewöhnlichen Art erklärte, an der er sonst nichts von anderen dergleichen Abweichendes fand, machte bereits auf diese Schriftzeichen, die er für eine unbekannte ägyptische Schrift hielt, aufmerksam. Allein, da niemand die Bedeutung dieser Zeichen ahnte, so blieb die Thatsache

lange Jahre hindurch unbeachtet, obgleich hin und wieder die Aufmerksamkeit einzelner Gelehrter durch diese Binden angeregt wurde.

Da unternahm im Jahre 1891 Professor Krall in Wien ein eingehende Untersuchung der unbekannten Schrift, und nach mühevoller Arbeit — denn die Zeichen waren nur noch schwer zu erkennen — stand er auf einmal vor der überraschenden und gänzlich unerwarteten Thatsache, daß die Schrift auf diesen ägyptischen Mumienbinden etruskisch war! Von einer Fälschung, an deren Möglichkeit man ja bei einer so wunderbaren Entdeckung natürlich auch denken mußte, konnte keine Rede sein, die Untersuchung erwies, daß die Mumienbinden unzweifelhaft altägyptischen Ursprungs waren, daß die Farbe, mit der die Schriftzeichen geschrieben waren, den altägyptischen Farben vollständig glich, und endlich bewies der Text der Inschrift selbst überzeugend ihre Echtheit, denn es kamen etruskische Worte darin vor, die damals, als die Mumienbinden in den Besitz des Museums gelangten, noch nicht bekannt waren, und die erst später aus neuen Inschriftfunden ermittelt sind.

Die Schrift auf diesen Binden ist nun, soweit die Zeichen noch erkennbar waren, entziffert, und wir haben ein großes Denkmal etruskischer Sprache vor uns, eine Fülle von Material ist für die Forschung hinzugekommen, und dennoch ist die Deutung bisher noch nicht gelungen! Über den Inhalt des langen Sprachdenkmals sind wir lediglich auf Vermutungen angewiesen. Aber in der Zukunft wird man, als Lohn langwieriger und mühevoller Forschungen, einst diese Worte deuten und damit — was auch der Inhalt sein möge — einen kostbaren Beitrag zur Enthüllung eines fernen Kulturgebietes gewinnen.

Wie kam nun diese etruskische Schrift auf eine ägyptische Mumie? Die Erklärung ist nicht schwierig. Aller Wahrscheinlichkeit nach stammt die Mumie aus Alexandria und gehört der späteren, griechisch-römischen Zeit an. Zu jener Zeit aber war Alexandria ein internationaler Mittelpunkt des Weltverkehrs, in dem Angehörige aller Nationen wohnten und die verschiedensten Sprachen durcheinanderschwirrten, etwa wie heutzutage Chicago. In Alexandria mag denn auch wohl eine Etruskerkolonie bestanden haben, denn gerade mit Italien stand Alexandria in lebhaftem Handelsverkehr. Ob nun gerade die Mumie selber die einer Etruskerin ist, der man irgend eine religiöse Schrift mit in den Sarg gegeben hat, oder ob die Binden mit den etruskischen Schriftzeichen lediglich zufällig zum Einwickeln benutzt worden sind, ist nicht leicht zu entscheiden. Mehr Wahrscheinlichkeit spricht für das letztere. Man hat in Ägypten zum Einbalsamieren vielfach aus Sparsamkeit altes Material verwendet, und da die Agramer Mumienbinden ganz regellos, ohne Rücksicht auf die Schriftzeichen, zu Streifen gerissen sind, so kann man wohl glauben, daß die Binden als „Makulatur", etwa als Stücke eines zerrissenen etruskischen Buches aus Leinwandstoff, benutzt worden sind. In ähnlicher Weise sind ja auch in altägyptischen Särgen als „Makulatur" in neuester Zeit wertvolle Bruchstücke griechischer Dichter gefunden worden.

Aber indem die Entdeckung der Agramer Mumienbinden den Blick der Forscher auf das alte Ägypten lenkte, regte sie ferner interessante Fragen aufs neue an, die sich an die früheste Völkergeschichte der Mittelmeerländer knüpfen. Auf ägyptischen Denkmälern aus der Zeit Meneptahs II. (gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts v. Chr.) und Ramses' II. (Anfang des zwölften Jahrhunderts v. Chr.) wird das Volk der Turscha erwähnt, die damals, mit anderen Völkern verbündet, vom Mittelmeer her in Ägypten einfielen und erst nach blutigen Kämpfen besiegt wurden. Es scheint zu jener Zeit eine Art Völkerwanderung, bei der die Turscha eine wichtige Rolle spielten, die Kulturländer des Mittelmeeres erschüttert zu haben. Der englische Ägyptologe Flinders-Petrie hat an der libyschen Grenze einen Sarg mit der Namensaufschrift An-Turscha gefunden, der auch ein Bild des Verstorbenen enthielt, das von dem ägyptischen Typus abweichende Züge aufweist. In diesen Turscha hat man die Etrusker vermutet. Damit hätten wir die frühesten Spuren dieses Volkes in der Geschichte ermittelt.

Es hat in der That die Annahme viel Wahrscheinlichkeit für sich, daß die Turscha

mit dem Volke, das die Griechen Tyrſener oder Tyrrhener nannten, und daher auch mit den Etruskern gleichbedeutend ſind. In das erſte Viertel des zweiten Jahrtauſends vor Chriſtus fällt anſcheinend eine Periode großer Machtausbreitung des Etruskervolkes. Wahrſcheinlich haben ſie zu jener Zeit von unbekannten Urſitzen her auf Eroberungszügen in den Mittelmeerländern ſich ausgebreitet und Teile ihres Stammes in den eroberten Gebieten als Kolonien zurückgelaſſen.

Für Eroberungs- und Beutezüge auf dem Meere haben ja die Etrusker, wie wir aus geſchichtlichen Quellen wiſſen, von jeher viel Neigung gehabt. So haben ſie in Griechenland ſich als Tyrrhener angeſiedelt, in Italien als Etrusker, und ſo haben ſie als Turſcha vergeblich verſucht, das mächtige Ägypterreich zu ſtürzen.

Eine intereſſante Unterſtützung für dieſe Vermutung bildet eine vorgriechiſche Inſchrift, von einem unbekannten Volke herrührend, die man vor einigen Jahren auf der Inſel Lemnos im Ägäiſchen Meere gefunden hat. Dieſe Inſchrift, die etwa dem ſiebenten Jahrhundert vor Chriſtus angehören mag, zeigt ſo große Anklänge an das Etruskiſche, daß ſie unzweifelhaft einem Volke etruskiſcher Abſtammung zugeſchrieben werden muß. Sie dient uns als Wegweiſer in das Dunkel einer entlegenen Zeit. Man hat ſie in Beziehung gebracht zu dem alten vorgriechiſchen Volke der Pelasger, von dem die Schriftſteller des klaſſiſchen Altertums erzählen, einem Volke, das ebenfalls weder indogermaniſchen, noch ſemitiſchen Urſprungs geweſen zu ſein ſcheint und vielleicht mit den Etruskern verwandt war.

So verſchwinden auf den Grenzgebieten menſchlichen Wiſſens die Gegenſtände vor unſeren in die vorgeſchichtliche Ferne gerichteten Blicken allmählich wie in Dämmerung, und die Forſchung kann ſich nur bemühen, dieſe Grenze des Erkennbaren weiter hinauszuſchieben. Eine Grenze wird natürlich ſtets beſtehen bleiben. Ob das Dunkel, welches über dem Urſprung des Etruskervolkes liegt, je gelichtet werden wird, muß der Zukunft überlaſſen bleiben.

# Der Erdkern und die neuere Tiefenforſchung.

Von

**Wilhelm Berdrow.**

Wie man ſeit langer Zeit dem Luftmeere durch wiſſenſchaftliche Ballonfahrten und meteorologiſche Gebirgsſtationen, dem Dunkel der Oceane aber durch Tiefenmeſſungen und ſinnreiche Fangapparate ihre Geheimniſſe abzulocken ſucht, ſo iſt man durch zahlreiche und mühſelige Bohrungen beſtrebt, auch der Rinde unſeres Planeten bis in möglichſt große Tiefen nachzuforſchen. Zwar liegen in Hunderten, über alle Länder zerſtreuten und zum Teil ſehr erheblich in die Erdrinde eindringenden Bergwerken zahlreiche Gelegenheiten vor, von der Zuſammenſetzung und den ſonſtigen Verhältniſſen derſelben manches Wiſſenswerte zu belauſchen, aber einesteils ſind ſie alle für den neueren Forſchungsdrang nicht mehr tief genug, und dann werden gewiſſe Verhältniſſe der unterirdiſchen Tiefen, beſonders die Wärme, durch die Eröffnung und Benutzung großer Schachte mit ihrem Luftwechſel bedeutend geſtört und nur in engen Bohrlöchern mit annähernder Richtigkeit feſtgehalten. So fand man z. B. am Grunde der tiefen Kohlengrube von Buckwell in England bei ihrer Eröffnung eine Temperatur von 22 Grad Celſius, zehn Monate ſpäter aber war dieſelbe bis auf 15 Grad geſunken. Trotzdem hat man erſt in neuerer Zeit begonnen, Bohrungen zu rein wiſſenſchaftlichen Zwecken in größtmögliche Tiefen hinabzutreiben und ſich auf die Reſultate von Bergwerksſchachten und arteſiſchen Brunnen nicht mehr unbedingt zu verlaſſen, wie es z. B. Alexander von Humboldt und ſeine Zeitgenoſſen wohl oder übel noch mußten.

Die größten Tiefen, zu welchen man damals bereits hinabgedrungen war, konnten demgemäß, da ſie ſich nur nach den praktiſchen Bedürfniſſen des Bergbaues richteten, nicht ſehr bedeutend ſein. Nach den genauen Angaben, die Humboldt ſelbſt darüber macht, betrug zu ſeiner Zeit die bedeutendſte, der Wiſſenſchaft zu Gebote ſtehende Tiefbohrung, diejenige zu Neu-Salzwerk bei Minden, 680 Meter. Freilich weiß auch Humboldt bereits erheblich tiefere Schachte zu nennen; die Gruben am „Röhrerbühel“ bei Kitzbühl waren im ſechzehnten Jahrhundert über 900, diejenigen zu Kuttenberg in Böhmen gar über 1100 Meter tief, aber beide waren längſt wieder verſchüttet. Ebenſo gab es in China über 900 Meter tiefe Schächte, zur Gewinnung der brennbaren Erdgaſe gebohrt, ſchon lange, bevor die jüngeren Kulturnationen in Pennſylvanien und bei Baku zuerſt die brennenden Gaſe zu benutzen lernten.

Gewaltige Fortſchritte hat nun die Tiefbohrung der neueſten Zeit aufzuweiſen, und zwar die größten, ſeit mehrfach Bohrungen ohne Rückſicht auf Berg- oder Quellenbau, rein zum Zwecke wiſſenſchaftlicher Forſchungen in Angriff genommen ſind. Auch jetzt bilden zwar für die Wiſſenſchaft viele zum Zweck des Bergbaues in die Erde getriebene Bohrlöcher, beſonders die ſehr tiefen Bohrungen vieler Steinſalzbergwerke, ein weſentliches Material, aber oft werden ſie, auch wenn es der Bergbau nicht mehr verlangt, auf Anregung und zur Förderung der Wiſſenſchaft noch um viele hundert Meter wei-

ter in die Tiefe gebohrt. Preußen z. B. verwendet jährlich 250000 Mark auf Tiefbohrungen, andere Staaten stehen nicht nach, und in Amerika beginnt neuerdings die private Freigebigkeit für wissenschaftliche Zwecke dieser Art Großes zu leisten. Solchem Vorgehen entsprechen denn auch die Erfolge: noch im Jahre 1860 war das 716 Meter tiefe Bohrloch von Mondorf in Luxemburg der tiefste der Wissenschaft zur Verfügung stehende Schacht, 1890 dagegen besaß Deutschland allein acht der bedeutendsten, tausend Meter überschreitenden Tiefbohrungen der Erde, darunter in dem fast 1750 Meter tiefen Bohrloch von Schladebach bei Merseburg das tiefste der Erde.

Die Möglichkeit so tiefer Bohrungen, zum Teil durch die härtesten Gesteinsschichten hindurch, wurde freilich erst durch die verbesserten Bohrmethoden der neueren Zeit gegeben. Während die Chinesen ihre von einer erstaunlichen Energie und Geduld zeugenden Tiefbohrungen bis in unsere Zeit mühsam mit schweren eisernen Werkzeugen ausführten, die, an langen Stricken hängend, durch ihre eigene Schwere den Boden aufwühlen, wenn sie abwechselnd gehoben und dann ihrem Gewicht überlassen werden, bewirkte man bei uns bis vor zwanzig Jahren die Bohrungen auf ganz ähnliche Art, mittels meißelförmiger Werkzeuge, die durch eiserne Gestänge wie Pochhämmer auf das Gestein niedergestoßen werden. In kurzen Pausen mußten sie mitsamt ihren mehrere hundert Meter langen Gestängen herausgezogen werden, um einem löffelartigen Werkzeug Platz zu machen, welches die angesammelten Gesteinsbröckchen entfernte. In der neueren Bohrtechnik ist an die Stelle der stoßenden Bewegung eine drehende des Bohrwerkzeuges getreten, dessen Zweck es nunmehr nicht ist, das Gestein zu zertrümmern, sondern in der Umfangslinie des künftigen Bohrloches eine Rinne zu vertiefen, innerhalb deren das Gestein als langer Cylinder oder Stab stehen bleibt, schließlich unten abbricht und mit dem Bohrer gleichzeitig, bei einer gelegentlichen Unterbrechung der Arbeit, zu Tage gebracht wird. Zu diesem Behuf werden die Bohrer samt den Gestängen jetzt nicht mehr aus massivem Eisen oder Stahl, sondern aus Röhren hergestellt, welche sich mit der fortschreitenden Arbeit in immer zahlreicheren Enden zusammensetzen, oben durch Maschinenkraft gedreht werden und unten, an der ringförmigen „Krone" des Bohrers, mit schwarzen Diamanten besetzt sind. Auch durch das Beseitigen des Staubes, den der röhrenförmige Bohrer, während er sich ins Gestein einfrißt, erzeugt, darf die Bohrarbeit nicht mehr unterbrochen werden, weshalb man neuerdings den Bohrstaub durch einen cirkulierenden Strom kalten Wassers während der Arbeit selbst beseitigt. Betrachten wir unter diesen Neuerungen die immer noch mühsame und besonders kostspielige Arbeit des Bohrens, so erblicken wir über der Erde, am Eingang des dreißig bis vierzig Centimeter weiten Bohrloches, die Maschinerie, welche das Bohrgestänge in Thätigkeit setzt und auch das Spülwasser liefert und in die Tiefe preßt. In diesen engen gähnenden Schlund nun senken sich, auf einen, anderthalb Kilometer, ja noch länger aneinandergesetzt, die eisernen Röhren, in unablässiger Bewegung, und schon durch ihr Gewicht, das bei tiefen Bohrungen auf viele hundert, ja auf mehr als tausend Centner steigt, das Gestein zu Staub mahlend. Im Inneren der Röhren preßt sich ein Wasserstrahl bis an den Ort der Bohrung hinab, hält den Fels und die Krone des Bohrers beständig naß und steigt zwischen der Wand des Bohrloches und dem Röhrengestänge wieder empor; im Inneren des Bohrers selbst aber wächst, wie die Arbeit fortschreitet, ein Cylinder harten Gesteins empor, der in den oberen Schichten nahezu einen Fuß stark ist, unten aber bei der zunehmenden Verengerung der Röhre nur noch meterlange Stücke von der Stärke eines Spazierstockes liefert. Für das Studium der durchbohrten Schichten liefern diese Gesteinproben begreiflicherweise einen viel besseren Anhalt als der Schlamm von Splittern und Staub, den die früheren Bohrmethoden zu Tage förderten. Übrigens bleibt auch bei allen diesen Verbesserungen die Herstellung bedeutender Tiefbohrungen, besonders wegen des starken Verbrauches an Diamanten, eine kostspielige Arbeit; so hat beispielsweise das Bohrloch von Schladebach 210000 Mark Kosten, darunter 100000 Mark für Diamanten, verursacht.

Kommen wir nun zu dem, was uns diese engen, ins Erdinnere dringenden Poren bisher von den Verhältnissen der Erdrinde verraten haben, so ist es im Grunde genommen nicht allzuviel. Von der Gesteinslagerung, der Aufeinanderfolge und Mächtigkeit der einzelnen Schichten, welche die Rinde unseres Planeten bilden, erfahren wir sogar im Durchschnitt mehr an den vom Wasser und der Verwitterung bloßgelegten Abhängen der Gebirge, an den Seitenflächen tief eingeschnittener Thäler und ähnlichen Gelegenheiten, als durch die Proben der Bohrlöcher. Im Laufe unendlicher Zeitepochen der Vergangenheit haben die Gewässer an vielen Stellen der Erde, z. B. in den Felsengebirgen von Nordamerika, in Tibet und auch in den Thälern einiger afrikanischer Flüsse, Gesteinsschichten durchnagt, welche an Mächtigkeit den bedeutendsten Tiefbohrungen wenig nachgeben, ja sie stellenweise, wie in den schroffen Thalwänden des berühmten Colorado, sogar übertreffen. Alle diese Punkte zeigen uns die Erdrinde gewissermaßen im Durchschnitt, freilich immer nur in ihren obersten Schichten, in welchen ja auch die großartigsten Tiefbohrungen unserer Zeit noch immer stecken bleiben. Würde doch das 1748 Meter tiefe Bohrloch von Schladebach, wenn man es sich an der Oberfläche eines Globus von einem Meter Durchmesser vorstellte, nicht weiter als $^1/_{10}$ Millimeter, d. h. um die Dicke eines Blattes Schreibpapier, in dieselbe eindringen! Trotzdem hat die Bohrtechnik auch in geologischer Hinsicht schon manches gute Resultat gezeitigt. In Sperenberg bei Berlin wurde z. B. unter einer nur neunzig Meter dicken Schicht von Gips und schwefelsaurem Kalk ein Steinsalzlager von so erstaunlicher Mächtigkeit gefunden, wie man es bisher noch nie entdeckt hatte; fast auf 1200 Meter durchschnitt der Bohrer die feste Steinsalzschicht, ohne ihre untere Grenze zu erreichen. Immerhin liegen die wichtigsten Ergebnisse der Tiefbohrungen auf anderem Gebiete, und zwar in erster Linie auf dem der unterirdischen Wärmezunahme, der einzigen wissenschaftlichen Quelle, welche uns auf den Zustand des unbekannten Erdinneren einige Schlüsse gestattet.

Wenn die Vermutung, daß der Kern der Erde ein, sei es festes oder flüssiges, Gemisch glühender Stoffe sei, auf Wahrheit beruht, wenn mit anderen Worten die Erde außer der von der Sonne ihr gespendeten Wärme auch noch einen beträchtlichen Rest ihrer eigenen Wärme sich aus den Zeiten ihres Werdens gerettet hat, so muß die Temperatur des Bodens naturgemäß um so wärmer werden, je tiefer man kommt und je mehr man sich damit dem heißen Kern unseres Planeten nähert. In gewissem Sinne schien das schon seit langer Zeit für alle tieferen Bohrungen, in welchen man Temperaturmessungen anstellte, zuzutreffen. In den obersten Bodenschichten ist freilich die Wärme fast nur noch von der Sonnenbestrahlung abhängig, aber die Wirkung derselben dringt weniger tief, als man glauben sollte, und scheint überdies keineswegs die Erdrinde eigentlich zu erwärmen, sondern lediglich ihre Abkühlung etwas zu verlangsamen. Wenigstens ist, wenn man die Beobachtungen verschiedener Länder und großer Zeiträume in Betracht zieht, die Erde beständig wärmer als die Luft, nicht minder unter den Tropen als innerhalb der Polarkreise und ebensosehr im Sommer als im Winter. Demungeachtet läßt sich nachweisen, daß die Sonnenstrahlen langsam bis in gewisse Tiefen des Bodens eindringen — in Königsberg brauchen sie ein volles Jahr, um bis zu einer Tiefe von achtzehn Metern zu gelangen —, und dort, wo ihre Kraft sehr geringfügig ist, kann es geschehen, daß der Erdboden, wie es bei Bohrversuchen in Jakutsk (Sibirien) gefunden wurde, in Tiefen von hundert Metern und darüber noch immer eine beständige Kälte von — 2 bis — 3 Grad Celsius aufweist. Eine anscheinend unverrückbare Regel aber ist die, daß der Boden in gewissen, gar nicht sehr bedeutenden Tiefen eine beständige Temperatur aufweist und von dieser Schicht an um so wärmer wird, je weiter man nach unten vordringt. Jene Zone der unveränderlichen Bodenwärme liegt unter den Tropen kaum zwei Meter tief, im mittleren Europa zwanzig bis fünfundzwanzig Meter tief, in den kälteren Breiten aber wahrscheinlich viel tiefer. Ihre Beobachtung erstreckt sich vermutlich nirgends so weit zurück wie im Keller der Pariser Sternwarte, wo ein im Jahre 1783 von Lavoisier aufgestelltes Thermometer nunmehr seit hun-

dertelf Jahren unveränderlich 11,7 Grad Celsius zeigt.

Senken wir nun aber unsere Thermometer, d. h. jene komplizierten, der neueren Technik alle Ehre machenden Werkzeuge, welche der Wissenschaft die Dienste unseres simpeln Quecksilberthermometers in vielfach verfeinertem Maße ersetzen, in die tiefen Abgründe der Bohrlöcher, welche sich auf einen Kilometer oder noch weiter in die Erde hinabsenken, so erfahren wir, daß die Verhältnisse dort unten durchaus so einfach nicht sind, als wir, über die Zone der Sonnenbeeinflussung hinausgekommen, wohl vermuten dürften. In diesem Bohrloch zeigt sich in 1000 Metern Tiefe eine Temperatur von 30 Grad Celsius, in jenem vielleicht das Doppelte, und wenn man das Meßinstrument unter beständiger Kontrolle langsam hinabläßt, so steigt bald auf je 42 Meter, wie in Sachsen, bald auf je 54 Meter, wie in Preußen durchschnittlich, die Temperatur um einen Wärmegrad. In dem tiefsten vom Bergbau benutzten Schacht Europas, dem 1070 Meter tiefen Silberschacht von Przibram (Böhmen) steigt die Temperatur so erstaunlich langsam, daß erst auf 90 Meter Tiefe je ein Grad Temperatursteigerung kommt und nahe an der Sohle nur 21,8 Grad Celsius, eine ganz erträgliche Temperatur, gefunden werden. In vielen Bohrlöchern aber steigt die Wärme dreimal schneller und beträgt in denselben Tiefen bereits 45 bis 55 Grad Celsius, d. h. eine Höhe, welche jegliche Arbeit unmöglich machen würde. In dem Bohrloch von Neuffen in Württemberg steigt vollends die Temperatur achtmal schneller als im Schacht von Przibram, und fast ebenso starke Zunahmen fand man in einem tiefen Schacht in Toskana, in dessen Nähe heiße Quellen und Dampfausströmungen auch den Grund dieser abnormen Wärme verrieten. Ähnliche Gründe müssen in der That jedesmal vorliegen, wenn sich die Bodenwärme in so rapider Weise mit der Zunahme der Tiefe steigert, und ebenso deutet das entgegengesetzte Verhältnis, wie es z. B. in jenem böhmischen Silberbergwerke vorliegt, auf Gründe abkühlender Natur hin, während die den meisten Schachten und Bohrlöchern zukommende Wärmezunahme von je einem Grad Celsius auf 34 bis 35 Meter Tiefe das mittlere Verhältnis angiebt und wohl mit Recht auf die eigene hohe Temperatur des Erdkerns zurückgeführt wird.

Wie mag nun dieser Kern unseres Planeten aussehen? Diese Frage hat seit Jahrhunderten die ersten Köpfe beschäftigt, und wenn noch ein Humboldt sie zu seiner Zeit als unlöslich und auf bloße Vermutungen beschränkt erklären mußte, so liegt ihre Beantwortung heute, dank einem unabläßig fortgeschrittenen Wissen, doch nicht mehr ganz so ungünstig wie in jenen Tagen. Die Durchschnittstemperatur beträgt in einer Tiefe von 1500 Metern unter dem Erdboden 45 bis 50 Grad Celsius, in 3300 Metern Tiefe würde sie danach etwa den Siedepunkt des Wassers und, wenn man die bisher gefundenen Resultate gesetzmäßig auf größere Tiefen anwendet, in 40 Kilometern Tiefe 1100 bis 1200 Grad Celsius erreichen, d. h. eine Höhe, bei welcher bereits die meisten uns bekannten Metalle und Gesteine flüssig werden. In einer Tiefe von zehn deutschen Meilen würde kaum noch irgend ein uns bekannter Stoff der dort herrschenden Schmelzhitze widerstehen können, so daß die uns und unsere gesamte Kultur tragende feste Erdrinde demnach kaum den hundertundfünfzigsten Teil des Erddurchmessers zur Dicke hätte. Bei einem Globus von einem Meter Durchmesser eine Rinde von nur sechs Millimetern Stärke — eine wenig tröstliche Aussicht für die Bewohner dieser Rinde, die ohnehin fast täglich durch mehr oder minder heftige Schwankungen des Bodens an irgend einer Stelle der Erde an die Mißlichkeit ihrer Lage erinnert werden.

Lange Zeit hat man in der That geglaubt, daß das Innere unseres Planeten unter einer dünnen erstarrten Schicht noch im Fluß begriffen sei, daß die Rinde auf diesem ungeheuren Glutball gleichsam schwimme, und daß die Erdbeben lediglich die Reaktion des glutflüssigen Inneren gegen die erstarrte Fessel der Kruste bedeuteten, heute aber sind die meisten Gelehrten von diesen Ansichten zurückgekommen. Die Angaben der an fast allen erdbebenbedrohten Punkten der Erde zahlreich aufgestellten Seismometer belehren uns, daß die meisten Erschütterungen ihren Ausgangsherd in Tiefen von nur einigen, höchstens 15 bis 25 Kilometern haben, also

in Erdschichten, die wir uns unter allen Umständen vollkommen fest vorstellen müssen, und die lediglich durch tektonische Ursachen, d. h. unterirdische Einbrüche, Verschiebungen, Quetschungen der einzelnen Schichten hervorgerufen werden. Was die tieferen Erdschichten anbetrifft, so sind Zweifel an ihrem flüssigen Zustande längst aufgetaucht und durch die neueren Untersuchungen der irdischen Ebbe- und Fluterscheinungen nahezu zur Gewißheit gemacht. Ein flüssiger Erdkern müßte, wie es z. B. nach der Falbschen Theorie der Erdbeben auch der Fall sein soll, die Gezeitenerscheinungen der Meere ebenfalls mitmachen, und diese unterirdischen Ebbe- und Fluterscheinungen würden ihrerseits wieder so starke Einflüsse auf die Umdrehungsperiode der Erde geltend machen, daß dieselben seit den Zeiten, aus welchen wir bereits astronomische Beobachtungen besitzen, schon deutlich wahrnehmbar geworden sein müßten. Das Gegenteil ist aber der Fall; der Mond ist im Laufe der Zeiten, bereits vor seiner Erstarrung, durch die hemmende Kraft der Flutwellen stehen geblieben, welche die übermächtige Erde auf ihm erzeugt, und dreht uns seitdem beständig dieselbe Seite zu, die Erde aber wälzt sich ohne Aufhören weiter um ihre Achse, und seit Jahrtausenden ist die Periode ihrer Drehung von so unveränderlicher Stabilität geblieben, daß schon aus diesem Grunde hochangesehene Forscher, wie Darwin, Thomson und andere, die Ansicht ausgesprochen haben, sie müsse bis ins Innere starrer wie Stahl oder Glas sein. Den scheinbaren Widerspruch zwischen dieser Meinung und der gefundenen zunehmenden Temperatur des Inneren ist aber die Wissenschaft auf dem besten Wege aufzulösen. Allerdings wächst die Wärme mit der zunehmenden Tiefe der Schichten, die wir untersuchen können, es wächst aber auch unter der Wirkung der darüber lagernden Massen der Druck, unter welchem diese Schichten stehen. Nun ist es bekannt, daß z. B. Wasser leichter unter niedrigerem, schwerer unter höherem Druck siedet, und was für den Siedepunkt gilt, behält auch auf den Schmelzpunkt Anwendung. So sehen wir ein in den Tiegel gebrachtes Wachsklümpchen bei 65 Grad Celsius schmelzen, bringen wir es aber im Laboratorium unter einen Druck von 2000 Atmosphären, so wird es erst bei 81 Grad flüssig. Ein solcher Druck will in den Verhältnissen der Erdrinde nicht viel besagen, schon in 6 bis 7 Kilometern haben die Gesteinsschichten 2000, in 78 Kilometern nach Reyer bereits 22000 Atmosphären Druck zu ertragen, was den Schmelzpunkt der Gesteine, etwa mit Ausnahme einer gewissen Übergangszone, vielleicht in allen Tiefen hinreichend erhöht, um sie in festem Zustande zu erhalten. Natürlich bleibt dieser Zustand der Starrheit immer abhängig von dem darüber lagernden Druck der oberen Massen, und wie heißes Wasser sich in Dampf verflüchtigt, wenn es in hohe, dünne Luftschichten gelangt, wie feste Kohlensäure mit Macht sich ausdehnt, wenn der Hahn ihres stählernen Behälters geöffnet wird, so würden auch die festen inneren Schichten des Erdballes, welche ihrem Gewichte nach übrigens dem Eisen an Gehalt nahe stehen müssen, in den feuerflüssigen Zustand übergehen, sobald ein tiefgehender Riß in der Rinde sie von dem ungeheuren Druck, der sie gefangen hält, befreien und mit der Luft in Verbindung bringen würde. So geschieht es in der That, so oft durch unterirdische Dampfentwickelungen die enge Pforte eines thätigen Vulkanes geöffnet wird und die Erde von ihrem breiflüssig gewordenen Inneren einen Teil als glühende Lavaströme ans Licht sendet. Selten aber mögen diese Laven aus bedeutenden Tiefen kommen, und das Wahrscheinlichste ist wohl, daß sie uns Zeugnis geben von einer nach den Geologen Dana, Hunt und anderen etwa sieben bis acht Meilen tief vermuteten Schicht zähflüssigen Zwischengesteines. Wohl zu gering an Masse, zu beengt an Raum und auch zu wenig beweglich, um bemerkbare innere Flutwellen zu erzeugen, würde dann diese breiige, 1000 bis 1200 Grad heiße Magma- oder Lavaschicht nach den Vermutungen der neueren Geologie die Grenzscheide bilden zwischen der bereits erkaltenden harten, von unserem Wissenstrieb durchlöcherten Rinde der Erde und ihrem glutheißen und durch die Fesseln des Druckes dennoch starr erhaltenen, unseren Forschungen aber wohl auf immer entrückten Kern.

# Die Bogumilen.

Roman aus Neu-Österreich

von

**Königsbrun-Schaup.**

V.

### Ostoyas Klagegesang.

Der Ingenieur ging zum Regierungsgebäude, um den Grafen Altenberg und anderen Würdenträgern Besuche abzustatten. Er hatte seinen Orden angelegt und den Überzieher über den Frack gezogen, so daß es ihm an dem warmen Septembertage fast zu heiß wurde. Aber er wollte sich nicht im Ordensschmuck auf der Straße anstaunen lassen. Lieber ertrug er die Hitze; er hatte schon Schlimmeres ertragen. Sein Gesicht war stark gebräunt, sein Schritt elastischer als früher. Als er die steinige Straße des Judenviertels hinabschritt, machte ihm Sarajewo den Eindruck der Überfeinerung, und er mußte bei dem Gedanken lächeln, daß ihm die Stadt vor seiner Reise unkultiviert vorgekommen war. Welche Unkultur hatte er in den letzten Monaten kennen lernen müssen!

In der Nähe des Regierungsgebäudes begegneten ihm mehrere Bekannte. Sie gratulierten ihm zu seinem Orden und fragten ihn nach den Abenteuern und Ergebnissen seiner Forschungsreise. Er hielt sich jedoch nicht lange auf, da es ihn drängte, dem Grafen Bericht zu erstatten, und trat in das Gebäude ein. Als er sich melden lassen wollte, sah er, daß schon mehrere Personen darauf warteten, bei dem Grafen vorgelassen zu werden. Doktor Lugauer ging eben über den Korridor.

„Machen Sie nicht immer ein so ängstliches Gesicht, wenn Sie mich sehen!“ rief ihm der Doktor entgegen. „Es steht doch gut zu Hause? Wie?“

„Heute, ja!“ erwiderte Walther. „Haben Sie Nachricht von Abbazia, Herr Doktor? Meine Frau hat eine krankhafte Sehnsucht nach dem Meere. Gewiß eine krankhafte Sehnsucht! Es ist kein Wunder, wenn ich nicht immer ein fröhliches Gesicht machen kann.“

„Hm,“ sagte Doktor Lugauer, „ich habe leider noch keine Antwort auf meinen letzten Brief, aber die ist ja auch noch nicht möglich. Es ist jedoch außer Zweifel, daß Ihre Frau Gemahlin in Quissisana Aufnahme finden wird. Lassen Sie sie nur in Gottes Namen reisen.“

„Ich bin dazu bereit," entgegnete Walther, „obwohl es mir schwer fällt, mich jetzt gleich nach meiner Ankunft wieder von ihr zu trennen. Sie sind also überzeugt, daß Abbazia ihr gut thun wird?"

„Ganz entschieden. Wir haben es ja nicht mit einer schweren Krankheit zu thun, und eine Luftveränderung ist alles, was wir brauchen. Nerven, verehrtester Freund, Nerven bei den Damen!"

„Ja, ja, ganz gut, bester Doktor! Aber was sind eigentlich Nerven? Meine Frau gefällt mir nicht. Sie ist bleich, sie hat ein zerstreutes, bisweilen ganz schwermütiges Wesen, so —"

„Nehmen Sie das nicht zu schwer," sagte der Arzt, ihn unterbrechend. „Das sind eben nervöse Erscheinungen. Abbazia wird ihr gut thun. Der Besitzer von Quisisana wird ihr ein freundliches Zimmer auswählen, das thut er schon mir zu Gefallen. Sie wird vom Fenster die Aussicht auf das Meer und die Olivenwälder haben, sie wird die prachtvolle Luft genießen, und ich setze mein Doktordiplom zum Pfande, daß wir sie ganz gesund zurückbekommen werden."

„Das wäre herrlich," sprach Walther und drückte dem Arzte die Hand. „Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie bange mir zuweilen ums Herz ist. Es kommt mir dann wie eine böse Ahnung. Aber es ist schließlich ja auch kein Wunder, wenn meine Frau angegriffen ist. Sie hat sich bei Comtesse Gittys Pflege zu sehr angestrengt, und nun ist der Rückschlag gekommen."

„Ja," sagte Doktor Lugauer, „Sie haben ganz recht. Und Sie erinnern mich da an Gittys Krankheit. Anfänglich glaubte ich Typhus, dann wieder eine Gehirnentzündung vor mir zu haben. Es war keines von beiden. Einfach eine Nervenrevolte, die das Bild einer Infektionskrankheit täuschend nachahmte, Hysterie, nichts weiter! Wir stehen im Zeitalter der Hysterie. Auch Männer sind nicht frei davon, zum Beispiel der drinnen —" Er deutete mit dem Daumen rückwärts gegen die Thür, vor welcher er stand. Es war der Eingang zu Kesthelyis Kanzlei.

„Den Baron hätte ich fast vergessen," sagte Walther und griff nach der Brusttasche seines Überrocks. „Für den habe ich Schätze mitgebracht."

„Na, dann gehen Sie nur gleich zu ihm," sagte der Doktor. „Ich will Sie nicht länger aufhalten. Das viele Reden über Nervosität taugt ohnedem nichts. Man wird schließlich selber nervös davon."

Kesthelyi stand bei des Ingenieurs Erscheinen mit erstauntem Gesicht, wie wenn er aus dem Schlafe erwachte und sich erst besinnen müßte, von seinem Sitze auf. Dann aber erhellten sich seine Blicke, und als Walther von Gräbern und Inschriften erzählte, die auf die Geschichte der Bogumilen ein neues Licht würfen, und schließlich Zeichnungen und Photographien vorlegte, da umarmte ihn Kesthelyi mit freudiger Bewegung.

„Ja, Sie sind ein Ehrenbogumile, lieber Walther!" sprach er.

„Wenn nicht Bogumile zu sein an sich schon eine Ehre wäre," entgegnete Walther lächelnd. „Ich bin gespannt, Graf Altenberg zu sehen," fuhr der Ingenieur fort, „hoffentlich ist auch er befriedigt von den Ergebnissen meiner Expedition. Er hat ein so eminentes Interesse für das Land!"

„So?" fragte Kesthelyi. „Er hat sich ja doch in das Ministerium nach Wien versetzen lassen."

„Wie? was?" rief Walther. „Davon weiß ich ja noch nichts!"

„Ich habe es erst heute durch einen Zufall erfahren," sagte Kesthelyi. „Altenbergs Avancement ist noch nicht amtlich verlautbart."

„Das ist aber ein harter Schlag für uns. Meiner Ansicht nach bedeutet seine Ernennung einen großen Verlust für Bosnien."

Kesthelyi antwortete nicht.

„Altenberg hat ein offenes Auge für die Bedürfnisse des Landes," fuhr Walther fort, „und er ist auch ein Ehrenbogumile. Er verdient den Titel eher als ich. Er macht nie überflüssige Worte und hat eine eigene stille Art, das Gute zu fördern."

„Meinen Sie?" fragte Kesthelyi und sah Walther starr an.

„Auf seinem neuen Posten," sagte der Ingenieur, „wird der Graf einen weiten Wirkungskreis haben, aber ich hoffe, daß er unser Land nicht aus dem Auge verlieren wird."

„Das glaube ich auch!" sagte Kesthelyi. „Sie werden Altenberg besonders schmerz-

lich vermiſſen," bemerkte der Ingenieur nach einer Pauſe, „Altenberg iſt ja Ihr beſter Freund!"

„Ja," ſagte Feſthelyi auffahrend, „ja, ganz recht, mein beſter Freund! Wir ſind Kameraden geweſen von Jugend auf, im Thereſianum, in der orientaliſchen Akademie, während des Freiwilligenjahres und nachher als Beamte."

„Sie waren alſo immer beiſammen?"

„Immer beiſammen!" wiederholte Feſthelyi. „Nur in der letzten Zeit weniger." Er ſeufzte. „Ich habe Sie beneidet um Ihre Reiſe, um die erhabene Einſamkeit in den Bergwäldern," ſagte er; „ich ſehne mich nach Einſamkeit, nach Bergluft. Ich muß wieder einmal hinaus zu den Bogumilengräbern. Es zieht mich von hier fort!"

„Merkwürdig!" ſagte Walther.

„Warum merkwürdig?"

„Mir fiel ein, meine Frau ſehnt ſich jetzt auch nach einer Reiſe und nach Einſamkeit. Dieſe Sehnſucht ſcheint in der Luft zu liegen!"

„Ja," ſagte Feſthelyi, „in der Luft und im Blute. Wir haben gleiches Blut, Ihre Frau und ich. Wir ſind ja miteinander verwandt! Mein Urgroßvater heiratete eine Gräfin Mooskirchen, neulich erſt entdeckte ich das in meinen Papieren. Geahnt habe ich dieſe Verwandtſchaft immer. Wir können uns füglich Du nennen!"

„Das iſt doch ſeltſam!" ſagte der Ingenieur.

„Was?" fragte Feſthelyi.

„Nun das, was Sie mir eben erzählen."

„Sag doch Du," rief Feſthelyi faſt zornig, „wozu noch dieſes dumme Sie! Nichts iſt ſeltſam oder alles. Ich glaube, alles iſt ſeltſam."

„Ja ja, das glaube ich auch," ſagte Walther und griff nach ſeinem Hut.

Er hielt ſich nicht länger bei Feſthelyi auf, er war von der Nachricht, daß Altenberg Sarajewo verlaſſen würde, tief betroffen.

Als er jetzt zu des Grafen Kanzlei ging, wurde er ſogleich vorgelaſſen. Der Graf begrüßte ihn herzlich und ſprach ſeine Freude aus, ihn nach der nicht unbedenklichen Reiſe geſund und wohl zu ſehen. „Sie ſind mit dem Erfolg der Expedition zufrieden?" fragte er.

„Ich darf ja ſagen," erwiderte Walther, „es ging über Erwarten gut, ich hatte Glück. Ich gebe Ihnen ein Beiſpiel, Herr Graf: Mitten in den Dinariſchen Alpen wurden wir verregnet, eine elende Hütte nahm uns auf, wir verbrachten dort zwei wahrhaft grauenvolle Tage und Nächte. Dann gab's ſogar eine Attaque mit einem Vagabunden, der ſich als den Beſitzer der Hütte gerierte. Ein ganz verteufelt wilder Kerl! Ich ſah mich genötigt, von meiner Schußwaffe Gebrauch zu machen. Der Kerl, als er Pulver roch, empfahl ſich. Und am Morgen des dritten Tages entdeckte ich in unmittelbarer Nähe unſerer ſcheußlichen Hütte ein Kohlenlager. Steinkohle erſter Qualität! Ich habe hier eine Probe mitgebracht."

Er legte ein kleines Stück Steinkohle auf den Schreibtiſch. Altenberg beſah es mit Intereſſe. „Wirklich, erſtaunlich viel Glück!" ſagte er.

„Nebenbei konnte ich auch im Dienſte der Altertumswiſſenſchaft thätig ſein," hob Walther wieder an. „Ich habe mehrere bislang ganz unbekannte Grabſtellen der Bogumilen entdeckt und aufgenommen. Die Sache fing an, mein lebhaftes Intereſſe in Anſpruch zu nehmen. Die Bogumilen ſind vielleicht gerade deshalb ſo intereſſant, weil man von ihnen faſt gar nichts weiß." Er lachte. „Sie dürfen aber nicht glauben," fuhr er fort, „daß ich dabei meine Pflicht verſäumt oder daß mir meine Ernennung zum Ehrenbogumilen zu Kopf geſtiegen wäre!"

„Sie ſind Ehrenbogumile? Wie ſoll ich das verſtehen?"

„Baron Feſthelyi hat mich zum Ehrenbogumilen ernannt, da er von meiner Entdeckung erfuhr. Unverdiente Auszeichnungen ſcheinen mir nun einmal beſtimmt zu ſein!" Er deutete auf ſeine Bruſt. „So zum Beiſpiel der Orden. Ich wüßte nicht, wer mich zum Ritter dieſes Ordens vorgeſchlagen haben könnte, wenn Sie es nicht gethan haben, Herr Graf."

„Es war des Miniſters eigenſte Initiative," ſagte Altenberg. „Ihre Verdienſte —"

„Sagen wir Glück," unterbrach ihn der Ingenieur. „Wenn ich da von Glück rede, meine ich jedoch nur das Glück des äußeren Menſchen, des Forſchers, des Staatsdieners; in anderer Beziehung hätte und habe ich ſogar alle Urſache zu ſchweren Sorgen."

Das Lächeln war von ſeinem Antlitz verſchwunden, ſein Geſicht zeigte plötzlich einen kummervollen Ausdruck.

Altenberg ſah ihn fragend an.

„Meine arme Frau,“ ſagte der Ingenieur leiſe. „Ihre Geſundheit iſt nicht gut, ſie wird in nächſter Zeit nach Abbazia reiſen, und ich werde mich von ihr trennen müſſen. Das ſind ſo meine Sorgen!“

„Allerdings große Sorgen,“ ſagte Altenberg nachdenklich, „aber Sorgen, die im Grunde ein Glück bedeuten. Wir, die wir allein in der Welt ſtehen, kennen ſolche beglückende Sorgen nicht. Ich gehe nun von Sarajewo und hinterlaſſe nichts, ich ziehe nach Wien und finde dort nichts, oder höchſtens etwas mehr Arbeit als hier, und zwar unintereſſante, trockene Kanzleiarbeit. Ich bin zum Hofrat im bosniſchen Miniſterium ernannt worden,“ fügte er erklärend hinzu.

„Ich weiß es,“ ſagte Walther, „Baron Keſthelyi hat es mir eben mitgeteilt.“

Altenberg warf einen ſchnellen Blick auf den Ingenieur. „Ah,“ ſagte er, „Sie wußten es alſo ſchon? Die Sache iſt von Amts wegen noch nicht bekannt gemacht. Und das iſt mir lieb. Mir graut ſchon im voraus vor den Glückwünſchen.“

„Nun,“ entgegnete Walther, „ich weiß nicht, ob ich gratulieren oder mich beklagen ſoll. Bosnien verliert ſo viel, wenn Sie gehen. Ihr Avancement iſt ein harter Schlag für uns.“

„Ihr Bedauern,“ ſagte Altenberg, die Hand des Ingenieurs verbindlich drückend, „Ihr Bedauern ſchmeichelt mir mehr als jeder Glückwunſch!“ Und Walther bis zur Thür des Vorzimmers geleitend, betonte er, daß er hoffentlich noch oft Gelegenheit finden werde, mit ihm über gemeinſame Pläne zu ſprechen, da er kaum vor Ablauf eines Monats ſeine Amtsgeſchäfte abwickeln und Sarajewo verlaſſen könne.

Walther verabſchiedete ſich. Es war die höchſte Zeit, zum Civiladlatus zu gehen. Um dieſe Stunde empfing Seine Excellenz.

Er fühlte ſich ermüdet, als er endlich nach Hauſe zurückkehrte. Es war eine Stunde nach der Dinerzeit, welche er ſonſt peinlich genau einzuhalten pflegte. Das Mädchen teilte ihm mit, daß die gnädige Frau bereits geſpeiſt und ſich ſodann in ihr Zimmer zurückgezogen hätte, um ein wenig zu ſchlummern.

Die Botſchaft verdarb ihm den Appetit. Er würgte einige Biſſen hinab und ging leiſe in Maries Schlafzimmer. Sie lag wachend auf der Chaiſelongue.

„Du ſchläfſt nicht?“ fragte er beſorgt.

„Nein,“ ſagte Marie.

Sie ſah auch keineswegs leidend aus, nur ihre Augen waren dunkel umrändert. Walther ſah ſie ſchweigend an.

„Ich geh in die Kanzlei,“ ſagte er nach einer Weile, „viele Rückſtände ſind noch zu erledigen. Aber abends komme ich früher als ſonſt zurück. Wir wollen dann von Abbazia plaudern und vom Meere.“ Er beugte ſich zu ihr nieder. „Weißt du,“ ſagte er, „weißt du, ich bin eiferſüchtig.“

Marie ſchloß die Augen.

„Eiferſüchtig auf das Meer,“ ſagte Walther zärtlich und umfing ſie mit ſeinen Armen.

Jetzt öffnete Marie die Augen weit und bog den Kopf zurück.

„Liebe Mizzi,“ ſagte er und drückte einen Kuß auf ihre Stirn, „erſchrick nur nicht! Dieſe Eiferſucht mußt du mir ſchon erlauben. Ja, das Meer,“ wiederholte er, „das Meer hat es dir angethan. Ich begreife deine Sehnſucht, obgleich ich das Meer noch nie geſehen habe. Ich ahne es nur, wenn ich in deine Augen ſehe; da geht es mir wie einem Kranken, der längs des Strandes wandelt und nicht hinaus darf auf die blauen Wogen, der nur ſehnſüchtig die Arme ausbreiten darf. Wie du mich erſtaunt anſchauſt? Na, und ich ſtaune ja ſelbſt, wie ich dieſe Worte finde.“ Er lächelte trübe. „Ich werde nächſtens wieder dichten — ich habe ſeit meinem fünfzehnten Jahre nicht mehr gedichtet — aber wenn ich von dir immer fern ſein ſoll, dann werde ich wohl dichten müſſen. Das macht die Sehnſucht! — Sei nicht böſe, ich gehe ja und komme abends gewiß nicht ſo ſentimental wieder.“

Er ging zur Thür zurück und ſah ſich noch einmal nach ſeiner Frau um, die nun zu ſchlummern ſchien.

Marie lag ohne Regung, dann erhob ſie ſich plötzlich mit halbem Leibe und rang die Hände.

„Das Meer! das Meer!“ ſtöhnte ſie.

Und jetzt ſchnellte ſie empor, als würde

sie von einer stürmischen Flut erfaßt, und dann wieder sank sie zurück, als gingen die zürnenden Wogen erbarmungslos über sie hinweg. — —

Walther arbeitete in seinem Bureau. Anfangs hatten die Buchstaben vor seinen Blicken getanzt, dann war doch allmählich sein Wille stärker geworden als seine sehnsüchtigen Gedanken.

Da legte sich eine Hand auf seine Schulter. Er blickte überrascht auf und sah Kesthelyis blasses, aber lächelndes Gesicht.

„Ich suche Altenberg," sagte Kesthelyi.

„Wenn der Graf nicht in seinem Bureau ist, so muß er wohl schon nach Hause gegangen sein; mich besucht er selten."

„Dann können wir ein wenig gemütlich miteinander plaudern."

Walther erhob sich ärgerlich. Kesthelyi mochte Zeit haben, gemütlich zu plaudern, aber daß er gerade ihn zum Gesellschafter seiner Mußestunden auswählte, kam ihm höchst ungelegen. Indes besann er sich und wies dem Baron einen Platz auf dem Diwan an. Die Dämmerung brach herein, und es war ohnedies Zeit, die Arbeit wegzulegen.

Kesthelyi schritt auf den Diwan zu, und da bemerkte der Ingenieur, daß sein Besucher ein wenig wankte; dazu die seltsam veränderte Stimme des Barons. Ein schlimmer Verdacht stieg in Walther auf, er warf dem Baron einen heimlich prüfenden Blick zu. Aber der Diwan, auf welchem sich Kesthelyi niedergelassen hatte, stand zwischen den beiden Fenstern völlig im Dunklen. Er nahm sein Cigaretten-Etui vom Schreibtisch und setzte sich zu Kesthelyi.

Kesthelyi sagte, er wollte nicht rauchen, er wäre nur gekommen, um ein wenig gemütlich zu plaudern.

Gemütlich! Walther wurde es immer ungemütlicher. Jetzt hielt er den Baron in der That für betrunken, denn dieser lehnte sich sanft an seine Schulter, und statt zu plaudern, schwieg er. Dabei atmete er fast keuchend. Und plötzlich umschlang der wunderliche Gast den entsetzt zurückfahrenden Freund und hielt ihn fest wie mit ehernen Klammern. Sein Haupt preßte sich an Walthers Brust, und dieser fühlte, wie der ganze hagere Körper Kesthelyis von einem Krampf geschüttelt wurde.

„Sie weinen!" schrie der Ingenieur auf. „Um Gottes willen, Sie weinen!" Walther, der selbst nicht weinen konnte, empfand mit höchstem Widerwillen, wie das Naß von Thränen seine Hände beträufelte. Er stieß den Baron von sich. „Aber was haben Sie nur!" rief er.

„Nichts, nichts!" sagte Kesthelyi, sprang auf und ging ein paarmal schwankend durchs Zimmer. Dann wieder glitt er auf den Diwan hin, an die Seite Walthers, und verfiel in Zuckungen.

„Ich werde Licht machen," sagte der Ingenieur, der sich von seinem Entsetzen einigermaßen erholt hatte. „Was ist Ihnen zugestoßen?"

„Nichts! nichts!" antwortete Kesthelyi mit röchelnder Stimme. „Fragen Sie nicht. Es ist gut, daß ich Sie fand. Lassen Sie mich nur!"

Allmählich beruhigte er sich. Walther blieb ganz still.

„Schwach bin ich," murmelte Kesthelyi; „er geht vorüber, der Anfall, er geht vorüber."

Er richtete sich mühsam auf, Walther stützte ihn dabei.

„Sie sollten doch den Arzt konsultieren," sagte er eindringlich. „Wenn Sie wollen, begleite ich Sie zum Arzt."

Kesthelyi lachte kurz auf. Das klang eher wie das Lachen eines Verrückten, als das eines Betrunkenen.

„Da hilft kein Arzt, lieber Freund," sagte er, „kein Arzt kann mir helfen. Was eben mit mir vorging, bleibt unser Geheimnis."

„Gewiß!" sagte der Ingenieur und tastete nach den Streichhölzern. „Aber jetzt will ich Licht machen!"

„Wozu?" sagte Kesthelyi, Walthers Hand fassend und heftig drückend. „Lassen Sie mich im Dunklen scheiden, quälen Sie mich nicht durch das Licht! Ich muß mich künftig im Dunklen zurecht finden."

Walther blieb ruhig stehen und vermied es, den Baron durch irgend ein Wort oder eine Bewegung zu reizen. So ließ dieser denn seine Hände los, strich sich über den Kopf, murmelte dann ein paar unverständliche Worte, nickte dem Ingenieur zu und ging zum Zimmer hinaus.

Walther zündete Licht an und sah nach-

denklich in die Flamme. Er wußte nicht, ob er recht daran gethan hatte, Kesthelyi allein gehen zu lassen, denn der Mann schien geistig gestört zu sein. Diese Aristokraten! Wahrhaftig, sie mochten Verwandte sein, diese beiden Leute aus altadeligem Blute, verwandt schon durch ihre nervöse Natur. Ruhe, Kälte, Festigkeit ihren Ausbrüchen und Schwächezuständen gegenüber, war das einzig Richtige. Er wollte sich weder über Kesthelyis noch über Maries Äußerungen weiter den Kopf zerbrechen.

Er verließ das Bureau, und als er nach Hause kam, erfuhr er, daß Marie schon zu Bett gegangen war. Er ging in das Schlafzimmer und fand sie ruhig atmend. — —

Zu derselben Zeit ordnete Altenberg seine Papiere für den bevorstehenden Umzug nach Wien. Da wurde an der Hausklingel gerissen, daß er jählings auffuhr.

Der Diener trat ein: „Herr Baron Kesthelyi."

Altenberg stand einen Augenblick starr.

„Führe den Herrn Baron herein," sagte er dann, „und du geh zu Bett; ich brauche dich heute nicht mehr."

Der Diener ging. Altenberg verschloß eilig einige Briefe im Pult. Da öffnete sich die Thür, der Diener ließ Baron Kesthelyi eintreten und dieser ging mit langsamen Schritten auf Altenberg zu, blieb, ohne zu grüßen, vor ihm stehen und sah ihm in die Augen.

Altenberg stand hoch aufgerichtet da und zuckte nicht mit der Wimper.

Es war ganz still im Zimmer.

Dann, nach langer Pause, sagte Kesthelyi: „Daniza hat dir heute geschrieben!"

Altenberg schwieg.

„Daniza hat dir heute geschrieben!" wiederholte Kesthelyi drohend.

„Du weißt es, gut!" entgegnete Altenberg.

„Ich weiß überhaupt alles, alles!" rief Kesthelyi mit funkelnden Augen, „was in dem Briefe steht und alles andere!"

Altenberg bog den Kopf etwas zurück. „Und warum kommst du um diese Stunde hierher?" fragte er.

„Ja, warum ich komme!" sprach Kesthelyi und schien sich zu besinnen. „Wir haben einander nichts mehr zu sagen," sprach er.

„Nun also?" fragte Altenberg.

Da schien Kesthelyi seinen Gedanken wiedergefunden zu haben. Er trat näher an den Grafen heran. „Wenn ich nun diesen Augenblick für den richtigen hielte?" Er griff in die Tasche. „Was meinst du? Wenn ich nun nicht länger warten wollte?"

Altenbergs Blick war kalt und finster. „Also gemeiner Mord statt des üblichen Duells?"

„Vielleicht!"

„Willst du meinen Mut auf die Probe stellen?"

„Gewiß nicht!"

„Was dann?"

„Meinen Mut habe ich erprobt!"

„Soll das nötig gewesen sein?"

„Vielleicht!"

„Bitte, entschließe dich also!"

„Unmöglich!"

„Was unmöglich? Mord oder Duell? Mir ist es einerlei!"

Kesthelyi trat einen Schritt zurück und fing zu lachen an. „Das glaube ich dir gern. Ja, du bist mutig!" sprach er. Dann ging er auf und nieder und rief mit einem Seufzer: „Es ist doch alles umsonst, weil ich selbst keinen Mut finde!"

Altenberg folgte den Bewegungen des Barons mit dem Blicke. Seine Miene drückte das größte Erstaunen aus.

„Kurz und gut, ich habe Daniza verziehen!" fuhr Kesthelyi im Tone der gewöhnlichen Unterhaltung fort. „Konnte ich anders? Und so ist es wohl das Beste, wir bleiben scheinbar die Alten. Also abgemacht, wir bleiben scheinbar die Alten!"

„So liegt die Sache? Ich verstehe!" sagte Altenberg.

„Das verstehst du?" fragte Kesthelyi plötzlich wieder wild aufbrausend und blieb vor ihm stehen.

„Nun, wenn du so deutlich sprichst, muß ich doch verstehen. Um Danizas willen schonst du mich!"

„Du verstehst mich nicht!" schrie Kesthelyi mit dem Fuße aufstampfend. „Du bist eben nur ein gewöhnlicher, ein ganz —" Er maß Altenberg verächtlich vom Kopf bis zu den Füßen. „O, schon damals beim Bogumilengrabe, damals hätte ich dich töten sollen," sprach er, „ich bemerkte es wohl, daß du mit Daniza flüstertest. Und schon

früher, ja, vom Augenblick an, da ich Daniza liebte, wußte ich, daß sie mich betrog!"

„Du wußtest? Dann hast du mir jetzt nichts vorzuwerfen!" entgegnete Altenberg schnell.

„Nichts vorzuwerfen? Ich glaube es selbst," sprach Kesthelyi nach einer Pause, wie wenn eine neue Seite der Frage deutlich geworden wäre. „Nun denkst du wohl, daß du mich auch verachten kannst, weil ich wußte und duldete?" Er schwieg wieder und blickte, als ob er in die Ferne sähe. „Aber es war kein helles Wissen," hob er wieder an, „es giebt ein Wissen, das im Kopfe, und ein Wissen, das im Herzen sitzt! Mein Herz wußte alles, aber mein Kopf hat es erst heute erfahren."

Altenberg kreuzte die Arme über der Brust und lehnte sich an den Schreibtisch.

„Warum soll ich dich jetzt töten?" fragte Kesthelyi mit demselben entfremdeten Blicke. „Ich zwang wohl auch Daniza, mir zu folgen. Dich liebte sie! Ich zwang sie zur Lüge! Ich war ein Verräter an der Lehre Bogumils, wie weiland König Ostoya. Mich allein trifft alle Schuld!"

Altenberg verzog die Lippen.

„Du lächelst über diese Lehre! Thu das nicht! Heute hat dich Walther zum Ehrenbogumilen vorgeschlagen. Dich! Und du lächelst! Walther ist der Gatte Maries," fuhr Kesthelyi, ihm wieder nähertretend, fort. „Verstehst du? Ihr Gatte!" Er faßte Altenberg an der Schulter. „Wann wird auch Walther so vor dir stehen, wie ich vor dir jetzt?" sprach er leise, ihn geisterhaft anstarrend.

„Vilmos!" schrie Altenberg und stieß ihn zurück.

„Ich weiß alles, alles!" keuchte Kesthelyi. „Du selbst hast mir vor vielen, vielen Jahren von deiner Liebe erzählt; und ich kenne Marie und dich!" Er ging zum Fenster und riß es auf. „Dort," sagte er, hinausdeutend, „dort führt dich dein Weg hin! Der dort weiß es nicht, das Wissen des Herzens aber hat er vielleicht schon jetzt!"

„Vilmos!" knirschte Altenberg. „Du bist toll!" Er zog Kesthelyi vom Fenster und verschloß es. Dann stellte er sich selbst, wie zur Abwehr, davor.

„Toll?" sagte Kesthelyi und ging einige Schritte zur Thür. „Ich bin gewiß nicht toll!" Mitten im Zimmer blieb er stehen und schüttelte den Kopf. „Hörst du nichts?" fragte er Altenberg, der regungslos in der Fensternische verharrte. „Weiß Gott, den ganzen Abend höre ich Musik! Während ich mit dir spreche, klingt es zwischendurch; es ist eine erhabene, furchtbar erhabene Melodie!" Er beugte sich lauschend vor. „Wenn ich jetzt Notenpapier da hätte, könnte ich die Melodie aufschreiben!" Er sah wieder zu Altenberg hin. „Verstehst du das auch?" fragte er.

Aber Altenberg regte keine Muskel und sprach kein Wort.

Kesthelyi richtete den Blick empor und wandte sich zum Gehen. Wie ein Nachtwandler ging er hinaus und durchschritt die Straßen. Er kam nach Hause, stieg die Treppe hinauf, zündete Licht an und setzte sich an den Flügel.

So spielte er, suchte die Melodie und sah mit entzückten Blicken vor sich hin, als die Thür hinter ihm sich öffnete und eine weiße Gestalt erschien. Er sah sie im Spiegel, aber achtete nicht darauf. Es war Daniza im Nachtgewande, eine Kerze in der Hand.

„Aber Vilmos," rief sie ihm zu, „so höre doch endlich mit deinem wahnsinnigen Gehämmer auf! Verlangst du, daß ich dabei schlafen soll?"

Kesthelyi wandte sich halb um und erhob eine Hand. „Still doch!" sagte er. „Das ist König Ostoyas Klagegesang!"

## Der Bogumilensohn.

Ferrys Garçonwohnung war ein Muster von Chic. Drei Zimmer in der ersten Etage eines neuen Hauses der Franz-Joseph-Straße: ein Arbeitszimmer — das heißt, ein Raum, wo Ferry Siesta zu halten und zu rauchen pflegte —, ein Schlafzimmer und ein Toilettezimmer. An den Wänden des Arbeitszimmers hingen Sportbilder und Trophäen, Wolfsfelle und Bärenfelle bedeckten den Fußboden. Auf zwei Tischen lagen wappenverzierte Cigarrentaschen und Albums, die mit Photographien renommierter Theaterschönheiten angefüllt waren.

Der wiedergenesene Besitzer all dieser

Herrlichkeiten blätterte in einem Stoß von Papieren.

„Was machst du da eigentlich?“ fragte Oberlieutenant Szentmaros, der, auf dem Diwan sitzend, das ungewöhnliche Treiben seines Freundes längere Zeit mißvergnügt beobachtete. „Du wirst doch die Liebesbriefe nicht etwa jetzt beantworten wollen?“

„Schöne Liebesbriefe das!“ brummte Ferry. „Liebesbriefe in Hanfconverts!“

„Ah!“ sagte Szentmaros, „also Tretbriefe! Rechnungen! Ich kenne das!“

„Weißt du,“ fragte Ferry, sich zum Freunde zurückwendend, „wieviel ich dem Gärtner allein schuldig bin?“

„Kann mir's denken!“

„Zweihundert Gulden,“ sagte Ferry. „Und Rodeck in Wien fordert für zehn gelieferte Cigarrentaschen hundertfünfzig Gulden. Das ist unverschämt! Von den Schneider- und Schusterrechnungen gar nicht zu reden. Und alle diese Leute verlangen jetzt plötzlich Geld.“

„Aber deine Wäsche brauchtest du nicht in Wien waschen zu lassen,“ meinte Szentmaros. „Wenn es so knapp geht, denke ich, könntest du dich doch ein wenig einschränken.“

Ferry lachte grimmig auf und setzte sich zu Szentmaros auf den Diwan. „Was soll ich thun?“ fragte er.

„Pumpen!“ erwiderte Szentmaros gleichmütig. „Pumpen oder versetzen!“

„Versetzen?“ rief Ferry. „Für Reitpeitschen, Photographien und Bärenfelle giebt kein Jude was. Meine Gold- und Silbersachen sind schon beim Juden und die Uhr auch. Geld muß ich haben! denn der Beamtenverein, bei dem ich vor drei Monaten einen Vorschuß nahm, ist jetzt am allerdringlichsten. Geld muß ich haben!“

„Also doch pumpen!“ sagte Szentmaros. „Du mußt den General anpumpen, der ist reich und du bist jetzt sein Intimus.“

„Den General?“ Ferry sah den Sprecher erstaunt an. „Naive Seele! Der General ist ein Engländer. Du kennst die Engländer nicht. Er würde mich wohl ein Jahr lang verpflegen und mit dem teuersten Bordeaux tränken, aber ich glaube kaum, daß er mir zehn Gulden bar leihen würde.“

Szentmaros wurde nachdenklich. „Ich weiß sonst keinen Kapitalisten in Sarajewo,“ sagte er. „Aber eine Idee hätte ich noch: verkaufe dein Pferd!“

„So! Und womit soll ich dann reiten? Das Reiten ist mein einziges Vergnügen, das weißt du!“

Der Oberlieutenant antwortete nicht.

„Du machst mich schrecklich nervös durch dein unheimliches Schweigen!“ rief Ferry. „Du hast kein Gefühl für meine Situation. Mensch, bedenke, daß ich zu alledem noch heiraten soll!“

„Muß das wirklich sein?“ fragte Szentmaros und hüllte sich in mächtige Rauchwolken.

„Es muß sein,“ sagte Ferry in fast entschuldigendem Tone. „Gitty liebt mich, sie ist meinethalben schwer erkrankt, sie ist mir auch ganz sympathisch; ich kann sie nicht unglücklich machen und sitzen lassen!“

Szentmaros blickte ihn groß an. „Weißt du, du bist eigentlich ein edler Mensch!“

Ferry schien nur das Mitleid aus des Freundes Ausruf für sich zu beanspruchen. Er seufzte. „Ich hatte mir meine Zukunft freilich anders ausgemalt,“ sagte er, „ich glaubte, eine reiche Partie müßte sich doch für mich finden, so eine Schotterpartie!“

„Ja, eine Schotterpartie!“ wiederholte Szentmaros, ebenfalls seufzend, „das war auch mein Ideal, aber ich habe mich trotzdem verliebt, zu Hause, in Ungarn, in eine, die keinen Schotter hat. Wir schreiben uns noch, aber was nützt das, sie hat ja nicht einmal die Kaution, und da müssen wir halt doch warten, und das ist bitter. Und in eine andere habe ich mich bis jetzt leider nicht verlieben können!“

„Das erzählst du mir erst heute?“ rief Ferry. „Du bist ein edler Mensch, ich bin es nicht, denn du scheinst wirklich verliebt zu sein.“

Szentmaros erstaunte. In dieser Beleuchtung hatte er sich noch nicht gesehen. Aber da Ferry es sagte, mußte er doch wohl besser sein, als er bisher geglaubt hatte. Er blickte den Freund wohlwollend an: „Kannst du denn Gitty gar nicht lieben?“ fragte er, mit dem Wunsche, ihm zu helfen.

Ferry zuckte die Achseln. „Ich habe grenzenloses Mitleid mit der Armen und unbedingte Achtung.“

Szentmaros schmunzelte. „Aha," sagte er, „die Daniza steckt dir noch im Kopfe."

„Daniza," rief Ferry lachend, „die war so eine Eselei von mir. Nichts weiter! Ich habe dir das oft genug erklärt."

„Eine Eselei — ganz richtig," sagte Szentmaros gelassen. „Es werden sich noch andere bei Daniza die Finger verbrennen, zum Beispiel der Treuenschwerdt. Gut, daß du klug geworden bist. Aber ich fürchte, du machst eine zweite Eselei, eine schlimmere. Denn eine Heirat ohne Liebe und ohne Geld, aus purem Erbarmen mit dem Mädel —"

„Mädel?" Ferry brauste auf. „Mädel? Und Eselei? Lieber Freund, respektiere meine Gefühle für Gräfin Gitty. Sie ist eine Dame und kein Mädel."

„Na, na," sagte Szentmaros beschwichtigend, „mir kann's recht sein, wenn du dich nicht täuschst und dich Gitty wirklich so rasend liebt, wie du sagst."

Ferry richtete sich auf und warf dem Sprecher einen mitleidigen Blick zu. „Es ist leider außer Frage, daß mich Gitty ganz kolossal liebt. Übrigens," setzte er hinzu, „könntest du mich jetzt zu Wokurkas begleiten."

„Jetzt? Auf der Stelle?"

„Ja, ich will heute noch um Gitty anhalten. So was thut man am besten schnell ab. Vielleicht bessert sich auch meine Lage. Ich habe eine alte reiche Tante, und außerdem brauchen wir nicht auf der Stelle zu heiraten. Gitty kann warten, sie ist jung. Sie soll vor allem sehen, daß ich sie nicht unglücklich machen will."

Szentmaros erhob sich, setzte die Kappe auf und zog die Säbelkuppe zurecht. „Du getraust dich also nicht allein hin?" sagte er. „Soll ich vielleicht für dich anhalten?"

„Lächerlich!" rief Ferry. „Ich meine, du sollst mich ein Stück Weges begleiten, ich hätte noch so vieles mit dir zu besprechen, es ist doch ein ernster Weg, den ich jetzt gehe."

Der gutmütige Szentmaros sah das ein, und die beiden edlen Menschen machten sich alsbald auf den Weg.

Sie gingen Arm in Arm durch die Franz-Joseph-Straße; Ferry aber wurde um so einsilbiger, je näher er der Wohnung Wokurkas kam. Nicht, daß ihm sein Vorsatz, sich heute noch mit Gitty zu verloben, bange gemacht hätte. Er suchte nur im Geiste nach passenden Worten für eine schöne Anrede und malte sich eine rührende, unendlich rührende Scene aus, bei der er selbst eine ganz hervorragende Rolle zu spielen gedachte.

Der ernste, auch äußerlich immer ernster werdende Weg — man hatte die Miliatschka-Brücke überschritten und war in eine enge Gasse eingebogen — zwang ihn, mehrmals im Gehen innezuhalten und mit besorgten Blicken nach seinen tadellosen Lackstiefeln zu sehen. Das Pflaster dieser Gasse konnte dem Schuhwerk höchst gefährlich werden.

Szentmaros fühlte sich veranlaßt, einige Bemerkungen über passende und elegante Fußbekleidung und über den Mangel guter Schuster in Sarajewo zu machen.

„Fuchs in Wien allein ist möglich," bemerkte Ferry.

„Aber," meinte Szentmaros, „Fuchs ist zu teuer, deine Knöpfelschuhe haben gewiß zwanzig Gulden gekostet."

„Fünfundzwanzig!" sagte Ferry stolz.

„Das ist ja die reine Verschwendung!" rief Szentmaros.

„Freilich!" Ferry dachte mit einer unbehaglichen Empfindung an die Wahrscheinlichkeit, künftig auf die Lieferung der Firma Fuchs verzichten zu müssen.

„Nein, länger humple ich dir nicht mit!" sagte Szentmaros. „Ich muß meine Schuhe schonen, ich hab das Geld nicht so zum Hinausschmeißen wie du. Ich gehe ins Café und erwarte dich dort. Bin sehr neugierig auf den Ausgang!"

Ferry blieb stehen und sah den Kameraden fragend an.

„Herkules am Scheidewege!" sagte Szentmaros.

„Ja," entgegnete Ferry schlagfertig, „die Würfel sind gefallen, ich gehe über den Rubikon."

Die beiden edlen Menschen trennten sich.

Wenige Minuten später zog Ferry die Hausklingel bei Wokurkas, dabei sah er zu den Fenstern des ersten Stockwerkes hinauf und erwartete vielleicht Danizas Gesicht zu sehen. Er war auf den Anblick vollständig gefaßt; er hatte ein halb zorniges, halb verächtliches Gefühl, wenn er an Daniza dachte. Aber Daniza zeigte sich nicht.

Anna, die dicke Köchin der Rätin, öffnete die Hausthür. Er gab seine winzige, nach englischem Muster angefertigte Karte dem Mädchen, und dieses ging eilig damit fort. Und nun stand er im Korridor und wartete; die wohlbekannte Räumlichkeit brachte ihm die letzte Begegnung mit Gitty und die darauf folgenden Scenen wieder in Erinnerung. Plötzlich begann sein Herz heftig zu pochen, er fühlte sogar ein leichtes Beben der Knie. Das Mädchen kam wieder und bat ihn einzutreten. Die Damen wären zu Hause, sagte sie, der Herr Rat aber befände sich noch in der Kanzlei.

Ferry empfand es als einen Segen, daß der Rat nicht da war. Er fürchtete den ernsten klaren Blick des alten Herrn. Zu jeder aufopfernden That bereit, überschritt er die Schwelle des Salons. Aber binnen einer Minute war er in völlig veränderter Stimmung.

Von Rührung bei den Damen nicht die Spur, nur er war innerlich erschüttert, als er die Wiedererstandene neben der Tante auf dem Diwan sitzen sah.

Die dicke Gitty hatte er zu finden erwartet, und da saß neben der Gräfin Wokurka ein reizendes, beinahe schlankes Geschöpf, das allerdings im übrigen der dicken Gitty aufs Haar glich. Aber die blauen treuherzigen Augen blickten heute fremd und kühl.

Er bemerkte nicht, daß bei seinem Eintreten Gitty die Hand der Tante erfaßte und sie nicht wieder losließ, solange er anwesend war. Die Damen hatten ihn mit ruhiger Freundlichkeit begrüßt.

Wovon er sprach? Er wußte es nicht. Die Worte kamen ihm unbeholfen über die Lippen. Er sprach von seiner Freude, die Gräfin wieder wohl zu sehen, wiederholte ein und denselben Satz oftmals, bis endlich sein kleiner Wortschatz gänzlich versiegte.

Nun redete Gitty. Sie dankte sehr freundlich für seine Nachfrage. Die liebliche Stimme klang schwach, viel schwächer als früher, aber sie vibrierte nicht ein einziges Mal.

Und jetzt hätte Ferry am liebsten weinen mögen. Das Blut schoß ihm in den Kopf, er fühlte, daß seine Ohren glühten, und innerlich verdammte er seinen Freund Kesthelyi, der ihm von Gittys grenzenloser Liebe gesprochen hatte, einem Gefühle, das sicher nie außerhalb des Bereiches seiner verrückten Einbildungskraft existiert haben konnte. Und schließlich sprang er mit einem jähen Ruck auf, stammelte etwas Verworrenes und stürzte förmlich aus dem Hause, das er als Verlobter Gittys zu verlassen gedacht hatte.

Nun achtete er auf die Fuchsschen Schuhe nicht mehr, obgleich ihm die Sohlen brannten; er glaubte in den wenigen teilnahmslosen Bosniaken, die ihm begegneten, ebensoviel höhnende Feinde zu sehen. Jetzt wußte er, daß er die dicke Gitty hätte leidenschaftlich lieben können, wenn sie ihn nicht so kühl abgewiesen. Ja, kühl abgewiesen! Oder lag etwas anderes in den Worten und Mienen Gittys als kühle Abweisung? Vielleicht! Vielleicht noch Schlimmeres: Spott und Hohn.

Wie er so hineilte, eilten ihm die Gedanken nach gleich drängenden Gläubigern; und es waren auch Gedanken an wirkliche drängende Gläubiger darunter. „Das ist ja innig!“ knirschte er und gebrauchte unbewußt das zarte Lieblingswort seines Freundes als eine Art Fluchformel.

Kaum eine halbe Stunde früher hatte er auf demselben Wege über Lackstiefel philosophiert. Er konnte jetzt ins Café gehen und mit Szentmaros weiter philosophieren.

Aber er ging nach Hause. In seinem Arbeitszimmer warf er sich auf den Diwan und brütete vor sich hin. Sein Reitbursche kam mit der Meldung, daß der General mit seinem Diener unten warte.

„Aufsatteln!“ befahl Ferry. „Schnell aufsatteln!“

Beinahe hätte er den guten General vergessen, mit dem er für den heutigen Nachmittag eine Reitpartie verabredet.

Er eilte hinunter.

Sir Marmadukes Schimmel war unruhig.

„Ich bin schon zweimal hier gewesen!“ rief der General Ferry in englischer Sprache entgegen. „Ich liebe die Pünktlichkeit.“

Karadok, der prächtige Rappwallach Ferrys, wurde vorgeführt.

Ferry schwang sich in den Sattel und murmelte etwas wie eine Entschuldigung. Der Ton des Generals hatte ihn verletzt. Sir Marmaduke und Miß Fullerton bevor-

wundeten ihn, seitdem er im Hause des ersteren Wundpflege und Gastfreundschaft genossen hatte.

Aber gerade heute wollte er nicht durch den alten britischen Haudegen an seine zweifelhafte Pünktlichkeit gemahnt sein.

Der General störte Ferry nicht weiter in seinen bitteren Empfindungen. Die beiden Herren ritten schweigsam zur Stadt hinaus. In respektvoller Entfernung folgte der Diener des Generals auf einem bosnischen Doppelpony.

Die Straße zog sich dicht neben dem schäumenden Wasser der Miliatschka hin. Rechts und links erhoben sich malerisch geformte kahle Felsen; hier und dort that sich ein Blick in ein schmales, mit niedrigen Eichen spärlich bewaldetes Seitenthal auf.

Eine halbe Stunde mochten die drei geritten sein, da zeigte sich der kühne Bogen der Cosia-Cupria, der Ziegenbrücke. Man ritt über die Brücke, das Brausen der Miliatschka erfüllte die Schlucht. Hastig wälzten sich die Wasser, die von roter Farbe waren wie frischgebrannter Thon, durch die Felseneinöde.

Ferry war ein guter Reiter, und einem guten Reiter dürfen die Gedanken, sobald er zu Pferde sitzt, nicht über das Pferd hinausgehen. Aber heute ließen sich die Gedanken nicht zwingen. Er sah melancholisch in das Wasser der „blutigen“ Miliatschka hinunter; dabei ließ er die Zügel fahren, und da stolperte Karadok.

Es war eben ein Unglückstag heute. Ferry stieg ab und untersuchte den Huf des Pferdes: Karadok hatte sich einen kleinen spitzen Stein tief in den Huf getreten.

„Auch das noch!“ Ferry bemühte sich, den Stein zu entfernen. Aber dieser hatte sich neben dem Eisen fest eingeklemmt und war mit den Fingern nicht herauszukriegen. Ferry suchte in den Taschen: kein Instrument, das ihm hätte helfen können.

Der General sah ihm eine Weile kopfschüttelnd zu, dann stieg er selbst ab und übergab dem Diener die Zügel. Darauf zog er ein großes Taschenmesser hervor. „Sie sollen niemals reiten ohne dieses,“ sagte er und bohrte den Stein aus dem Huf heraus.

„Ich bin Ihnen außerordentlich zu Dank verbunden,“ entgegnete Ferry, dessen Selbstgefühl durch die fremde Hilfe nicht gehoben wurde.

Der General steckte das Messer wieder ein und strich dem Pferde über die Vorderbeine. „Ich habe Sie während des Reitens beobachtet,“ sagte er, „der Gaul ist hinten noch kräftig, aber vorn taugt er nicht viel. Er ist struppiert auf den Vorderfüßen!“

„Mag sein,“ erwiderte Ferry übellaunig. „Mir scheint, alles, was ich bin und habe, taugt nichts.“

Sir Marmaduke heftete wieder einen scharfen Blick auf sein Gesicht. „Setzen Sie sich mit mir. Wir wollen rauchen,“ sagte er und wies auf eine Felstafel am Wege.

Ferry gehorchte und setzte sich mit dem alten Herrn auf den Stein. Der Diener führte die Pferde langsam auf und nieder. Der General bot Ferry seine Cigarrentasche. Beide fingen zu rauchen an. Ferry fühlte sich ganz willenlos und that mechanisch, was der General angab.

„Wenn Sie das Pferd verkaufen können, sollten Sie es thun,“ sagte dieser, „es ist unsicher, einen Gaul mit schwachen Vorderbeinen zu reiten. Er stolpert und wirft Sie über den Hals.“

„Das wäre auch kein Unglück,“ brummte Ferry. „Wenn ich das Genick bräche, wäre mir's eben recht. Es ist ein Hundeleben!“

Der General nickte bedächtig.

„Ja, es ist ein Hundeleben,“ sagte Ferry lauter, „und ich habe Lust, mich totzuschießen.“

„Das ist eine gute Idee,“ sagte der General freundlich.

Ferry sah ihn betroffen an, aber seine Verdrießlichkeit wuchs. „Finden Sie das auch, daß es am besten für mich wäre, wenn ich mich erschösse?“ fragte er mit höhnischem Lächeln.

Der General blieb ruhig und freundlich. „Ich weiß nicht,“ entgegnete er, „vielleicht ist das Erhängen sicherer.“

Ferry starrte vor sich hin. Der alte Herr war sonderbar, geradezu unheimlich.

„Ich habe mich in Ihrem Alter zweimal erschossen,“ sagte der General.

„Zweimal erschossen?“ Ferry fuhr empor.

„Ja, einmal wegen einer verlorenen Wette und ein anderes Mal wegen einer jungen Miß.“

„Aber Sie leben glücklicherweise noch!“

„Ja,“ ſagte der General, „ich lebe noch, weil ich ſchlecht geſchoſſen habe. Und warum wollen Sie ſich erſchießen? Wegen einer verlorenen Wette?“

„Nein.“

„Wegen einer jungen Miß?“

Ferry ſchwieg.

„O,“ ſagte der General, „die jungen Miſſis ſind böſe, aber die alten ſind gut. Warten Sie, bis die junge Miß alt wird, dann wird ſie gut werden, wie Miß Fullerton.“

Ferry ſah den General von der Seite an. Das alte rote Geſicht war ſo unbeweglich. Spotten wollte er ſicherlich nicht, dennoch klang das alles wie Spott. „Alle Leute können nicht warten,“ verſetzte er.

„Alſo Sie wollen die junge Miß heiraten?“

„Nein. Sie will mich ja gar nicht.“

„O, dann brauchen Sie ſich nicht zu töten,“ ſagte der General. Und dann ſetzte er ſchnell und beſtimmt hinzu: „Nächſten Monat reite ich in die Türkei, Sie ſollen mit, das wird luſtig werden. Wir reiten dieſe Straße, ſie führt in die Türkei. Ich reite täglich hierher und freue mich, weil das mein Weg iſt.“ Er deutete vergnügt auf die Straße. „Sie müſſen mitreiten!“

„Ich kann nicht,“ entgegnete Ferry, dem der General immer rätſelhafter wurde.

„Sie müſſen!“ rief der General. „Sie müſſen!“

„Ich kann wirklich nicht,“ ſagte Ferry, ihn mit großen Augen anblickend.

„Goddam!“ ſchrie der General, die Cigarre wegſchleudernd und ſie mit dem Fuße zertretend. „Haben Sie Schulden, ſo bezahle ich ſie!“

Ferry war ganz verblüfft. „Das iſt es nicht allein,“ ſagte er ſtockend, „ich bin Beamter, würde jetzt keinen Urlaub bekommen!“

Da ſprang der General auf, reckte die Arme, ging erregt auf und nieder und ſchien in großem Zorn zu ſein. „So laſſen Sie den Urlaub und kommen Sie mit; ich will es! Laſſen Sie die Beamten, ich will es, daß Sie mitkommen!“

„Ja, wie denken Sie ſich das, Herr General? Es iſt rein unmöglich!“ ſtotterte Ferry in großer Verwirrung.

Der General trat vor ihn hin und bewegte die Fäuſte, als ob er ihn niederboxen wollte. „Wie ich das denke?“ rief er. „Sie reiten mit mir in die Türkei und dann wieder zurück und dann bleiben Sie bei mir für immer. Aber Sie dürfen nicht heiraten und zu Miß Fullerton nie mehr Mama ſagen! Miß Fullerton iſt ſchuld, daß ich keinen Sohn habe. Und nun will ich einen Sohn haben; das ſoll die Strafe ſein für Miß Fullerton!“

„Herr General!“

„Überlegen Sie,“ befahl Sir Marmaduke, „ich ſpaße nicht. Wenn Sie einverſtanden ſind, gehen wir morgen zu Mr. Freemantle und Sie ſind mein Bogumilenſohn.“

„Bogumilenſohn?“ fragte Ferry.

„Ja,“ ſagte der General. „Ich habe, während Sie krank waren, viel mit Baron Keſthelyi über den Bogumilismus geſprochen. Jetzt verſtehe ich ihn ganz gut. Und ein Bogumilenſohn,“ ſchloß er, „das heißt ſo viel als ein Kind nach freier Wahl der Liebe.“

Love's selection, hatte der General geſagt, ganz trocken geſagt, als ob er einen terminus technicus ausſpräche. Dabei aber hatte es in dem alten verwetterten Geſicht gezuckt wie von einer tiefen mühſam verhaltenen Bewegung.

War es jetzt nicht für Ferry an der Zeit, gerührt zu ſein? Dieſer Umſchwung der Verhältniſſe, die Ausſicht auf eine glänzende ſchuldenfreie Exiſtenz! Ferrys Gedanken wirbelten, und er machte dabei eine ziemlich einfältige Miene.

„Goddam!“ ſagte der General. „Wie lange wollen Sie noch ſtehen und mich anſtarren? Wir müſſen jetzt nach Hauſe reiten, es wird ſonſt zu ſpät.“ Sir Marmaduke wandte ſich den Pferden zu.

### Syſtemwechſel.

Noch waren kaum acht Tage verfloſſen, ſeit die Wiener Zeitung Altenbergs Ernennung zum Hofrat im bosniſchen Miniſterium verlautbart hatte, und ſchon brachte ſie eine neue Verlautbarung, die diesmal alle Staatsdiener Bosniens in begreifliche Aufregung verſetzte.

Die Nachricht betraf den Leiter des Mi-

nisteriums selbst. Er hatte demissioniert. Ein neuer Mann, ein berühmter ungarischer Parlamentarier, aber ein Fremdling im Reiche der Beamtenwelt, war bereits mit dem bosnischen Portefeuille betraut worden.

Im nichtamtlichen Teil der Wiener Zeitung standen lange biographische Aufsätze über den Exminister und seinen Nachfolger. Auch die übrigen Blätter des Reiches beschäftigten sich lebhaft mit dem plötzlich vor sich gegangenen Ministerwechsel, der nach dem allgemeinen Urteile auch einen Systemwechsel zum Heile des occupierten Landes bedeuten sollte.

Die liberale Presse zumal wies darauf hin, daß der neue Minister längst in den Delegationen die Schäden der bisherigen politischen Verwaltung Bosniens einer scharfen Kritik unterzogen hatte. Durch diese Kritik, hieß es, habe er endlich den Mann zu Falle gebracht, dessen Amt er nun selber bekleidete. Und man beglückwünschte Bosnien zu seinem neuen Chef.

Ein ungarisches Blatt, das Organ der äußersten Linken, aber brachte anläßlich des Ministerwechsels einen Artikel, der in großen Lettern folgende Überschrift trug: „Die Bogumilen, ein Kulturbild aus Neu-Österreich." Das Blatt ging in Sarajewo von Hand zu Hand. Gleich zu Anfang des Artikels wurde bemerkt, daß unter den Bogumilen nicht die alten bosnischen Häretiker, jene wunderlichen Verfechter der freien Liebe, die im fünfzehnten Jahrhundert durch das Schwert der Moslems ein romantisches Ende gefunden, sondern aristokratische Streber und Streberinnen, noch lebende kaiserlich-königliche Beamte und deren Frauen gemeint seien, die, von einem gewissen Grafen und Malteserritter geleitet, in Bosnien eine neue Sekte mit dem alten Titel gegründet hätten, einen Geheimbund zu gegenseitiger Protektion und zur Förderung romantischer Willkür gegenüber einem macht- und rechtlosen fremden Volksstamm. Dann folgte ein märchenhafter Bericht über die „Orgien" des Bogumilenklubs in Sarajewo. Zum Schlusse wurde die Frage aufgeworfen, ob der neue Bogumilismus auch mit dem Grafen und Oberbogumilen in das neue Ministerium einziehen und vielleicht als Staatsreligion für Bosnien proklamiert werden solle.

Offenbar hatte der Verfasser des Kulturbildes nur die Absicht, dem Grafen zu schaden. Er zeigte sich in allem, was den Grafen allein betraf, auffallend gut unterrichtet, während er im übrigen seiner Einbildungskraft die Zügel schießen ließ.

Nur der Name Altenbergs war genannt, die Mitglieder des Klubs trugen erfundene Namen und waren ganz aus der Luft gegriffene Gestalten. Außer der Entführung Danizas wurde kein anderer thatsächlicher Vorgang aus dem Bereiche der neuen Bogumilen erwähnt und das Wort „Bogumilismus" überhaupt nur als Schlagwort für die leidige Protektionswirtschaft ausgespielt.

Beamte, die mit dem alten System unzufrieden waren, gönnten dem Grafen diese Art dichterischer Verherrlichung, die ihm leicht den Eintritt in das neue Ministerium erschweren konnte. Denn außerhalb Bosniens schien man das Kulturbild ernst zu nehmen. Russische Blätter druckten den Artikel in wortgetreuer Übersetzung ab und gaben Kommentare dazu. Der „Graschdanin" und der „Rußkij Vjstnik" schlugen die Lärmtrommel. Man wolle das bosnische Volk vergewaltigen. Man müsse dem Kulturbild unbedingten Glauben schenken, da es in einem ungarischen, also slavenfeindlichen Blatte entworfen sei. Das Kulturbild beweise, daß Österreich unfähig wäre zu jeder Kulturmission in den Balkanstaaten.

Nicht wenig überraschte es, daß Graf Altenberg, der in der Stadt seine Abschiedsbesuche machte, ganz aus seiner gewöhnlichen, zugeknöpften Art heraustrat und selbst von dem Kulturbild zu reden anhob und als den Verfasser desselben Monsieur Baburin, den russischen Konsul in Sarajewo, bezeichnete.

Der Konsul habe einen besonderen Grund, ihn zu hassen, bemerkte der Graf, denn er, Altenberg, habe schon einmal den Wühlereien der Russen einen bösen Streich gespielt, deren Diplomatie nicht immer so diplomatisch sei, wie man das gewöhnlich annehme. Altenberg gab scherzend zu, daß der einzige schlaue Zug Monsieur Baburins der gewesen, seinen Schmähartikel in ein ungarisches Blatt zu schmuggeln; so konnte die Welt getäuscht werden, denn die Stimme eines Russen werde man wohl am wenigsten aus einem ungarischen Organ heraushören wollen.

Man fragte den Grafen, ob er nicht seine

Anſicht über die Urheber des Schmähartikels öffentlich ausſprechen werde; aber der Graf meinte, es genüge ihm, das ſeinen Freunden gegenüber feſtgeſtellt zu haben, und er bedaure nur die armen Bogumilen, die bei der Sache am ſchlimmſten weggekommen.

Monſieur Baburin, der in Sarajewo anweſend war und dem man gewiß von den Enthüllungen Altenbergs berichtet haben mochte, verhielt ſich ſtill.

Auf einer Soiree im engliſchen Konſulat (Mr. Freemantle gab das Feſt zu Ehren des ſcheidenden Grafen) erſchien dieſer wieder in beſter Laune. Monſieur Baburin hatte in letzter Stunde abſagen laſſen. Altenberg beglückwünſchte Ferry zur bevorſtehenden Adoption. Er ſprach ſich auch zu Ferry und anderen ſehr anerkennend über den neuen Miniſter aus, fügte aber gleichzeitig hinzu, daß er die Segnungen des Syſtemwechſels werde nicht mitgenießen können, da er ſich fortan einzig und allein den Pflichten des Malteſerordens zu widmen und nur nach Wien zu reiſen gedenke, um dort ſeinen Abſchied zu nehmen.

Dieſe allerneueſte Äußerung Altenbergs machte alsbald die Runde durch den Beamtenkreis der bosniſchen Hauptſtadt. Der Graf war alſo doch dem Syſtemwechſel zum Opfer gefallen! Er mochte das einkleiden, wie er wollte, ſein ſeltener Humor fand die natürlichſte Erklärung. Es war der richtige Galgenhumor. Darüber wurde man bald einig.

Wer noch fallen ſollte, fragte man ſich, und blickte nach oben. Die Stellung des Civilatlatus, deſſen einziger Vertrauensmann Altenberg geweſen, ſchien erſchüttert.

Walther war tief verſtimmt durch das Gerede der Beamten. Wo man ging und ſtand, hörte man die Worte: „Syſtemwechſel“ — „Kulturbild“ — „Altenberg“ — „Bogumilismus“.

Er glaubte Altenberg beſſer zu kennen. Nach ſeiner Anſicht that man dem Grafen entſchieden unrecht, wenn man ihm nun, da er vom Amte ſchied, nur üble Nachrede zollte.

Er zieh Ferry der Leichtfertigkeit, weil auch dieſer, gleich den übrigen, mit einem verächtlichen Mitleid von Altenberg ſprach. Vollends verblüfft aber wurde er durch Vilmos Keſthelyi.

Er begegnete dem Baron auf dem Heimwege von der Kanzlei. Vilmos ging Arm in Arm mit Treuenſchwerdt und Szentmaros. Die drei Herren ſchienen in der vergnügteſten Stimmung.

„Unſere Aktien ſteigen!“ rief der Baron dem Ingenieur zu.

„Welche Aktien?“ fragte Walther. „Ich beſitze keine Aktien.“

„Nun, ich meine,“ erwiderte Keſthelyi, „unſere Bogumilenaktien. Jetzt ſpricht endlich alle Welt von den Bogumilen, ſelbſt die Franzoſen und die Ruſſen. Das Wort wird populär.“

„Ja,“ ſagte Szentmaros, „wir werden berühmt!“

„Stimmt! ſtimmt auffallend!“ beſtätigte Treuenſchwerdt.

„Ich dächte,“ ſagte Walther zu Keſthelyi, „gerade Sie müßten durch die Verunglimpfung des Bogumilismus im höchſten Grade empört ſein.“

„Oho, ich?“ rief Keſthelyi. „Das kommt doch nur unſerer Sache zu gute. Die Welt nimmt wenigſtens das Wort in den Mund und macht ſo, unbewußt, für meine Oper Propaganda. Dadurch bekommt mein König Oſtoya geradezu eine aktuelle Bedeutung. Hinterher werden die Leute ſchon erfahren, wie ich's meine.“

„Ah, Ihre Oper,“ ſagte Walther, „das nenne ich einen geſunden künſtleriſchen Egoismus! Aber Sie haben Ihre Oper doch nicht zur Verherrlichung der Protektionswirtſchaft komponiert.“

Jetzt lachten die Offiziere. Keſthelyi blieb ſtehen und klopfte dem Ingenieur auf die Schulter.

„Beruhigen Sie ſich!“ ſagte er. „Wenn man dem Wort Bogumilismus vor der Hand eine falſche Bedeutung unterſchiebt, ſo finde ich das ganz natürlich. Die Worte Chriſti ſind auch immer falſch gedeutet worden. Ich bin übrigens kein Feind der Protektionswirtſchaft. Wir ſind ſchließlich alle auf die himmliſche Protektion angewieſen und mehr oder weniger Protektionskinder des Schickſals.“

„Ich glaube, wir ſind es weniger,“ ſagte Szentmaros. „Wir von der Armee!“

„Stimmt! ſtimmt auffallend!“ rief Treuenſchwerdt mit Pathos.

Stimmt! ſtimmt auffallend! Das war

sein neuestes Lieblingswort, das er von einem Kameraden erlauscht und sich rasch zu eigen gemacht hatte.

Der Ingenieur fand keine Antwort. Er betrachtete die Herren, einen nach dem anderen, es schien ihm auch überflüssig zu antworten; von der Vorstellungswelt dieser Leute trennte ihn eine unüberbrückbare Kluft. Er hatte sicher Kesthelyi lange Zeit überschätzt und sich zu viel Gedanken über den Mann gemacht, der doch nichts weiter war als ein nervöser Dilettant, grundsatzlos und frivol wie alle übrigen Herren seines Umgangs.

Eine Weile gingen die Herren schweigend nebeneinander her. Plötzlich sagte der Hauptmann zum Ingenieur: „Da fällt mir gerade ein, daß ich Sie und Ihre Frau Gemahlin heute besuchen sollte, im Auftrag der Frau Baronin Kesthelyi."

„Richtig!" sagte der Baron. „Wir Bogumilen wollen ein Fest feiern. Da müssen wir Sie auch dabei haben."

„Ein Fest?" fragte Walther.

„Ja, ein Fest," bemerkte Szentmaros. „Eine Landpartie zu den Bosnaquellen wird veranstaltet."

„Nächsten Mittwoch," warf Treuenschwerdt ein.

„Mittwoch reist Graf Altenberg fort," sagte der Ingenieur. „Ich will dem Grafen zum Bahnhof das Geleite geben."

Die beiden Offiziere wechselten einen Blick.

„Aber Ihre Frau wird doch mitkommen?" fragte Treuenschwerdt.

„Da müssen Sie meine Frau selbst fragen," entgegnete Walther. Er wurde ärgerlich. Die Gedanken dieser Männer schienen sich nur um Kesthelyis verrücktes Bogumilentum zu drehen. Er hatte die Geschichte satt. Am liebsten hätte er sich gleich empfohlen, aber ohne einen schicklichen Vorwand ging das nicht an. So mußte er bis zur nächsten Straßenkreuzung mitgehen — zum Glück kaum zwanzig Schritte noch.

„Ich werde mir heute mittag erlauben, Ihrer Frau Gemahlin einen Besuch zu machen," hob Treuenschwerdt wieder an. „Wir müssen alle Bogumilen für die Partie gewinnen. Die Sache ist von Wichtigkeit. Unser Klub soll durch Abwesenheit glänzen, wenn der sogenannte Oberbogumile scheidet. Und dann wird die Welt wissen, was er uns bedeutet hat."

„Ganz meine Ansicht!" rief Kesthelyi dazwischen. „Altenberg ist wie Pontius ins Credo gekommen. Wir müssen dagegen Stellung nehmen."

„Aber, meine Herren," rief Walther, „ich bin nicht Bogumile und ich will's auch nicht sein. Verzeihen Sie, ich habe an ernstere Dinge zu denken."

Er sagte diese Worte in geradezu herausforderndem Tone, erschrak selbst darüber und suchte es durch ein Gelächter gut zu machen, das recht verlegen klang.

Kesthelyi zog die Augenbrauen etwas höher und sagte: „Wir zwingen Sie zu nichts."

Man war an die Straßenkreuzung gekommen. Der Weg des Ingenieurs führte rechts hinauf zum Judenviertel. Er empfahl sich hastig von den Herren. Nur Kesthelyi reichte ihm die Hand. Die Offiziere sahen ihm mißbilligend nach.

„Dieser zahme Herr Walther war heute sehr brüsk," sagte Treuenschwerdt. „Man sollte ihn eigentlich fordern."

Der sonst so gutmütige Szentmaros lächelte boshaft. „Laß ihn laufen! Wahrscheinlich hat ihn der Systemwechsel wild gemacht. Er will mit den Protektionskindern des Schicksals nichts zu thun haben, weil er ein Protektionskind des Grafen Altenberg ist."

„Ich habe mich in Walther getäuscht," sagte Kesthelyi gedankenvoll. „Es mangelt ihm vor allem an dem Wissen des Herzens."

„Stimmt! stimmt auffallend!" rief Treuenschwerdt, obgleich er keine rechte Vorstellung davon hatte, was der Baron mit dem merkwürdigen Ausspruch hatte sagen wollen. Aber alles, was Vilmos sagte, fand seinen unbedingten Beifall. Er galt jetzt allgemein als der begeistertste Anhänger und beste Freund des freiherrlichen Hauses.

* * *

Am Morgen nach der Begegnung Walthers mit Vilmos und den Offizieren erhielt Rätin Wokurka durch die Post einen stark parfümierten Brief in rosenfarbigem Um-

ſchlag. Die Rätin ſetzte ihre Hornbrille auf, öffnete das Schreiben und las:

„Liebe Gräfin!

Vilmos hat endlich ſeine Oper mit einem großartigen Klagegeſang König Oſtoyas abgeſchloſſen. Sie werden vermutlich die neue Arie ſchon auswendig können, denn Vilmos klimpert ſie Tag und Nacht. Die Vollendung der Oper, dazu Gittys Geneſung und Ferrys Adoption durch den General, das ſind wohl drei wichtige Gründe zu einem Bogumilenfeſt. Man hat genug über die Bogumilen getratſcht und ſogar geſchrieben. Die Leute ſollen ſehen, daß wir uns nichts daraus machen. Wir veranſtalten übermorgen eine Partie nach den Bosnaquellen. Diner, Gouter im Freien, bal champêtre u. ſ. w. Hauptmann Treuenſchwerdt übernahm die Einladung der Herren, die Damen habe ich übernommen. Ich rechne beſtimmt auf Ihre Zuſage und hoffe, daß auch Marie Walther mitthut. Sagen Sie vorläufig Gitty nichts von meiner Idee.

Vilmos, der keine Ahnung von unſeren Differenzen hat, freut ſich wie ein Kind auf das Feſt. Es würde auffallen, wenn Sie fernblieben. Soll ich Ihnen noch ſagen, daß ich manches bedaure? Aber ich kenne Sie.

Tout comprendre, c'est tout pardonner.

Ihre

Daniza Keſthelyi."

Die Rätin nahm die große Hornbrille ab, faltete das Billet zuſammen und verbarg es im unterſten Fache ihres Wäſcheſchrankes. Sie antwortete Daniza nicht, aber ſie ſagte auch Gitty kein Wort von der merkwürdigen Epiſtel.

Einen Tag lang ging ſie tiefſinnig umher.

Am nächſten Tage traf ſie — zufällig — auf dem Korridor mit Daniza zuſammen. Sie wollte umkehren, aber ſie machte dabei keine allzu haſtige Bewegung, ſo daß es Daniza leicht wurde, ihr nachzugehen und ihr mit einer bittenden Gebärde die Hand entgegenzuſtrecken.

Daniza hatte eine eigene Art, wenn ſie liebenswürdig ſein wollte — eine Art, der man einfach nicht widerſtehen konnte. Sie war doch nur ein Kind, freilich dann und wann ein ſchrecklich unüberlegtes, unartiges Kind. Die Rätin dachte dies nicht nur, ſie ſagte es auch der Baronin.

Daniza drückte einen Kuß auf die Hand der Rätin. Das machte die Rätin ganz weich.

„Wiſſen Sie was, Frau Gräfin," ſagte Daniza mit einem hinreißenden Lächeln, „kommen Sie zu mir hinauf, wenn Sie nichts Geſcheiteres vorhaben. Wir müſſen unſere Verſöhnung feiern. Vilmos iſt glücklicherweiſe nicht zu Hauſe."

Die Rätin beſann ſich nicht lange und ſtieg mit Daniza die Treppe empor.

Sie ſchaute im Salon um ſich, als mache es ihr Freude, die vertraute Räumlichkeit wiederzuſehen.

„Sie werden es ſehr ſonderbar finden," ſagte ſie, „daß ich ſo raſch zur Verſöhnung die Hand bot. Aber es iſt nicht Charakterſchwäche von mir, ich handle aus Überzeugung."

„Das freut mich doppelt, liebe Gräfin. Aber bitte, nehmen Sie doch Platz."

„Ach, teure Daniza," ſagte die Rätin, ſich auf dem Diwan niederlaſſend, „das war ein trauriges Mißverſtändnis zwiſchen uns!"

„Liebſte Gräfin," unterbrach ſie Daniza, „bevor Sie weiterſprechen über das Vergangene —"

„Hören Sie mich!" ſagte die Rätin. „Ich, als die ältere —"

„Ehe wir weiterſprechen," fiel ihr Daniza ins Wort, „müſſen wir uns ſtärken. Warten Sie einen Augenblick!"

Sie hüpfte aus dem Zimmer und erteilte draußen dem Diener einige Befehle. Dann kam ſie mit zwei Champagnerkelchen wieder.

„Was?" ſagte die Rätin. „Sie wollen doch nicht Champagner trinken?"

„Natürlich, jetzt mit Ihnen! Nur eine kleine Flaſche. Ich kann nicht leben ohne Champagner. Vilmos liebt ihn auch. Für mich und Vilmos iſt der Champagner Medizin. Er wird Ihnen auch nicht ſchaden. Da kommt ſchon unſere Medizin!" rief ſie übermütig.

Der Diener brachte einen ſilbernen Eiskübel, aus welchem der rote Hals einer Flaſche herauslugte, und ſtellte ihn auf den Tiſch.

„Soll ich die Flaſche öffnen, Frau Baronin?" fragte er.

„Nein," sagte Daniza, „das werde ich selbst machen."

Der Diener legte ein kleines Messer neben den Kübel hin und ging.

Daniza ergriff den Flaschenhals und drehte die Flasche ein paarmal im Kübel herum, so daß die Eisstücke raschelten.

„Er wird genügend frappiert sein," sagte sie. Dann entkorkte sie kunstgerecht die Flasche und schenkte die beiden Gläser langsam voll.

Die Rätin sah ihr dabei mit Spannung zu. Innerlich berechnete sie schnell, was eine Haushaltung kosten mußte, in welcher Champagner auf der Tagesordnung stand. Oder wollte Daniza sie durch diese sogenannte Medizin bethören? Vielleicht! Das wäre naiv. Sie war aus tausend Gründen froh, mit Daniza wieder auf altem Fuße zu stehen.

Dies alles hatte die Rätin überdacht, als Daniza, das Glas erhebend, ausrief: „Also unsere Freundschaft soll leben!"

Auch die Rätin erhob ihr Glas und stieß mit Daniza an. „Ja, unsere Freundschaft soll leben!" und sie nippte von dem prickelnden Getränk.

„Austrinken!" befahl Daniza. „Ganz austrinken! Es soll kein Rest im Glase bleiben, sonst muß ich glauben, Sie tragen mir meine Ungezogenheit nach."

„Aber," sagte die Rätin, nachdem sie das Glas mit einem Zuge geleert hatte, „haben Sie nicht selbst geschrieben: tout comprendre, c'est tout pardonner?"

„Denken Sie nur immer daran," sagte Daniza gutmütig, „daß ich eine schlechte oder, besser gesagt, gar keine Erziehung genossen habe."

Sie schenkte die Gläser von neuem voll.

„Da setzen Sie sich unnötigerweise herunter!" sagte die Rätin. „Wir waren beide ein bißchen rabiat. Das macht die Rasse, das heiße Blut! Sie sind ein Kind des Südens, liebe Daniza. Und auch ich habe italienisches, südlich heißes Blut in mir, das Blut der Dogen."

Die Rätin übertrieb nicht. Im Augenblick wenigstens fühlte sie, wie ein Feuerstrom durch ihre Adern rann.

„Dogen- und Tabakhändlersblut passen nicht immer zusammen," sagte Daniza und trank.

„Liebe Daniza," verwies die Rätin und stellte das Glas nieder, das sie eben nach dem Beispiel der Baronin an die Lippen hatte führen wollen. „Liebe Daniza, warum erinnern Sie immer an Ihre Abkunft, als ob Sie sich derselben zu schämen hätten? Mein Gott, auch die venetianischen Patricier, meine Ahnen, waren Handelsleute, große Seidenhändler oder dergleichen. Also beruhigen Sie sich. Man mag mir nachsagen, was man will, über Standesvorurteile bin ich erhaben. Das müssen Sie mir bezeugen."

„Ja, liebste Gräfin, von Herzen gern!" Daniza stieß mit der Rätin an.

„Zudem," sagte die Rätin, „sind Sie wirkliche Baronin und ich bin mit einem bürgerlichen Mann verheiratet. Es wäre ganz dumm von mir, wenn ich auf Sie herabsehen wollte. Ganz thöricht!"

„Das Herabsehen auf meine Wenigkeit besorgt jetzt Gitty," bemerkte Daniza. „Ich möchte wissen, was Gitty sagen würde, wenn sie Sie hier sähe." Daniza griff nach der Flasche.

„Gitty!" Die Rätin seufzte tief und richtete die Blicke himmelwärts. „Ach, Daniza, Sie greifen mir ins Herz, wenn Sie Gitty nennen!"

„Ich wollte Sie nicht kränken," sagte die Baronin, den Kelch der Rätin füllend. „Ich meine nur, Gitty brauchte mir nicht auszuweichen. Gitty fühlt sich jetzt wieder einmal sehr als Comtesse. Ich kenne ihre aristokratischen Anwandlungen schon von der Pension her."

„Das kann sein, daß sie sich als Comtesse fühlt," sagte die Rätin mit plötzlich veränderter harter Stimme. „Und sie wird auch wohl Comtesse Contarini bleiben ihr Leben lang. Ja," fuhr sie fort, und dabei wurde ihre Stimme wieder weich und nahm einen klagenden Ton an, „das hat man für alle Aufopferung und Liebe. Undank, nichts als Undank! Einmal hat sie mir durch ihre Verliebtheit die bittersten Sorgen gemacht, und jetzt, da Ferry Aussichten hat, heiraten zu können, und sie auch heiraten will, mag sie von ihm nichts wissen. Sie ist das undankbarste Geschöpf. Und alle Launen unterstützt mein Mann, der ein Tyrann ist." Die Rätin blickte trübselig in das Glas, aus dem die Schaumperlen aufstiegen, und nippte

dann wieder ein weniges. „Begreifen Sie mich nun?“ ſagte ſie zu Daniza, übers Glas hinwegſprechend, „wegen Gitty habe ich mich mit Ihnen gezankt, und ſie verdient es nicht.“

„Eigentlich haben wir uns wegen des Beg gezankt,“ warf Daniza ſchalkhaft lächelnd ein.

„Ach, der Beg!“ rief die Rätin heftig, „daran iſt ja auch Gitty ſchuld. Warum gefiel ſie dem Beg? Ich habe ſeine Anträge nie ernſt genommen. Weil er mir aber Geſchenke machte, die ich nicht gut zurückweiſen konnte, empfahl ich ihn einer hochgeſtellten Perſönlichkeit, und der Beg erhielt einen Orden. Statt über mich ſchlecht zu reden, ſollte der Beg mir dankbar ſein, wenn er ein Gentleman iſt.“

„Das iſt er auch,“ ſagte Daniza. „Er ſpricht mit der größten Hochachtung von Ihnen. Und jetzt ſagen Sie mir franchement, haben Sie je wirklich glauben können, daß ich mit dem Beg —“ Sie faßte wieder die Flaſche.

Die Rätin bedeckte ſchnell mit der Hand ihr Glas. „Ich trinke keinen Tropfen mehr!“ rief ſie. „Sie beleidigen mich, Daniza, durch Ihre Frage. Betet der Beg Sie an, ſo iſt das begreiflich. Kann man die Anbetung verbieten, wenn man jung und ſchön iſt wie Sie? Wir haben uns nur einmal mißverſtanden, und das iſt nun vorüber. Ich wäre glücklich, wenn Gitty Ihnen gliche, dann hätte ich gewiß weniger Kummer.“

Sie ſagte die Wahrheit, ihr Groll gegen Gitty war echt und tief.

„Das glaube ich doch nicht,“ ſagte Daniza und blickte ſchwermütig vor ſich hin. „Ich bin ein unglückliches Weſen. Die Welt traut mir nur Schlechtes zu. Was hat man über mich ſchon geſprochen! Denken Sie nur an das Gerede mit Altenberg!“

Die Rätin machte eine abwehrende Bewegung. „Altenberg?“

„Er gilt für einen Don Juan, wie jeder Malteſer,“ bemerkte Daniza.

Jetzt lachte die Rätin. Es war ein eigentümlich leichtfertiges und höhniſches Lachen.

„Geweſen! Don Juan geweſen!“ ſagte ſie. „Dieſer verlebte blaſierte Menſch! Da wäre mir der Beg doch zehnmal lieber.“

„Mag ſein!“ entgegnete Daniza. „Aber die Welt hält den Grafen für unwiderſtehlich. Er ſoll jetzt Marie Walther mit Erfolg die Cour machen.“

Die Rätin lachte noch ſtärker als zuvor. „Nun, bei der mag er allenfalls noch Glück haben. Marie Walther! Das iſt etwas anderes!“ Sie ſchob Daniza das Glas hin, um es ſich nochmals füllen zu laſſen.

Daniza war nachdenklich geworden. „Wir werden ja ſehen,“ ſagte ſie, „was Wahres daran iſt. Ich habe Marie zu unſerer Partie geladen, und die Partie wird zufällig gerade an dem Tag von Altenbergs Abreiſe zu ſtande kommen, übermorgen. Würde Marie abſagen, ſo könnte man freilich allerlei vermuten. Mein Hauptgrund, die Partie zu arrangieren,“ fuhr Daniza fort, „war, Gitty mit Ferry wieder zuſammen zu bringen. Denken Sie nur, ein ganzer langer Tag im Freien! Man muß die beiden jungen Leute möglichſt unbeobachtet laſſen. Ich möchte Ihnen ſo gern die Sorge wegen Gitty abnehmen und mir Ihre Dankbarkeit erwerben.“

„Süperb!“ rief die Rätin, begeiſtert Danizas Hand ergreifend. „Ihre Idee iſt ſüperb! Ich bin unbedingt für die Partie!“

Hauptmann Treuenſchwerdt, der im ſelben Augenblick mit Vilmos Keſthelyi ins Zimmer trat, war noch überraſchter als dieſer, da er die Rätin Hand in Hand mit Daniza vor dem Champagnerkübel ſitzen ſah.

Der Rätin ſelbſt war die Überraſchung der Herren nicht entgangen. Sie glaubte ſich zu einer Art Erklärung verpflichtet.

„Wir haben die Vollendung Ihrer Oper gefeiert,“ log ſie, Keſthelyi die Hand reichend. „Es iſt gut, daß Sie kommen, ſo kann ich Ihnen perſönlich gratulieren.“

„Danke,“ erwiderte der Baron heiter. „Daniza hat wohl übertrieben. Ich habe noch viel zu thun an der Oper. Im großen und ganzen iſt das Werk allerdings abgeſchloſſen.“

Daniza nahm die Flaſche aus dem Kübel und ſchüttelte ſie. „Sehen Sie,“ ſagte ſie zum Hauptmann, „wenn Sie früher gekommen wären, hätten Sie auch etwas gekriegt, aber die Flaſche iſt leer.“

„Die Geſellſchaft ſchöner und intereſſanter Damen wirkt auf mich anregender als Champagner,“ ſagte der Hauptmann mit großer weltmänniſcher Sicherheit.

„Zur Strafe für dieſe Schmeichelei laß ich auch keine neue Flaſche kommen,“ ſcherzte Daniza, „und Sie müſſen ſich mit unſerer Geſellſchaft allein begnügen.“

„Das iſt zu grauſam,“ ſagte Keſthelyi lachend. Er klingelte und befahl dem eintretenden Diener, Wein und Gläſer zu bringen.

„A propos Champagner,“ bemerkte der Hauptmann, „Sir Marmaduke wird zwanzig Flaſchen Röderer zu unſerer Partie mitbringen. Er trifft großartige Vorbereitungen für das Feſt. Die Bogumilen werden diesmal mit Glanz ausziehen und vollzählig. Nur Herr Walther hat abgeſagt. Er muß ſeinem ſcheidenden Protektor zum Abſchied die Honneurs machen. Aber ſeine Frau kommt wahrſcheinlich trotzdem, ſie ſagte es wenigſtens.“

„Da haben Sie ein Wunder bewirkt, lieber Hauptmann!“ rief Daniza. „Marie ſieht man ſonſt niemals ohne ihren Gemahl. Das wird Vilmos beſonders lieb ſein, der für Marie ſchwärmt. Nicht wahr, Vilmos?“

„Ja,“ antwortete der Baron, aber mit einem ſeltſamen ernſten Ausdruck.

„Es wird herrlich werden!“ rief Daniza. „Ich kann gar nicht ſagen, wie ich mich auf dieſe Partie freue. Wir wollen einmal ausgelaſſen ſein und ſpielen wie die Kinder.“

„Ach ja, ſpielen,“ ſagte Keſthelyi und ſeufzte. „Du haſt recht, wir wollen ſpielen.“

„Geſellſchaftsſpiele!“ ſagte der Hauptmann wichtig.

Nun lachte Vilmos. „Ganz recht, Geſellſchaftsſpiele.“ Er wollte nicht aufhören zu lachen, und ſonderbar, auch Daniza wurde von dieſer Luſtigkeit ergriffen.

„Sorgen Sie nur für intereſſante Geſellſchaftsſpiele, lieber Hauptmann!“ rief ſie übermütig, „und meinetwegen auch für einige pikante. Aber die ennuyanten müſſen Sie weglaſſen! Ennuyiert habe ich mich genug! Oberlieutenant Szentmaros wird für Innigkeit und Momentaufnahmen ſorgen!“

Die Rätin hatte, während die anderen ſprachen, vergeblich gegen einen Anfall großer Müdigkeit gekämpft. Mehrmals war ſie nahe daran geweſen, in die Kiſſen zurückzuſinken. Aber das laute Lachen Keſthelyis hatte ſie völlig ermuntert. Und als jetzt der Diener mit Wein und Gläſern hereinkam, erfaßte ſie eine wahre Angſt vor dem tückiſchen Getränk, das ihrer doch Herr geworden war. Sie ließ ſich nicht länger halten und verabſchiedete ſich von Vilmos und dem Hauptmann.

Daniza begleitete die Rätin bis zur Treppe. Die beiden Freundinnen ſchieden, indem ſie ſich zu wiederholten Malen herzlich umarmten und küßten.

(Schluß folgt.)

Torre del Greco

Hafen von Torre del Greco.

Der Veſuv.

Touriſtiſche Aufzeichnungen und Randbemerkungen

von

Woldemar Kaden.

Du ſtehſt vor Napel, o Veſuv,
Du flammenhauchender!
Und das iſt drüben dein Beruf,
Ätna, du rauchender.

Laßt ungeſtört an eurem Fuß
Wohnen die Eurigen,
Und euren Freunden einen Gruß
Sendet, ihr Feurigen.

I.

Eine ſtille Mondnacht. Leiſe rauſchend gleitet der Dampfer des Norddeutſchen Lloyd durch die dunkle, in ihrem Schaum phosphoreszierende Flut des Tyrrheniſchen Meeres, vom Norden kommend, an den ſchweigenden Geſtaden Latiums vorüber. Kleine Inſelchen ſchaukeln zur Rechten, die Pontiniſchen: Palmarola, Zannone, Ponza, Ventotene, Santo Stefano, alle vulkaniſchen Urſprunges. Hier und da blitzt ein Leuchtfeuer auf, und gegen Weſten und ſüdwärts dämmern ſanfte, lichtübergoſſene Höhenzüge. Dann und wann gleitet ein ſchwarzes, im matten Hauche der Nacht ziehendes Segel vorüber.

Gleich einer Pyramide ſteht der vulkaniſche Monte Epomeo auf der Flut, die Inſel Iſchia iſt es, die ihn trägt, und die öde Küſte uns zur Linken, auf welcher der weiße Dunſt der Strandſeen liegt, der die Malaria gebiert, iſt Cumä. Immer lebhafter ſchieben ſich Land und Waſſer durcheinander, Buchten

Digitized by Google

und Golfe, Landzungen und Kaps bildend. Procida heißt die kleinflache Inſel, die wie ein Traum auf dem Meer dahindämmert, von weißen Winzerhäuſern überſchüttet. Dort brechen ſich die Wellen, ihr weißer Schaum wandert an den Tufffelſen des ſteilgetürmten Kap Miſen hin. Kleine Lichter blinken zur Linken, das ſind die Fiſcherhütten von Baja. Weit über dem Meere, ſüdwärts, neben einem leichten loſen Schatten, wieder ein Leuchtturm, der von Capri, und dann wie ein Leuchtfeuer in der Höhe, periodiſch aufzuckend, aber tief dunkelrot, dann verſchwindend unter einer Wolke — der Veſuv.

Dies iſt der feurige Gruß, den er ſeinen Freunden und Bewunderern ſendet. Sei auch du gegrüßt, du erſehnter Markſtein des ſchönſten Golfes der Welt, in den wir jetzt einfahren! Im Angeſicht der wellengeborenen, der ſchönen griechiſchen Parthenope wirft das Schiff Anker.

In roſige, weiche Schleier eingehüllt, ſchlummert ſie noch, die üppige Venus am blumendurchhauchten Strande, kein Traum von Schrecken und Untergang hat ſie geſtört, das Lächeln der Freude ſpielt auch im Schlaf um ihre Lippen, ihr Atem weht über die leiſe ſich kräuſelnden Wellen, die ihr die Füße netzen. Dort auf Poſilippos rebengegürteten Hügeln ruht ihr Haupt, und das durchſichtige Schleiergewand fließt hinüber bis zu dem Fuße des feuertragenden Berges, des Opferaltars, an dem ſie entſchlummerte.

Hinter dem Feuerberge, von dem ſich der Blick nicht wendet, hat ſich ein lichter, ſafranfarbener Schein gehoben; ein purpurner Streif dehnt ſich langſam über das Meer hin, daß es roſig erglänzt. Die Berge der Sorrento-Halbinſel färben ſich, allen voran der Monte S. Angelo, die Küſte Porticis und Reſinas bis Torre Annunziata tritt aus dem Nebel, die letzten Hüllen fallen und der junge Tag ſteht mit großen, ſtrahlenden Augen am Golfe und rüſtet ſich zu neuem Leben.

Und Eos ſtreuet Roſen lächelnd
Auf Inſeln, Vorgebirg und Schlucht,
Und ihr entgegen eilet fächelnd
Ein Zephyr über Bajas Bucht.

Der zu Goethes Zeit Reiſende, da der Dampf ſich noch nicht die kurzen Bahnen gebrochen und die pontiniſchen Sümpfe nicht umgangen werden konnten, erblickte den berühmten Berg zuerſt auf der Via Appia bei Itri, dann deutlicher, höher gehoben und in ſchöner Umgebung der Phlegräiſchen Inſeln, von Molo di Gaeta aus. Jetzt — nur ſehr wenige kommen zu Meer an — wird er von den mit dem römiſchen Schnellzuge anlangenden Südlandfahrern nur ſelten mehr früher als von der vorletzten Station, kurz vor Neapel, aus geſehen. Immer aber werden die Blicke zuerſt ihn ſuchen und ihn ſeiner charakteriſtiſchen Form, Farbe und Lebensbethätigung nach gewiß leicht erkennen.

Und dann in Neapel ſelbſt: „Die Ufer, Buchten und Buſen des Meeres, die Stadt, die Vorſtädte, die Kaſtelle, die Luſträume — alles dominiert der Veſuv.“ Über alle Häuſer und Schlöſſer blickt er hinweg, in alle Gaſſen und Fenſter hinein. Und wenn einer ſein ganzes Leben in Neapel verbringt, es wird kein Tag davon vergehen, an dem er nicht einen grüßenden oder prüfenden Blick oſtwärts nach dem Alten geworfen, nach dem Alten, Ewigneuen.

Ewig neu: in den wechſelnden Farben der Tages- und der Jahreszeiten, wechſelnd, wie uns die Geſchichte erzählt, im Laufe der Jahrhunderte, auch im Laufe des Jahres ſelbſt in der Form, in den Linien ſeiner Hänge, an Höhe und Breite. Immer ein anderer auch von den verſchiedenen Seiten geſehen, wo einmal der zerklüftete Sommawall ihn bald halb oder ganz deckt, ihm dann zur rechten oder linken Seite tritt, wie der Miniſtrant dem Prieſter, ſo daß er bald eingipfelig, bald doppelgipfelig erſcheint.

Für Neapel und Umgebung iſt er denn auch der Berg der Berge. Dem Touriſten iſt er das vornehmſte Schauſtück, ein zum Prahlen geeignetes Wanderziel. Er muß unter allen Umſtänden erſtiegen werden, und das iſt, ſeitdem unſerem Alten die Drahtſeilbahn angeſchnallt worden, weder ein Wagſtück noch ein Wagſtück. Der Löwe ſchlummert zumeiſt und läßt die kleinen Menſchenameiſen ruhig auf ſeinem Rücken herumkriechen. Man fährt jetzt, gegen Mittag, auf bequemer Straße geſellſchaftsweiſe durch die Lava bis zur veſuviſchen Bahnſtation, läßt ſich hinaufſeilen, watet ein paar Meter noch im Aſchenſande bis zum Kraterrand, bewun-

dert, wenn nicht Wolken oder Qualm hindern, entzückt die unermeßliche Rundſchau über Land und Meer und kommt noch rechtzeitig zum abendlichen Diner im neapolitaniſchen Hotel.

Der ernſte Forſcher hat am Berge mehr, hat unendlich viel zu thun und wird mit ſeiner Arbeit noch nicht ſo bald fertig werden. Hier an dieſer pythiſchen Orakelſtätte iſt einzige Gelegenheit gegeben, Fragen zu ſtellen über Geheimniſſe und Rätſel unſerer alten Mutter Erde und die Antwort aus donnerndem Feuermunde zu empfangen. Hier kann der Forſcher ihren Puls fühlen, hier hört er und ſieht er ihr Titanenherz ſchlagen. Die Gelehrten aller Welt waren hier, in allen Sprachen ward über den Berg geſchrieben, dieſe Litteratur bildet eine Bibliothek für ſich allein.

In den Fratelli (Straße Sorrent-Caſtellammare).

Aber auch die Künſtler kamen, die Maler, Dichter und Schriftſteller aller Völker, angezogen von Ruf und Ruhm des Berges, von der Schönheit und Größe ſeiner Erſcheinung. In den alten entſchwundenen Fremdenbüchern der einſtigen „Einſiedelei“ fanden ſich unzählige vornehme Namen, fand ſich unter dem Datum des 6. März 1787 der für uns vornehmſte des Titanen Goethe, der uns von dieſem Tage in dem berühmten ſchönen Briefe berichtet: „Obgleich ungern, doch aus treuer Geſelligkeit begleitete Tiſchbein mich heute auf den Veſuv“ u. ſ. w.

Viele Dichter ſind ihm nachgefahren, aber zu bemerken iſt, wie keiner ſich von dem gewaltigen Berge hat derartig begeiſtern laſſen, daß dieſer im Sange wirklich würdig wäre verewigt worden. Keiner des Rieſen würdiger Sang iſt erſchollen und in keiner Litteratur. Man forſcht nach dem Grunde dieſer Erſcheinung und muß Chateaubriands Meinung beipflichten: „daß große Menſchen wie große Gegenſtände weniger, als man glaubt, dazu paſſen, große Gedanken zu erwecken. Ihre Größe liegt gleichſam zu Tage, und alles, was man, außer der Thatſache, hinzufügt, dient bloß dazu, ſie zu verkleinern.“

So können wir in der ſich mit ihm beſchäftigenden folgenden Abhandlung nur verſuchen, ihm gerecht zu werden, indem wir Thatſächliches berichten.

Die tyrrheniſche Seite des italieniſchen Küſtenlandes zeichnet ſich vor der anderſeitigen durch großartige Eigentümlichkeiten aus, die ihren Urſprung haben in der Stellung des großen italieniſchen Gebirges, deſſen Innenrand eben jene tyrrheniſche Küſte bildet, die aus viel älteren Bildungen beſteht als das Küſtenland der Adria. Spaltungen, Abbrüche, Senkungen und Hebungen, überhaupt großartige Revolutionen jeder Art laſſen ſich auf Schritt und Tritt, auch für das nur oberflächlich beobachtende Auge, nachweiſen. Manchmal haben die untergegangenen Gebirgsteile irgendwo ein einſam ragendes Denkmal, wie einen Mythenſtein, ein Grabmonument, mitten in den ſie nun ſeit Jahrtauſenden deckenden Fluten ſtehen laſſen, wie die Inſeln Gorgona und Pianoſa, die der Subapenninen-Formation angehören, die granitiſchen kleineren Inſeln Giglio, Capraja und Monte Criſto, die bedeutendere Elba,

Digitized by Google

halb Apenninkalk, halb Granit, den zwischen Meer und den Seen von Orbetello inselartig sich erhebenden Monte Argentaro, Neapel gegenüber sodann die reizende Inselperle Capri, einst verbunden mit der Sorrento-Halbinsel, und viele andere.

Auf dieser dergestalt zertrümmerten Küste, auf ihren „Wundrändern", d. h. längs der Bruchlinie, fanden die vulkanischen Kräfte zu allen Zeiten und noch heute die geeigneten Punkte ihrer Thätigkeitserweisung, die zu erkennen ist in endlosen Tuffflächen, Schlackenhügeln und ganzen Schlackenfeldern, Trachytbergen, und in kratertragenden Vulkanen.

Das Gebiet dieser vulkanischen Thätigkeit im Neapolitanischen, auf das wir uns nun beschränken, zeichnet sich vor den anderen durch die sehr reiche Mannigfaltigkeit vulkanischer Formen und Erscheinungen und dadurch aus, daß es den einzigen noch thätigen Vulkan der europäischen Terra firma trägt.

Auf diesem Gebiete werden von den Geologen (s. vom Rath, Der Vesuv; Sueß, Über den Bau der italienischen Halbinsel u. a.) vier räumlich getrennte verschiedenartige Bildungen, verschieden in Bezug auf ihre Formen, ihre Gesteine, ihre Entstehung und die Wirkungsweise der vulkanischen Kräfte, nachgewiesen.

Zu diesen vier Bildungen gehören die Phlegräischen Felder, der Vesuv, Ischia und die bereits früher genannte, höchst bedeutende Rocca Monfina.

Die Phlegräischen Felder oder Brennenden Gefilde umfassen den von den Touristen viel durchwanderten Landstrich, der sich von dem Ausgang der Posilipp-Grotte, durch die jetzt der Dampftram läuft, westwärts von Neapel an bis hinüber über das Städtchen Pozzuoli, nach der menschenöden Stätte des großgriechischen, unter Reben schlummernden Cumä zieht, bis dahin, wo am einsamen gelben Meeresstrande der Trachytfelsen ragt, auf dessen sagenumwehter Spitze der um seinen Sohn trauernde Dädalus dem cumanischen Apoll einen Tempel baute.

Dieser phlegräische Landstrich erscheint aus der Vogelschau, etwa vom Belvedere des Camaldolikloſters, auf den Höhen nordwärts von Neapel, aus gesehen, seiner zahlreichen großen und kleinen Kraterformen wegen wie eine Mondlandschaft. Er ist ganz scharf und bestimmt sowohl von der Rocca Monfina geschieden wie vom Vesuv. Das Relief ist ein anderes, das Gestein ist ein anderes. Die Phlegräischen Felder führen durchaus trachytischen Tuff, durchsetzt mit Bimssteinbrocken, Schlackenresten, Feldspathkrystallen. Trachyttuff, auch Posilipptuff genannt, ist eine schmutzig gelbweiße Masse von erdiger Beschaffenheit, weich und mild, von kleinen halbzersetzten, etwas dunkel gefärbten Trachytfragmenten durchstreut.

Mit dem Tuffausbruch und der Tufflagerbildung, wie wir sie heute finden, hatte die vulkanische Thätigkeit auf den Phlegräischen Feldern dereinst ihr Ende erreicht.

Der Sommakrater oder der Vesuv war mit seinen trachytischen Tuffen, möglicherweise gleichzeitig, gerade so weit gekommen, wollte aber, nachdem jene sich „gesetzt" hatten, noch weiter arbeiten und trat dann wirklich in eine neue Phase ein, indem er seine Auswurfsmassen änderte. Fortan arbeitete er nur noch mit Leucitophir, welcher denn nun als eigentlicher Vesuvstein anzusehen ist. Dieser Vesuvstein ist von grauer bis schwarzer Farbe und enthält außer mikroskopischen Beimengungen anderer Mineralien deutlich sichtbare Krystalle von Leucit und Augit; jene accessorischen Bestandteile sind Glimmer, Olivin, Labrador oder Oligoklas.

Aus trachytischen Tuffen besteht also Grund und Piedestal des ganzen Feuerberges, er selbst, seine Lavaströme und Aschenauswürfe aus Leucitgestein.

Ein besonderes Interesse, schreibt G. vom Rath, gewinnt der trachytische Tuff, ein bald fester, bald lose verbundenes Aggregat von feinstem Trachytgrus, Bimssteinstücken, dunklen Leucitophyrschlacken u. a., durch seine Einschlüsse von Kalkstein, Blöcken von Faust- bis fast Kopfgröße. Diese zuweilen magnesiareichen Kalkstücke haben eine gerundete Oberfläche, sie sind dicht oder halb krystallinisch, seltener marmorähnlich. Auch wasserhaltige Kalke und Dolomite finden sich darunter. Diese Findlinge von weißer, grauer, brauner, bläulicher, gelber oder schwarzer Farbe werden in Neapel (hauptsächlich in Torre del Greco) zu allerhand Schmuckgegenständen verarbeitet und führen bei den

Künſtlern ſeltſamerweiſe den Namen Lava. Wenn die Kalkeinſchlüſſe kryſtalliniſch ſind, ſo pflegen zuweilen in der Grundmaſſe, häufiger in Druſen oder Hohlräumen, ſchön kryſtalliſierte Mineralien ausgeſchieden zu ſein. Ja, es ſcheiden ſich aus der Kalkmaſſe nicht ſelten Silikatmineralien ſo zahlreich aus, daß dieſe den größeren Teil der Stücke bilden. Neben denjenigen kryſtallreichen Blöcken, deren Grundmaſſe weſentlich Kalk iſt, verdienen noch andere Mineralaggregate Erwähnung, deren herrſchender Beſtandteil Sanidin = Feldſpath iſt. Beiderlei Arten von Findlingsblöcken ſind indes durch Übergänge miteinander verbunden. Die genannten Blöcke ſind die berühmten „Auswürflinge des Veſuvs" oder richtiger der Somma, da ſie dem Tuffe des Sommaringes angehören. Wo immer der graue Tuff rings um den Berg entblößt iſt, finden ſich die „Auswürflinge", und ſie werden, namentlich wenn heftige Regengüſſe ſie aus den lockeren Tuffmaſſen ausgewaſchen haben, von den Mineralhändlern zu Reſina und Portici eifrig geſucht. Wie auch in anderen Gebieten eine unſcheinbare Hülle zuweilen einen ſchönen und edlen Kern umſchließt, ſo verrät die Oberfläche der Sommablöcke gewöhnlich nichts von den edlen Kryſtallen, die ihr Inneres beherbergt und die den Veſuv zu der reichſten Mineralfundſtätte der Erde gemacht haben. Schlägt man jene Bomben auf, ſo enthüllt ſich häufig eine ungeahnte Pracht ſchönfarbiger, glänzender, flächenreicher Kryſtalle.

Folgendes ſind die Veſuvmineralien: Periklas, Zirkon, Spinell, Magneteiſen, Olivin, Humit in ſeinen drei Typen, Wollaſtonit, Augit, Hornblende, Biotit, Granat, Veſuvian, Sarkolith, Mejonit und Mizzonit, Humboldtilith, Leucit, Nephelin, Sodalith, Hauyn, Anorthit, Oligoklas, Sanidin, Orthit, Gismondin, Phillipſit, Eſtanit, Apatit, Kalkſpath, Arragonit, Anhydrit, Flußſpath; als Seltenheiten kommen vor Blende, Bleiglanz, Eiſenkies, Magnetkies und Graphit.

Dieſe Dinge jedoch, die ein eingehendes Fachſtudium erfordern, ſind es nicht, die den Touriſten veranlaſſen, dem Berge näherzutreten, dem Berge ſelbſt ſind ſie gleich „verlorenem Schmucke der Mädchen".

Steht man aber auf einer Höhe im Weſten oder Norden Neapels und blickt hinüber nach den Gefilden, aus denen der Veſuv vereinſamt ſich auf ſeinem Throne hebt, wie geflohen von den anderen Bergen, ſo liegt es fortwährend wie Schatten tiefer Trauer mitten in jener grünenden und vom Menſchenfleiß ſo glücklich bebauten Ebene. Düſtere Trauerflore hängen von dem dunklen Herrſcherthrone in das Land hinein. Der Wanderer meint dann Wolkenſchatten zu ſehen, aber der reine Äther des ſüdlichen Sommers breitet ſich über Meer und Land, kein Wölkchen durchſchwimmt die Höhen. Jene vermeintlichen Schatten ſind die unheimlichen Lavaſtröme, welche ſich tief in den Buſen der Erde eingegraben, breite Wunden in ihren Leib geriſſen haben: einen narbenvollen Leib.

Jene Ortſchaften, an denen die Eiſenbahn vorübergleitet, Barra, S. Jorio, S. Giorgio, S. Giovanni, Portici, Reſina, Torre del Greco, Torre Annunziata, und weiter im Lande drinnen S. Sebaſtiano, Somma, Pollena, S. Anaſtaſia, Ottajano und viele Caſali, das ſind Häuſergruppen, ſtehen wie Inſeln in der Lavaflut, auf Lavaboden, ihre Felder und Gärten ſind altes und neues Tuff- und Aſchenland; ſie alle haben einſt ſchwer gelitten, ſind aber dann alle auch geſegnet worden: viele tauſend Ernten an Wein, Korn und Hülſenfrüchten ſind noch in dem Material dieſes reichen Bodens eingeſchloſſen.

Den Laven des Veſuvs alſo gilt der nächſte Beſuch.

Was Lava iſt? Jeder glaubt der Deutung ſicher zu ſein und meint, wie im Granit, im Gips und Serpentin eine beſtimmte Geſteinsſpecies vor ſich zu haben. Die Lava iſt aber keine beſtimmte Geſteinsſpecies, der Name Lava iſt eine Kollektivbezeichnung, wie man aus der von Leopold von Buch gegebenen Definition erſieht: „Lava iſt alles das, was im Vulkan fließt und durch ſeine Flüſſigkeiten neue Lagerſtätten einnimmt." So können denn füglich alle Geſteinsarten als Laven auftreten.

Gering iſt aus dieſem Grunde die Zahl der Laven, die der Geolog unterſcheidet. Als Hauptdiviſionen nennt er: Baſaltlaven, Trachytlaven, Trachydoleritlaven, die ſich wieder in zahlreiche Unterarten ſpalten, als Doleritlava, Hauynlava, Leucitlava, Nephe-

Motiv aus Reſina.

linlava, Havnefjordit, Sodalithlava, Phonolithlava u. v. a.

Die Leucitlaven finden ſich an allen italieniſchen Vulkanen, alſo auch an Somma und Veſuv, deſſen ältere Laven große Leucitkryſtalle einſchließen, während ſeine neueren meiſt nur ſehr kleine, kaum erkenn- oder beſtimmbare enthalten. Im allgemeinen weiſen die Laven des Veſuv weniger Leucit auf als die der älteren Somma; die Grundmaſſe der Veſuvlaven iſt äußerſt feinkörnig, und ihre Farbe iſt bläulich-grau. Man kann ſie ſchon an dem Straßenpflaſter der Stadt Neapel ſtudieren, auch die Grundſtöcke vieler Häuſer ſind aus dieſem prächtigen Material errichtet.

Nach der L. von Buchſchen Definition fließt die Lava und nimmt durch ihre Flüſſigkeit neue Lagerſtätten ein; damit iſt bereits geſagt, daß ihre Lagerung in ſtromartigen Decken die ihr eignende, ſie von den Lagerungsformen anderer Geſteine unterſcheidende iſt.

In Bezug auf die äußere Form dieſer Ströme, ihre Skulptur oder ihr Relief, richtiger vielleicht ihren „Guß“, unterſcheidet man „Gekröslava“ oder (wie Prof. A. Heim ſie nennt) „Fladenlava“ und „Blocklava“, d. h. die Lavaſtröme des Veſuvs, die beim Erſtarren zu einem Haufenwerk von Lavablöcken, wie durch Rieſenhämmer zermalmt, auseinanderfallen.

Es iſt nicht möglich, ſich, auch mit der lebhafteſten Phantaſie ausgerüſtet, eine nur annähernde Vorſtellung zu machen von einem in ſeinem drängenden meilenbreiten Abſturze plötzlich erſtarrten, in hochgehenden breiigen Wellen erſtarrten Lavaſtrome. Eine entfernte Ähnlichkeit mit einem recht wild zerklüfteten Gletſcher iſt unverkennbar, nur ſind die einzelnen Formen und Gebilde viel bizarrer, geſtaltenreicher, und dazu die höllenſchwarze Farbe — daneben aber die tröſtliche Vegetation.

Wir ſteigen hinauf, aus der fruchtprangenden, von jenen Strömen durchzogenen Ebene zu ihrer Urquelle, zum Veſuvkrater, langſam, die Dinge um uns her eingehenden Auges betrachtend.

Der Weg beginnt hinter Portici, bei Reſina, in anmutiger Weiſe zwiſchen Landhäuſern, niedrigen Weinbergsmauern und Hecken. Dann werden die Mauern höher, und nur hohe Bäume, Pinien, Karruben, Feigen und Kaſtanien, Ölbäume, hier und da ein alter Oleander oder der neugierig kletternde Epheu, können über ſie hinwegblicken. Durch eiſerne Gitterthore ſieht man meiſt weinrebenüberdachte Viale hinab in

Digitized by Google

weiße ſaubere Villen hinein, deren Beſitzer im Frühling oder Herbſt von Neapel hierher zu wohnen kommen, die berühmte Luft zu atmen und Trauben zu eſſen. Dann plötzlich taucht hinter den Pinien das Haupt des Veſuvs oder die zerriſſene Krone der Somma auf, um raſch wieder zu verſchwinden. Unſer Fuß knirſcht im ſchwarzen Aſchenſande — ſüß duftet am Wege die echte Veſuvblume, der Ginſter, von dichten Büſcheln der Clematis durchſchlungen; es reift die indiſche Feige auf den großen, der prangenden Sonne entgegengehaltenen Blättertellern. Das Grün iſt lebhaft, beſonders das der Reben und Maulbeerbäume, dunkler das der Pinien und Johannisbrotbäume, dazwiſchen die ſilberleuchtende Olive.

Auch von dem Grün, womit der Alte zur Zeit der Oſterfeſte ſeinen ſchwarzbraunen Lavaleib aufputzt, iſt für den in norddeutſchen Frühlingen Aufgewachſenen nur ſchwer ein Begriff zu geben. Vorherrſchend iſt Smaragdgrün und Goldgrün. Goldgrün iſt der richtige Ausdruck für das Schimmern, Leuchten und Glitzern in wechſelnden Farben der Gräſer, Farnkräuter, Stauden, Mooſe, Blätter und Halme am Boden, an den Mauern, in Hecken, an Zweigen, in den Wipfeln der Eichen, Eſchen und Feigen, in Ranken und Reben, die, wenn die Sonnenſtrahlen darüber hinflirren, das Auge blenden und verwirren. Wo der Regen nur eine Handvoll Erde angeſchwemmt, da wächſt es hervor und drängt zum Licht. In den finſteren Löchern und Höhlen geſprungener Lavablaſen ſind die Wände mit zarteſten Farnkräutern tapeziert. Dazwiſchen blüht der rote Bergmohn, der Purpurklee.

Oſteria beim Veſuv.

Und das alles auf den Inſeln, an den Rändern der Lavaſtröme, auf und in dieſen ſelbſt. Schon hier, in der gleich einem Garten bebauten Ebene, die ſich an den Berg in ſanfter Neigung anlehnt, iſt der Ort, die ſegensreichen Wirkungen des an ſich ſo unheilvollen Berges vorübergehend zu ſtudieren.

Üppigſte Vegetation, blühendes Leben ringsum. Wir heben das Auge zu den ſteilen Kegelhängen empor und erblicken das Bild des ſtarren Todes, der da oben ſeine Feſtung hat.

Digitized by Google

Hier unten hat er mit dem Leben gerungen, hier iſt das Schlachtfeld: ſchwarze Laufgräben, Verſchanzungen und Wälle, aus düſteren Schlacken aufgebaut, finden ſich überall, überall die verſtreuten, gigantiſchen Wurfgeſchoſſe.

Von dieſen Schlackenwällen ſind viele ſchon wieder mit Grün und Blumen umkleidet, aus ihren Riſſen und Fugen ſprießt es lebendig hervor. Andere ſind noch nackt oder nur armſelig bewachſen.

Es ſind dies die Lavaſtröme, die von dem Rücken des Berges herabfloſſen und in der Ebene zu einem vielarmigen See ſich ausbreiteten. Ihr Vorhandenſein und ihre Häufigkeit bezeichnen ebenſoviele Milliarien oder Meilenſteine an dem von den feurigen Boten des Berges durchlaufenen Wege aus der prähiſtoriſchen und hiſtoriſchen Zeit bis auf den heutigen Tag.

Auf ihrem Wege verwüſten dieſe Ströme alles ſich ihnen entgegenſtellende Leben. Zur Ruhe gekommen, zertrümmert beim Erkalten und durch die Zeit, bereiten ſie fruchtbares neues Leben vor.

Auch die härteſte Lava muß durch Wechſel von Kälte und Wärme, durch Regen, Tau und Schnee verwittern. Nun kommen die Pioniere der Pflanzenwelt, die mikroſkopiſchen Flechten, und ſiedeln ſich auf der rauhen Oberfläche an. Die vorzüglichſten Steinbrecher ſind dies, ſie ſaugen der Lava das „Blut“ aus. Dies iſt erweislich bei der Analyſe ihrer Körperchen, die alle in jener enthaltenen Stoffe: Leucit, Augit, Olivin, Magneteiſen und andere, in ſich bergen, denn vulkaniſche Felſen bieten ganz beſonders günſtige Bedingungen zu ihrer Zerſetzung. Die Rauheit der Oberfläche, mehr noch das ſchlackig-poröſe Gefüge erleichtern Luft und Waſſer den Eintritt. Dazu geſellen ſich, neben den Waſſeraushauchungen, die Aushauchungen von Schwefelwaſſerſtoff, ſchwefeliger Säure, Chlornatrium, Chlorammonium und andere, die mächtig als Agenten der Zerſetzung wirken und vom Krater aus durch Tau, Regen und Nebel täglich herabgetragen werden, auch die fallende Aſche enthält ſie.

Die zuerſt erſcheinende Flechte iſt Stereocaulon vesuvianum (Veſuv-Strunkflechte),* von grauer Farbe, einige Centimeter hoch, wie ein Miniaturblumenkohl. Auf der jüngſten Lava finden ſich höchſtens einige einzellige Algen, die Flechten zeigen ſich immer erſt nach ſieben Jahren und ſehen anfangs aus wie graues Streupulver; auf der alten Lava entwickeln ſie ſich üppig und immer üppiger und ſteigen ſogar die Kraterhänge hinauf; am Gipfel der Somma, bei der Punta del Naſone, finden ſie ſich in einer Höhe von 1121 Metern.

Die Stereocaulon und andere Arten geben durch ihre bunten Thallen oder Lager der Aſchenfarbe ein lebhaftes Ausſehen. Dieſe Lager nun bilden den erſten Nährboden für andere Pflanzenkinder, die zunächſt aus der Familie der Mooſe herkommen. Schon Goethe beobachtete das bei ſeiner Veſuvbeſteigung am 2. März 1787, da er zu Fuß über die Lava von 1771 ſchritt, die „bereits feines aber feſtes Moos zugelaſſen“ hatte. Veſuvmooſe ſind: das kleine Phascum, Grimmia, Bryum, Bartramia, dann verſchiedene Lebermooſe; ſie verhüten die neue Entblößung der Felſen durch Waſſer und Wind. Jetzt dürfen auch höhere Pflanzen den Verſuch der Einwurzelung wagen. In der That findet ſich in ſchattigen, feuchten Spalten der kleine Nackt-Farn Gymnogramme leptophylla, der mit einem Fingerhutvoll feuchten Sandes oder Aſche zufrieden iſt. In den naſſen Verſtecken — ein tröſtlicher Anblick beim Durchwandern der Lavawüſte — entfaltet ſeine zierlichen Wedel das Venushaar, Adianthum Capillus Veneris, und offen, häufig am Veſuv, tritt hervor Ceterach officinarum, Polypodium vulgare (das freilich auch in Neapel und Umgegend alle alten Dächer belebt), Asplenium tricomanes (Roter Widerthon) und andere. Alle dieſe ſind geeignet, auch der größten Trockenheit zu widerſtehen, denn aus ihrem Wurzelſtock machen ſie einen Waſſerbehälter. Auf dem mooſigen Boden hier und da zeigt ſich auch Lycopodium denticulatum.

Das lebhaftere Grün der Phanerogamen nimmt der Lava den düſteren Anſtrich. Von der Sonne purpurn gefärbt, blüht auf den Felſen Centranthus ruber, die Rote Spornblume, ihr folgt Sedum rufescens, eine Fettpflanze, Scrophularia canina, Hundsbraunwurz, Helichrysum litoreum, Strohblume mit

* S. Orazio Comes: Le lave, il terreno vesuviano e la loro vegetazione. Portici 1888.

weiß-wolligen Stengeln und Blättchen, weiter Reseda fruticulosa. Die Samen dieſer Phanerogamen werden durch Wind und Waſſer in die Spalten und Riſſe getrieben; wo ſie Boden finden, gehen ſie auf, hier dürftig, dort kräftig. Bevölkert und fruchtbar gemacht werden die ſandigen Inſelchen durch viele zarte zierliche Gräſerarten: Poa bulbosa, Corynephorus articulatus, Psilurus nardoides, Lagurus oratus, Festuca ciliata und F. bromoides; aber auch kräftigere finden ſich: Hordeum leporinum, Poa annua, Phleum Michelii, Triticum repens, bis zum Andropogon hirtum, Bartgrasart, und Imperata arundinacea.

Alle die genannten Pflanzen ſind entweder an ſich geeignet, hier zu leben, oder haben ſich dem „armen" Boden anbequemt. Sie brauchen äußerſt wenig Waſſer und atmen wenig aus. Höchſt entwickelt ſind ihre unterirdiſchen Teile, dünn und fein ſind die der Luft ausgeſetzten Glieder. So atmet eine von Nachtigal erwähnte afrikaniſche Völkerſchaft einer völlig waſſerloſen Zone nur mit zugebundenem Munde, ſo ſind dieſe Pflanzen alle mit wollenem Vließ umkleidet, aber tief dringt die Wurzel ins Geſtein und ſprengt Teilchen los und wahrt Feuchtigkeit.

Nach etwa zwanzig Jahren zeigen ſich auf der Lava krautige und Holzpflanzen. Den Reigen führt an der goldenblütige Spartium junceum, Spaniſcher Ginſter oder Wohlriechender Binſenpfriemen. Aus einem zähholzigen Stamme entſpringen grüne dünne Zweige wie Binſen, die am ſtammnahen Ende dürftige Blättchen und oben dicke brillante Blütenbüſchel tragen, weithin ſüßduftend und von den Bienen fleißig beſucht. Zur Maienzeit iſt es ein herrlicher Anblick, das intenſive Goldgelb über die ſchwarzen Gründe und Hänge leuchten zu ſehen. Ihm, der „Blume des Veſuvs", hat Giacomo Leopardi eines ſeiner ſchönſten Gedichte gewidmet: La ginestra o il fiore del deserto.

Qui su l'arida schiena
Del formidabil monte,
Sterminator Vesevo,
La qual null' altro allegra arbor nè fiore,
Tuoi cespi solitari intorni spargi,
Odorata ginestra,
Contenta dei deserti ecc.

Auf dem Ätna fanden wir die originelle Erſcheinung des baumartigen Ginſter, der Veſuv hat ihn nicht.

Auch Spartium iſt für dieſen dürren Boden geſchaffen: faſt nackte Zweige, worin er phyſiologiſch dem Feigenkaktus gleicht. Sein Verwandter, das Spartium scoparium, der Beſenpfriem, bis über zwei Meter hoch, wächſt in dem dürrſten Sande des Berges, auch wenig Blätter, dafür aber die Zweige verſehen mit häutigen Rippen, die wie Blätter funktionieren, aber wenig Waſſer hergeben, wogegen die Wurzeln im Geſtein arbeiten, im Boden pflügen.

Von derſelben Beſchaffenheit, leben, kraft ihrer lederartigen Blätter, neben dem Ginſter die baumartige Heide, der prächtige Erdbeerbaum, die Steineiche. Dieſe vegetieren noch auf dem entſetzlichen Kraterboden der Solfatara von Pozzuoli wie in einem Gewächshauſe, ebenſo, mit der Myrte gemiſcht, auf den verſengten Lavafelſen Iſchias. Unter dem Ginſter wächſt Artemisia variabilis, eine Wermutpflanze, ganz mit einem weißen Pelz überzogen und derart für das dürre Land geeignet.

Durch dieſe bedürfnisloſen Anſiedler iſt das Land vorbereitet, wirkliche Sträucher und Bäume zu tragen, die ſich hier und da ſogar zu kleinen Gehölzen zuſammenſchließen und auskömmlich leben. Je größer die Pauſe zwiſchen einer und der anderen Eruption des Veſuvs iſt, deſto höher hinauf ſteigt dieſe neue Vegetation. Wenn wir daher heute den Veſuvkegel grau und nackt vor uns ſehen, ſo iſt das eine Folge der Häufigkeit ſeiner Ausbrüche in den letzten Jahrzehnten. Würde der Berg lange ruhen, ſo wäre eine Neubegrünung auch des Kegels gewiß, und im Inneren des Kraters ſelbſt wäre grünes Leben zu finden.

Wir beſuchen, uns an einem wirklichen Urwald zu erfreuen, die über dem einſtigen See von Agnano ſich erhebenden Aſtroni, ein gewaltig großes uraltes Kraterbecken, mit ringsum ſteil aufragenden Wänden, im Grunde zwei kleine Seen, wo ſeit Jahrhunderten, ungeſtört durch neue Ausbrüche, ein Pflanzen- und Baumwuchs entſtanden iſt, wie er üppiger nicht gedacht werden kann: Rieſeneichen und Buchen, Kaſtanien, Erlen und Weiden, darunter verwebt undurchdring-

liches Lianengeflecht, Brombeeren, Waldreben und blühende Blumen aller Arten, auf den Seelein ſogar Nymphäen, dazu ein luſtiges Vogelleben in Tauſenden von Neſtern, Nachtigallen, Grasmücken, Finken und Zaunkönige, zahlloſe Holztauben, dann Züge von Wildſchweinen und, bis vor etwa fünf Jahren noch, wo es abgeſchoſſen wurde, von Rotwild. Das Becken von Aſtroni iſt ein dem blühenden Leben zurückgewonnener Krater. Ein anderer liegt an dem Wege von Pozzuoli nach Baja, rechts, dicht am Meere, ſeiner „Neuheit“ wegen der Monte Nuovo genannt, denn erſt 1538 iſt er entſtanden. Aber ſchon hat ihn die Vegetation zurückerobert, und alte Pinien wurzeln in dem Aſchen- und Schlackenland.

Die Sommawand (ohne Veſuv).

Genau ſo ging es mit dem Veſuv. Nach dem Ausbruche von 1138 und 1139, jener in der Dauer von vierzig Tagen, dieſer von dreiunddreißig, ſchwieg der Berg bis zum Jahre 1631, wo der Ausbrüche allerentſetzlichſter ſtattfand. In dieſer langen Ruhepauſe hatte die Vegetation nicht bloß die Kraterhänge erſtiegen, ſondern war über den Rand auch ins Innere gedrungen und hatte die ſchwarzen Wände und den Grund mit Sträuchern und Bäumen ausgekleidet. Im Krater ſprangen drei Quellen: ein warmer Säuerling, eine warme indifferente und eine ſtark alkaliſche. Am Geſtein der Wände, wie noch jetzt am Epomeo auf Ischia und an der Solfatara von Pozzuoli, zeigten ſich nur wenige Fumarolen. Fumarolen werden bekanntlich die aus vereinzelten kleinen Spalten und Öffnungen hervortretenden, mit Dämpfen vermiſchten Gasſtrahlen der Krater oder Kraterkegel (auch der Lavaſtröme) genannt.

So erzählte nichts mehr von den früheren Unthaten des Berges, der Rieſe war tot, und die Menſchlein nahten ſich ihm ungeſcheut. Um den ganzen Kegel herum hatte lebhafter Herdentrieb ſtatt; bis zum Kraterrand hinan weideten die Schafe und Ziegen. In dem Thale zwiſchen dem Kegel und den Felſen der Somma, heute Atrio del Cavallo, einſt Vallone genannt, gab es viele Hirtenwohnungen, und der ſechs Jahre vor dem großen Ausbruche von 1631 verſtorbene Marini konnte in ſeiner „Sampogna“ noch ſchreiben:

> Bin ich auch keiner von den reichen Hirten,
> So bin ich doch der allerletzten keiner;
> Der Schafe hab ich, daß des Veſuvs Gipfel
> Von ihnen weiß erſchimmert, gleich dem Schnee

Sein Zeitgenoſſe Braccini ſchrieb: „Zwiſchen dem einen und dem anderen Berge findet

Digitized by Google

Auf der Plattform des Obſervatoriums.

ſich eine Ebene, die man Atrio nennt, an einigen Stellen eine Miglia breit, an anderen weniger, ganz mit Kräutern für die Weide des Viehes bedeckt, dazu ein Arzeneigärtlein nützlich bei menſchlichen Krankheiten.“

Und noch heute kann man nach Profeſſor Comes folgende Offizinalkräuter auf den Höhen um den Veſuv her finden: Gemeine Waldrebe, Wolliger Hahnenfuß, Scharfer Ritterſporn, Gemeines Schöllkraut, Wilde Reſeda, Salbeiblätteriges Ciſtröschen, Gemeines Sonnenröschen, Wohlriechendes Veilchen, Gebräuchliches Seifenkraut, Gemeines Johanniskraut, Ruprechtskraut (Geranium Robertianum), Maſtix-Piſtazienbaum, Färbeginſter, Hundsroſe, Kornelkirſche, Gemeiner Flieder, Taubenſkabioſe, Gemeiner Huflattich, Gemeines Tauſendgüldenkraut, Stechapfel, Klebriger Alant, Wermut, Rapunzelglockenblume, Großes Singrün, Weißes Bilſenkraut, Königskerze, Gemeiner Dollen, Bergthymian, Citroneneliſſe, Gamander, Großer Wegerich, Jähriges Bingelkraut, Große Brenneſſel, Geflecktes Knabenkraut, Rauhe Stechwinde, Stechender Mäuſedorn, Spitzblätteriger Spargel und viele andere mehr.

Dank den dichtverflochtenen Wurzelſtöcken der Hainbinſe oder Afterſimſe (Luzula) und der Sesleria, die eine Art Filzteppich bilden, bleibt der abſchüſſig-lockere und bewegliche Sandboden an die Felſen geheftet, und Kräuter und Sträucher können ſicher auf ihm ſich entwickeln. So finden ſich am Veſuv kräftig entwickelt die Steineiche, die Erle, die Gemeine Hain- oder Hagebuche, der Ahorn und die Edelkaſtanie u. ſ. w. bis zur Pivus Aria auf den höchſten Höhen und vereinzelten Exemplaren der Betula alba auf dem Sommakamme, der ſchon genannten Punta del Naſone.

Wer ſich über die Flora des Veſuvs eingehend unterrichten will, der nehme des berühmten neapolitaniſchen Botanikers Werk zur Hand: Pasquale, Flora vesuviana et caprensis comparatæ. Napoli, 1869.

Doch werden nur wenige Veſuvbeſteiger ſich viel mit der ſpontanen Vegetation beſchäftigen, wo die Kulturpflanzen und -bäume ſich ſo mächtig ſeinem Auge aufdrängen.

Dieſe führen auf dem vom Veſuv „gedüngten“ Boden ein ſchwelgeriſches Leben und gedeihen wie nirgends ſonſt: von den zarten, geſchmackvoll ſaftigen Gemüſen der Veſuvhänge und des Sarnothales an bis zu den Feigen- und Nußbäumen, den Orangen-, Limonen- und Apfelbäumen, den Pfirſich- und Weichſelkirſchbäumen — alle belaſtet mit

Früchten, die an Größe, Saft und Wohlgeschmack, an Formen und Farben allen anderen überlegen sind.

Dort reift vor allem auch die köstliche Vesuvtraube an Reben, die sich nach antiker Weise als Guirlanden von Baum zu Baum ziehen, so herrlich, so übermütig, als ob noch heute fortwährend bachische Feste zu feiern wären.

Im September beginnt die Weinlese, wobei freilich zumeist weiße und rote Trauben ungesondert gesammelt und gepreßt werden, oder vielfach auch noch ausgetreten. Die Behandlung des köstlichen Saftes ist hier leider eine recht primitive: acht Tage lang liegt er in offenen Fässern zur Gärung, dann wird er auf nicht sehr saubere Tonnen gefüllt, worauf er ohne weitere Erziehung liegen bleibt. Es ist ein Wunder, wenn sich dieser Stoff zwei Jahre lang hält.

Wird aber die Vesuvtraube anständig behandelt — und viele Eigentümer haben angefangen dies zu thun, des gesteigerten Versandes nach Deutschland wegen —, so giebt das einen vorzüglichen und haltbaren Wein. Einige Winzer lassen die Trauben trocknen; das Erzeugnis, meist nur für Privatgebrauch, ist ein wunderbar süßes „Lebensöl".

Natürlich kann bei der Größe der mit Trauben bepflanzten Fläche (bis zu zwei Drittel Höhe des Berges steigt die Weinrebe) keine Rede sein von einer Traubensorte, so giebt es auch durchaus keinen bestimmten Vesuvweintyp. An den Ost- und Westhängen der Somma und des Vesuvs wächst der unter dem Namen Lacrima di Somma bekannte rote Wein, ein guter Tischwein, wenn er alt geworden ist. Die Mittagsseite, gegen Resina und Torre del Greco gerichtet, erzeugt einen Rotwein, der mit der Zeit einen ganz eigenartigen Duft erhält: nach florentinischer Iris, und zwar ohne irgend welchen Zusatz. Dieser Wein, durch den trocken kräftigen Geschmack und die ihm später eignende orangenrote Farbe, könnte mit den besten französischen Weinen wetteifern. In eben dieser Gegend wird der — wenn echt — mit Recht berühmte weiße Lacrima Cristi gekeltert; er ist fein und hat ein köstliches Aroma, das ihm die Grecatraube giebt. Aber wer von den Tausenden Fremden, die des Vesuvs Weine prüfen, hat die echten Thränen getrunken? Was in den Vesuvschenken zu frechen Preisen und in den Hotels Neapels, mit sauberem, goldverbrämtem Etikett beklebt, als solche ausgegeben wird, ist geschmiertes Zeug.

Vorzüglich sind auch die Tafeltrauben des Vesuvs: Moscadellone, Zibibbe, Sanginella, Catalanesca und andere.

Sonnenfeuer und vulkanische Glut müssen aber auch etwas Gutes brauen und kochen.

Wenn der vulkanische Geist mit Gewalt ausbricht aus der Tiefe,
Berge versetzt und erzeugt, schafft er Verderben und Tod.
Aber beruhigt er sich, entsprosst ihm wieder die Rebe,
Und der flammende Grund teilet sein Feuer ihr mit.

Das ist Lavapoesie. Es giebt aber auch eine Lavachemie, denn bei der Zusammensetzung der Laven unterscheidet man eine mineralogische Komposition und eine chemische Komposition. Jene haben wir im Vorüberwandern abgethan, über diese lesen wir nur eine kurze Analyse. Die Lava, nach der Erkaltung untersucht, also nachdem sie alle flüchtigen Substanzen abgegeben, weist als Resultat die chemische Zusammensetzung auf:

| | |
|---|---|
| Kiesel . . . . . | 49,62 |
| Aluminiumoxyd . . | 18,90 |
| Eisenprotoxyd . . . | 11,80 |
| Manganprotoxyd . | 0,46 |
| Kalk . . . . . | 10,82 |
| Magnesia . . . . | 4,25 |
| Natron . . . . . | 3,51 |
| Kali . . . . . | 0,64 |
| | 100,00 |

Die Herren Agronomen und Önologen mögen zusehen, ob die Mischung richtig ist, um solche „Thränen" hervorzurufen, da könnte man ja auch anderwärts einen Versuch machen.

Aber das Kulturleben bleibt beim Höherklimmen nach und nach zurück, noch ein paar dürftige Versuche, auf armen kleinen Bodeninselchen eine Salatstaude, ein paar Tomaten, ein Fruchtbäumchen zu ziehen, dann herrscht der Tod, und das Reich der Lava, der Asche, beginnt. Was mitten in diesem Reiche sich etwa noch ansiedelt, dient der Spekulation auf Fremde in Trattorien, Kneipen und Kneipchen, und — der Wissenschaft, denn auf dieser Höhe steht das Osservatorio Vesuviano.

Der Boden, auf dem das prächtige Ge-

bäude sich erhebt, ist ein Stück Basis des vielfach zerstörten Sommaringes, der, wie wir bereits sahen, in einer beinahe ebenen Terrasse rings um den Vesuv her verfolgt werden kann, wenn das auch von Jahr zu Jahr schwerer wird, der diesen uralten Wall überschreitenden, ihn verwischenden Lava wegen.

Früher bildete dieser Observatoriumshügel eine allseitig isolierte Höhe, denn sein Gipfel überragte die Sohle des Atrio del Cavallo ganz bedeutend; jetzt ist das Atrio durch Lava ausgefüllt, und die Sohle liegt zum Teil schon bedeutend höher als das Dach des Gebäudes. Von Neapel aus sieht man im Jahre 1894, im Hintergrunde der einstigen Einsattelung, einen Zukunftsgipfel heraufwachsen. Auch die beiden Schluchten zu seiten des Observatoriums, nordwärts der Fosso della Vetrana, südwärts Fosso Grande, füllen sich mehr und mehr mit Lava aus (im Fosso della Vetrana die Lava von 1787, 1855, 1868, 1871 und 1872, mit einer Aufschüttung von gegen 150 Meter Höhe; im Fosso Grande die Laven vieler Eruptionen, namentlich aber die von 1858, die viele Hügel bildete), wodurch die einstige absolute Sicherheit der Basis des Gebäudes stark in Frage gestellt wird: das Observatorium muß der Lava einst zur Beute fallen.

In der Nähe steht die alte Einsiedelei des „Salvatore", einst einziges Unterkommen der Vesuvbesteiger. Seit 1631 hausten hier zwei Einsiedler, die den Reisenden Dach und Kost anboten, dann war es einer, über dessen Wesen und Walten viel phantasiert worden ist, jetzt ist auch der verschwunden und nur die ebenso räuberhaften Führer sind geblieben.

Mit dem Bau des Observatoriums ward 1841 begonnen. Die Pläne hatte der Ingenieur G. Fazzini gemacht, die wissenschaftliche Leitung ward dem tüchtigen Physiker M. Melloni übergeben, den sich Ferdinand II. Bourbon aus Parma verschrieben hatte. 1847 stand der Bau fertig da, und Melloni wurde nach Paris geschickt, die nötigsten Instrumente und Apparate einzukaufen

Da kam das Revolutionsjahr 1848: Melloni wurde abgesetzt, um das Observatorium kümmerte sich niemand mehr.

Erst 1851 durfte der Professor Luigi Palmieri dort oben einige elektro-meteorologische Studien machen, auf seinen Vorschlag wurden verschiedene bauliche Veränderungen vorgenommen. 1854 machte man ihn zum Direktor des Vesuv-Observatoriums. Hier arbeitete er bis zum Beginn des neuen Italiens, das freilich verzweifelt wenig übrig hatte für wissenschaftliche Zwecke und dem Observatorium nur eine sehr karge Dotation zuwenden konnte. Mit diesen bescheidenen Mitteln und dem kleinen wissenschaftlichen Personal arbeitete der treffliche Palmieri weiter.

Das Personal besteht noch heute aus einem stellvertretenden Direktor und zwei Gehilfen; das wissenschaftliche Material aus dem durchaus Notwendigen. Es giebt ein kleines chemisches Laboratorium, eine Gestein- und Mineraliensammlung, ebenso eine Sammlung sämtlicher vesuvischen Laven und Aschen. Von Instrumenten sind vorhanden: ein Goniometer, zum Bestimmen der Krystalle, zwei gradsichtige Spektroskopen, ein Sideroskop (Vorrichtung zur Entdeckung von Eisen in einem Körper), eine Anzahl von Instrumenten, die Sublimationen der Fumarolen zu sammeln, ein Magnetometer, Barometer, Psychrometer, der von Palmieri konstruierte Anemograph (die Winde am Vesuv sind sehr wechselvoll).

Am bedeutungsvollsten, weil in unmittelbarem Zusammenhange mit dem Vulkan stehend, ist der von Palmieri um 1855 erfundene, stetig verbesserte elektromagnetische Seismograph oder Erdbebenmesser: ein sehr komplizierter elektrischer, die Richtung des Stoßes, seine Eintrittszeit und Dauer aufschreibender Apparat. Da er auch die fernsten Erschütterungen im Erdinneren wenigstens andeutet und die arme Erde nie zur Ruhe kommt, so hat er eben Tag und Nacht zu schreiben — aber unfehlbar ist er nicht.

So giebt es auch kein Instrument und keinen Menschen, der einen Ausbruch des Berges anzeigen könnte, und alle oft genannten Vorzeichen sind wenigstens recht unsicher. Die Brunnen vertrocknen? Oft sind sie vertrocknet, ohne daß eine Eruption eingetreten wäre, und oft fand sie der heftigste Ausbruch voll.

Die natürliche Thatsache für den Vesuv ist nach Palmieri das Zunehmen der Fuma-

rolen an Zahl, Thätigkeit und Wärme. Sie gehen bald von der Periode der Kohlensäure in die des Schwefelwasserstoffgases, der schwefeligen Säure, und endlich in die der Salzsäure über.

Dort, aus einer kleinen Spalte, aus einer Öffnung am Aschenhange steigt es wie wirbelnder Rauch (fumus) auf, das sind Gasstrahlen mit Dämpfen vermischt, und jene Zuglöcher, in deren Umgebung der Boden sehr heiß, sind die Fumarolen, die sich zahlreich im Kraterinneren finden, sich aber auch in der frischen Lava bilden. In der Nähe von Neapel beobachtet man Fumarolen in der Umgebung des einstigen Lago d'Agnano, an dem die berühmte Hundsgrotte liegt, am Monte Epomeo auf Ischia, an der höchst interessanten Solfatara von Pozzuoli. Hier brechen fortwährend aus Spalten und Rissen heiße, erstickende Dämpfe mit Macht hervor; der Schlund, aus dem sie brechen, ist mit buntesten Farben geschmückt, erzeugt durch die in den Dämpfen mitgeführten Substanzen, die sich als Sublimationen ablagern und das anstehende Gestein metamorphisieren. So haben die Dämpfe der Solfatara die Trachyte zersetzt, die jetzt ihren Boden als eine blendend weiße Masse bedecken, auf der sich die baumartige Heide und der Erdbeerbaum als kränkliche Pioniere angesiedelt haben.

Den Zustand eines Vulkans zwischen Ruhe und Eruption nennt man sogar den Solfatarazustand. In diesem Zustand befand sich der Epomeo auf Ischia, dessen schöne Pyramide wir, westwärts blickend, aus dem Meere steigen sehen, während der Dauer von vierzehnhundert Jahren, bis er 1302 von neuem ausbrach.

Noch sicherer als die Fumarolen zeigen Bodenerschütterungen am ruhenden Berge, die sich in immer kürzeren Pausen wiederholen, seine Absicht, auszubrechen, an; dasselbe thun die unterirdischen, rollend-dröhnenden Geräusche, die aber jedenfalls mit jenen Erschütterungen im Zusammenhange stehen. Leopold von Buch sodann nimmt als wichtigstes Vorzeichen die Veränderungen im Kraterboden: entweder vermindert sich die Tiefe des Trichters oder die Kraterdecke wird gehoben.

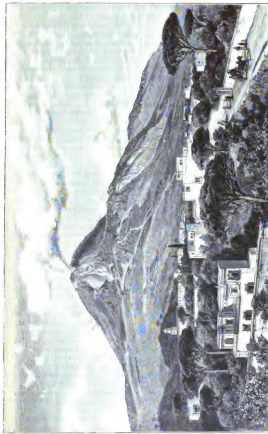
Auf alle diese Vorzeichen achten die Bergbewohner jedoch nicht, und so kommt der Schrecken über Nacht, bricht plötzlich herein wie über Pompeji, dessen Bewohner nicht Zeit hatten, auf die Dächer zu steigen und ins Gebirge zu flüchten.

Zwei Gedenktafeln an den Thorpilastern des Observatoriums erinnern in langer Reihe an die Namen der Opfer, die 1872, von der Lava überrascht, ihren Tod in der nächsten Nähe dieses Gebäudes fanden: am Fuße des Vesuvkegels, da, wo er in das Atrio del Cavallo hinabsteigt.

Zur Linken erheben sich steil und schwarz, wie der Hölle entwachsen, die Felsen der Somma, arg zertrümmerte, wallförmige Wände des alten ersten Vesuvkraters, auf dem oder richtiger in dem sich der seit dem Jahre 79 thätige jetzige Vesuvkegel gebildet hat. Von diesem antiken Sommaringwall ist nur etwa noch ein Drittel erhalten, das halbmondförmig den Vesuv umragt und wie eine Mantelform umgiebt. Zwischen „Form" und „Gußstück" liegt das naturgemäß halbmondförmige Atrio, das am südlichen und westlichen Abfall des Vesuvs, in dem breiten Lavafelde „Le Piane" endet.

Über den Namen „Atrio del Cavallo" hört man allgemein, er sei entstanden durch den Brauch der Führer und Knechte, die Reittiere der Reisenden bis in dies Thal zu führen, von wo aus der Aufstieg unternommen und wo die Rückkehr der Bergbesteiger erwartet wurde, so daß er die Bedeutung einer Pferdehaltestelle habe. Dem ist nicht so, denn die ganze Thalsohle erhielt den Namen der „Atrii" oder Vorhöfe mit verschiedenen Bezeichnungen. Atrio del Cavallo erhielt den seinen von einer an der südöstlichen Seite des Kegels hervorspringenden, wie ein Pferd geformten Felsenmasse. Kolossale Lavaaufhäufungen haben Atrio und Pferdeform längst zerstört, der Name blieb.

Von hier aus wurden bis zur Errichtung der Drahtseilbahn die meisten Kegelersteigungen gemacht. Dreimal bestieg von hier aus Goethe den Berg am 2. März „bei trübem Wetter und umwölktem Gipfel", am 6. März, „obgleich ungern, doch aus treuer Geselligkeit begleitete Tischbein mich heute auf den Vesuv", und am 20. März 1787: „Die Kunde einer soeben ausbrechenden Lava, die, für Neapel unsichtbar, nach Ottajano



Der Vesuv vom Monte Somma aus gesehen.

hinunterstürzt, reizte mich zum drittenmal, den Vesuv zu besuchen."

Die Schilderungen dieser „Besuche" sind so wahr, so treu, so einfach, so klassisch, daß



Digitized by Google

sie als Musterschilderungen gelten dürfen. Spätergekommene haben noch mancherlei dazu phantasiert.

Eine Besteigung des Kegelkraterrandes ist nichts Großes, wenn auch die Kletterei in der losen Asche nicht zu den Annehmlichkeiten gehört. Die Spitze des Berges, die allen möglichen Veränderungen in Breite, Höhe und Tiefe unterworfen ist, kann ungefähr mit 1250 bis 1300 Meter beziffert werden; das Observatorium steht 600 Meter über dem Meeresspiegel, einen Kilometer von der Kegelbase und etwa zwei Kilometer vom Kratercentrum. 600 bis 700 Meter steiler Berg sind also zu machen. Rüstige Männer legten diese Strecke in einer Stunde zurück, bequemere ließen sich an Riemen von den immer dazu bereiten „Guiden" hinaufziehen, für Damen standen Sänften bereit.

All diesem lustigen Wesen und Unwesen (wer der Volkssprache nicht kundig war, ward wie eine Wachtel gerupft) hat die „Funicolare", die Drahtseilbahn des Vesuvs, ein Ende bereitet. Der Vesuv ist nicht mehr Eigentum der räuberischen Führerbande, diese aber raste und rächte sich an dem ihre Einnahmen schädigenden Objekt, indem sie die ganze Bahneinrichtung verbrannte und den Neubau nur nach einer bedeutenden Abfindungssumme gestattete. Die Fahrstraße (Touristen werden zu Wagen bis an die untere Bahnstation befördert) vom Observatorium aus ist 3200 Meter lang bei einer Steigung von etwa acht Prozent. Die untere Station, an der Bahn des Aschenkegels, liegt 800 Meter über dem Meeresspiegel; die Bahn hat eine Länge von 800 Metern und steigt bis zu einer Höhe von 1180 Metern (nicht die Kraterhöhe) empor, bis zur Stazione di arrivo, in die Asche hineingebaut, auf treulose Lapilli. Der Kraterrand ist damit noch nicht erreicht, zu dem bringen den Ankömmling die im Dienste der Gesellschaft stehenden Führer.

Wir blicken in den Rachen des Riesen hinein, gräßlich und schauerlich schön, wenn er in Thätigkeit ist, aber zuckend unruhig ist er immer, und immer erscheint er gefährlich.

Manchmal bricht in den Äther er nur ein schwarzes Gewölk aus,
Das pechartigen Qualm und glühende Asch' aufwirbelt,
Wirft auch Feuerklumpen empor und beleckt die Gestirne —

„Sidera lambit," wie Virgil das so malerisch sagt.

Einige Jahre vor 1822 besaß der Vesuv gar keinen Krater, sondern endete in eine rauhe Platte, auf der hier und da parasitische Kegelchen aufgeworfen wurden. Darauffolgende Explosionen sprengten den Deckel vom Höllenkessel, und der Berg verlor dadurch gegen 600 bis 800 Fuß an absoluter Höhe, jene Platte verwandelte sich in einen Krater von einer Meile im Durchmesser und 1000 Fuß Tiefe.

Der alten Geologenschule aber waren die Krater aller Größen und Formen nichts weiter als das gleichzeitige Resultat, dem die Hebung der umgebenden Höhen zugeschrieben wurde: dem plötzlichen und heftigen Ausbruch eines großen Volumens von Dampf unter der Oberfläche. Es platzte also eine kolossale unterirdische Blase, und die Öffnung ganz oben ist der Krater, der nachträglich erstarrt. Es ging dabei zu wie beim Kochen einer dicken Polenta, auf deren Oberfläche eine Menge solcher Dampfblasenkraterbildungen stattfinden.

Das waren Thorheiten, nunmehr längst beseitigt, denn jede Eruption hält an, und der Krater ist das plastische Ergebnis dieser fortgesetzten unterirdischen Arbeit, die oft Jahrzehnte andauert. Am Ende der Eruption findet sich dann der kreisförmige oder ovale Schlund, umgeben von einem Ring steil abfallender Seiten oder Klippenhänge, Kesselränder, über die dann wieder einmal die Lava hinauskocht.

Arbeitet der Krater des Vesuvs, so zeigt er das tags über durch eine stoßweise sich immer mehr in die Höhe und Breite schiebende Rauchsäule an, die bei Windstille wie eine Pinie über dem Gipfel steht, bei Nordost aber in lichten Nebelstreifen über den ganzen Golf hinweggeweht wird. Ihre dunkle Farbe beruht auf einem Gemenge von Wasserdämpfen und vulkanischer Asche. Sie wird baumwollenweiß, sobald die Lava zu fließen angefangen, oder gegen das Ende des Ausbruches.

Die Rauchsäule erscheint in dunkler Nacht als Feuersäule. Dies ist sie nun freilich nicht: es ist nur die Rauchsäule, die von dem Wiederschein der im Krater aufkochenden Lava angeglüht oder erleuchtet wird

und in ihrem zeitweiligen Heller- oder Dunklerwerden das Aufsteigen und Zurücksinken der Laven andeutet. Wahrgenommene, die rote Glut durchzuckende Blitze rühren von den über den Kraterrand hinausgeschleuderten Lavafetzen her.

Ein Großes ist der Blick vom Rande des Kraters in den glühend-unruhigen Schlund bei Nacht, wenn, um die Romantik voll zu machen, der Vollmondschein blau und träumerisch über dem Berge und dem stillen Lande liegt. Hier zu unseren Füßen, unter ihnen höllisches Aufleuchten in Funken und Blitzen, dumpfes Gurgeln, Grollen, Rollen und Dröhnen, höhnisches Pfeifen und Zischen, rote Schleudersteine in die Nacht hinausgeworfen ... der brandrote Reflex auf der Asche, auf den Schlacken, so plötzlich, als ob der Heizer die Thür an einem Hochofen öffnet ... der Nachthimmel rötet sich, unsere Wangen fühlen die Glut, die Luft ist wie entzündet und atmet sich schwer, der Boden zittert, der Berg bebt, die flatternden Funken springen über die nahen Schranken, sie zerspringen mit Knistern, und gleichzeitig entsteigen dem chemischen Laboratorium erstickende Dünste.

Und unser Blick folgt dem Zuge der Aschenhänge hinab in die stille weite Ebene, die im Meere verläuft, in dem Golf von Neapel, und jenseits sich fortsetzt, in dämmernder Ferne verschwindend.

Hier das gewaltige Glutschüren unterirdischer Gewalten, der Mondschein, dies „schlafende Sonnenlicht" darüber hinfließend, drunten aus den Schatten aufblitzend, gelb und trüb wie Irrlichter, die zuckenden Lichtlein der Menschen in ihren Städtchen und Dörfern: Torre Annunziata, Torre del Greco, Resina, Portici, San Giorgio a Cremano, San Giovanni a Teduccio, in die große Neapolis verlaufend, wie fliehend vor dem Berge, der so oft schon sie schwer geschädigt; hier, näher heran, in seine Schluchten hineinsteigend wie kühnes Räubervolk, das hier einst sein Wesen trieb, wie die Horden des Spartakus, die am Krater kampierten, die Ortschaften Bosco Reale, Bosco Trecase, von einem dunkelgrünen Rebennetz gedeckt; halb hinter der Felsenwand der Somma hervorlugend, die sich als Schutzwall zwischen sie und den Berg gestellt, Ottajano, Somma Vesuviano, Sant' Anastasia, und weiterhin das wie in einem schwarzen Meere in der Lava stehende S. Sebastiano, Massa, Pollena, Cercola.

Der kleine Menschentrotz hat dem Trotze des Titanen stand gehalten: mit Hacke und Schaufel rückten sie seinen schwarzen Wällen entgegen, mit Mörtel und Kelle bauten sie ihre Nester immer wieder dicht an seine Cyklopenmauern an. Gleich der Ameise in der Fabel, welche dem Stier im Felde auf die Hörner kroch und rief: „Aramus", steigt die Menschenameise in die drohenden Lavablöcke hinein und senkt die Rebe ins warme Land und liebt dies Land als eine teure Heimat.

Aber da drunten, Castellammare zu, dämmert es in sonderbaren Formen und Linien wie ein Camposanto mit offenen Gräbern: Pompeji — das größte und schönste Opfer, das der Berg gemordet. Das schönste! Wieder spricht unser Goethe: „Es ist viel Unheil in der Welt geschehen, aber wenig, das den Nachkommen so viel Freude gemacht hätte."

Wie ein buntes Insekt in den Bernstein, wurde die griechisch-römische in stiller Schöne blühende Stadt vor Jahrhunderten in die schützenden Massen des Berges eingeschlossen, und wir, zu spätem Schauen eines noch auf Füßen stehenden Vergangenen gelangt, danken dem Berg, mit seinem Wein das Glas gefüllt, für diese That.

Und nun haben wir den jungen Morgen herangewacht: die Mondenschleier senken sich und verflattern in den lukanischen Bergen.

Sieh, da kommt sie, die hohe, die städtebelebende Eos,
Rosig empor, weit brennt die See, und der Gipfel Surrentums
Glimmt, wie des flammenden Mohns blutdunkles trunkenes Haupt glüht.
Zagend entsteigen die Ufer, von bläulichem Dufte umflossen,
Dort die Gestade von Pästum, und hier sirenusische Klippen,
Drüben Neapolis' Strand und das gelbe Gebirge Misenus.
Aber der Herrscher Vesuv steht herrlich in purpurner Pracht da,
Ruhend ein Held, der stumm aufs Schlachtfeld schaut und die Toten,
Nimmer von Reue bewölkt und gelehnt am blitzenden Kampfspeer.

Wie viele Feldzüge hat er mitgemacht, in wie vielen Titanenschlachten gekämpft! Die

Geſchichte ſeiner Thaten füllt Bücher, ſeine Biographie haben die Beſten aller Nationen geſchrieben.

Und doch iſt das alles bis in das ſiebzehnte Jahrhundert hinein nur Stück- und Flickwerk, ſeine Geſchichte rückt nur ſtück- und ruckweiſe vor, und von ſeiner Kindheit wiſſen wir nur wenig. Etwas freilich laſen die Archäologen von den Pareten einiger pompejaniſcher Häuſer ab, wodurch beſtätigt wird, daß die Mutter des Berges die Somma war.

Über ſeinen Taufnamen haben Forſcher und Dilettanten viel gefabelt und gefaſelt. In dem umbriſchen Dialekte hieß er ocro fisore, im Griechiſchen Besubios oder Besbios, was „Feuer" bedeuten ſollte; die

Die Drahtſeilbahn am Aſchenkegel.

Römer nannten ihn Vesevus, weil wild und grauſam, Væ quia sævus, und die Varianten ſind: Vesuvius, Besvius, Vesubius, Vesebius, Bebius, Vesvio, Bembius, Besvius, Hesbius, Vesulus, Vesurus (wie noch heute im neapolitaniſchen Dialekt Vesurio), und alle dieſe Varianten fanden ihre Erklärer. Antike Schriftſteller bezeichnen ihn noch mit den Namen Mævius und Mæulus, ſogar „Lesbius" muß er ſich gefallen laſſen.

In ſeinen „Flegeljahren" iſt das intereſſanteſte Kapitel, das Plinius d. J. geſchrieben. Sein Mannesalter wird eingeleitet durch den ſchrecklichſten aller Ausbrüche, den vom Jahre 1631, und heute ſteht er noch immer auf der ganzen Höhe ſeiner Kraft. Was ſind Jahrhunderte für einen Vulkan!

Mit 1631 beginnt auch die eigentliche Geſchichte des Berges, es wurde Buch über ihn geführt. Man beſuchte den Berg, ſobald er Zeichen von Thätigkeit gab. Der ganze große Vorgang beſteht in der Vorbereitung, der Eruptionsperiode, die durch ein großes Finale abgeſchloſſen ward. Dann fällt der Vorhang, alles ſchweigt bis zur neuen Vorſtellung.

Der Haupthiſtoriograph des Veſuvs, ſein Mommſen, iſt der ſchon genannte Profeſſor Luigi Palmieri; folgen wir ihm, ſo ſind wir wenig Irrungen ausgeſetzt.

Diodor von Sicilien, der zur Zeit des Auguſtus lebte und zweifellos den Veſuv ſelbſt geſehen hat, ſagt von ihm, daß er, gleich dem Ätna, vor Zeiten „Feuer" geſpien und viele Merkmale uralter Ausbrüche an ſich habe. Lucretius, Vitruv, Strabo und andere ſprechen von der vorzeitlichen Thätigkeit des Vulkans, daß er eine prähiſtoriſche Periode gehabt habe, der eine neue Periode, in der er aus ſeinem langen Schlummer erwacht, gefolgt ſei. Ihnen allen iſt der Veſuv nur ein einziger Berg, des Doppelgipfels erwähnen erſt ſpätere Zeiten. Giorgio Agricola, der zu Anfang des ſechzehnten

Jahrhunderts ſchrieb, ſagt: „Verticis pars sinistra altior est, et augustior“ (der heutige Sommagipfel), „dextra“ (der eigentliche Veſuv, der heute jenen um etwa hundert Meter überragt) „humilior et latior: unde procul eum aspicientibus apparet biceps esse.“ Und noch jetzt erſcheint er den von Neapel aus ihn Anſchauenden doppelgipfelig, wohingegen von Torre Annunziata aus der Sommagipfel faſt vollſtändig verſchwindet.

Strabo, etwa 30 v. Chr., beſchreibt ihn: „Es iſt der Veſuv ein Berg, von vorzüglichem Kulturland umgeben, nur der faſt ganz flache Gipfel iſt durchaus unfruchtbar, von aſchenfarbenem Ausſehen, mit Höhlen und Spalten aus rußſchwarzem Geſtein, das wie verbrannt erſcheint, ſo daß es zuläſſig iſt, zu ſchließen, daß dieſe Orte dereinſt mit feuerſpeienden Kratern brannten, die ſpäter aus Mangel an Material auslöſchen mußten.“ Virgil ſpricht von dem „fruchtbaren Geſtade am Veſuvberg“, und Martial, der den Vulkan vor und nach dem Ausbruche von 79 ſehen konnte, widmet ihm das ſchöne Epigramm:

Dies hier iſt der Veſuv, von Weinlaub jüngſt noch beſchattet,
Hier hat Kuſen der Saft edelſter Trauben gedrückt.
Dies ſind Höhen, die, mehr als Nyſas, Bacchus geliebt hat,
Der Berg hatte noch jüngſt Reigen der Satyrn geſchaut.
Dies war Venus' Sitz, ihr lieber als Lacedämon,
Dieſes der Ort, den berühmt Herkules' Tempel gemacht.
Alles liegt nun in Glut und von trauriger Aſche verſchüttet.
Und daß ſie nicht es gekonnt, hätten die Götter gewünſcht.

Der flache Gipfel, von dem Strabo ſpricht, würde alſo der weite flache Kratergrund geweſen ſein, wo Spartakus mit den Seinen ſich verſchanzte, während Clodius Glaber mit ſeinen dreitauſend Mann Milizen die Zugänge zum Berge verſperrte. Damals

Aufſtieg zum Aſchenkegel.

ſtand der Veſuvkegel noch nicht, der erhob ſich erſt ſpäter aus dem Grunde des antiken Sommakraters. Dies geſchah aber, noch einmal ſei es geſagt, nicht plötzlich, wie die falſchen Erhebungstheorieapoſtel behaupten, daß zu Plinius' Zeit der Kegel durchaus fertig, gemeißelt und gefeilt aufgeſprungen ſei, daß er ſogar ſeit Plinius' Zeit an Höhe beſtändig abgenommen habe — ſondern durch ſucceſſive Ausflüſſe von Lavamaſſen. Vom Ätna wurde ja das Gleiche behauptet: er ſei als ein einziges Individuum zu betrachten, das im Momente ſeiner Geburt zu ſofortiger Vollkommenheit gelangte, wie Pallas Athene, aus dem Haupte des Zeus entſpringend.

Der Veſuv könne unmöglich das Reſultat langſamen, irregulären Wachſens durch aufeinanderfolgende Eruptionen ſein: dazu

Digitized by Google

— es war geradezu kindlich — sei seine Form zu regelmäßig und symmetrisch.

Der Monte Somma war der gewaltige Urkrater, genau so entstanden wie alle anderen Kraterkegel, heute aber in seinem Ringwalle gebrochen und unterbrochen durch den inmitten seines Randes aufgebauten Vesuv. Diese Erscheinung, daß sich innerhalb umringender kreisförmiger Klippenteile oder Fragmente dieser, ein Krater, erhebt, der wie ein kleinerer Babennapf in einen größeren hineingesetzt wird, ist häufiger zu beobachten: auf den Liparischen Inseln macht es so Volcanello im Volcano; in der Rocca Monfina, wo ein sommaähnlicher kreisförmiger, nach innen ebenso steil abstürzender Wall den hohen Kegel der Santa Croce umschließt. Diese alten zertrümmerten Klippenriffe, diese „Ringwälle", von Darwin Basal wrecks genannt, sind eben Reste größerer Kegel, die bei Auseinandersprengung dieser stehen blieben. Auch der Sommakegel wurde dergestalt ausgesprengt, und deutlich erkennt man noch an den Enden des Sommawalles die Spreng- und Bruchstellen, wie bei Gelegenheit des Atrio del Cavallo bereits gesagt ward.

Das Bild der „Einformung" des Vesuvs in den Sommakrater gewinnt man am klarsten von der Küste Sorrentos aus. —

Ich würde nun auf das interessante, von Plinius geschriebene Kapitel der vesuvianischen „Flegeljahre" kommen, der Flegeljahre eines Herkules, müßte aber hier allgemein Bekanntes und tausendfach Wiederholtes noch einmal ruminieren. Erwiesenermaßen fand die erste, allgemein bekannte Eruption im Jahre 79 n. Chr. statt, nachdem sich das allmähliche Wiedererwachen des schlafenden Berges durch das gewaltige Erdbeben vom 5. Februar 63 n. Chr. angemeldet hatte. Dieser Vorbote schon brachte den Städten Neapel, Herkulanum, Nuceria großen Schaden; Pompeji war derart beschädigt worden, daß der römische Senat nahe daran war, das gänzliche Aufgeben der Stadt zu befehlen. Trotz dieses warnenden Vorspiels, trotz fortwährend erneuter Erdstöße und anderer Vorzeichen, kam den nach drei Lustren wieder beruhigten Pompejanern der Ausbruch vom Jahre 79 durchaus unerwartet: er fand sie im Theater.

Das war am 24. August. Die Sonne verlor ihren Schein, und als sie nach drei Tagen wieder durch die Wolken brach, so wunderte sie sich wohl, Pompeji, die lustige Stadt am Sarno, nicht mehr zu finden, nicht mehr Stabiä, Herkulanum, Oplontis, Teglana und viele andere, die unter der Asche begraben lagen.

Tot! Wer sondert die vielen? Es strömt allwärts die Vernichtung.
Und die chaotische Welt, sie erscheinet ein einziges Grab nur.
Wie mit des Nils Schlammwoge, bedeckt das verzerrete Land dort
Schutt. Bleifarb aufragen des Erzes geronnene Klumpen;
Berge vom Berge gepicken bewälzten die Felder und Städte,
Grausig, in Schollen gedrängt, wild starrt das geschmolzene Erdreich
Und rings Wüste — von Schwefel ein Pfuhl, und unsägliche Asche
Schichtweis schichtend, und Sand, und Geröll und Gebröckel unendlich!
Aber die Stadt in die Tiefen des Tartarus stürzte sie spurlos.
Also des Staub Lallachen, von Asche ein schwärzliches Bahrtuch
Breitete über sie hin der Vesuv, daß nirgend ein Tempel,
Nimmer Theater zu sehn, noch Platz, noch irgend ein Wohnhaus.

Dieser Ausbruch war von ungeheurem, entsetzlichem explosivem Charakter; die Dampfsäule erhob sich himmelhoch, und himmelhoch und viele Meilen weit flog die schwarze Asche; der Regen von Lapilli und Steinen dauerte viele Tage lang und war so dicht, daß der Boden weitaus von einem fünfzehn bis hundertfünfzig Fuß hohen Niederschlage bedeckt ward. Er fiel sogar noch in Neapel mehrere Fuß dick.

Hinter dem Museo Nazionale Neapels beobachtete Scrope ein sechs bis zehn Fuß mächtiges Bett geschichteten Bimssteins, mit Lapilli und Asche gemengt, einem Grunde auflagernd, der zahlreiche Gräber und andere griechische und römische Reste enthielt, die also damals, gleichzeitig mit Pompeji, zugedeckt wurden.

Es benötigt nicht, hier auf die zwei prächtigen von Plinius d. J. an Tacitus gerichteten Briefe hinzuweisen, in denen auch das tragische Ende seines liebenswürdigen und menschenfreundlichen Oheims, der am Strande von Stabiä (Castellammare) umkam, berichtet wird.

Lava scheint damals nicht geflossen zu sein, denn was Pompeji deckt, sind Lapilli oder Rapilli: erbsen- bis nußgroße abgerundete oder eckige Bruchstücke poröser oder schlackiger Lava, von rotbrauner und grauer Farbe, und auf Herkulanum legte sich eine sehr hohe Schicht von Sand und Asche, beide die gröber oder feiner zerteilten vulkanischen Materialien enthaltend, die mit der Zeit, durch Einwirken des Wassers, sich in Tuff verwandelten. In späterer Zeit ergoß sich über diese Schicht ein Lavastrom, der das Grabgewölbe der begrabenen Stadt vollständig abschloß.

Nach diesem Gewaltakt ruhte der Berg hundertvierundzwanzig Jahre, denn erst 203, zur Zeit Caracallas, brach er von neuem los, dann aber schon wieder 243, 305, 321. Der Ausbruch vom 6. November 472 soll bis ins Jahr 474 hinein gedauert und die Asche bis nach Konstantinopel getrieben haben. Von Lava ist nirgends die Rede, sie zeigt sich erst achtunddreißig Jahre später und verwüstete sofort das subvesuvische Kulturland derart, daß Theoderich, der Gotenkönig, dem davon betroffenen Volke alle Steuern erließ.

Weiterhin werden 685 und 993 als Brandjahre genannt. In voller Kraft zeigte sich der Berg aber wieder 1036 unter dem Papste Benedikt XI. Die Lava ergoß sich diesmal nicht bloß aus dem Krater, sondern auch aus den Flanken des Kegels und floß bis hinab zum Meere. Von gleicher Heftigkeit waren die Erscheinungen dreizehn Jahre nachher.

Nun schwieg der Berg beinahe hundert Jahre.

Erst 1138 und 1139 finden sich in den Chroniken zwei Ausbrüche verzeichnet, deren jeder gegen vierzig Tage dauerte. Damit schlossen die Kinder- und Jünglingsjahre des Vulkans ab. Er ließ sich Zeit, neue Kraft zu sammeln, währenddem seine Schultern sich mit Grün umkleideten, sein Haupt sich mit Blumen schmückte und die wilden Thaten seiner Jugendzeit nur wie Mythen im Volksmunde lebten. Ambrogio Leone schreibt zwar in seiner 1514 zu Venedig gedruckten Storia di Nola e del Vesuvio von einem dreitägigen Ausbruche des Berges „in unseren Tagen", also um 1500, doch ist diese Eruption ein bloßes Phantasiegebilde, denn kurz vor dem Ausbruche vom Jahre 1631 war der Krater von glaubwürdigen Personen besucht und in seinem jahrhundertalten Dornröschenzustande befunden worden. Ich habe es bereits gesagt: an seinen Hängen trieben die Herden, im Kraterinneren wuchsen Bäume und sprangen Quellen.

1538 aber, zur Zeit der Weinlese, war der Monte Nuovo entstanden, den wir heute an der Straße von Pozzuoli nach Baja, zwischen dem Golf und dem Avernosee, aufsteigen sehen, gänzlich erloschen, aber mit einem prächtigen tiefen Krater versehen. Er war entstanden, wie alle anderen phlegräischen Krater entstanden sein müssen: nach kurzem heftigem Erdbeben floß Wasser aus dem ebenen Boden, dieser hob sich, öffnete sich und das Feuer begann „seinen Berg" zu speien, so kräftig, daß er nach zwei Tagen fix und fertig, 132 Meter hoch, dastand. Das Ereignis wurde von allen Poeten und Chronisten, von denen eben keiner mehr etwas Ähnliches gesehen, gar lebhaft und mit tausend mythologischen Klängen und Farben besungen und beschrieben. Mit dem Vesuv hatte es nichts zu thun.

So sind wir im Jahre 1631. Ein Mißtrauen gegen den grünen Berg gab es nicht mehr, die Ältesten hatten weder Rauch noch Feuer an ihm gesehen, alle lebten in dem Gefühle vollständigster Sicherheit. Es geschah zwar manches Eigentümliche, niemand aber brachte das in Verbindung mit einem geplanten Gewaltstreich des Berges. Viele hatten nämlich unterirdische unheimliche Geräusche, namentlich nachts, wahrgenommen, hielten sie aber für das Rauschen eines im Grunde hier versunkenen Flusses Dragone. In verschiedenen Brunnen ward des Wassers weniger, in anderen trübte es sich. Oft sollen die Herden an den Hängen, von einer plötzlichen Panik ergriffen, sich zur Flucht gewandt haben. Noch mehr: Leute, die ein paar Tage vor dem Ausbruche auf dem Gipfel gewesen waren, hatten den Kraterboden wie einen Schachteldeckel gehoben bis zum obersten Rande vorgefunden. Die Bäume hatten umgefallen daringelegen wie in einem dicken Schlamm.

Am 16. Dezember, ohne weiteres Vorspiel, sprang der Berg oben und an den Seiten auf, und sofort schoß aus den Öff-

nungen in drängenden gewaltigen Maſſen die Lava hervor, ergoß ſich über die baum- und rebenreichen Fluren und ſtürzte über die Wohnungen der Menſchen hinweg dem Meere zu, ſo daß dieſes zu glühen ſchien. Eine koloſſale Vernichtungsarbeit! Der Mund des Giganten ſchrie und brüllte, aller Herzen mit entſetzlicher Angſt erfüllend, und ſpie Steine, Lapilli und Aſche in wilden Würfen aus. Sechstauſend Herdentiere kamen um. In Torre del Greco, in Reſina, Portici und anderen Ortſchaften, deren Einwohner vom erſten Augenblick des Ausbruchs an ſich zur Flucht gewendet hatten, fanden durch Lava, von ihr gar oft umringt, durch Wurfſteine dennoch über viertauſend ihren Tod, währenddem Haus und Habe verbrannte.

Heftige, wolkenbruchartige Regenſtürze, deren Waſſer von dem aſchebedeckten Boden nicht ſo raſch aufgeſogen werden konnte, verwüſteten das übrige.

„Während der ganzen Dauer der Eruption nämlich," berichtet Dr. C. W. C. Fuchs, „hatten ſich heftige Gewitter entladen, Blitze ſchlugen ein und zerſtörten, was der Wut des Vulkans entgangen war. So wurden unter anderem in der Kirche Madonna dell' Arco (etwa ſechs Kilometer nordwärts vom Krater) viele Menſchen, die ſich dorthin geflüchtet hatten, durch die einſchlagenden Blitze getötet. Mit dem Ausfluß der Lava hatte jedoch die Eruption ihre Kraft verloren, und alle Erſcheinungen nahmen von da an Heftigkeit ab. Als der Rauch und die Wolken endlich den Gipfel des Berges wieder erblicken ließen, war der Veſuvkegel bedeutend niedriger geworden; nach Braccini hatte er 168 Meter an Höhe verloren.

Am 28. Dezember ſtürzte der Kraterrand an mehreren Stellen ein, wodurch die Krateröffnung bedeutend vergrößert wurde. In den folgenden Tagen bis zum Schluß des Jahres wiederholten ſich kleinere Eruptionen von vulkaniſchem Sande mehrmals, und dicke Rauchwolken ſtiegen von Zeit zu Zeit auf."

Der Vicekönig von Neapel, Don Ferrante Afan de Rivera, ſchickte ſeine Galeeren die Küſte entlang bis nach Caſtellammare, die ans Ufer Geflüchteten aufzuleſen.

(Schluß folgt.)

# Chateaubriand.

Von

**Marcus Landau.**

Aus der frommen Bretagne, dem Lande der Armorikaner, deren „kindliche Frömmigkeit“, nach Mommsen, „in dem Priester den Vater sieht und ihn in allen Dingen um Rat fragt“, stammte der jüngst verstorbene „mißratene Priester“, der Verfasser des Lebens Jesu, das allen frommen Katholiken ein Greuel ist. Und doch konnte eine solche Mischung von Glauben und Zweifel, von Freisinn und inniger Frömmigkeit nur aus dem alten Keltenlande kommen. Steckt doch auch etwas von der Zweifelsucht Renans in seinem ebenso berühmten Landsmanne, der mit mächtiger, glänzender Beredsamkeit, mit Mut und Eifer den katholischen Glauben verteidigte. Er hat Thron und Altar ein klein wenig mit seinem Schwert, viel mehr aber mit Mund und Feder verteidigt, und als dieser moderne Brennus nach Rom kam, legte er nicht sein Schwert, sondern sein Buch in die Wagschale seiner Verdienste.

Als der französische Gesandtschaftssekretär an einem Julitage des Jahres 1803, fast genau 2193 Jahre nach der Schlacht an der Allia, seine erste Audienz bei Papst Pius VII. hatte, lag neben diesem auf einem Tischchen ein Band des Génie du Christianisme aufgeschlagen, als hätte der heilige Vater eben darin gelesen. —

Und warum nannte ich den Verfasser dieses Werkes, eben diesen jungen Diplomaten Franz René von Chateaubriand, einen Brennus, wie man die Heerkönige der Gallier nannte? Weil sein Name wirklich von einem Brennus oder Brenn (vielleicht mit dem irischen O'Brien verwandt) hergeleitet wird, der im elften Jahrhundert ein Schloß im heutigen Departement der Loire Inferieure erbaute, wovon seine Familie den Namen Chateaubriend, dann Chateaubriand oder Chateaubriant annahm.*

Im Laufe der Zeit ist wohl mancher germanische Einschlag in das Gewebe dieser sowie anderer keltischer Adelsfamilien hineingekommen, und der neueste Biograph des berühmtesten Bretagners, des Dichters unter den Politikern, des Politikers unter den Dichtern, charakterisiert die Bretagner als gleichzeitig unzufrieden und treu, royalistisch und factiös und mit einem guten Teil zäher Ausdauer versehen.

Mit dieser Ausdauer und starkem Erwerbssinn hatte der 1718 geborene Vater unseres Chateaubriand, der jüngere Sohn einer heruntergekommenen Familie, sich als Kaufmann, als Reeder und Ausrüster von Kaperschiffen (es schwammen mitunter fünf seiner Schiffe weiter Fahrt auf dem Ocean) ein bedeutendes Vermögen zu machen gewußt und mit dem Wiedererwerb des Schlosses von Combourg, des alten Hauptsitzes seiner Familie, das Ziel seines Ehrgeizes erreicht. Er nahm nun (1763) den Titel eines Grafen von Combourg an und lebte teils in diesem Schlosse, teils in der Seestadt St. Malo, wo ihm in der engen düsteren „Judengasse“ am 4. September 1768 Franz René als vierter Sohn und zehntes (letztes) Kind geboren wurde.

* Chateaubriand par M. de Lescure. Paris, Hachette & Cie., 1892. (In den Grands écrivains français.)

Chateaubriand hat uns selbst seine traurige Jugend im Vaterhause unter einem strengen, stets trübgestimmten Vater und einer geistvollen, sehr frommen, aber nach Vergnügungen und Zerstreuungen lechzenden Mutter geschildert. Was sie an Mutterliebe zu spenden hatte, fiel fast ganz dem ältesten Sohne zu, während der kleine René ziemlich vernachlässigt und seiner alten treuen Bonne überlassen wurde. Er trieb sich unbeaufsichtigt mit den Stadtkindern am Strande von St. Malo herum oder verbrachte die Zeit mit seiner um zwei Jahre älteren Schwester Lucile, an die er sich innig anschloß. Älter geworden, machte er oft weite Spaziergänge oder Spazierritte.

Der Vater hatte ihn zum Seemanne bestimmt, aber seine Mutter, die vorgezogen hätte, ihn dem geistlichen Stande zu widmen, setzte es durch, daß er in das Collége von Dol und dann in das von Rennes gegeben wurde, wo er mehr lernen konnte, als einem Seemanne nötig ist. Im Alter von fünfzehn Jahren wurde er nach Brest geschickt, wo er seine Ausbildung für den Dienst auf der königlichen Flotte erhalten sollte. Trotz seiner schwärmerischen Liebe für das Meer und einem Hang zu weiten abenteuerreichen Fahrten konnte er doch an seinem Berufe keinen Geschmack finden, weil es ihm schwer fiel, sich in die Disciplin zu fügen. So folgte er denn eines schönen Tages einem Augenblickseinfalle und verließ Brest ohne die Erlaubnis seiner Eltern und ohne jemandem von seiner Absicht ein Wort zu sagen. Seine unerwartete Heimkehr verursachte ungeheure Überraschung, brachte ihm aber doch nicht die befürchtete Ungnade des Vaters. Er blieb nun zwei Jahre zu Hause, fast ganz dem Müßiggange, seinen Schwärmereien, einsamen Spaziergängen und dem Verkehr mit seiner Schwester Lucile überlassen.

In dieser für einen jungen Mann von fünfzehn bis siebzehn, einem Mädchen von siebzehn bis neunzehn Jahren höchst ungesunden Atmosphäre, deren Wirkungen wahrscheinlich auch durch die Lektüre vermehrt wurden, bildete sich in dem Geschwisterpaare jene krankhafte Mischung von Melancholie, Weltschmerz und übertriebener Religiosität aus, welche den siebzehnjährigen René zu einem Selbstmordversuche veranlaßte. Er wurde zu seinem Glücke bald aus diesem Sumpfe der Schwärmerei herausgerissen, und seine von Natur gesunde Körperkonstitution sowie die harte Schule der Wirklichkeit ließen ihn bald geistig genesen. Aber wir werden sehen, wie die in den Wäldern von Combourg erzeugte Stimmung bis zu seinem Lebensende in seinem Geiste fortklang. Seine hysterische Schwester ist mit all ihrer Liebenswürdigkeit eine launische Frau geworden, die sich und anderen das Leben verbitterte und das ihrige im Alter von achtunddreißig Jahren endete — wie man glaubt, durch Selbstmord.

Unseren René riß endlich das Machtgebot des Vaters aus dem Müßiggang. Ohne den noch immer über seinen Beruf nicht klaren Sohn zu fragen, hatte er ihm ein Unterlieutenantspatent im Regiment Navarra verschafft. Mit seinem alten Degen, hundert Louisdor, dem väterlichen Segen und der Mahnung, stets seine Ehre unbefleckt zu erhalten, schickte er den Sohn im Jahre, „da Friedrich II. starb" — wie René in seinen Memoiren sagt —, nach Cambrai, wo das Regiment Navarra in Garnison lag. Im selben Jahre ist auch Chateaubriands Vater, im Jahre 1798 seine Mutter gestorben.

Die militärische Laufbahn Chateaubriands nahm mit der Revolution ein Ende. Auch in seinem Regiment lösten sich die Bande der Disciplin; ein großer Teil der Offiziere emigrierte, und er, noch ohne jede politische Meinung, nahm seinen Abschied. Einige Jahre früher hatte er noch das Königtum in seinem vollen Glanze gesehen. Er war bei Hofe vorgestellt worden, hatte sich seines Anteils an der noble révérence erfreut, mit der Maria Antoinette die Grüße der Höflinge erwiderte, und will sogar dreißig Jahre später bei Ausgrabung der königlichen Gebeine den Schädel der Königin an dem Lächeln, mit dem sie ihn einst in Versailles begrüßte, erkannt haben.* Am 19. Februar 1787 genoß er die Ehre, an der Jagd des Königs teilzunehmen und in einem Hofwagen zu fahren. Seiner Ungeschicklichkeit hatte er die Ehre zu verdanken, daß der König lachend

* Mémoires, année 1815, I, 402. Ich citiere nach der Brüsseler Ausgabe der Memoiren von 1849 in sechs Bänden.

einige freundliche Worte an ihn richtete. Dieſe fünf Worte avec un ton de bonhomie et un gros rire ſind die einzigen, die er je von Ludwig XVI. gehört hat, und mehr als ein Vierteljahrhundert verging, bis er, zum eifrigſten Legitimiſten geworden, wieder Hofluft atmete und einen König von Frankreich reden hörte.

Inzwiſchen ſtiegen die Wogen der Revolution immer höher, und der junge Exoffizier begann ſich im Vaterlande unglücklich zu fühlen. Anſtatt aber wie ſeine Standesgenoſſen nach Koblenz zu emigrieren, ſchiffte er ſich im April 1791 nach Nordamerika ein, angeblich, um die nordweſtliche Durchfahrt zu entdecken.* Es iſt begreiflich, daß er ohne genügende Vorkenntniſſe, Ausrüſtung und Hilfsmittel ſeinen Plan bald aufgeben mußte und ſich mit dem zweckloſen Herumwandern in den damals noch wenig bekannten Gebieten der Vereinigten Staaten begnügen mußte, wobei er ziemlich viel mit Rothäuten, Jägern und Pelzhändlern verkehrte.

Aber die Reiſe hat ihm doch reichliche Früchte getragen. Wie Columbus, der auszog, um einen Weg zu den Reichtümern Indiens zu finden, und eine neue Welt fand, ſo hat Chateaubriand, anſtatt den Weg um Nordamerikas Küſten zu finden, in den Urwäldern am Miſſiſſippi und Ohio, bei Irokeſen und Onondagas ſeinen wahren Beruf entdeckt. Was an poetiſcher Empfindung in ihm ſchlummerte, erwachte hier unter dem Eindrucke einer ihm neuen großartigen Natur zu friſchem Leben. Freilich den Gipfel des Parnaß hat er von den Felſengebirgen aus nicht erſtiegen, und ſeiner Naturſchilderung fehlt die volle Farbenpracht des Südens. Etwas von Oſſianiſchem Nebel ſcheint auf ihr zu liegen, und er iſt Meiſter des Stils nur in Proſa geworden.

Am Herde eines Anſiedlers unweit des Ohio erfuhr er aus einer engliſchen Zeitung die Nachricht von der Flucht der königlichen Familie und ihrer Gefangennahme in Varennes und von der Bildung der Emigrantenarmee. Dies veranlaßte ihn, wie er ſagt, ohne Zögern nach Frankreich zurückzukehren. Wahrſcheinlich hat aber auch die Überzeugung von der Zweckloſigkeit ſeines Herumreiſens zu dieſem Entſchluß beigetragen. Mit friſchen Eindrücken, Notizen und Entwürfen

— Comme une jeune abeille aux roses engagée,
Ma muse revenait de son butin chargée —

kehrte er nach Europa zurück.

Aber vorläufig ließ er die in ſeinem Geiſte und ſeinen Notizblättern aufgeſpeicherte Poeſie noch unberührt ruhen, um, den Wünſchen ſeiner Familie nachkommend, höchſt proſaiſch eine Geldheirat zu ſchließen. Fräulein Celeſte Buiſſon de la Vigne, die ſiebzehnjährige Waiſe, mit der er ſich am 19. März 1792 vermählte, beſaß ein Vermögen von einer halben Million. Ob er ſie, wie er erzählt, nur heiratete, um ſich mit ihrem Gelde der Armee der Emigranten anzuſchließen, für die er gar keine Sympathie hatte,* mag man billig bezweifeln. Sicher iſt nur, daß er mit einem nicht ſehr vollen Beutel vier Monate nach der Hochzeit emigrierte und ſich zur Armee der Prinzen begab.

Aus dem kläglichen Feldzug, bei dem er ſo wenig als ſeine Kameraden Lorbeeren holte, kehrte er verwundet und ſchwer krank nach Belgien zurück und gelangte nach vielen Leiden und Entbehrungen über Jerſey nach England (Mai 1793). Dort durchlebte er Jahre bitterer Armut, ſich durch ſchriftſtelleriſche Arbeiten mit Mühe fortbringend. Unter anderem ſchrieb er dort ein eigentümliches Werk, eine Art Überſicht der allgemeinen Geſchichte unter dem Titel: Essai historique, politique et moral sur les révolutions anciennes et modernes considerées dans leurs rapports avec la révolution française (London, 1797), dem man wohl als Motto die bekannten Worte des Rabbi Akiba „Alles ſchon dageweſen“ vorſetzen könnte. Die ganze Weltgeſchichte erſcheint da gleichſam als Vorbereitung zur franzöſiſchen Revolution, alle Ereigniſſe und Perſonen der Vergangenheit werden mit Ereigniſſen und Perſonen der Gegenwart in Parallele gebracht: die öſterreichiſchen Niederlande mit den griechiſchen Republiken in

* So ſtellt er es in ſeinen Memoiren dar; nach der Vorrede zur erſten Ausgabe von Atala war aber der Hauptzweck ſeiner Reiſe, Studien zu einem poetiſchen Werke über die Wilden zu machen.

* On me maria, afin de me procurer le moyen de m'aller faire tuer au soutien d'une cause que je n'aimais pas. (Mémoires I, 346.)

Asien unter persischer Herrschaft, der Einfall der Franzosen in Belgien mit dem der Athener in Kleinasien, Marathon mit Jemappes, Miltiades mit Dumouriez, Kaiser Leopold II. mit Darius, Franz II. mit Xerxes, Pausanias mit Pichegru u. s. w. Der Autor schildert die weltlichen Ursachen der Ausbreitung des Christentums im Geiste, aber nicht mit dem Wissen und der Darstellungskraft Gibbons; er schildert die Korruption des Papsttums, zeigt aber kein Verständnis für die Reformation. Er äußert sich als erbitterter Gegner Voltaires und der Encyklopädisten, führt aber alle ihre Argumente gegen das Christentum an, ohne den Versuch zu ihrer Widerlegung zu machen, und schließt mit dem skeptischen que sais-je?

Es steckt viel jugendliche Unreife, aber auch viel Wissen und Geist in diesem Werke. Chateaubriand zeigt sich darin noch nicht als Meister des Stils, aber man merkt, daß er die Anlage hat, ein solcher zu werden.

Das Buch fand bei seinem Erscheinen wenig Beachtung, es war schon veraltet, als es erschien; war doch Bonaparte, der schon zum Zuge nach Ägypten rüstete, darin noch gar nicht genannt.

Mehr Aufmerksamkeit als die politische erregte später die religiöse Seite des Buches durch die darin zum Ausdruck kommende, mit Chateaubriands späterem Glaubensbekenntnis so im Widerspruch stehende skeptisch-pessimistische und nahezu antichristliche Gesinnung des Verfassers.

Dies hat dann dem so fromm gewordenen Vicomte viele Anfeindungen und Vorwürfe zugezogen, so daß er sich im Jahre 1826 veranlaßt fand, eine mit seinen geänderten Anschauungen übereinstimmendere Umarbeitung des Essay herauszugeben.

Dieser völlige Umschwung in dem Glaubensbekenntnis Chateaubriands trat bald nach dem ersten Erscheinen des Essay ein. Er motiviert ihn in der Vorrede zum Génie du Christianisme und in seinen Memoiren mit einem Briefe seiner Schwester, welche ihm den Tod der Mutter, und wie tief sie vor dem Tode durch sein irreligiöses Buch gekränkt worden sei, mitteilte. Wir sind natürlich nicht in der Lage, die Richtigkeit dieser Angaben zu kontrollieren, aber uns erscheint die Motivierung nicht genügend für einen jähen und vollständigen Gesinnungswechsel. Wenn der neueste Biograph Chateaubriands auf den Tag von Damaskus als Beispiel hinweist, so möchte darauf zu erwidern sein, daß auf den Apostel eine übernatürliche Erscheinung einwirkte, und Chateaubriand selbst hätte ihm vielleicht bescheiden mit den Worten Dantes geantwortet: Io non Enea, io non Paolo sono. Sagt er doch selbst: Je n'ai point cedé, j'en conviens, à de grandes lumières surnaturelles: ma conviction est sortie du cœur; j'ai pleuré et j'ai cru.

Uns scheint, daß der Umschwung sich langsam im Gemüte des jungen Mannes vorbereitete unter dem Einflusse englischer Kirchlichkeit, des Verkehrs im stillen Pfarrhause von Bungay und im Trotze gegen die antichristlichen Ausschreitungen der französischen Republikaner. Ein interessantes Zusammentreffen ist es aber, daß Chateaubriand, dessen Lebenswerk es ward, den Voltairismus Frankreichs zu bekämpfen, sich seinen frommen Glauben in demselben England holte, aus dem sich Voltaire siebzig Jahre früher die besten Waffen zum Kampfe gegen Christentum und Tradition geholt hatte.

So begann Chateaubriand im Jahre 1799 an dem großen Werke zu arbeiten, das ihn berühmt machen sollte. Er hatte in seiner Jugend viel gelernt, für seinen Essay viele historische Werke und Kirchenväter gelesen. Dies bildete gewissermaßen das Rohmaterial zu seinem frommen Werke. Die Naturschilderungen und sonstigen Ausschmückungen holte er aus seinem von Amerika mitgebrachten, 2393 Folioseiten starken, Les Natchez betitelten Manuskripte.

Dieses selbst, welches erst in der Ausgabe seiner sämtlichen Werke von 1826 vollständig abgedruckt wurde, ist aber keine bloße ungeordnete Materialiensammlung, sondern ein recht interessantes eigentümliches Werk, „ein Gedicht in Prosa", das der Form nach seinen späteren Werken nachsteht, an dem man aber die Entwickelung seiner schriftstellerischen Individualität gut studieren kann.

Von den zwei Bänden dieses noch in England geschriebenen Werkes, dessen Manuskript vom Verfasser dort zurückgelassen und erst nach dreißig Jahren wiedergefunden wurde, erhebt sich der erste, wie er sagt, „zur Würde des Epos" (in Prosa), wäh-

rend der zweite „zu einer gewöhnlichen Erzählung wie Atala und René hinabsinkt".

Fassen wir den Roman als den modernen Nachkommen des antiken Epos auf, so haben wir in den Natchez die verschiedenen Generationen der erzählenden Dichtung vereinigt. Aber der erste Teil ist auch keine reine Nachahmung des klassischen Musters, und seine Göttermaschinerie ist, wie der Verfasser dreißig Jahre nach der Abfassung selbst zugab, ein konfuses Gemisch christlicher und heidnischer Mythologie. Neben indischen Gottheiten, Musen und Genien spielen christliche Engel und indianische Gottheiten, Satan mit seinem Gefolge, allegorische Personen, Zauberer und Geister ihre Rollen.

Die unter einer Masse von Episoden fast verschwindende Haupthandlung bildet der Aufstand der Indianer und die Niedermetzelung französischer Ansiedler in Louisiana im Jahre 1727. Die Hauptpersonen sind der aus Atala bekannte Chactas und René mit seinem Weltschmerz und seiner rothäutigen Frau Celuta. Einige Kapitel sind der Erzählung der früheren Schicksale des Chactas gewidmet, unter denen seine Erlebnisse in Frankreich zur Zeit Ludwigs XIV. besonders interessant sind. Die Schilderungen, die der von der Kultur unbeleckte Sohn der Wildnis von seiner Audienz beim Sonnenkönig, von einer Sitzung der Akademie, von einem Besuch bei Fénelon und einem Souper bei Ninon de Lenclos, von der Hinrichtung eines hugenottischen Predigers u. s. w. entwirft, erinnern mit ihrer ironischen Färbung bald an die Lettres persanes, bald an Voltaires Ingénu, haben aber auch manche originelle Züge.

Dem Génie du Christianisme, das erst 1802 erschien, hatte Chateaubriand schon ein Jahr früher eine Episode, die rührende amerikanische Erzählung von Atala, vorausgehen lassen, welche mit enthusiastischem Beifall begrüßt wurde und dazu diente, das Publikum auf den jungen Autor aufmerksam zu machen, aber auch die heftigsten Angriffe solcher Kritiker wie Ginguené, Morellet u. s. w. zu erfahren hatte. Man warf ihm Widersprüche, falsche Charakterzeichnung, unrichtige Bilder, am meisten aber den Mangel an Einfachheit und Klarheit, Schwulst und verwegene Neuerungssucht vor.

Wenn wir uns, beinahe ein Jahrhundert nach dem Erscheinen der Atala, diesem Urteile der zünftigen, in den Banden des Klassicismus liegenden Kritik nicht ganz anschließen können, so können wir doch auch die Bewunderung, welche das Buch damals erregte, nicht teilen. Aber wir begreifen sie. Das Frankreich des ersten Konsuls, der ja selbst ein großer Bewunderer der Ossianschen Lieder war, steckte noch zum Teil in der Ossian- und Wertherstimmung, aus der heraus Atala geschrieben ist. Ja, die beiden Liebenden, die „einander nicht kriegen", erinnern mitunter an Werther und Lotte. Aber während bei Goethe der Jüngling sich erschießt, ist es bei Chateaubriand das Mädchen, welches sich vergiftet — aus ungenügender Kenntnis der christlichen Religion. Sie ist nicht, wie Lotte, die Braut eines anderen, sondern von ihrer Mutter der heiligen Jungfrau verlobt worden, und weiß nicht, daß der katholische Priester sie von diesem Gelübde dispensieren und so jedes Hindernis ihrer Verbindung mit dem geliebten Chactas wegräumen kann.

Hier scheint mir auch der Grundfehler des Werkes zu liegen, der ihm aber am meisten zu seinem großen Erfolge verholfen hat. Chateaubriand zeichnet keine echten Rothäute, vor deren wilder Ursprünglichkeit die Pariser von 1801 sich erschrocken abgewendet hätten; seine Wilden sind schon von der Kultur stark beleckt, halbe oder dreiviertel Christen, und das machte ihr Glück bei den zum Christentum zurückkehrenden Franzosen. Atala wurde in zahllosen Auflagen gedruckt, vielfach übersetzt, illustriert, parodiert und nachgeahmt. Uns aber, die wir uns in die Wertherstimmung nicht mehr hineinfinden können, erscheinen diese sentimentalen, schwülstig redenden Indianer fast unerträglich. Und wir fragen auch: Ist eine Erzählung, welche die traurigen Folgen mißverstandenen Christenglaubens zeigt, eine passende Episode für ein zur Verherrlichung der christlichen Religion geschriebenes Buch?

Eine solche Frage mag es auch gewesen sein, welche den Autor veranlaßte, die Episode von Atala, die in den ersten sechs Ausgaben das sechste Buch der dritten Abteilung des Génie bildete, in den späteren Ausgaben dieses Werkes wegzulassen.

Eine andere Episode desselben, das vierte

Buch der zweiten Abteilung, bildete der noch bedenklichere René, welcher schon 1805 abgesondert erschien, aber noch in der Ausgabe des Génie von 1809 enthalten ist und später ebenfalls ausgeschieden wurde. Dieses Werk, das weniger populär geworden ist als Atala, von manchen Kritikern aber höher geschätzt wurde, hat auch viel größere litterarhistorische Bedeutung. Es bedeutet die Einführung des „Weltschmerzes" in die französische schöne Litteratur. Freilich ist es noch nicht der unvermischte allgemeine Weltschmerz, denn dem Schmerze Renés liegt eine bestimmte Ursache, eine unglückliche und unsittliche Liebe, zu Grunde; aber seine Wurzel liegt doch wieder in dem Herzen des Autors, in seiner melancholischen Grundstimmung, die sich schon in dem Essai sur les révolutions äußerte, in fast allen seinen Werken bald laut, bald leise wiederklingt und trotz aller äußeren Erfolge und trotz seines innigen Glaubens ihn nie verläßt. Sie liegt in dem, was er seinen Hauptfehler nennt, in l'ennui, le dégoût de tout, le doute perpétuel.* Und wenn er diesen Gipfel der Apathie und des Zweifels mit der Vergänglichkeit alles Irdischen erklärt, da „über Nacht Königreiche zusammenstürzen, deren Trümmer man am Morgen wegfegt", so erinnert er an den Bibelvers, der für den anderen ihm in mancher Beziehung geistesverwandten großen Bretonen der Weisheit letzter Schluß ist. Wie Renan denkt auch der Verfasser des René, „daß der Völker Arbeit verloren sei und verbrannt werde, was die Nationen mit Mühe erbaut haben". Aber Chateaubriand besaß etwas, was dem Verfasser der Origines du Christianisme fehlte — den festen Glauben an ein Jenseits. Und aus diesem Glauben heraus ist wieder die allen Weltschmerz und Pessimismus verdammende Strafrede des Pater Souel an René geflossen, mit der das ergreifende Seelengemälde schließt.

Litterarhistorisch ebenso, aber moralisch und politisch viel mehr bedeutend und wirksam als diese Episoden ist das Hauptwerk, dem sie entstammen, das 1802 erschienene fünfbändige Werk Génie du Christianisme ou beautés de la religion chrétienne, dessen ursprünglicher Titel Des beautés poétiques et morales de la religion chrétienne et de sa supériorité sur tous les autres Cultes de la terre gelautet hatte.

Man kann dieses Werk, seinem Nebentitel entsprechend, eine Ästhetik des Christentums oder eine christliche Ästhetik nennen. Es sucht mehr als die Größe, Wahrheit und Göttlichkeit der christlichen Religion ihre Schönheit, Liebenswürdigkeit, Poesie- und Kunstfreundlichkeit zu beweisen; es will mehr auf das Herz als auf den Verstand wirken. Wie Voltaire und die Encyklopädisten die Philosophie und die Naturwissenschaften popularisierten, salon- und boudoirfähig machten, so suchte jetzt der Verfasser des Génie du Christianisme die vornehme und vornehmlich die Damenwelt dem Christentum zurückzugewinnen. Par le seul intérêt de sa beauté, la femme doit être pieuse, sagt er im fünften Kapitel des sechsten Buches. Die Religion als Schönheitsmittel! was kann es für bessere Empfehlung geben? „In vollendeter Schönheit hat Gott alles erschaffen — einen dreißigjährigen Adam in voller Mannesstärke, eine sechzehnjährige Eva in Harmonie mit den Blumen, den Vögeln, der Liebe und Unschuld der neuen jungen Welt. Selbst an malerischen Ruinen, verwitterten, moosbewachsenen Felsen, alten Eichen und kahlen Felsengipfeln fehlte es nicht bei der ersten Schöpfung, damit unsere alt gewordene Welt keine Art von Schönheit vor der neugeborenen voraushaben sollte" (Livre V, chap. 5).

Und in dieser schönen Welt ist doch alles nur für den Menschen bestimmt, seinen Bedürfnissen angepaßt. Wie der Verfasser des Spectacle de la nature, über den sich Voltaire* lustig macht, weil er die Flut geschaffen sein läßt, um das Ein- und Auslaufen der Schiffe zu erleichtern, läßt Chateaubriand die Eisbären an die Küsten von Labrador getrieben werden, weil die armen frierenden Eskimos ihre Pelze so notwendig brauchen, und die „großmütigen Elefanten" bleiben in der Nähe des Menschen, der ihrer bedarf, obwohl die anderen Tiere ihn nach dem Sündenfall verlassen haben.

Um seine Thesen zu verfechten, greift Chateaubriand oft zu sehr irdischen verfäng-

* Mém. IV, 272.

* Dictionnaire phil., art. Causes finales.

lichen Argumenten. Wie er der gottlosen Frau mit dem Sitzenbleiben droht: Quel homme de bon sens voudrait s'associer une compagne impie? — so empfiehlt er den Politikern, die geheimen Absichten der Vorsehung zu studieren, um aus ihrer List (les ruses de la sagesse divine) zu lernen, wie man die menschliche Klugheit besiegen könne. Und einmal wird ihm der Name Gottes gar zum stilistischen Behelf: De plus, il y a dans le nom de Dieu quelque chose de superbe, qui sert à donner au style une certaine emphase merveilleuse.*

Und im Stil lag ja auch die Hauptbedeutung des Génie du Christianisme, auch für spätere Zeit. Mit seinen stilistischen Neuerungen, mit seinen ästhetischen und kritischen Theorien, mit seiner ganzen Anschauungs- und Darstellungsweise bildet Chateaubriands Werk in Lehre und Beispiel die Grundlage der französischen Romantik.

Für die Zeit, in der es erschien, hatte es aber noch eine andere, höhere Bedeutung. War es Zufall, war es wohlberechnete buchhändlerische Spekulation, daß das Buch gleichzeitig mit dem Abschluß des französischen Konkordats erschien? daß an demselben Tage (18. April 1802), an dem der erste Konsul mit großem kirchlichem und weltlichem Prunk die Aussöhnung Frankreichs mit der Kirche, die Wiedereinführung der katholischen Religion in ihre alte bevorzugte Stellung feierte, auch der Moniteur aus der Feder von Chateaubriands Freund Fontanes die verherrlichende Kritik des Buches brachte, das in schwungvoller Beredsamkeit in neuer blendender Weise das Recht dieser Kirche auf die höchste Stellung, auf die Herrschaft über Staat und Volk, über jedes einzelne Herz und Gewissen zu begründen suchte?

Wieder erklangen die Glocken von den seit lange stummen Kirchtürmen, wieder ertönten die lange entbehrten Gebete und Gesänge in den heiligen Hallen, und den Gläubigen schien es fast, als habe man einen Teil des Sieges dem bisher unbekannten bretonischen Edelmann zu verdanken, der in glänzender ritterlicher Rüstung mit neuen funkelnden Waffen als Kämpe für die verfolgte und verachtete gute Sache des Glaubens aufgetreten war.

Und dieser jugendliche Held, dieser *βοὴν ἀγαθός*, sollte er bloß für den Altar, nicht auch für den Thron kämpfen? — Nicht für den umgestürzten wurmstichigen der Bourbons, aber für den neuen, aus festem Eisen geschmiedeten, den sich der erste Konsul zu errichten vorbereitete.

Chateaubriand war im Mai 1800 unter fremdem Namen nach Frankreich zurückgekehrt, mit einem Reisepaß, den ihm der preußische Gesandte in London gegeben hatte. Gleich ihm kehrten damals viele Emigranten im Vertrauen auf den Ordnungsmacher nach der Heimat zurück, und gleich ihnen ließ auch er sich bald bewegen, in die Dienste des neuen Herrschers, man sagte euphemistisch in die Dienste Frankreichs, zu treten. Mehr als bei den anderen war dies vielleicht bei Chateaubriand zu entschuldigen. Mehr aus Klassengeist und Standesgefühl als aus Royalismus hatte er sich der Emigration angeschlossen, und mit sehr wenig Enthusiasmus hatte er sich gegen die republikanische Armee geschlagen. Als lauer Royalist und schlechter Christ war er nach England gekommen. Er fand dort den warmen Christenglauben seiner Kindheit wieder, aber nicht die Unterthanentreue für die Bourbons. Seine Mutter und Schwester waren während der Schreckenszeit eingekerkert, sein Bruder guillotiniert worden, und er konnte doch seinen Franzosen nicht grollen. Der ungläubige Aristokrat hatte sich gegen die Soldaten der Republik geschlagen, der Christ Chateaubriand sah in den Siegen der Sansculottenarmee nur den Finger Gottes: Mais Dieu vit l'iniquité des Cours, et il dit au soldat étranger: „Je briserai le glaive dans ta main, et tu ne détruiras point le peuple de saint Louis.“*

Dieses Volk des heiligen Ludwig hatte freilich dessen Enkel gemordet; aber der königliche Märtyrer war schon seit sieben Jahren tot und vergessen, und für seine lebenden Brüder konnte man sich nur schwer enthusiasmieren. Dagegen hatte Gott noch deutlicher als bei Jemappes und Fleurus

* Génie du Christianisme VI, 5; V, 9; troisième partie III, 1.

* Génie du Christianisme, 3me partie, livre III, ch. 1.

bei Rivoli und Marengo seinen Finger gezeigt, und im Glanze der bonapartischen Siege erschienen die heimkehrenden Emigranten mit ihren veralteten Kleidern und Manieren zwar achtungswert, aber auch recht lächerlich.

Solche Leute, wie den Verfasser des Génie du Christianisme, konnte Bonaparte zu seinem Regenerierungswerke und zum Aufbau seines Thrones recht gut brauchen, und Chateaubriand wollte sich gern brauchen lassen. Er war mit Lucian Bonaparte und einer der Schwestern des ersten Konsuls (Elisa) bekannt geworden; er hatte Lucian die Aushängebogen des Génie zu lesen gegeben, und dieser vermittelte später ein Zusammentreffen seines Bruders mit dem Verfasser. Napoleon warf ihm einige Phrasen von Religion und Christentum hin, ohne seine Antwort abzuwarten, und auch die gehoffte Gunst blieb aus. Bonaparte wollte wohl den ihm zusagenden Mann benutzen, aber ihm keinen Schritt entgegenthun. So mußte sich Chateaubriand zum ersten und zweiten Schritt entschließen, indem er die zweite Auflage seines Génie (1803) dem ersten Konsul widmete. Napoleon und seine Geschwister erhielten Prachtexemplare des Werkes, und der Verfasser wurde zum Gesandtschaftssekretär in Rom ernannt. In seinen Memoiren erzählt er freilich, er habe die Stelle nur auf vieles Zureden angenommen und nachdem ein frommer Mann ihn beschworen hatte, es zum Besten der christlichen Religion zu thun.

Wie er vom Papst aufgenommen wurde, habe ich bereits erzählt; minder gut stand er aber mit seinem Vorgesetzten, dem französischen Gesandten Kardinal Fesch. Chateaubriand konnte weder für die christliche Religion, noch für irgend welchen irdischen Zweck etwas wirken und wurde kaum besser als ein einfacher Schreiber behandelt. Er mußte sich daher glücklich schätzen, als es ihm durch Verwendung seines Freundes Fontanes, damals in einflußreicher Stellung und hoher Gunst bei Napoleon, gelang, im Januar 1804 die Abberufung und die Ernennung zum bevollmächtigten Minister bei dem vor zwei Jahren gegründeten Republikchen Wallis zu erlangen.

Er kam aber nicht dazu, dieses Amt anzutreten; denn als er im März, nachdem er seine Instruktionen erhalten hatte, im Begriffe war, Paris zu verlassen, ließ Napoleon den Herzog von Enghien auf deutschem Gebiet widerrechtlich ergreifen und im Festungsgraben von Vincennes erschießen.

Chateaubriand hat diesem Justizmorde eine sehr eingehende Untersuchung in seinen Memoiren gewidmet und den Anteil aller dabei Beteiligten — Napoleon, Talleyrand, Hullin, Savary, Murat, Caulaincourt — abgewogen.

Napoleon hat einmal gesagt: Grattez le Russe et vous trouverez le barbare, und fast könnte man von ihm dasselbe sagen: Grattez le héros et vous trouverez le Corse sauvage.

Chateaubriand, obwohl er einmal mit einer gewissen Selbstgefälligkeit sagt: „Ich und Bonaparte, wir waren damals (1789) zwei arme, unbekannte Unterlieutenants", hat doch das Genie und die Größe Napoleons ganz erkannt, mehr vielleicht als dessen Schmeichler und willige Diener. Er hatte in ihm den Herkules verehrt, der die Hydra der gottlosen Revolution tötete, und nun hatte dieser Heros den Anstrich von Civilisation selbst von sich abgekratzt und die nackte Natur des wilden Korsen offenbart.

Es waren weniger politische Erwägungen und Anhänglichkeitsgefühl für die Bourbons als Abscheu und Erschrecken, welche am 20. März 1804 dem bevollmächtigten Minister der Republik Frankreich bei der Republik Wallis die Feder in die Hand drückten und sein Entlassungsgesuch an den Minister des Äußeren, Talleyrand, diktierten. Auf das dringende Zureden eines Freundes hatte er die heftigsten Ausdrücke seines Gesuches gestrichen und sich begnügt, seine Demission mit der Krankheit seiner Frau zu motivieren. Aber selbst diese gemilderte Form mußte ihm den Unwillen des ersten Konsuls zuziehen und war nicht ganz gefahrlos. Chateaubriand fand es daher geraten, nachdem er seine Entlassung aus dem Staatsdienst erhalten hatte, für einige Zeit Paris zu verlassen. Aber Napoleon hat ihn merkwürdigerweise auch nachher stets mit Schonung behandelt, seine Wahl in die Akademie gestattet und erst, als er durch seine, freilich nicht öffentlich gehaltene Aufnahmsrede

wiederholt verletzt wurde, ihn im Jahre 1811 höflichſt einladen laſſen, Paris zu verlaſſen. Chateaubriand hatte dieſe Rückſicht, ja man kann im Vergleich mit der Verfolgung der Frau von Staël durch Napoleon ſagen, dieſe Gunſt vielleicht dem Umſtande, daß ſeine Frau eine eifrige Bonapartiſtin war, oder der Verwendung von Eliſa Bonaparte-Bacciochi zu verdanken. Zum unverſöhnlichen Gegner Napoleons und eifrigen Royaliſten geworden, hat er ſich dann als Geſandter Karls X. in Rom der Familie des Exkaiſers freundlich erwieſen und iſt nach der Julirevolution im Trotze gegen Louis Philipp in freundſchaftliche Beziehungen zur Exkönigin von Holland und zu deren Sohn, dem nachmaligen dritten Napoleon, getreten.

Chateaubriand.

Seine halb freiwillige, halb unfreiwillige Mußezeit von 1804 bis 1814 verbrachte Chateaubriand teils auf ſeinem Landgute Vallée aux Loups, teils auf Reiſen und nahm erſt 1813 ſeinen Wohnſitz wieder in Paris.

Vom Juli 1806 bis Juni 1807 bereiſte er Griechenland, Paläſtina, Ägypten, Nordafrika und Spanien und lernte dort die ſüdliche Naturſchönheit kennen, die ſeinen amerikaniſchen Schilderungen fehlte. Früchte dieſer Reiſe waren das liebenswürdige, köſtliche Itinéraire de Paris à Jérusalem et de Jérusalem à Paris und die, abgerechnet einiger ſchöner Einzelheiten, im ganzen veralteten Martyrs, welche 1809 erſchienen.*

---

* Nach der Vorrede zu den Martyrs hat er an dieſem Werke ſchon 1802 zu arbeiten begonnen und die Reiſe nach dem Orient nur unternommen, um Naturſtudien dafür zu machen.

Nur wenn man diese Werke mit den um ein Jahrzehnt älteren Atala und René zusammenfaßt, kann man dem Urteile Humboldts zustimmen, daß „in seinen Schöpfungen alle Kontraste der Landschaft in den verschiedenartigsten Erdstrichen mit wundervoller Anschaulichkeit zusammengedrängt" sind.* Doch zieht er auch hier die ernsten, düsteren Landschaftsbilder den heiteren und lieblichen vor. Freilich stimmt auch solch ernster Schauplatz besser zu dem tragischen Inhalt der Martyrs, der „zehnten Christenverfolgung" unter Kaiser Diocletian.

Wie die Natchez nennt Chateaubriand auch seine „Märtyrer" eine Epopöe in Prosa und verwahrt sich gegen die Benennung „Roman". Und das Werk hat auch die äußerlichen Formen des Epos: es ist in vierundzwanzig Bücher wie Ilias und Odyssee eingeteilt, es beginnt in medias res; der Held erzählt wie Odysseus und Äneas seine eigene Vorgeschichte mit großer Weitschweifigkeit, und es fehlt auch nicht die unvermeidliche Göttermaschinerie. Ja, hier hat der Dichter des Guten zu viel gethan, da er alle himmlischen Heerscharen und Heiligen, alle höllischen Mächte, Dämonen und Personifikationen von Tugenden und Lastern aufbietet. Man merkt den Einfluß von Bibel, Dante, Tasso,** Klopstock und vielleicht am meisten von Milton. Doch fehlt es auch hier nicht an originellen, großartigen Zügen. So, wenn er die Seligen im Paradiese ihre Zeit damit verbringen läßt, die ewig fortdauernde Schöpfung, das Entstehen und Vergehen von Welten, zu beobachten. Freilich steht es damit im Widerspruch, wenn wieder die Gottheit als fast ausschließlich mit den Schicksalen der Erdbewohner beschäftigt erscheint.

Betrachten wir die „Märtyrer" als Roman, so finden wir, daß er wohl an den Télémaque, seinen Vorgänger, erinnert, aber auch der Vorläufer des modernen archäologischen Romans ist. Obwohl Chateaubriand sich in der Vorrede auf seine für den Roman gemachten historischen Studien beruft und in den Anmerkungen oft das „historisch" der seligen Frau Mühlbach auftaucht, so finden sich doch genug beabsichtigte und unbeabsichtigte Anachronismen und Kostümfehler, die man einem modernen „Professorenroman" nicht verzeihen würde.

Die Sprache ist oft von großer Schönheit und Kraft, wobei es aber mitunter auch nicht an Schwulst und Geschmacklosigkeiten fehlt. Daß die Tendenz eines die Tugenden und Leiden der christlichen Märtyrer schildernden Romans eine durchaus christliche sein muß, ist leicht begreiflich, ein Kunstfehler bleibt es aber immer, wenn der Dichter alle Heiden mit den schwärzesten, alle Christen und die, welche solche werden wollen, mit den hellsten glänzendsten Farben malt. Hier steht er, um nur ein Beispiel anzuführen, Kingsleys „Hypathia" weit nach. Und wie die ganze religiös-belletristische Thätigkeit Chateaubriands uns als Kampf gegen Voltaire und seine Schule erscheint, so sind die „Märtyrer" mit ihrer scharfen Betonung der christlichen Tendenz, mit ihrer fanatischen Unduldsamkeit gegen alles Heidnische der gerade Gegensatz zu der die Milde und Duldung verherrlichenden „Henriade". Seinem Namen und seiner Abstammung getreu ist Chateaubriand hier der Brennus gegen das heidnische Rom, und von allen Heiden finden noch am meisten die Gallier und Franken Gnade vor seinen Augen.

Die Schilderung der Kämpfe der Römer mit diesen nordischen Barbaren gehört aber auch zu den schönsten Partien des Buches, und ihr Wert wird noch dadurch erhöht, daß sie die Begeisterung eines großen Geschichtschreibers erweckte. Augustin Thierry erzählt, wie er als junger Student im Collége ein Exemplar der Martyrs geliehen bekam und an seinem „Ausgangstag" im Collége Unwohlsein vorschützte, um zu Hause bleiben und das Buch, das ihn entzückte, lesen zu können. „Entzückt und wie geblendet las ich, nein, verschlang ich das Buch ... am meisten fesselte mich die Schilderung Roms und des kaiserlichen Hofes, der Kämpfe der Römer mit den Franken. ... Der Kriegsgesang der Franken wirkte auf mich wie ein elektrischer Schlag; ich sprang auf, durchmaß das Zimmer mit hallenden Tritten und wiederholte laut den Gesang. Dieser Moment entschied vielleicht für mich den künftigen

* Kosmos II, 68.

** Besonders im siebzehnten Buche, wo Verse aus dem vierten Gesange des „Befreiten Jerusalem" wörtlich wiedergegeben sind.

Beruf. ... Und wenn ich mir jetzt, nach dreißig Jahren, diese Stelle vorlesen lasse, empfinde ich denselben mächtigen Eindruck wie damals."* Eine ganz entgegengesetzte Wirkung hat die Lektüre eines anderen historischen Romans — Walter Scotts Quentin Durward — auf Ranke ausgeübt.

In den „Märtyrern" hat Chateaubriand das Christentum und die reine treue Gattenliebe Eudors und Cymodocés verherrlicht, aber auch die jugendlichen Verirrungen, den Abfall Eudors vom Christentum und seine reuevolle Rückkehr geschildert. Für all dieses hatte er die Vorbilder zum Teil in seinem eigenen Leben und in den Erinnerungen seines Herzens. Auch er hatte eine fromme Kindheit, ein ungläubiges Jünglingsalter und wieder ein eifrig gläubiges Mannesalter.

Und was die Frauen und die Liebe betrifft, wer konnte sich reicherer Erfahrungen und größerer Erfolge rühmen als der Dichter der Atala? Er hat stets sich zu dem Ewig-Weiblichen hingezogen gefühlt und die Gunst der Frauen in reichem Maße genossen. Schon in seinen ersten Jünglingsjahren hatte er in erotischen Phantasien geschwelgt und sich ein Ideal weiblicher Vollkommenheit gebildet, das ihn einst unaussprechlich beglücken sollte. Wenn er seinen René das Ideal seiner Liebe mit den heißesten Wünschen herbeirufen, wenn er ihn bekennen läßt: „je l'embrassais dans les vents, je croyais l'entendre dans les gémissements du fleuve; tout était ce fantôme imaginaire", so sind es autobiographische Bekenntnisse. Denn aus den Memoiren wissen wir, daß er selbst ein solches Phantasiebild schuf, das er seine Sylphide nannte, und daß es einem sehr reellen Original seine Entstehung zu verdanken hatte. Wie Zeuxis, um seine Helena zu malen, den fünf schönsten Mädchen von Croton die schönsten Züge entlehnte, so mußten dem jungen Chateaubriand ein halbes Dutzend Bauerndirnen, Familien- und Heiligenbilder zu seiner Sylphide Modell sitzen, die er dann noch mit allen anderen körperlichen und geistigen Vorzügen ausstattete. Und da dieses Ideal im Leben nie zu erreichen war, so begnügte er sich mit unvollkommenen Surrogaten, in denen er die einzelnen Züge seiner Sylphide zerstreut fand, und liebte die einzelnen Teilverkörperungen seines Phantasiebildes. Lesen wir seine Memoiren, so finden wir eine Reihe vornehmer Frauen, Duras, Bacciochi, Recamier, Custine, Beaumont, Levis u. s. w., die ihm in Freundschaft oder Liebe nahestanden. Wir können und wollen nicht untersuchen, was von diesen Liebschaften platonisch und was mehr irdisch war, aber sie nahmen jedenfalls einen sehr großen Raum in seinem Leben ein. Und wenn er einmal von zarten irdischen Banden frei war, so beschwor er wieder seine Sylphide herauf. So hat er sich bis in sein hohes Alter sein Herz jung erhalten, ebenso wie einen gesunden Magen und einige Eitelkeit auf sein jugendliches Aussehen. Mit behaglicher Selbstzufriedenheit erzählt er in seinen Memoiren, wie eine Dame, die ihre Tochter dem Schutze des frommen Verfassers des Génie du Christianisme auf der Reise anvertrauen wollte, ihr Vorhaben aufgab, als sie den jugendlichen Vierundsechziger erblickte.

Aber was für ein gewaltiger Herzensbezwinger muß Chateaubriand gewesen sein, wenn selbst seine Frau, die er doch so schnöde behandelte, sich in ihn verliebte.

Wie wir gesehen haben, hatte er sie, fast ohne sie recht zu kennen, nicht aus Neigung, sondern ihres Geldes willen oder aus anderen Ursachen geheiratet. Er ging dann zur Armee der Emigranten, flüchtete nach England und konnte unter den damaligen Verhältnissen natürlich keinen lebhaften Briefwechsel mit seiner Frau unterhalten. Es scheint aber, daß er mit ihr gar nicht korrespondierte, und aus seinen Memoiren über jene Zeit gewinnt man fast den Eindruck, er habe ganz vergessen, daß er verheiratet sei. Jedenfalls sagte er seinen englischen Freunden nichts davon. So konnte es geschehen, daß die liebenswürdige Pastorstochter von Bungay, Charlotte Ives, in deren väterlichem Hause er fast wie ein Sohn behandelt wurde, sich in ihn verliebte. Chateaubriand ließ sich lieben, scheint auch die Liebe erwidert zu haben, und erst als die Frau Ives ihm den

* Vorrede zu Récits des temps mérovingiens. Eine warme Freundschaft verband später den früh erblindeten Historiker mit Chateaubriand. Auch Guizot, ohne die Begeisterung Thierrys, fand an den Martyrs sehr viel Lobenswertes.

Antrag stellte, ihre Tochter zu heiraten, rückte er mit dem Geständnis heraus, daß er daheim im süßen Vaterlande eine treue Penelope sitzen habe. Minder starken Gemüts als die Phäakenkönigin Arete fiel Frau Ives in Ohnmacht, und der Fremdling mußte eilig das gastliche Pfarrhaus auf Nimmerwiedersehen verlassen.

Viele, viele Jahre später, als er als Gesandter des Königs von Frankreich in London residierte, hat ihn seine Nausikaa, die inzwischen Gattin des Admirals Sutton geworden war, besucht, um seine Protektion für einen ihrer Söhne in Anspruch zu nehmen.

Nach Frankreich zurückgekehrt, beeilte sich unser Odysseus gar nicht, seine Penelope aufzusuchen. Erst nach dem Tode der Frau von Beaumont und nach seiner Rückkehr aus Rom im Jahre 1804 vereinigte er sich wieder mit seiner Frau, die inzwischen ihr Vermögen verloren hatte. Mehr aus Rücksichten auf äußeren Anstand und aus Pflichtgefühl als aus Neigung hat er es gethan, il ne crut pas pouvoir se dispenser de le faire, sagt sein neuester Biograph. Aber Chateaubriand hatte alle Ursache, diesem Zwang der Umstände dankbar zu sein. Seine Frau hatte zwar manche Launen und war kränklich, aber sie war eine Dame von hohem Geist und tiefem Gemüt und wußte die edlen Eigenschaften und hohen Geistesgaben ihres Gatten zu schätzen. Sie verzieh seine häufigen Treulosigkeiten, schuf ihm ein angenehmes respektables Heim und ist ihm stets in allen Nöten und Gefahren ein anhängliches, zu jedem Opfer bereites Weib geblieben. Geliebt hat Chateaubriand seine Frau nicht, aber er hat sie geachtet, dankbar anerkannt, was sie ihm war, und ist im Alter ein wenig unter dem Pantoffel gestanden.*

Was am meisten zur Harmonie in ihrer Ehe beitrug, war die gleiche Religiosität beider Gatten. Celeste Buisson de la Vigne war die passendste Gattin für den Verfasser des Génie du Christianisme und der Martyrs, für den Vertreter der Bourbons am römischen Hofe. Gemeinsam haben sie das Maria-Theresia-Spital für kranke und sieche arme Priester gegründet, zu dem der Prinz von Preußen (später König Friedrich Wilhelm IV.) die ersten vierhundert Franken beisteuerte, und gemeinsam haben sie sich mit anderen frommen Werken beschäftigt. Frau von Chateaubriand kam mit Reliquien, geweihten Medaillen und anderen heiligen Geschenken reich beladen von der römischen Gesandtschaft zurück. Micetto, die rötlich graue schwarzgestreifte Katze, die sie von Papst Leo XII. geerbt hatte, genoß stets einen Ehrenplatz im Hause Chateaubriands und, setzt er halb scherzend hinzu, „genoß die höchste Achtung bei allen frommen Seelen. Ich bemühte mich, sie das Exil, die sixtinische Kapelle und die Kuppel Michel Angelos, auf deren Dach sie so gern herumspazierte, vergessen zu machen.“*

Im vierundzwanzigsten Buche der Martyrs nimmt der vierzigjährige Chateaubriand Abschied von seiner Muse. Unabhängigkeit und Tugend sollen fortan seine Musen sein, ihm das Buch der Poesie schließen und das der Geschichte öffnen. Nachdem er die Jugend den lachenden Gemälden der Lüge gewidmet, will er das Alter, die Jahre der Enttäuschung, der ernsten Darstellung der Wahrheit widmen.

Von diesen Vorsätzen hat er nur die eine Hälfte ausgeführt: er hört auf, Dichter zu sein,** aber er wird kein rechter Historiker, am wenigsten ein nur der ernsten Wahrheit dienender Historiker. Was er an historischen Werken geschrieben hat — sein Leben des Herzogs von Berry, „ein Buch über ein leeres Blatt“, wie Gervinus sagt, die Biographie Rancés, des Reformators des Trappistenordens, aus dem er eine Art von büßendem René gemacht hat, und anderes — ist mehr politische und religiöse Polemik als Geschichte. Höheren Wert, wegen einzelner schöner Ideen und der lebendigen farbenreichen Darstellung, haben die 1831 erschienenen Études et discours historiques, und von großem Interesse und autobiographischem Werte sind die nach seinem Tode erschienenen

* Wie über Chateaubriand und seine Werke eine ganze Bibliothek zusammengeschrieben wurde, so fehlt es auch nicht an Schriften über seine Frau. Besonders interessant ist Monsieur et Madame de Chateaubriand von seinem Sekretär J. Daniele.

* Mémoires V, 368.

** Seine im Alter von sechzig Jahren geschriebene fünfaktige Tragödie „Moses“ ist mit den drei Worten Sainte-Beuves „ô noble ennui“ abgethan. Auch sein Dernier des Abencérages hat geringen Wert.

Mémoires d'outre-tombe; aber den Namen eines Hiſtorikers kann er mit alledem nicht verdienen.

Der Chateaubriand von 1813 an iſt vor allem Politiker, und als ſolchen haben wir ihn nun zu betrachten.

Wir haben geſehen, wie er von Napoleon ſtets mit einer gewiſſen Rückſicht und Nachſicht behandelt wurde, und von allen Gegnern des großen Korſen hatte der bretoniſche Vicomte am wenigſten Urſache, ihm perſönlich zu grollen. Und doch war er der erſte, welcher dem vom Kriegsglück verlaſſenen Kaiſer den Dolch in den Rücken ſtieß und die empfindlichſte Wunde beibrachte.

Es war im Beginn des Jahres 1814. Die Alliierten hatten den Rhein überſchritten; man ſchlug ſich bei Brienne, bei Arcis; Napoleon führte noch einmal ſein ganzes Feldherrngenie gegen die Übermacht ins Feld, und Chateaubriand — bildete ſich wie viele Franzoſen ein, daß die Alliierten ſich begnügen würden, ſie vom Bonaparte zu befreien, oder daß „ein Sturm des Patriotismus ſie vom geheiligten Boden Frankreichs verjagen würde". Dann dachte er ſich — wie es ſechsundfünfzig Jahre ſpäter eingetroffen — eine Verſammlung im Stadthauſe, wo die neue Regierung geſchaffen werden ſollte. Dieſe neue Regierung konnte und durfte nach ſeiner Anſicht keine andere ſein als die der Bourbons, und um die Volks- oder Notabelnverſammlung dafür zu gewinnen, bereitete er eine große Rede vor, die aber auch die Form einer Broſchüre annehmen könnte.* Die Dinge nahmen einen etwas anderen Verlauf, als Chateaubriand vermutet hatte, die Rede konnte nicht gehalten werden, und was er „au bruit de l'invasion des barbares"(!) geſchrieben hatte, erſchien als Broſchüre unter dem Titel De Buonaparte et des Bourbons am Tage des Einzugs der Verbündeten in Paris, als, wie er ſagt, „les Tartares pénétrèrent dans Paris".

In dieſer Schrift, welche Gervinus einen „Peſthauch des Haſſes" nennt, begnügt ſich der Verfaſſer nicht, die wirklichen Fehler und Sünden Napoleons aufzuzählen und zu übertreiben, ſondern nimmt auch zur Verleumdung ſeine Zuflucht. Er malt ihn mit den ſchwärzeſten Farben, macht ihn zum ärgeren Tyrannen als Nero und ſucht beſonders die Volksleidenſchaft, den franzöſiſchen Patriotismus gegen den „Fremden" aufzuhetzen. Daß dies nicht ſeine wahre Meinung war, daß er bewußt log, erſehen wir aus ſeinen Memoiren, in denen Napoleon viel ehrlicher und unparteiiſcher dargeſtellt wird.

Und wie er den Bonaparte maßlos ſchmäht, ſo lobt er überſchwenglich die Bourbons, die er damals faſt gar nicht kannte: Ludwig XVIII., der Graf von Artois, der Herzog und die Herzogin von Angoulême, Berry, Condé, ſelbſt der ſpäter von Chateaubriand ſo bitter gehaßte Louis Philippe werden als Muſter aller Vollkommenheiten, als Engel, als Ritter und vor allem als vollkommene Franzoſen geſchildert. „Was können wir Beſſeres thun, als uns ihnen zu Füßen werfen und mit Thränen der Reue ſie um Verzeihung bitten?"

Die Schrift Chateaubriands wurde in zahlloſen Exemplaren verbreitet und hat dazu beigetragen, die Reſtauration der Bourbons zu erleichtern.

Es war nur eine gerechte Vergeltung für das eines Chriſten und Edelmannes wie Chateaubriand unwürdige Pamphlet, wenn ihm die Bourbons ſpäter, wie ſo manchen anderen, die ihnen gedient hatten, mit Undank lohnten. Vorläufig erklärte Ludwig XVIII., die Schrift Chateaubriands habe ihm mehr genützt als eine Armee von hunderttauſend Mann — man weiß nur nicht, ob Ruſſen, Preußen oder Öſterreicher —, aber die konſtitutionellen Geſinnungen des „Poeten" wollten ihm nicht recht gefallen, und nur der Verwendung der Herzogin von Duras hatte es der poetiſche Politiker zu verdanken, daß er zum Geſandten in Schweden ernannt wurde. Er kam aber nicht dazu, Ludwig XVIII. bei Bernadotte zu vertreten. Napoleon kehrte von Elba zurück, und Chateaubriand mußte ſeinem König nach Gent nachlaufen, während er ſich einbildete, der König hätte, in Frankreich bleibend, ohne Hilfe der Alliierten mit Napoleon fertig werden können. In Abweſenheit Montesquious proviſoriſch zum Miniſter des Inneren des Königs im Auslande ernannt, veröffentlichte Chateaubriand ſeinen Bericht an den König über den Zu-

* Mémoires III, 334—339.

stand Frankreichs. Ein deutscher Beobachter nannte diesen Bericht „Klappwörter eines heuchlerischen Mystikers". Dies mag ein zu hartes Urteil sein, aber jedenfalls hatte der Bericht nicht die geringste Wirkung.

Ob es nur seine übertriebene Delikatesse, Großmut und Bescheidenheit oder die Unentbehrlichkeit Talleyrands war, welche diesen und nicht Chateaubriand bei der Rückkehr Ludwigs XVIII. nach Frankreich in das Ministerium brachte, wollen wir dahingestellt sein lassen. Er blieb weder Minister des Inneren, als ein solcher wieder ein Inneres in Frankreich zu verwalten hatte, noch erhielt er das Ministerium des königlichen Hauses, das ihm der König angeboten haben soll. Er wurde bloß zum Pair ernannt. Selbst der leere Titel eines Staatsministers und der damit verbundene Gehalt wurden ihm ein Jahr später genommen, als er seine Schrift De la monarchie selon la charte veröffentlichte, in welcher er sich politisch äußerst liberal, religiös reaktionär zeigte, das Ministerium in der schärfsten Weise angriff und selbst den König nicht verschonte. Er trat nun an der Spitze der Opposition in der Presse auf und bekämpfte das Ministerium in der lebhaftesten und wirksamsten Weise, bis dieses nach der Ermordung des Herzogs von Berry gestürzt wurde. In das Ministerium des Herzogs von Richelieu traten die Ultraroyalisten Villèle und Corbière, die Freunde Chateaubriands, ein, er selbst wurde (Ende 1820) zum Gesandten in Berlin ernannt. Als Villèle und Corbière ein halbes Jahr später aus dem Ministerium traten, gab auch Chateaubriand seine Demission und kehrte nach Paris zurück. Als sie wieder die Regierung übernahmen, erhielt er die Gesandschaft in London, die aber seinen Ehrgeiz nicht ganz befriedigte, da er nach dem Portefeuille des Äußeren Verlangen trug.

Beinahe dreißig Jahre, nachdem er als armer Flüchtling den Boden Englands betreten hatte, landete Chateaubriand am 5. April 1822 in Dover als „Pair von Frankreich und Gesandter des allerchristlichsten Königs bei Seiner Majestät dem König von Großbritannien und Irland". Mit Stolz und Genugthuung hebt er diesen Gegensatz hervor, und wiederholt kommt er in dem während dieses zweiten Aufenthaltes in England geschriebenen Teil seiner Memoiren auf den Unterschied zwischen der traurigen ärmlichen Vergangenheit und der glänzenden ehrenvollen Gegenwart zurück.

Von London ging Chateaubriand als zweiter Vertreter Frankreichs zum Kongreß von Verona. Der erste Vertreter war der Minister des Äußeren, Vicomte Mathieu de Montmorency, dessen Stelle im Ministerium Chateaubriand endlich (Dezember 1822) in Erfüllung seines lange gehegten Wunsches erhielt. Über seine politische Thätigkeit in London, in Verona und als Minister des Äußeren sagt er in seinen Memoiren fast gar nichts und verweist den Leser auf sein Buch über den Kongreß von Verona.*

Für den großen Dienst, den er damals Frankreich und den Bourbons geleistet zu haben glaubte, erntete er wieder nur Undank. Ganz unerwartet und unverdient nach seiner Ansicht erhielt er am 6. Juni 1824 in verletzender Form seine Entlassung. Die Wahrheit ist, daß schon von früher einige Mißhelligkeiten zwischen ihm und dem Ministerpräsidenten Villèle bestanden. Dazu kam noch, daß Chateaubriand die Vorlage seines Kollegen wegen Konversion der Rente in der Pairskammer nicht unterstützte und dadurch deren Verwerfung mitverschuldete, und schließlich — Ordensneid. Chateaubriand hatte für die Knebelung der Spanier von fast allen absoluten Monarchen, selbstverständlich auch vom „tartarischen", hohe Auszeichnungen erhalten und seinem Kollegen nicht einmal das Andreaskreuz verschafft.** Nach einer anderen Darstellung war es das Ewig-Weibliche, das den beinahe sechzigjährigen Minister mit dem ewig jungen Herzen diesmal nicht hinan-, sondern hinabzog. Er wollte einer befreundeten, in ihrem Vermögen zerrütteten Hofdame zu Hilfe kommen mit einer Spekulation in den entwerteten Papieren der Cortesanleihen, deren sofortige Anerkennung er in gebieterischem Tone in Madrid betreiben ließ. Der ohne-

* Der Congrès de Verone erschien 1838 in zwei Bänden, nachdem Chateaubriand eine bereits in vier Bänden gedruckte ausführlichere und aufschlußreichere Darstellung auf vielfache Vorstellungen vernichtet hatte. (G. G. Gervinus: Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts IV, 334.)

** Lescure, 111.

hin über die Bevormundungsverſuche Chateaubriands erbitterte König von Spanien verklagte ihn bei Ludwig XVIII., der leichten Herzens den ihm nie ſympathiſchen Poeten und Politiker entließ.*

Ins Privatleben zurückgetreten, nahm Chateaubriand wieder in der Preſſe den Kampf gegen die Miniſter auf, und je mehr dieſe nach rechts gingen, deſto weiter ging ihr geweſener Kollege nach links.

Der Sturz des Miniſteriums Villèle (Januar 1828) zog Chateaubriand wieder aus ſeinem Privatleben, in welchem er ſich durch ſeine liberaliſierende oppoſitionelle Journaliſtik, durch ſein Eintreten für Preßfreiheit eine gewiſſe Popularität erworben hatte. Eine Macht, wie er ſich einbildete, war er aber nicht geworden. Bei der Bildung des neuen Miniſteriums wirkte er wohl mit, aber in das Miniſterium des Äußeren, nach dem er ſich ſtets zurückſehnte, konnte er nicht eintreten, da der König ſich entſchieden weigerte, ihm ein Porteſeuille anzuvertrauen. Er mußte ſich mit der Geſandtſchaft in Rom begnügen, wohin er am beſten paßte und wo er ſich, ſoweit es mit ſeinem Weltſchmerz verträglich war, ſehr glücklich fühlte. Die Erinnerungen an das antik heidniſche und an das alte chriſtliche Rom, der Weihrauchduft und das Halbdunkel der Kirchen, die großartige Einſamkeit der Campagna, deren Erhabenheit er zuerſt entdeckt haben will, und dazu ein bißchen religiöſer Politik, ein bißchen Konklave-Intriguen, das war alles ganz nach dem Herzen Chateaubriands.

Aus dieſem beglückenden Zuſtande riß ihn im Auguſt 1829 die Nachricht von der Bildung des Miniſteriums Polignac. Wie ſo viele andere Franzoſen erblickte auch Chateaubriand in dieſem Miniſterwechſel den Anfang vom Ende. Er ſah den Verfaſſungsbruch kommen, wenn er auch den Sturz des Thrones nicht vorausſah. Mit ſolchen Männern wie Polignac und de la Bourdonnaye konnte Chateaubriand nicht zuſammen arbeiten. Er vollzog, wie Lacretelle ſagt, un acte de civisme éclatant, als er ſeine Demiſſion gab, die für ihn auch mit ſchweren materiellen Nachteilen verbunden war.

Es war ein ſchmerzvolles Opfer, das er mit dem Verlaſſen Roms brachte, und die Huldigungen, die ihm dafür die heranwachſenden Größen der neuen Generation, die Lamartine, Thiers u. ſ. w., entgegentrugen, konnten den Schmerz des Mannes, der ſchon ſo viel Undankbarkeit und Enttäuſchung erlitten hatte, kaum lindern.

Seine Popularität ſtieg jetzt aufs höchſte, und als er an einem der denkwürdigen drei Julitage auf der Straße erſchien, wurde er von einer Schar junger Leute umringt, auf die Schultern gehoben und unter den Rufen Vive la Charte! vive la liberté de la presse! vive Chateaubriand! bis zur Pairskammer getragen. Dort konnte er mit ſeinen Reden den zuſammenbrechenden Thron Karls X. freilich nicht aufrecht erhalten, und wenn ſein Rat, die Herzogin von Berry ſollte ſich mit ihrem Söhnchen, dem Herzog von Bordeaux, in die Deputiertenkammer begeben, befolgt worden wäre, hätte es dem Enkel Karls X. wahrſcheinlich ebenſowenig genützt wie achtzehn Jahre ſpäter das Erſcheinen der Herzogin von Orleans mit dem Enkel Ludwig Philipps in der Kammer.

Trotz der verlockendſten ſchmeichelhafteſten Anerbietungen Ludwig Philipps und ſeiner Familie blieb Chateaubriand ſeinem bethörten, undankbaren Könige im Unglück treu und ſtets ein Gegner des „Bürgerkönigs".

In der Sitzung der Pairskammer vom 7. Auguſt 1830 hielt er ſeine letzte Rede für die Thronfolge des Herzogs von Bordeaux, Heinrichs V., in der er die letzten Miniſter Karls X. in ſchärfſter Weiſe tadelte, den heroiſchen Widerſtand der tapferen Pariſer an den glorreichen drei Julitagen verherrlichte und es ſchließlich, wie er ſelbſt geſteht, mit allen Parteien verdarb. Dann reſignierte er auf ſeine Pairſchaft, verzichtete auf ſeine Penſion und zog ſich ins Privatleben zurück.

Soweit es ihm noch möglich war, ſetzte er den Kampf gegen die Julimonarchie und für den Enkel Karls X. fort. Während ſich ſeine Freundſchaft nach links bis Lafayette, Béranger, Armand Carrel u. ſ. w. erſtreckte, handelte er als Vertreter und Vertrauter der Herzogin von Berry, was ihm einen mehrwöchigen Polizeiarreſt eintrug. Die Ernennung zum Mitglied einer geheimen proviſo-

* Gervinus a. a. O. 422. Lescure nennt dieſe zweite Verſion lächerlich, falſch und boshaft.

rischen Regierung der Herzogin gelegentlich ihres mißglückten Versuchs, den Bürgerkrieg in der Vendée zu erregen (April 1832), lehnte er zwar unter eingehender Motivierung ab, unterhielt aber stets eine geheime Korrespondenz mit ihr und nahm an den Beratungen des geheimen Komitees ihrer Anhänger teil. Als die Herzogin arretiert wurde, veröffentlichte er zu ihrer Verteidigung sein Mémoire sur la captivité de Madame la duchesse de Berry, und als sie durch die Bekanntmachung ihrer Niederkunft und angeblichen geheimen Heirat für Ludwig Philipp unschädlich geworden war, unternahm der greise Chateaubriand wiederholte beschwerliche Reisen nach Prag zu dem im Exil lebenden Karl X., um ihn und seine Kinder mit der abenteuernden, leichtsinnigen Maria Karoline und ihrer Mesalliance auszusöhnen.

Diesen Reisen haben wir einige herrliche Naturschilderungen und köstliche Beschreibungen des Hofes des gestürzten Königs zu verdanken, in denen Ultraroyalismus und unerschütterliche Vasallentreue ein eigentümliches Amalgam mit bitterer Satire bilden. Man lese nur nach der Schilderung der vermoderten Gesellschaft im Hradschin das so tief empfundene rührende Gespräch mit der Schwalbe in Bischofsheim.

Von seinem Royalismus fast ganz kuriert kam Chateaubriand im Juni 1833 nach Frankreich zurück, wo er fortan keine politische Rolle mehr spielte. Auch litterarisch hat er mit Ausnahme der Vollendung seiner Memoiren im letzten Jahrzehnt seines Lebens sehr wenig geleistet.

Die Armut, die ihn im Laufe seines Lebens so oft heimgesucht hatte, schickte sich an, ihm als treue Begleiterin bis zum Grabe zu folgen, als von seinem alten Könige eine Gabe von 20000 Franken unter dem Titel rückständiger Pension eintraf, die der in Geldsachen so empfindliche Chateaubriand nicht ausschlagen konnte.

Im Jahre 1846 wurde der schon lange Gichtleidende gelähmt, und im Februar des folgenden Jahres starb seine Frau. Er folgte ihr anderthalb Jahre später ins Grab, das er sich lange vorher in seinem Geburtsort St. Malo am Ufer des Meeres, das er stets so sehr liebte, vorbereitet hatte. Er hat noch, aber, wie es scheint, ohne die geringste Teilnahme, die Februarrevolution und den Sturz Ludwig Philipps erlebt, er hörte auf dem Totenbette den Kanonendonner der Juni-schlacht und starb zwei Monate vor erreichtem achtzigsten Jahre am 4. Juli 1848.

Siebenundzwanzig Jahre später wurde seine Statue in St. Malo aufgestellt; aber ein dauerhafteres Denkmal hat er sich mit seinen Werken, vor allem mit dem einzigartigen der Memoiren errichtet, an dem er dreißig Jahre, von 1811 bis 1841, gearbeitet hat. Die französische Litteratur ist ja überreich an Memoiren, aber es sind deren nicht viele, die denen Chateaubriands gleichwertig, nur sehr wenige, die interessanter sind. Chateaubriand war — ein seltenes Zusammentreffen — ein großes Talent und ein stark ausgeprägter Charakter. Er hatte lange Gelegenheit gehabt, das erstere in der Stille auszubilden und den letzteren im „Strom der Welt" zu härten. Er war stark in Liebe und Haß und hatte für beide ein gutes Gedächtnis. So erscheinen denn in den Memoiren die Freunde und besonders die Freundinnen mitunter in zu hellen, die Feinde und Gegner in zu dunklen Farben. Selbst die fast angebeteten Bourbons werden nicht geschont, wo sie ihm unrecht thaten oder seinen Rat nicht befolgten (les Bourbons ont prospéré tant qu'ils ont daigné m'écouter). Er wirft sich vor ihnen in den Staub, küßt ihnen die Füße und deckt dann alle ihre Fehler und Sünden auf.

Er führt uns eine unendliche Zahl von Menschen vor: Kaiser und Könige, Staatsmänner und Schriftsteller, Päpste und Kardinäle; alle werden lebhaft geschildert, aber alle dominiert die Gestalt des Einzigen, des Ich. Dieser Kultus der eigenen Persönlichkeit wird ja in jedem Memoirenwerke gepflegt, aber in keinem vielleicht mit solcher Andacht wie in dem Chateaubriands. Selbst wo er sich demütigt, wo er sich zur Bescheidenheit zwingt, bricht oft sein stolzes Selbstgefühl hervor. Er fühlt sich als großen Staatsmann, größer als Canning, Metternich, Villèle und ihresgleichen, aber er fühlt, daß er noch etwas Höheres ist. Als Gesandter in London schreibt er in seinen Memoiren: „Biron, Montmorency, Sully, alle diese französischen Gesandten am Hofe Elisa-

beths und Jakobs I. — haben ſie je etwas von dem Luſtigmacher gehört, dem Schauſpieler, der in eigenen und fremden Poſſen ſpielte? Haben ſie je den für einen Franzoſen ſo barbariſch klingenden Namen Shakeſpeare ausgeſprochen? Ahnten ſie, daß hier ein Ruhm erglänzte, vor dem alle ihre Ehren, Würden und Auszeichnungen in den Abgrund verſinken würden?"

Es ſind ſchöne Worte zur Verherrlichung der Poeſie, aber unwillkürlich leſen wir zwiſchen den Zeilen: „In dem Geſandten bei König Georg IV. habt ihr Sully und Shakeſpeare in einer Perſon."

Ein Shakeſpeare war nun Chateaubriand nicht, aber auch kein genialer Staatsmann.

In der inneren Politik verſtand er es mehr zu tadeln, als beſſer zu machen. Er war der ewige Frondeur, dem es keine Partei recht machen konnte. Er hatte ein zu ſcharfes Auge für die Fehler aller Parteien und aller Staatsmänner und konnte daher auf die Länge mit keiner und keinem zuſammengehen. Durch ſeine ſtreng konſtitutionelle Geſinnung ſtand er den Liberalen nahe, von denen ihn aber ſein Ultramontanismus trennte. Dieſe religiöſe Geſinnung verband ihn mit den Ultraroyaliſten, deren ultrafeudale Velleitäten ihn wieder abſtießen.

Er war ein erbitterter Gegner Ludwig Philipps, dem er ſelbſt die Republik vorgezogen hätte. „Die Republik," ſagte er, „iſt ohne Zweifel die zukünftige Staatsform Europas, aber ihre Zeit iſt noch nicht gekommen." Für die franzöſiſche Republik wollte er ſogar den Herzog von Bordeaux erziehen, der „nach Hinausrückung unſerer Grenzen" die Krone niederlegen und die Republik proklamieren ſollte.

Aber freilich an eine Vorbedingung iſt dieſes „wundervolle Ende der Bourbons", dieſe „unvergleichliche herrliche Entſagung" geknüpft — an die Erweiterung der Grenzen Frankreichs. Um dieſen Preis hätte Chateaubriand ſelbſt dem „Herzog von Orleans" ſeine Uſurpation verziehen.

Und in dieſem Kernpunkt iſt auch die ganze auswärtige Politik Chateaubriands enthalten, in der er viel konſequenter als in der inneren war. Die Rheingrenze iſt für ihn der eine Punkt, aus dem Frankreichs „ewig Weh und Ach" zu kurieren iſt. Solange Frankreich ſeine „natürlichen Grenzen" nicht hat, kann es in Europa keinen dauernden Frieden geben, ſagt er. Der Rheingrenze zulieb möchte er ſich mit Rußland verbinden, ihm ſelbſt die Türkei opfern, und er kann es Talleyrand nicht verzeihen, daß er die Verbindung des Herzogs von Berry mit einer ruſſiſchen Prinzeſſin vereitelt hat. Im Hinblick auf den Erwerb der Rheingrenze geht er zum Kongreß von Verona, manövriert und intriguiert dort und in Paris ſo lange, bis er den Krieg gegen Spanien, „ſeinen Krieg", durchſetzt, bis das konſtitutionelle Frankreich als Mandatar der heiligen Allianz den Abſolutismus in Spanien wiederherſtellt.

Und dieſes ſpaniſchen Krieges rühmt ſich Chateaubriand als des Meiſterwerks ſeines Lebens, und ſein neueſter Biograph ſtimmt ihm zu!

Aber in Wahrheit war es ihm weniger um Spanien und Ferdinand VII. als um die franzöſiſche Gloire zu thun. In Spanien ſollte ſich der Herzog von Angoulême den zur Popularität in Frankreich nötigen Lorbeer holen, mit dem in Spanien vergoſſenen Blute ſollte die Armee an die Dynaſtie Bourbon gekittet, der weißen Fahne eine martialiſche Färbung gegeben werden. Und das alles ſollte nur als Vorbereitung zur Erwerbung der „natürlichen Grenze am Rhein" dienen.

Wir haben vor zwei Decennien geſehen, welche Folgen für Frankreich das Ausſtrecken der Hand nach der Rheingrenze hatte, und können nur ſagen: es war kein politiſcher Fehler, als Ludwig XVIII. am 6. Juni 1824 ſeinen Miniſter des Äußeren entließ. Das Miniſterium Polignac hat Karl X. die Krone gekoſtet, ein Miniſterium Chateaubriand hätte Frankreich in einen langen und gefährlichen Krieg geſtürzt. Der Schriftſteller Chateaubriand wird mit ſeinem Einfluß auf die franzöſiſche Litteratur noch lange fortleben, der Politiker iſt mit Recht vergeſſen.

# Die Blinden.

Von

**John Henry Mackay.**

An dieſem Abend, als ich müde und traurig war, ging ich in den großen Saal, wo Muſik gemacht wurde. Es war ein Maſſenkonzert — eine Maſſe Muſik für eine Maſſe von Menſchen um zehn Pfennige.

Ich drängte mich durch. Von den Hunderten Tiſchen war vielleicht nur noch einer unbeſetzt, und dieſer eine, weil er hinter einem Pfeiler ſtand und Orcheſter und Publikum faſt vollſtändig verdeckte. Während ich den Überzieher abzog, bemerkte ich, daß nur ein Tiſch noch ſchlechter ſtand als der meine; und die an ihm ſaßen, ſchienen ihn recht mit Abſicht ausgeſucht zu haben, um nicht geſehen zu werden.

Es waren ein Mann, eine Frau und ein halbwüchſiger Junge.

Der Mann ſaß neben der Frau, und von meinem Platze aus geſehen hinter ihr, der Junge ihnen gegenüber.

Die Kellner liefen hin und her, die Menſchen lachten und ſchwatzten und klapperten mit den Tellern und Gläſern, die Muſik lärmte und nur an unſeren beiden Tiſchen war es ſtill.

Ich wurde noch müder und trauriger und dachte daran fortzugehen. Aber ich ſah ein trübes und leeres Zimmer vor mir und blieb.

Unwillkürlich, ohne es ſelbſt zu wiſſen, richteten ſich meine Blicke wieder und wieder auf den Tiſch dort vor mir, und um den eigenen Kummer zu vergeſſen, that ich, was ich oft thue: ich ſuchte ihn bei anderen auf, gewiß, ihn immer zu finden.

Ich begann mit der Frau.

Sie war nicht mehr jung, nicht ſchön, oder beſſer: wohl nie ſchön geweſen, einfach in dunkles Tuch gekleidet, und ſie ſaß da in einer auffallend ſteifen, gezwungenen Haltung, die Hände gefaltet im Schoße, und ohne die Lehne des Stuhles zu benutzen. Sie ſaß faſt regungslos, den Kopf ein wenig nach vorn geneigt, lauſchend, ohne ein Wort zu ſprechen.

Dann, während ſie mit der Hand taſtend nach dem Glaſe langte, ſah ich plötzlich, daß ſie blind war.

Um den Mann zu ſehen, der ihr zur Seite ſaß, mußte ich den Standpunkt meines Stuhles verändern; ich rückte ſcheinbar unwillkürlich zur Seite.

Er ſaß, mit dem Geſicht mir zugewandt, dicht zu der Frau geneigt, vornübergebeugt und ſprach in gedämpfter Lebhaftigkeit auf ſie ein, die Hände auf die Knie gelegt und nicht ganz ſo ruhig wie ſie. Es war ein großer und ſtattlicher Mann, mit blondem Haar und Schnurrbart, und in gleich einfachem, dunklem Anzug.

Auch bei ihm fiel mir in der Haltung etwas Gezwungenes auf, und als er nun zögernd und vorſichtig nach den Händen der Frau griff und dabei den Kopf etwas erhob, ſah ich, daß auch er blind war.

Der Junge hatte ſich einen Stoß illuſtrierter Blätter herbeigeſchleppt und las eifrig, ohne ſich um die beiden zu kümmern. Daran, daß er aus dem Glaſe der Frau mittrank, ſah ich, daß er zu ihr gehörte; er war wohl ihr Bruder.

Niemand kümmerte ſich um den Tiſch, von dem aus kein Laut den allgemeinen Lärm vermehrte. Die Muſik ſpielte Stück auf Stück, und die Kellner rannten mit immer neu gefüllten Gläſern hin und her.

Ich kam mir vor wie ein Eindringling und wandte meine Blicke von den Blinden ab.

Nur einmal noch — nach einer halben Stunde — ſah ich wieder hin, und angezogen von dem unbeſchreiblichen Ausdruck auf ihren Geſichtern, vermochte ich nicht ſofort weiterzuſehen.

Sie ſaßen noch in derſelben Stellung wie vorhin, nur hatte der Mann jetzt ihre Hände gefaßt. Er ſprach noch immer, und ſie hörte ihm zu mit einem zögernden Lächeln. Auch ihre Lippen bewegten ſich leiſe.

Er beugte ſich noch näher zu ihr. Er griff in die Taſche und — halb unter dem Tiſch — ſchob er über den Mittelfinger ihrer rechten Hand langſam und behutſam einen goldenen Ring. Niemals habe ich ſo viel innige Liebe auf dem Geſicht eines Menſchen geſehen wie auf dem ſeinen in dieſer Minute und niemals ſo viel Glück wie auf dem ihren!

Und keiner hatte es geſehen außer mir, keiner ...

Sie ſprachen weiter und hielten ſich an den Händen.

Das Konzert war zu Ende.

Sie ſtanden auf. Langſam ging ich hinter ihnen her. Am Ausgange blieben ſie ſtehen. Der Junge ſpähte nach der Pferdebahn. Als ſie kam, leitete er den Mann über die Straße, während die Schweſter wartete, und kehrte erſt zurück, als er ihn in den Wagen gebracht. Dann ſchob er ſeinen Arm in den der Blinden und führte ſie ebenſo ſicher über den Straßendamm und weiter.

Ich ſtand allein, nicht mehr müde und nicht mehr traurig, ſondern erfüllt mit Scham und mit Freude.

Nicht nur mit den Augen redet ſie ihre Sprache, die Liebe! ...

# Litterarische Notizen.

Die Columbische Weltausstellung des Jahres 1893 hat die Aufmerksamkeit der Deutschen in erhöhtem Maße auf das Wunderland jenseit des großen Wassers gerichtet. Außer den Zeitungsberichten sind daher naturgemäß im vergangenen Jahre gar viele Bücher über Amerika veröffentlicht worden, die teils den Leser auf eine Amerikafahrt vorbereiten, teils von den dort empfangenen Eindrücken berichten wollen. Einige dieser Werke liegen jetzt zur Besprechung vor. Am anspruchslosesten giebt sich eine Schrift von Johannes Hoffmann: **Amerikanische Bilder.** (Berlin, Karl Siegismund.) Der Verfasser schildert in nahezu tagebuchartiger Form die Menschen der Vereinigten Staaten, wie sie ihm bei der ersten Bekanntschaft erschienen sind. Er ist nicht immer zuverlässig in seinen Angaben, z. B. wenn er behauptet, daß Deutschland hinsichtlich der Fahrgeschwindigkeit seiner Eisenbahnzüge noch weit zurück ist, aber er trifft manchmal den Nagel auf den Kopf. Die Bemerkungen über das Reporterwesen, über die Kirchen, über Unterhaltung und Lektüre sind vortrefflich; die Union als Ganzes stellt sich dem Verfasser als ein Land dar, „das im Zeichen des Fortschrittes und der Freiheit steht".

Für höhere Ansprüche ist ein zweibändiges Werk berechnet, das uns auch nach Mexiko führt: Paul Lindau, **Alles und Neues aus der Neuen Welt.** (Berlin, Carl Duncker.) Dies Buch lieh ich — der Verleger wolle mir das absatzschädigende Ausborgen in Gnaden verzeihen! — an zwei Freunde. Der eine, sonst kein Liebhaber von Reisebeschreibungen, war entzückt, der andere, der viel und gern Reisebeschreibungen liest, spendete nur kühles Lob. Und das ist begreiflich. Paul Lindau ist ein außergewöhnlich gescheiter, vielseitiger, welterfahrener und liebenswürdiger Mann. Er schildert in flottem Stile allerhand merkwürdige und interessante Dinge und befriedigt daher den Fernerstehenden durchaus. Aber er vermag nicht, sich in die Eigenart eines Volkes wirklich einzuleben und in den oft widerspruchsvollen und seltsamen Erscheinungen die Offenbarung der Volksseele zu erkennen. Oft möchte man ihn fragen: Haben Sie denn keine Amerikaner in Amerika gesehen, Herr Lindau? Aber dann kommen wieder so anziehende Schilderungen von Stadt und Land, daß man herzlich gern über jenen Mangel hinwegsieht. Die Glanzpunkte sind die Beschreibungen von Mexiko, Montana und dem Yellowstone National-Park. Am wenigsten befriedigen die Notizen über San Franzisko. Die dort herrschende Bauart ist doch nicht völlige Stillosigkeit, wie der Verfasser behauptet, sondern im wesentlichen eine Übertragung des korinthischen Stiles auf die Holzarchitektur. Man hat dort ebenso sinnlos einen Stil übernommen, wie in Washington die englische Sitte des lawn vor dem Hause oder in Südamerika die Unsitte, griechische Tempelformen mit Balkons und Diamantsockel mit modernen Aufsätzen zu versehen. Solche Mißgriffe müssen sich dort einstellen, wo die Tradition fehlt! Doch folgen wir dem Verfasser in die Minenstädte. Der berühmte „Hazard-Automat" in Frisco erleichtert uns den Übergang zu dem Spiel- und Bergwerksstaate: er funktioniert so, daß ein Penny auf eine Schneide fällt und sich dann entscheidet, ob er in einen rechts oder in einen links abzweigenden Gang laufen soll; rechts fällt er in die Kasse, links kommt er heraus und stößt zwei andere vorgelagerte Fünf-Cent-Stücke mit heraus, die sogleich wieder automatisch ergänzt werden. In Butte und Helena braucht man solche Automaten nicht, da spielt man Roulette, Pharao, Poker und „21" mit dem Revolver in der Hand. Das dortige Leben und Treiben hat Lindau ausgezeichnet beobachtet und anschaulich geschildert, aber noch angenehmer lesen sich die Erinnerungen an die wunderbaren Naturgebilde im National-Park. Der Vollständigkeit wegen sei schließlich hinzugefügt, daß wir auch durch die Staaten der Ostküste, dann durch Dakota und Minnesota, Wisconsin und Illinois von dem Verfasser geführt werden.

Keine Reisebeschreibung, sondern eine Sammlung von Feuilletons über amerikanische Themata sind Ernst von Hesse-Warteggs **Curiosa aus der Neuen Welt.** (Leipzig, Carl Reißner.) Von allem Möglichen weiß der vielgewandte Autor zu plaudern: von Austern und Fischereien, vom Straußenleben in Südkalifornien und vom Seehundsfang im Behrings-Meer, von Sioux-Indianern und Parlaments-Negern, vom Ende des

Naturalgases und vom Weißen Hause. Am lehrreichsten und am besten gelungen ist vielleicht die von Canada handelnde Skizze „Neufrankreich am St. Laurenzstrom". Schade, daß von dem Geistesleben der Amerikaner fast gar nicht die Rede ist. Doch diese Lücke auszufüllen sind geeignet die **Kulturbilder aus den Vereinigten Staaten** von Gustav Diercks. (Berlin, Verein für Deutsche Litteratur.) Diercks hält in seiner Abschätzung die richtige Mitte zwischen dem häufig nichtachtenden Urteil des Europäers und dem amerikanischen patriotisme du clocher; während die meisten Schilderungen amerikanischer Kulturverhältnisse der Wirklichkeit so ähneln, wie ein Roman von Alexander Dumas der Geschichte gleicht, empfangen wir hier eine zuverlässige und auf gründlichen Studien ruhende Übersicht. Nur in einzelnen Punkten geht der Verfasser fehl; so, wenn er behauptet, daß der Bildungsdrang drüben sich „in auffälligster Weise" von den theoretischen Studien abwende. Jung-Amerika ist vielmehr in genügender Ausdehnung vom Idealismus beseelt, und die schönen Aufklärungen, die wir in jüngster Zeit Herrn Hugo Münsterberg zu danken haben, zeigen uns, welcher Aufschwung in Wissenschaft und Kunst in der Neuen Welt sich vorbereitet. Dies des näheren darzulegen, wäre die lohnendste Aufgabe für ein umfassendes Werk. Leider geht das umfangreiche Buch der Herren Claudio Jannet und Walter Kämpfe: **Die Vereinigten Staaten Nordamerikas in der Gegenwart** (Freiburg i. B., Herdersche Verlagshdlg.) achtlos an diesem Ziele vorüber. Nicht die Masse des Materials macht den Wert eines Buches aus — daran fehlt es hier nicht —, sondern die Richtigkeit der leitenden Gesichtspunkte und die begriffliche Durcharbeitung. In beiden Beziehungen greifen die Verfasser arg daneben; es genüge zur Kennzeichnung, daß in dem einführenden Briefe Le Plays der Wunsch ausgesprochen wird, „daß der Dekalog wieder, wie unter der Herrschaft der Puritaner, das Grundprincip der amerikanischen Verfassung werde". Nur als Stoffsammlung kann die vorliegende Schrift einige Dienste leisten und den anerkennenswerten Fleiß der Autoren nutzbar machen.

* * *

**System der Pädagogik im Umriß.** Von A. Döring. (Berlin, R. Gaertners Verlag.) — Die scharfsinnige und folgerichtig durchgedachte Darstellung einer idealen Erziehung, die der früher als Gymnasialdirektor thätig gewesene Verfasser uns vorlegt, leidet an dem doppelten Fehler, daß die künstlerische Bildung des Heranwachsenden und seine individuelle Eigenart nicht genug gewürdigt werden. Für Döring ist der Mensch ein Vernunftwesen, das vernunftgemäß zu pflegen und zu bilden ist, während thatsächlich doch die intellektuelle Thätigkeit zum Außenwerk der Seele gehört und Gefühle und Triebe in ihrem Inneren herrschen. Diese Motoren des Seelenlebens aber sollten auch in künstlerischem Sinne entwickelt und ästhetisch empfänglich gestaltet werden; freilich kann man dann nicht mehr mit dem Verfasser daran festhalten: das oberste Bedürfnis sei die „Erkenntnis seiner selbst als eines zum Dasein Berechtigten". Ebensowenig wird man glauben dürfen, daß die Erziehung ihren sämtlichen Aufgaben und Zwecken nach wesentlich antiindividualistisch ist. „Ausgleichung und Abschwächung der Extreme" ist an sich, als Grundsatz, falsch und in Anwendung auf geniale Menschen verderblich, und alle Zugeständnisse des Verfassers ändern hieran nichts. — Sieht man indessen von diesen beiden Hauptbedenken und davon ab, daß Döring sich die Herstellung des anthropologisch Allgemeingültigen etwas zu leicht macht, so wird man seine Freude an diesem ersten Versuche zu einer streng theoretischen Pädagogik haben. Da giebt es kein Paktieren mit dem, was geschichtlich geworden und in der jetzigen Kultur anerkannt ist, sondern von den absoluten Zwecken der Erziehung aus werden die Mittel zu ihrer Erreichung abgemessen, unbekümmert um den gegenwärtigen Stand der Erziehung und des Unterrichtes. Mit besonderem Nachdruck verweilt der Verfasser bei der ethischen Belehrung und Fürsorge; so vortrefflich indessen die hierzu gegebenen Ratschläge sind, so verlaufen sie doch manchmal ins unbestimmt Abstrakte. Die gelegentlichen Bemerkungen über die Art, wie Schriftsteller fremder Sprachen gelesen werden sollen, sind außerordentlich richtig. Alles in allem ein bedeutendes Werk, das seine Bedeutung nicht am wenigsten bewährt, indem es zum Widerspruch reizt. Wir erhoffen von dem Verfasser eine ergänzende historisch-praktische Pädagogik.

* * *

**Lieder und Geschichten der Suaheli.** Übersetzt und eingeleitet von C. G. Büttner. (Berlin, Emil Felber.) — Aus dem arabisch geschriebenen Suaheli der ostafrikanischen Küstenbewohner werden zunächst drei größere Gedichte: von der Barmherzigkeit, von der Himmelfahrt Mohameds und vom Tode Mohameds mitgeteilt, die an vielen Stellen Gottvertrauen und Zartgefühl zeigen. Dann folgen kleinere Prosaerzählungen, Märchen, Geschichten, und am Schluß des Buches stehen einige Gedichte. Dazwischen aber schiebt sich als interessantester Teil eine Schilderung der Sitten in Sansibar von dem früheren Lektor am Berliner Seminar für orientalische Sprachen Sleman bin Said und die Lebensbeschreibung des jetzigen Lektors Amur bin Nasir Lomeri. Der letztere erzählt mit köstlicher Naivetät von den Eindrücken, die er in Berlin empfangen hat. Von dem Winter z. B. sagt er: „Das Wasser wird hart wie Stein, und wenn der Regen kommt, dann fällt es wie kleine Steine, und anderer Regen ist wie Kokosnußschnitzel." Über die Berliner Straßen äußert er sich höchst erstaunt so: „Diese Wege siehst du alle Tage wie einen Spiegel, und es sind Leute da, absichtlich um sie zu fegen." Und das Gesamturteil klingt folgendermaßen aus: „Wer nicht nach Berlin gekommen ist oder nach

Berlin geht, dem ist nichts zu teil geworden; er ist, wie wenn er noch nicht geboren wäre, noch hat er einen Namen in der Welt."

* * *

**Friedrich Nietzsches Weltanschauung und ihre Gefahren.** Ein kritischer Essay von Ludwig Stein. (Berlin, Georg Reimer). — In lebendiger, wenngleich manchmal gesuchter Darstellung weist der Verfasser nach, daß Nietzsche mit den Mitteln der cynischen Philosophenschule die Ziele des Hedonismus, d. h. eines Genußkultus, zu erreichen sucht. Nietzsche wandelt keine sonderlich neuen Gedankenwege, es sei denn dort, wo er die Grausamkeit feiert und das Mitleid als Zeichen der Entartung hinstellt; er ist auch in seinen letzten Schriften kein verrückter Mensch — wie der Allerweltsnergler Nordau mit anderen behauptet hat —, sondern nur ein aphoristischer Denker; aber er hat ein kulturnegierendes und geradezu satanisches Ideal mit unheimlicher Konsequenz durchgeführt. Sein Problem ist nicht die Welt, sondern der Mensch. Mit unzulänglicher Kritik und mit unerfüllbaren Anforderungen sucht Nietzsche den Satz zu begründen, daß der Mensch oder wenigstens ein Bruchteil der Menschen wiederum das werden soll, was er einst gewesen ist: ein freies Raubtier. Die Gefährlichkeit dieser Lehre liegt weniger in ihr selbst, als vielmehr in dem über sie ergossenen Zauber der Sprache; denn Nietzsche ist ein Dichter, den erst der Mißverstand zum Philosophen gemacht hat. Diese Punkte überzeugend herausgestellt zu haben, ist das Verdienst der vorliegenden Schrift. D.

* * *

Max Dessoirs **Geschichte der neueren deutschen Psychologie** beginnt zu erscheinen. (Berlin, Carl Duncker.) Der junge Gelehrte, ein Schüler Diltheys, dem er sein Werk auch widmet, hat sich ein großes, aber zeitgemäßes Ziel gesteckt. Und die Aktualität seines Themas wird auch bei der wissenschaftlichen Fassung seiner Arbeit weitere Kreise für sie interessieren können. Er selbst war dazu prädestiniert, nachdem ihm für die Bearbeitung der Entwickelung deutscher Psychologie von Wolff bis Kant 1890 von der Berliner Akademie der Preis zuerkannt worden war. Durch weitere sorgsame Studien, welche bei der nationalen Beschränkung des Stoffes dennoch den internationalen und allgemeinen Kultur-Hintergrund in gerechter Weise wahren, ergaben sich ihm die drei, in drei Bänden zu behandelnden Abschnitte: von 1740 bis 1790 die Zeit emsiger Sammelforschung, von 1790 bis 1840 die Herrschaft der Spekulation, von 1840 bis heute das Anwachsen des naturwissenschaftlichen Geistes. Der erste vorliegende Band erfreut durch die klare Disposition des hier besonders reich verzweigten Materials. Nach der Entstehung der Psychologie dieses Zeitraumes, welche bis auf Leibniz zurückverfolgt wird, lernen wir ihr System kennen, deren Einteilungsprincip die Lehre der verschiedenen seelischen „Vermögen" abgiebt, und darauf werden uns die Wirkungen dieser Psychologie nach erkenntnistheoretischer, ästhetischer, medizinischer, pädagogischer und allgemein kultureller Richtung klargelegt, bis wir auf der Schwelle vor Kant stehen. Mehrere Register erleichtern noch die Übersichtlichkeit dieser Periode der deutschen Psychologie, deren Darstellung uns nicht bloß durch ihre Reichhaltigkeit überrascht, sondern auch durch ihren frischen, modernisierenden Ton zur öfteren Lektüre reizt. B.

* * *

**Die Naturwissenschaft und die socialdemokratische Theorie,** ihr Verhältnis dargestellt auf Grund der Werke von Darwin und Bebel von H. E. Ziegler. (Stuttgart, Ferdinand Enke.) — Ein äußerst lesenswertes Buch! Es beschäftigt sich mit der Berechtigung der von Anhängern und Gegnern der Socialdemokratie oft geäußerten Behauptung, daß deren Lehre sich auf die moderne Naturwissenschaft stützen könne. Als Ziel der Untersuchung, welche weit entfernt davon ist, den praktischen Bestrebungen, welche die Besserstellung des Arbeiterstandes bezwecken, entgegenzutreten, gilt uns der Satz (S. 239): „Die Anhänger der socialdemokratischen Lehre werden sich nicht länger auf die Naturwissenschaft berufen dürfen; und wer gleichzeitig Gegner der Socialdemokratie und Gegner der modernen Naturwissenschaft ist, der darf nicht länger behaupten, daß die moderne Naturwissenschaft zur Socialdemokratie führe." Hinsichtlich der ursprünglichen socialen Stellung der Frau, hinsichtlich des Ursprungs der Familie, hinsichtlich der Volksvermehrung, hinsichtlich des Kampfes ums Dasein, hinsichtlich der Herleitung des Staates und hinsichtlich der Theorie der Gleichheit der Menschen u. s. w. stehen sich socialdemokratische Lehre und Naturwissenschaft scharf gegenüber. Dieser Gegensatz ist nicht bloß ein Gegensatz im Ergebnisse, sondern schon ein Gegensatz in der Methode: der Socialdemokrat ist Ideologe, der Naturwissenschaftler ist Empiriker.

* * *

**Ueknia.** Beiträge zur Erklärung der neuentdeckten Petrusapokalypse von A. Dietrich. (Leipzig, B. G. Teubner.) — Unter dem unscheinbaren Titel verbirgt sich eins der interessantesten Bücher. Der neuentdeckte Pergamentkodex aus dem Grabe zu Akhmim, welcher schon so viel von sich reden gemacht, enthält u. a. ein Stück des Petrus-Evangeliums und ein Stück Apokalypse. Eine genauere Untersuchung der hier gegebenen Anschauungen von „Hölle und Himmel" führte den Verfasser, einen Schüler Useners, dazu, die griechische Lehre von den Dingen nach dieser Welt genau zu studieren und mit den betreffenden Ausführungen der Apokalypse des Petrus im einzelnen zu vergleichen. Das Ergebnis der überaus wertvollen, umsichtigen und eindringenden Arbeit mag mit den Schlußworten des Verfassers selbst

angegeben werden: „Die apokalyptische Litteratur der griechischen Kulte, die uns nur in so wenigen versprengten Trümmern erhalten ist, bildet eine geschichtliche Linie mit den ersten christlichen Offenbarungen vom Jenseits und mit dem Glauben von Himmel und Hölle in der christlichen mittelalterlichen Welt. Das Dokument der Übernahme aus den antiken heiligen Büchern des Orpheus in das christliche Evangelium sind die Pergamentblätter aus dem Grabe von Akhmim.“ Thatsächlich liegt in dem Buche ein reicher Beitrag vor, die Bildung der christlichen Weltanschauung im Hinblick auf ihre griechischen und jüdischen Quellen geschichtlich vollkommen begreiflich zu machen.

* * *

**Religiöse Reden und Betrachtungen für das deutsche Volk von einem deutschen Philosophen.** Von Moriz Carriere. Dritte Auflage. (Leipzig, F. A. Brockhaus.) — Die „Reden“ von 1850 und 1856 erscheinen hier im Verein mit einigen Aufsätzen verwandten Inhalts, als ein Bild eines zielbewußten und ernsten, vierzig Jahre lang mit Milde und Umsicht geführten Kampfes um die Religion. Solche Worte, wie sie von Carrieres Lippen tönten und tönen, sind wohl geeignet, im Geisteskampf der Gegenwart, wie es der Verfasser wünscht, zur Verständigung und zur Versöhnung wirksam zu werden. Der Geist, in welchem die alte, aber nicht veraltete Gabe von neuem dargeboten wird, spricht aus den Worten: „Die politische Herstellung des Vaterlandes, damals erstrebt und nun erreicht, wird uns nur dann zum bleibenden Heil, wenn in der Anerkennung der sittlichen Weltordnung, wenn in der Überwindung der inneren Gegensätze nicht zur Eintönigkeit, aber zur Einigung in einer mehrstimmigen Harmonie der Frieden gewonnen wird.“ Das Werk, welches mit einem Akademievortrage von 1890 schließt, stellt ein Stück deutscher Geistesgeschichte dar, ein Stück jener Geschichte, welche nicht bloß geschieht, um Augenblicke zu erfüllen, welche vielmehr Bleibendes schafft, um der Zukunft zu dienen. Ein warmes, oft zu dichterischer Schönheit verklärtes Empfinden zeichnet das ganze Buch aus, es ist mit dem Herzen geschrieben und spricht zum Herzen.

* * *

**Volksdienst.** Von einem Socialaristokraten. (Berlin und Leipzig, Wienersche Verlagsbuchhandlung.) — Eine Kritik unserer Zeitverhältnisse, welche überall freimütige Beurteilung mit dem Wunsche nach fester Neugestaltung verbindet. Es geht ein frischer Zug durch das ganze Buch, dessen Bestrebungen vielleicht am besten aus folgendem Satze (S. 113) hervorgehen: „Unter den Menschen giebt es wie unter den Tieren von Geburt an Tüchtige und Untüchtige. Die Tüchtigen wie die Untüchtigen bilden ihre Arbeitsfähigkeit aber auf socialem Wege aus, und darum heißt der, der durch seine angeborene Tüchtigkeit auf dem Arbeitsfelde mehr leistet als andere, billigerweise Socialaristokrat, der Zustand aber, in dem Besitz, Einfluß und Macht einzig an die Leistung geknüpft sind, Socialaristokratie.“ In diesem Sinne werden „Völkergeschichte, Völkerspannung, Arbeit und Kapital, Frauenarbeit, Volksbildung u. s. w.“ in einzelnen Abschnitten besprochen, und überall fällt auf das Dunkel des Bestehenden neues Licht.

* * *

**Encyklopädie der Naturwissenschaften.** (Breslau, Eduard Trewendt.) — Über den Fortgang des ausgedehnten Werkes ist zu berichten, daß das Handwörterbuch der Chemie mit der achtundfünfzigsten Lieferung bis zur Thermochemie und bis zu den Thiazolen vorgerückt ist. Das Handwörterbuch der Zoologie u. s. w. beginnt in seiner neunundzwanzigsten Lieferung den Buchstaben S. Das Handwörterbuch der Physik steht mit der sechzehnten Lieferung im dritten Bande (Elektricität und Magnetismus), mit der siebzehnten Lieferung im zweiten Bande (Optik).

* * *

**Bechholds Handlexikon der Naturwissenschaften und Medizin.** (Frankfurt a. M., H. Bechhold.) — Der Herausgeber und seine Mitarbeiter haben sich hier die Aufgabe gestellt, die Fachausdrücke in größter Vollständigkeit zu erläutern, und zwar in möglichst knapper Form. Das Werk will sowohl dem Laien als auch dem Gelehrten (außerhalb seines engeren Bezirkes) ein Dolmetscher sein. Auf ungefähr elfhundert Seiten in Klein-Oktav wird in lexikalischer Form thatsächlich eine Erläuterung des gesamten Gebietes der Naturwissenschaften und der Medizin gegeben, wie sie bisher noch nicht vorhanden ist.

* * *

**Schriften der Gesellschaft für psychologische Forschung.** (Leipzig, A. Abel.) — Das fünfte Heft bringt zwei ausgezeichnete Arbeiten. In der ersten wird von R. v. Koeber mit feinem Empfinden der seelische Hintergrund gemalt, auf welchem die psychologischen Ansichten Jean Pauls erwachsen sind, die zweite bringt eine gute Entwickelung der Psychologie Charles Bonnets aus der Feder M. Offners. Den Absichten der Gesellschaft entsprechend, sind die Abhandlungen, ohne doch der Tiefe zu entbehren, leicht verständlich geschrieben.

* * *

**Kant-Lexikon.** Ein Handbuch für Freunde der Kantschen Philosophie von G. Wegner. (Berlin, Wiegandt u. Schotte.) — Gut ausgewählte „Lichtstrahlen“ aus Kants Werken, ohne Zusätze, das ist der Inhalt des zweckmäßig angeordneten Werkchens, das jedem, der nicht den ganzen Kant studieren will, ein abgerundetes Bild der Philo-

ſophie des großen Denkers und zwar lediglich in deſſen eigenen Worten darbietet.

* * *

**Aus den Papieren eines unbekannten Denkers.** (Oldenburg, Schulzeſche Hofbuchhandlung.) — Dieſes kleine Werkchen iſt mit einem Vorworte von Ludwig Pietſch durch die Knoopſche Societät zu Berlin herausgegeben worden. Es bietet Ausſchnitte aus den Aufzeichnungen eines einſamen Denkers, der dieſe Ende der ſechziger Jahre Herrn L. Pietſch zur Beurteilung übergeben hat und ſeitdem verſchollen iſt. Geniale Streiflichter im Stile eines methodiſchen Wahnſinns — das iſt der Eindruck, den das Büchlein auf uns gemacht; wir würden uns nicht wundern, wenn es heute geſchrieben wäre.

* * *

Die **Deutſche Zeitſchrift für Geſchichtswiſſenſchaft** (Freiburg i. B., Akadem. Verlagsbuchhdlg. von J. C. B. Mohr) beendet ſoeben, unter der trefflichen Leitung L. Quiddes, ihren neunten Band. Wir weiſen die Freunde hiſtoriſcher Unterſuchungen auch an dieſer Stelle auf dieſe Zeitſchrift hin, die ihrer Aufgabe in vollem Maße gerecht wird.

* * *

Die **Zeitſchrift für Philoſophie und philoſophiſche Kritik** (Leipzig, C. E. M. Pfeffer), welche jetzt von R. Falckenberg (Erlangen) mit Energie und Umſicht geleitet wird, bringt im laufenden Bande (103) ein wohl gelungenes Bild ihres langjährigen Förderers und Herausgebers, des Profeſſors Dr. H. Ulrici (Halle). Die Zeitſchrift iſt ihrem alten Programme, keiner beſtimmten philoſophiſchen Richtung ausſchließlich zu dienen, treu geblieben und bietet in jedem Hefte ein reichhaltiges und gut gewähltes Material von ſelbſtändigen Abhandlungen, Beſprechungen und bibliographiſchen Notizen. Da in unſerer Zeit das Intereſſe für Philoſophie langſam auch in weiteren Kreiſen zuzunehmen beginnt, ſo empfehlen wir die altbewährte Zeitſchrift auch an dieſer Stelle aufs wärmſte.

* * *

**Die jüdiſche Litteratur ſeit Abſchluß des Kanons.** (Trier, Sigmund Mayer.) — Von dieſem großartig angelegten Sammelwerke liegen uns bisher die erſten achtzehn Lieferungen vor. Die Namen der Herausgeber, J. Winter und A. Wünſche, und ihrer Mitarbeiter bürgen für die Güte der Arbeit. Der Abſchluß des erſten Bandes, welcher Talmud, die Midraſchim und die kleineren Traktate enthält, ſteht unmittelbar bevor, der zweite und dritte Band ſind gleichfalls ſchon weit gefördert.

W.

* * *

**Der Stammtiſch und andere Novellen** von Eugen Zabel. (Leipzig, Carl Reißner.) — Seitdem Berlin die Reichshauptſtadt und zugleich Weltſtadt geworden iſt, machen viele Dichter es zum Schauplatz der Begebenheiten, durch welche ſie ihre Leſer zu intereſſieren ſuchen. Auch die vorliegenden Novellen haben das Berliner Lokalkolorit, und indem ihr Verfaſſer ganz einfache Vorkommniſſe, die aber doch nicht der beſonderen Eigentümlichkeit ermangeln, aus den Verhältniſſen der Weltſtadt herauswachſen läßt, gelingt es ihm, ebenſo einen poetiſchen wie kulturhiſtoriſchen Eindruck zu erzielen. Zwei dieſer Novellen ſind den Leſern der Monatshefte zuerſt bekannt gegeben worden, und wir glauben ſicher, daß die kleine Sammlung, wie ſie jetzt vorliegt, viele Freunde finden wird.

G.

Unter verantwortlicher Redaktion von Dr. Adolf Glaſer in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift iſt unterſagt. — Überſetzungsrechte bleiben vorbehalten.
Druck und Verlag von George Weſtermann in Braunſchweig.

Skaldengeſänge.

◆

Dichtungen

von

Philipp Graf zu Eulenburg.

Mit Illuſtrationen

von

Prof. Otto Seitz.

◆

In reichem Einband. Preis 20 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Der Verfaſſer war der treue Begleiter Sr. Majeſtät des Kaiſers auf deſſen Nordlandsfahrten, und ſeine „Skaldengeſänge" ſind direkt unter dem Eindruck nordiſcher Natur und altnordiſcher Volksdichtung entſtanden. Es ſind Neubildungen, hervorgegangen aus dem Geiſte der altnordiſchen Sage und erfüllt von der Gemütstiefe, der Innigkeit und dem Formenſinn des echten Poeten. Prof. Otto Seitz in München hat die Bilder dazu komponiert und ſteht dem Dichter würdig zur Seite. Das Buch iſt Sr. Majeſtät dem Kaiſer zugeeignet, und die Verlagshandlung hat ihm eine all dieſen Umſtänden entſprechende prächtige, geſchmackvolle und gediegene Ausſtattung in vollendeter Form.

Digitized by Google

GRÜNDUNG 1839.

MANUFAKTUR-MODE-SEIDEN-WAREN,
SAMMETE, LEINEN, BETT- U. LEIB-WÄSCHE,
BADETÜCHER, ELSASSER BAUMWOLLEN-WAREN,
GARDINEN, MÖBELSTOFFE, TEPPICHE, TISCHDECKEN,
TRICOTAGEN, STRÜMPFE, FLANELLE, TÜCHER, UMHÄNGE,
BLUSEN, JUPONS, SPITZEN, STICKEREIEN, SCHIRME, SCHÜRZEN,
REISE-, PFERDE-, SCHLAF- U. STEPP-DECKEN, BETTFEDERN etc.

RUDOLPH HERTZOG.

GROS U. DÉTAIL. — FESTE PREISE.

EIGENES HAUS IN PLAUEN i. V.
FÜR EINKAUF UND VEREDLUNG DER GARDINEN-FABRIKATE.

Transito-Lager im Hause.

FRANKO-VERSAND
VON PROBEN, PREISLISTEN UND ALLEN
AUFTRÄGEN VON 20 MARK AN.

Bei Musterbestellungen genauere
Angabe von Preis u. Art erbeten.

15-14. Breitestr. — Brüderstr. 27-29.
BERLIN C.

Die Firma unterhält für den Verkauf
weder **Zweiggeschäfte** noch **Reisende** oder **Agenten.**

An Sonntagen und christlichen Feiertagen
bleiben die Verkaufsräume und die Bureaux geschlossen.

September 1894.

Heft 456.

38. Jahrg.

Westermanns illustrierte deutsche Monats-Hefte für das gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Braunschweig. Druck u. Verlag v. George Westermann.

Weſtermanns

Illuſtrierte Deutſche Monatshefte.

September 1894.

Inhalt.

Seite
Konrad Telmann: Die Gattenſucherin. Novelle 641
Woldemar Kaden: Der Veſuv. Touriſtiſche Aufzeichnungen und Randbemerkungen. II. (Schluß) 675
Mit ſechs Abbildungen.
Ernſt Wechsler: Wilhelm Hauff. Eine litterariſche Studie 695
Mit einem Porträt.
Moritz Lindeman: Das deutſche Rettungsweſen zur See . . 709
Mit zwei Porträts, zwei Karten und zehn Abbildungen.
Königsbrun-Schaup: Die Bogumilen. Roman aus Neu-Öſterreich. VI. (Schluß) 727
Siegfried Samoſch: Herbſttage in der Normandie 741
Mit neun Abbildungen.
Ernſt Eckſtein: Eigennamen 760
Litterariſche Mitteilungen 765
Litterariſche Notizen 767
Litterariſche Neuigkeiten I
Anzeigen II

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift iſt unterſagt.
Überſetzungsrechte bleiben vorbehalten.

# Die Gattenſucherin.

Novelle

von

**Konrad Telmann.**

Wenn Attilia Gianelli ſich auf dem großen Felsblock niederkauerte, der draußen vor dem Dorf am Meeresufer lag — und das geſchah faſt jeden Tag ums Aveläuten —, wagte niemand ſich ihr zu nähern. Es war allgemein bekannt, daß ſie dann ſehr ernſten und traurigen Gedanken nachhing, Gedanken, die jedermann im Dorf kannte und bei denen man ſie nicht ſtören durfte. Denn wenn Attilia Gianelli ſchon ohnehin nicht die Sanfteſte und Zugänglichſte ihres Geſchlechtes war, vielmehr des Rufes genoß, ſo herbe und ſpröde Antworten auf alle Fragen bereit zu haben, wie keine andere: in ſolchen Stunden war vollends ſchlecht mit ihr verkehren, und wen ſie dann überhaupt eines Wortes würdigte, den mochte ſolch Wort nicht ſonderlich erfreuen oder zur Wiederholung ſeines Redeverſuchs reizen. Dabei war Attilia Gianelli aber äußerlich keineswegs abſchreckend, ſondern wenn man ſie anſah, begriff man recht wohl, daß ſich immer noch wieder Menſchen, und zwar die ſtattlichſten Burſchen im Dorfe vor allen, fanden, um ſich ihren ſtacheligen Worten und dem ſtrengen, abweiſenden Blick ihrer großen, ſchwarzen Augen auszuſetzen. Um der letzteren willen ſchon allein hätte ſich das verlohnt, und nun glänzten dieſe Augen noch obendrein in einem feinen, wohlgebildeten Kopf, der von blauſchwarzem, üppigem Ringelhaar umrahmt war, und dieſer Kopf ſaß auf einem ſchlanken und doch kraftvollen Mädchenleibe, der ſich ſo ſtolz und frei zugleich zu bewegen wußte wie kaum ein zweiter in Torretta.

Inſofern war's erklärlich genug, daß die jungen Männer von Torretta nicht allzuſchwer unter Attilia Gianellis hochfahrendem und ſtörrigem Weſen litten, ſondern ſich von jeder ihrer Niederlagen immer wieder mit der fröhlichen Zuverſicht aufrafften, einmal werde es doch einem von ihnen gelingen, die ſpröde und ſiegesſichere Schöne zu bezwingen. Sie kannten freilich den Grund, weshalb Attilia ſelbſt eine ſolche Möglichkeit weit von ſich wies, gut genug, aber gerade der ſchien ihnen deutlicher als alles andere dafür zu ſprechen, daß ſie einmal zum Ziel kommen würden; denn wenn ein Weib ſchon einmal bewieſen hatte, daß es der Liebe überhaupt zugänglich war, alſo kein ſteiner-

nes Herz in der Brust hatte, mußte es ihrer festen Überzeugung nach früher oder später auch zum anderenmal ihr zum Opfer fallen. Es kam also nur darauf an, wer in der rechten Stunde von ihnen das rechte Wort sprechen würde, und das zu finden, mühten sie sich nun wechselseitig ab, bisher freilich ohne jeden Erfolg.

Attilia Gianelli hatte einen Beinamen, unter dem man sie in Torretta besser kannte als unter dem, welchen sie in der Taufe und von ihren Eltern her erhalten hatte: sie hieß die „Brigantenbraut". Und es war ihr gar nicht unlieb, wenn sie hörte, daß sie so genannt werde. Das schien ihr im Gegenteil ein Schirm- und Schutzmittel gegen alle Versuche der jungen Männerwelt, ihr das Herz zu rühren, und sie begriff nur nicht, wie man sie in einem Atem so nennen und doch wieder offen oder versteckt um sie werben könne; wenn sie die Braut eines war, ob nun eines Briganten oder eines anderen Mannes, konnte sie doch keinem sonst mehr angehören. Sie wollte nicht begreifen, daß in jenem Beinamen im Grunde nur ein Spott lag und daß man damit andeuten wollte, Attilia Gianelli sei eine Braut, die zeitlebens eine Braut bleiben werde, da ihr Bräutigam sie niemals an den Altar werde führen können. Von ihrer ewigen Brautschaft war sie nun zwar selber gleichfalls überzeugt, aber sie war auch zugleich entschlossen, dieselbe wie ein unabwendbares Verhängnis zu tragen, und das eben war es, worin sie von der Meinung und vom Glauben der übrigen abwich.

Die Sache war die, daß sie mit Pilade Lanfranchi, dem hübschesten und zugleich verwegensten Burschen in Torretta, ein Liebesverhältnis gehabt hatte, das auch gar wohl mit einer Ehe hätte endigen können, obwohl Pilade arm war; denn Attilia selber besaß zur Gründung eines eigenen Hausstandes genug von ihren Eltern her und war von niemandem abhängig als von einem alten Oheim, der zugleich ihr Vormund war, mit dem sie aber nicht viel Federlesens machte; übrigens auch das nicht lange mehr. Pilade Lanfranchi war jedoch ein rauflustiger Gesell gewesen, den seine allseitig — und zumal von Attilia Gianelli — vielbewunderten Kräfte dazu verführten, überall Händel zu suchen, und da er gleicherzeit dem weißen Wein von Torretta häufig bis auf den Grund nachzuspüren trachtete, wie um hinter das Geheimnis seines Wohlgeschmacks zu kommen, geriet er oft in Hader und Zank, die dann mit den Fäusten oder gar mit dem Messer zum Austrag gebracht werden mußten. Und bei einer solchen Gelegenheit war sein Messer etwas zu tief in die Brust eines seiner Trinkkumpane geraten, so daß der das Aufstehen vergessen hatte, und Pilade Lanfranchi mußte gewärtig sein, wegen Totschlags vor die Assisen geschleppt und aller Wahrscheinlichkeit nach für Lebenszeit im Bagno interniert zu werden. Danach aber hatte ihm der Sinn nicht gestanden, und er war, nach altem Väterbrauch, lieber „in die Berge gegangen", das heißt Brigant geworden.

Das hätte ihm nun in den Augen seiner Landsleute wenig geschadet, da kaum einer es anders gemacht haben würde als er, und noch immer webte sogar ein geheimer Glorienschein um jene Männer, die sich vogelfrei in den wilden Felsbergen der Insel niederließen und von da aus mit allstündlicher Einsetzung ihres Lebens der menschlichen Gesellschaft und der bürgerlichen Ordnung den Krieg erklärten. Nur wurde der Totschlag selber, der denn doch um einer gar zu kläglichen Ursache willen und weder aus Eifersucht noch aus Rachsucht erfolgt war — zwei Gründe, die ihn nicht nur erklärlich, sondern sogar natürlich hätten erscheinen lassen —, nicht für ehrenvoll angesehen, und im Grunde war man in Torretta überhaupt nicht sonderlich betrübt darüber, den lästigen Raufbold und wilden Gesellen, der fortwährend Unheil angestiftet hatte, auf gute Manier losgeworden zu sein.

Merkwürdig war es nur, daß man in Torretta seither niemals mehr etwas von Pilade Lanfranchi vernahm. Man hörte nicht einmal, zu welcher der Banden, die damals das Innere der Insel unsicher machten, er überhaupt gestoßen war, geschweige denn, daß von seinen Heldenthaten oder von besonderen, mit seinem Namen verknüpften Ereignissen jemals etwas verlautet hätte. Er war völlig wie verschollen, seit er in die Berge geflüchtet war. Und da darüber nun schon mehr als ein Jahr hingegangen war

und Attilia Gianelli kein Hehl daraus machte, daß auch ſie von Pilade nie mehr etwas erfahren hatte, wollte man ihr's verdenken, daß ſie ſolch einem Burſchen noch nachtrauerte und gar um ſeinetwillen die Bewerbungen aller übrigen ausſchlug. Denn daß es aus dieſem Grunde geſchah, erklärte ſie jedem, der es wiſſen wollte. So war der Spottname „Brigantenbraut" entſtanden, den Attilia ihrerſeits aber ganz ernſt und ehrlich hinnahm und an den ſie ſich feſtklammerte wie an ein unverletzliches Heiligtum. Sie fühlte ſich an Pilade Lanfranchi gebunden, ſie wartete auf ihn und hielt es für ſelbſtverſtändlich, daß ſie überhaupt unvermählt bleiben müſſe, wenn er nie mehr kam oder nach ihr fragte.

Dabei ließ ſie es gänzlich unentſchieden, ob ſie einen anderen nach Pilade Lanfranchi noch würde lieben können; eine ſolche Frage konnte nach ihrer Auffaſſung unter den obwaltenden Verhältniſſen gar nicht an ſie herantreten. Man mochte das nun, wie einige, als ein Zeichen ungewöhnlich tiefer und heißer Liebe oder, wie andere, bloß als Trotz und Eigenſinn anſehen; ſo viel ſchien feſtzuſtehen, daß man Attilia Gianelli nicht werde bekehren können, denn daß ſie an einem einmal gefaßten Entſchluſſe mit zäher Eigenwilligkeit feſtzuhalten pflegte, war niemandem verborgen. Es hätte denn eben ſein müſſen, daß man ſie zu neuer Leidenſchaft zu entflammen vermochte, was ſie ſelber wohl für unmöglich hielt, was aber den Burſchen von Torretta in ihrem Stolz und Eigendünkel ein leichtes zu ſein ſchien trotz all der herben Abweiſungen, die ſie nun ſchon erfahren hatten.

Unter den Verehrern Attilia Gianellis befand ſich auch Severo Toti. Er war ein Fiſcher, der ſein friedliches Gewerbe, das er ſchon von ſeinen Vätern überkommen hatte, mit Ausdauer und Geſchick betrieb, um ſich recht und ſchlecht damit durch die Welt zu bringen. Im übrigen ragte er durch nichts ſonderlich hervor, weder durch körperliche Vorzüge noch etwa durch Klugheit oder Luſtigkeit, ſondern war ein ſtiller und nachdenklicher Menſch, wie ſein Gewerbe es auch zu erfordern ſchien, und wurde von ſeinen Altersgenoſſen ein wenig über die Achſel angeſehen, weil er ſich in nichts irgendwie hervorthat. Daß auch er ſich um Attilia bewarb, verdachte ihm zwar keiner, zumal es unter den in heiratsfähigem Alter ſtehenden Burſchen von Torretta nun ſchon einmal ſo dazu zu gehören ſchien, aber ernſt nahm dieſe Bewerbung auch weiter niemand; denn daß Attilia Gianelli, wenn man ſie überhaupt einmal anderen Sinnes machen konnte, nicht darauf verfallen würde, gerade den armen Fiſcher Severo Toti zum Manne zu nehmen, verſtand ſich wohl von ſelbſt.

Severo begriff es vermutlich auch, ohne daß man es ihm geſagt hätte, wenigſtens war er in ſeiner Verehrung für die ſchöne Attilia zurückhaltender als die anderen und machte niemals eine hoffnungsvolle oder anmaßliche Äußerung dahin, daß er ſich von ſeinen Bemühungen um das Mädchen irgend einen Erfolg verſprochen hätte. Andererſeits ließ er freilich auch von den letzteren nicht ab, ſondern man ſah ihn häufig in ihrer Nähe, und mochte er ihr wohl minder zudringlich oder minder gefährlich erſcheinen als die anderen, denn ſie behandelte ihn mit weniger Hohn und Herbheit als jene, eher mit einem gewiſſen Mitleid, als thue es ihr aufrichtig leid um den wackeren Burſchen, daß er ſich ſo nutzlos um eine bemühte, die ihm zeitlebens doch unerreichbar war, ſtatt ſich eine hübſche Dirne im Dorfe auszuſuchen, die ſeine Frau geworden wäre. Das war freilich nur ein Grund mehr für die anderen Burſchen, ſich über Severo Toti luſtig zu machen, denn wer ſchon von dem Mädchen bedauert wurde, um das er warb, ſchien ihnen vollends als Freier eine komiſche Rolle zu ſpielen, während ſich ihnen ſelbſt gegenüber gar wohl Widerſtand und Haß in Hingebung und Liebe verwandeln konnten.

Severo focht aber das alles nicht an. Er fürchtete ſich überhaupt vor nichts, nicht einmal vor dem Ausgelachtwerden. Das Fürchten hatte er draußen auf der See bei ſeinen nächtlichen Ausfahrten verlernt. Er fürchtete ſich ſogar nicht vor Attilia Gianelli um die Stunde, wo ſie auf dem einſamen Felsblock draußen vor dem Dorf am Meeresufer ſaß und über die blaue See hinblickte, als ob ſie erwarte, daß Pilade Lanfranchi endlich im Kahn von dorther zu ihr zurückkommen werde. Und doch wußte jedermann in Torretta, daß zu dieſer Stunde, wo gleichſam

der ganze Jammer ihres Lebens immer aufs neue mit Gewalt über sie hereinbrach und ihr Schmerz sowie ihre Sehnsucht schwer auf sie drückten, nicht gut mit ihr auszukommen war, sondern jeder wohl daran that, ihr fernzubleiben, welch letzteres auch durchaus in ihren eigenen Wünschen lag. Severo kümmerte sich nicht darum, schien auch niemals zu bemerken, daß sie ihn mit einem finsteren Gesicht empfing, wenn er sich ihr dann näherte, und nahm keinen Anstoß daran, daß sie wortkarg und unmutig nur auf das einging, was er zu ihr sprach. Die merkwürdige Gemütsruhe, die er immer an den Tag legte, gleichviel welch Wesen sie ihm gegenüber zeigte, machte dabei einen tieferen Eindruck auf sie als das, was er ihr etwa zu sagen hatte; seine Gleichmäßigkeit schien gar nicht aus dem Geleise geraten zu können, und manchmal schämte sie sich gar vor ihm ihres aufgeregten, unsteten und trotzig-hochfahrenden Benehmens, gerade weil es ihn gar nicht zu bekümmern schien.

Und heute, an einem stillen und weichen Frühlingsabend, da das Meer wie ein unendlicher, lichtblauer Spiegel vor ihr sich dehnte und nur ein leises, einschläferndes Geplätscher den Felsblock umspielte, auf dem Attilia Gianelli kauerte, sah sie Severo Toti abermals am Strand entlang schlendern und gerade auf ihren Platz zukommen. Sie war wenigstens fest davon überzeugt, daß er kommen werde, obgleich es ihm sichtlich nicht gerade eilig damit war. Er blieb manchmal stehen, blickte übers Meer hinaus nach einem auftauchenden Boot oder nach dem Rauchstreifen eines fernen Dampfers, warf auch ein paarmal flache Kiesel über das Wasser hin, um sich wie ein Kind an ihren hüpfenden Sprüngen zu ergötzen, und schien sie entweder nicht zu sehen oder sich doch nicht um sie kümmern zu wollen. Trotzdem glaubte sie sicher, daß er kommen werde, und gerade heute war ihr sein Kommen weniger unlieb als sonst. Nicht weil ihr an seiner Gesellschaft etwas gelegen hätte, aber ihr war heute so sehnsüchtig zu Sinne, wie vielleicht noch niemals vorher — der linde Frühlingsabend mochte die Schuld daran tragen —, und sie hätte deshalb gern mit einem Menschen von Pilade Lanfranchi gesprochen. Dazu schien ihr nun Severo Toti recht. Der ging jederzeit bereitwillig darauf ein, wenn sie von dem Verschollenen zu reden Verlangen trug, und war weit entfernt davon, ihrer Sehnsucht und ihrer Hoffnung den herausfordernden Spott entgegenzusetzen, in dem die anderen sich so gern gefielen.

Endlich kam er in ihre Nähe, schien überrascht, sie zu sehen, begrüßte sie und wollte vorüber. „He, Severo!“ rief sie plötzlich.

„Wollt Ihr etwas?“ Er war stehen geblieben, die Hände in den Hosentaschen, ein Schifferlied zwischen den weißen Zähnen pfeifend.

„Warum bleibt Ihr nicht einen Augenblick? Wir könnten schwatzen.“

„Ihr liebt ja nicht zu schwatzen.“

„O, das kommt darauf an,“ sagte sie gedehnt. „Von Pilade Lanfranchi zum Beispiel könnten wir reden.“

„Wie Ihr wollt.“ Severo brachte das ganz phlegmatisch heraus, kauerte sich neben sie auf dem Uferstein und starrte schweigend über das Wasser hin, nur dann und wann einen leisen Pfiff zwischen den Zähnen ausstoßend.

Eine kleine Weile schien Attilia darauf zu warten, daß er nun endlich etwas sagen werde, und es kam ihr jetzt verwunderlich und zugleich beschämend vor, daß sie selber ihn angehalten und zu sich gerufen hatte. Als er aber gar keine Miene machte, zu sprechen, sondern dies Geschäft ganz ihr überlassen zu wollen schien, sagte sie endlich mit einem Seufzer: „Wenn doch Pilade Lanfranchi jetzt hier wäre!“

Um die Mundwinkel des Burschen neben ihr zuckte es eigentümlich, aber nur einen kurzen Augenblick, dann erwiderte er mit ruhigem Ernst: „Ja, das würde Euch gewiß lieb sein.“

Dann versank er wiederum in sein früheres Brüten und blickte über die im letzten Abendglühen schimmernden Uferberge hin, die das Dorf mit seinen eng zusammengedrängten Häusern wie mit einem leuchtenden Rahmen umschlossen. Es lag ringshin eine wonnige Abendstille gebreitet, und die Welt erschien wie gebadet in lauter Schönheit. Plötzlich fragte Attilia: „Glaubt Ihr wirklich nicht, daß Pilade Lanfranchi eines Tages zurückkommen wird, Severo?“

„Nein,“ versetzte er mit Bestimmtheit,

„das glaub ich nicht. Wenn er zurückkäme, würden ſie ihn ja fangen und fortführen. Weshalb ſollte er alſo kommen?“

„Um mich zu holen.“

Nun ſah er ſie mit einem Blinzeln ſeiner Augen von der Seite an. „Würdet Ihr denn mit ihm gehen?“

„Gewiß.“

„In die Berge?“

„In die Berge!“

Das ſetzte ihn offenbar in Erſtaunen, wenn auch nur ein paar Sekunden lang. Dann ſagte er: „Ihr müßt ihn ſehr lieb haben, Attilia.“

„Wir gehören eben zueinander,“ erwiderte ſie mit feſter Ruhe.

Abermals trat ein Schweigen ein. Severo war in tiefes Nachdenken verſunken. Plötzlich ſagte er: „Vielleicht erwartet Pilade Lanfranchi, daß Ihr zu *ihm* kommt, Attilia. Denn er ſelbſt läuft Gefahr, wenn er ſich hier zeigen wollte. Ihr aber könntet ungefährdet zu ihm gehen und, wenn Ihr wollt, auch bei ihm bleiben. Iſt Euch das niemals eingefallen?“

„Nein,“ entgegnete ſie betroffen. „Aber Ihr könntet recht haben. Nur weiß ich ja nicht und keiner weiß, wo Pilade Lanfranchi weilt. Und wenn er gewollt hätte, daß ich zu ihm käme, hätte er mir Botſchaft ſenden müſſen. Das wäre ihm ſicherlich ein Leichtes geweſen. So aber iſt er wie verſchollen.“

Severo wiegte ſeinen Kopf hin und her. „Vielleicht,“ ſagte er nachdenklich, „iſt Pilade Lanfranchi der Meinung geweſen, wenn Ihr ihn finden *wolltet*, würdet Ihr ihn auch finden. Und er hat es darauf ankommen laſſen, ob Ihr ohne ſein Geheiß und ohne ſeine Bitte Euch aufmachen würdet, um ihn zu ſuchen. Er wollte vielleicht die Probe anſtellen, ob Ihr ihn wirklich *ſo* liebtet oder ob Ihr zur Not auch ohne ihn weiterleben könntet. Ich wenigſtens muß Euch ſagen, Attilia, ich hätte es ſo gemacht!“

Seine Worte, die er mit bedächtiger Ruhe vorbrachte, übten einen gewaltigen Eindruck auf ſie aus. Sie war glührot geworden, und ihr Buſen wogte. „Daran hab ich freilich niemals gedacht,“ murmelte ſie unruhig.

„Aber Ihr wäret doch dazu bereit geweſen?“ fragte er mit einem ſeltſam lauernden Blick.

„Ob ich dazu bereit wäre! Jeden Tag und jede Stunde!“

„Nun,“ ſagte er phlegmatiſch, „dann dünkt mich's immer noch nicht zu ſpät.“

Sie ſah ihn erſtaunt an. „Aber, bei der heiligen Jungfrau, Severo, wo ſoll ich ihn finden? Und ſoll ich allein mich in die Bergwildnis wagen? Ich liebe ihn und ich gehöre ihm an — die Madonna ſoll mir's bezeugen! —, aber er darf doch nicht von mir fordern, was über meine Kräfte geht.“

Sie wurde immer erregter, und je mehr ſie ſich erhitzte, deſto ruhiger und kaltblütiger ſchien Severo zu werden. „Wenn Ihr alſo wüßtet, wo er wäre, würdet Ihr zu ihm gehen?“ fragte er.

„Das würd ich — madre di Dio, das würd ich! Und heute noch!“

„Nun gut, ſo will ich Euch führen.“

„Ihr?“ Sie ſprang auf und ſah ihn lodernden Auges an. „Ihr?“ wiederholte ſie noch einmal. „Soll das ein Spott ſein, den Ihr mit mir treibt?“

„Nein, es iſt mein heiliger Ernſt,“ verſicherte er.

„Ihr — Ihr wolltet —?“ Sie begriff das noch immer nicht, und ihre Augen wanderten mit unruhigem Forſchen über ihn hin. So ſeltſam wie in dieſer Stunde war er ihr noch nie erſchienen. Zugleich rührten ſie wieder ſeine warme Anhänglichkeit und ſeine uneigennützige Hilfsbereitſchaft. Aber ſie konnte an das kaum Mögliche noch nicht glauben. Die Hand feſt auf das Herz gepreßt, das mächtig zu ſchlagen angefangen hatte, ſaß ſie da.

„Warum ſollt ich nicht?“ fragte er.

„Wißt Ihr denn etwa, wo Pilade Lanfranchi ſich aufhält?“

„Ich kann mir's ſchon denken, und ich meine, wir finden ihn ſchon. Sind wir einmal in den Bergen, ſo ſtoßen wir ſicher auf Kunde von ihm. Ich weiß den Lagerplatz der Bande des alten Leone. Wahrſcheinlich iſt Pilade Lanfranchi bei ihm oder man weiß dort doch von ihm und ſeinem Aufenthalt. Wir müſſen eben ſuchen, bis wir ihn finden.“

Sie hörte ihm mit immer wachſendem Erſtaunen zu. „Und das alles wollt Ihr thun, Severo, trotzdem —“ Sie ſtockte und ſah ihn beinahe mitleidig an, während ſtürmiſche Erregung in ihrer Bruſt kämpfte.

„Trotzdem ich ſelber Euch lieb habe,“ ergänzte er ruhig, „nicht wahr, das wolltet Ihr ſagen? Ihr wundert Euch, daß ich Euch meinem Nebenbuhler in die Arme führen will. Aber gerade, weil ich Euch lieb habe, Attilia, will ich das thun. Denn ſeht einmal: mich erhört Ihr ja doch nicht, weil Ihr immer an Pilade Laufranchi denkt und auf ihn wartet. Ich alſo kann doch nicht glücklich werden. Iſt es nun nicht beſſer, daß wenigſtens Ihr es werdet, ſtatt Euch ſo in Sehnſucht und Erwartung aufzuzehren und Eure beſten Jahre ungenutzt zu vertrauern? Weil ich Euch lieb habe, muß ich doch wünſchen, daß Ihr glücklich werdet, und da Ihr's nicht anders werden könnt als mit Pilade Laufranchi, bin ich bereit, Euch zu dem zu verhelfen. Ich weiß nicht, was Euch dabei in Erſtaunen ſetzt.“

Attilia war nachdenklich geworden. Ihre anfängliche ſtürmiſch-freudige Erregung hatte einer gewiſſen Beklommenheit Platz gemacht. Aufs Geratewohl ſo in die Berge hinaufſteigen und mit Severo Toti — das war immerhin ein gewagtes Unternehmen. Sie war zwar ſeiner ſicher wie keines anderen und ſelbſt mutig und unerſchrocken wie nur je eine Sicilianerin; aber doch wandelte ſie eine bange Unruhe an, wie vor etwas Großem und Neuem, das plötzlich in ihr Leben eintrat. „Wann, meint Ihr, ſollten wir aufbrechen?“ fragte ſie nach einer Weile unſicher.

„Wann Ihr wollt. Wenn es Euch morgen in der Frühe recht iſt — denn bis dahin werdet Ihr wohl alles beſorgen können, was nötig iſt.“

Attilia überlegte. „Dem Zi' Alfio ſag ich's am beſten gar nicht,“ meinte ſie, „ſonſt macht er mir Schwierigkeiten. Pilade war ihm ohnedies immer verhaßt, und er ſchlüg einen Heidenlärm auf, wenn ich jetzt zu ihm will. Wir müßten alſo ganz früh gehen, damit er nichts davon merkt. Und durch die alte Santa laß ich ihm beſtellen, ich wär für ein paar Tage fort, ins Gebirg, und wenn's Zeit wär, würd er weiteres von mir erfahren. Dann mag er mir nachpfeifen.“

„Gut,“ ſagte Severo. „Alſo morgen, eine Stunde vor Sonnenaufgang erwart ich Euch unter den Steineichen in der Nähe Eures Anweſens. Etliche Lebensmittel werdet Ihr mit Euch nehmen müſſen, auch einen feſten Bergſtock und für alle Fälle Eure Flinte. Seht auch zu, daß Euer Schuhwerk für das Geröll der Gebirgswege nicht zu ſchwach iſt. Wem Ihr von unſerer Wanderung etwas ſagen wollt, ſteht ganz bei Euch.“

„Ich glaube: niemandem,“ erwiderte Attilia nach kurzer Überlegung. „Denn im Grunde kümmert es ja niemanden, und wahrſcheinlich würden ſie alle doch nur ſpotten und mir abraten. Ich brauche keine Bevormundung.“

„Wie Ihr wollt.“

Es trat eine Pauſe ein, während derer Attilia in ernſthaftem Sinnen vor ſich hinſtarrte und nur hin und wieder einen ſcheufragenden Blick auf Severo warf, der ſo gemütsruhig daſaß und ſo behaglich die linde Kühle des Abends in ſich trank, als hätte er mit dem Mädchen über Wetter und Fiſchfang geſchwatzt oder im höchſten Falle für morgen früh eine Fahrt aufs Meer hinaus verabredet, etwa bis nach Termini hinüber. Er kam ihr ſchier unbegreiflich und faſt unheimlich vor in ſeiner gleichmütigen Ruhe, während in ihr ſelber doch alles kochte und die Gedanken ihr zügellos durch die Seele hin und her ſchoſſen. Es war aber doch wahrlich auch nichts Kleines, zu denken, daß ſie in wenigen Tagen vielleicht ſchon vor Pilade Laufranchi ſtehen ſollte, nachdem ſie länger als ein Jahr hindurch ſich nach ihm geſehnt und vergeblich auf ſeine Wiederkehr oder eine Kunde von ihm gewartet hatte. Vielmehr war's eine Vorſtellung, die wohl der Ruhigſten das Blut hätte in ſtürmiſche Wallung bringen können. Und dabei dachte ſie noch nicht einmal an das, was jenem Wiederſehen folgen konnte, ja, mußte: daß ſie vielleicht zeitlebens dann in den Bergen bleiben und überhaupt nicht mehr nach Torretta heimkommen würde. Als ihr das einmal nur ſo blitzgleich durch den Kopf ſchoß, gab es ihr zugleich einen Stich ins Herz. Denn ſie hing mit der zähen Treue ihres Stammes an ihrer Heimatſcholle und vermochte ſich ein anderes Leben, als das ſie dort führte, nicht vorzuſtellen. Aber ſie würde dann bei Pilade Laufranchi, ſie würde dann ſein Weib ſein! Wenn es nur ſchon bis dahin geweſen wäre! „Wie lange, meint

Ihr, werden wir brauchen?" fragte ſie plötzlich auffahrend.

Severo zuckte die Achſeln. „Das wird darauf ankommen. Ich möchte Euch nichts verſprechen, was nachher zu halten vielleicht nicht in meiner Macht ſtände."

Attilia hätte gern noch dies und jenes gefragt; es kamen ihr plötzlich allerlei Bedenken. Aber es ſollte um keinen Preis ſo ausſehen, als wäre ſie wankend geworden, wo es ſich darum handelte, den verſchollenen Pilade Lanfranchi wiederzufinden. So ſchwieg ſie, und da auch er der Meinung zu ſein ſchien, daß zwiſchen ihnen beiden nun alles geſagt worden ſei, was hatte geſagt werden müſſen, trat tiefe Stille ein und man konnte das Waſſer um den einſamen Felsblock träumeriſch plätſchern und ſpülen hören. Da hielt es Attilia an der Zeit, zu gehen. Sie ſtand auf, ſchwang ſich auf den Strand hinab, wobei Severo die anmutige Behendigkeit ihrer Bewegungen zu bewundern Gelegenheit fand, und reichte ihm dann die Hand hinauf, während er ruhig in ſeiner bequemen Lage verharrte. „Guten Abend, Severo," ſagte ſie, „und ich dank Euch."

„Danken ſolltet Ihr mir nicht eher, als bis wir am Ziel ſind," erwiderte er; „guten Abend."

„Und auf morgen früh alſo!"

„Wie wir verabredet haben."

Sie ging. An der Ecke, wo der Weg zu ihrem Hauſe umbog, mußte ſie halb wider ihren Willen noch einmal ſtehen bleiben, um zu ihm zurückzublicken. Er war ihr gar zu verwunderlich in ſeinem unerſchütterlichen Gleichmut. Und nun lag er gar auf dem Bauche, hatte das Geſicht in die beiden Arme geſtützt und ſtierte übers Meer hin oder ihr nach; das war nicht zu unterſcheiden. Ein merkwürdiger Geſell! Aber gutmütig und hilfsbereit wie kein anderer, dazu thatkräftig und zäh in dem, was er wollte, ihr eigentlich doch von allen Burſchen in Torretta noch immer der liebſte und, wenn ſie es recht überlegte, der einzige, mit dem ſie die abenteuerliche Wanderung ins Gebirge hätte antreten mögen, um Pilade Lanfranchi zu ſuchen. Denn man konnte ihm trauen. Und mit ſolchen Gedanken ſchritt ſie ihrem Hauſe zu.

* * *

Dieſe Nacht fand Attilia wenig Schlaf. Das, was ſie vorhatte, regte vielerlei Gedanken in ihr an und erfüllte ſie mit ſtürmiſcher Unruhe. Sie konnte ſogar ein gelindes Bangen nicht ganz verſcheuchen, und die Frage, ob ſie auch wirklich recht daran thue, Pilade aufzuſuchen, und ob es nicht eigentlich doch einzig und allein ſeine Sache geweſen wäre, ſich um ſie zu bemühen, beſchäftigte ſie lebhaft. Dennoch wurde ſie in ihrem Vorſatz nicht wankend, und als das erſte Dämmergrauen an der Wand über ihrem Lager ſpielte, erhob ſie ſich. Sie hatte ſich ſchon am Abend alles zurechtgelegt, was ſie mit ſich nehmen wollte, und ging nun, die alte Santa zu wecken, die ihr noch einen warmen Frühtrunk bereiten ſollte, ehe ſie aufbrach. Wie lange würde Attilia jetzt nichts Warmes mehr zu genießen bekommen!

Eine Stunde ſpäter verließ ſie das Haus. Als die Alte, die unter die Thür getreten war, um ihr kopfſchüttelnd und händeringend nachzublicken, noch einen Segenswunſch mit ihrem zahnloſen Munde hinter ihr drein murmelte, wurde es Attilia zum erſtenmal ſonderbar weich und weh ums Herz. Sollte ſie niemals wieder hierher zurückkommen? Wenn ſie nun eines Briganten Weib wurde, war wohl wenig Hoffnung dafür.

Unter den Steineichen, die den verwilderten Blumen- und Gemüſegarten gegen das Feld zu begrenzten, wartete Severo Toti ihrer bereits. Er ſaß dort auf einer der knorrig vorſpringenden Baumwurzeln und rauchte in aller Behaglichkeit ſeine Morgenpfeife, als ob er nichts Beſonderes heute vor ſich habe und dies ſein angeſtammter Ruheſitz ſei. Es wurmte Attilia nun doch, ihn ſo gemütsruhig zu ſehen. Überhaupt war es doch ſeltſam genug, daß er, der ſie zu lieben vorgab und ſich um ſie bewarb, ſich aus freien Stücken bereit dazu erklärt hatte, ſie einem anderen, dem ſie von Rechts wegen angehörte, in die Arme zu führen. Im Grunde ärgerte es ſie, wenn ſie daran dachte. Mit ſeiner angeblichen Liebe konnte es nicht eben weit her ſein. Und er that jetzt gerade ſo, als ſei es das natürlichſte Ding von der Welt und er von jeher daran gewöhnt, ſie hier zu erwarten, um mit ihr in die Berge zu gehen. Kaum daß er jetzt ſeine Pfeife ausgehen ließ und ihr einen Gruß bot. Und

er begrüßte ſie nicht anders, als wenn ſie ſich zufällig unterwegs irgendwo getroffen hätten.

Attilia verdroß das und es beleidigte ihren Stolz. Sie ließ ſich aber nichts merken, krauſte nur die Stirn und fragte in einem Ton, aus dem man ihre innere Erregung nicht ſpüren ſollte, ob ſie gehen könnten und ob er bereit ſei. Das bejahte Severo, hing ſich einen mächtigen Rucksack über die Schultern, darüber ſeine Büchſe, drückte den braunen Spitzhut feſter in die Stirn, griff nach ſeinem Stock und ging ihr feſten und gleichmäßigen Schrittes voraus. Er hatte nicht einmal nach dem gefragt, was ſie etwa mitgenommen, und es ſchien überhaupt eine recht ſchweigſame Wanderung werden zu ſollen, denn Severo hielt offenbar das Sprechen überhaupt für überflüſſig beim Gehen oder er hatte ihr wirklich nichts zu ſagen.

Das aber hielt Attilia auf die Dauer nicht aus. Als ſie eine Weile ſo teils neben-, teils hintereinander her fortgeſchritten waren, fragte ſie ihn: „He, Severo, wohin gehen wir eigentlich?“

Er deutete auf das Gebirge zu, das kahl und dunkel vor ihnen aufragte. „Da hinein!“

„Wie weit werden wir heute kommen?“

„Bis zu irgend einem Lagerplatz.“

„Wißt Ihr nichts Beſtimmtes?“

„Ich weiß ja nicht, wie weit Eure Kräfte reichen.“

„O, meine Kräfte reichen weit!“

„Um ſo beſſer.“

Er war wirklich von einer unerträglichen Einſilbigkeit. „Warum redet Ihr eigentlich nichts?“ fragte ſie ihn nach einer Weile.

„Mir fällt gerade nichts ein. Und man geht auch leichter, wenn man nicht ſpricht.“

„Das finde ich nicht,“ ſagte Attilia trotzig.

„So redet alſo!“

Das aber war auch wieder nicht nach ihrem Sinn. Und ſo ſchritt ſie unmutig an ſeiner Seite hin und fühlte eine wachſende Verbitterung gegen ihn in ihrem Inneren. Welch ein langweiliger Geſell er doch im Grunde war! Ja, der hätte ihr gerade zum Manne getaugt! Die Madonna erbarme ſich! Da wäre ihr die Zunge wohl mit der Zeit überhaupt eingeroſtet. Nicht einmal zu wiſſen, was man mit einer Dirne reden ſoll, mit der man in der Morgenfrühe einſam ins Land hinaus wandert! Noch dazu, wenn dieſe Dirne Attilia Gianelli heißt! Nein, zum Wegweiſer und Begleiter mochte er wohl gerade gut genug ſein, hernach aber mußte man froh ſein, ihn wieder loszuwerden. Der war eigentlich zum Mönch geboren, aber nicht zum Lebensgefährten einer hübſchen und lebensluſtigen Frau. Die wäre keine Stunde ihres Daſeins neben ihm froh geworden. Da war Pilade Lanfranchi denn doch ein anderer Burſche. Freilich: man konnte nicht wiſſen, was inzwiſchen aus ihm geworden war. So gar luſtig mochte das Brigantenleben auch nicht immer ſein. Und eine Blutſchuld laſtete doch immerhin auf ſeinem Gewiſſen, ſo viel Milderungsgründe dabei auch vorwalten mochten; die konnte nicht heiter ſtimmen. Attilia ſtiegen plötzlich beim Wandern allerlei trübe Bedenken auf. Wer wußte, wie ſie Pilade finden würde? Der konnte ſich in der langen Zeit, wo ſie nichts von ihm mehr geſehen oder gehört, doch ſehr verwandelt haben, konnte bei dem Brigantenleben arg verwildert ſein. Es war eigentlich kein kleines Wagnis, daß ſie ſo blindlings noch an ihn glaubte und geradeswegs jetzt zu ihm lief, um ſich ihm an den Hals zu werfen. Aber freilich: ſie beide gehörten ja zuſammen, dabei gab es nichts zu überlegen.

Der Morgen war in leuchtender Herrlichkeit aufgeſtiegen, und die Sonne brannte ſchon heiß herab, als ſie den Fuß des mächtigen Gebirgsſtockes erreichten, der wie ein Rieſenwächter die tief eingeriſſene Meerbucht ſchirmte, an der das Dorf Torretta ſich mit ſeinen übereinandergetürmten Häuſern in das hügelige Gelände hineinſchmiegte. Nun galt es, den Aufſtieg zu beginnen. Vorher aber hielt Severo eine kurze Raſt für geboten, und ſie ließen ſich im Schatten überhängenden Geſträuches nieder, um von ihren Mundvorräten etwas zu verzehren. Dabei ſtellte ſich's heraus, daß Attilia keinen Wein mitgenommen hatte, und doch verſpürte ſie mehr Durſt als Hunger. Da keine Quelle in der Nähe war, mußte Severo ihr mit ſeiner Flaſche aushelfen. Das that er auch, ohne ein überflüſſiges Wort zu verlieren, als ob er's kaum anders erwartet hätte; ihr aber war es ſeltſam, den Flaſchenhals, aus dem

er eben getrunken hatte, nun an ihre eigenen Lippen zu ſetzen. Es kam ihr vor, als ſpüre ſie die Wärme der ſeinen noch daran.

Severo ſelbſt redete nur davon, daß der Tag heiß zu werden verſpreche, daß man aber zumeiſt im Schatten wandern werde, weil die Sonne noch nicht über den Berg heraufgekommen ſei, und während der Mittagsſtunden raſten könne. Attilia war mit allem einverſtanden, und ſo brachen ſie bald wieder auf, um nun auf ſchmalem und beſchwerlichem Bergpfade die Höhe zu erklimmen.

Anfangs ging alles gut. Attilia klomm trotz des häufig unter ihren Füßen abgleitenden Gerölls rüſtig aufwärts, und ihr Mut verſiegte nicht, obgleich gerade der erſte Anſtieg ſo ſteil war, daß ihre Bruſt bald zu keuchen begann und die hellen Tropfen auf ihrer Stirn perlten. Dann aber, weil ſie nirgends ein Ausruhen gewahrte und der Weg immer gleich ſteinüberſät und ſcharf in die Höhe führte, begann ſie zu erlahmen. Und obſchon ſie das mit keinem Wort oder Zeichen verriet — ihr Stolz hätte das nicht zugelaſſen —, ſondern nur ihre Schritte immer mehr verlangſamte, mußte Severo es wohl gewahren, denn er wandte ſich plötzlich, nahm ihr den Vorratskorb ab, den ſie trug, und reichte ihr die Spitze ſeines Stockes, um ſie mit demſelben ſich nach in die Höhe zu ziehen. Ihm ſelber ſchien das Steigen keinerlei Beſchwerde zu bereiten, obgleich er es bei ſeinem Gewerbe doch ſchwerlich gewohnt ſein konnte, und ſie mußte wider ihren Willen ſeine ſehnige Kraft bewundern, mit der er ſicher und ſtetig vor ihr her geſtiegen war, ohne nur ein einziges Mal zu ſtraucheln.

Als ſie ſeinen Stock nicht nehmen wollte, ſagte er nichts als: „Es hilft.“

„Ich komme ſchon allein vorwärts,“ erwiderte ſie trotzig.

„Dann hättet Ihr mich gar nicht mitnehmen ſollen.“

Es war merkwürdig: in dem Ton ſeiner Stimme lag etwas, das eine Macht über ſie ausübte. Sie mochte auch jetzt beim Stehenbleiben wohl ihre Erſchöpfung deutlicher fühlen als vorher, wo ſie ſich zum Weitergehen gezwungen hatte. Wortlos nahm ſie ſeinen Stock, und nun zog er ſie daran aufwärts, ohne ſelbſt zu gleiten oder zu ſtocken. Das half ihr wirklich. Ihre Bruſt atmete leichter und die Abſpannung ihrer Glieder ließ nach. Aber doch wollte ein beſchämendes Gefühl ſie nicht ganz verlaſſen. Sie hatte ſich immer ſtärker gedünkt als er. Nun ließ er ſie ſeine Überlegenheit merken, wie etwas Selbſtverſtändliches, woran noch keiner je gezweifelt hatte.

Eine geraume Strecke weit ging es ſo fort. Dann wurde der Weg minder ſteil und lief ſogar eine Weile über den Bergrücken hin eben fort. Nun gab er ſie wieder frei, aber ſie hatte kein Wort des Dankes für ihn. Mit einer beklemmenden Empfindung von Scham oder Demütigung — ſie wußte das ſelber nicht zu unterſcheiden, aber ſie grollte ihm heftig deswegen — ſchritt ſie jetzt neben ihm her. Sie ſprach nichts. Die Sonne brannte hier auf die kahle, ſteinige Höhe erbarmungslos nieder, und ihre Glut ſchien von dem Felsboden zurückgeworfen zu werden. Der hohe Mittag lag ſengend und mit unheimlicher Stille über dieſer leeren, toten Welt.

Attilia verſchmachtete ſchier. Aber ſie war viel zu ſtolz, um einen Trunk von Severo zu erbitten oder überhaupt nur eine Äußerung des Unbehagens und des Verlangens nach Ruhe zu thun. Eher wäre ſie klaglos zuſammengebrochen. Aber jeder Schritt weiter machte ihr Mühſal. Da war es Severo ſelber, der den Vorſchlag that, zu raſten, und durch ihr Schweigen willigte ſie ein.

Es war auch hohe Zeit geweſen, denn ihre Sinne gingen wie im Wirbel mit ihr um, als ſie ſich nun zur Raſt niederließ. Severo hatte wieder mit Geſchick und Umſicht einen Platz ausgewählt, der Schutz gegen den Sonnenbrand bot und ein bequemes Lagern geſtattete. Er mußte ſogar einen Quell in der Nähe wiſſen, denn er verſchwand wortlos und kam nach einiger Zeit mit einer Blechſchale voll klaren Waſſers zurück, in die er, ehe er ſie Attilia reichte, ein paar Tropfen Aquavit aus einem Fläſchchen that, das er in der Taſche trug. Faſt gierig trank ſie. Das war in der That ein Trunk, der ihr neues Leben in die Adern zu gießen ſchien. Sie konnte gar nicht genug trinken, und er mußte ſie erſt ermahnen, inne

zu halten, ehe sie die Schale von den Lippen absetzte. Dann aßen sie wieder, und nun schlug er ihr vor, zu ruhen, bis die Mittagsglut vorüber sei. Ohne ihre Zustimmung abzuwarten, legte er sich dann selber behaglich zurecht, zog seinen Filz über die Augen, faltete die Hände über der Brust zusammen und schlief ein. Seine tiefen, regelmäßigen Atemzüge, unter denen die breite Brust sich hob und senkte, verkündeten das deutlich genug.

Attilia verdroß das abermals. Daß er weiter nach ihren Wünschen nicht fragte, war ihr ebenso ärgerlich, wie daß er wiederum das Beste gewußt und das Richtige gethan hatte. Im Grunde war ja auch sein Schlafen jetzt das beste, was er thun konnte; nur daß er ebenso ruhig und fest zu schlafen vermochte, wurmte sie. Wozu brauchte er überhaupt zu schlafen, wenn sie nicht schlief? Sie hätte freilich selbst auch nichts Klügeres thun können, aber der Schlaf wollte ihr nicht kommen, und je mehr sie sich über Severo ärgerte, desto geringer wurde ihre Aussicht, einschlummern zu können. Es war wirklich ein unerträglicher Zustand. Und Severo schlief so ruhig fort, als läge er daheim auf seinem Lager. Der war's freilich gewohnt, zu allen Tages- und Nachtstunden, wann sich's gerade traf und sein Gewerbe es erlaubte, in Schlummer zu verfallen, und härter als auf dem Boden seines Fischerkahnes ruhte er hier auch nicht. Für sie war das alles etwas Neues, sie konnte sich so rasch nicht darein finden. Freilich: was ging das am Ende ihn an? Und sie hatte es ja selber so gewollt. Im Grunde lag es sich auch gar nicht so übel hier im Schatten. Und es war so merkwürdig, so beruhigend still umher. Wenn man an die überstandenen Mühseligkeiten und an die sengende Sonnenhitze da draußen dachte, wurde es einem ganz behaglich und friedvoll zu Sinne. Dann konnte man immerhin mit einem zufriedenen Lächeln um die Lippen die Augen schließen und träumen — Sie wußte nicht recht, was? oder wohin? Aber darauf kam es ja auch eigentlich nicht an. So ganz ziellos und planlos. So ins Weite hinaus — Und dabei fielen ihr die Lider allmählich wirklich immer schwerer herab, die Sinne wirrten sich durcheinander und ein bleierner Schlaf nahm endlich ihre Glieder gefangen.

Sie wußte lange Zeit gar nichts von sich, bis sie sich endlich bei ihrem Namen gerufen hörte. Das war natürlich im Traum und sie achtete nicht weiter darauf. Auch nicht, als es zum zweiten- und drittenmal geschah. Aber das störte sie immerhin in ihrem gedankenlosen Hindämmern, und sie machte mit der Hand eine unwillige, abwehrende Bewegung, wie um ein lästiges Insekt zu verscheuchen. Da rief es abermals. Nun ging ein Zucken durch ihre Glieder hin, sie dehnte und reckte sich unmutig, sie warf sich auf die andere Seite und ließ ein unverständliches Brummen hören. Aber das Rufen hörte nicht auf. Jetzt fuhr sie zornig in die Höhe. Was war das? Wer wagte das? Sie focht mit den Händen in der Luft herum, rieb sich dann mit den Knöcheln in die Augen und riß die letzteren endlich weit auf. Severo Toti stand vor ihr.

Er blickte sie mit seinen ernsten, guten Augen ganz ruhig an. „Wir müssen jetzt weiter gehen," sagte er. „Es ist kühl geworden, und das Wandern wird Euch nicht schwer werden. Wenn die Dunkelheit kommt, kann man aber im Gebirg nicht mehr klettern, das ist gefahrvoll. Und wir müssen heute noch eine Strecke weiter kommen."

Das alles klang verständig und so wohlüberlegt, daß sie nichts dagegen einzuwenden wußte. Dennoch oder vielleicht auch gerade darum wurde sie wieder peinlich davon berührt. „Ich hätte noch gern weiter geschlafen," sagte sie unlustig und erhob sich.

„Ihr hättet Euch den Schlaf der Nacht vorweggenommen," entgegnete er.

Auch das war wieder richtig, und deshalb verdroß es sie. Es war überhaupt am besten, gar nicht mit ihm zu reden; denn er, über den sie sonst als über einen gutmütigen und hilfsbereiten, aber herzlich unbedeutenden und leicht zu regierenden Burschen hinweggesehen hatte, behielt jetzt immer ihr gegenüber recht, kehrte seine wahre Natur eines herrschsüchtigen und rücksichtslosen Mannsbildes hervor und mißbrauchte die Gewalt, die sie ihm vertrauensvoll eingeräumt hatte. So machte sie sich schweigend zum Weiterwandern fertig. Daß er ihren Korb mit den Lebensmitteln trug, obgleich er selber reichlich mit Laststücken bepackt war, kam ihr jetzt gar nicht mehr anders als natür-

lich vor und ſchien zwiſchen ihnen ſtillſchweigend vereinbart zu ſein.

Beim Gehen merkte Attilia erſt vollends, daß Severo das Richtige gewählt hatte. Denn die Luft war jetzt erfriſchend kühl geworden, und ein ſcharfer Wind, der ſich erhoben hatte, ihnen aber in den Rücken blies, ſchien das Gehen noch um ein Beträchtliches zu erleichtern. Es war klar, daß man unter ſolchen Verhältniſſen ein gut Stück Weges, das in der Sonnenglut äußerſt beſchwerlich geweſen wäre, wie mit ſpielender Leichtigkeit würde zurücklegen können. Dennoch verharrte Attilia in ihrem verdroſſenen Schweigen. Überdies war ihr klar geworden, daß es im Grunde doch höchſt auffallend und für ſie beleidigend war, wenn Severo Toti in ſeinem Eifer, die von ihm übernommene Aufgabe zu erfüllen, ſie nicht früh genug Pilade Lanfranchi entgegenführen zu können gedachte, ohne ſich dabei vor Augen zu halten, daß er damit auch ſelber ſie ſo früh unwiderruflich verlor und ihr Zuſammenſein beendigte. Daran ſchien ihm alſo nichts zu liegen. Und doch hatte er ſich als einer ihrer Bewerber in Torretta an ſie gedrängt. Das war nun die Art der Männer! Schließlich war er noch froh, ſie einem anderen auszuliefern, und konnte die Zeit dazu gar nicht mehr erwarten.

Die Wanderung zwiſchen den Berghöhen hin war jetzt erquicklich, aber Attilias üble Laune wollte nicht weichen. Die Dämmerung begann herabzuſinken. Wohin man blickte, war nichts zu gewahren als ragendes Geſelſe und wuchtige Steinmaſſen, die dunkel herüberdrohten. Manchmal verlief ſich der ſchmale Pfad ganz in ihnen, ſo daß man nur einer beſtimmten Richtung folgen konnte, ohne ſonſt einen Anhalt dafür zu haben, daß man ihn ſpäter wiederfinden werde. Severo ſchien aber niemals im Zweifel darüber zu ſein, wohin er ſich wenden ſolle, und ſchlug jederzeit Wege ein, die dem ihm auf den Ferſen folgenden Mädchen keinerlei Schwierigkeiten bereiten konnten. Dennoch überfiel Attilia allmählich eine gewiſſe Bangigkeit. Die immer tiefer hereinbrechende Nacht und die lautloſe Einſamkeit dieſer Bergwelt rund um ſie her hatten etwas Geheimnisvolles und Schreckendes für ſie. Sie hegte den innigen Wunſch, daß dieſe unheimliche Wanderung zu Ende ſein möge, aber ſie wagte kein Wort darüber, ſie hätte ſich vor Severo jetzt um keinen Preis bloßſtellen mögen. Lieber wäre ſie die ganze Nacht ſo gegangen. Auch ſah ſie nirgends die Möglichkeit eines Unterkommens. Alſo nur weiter! weiter! dachte ſie. Am liebſten hätte ſie die Augen geſchloſſen, wenn ſie nur nicht hätte fürchten müſſen, dann zu ſtraucheln. Allmählich war aber ſchon etwas Mechaniſches in ihr Gehen gekommen. Sie wußte nicht mehr, daß ſie ging und wohin ſie ging, nur daß ſie immer Severo Toti auf dem Fuße nachfolgen müſſe, dann werde ſie ſchon ans Ziel kommen.

Plötzlich blieb Severo ſtehen, deutete auf eine Felshöhlung, die zu ihrer Linken mit dunkler Öffnung aufgähnte, und ſagte, als ob er ihr die weichſte Lagerſtätte der Welt aufwieſe: „Dort werdet Ihr ruhen können, Attilia.“

Da ſie froh war, daß dieſe Wanderung nur überhaupt für heute ein Ende habe, erwiderte ſie nichts, ſondern warf ihre Büchſe ab, die ſie allein noch über der Schulter trug, und kauerte ſich auf dem Felsboden nieder. Die Höhle erwies ſich als ein weit beſſerer Schlupfwinkel, als ſie gedacht hatte. Sie war nicht nur trocken, ſondern auch von der Sonnenwärme des langen Tages ganz durchglüht, und etwas wie Behaglichkeit durchſtrömte ſie darin. Severo verlangte, daß ſie etwas eſſen ſolle, bevor ſie ſich zur Ruhe niederlegte, aber ſie ſpürte keinen Hunger und war zufrieden, daß ſie ihm trotzen konnte. Da öffnete er ſeinen Rucſack, der neben ihm am Boden lag, und wickelte ein paar Wolldecken daraus auf, von denen er die eine ihr als Lager hinbreitete, am Kopfende ein wenig aufgerollt, während er ihr die andere zum Zudecken überwarf. Er that das wie etwas Selbſtverſtändliches, aber ſie beſchämte es. Sie hatte an ſolche Fürſorge nicht gedacht.

„Und Ihr ſelber?“ fragte ſie, noch ſchwankend, ob ſie die Decken wirklich nehmen könne.

„Ich bin's nicht anders gewohnt,“ erwiderte er kurz.

Dann zog er ſeinen Eßvorrat heraus und machte ſich daran, ſeine Mahlzeit in aller Gemächlichkeit zu ſich zu nehmen, ohne ſich weiter um ſie zu kümmern. Sie hatte ſich auf den weichen Decken zurechtgeſtreckt und

sah ihm eine Weile schweigend zu. Endlich fragte sie: „Kommt Ihr nicht auch in die Höhle, Severo?"

„Nein," klang es zurück, „ich bleibe hier draußen."

Nach einer Pause sagte sie: „Es wird kalt werden heute nacht."

„Glaub's nicht," erwiderte er und schüttelte den Kopf. „Und wenn selbst — Ich kenn's ganz anders."

Und nun blieb sie stumm. Sie sah ihm zu, wie er draußen behaglich aß und trank, wie er seine Vorräte dann wieder verpackte, sich seinen Rucksack unter den Kopf schob und sich zum Schlafen niederstreckte, gerade vor ihrer Höhle. Es sah aus, als ob er dort Wache halten wollte. „Gute Nacht, Severo!" rief sie heraus.

„Gute Nacht!" erwiderte er, „ich dachte, Ihr schliefet schon."

Nach einer Weile hörte sie wieder seine tiefen Atemzüge. Und doch hatte sie das Bewußtsein, daß er bei dem kleinsten verdächtigen Geräusch erwachen und zur Hand sein werde, um sie zu schützen. Das war ein Gefühl, das ihr Ruhe gab. Sie wußte sich geborgen und friedlich, obgleich das ungewohnte Nachtlager und die nur selten durch den schrillen Ruf eines Raubvogels unterbrochene Nachtstille des Gebirges sie noch einige Zeit wach erhielten. Endlich entschlummerte auch sie mit der wohligen Empfindung eines Schutzes, der ihr höher galt, als wenn das heimische Dach sich über ihrem Haupte gewölbt hätte.

* * *

Attilia freute sich, als sie bei Tagesanbruch erwachte, daß sie nun früher aufbruchbereit sein werde als Severo. Aber zu ihrer Verwunderung sah sie den Platz, auf dem er geruht hatte, schon leer. Nur seine Habseligkeiten, mit Ausnahme seiner Büchse, lagen noch dort. Sie trat ins Freie hinaus und blickte um sich. Aber so weit sie ihre Augen auch schweifen ließ, gewahrte sie kein menschliches Wesen, nur die todesstarre Einsamkeit der stummen Bergwelt. Da überlief sie sekundenlang ein frostiger Schauer. Wenn er sie hier allein gelassen hätte! Wenn er sie so für ihre Unerbittlichkeit und ihr zähes Festhalten an Pilade Lanfranchi hätte bestrafen wollen! Wenn das Ganze nur eine Falle war, die er ihr gelegt, ein Streich, den er ihr gespielt hatte! Wenn er sie gar nicht zu Pilade Lanfranchi hatte führen wollen, was im Grunde ja auch eine abenteuerliche und kaum glaubhafte Vorstellung war, sondern es ihm nur daran gelegen hatte, sie vor den Leuten in Torretta bloßzustellen, so daß sie um ihres guten Rufes willen nachher ihn, Severo Toti, zum Manne nehmen mußte, um sich nur überhaupt wieder in Ehren dort blicken lassen zu können! Was war nicht alles möglich in dieser schlechten Welt! Es war doch seltsam, daß sie Severo Toti so blindlings vertraut hatte, da sie eigentlich so gar keine Bürgschaften für sein ehrliches Wollen und sein rechtliches Thun besaß.

Und doch ging auch jetzt der aufgetauchte Zweifel an ihm rasch wieder vorüber. Nein, nein, er meinte es nicht anders, wie er's sagte, er würde sie nicht im Stiche lassen, nicht jetzt und nie! Eher konnte ihm ein Unglück zugestoßen sein. Oder, was noch wahrscheinlicher, er war gegangen, um den Weg auszukundschaften, weil er sich nicht mehr klar darüber war oder weil sie gestern in der Dunkelheit irre gegangen waren. In jedem Falle konnte und mußte sie ihn in aller Ruhe und Geduld hier erwarten. Sie legte ihre Büchse zurecht, wie um für alle Fälle gerüstet zu sein. Dann ging sie daran, sich ihr Haar zu strählen. Und als sie es aufgeflochten hatte, daß es wie eine breite, dunkle Welle ihr in den Nacken herabfloß, dachte sie daran, daß sie Severo gestern abend hier in der Nähe hatte Wasser schöpfen sehen, das er sich in seinen Wein gemischt hatte. Sie ging ein paar Schritte weit, um danach zu suchen, und fand auch wirklich einen gemauerten Quell mit kreisrundem Becken, in welches das klare Wasser sich sprudelnd ergoß. Hirten mochten ihn hergestellt haben, die jenseit jenes Bergrückens vielleicht ihre Schafherden in den von spärlichem Graswuchs überkleideten Thalmulden weiden ließen.

Hier wusch sich Attilia Arme, Gesicht und Hals und benutzte dann den durchsichtigen Wasserspiegel, um sich, darüber gebeugt, ihr üppiges Haar wieder aufzuflechten. Sie

fühlte ſich ſo erfriſcht, daß ſie leiſe dabei zu ſingen anhob und ihre vorherige Angſt, ſowie ihr Mißtrauen längſt vergeſſen hatte. Es gefiel ihr auch, daß das Antlitz, welches das Quellbecken ihr zeigte, ſtrahlend und ſchön war, und ſie lächelte ihrem Ebenbilde befriedigt zu.

Als ſie endlich fertig geworden war und ſich umwandte, gewahrte ſie zu ihrem Erſchrecken Severo, der nur wenige Schritte von ihr entfernt ſtand, die Arme über der Bruſt verſchränkt, und ihr regungslos zuſah. Sie errötete heiß. Auch ihm ſchien es unlieb, daß ſie ihn ertappt hatte, aber er faßte ſich ſchnell, rief ihr einen „guten Morgen“ zu und ſagte dann in ſeiner gleichmütigen Art: „Es freut mich, daß Ihr wohl auf ſeid. Ich wollte Euch eben zum Frühſtück rufen, und da ich Euch nicht gleich fand, wies Euer Geſang mir den Weg.“

Sie hatte ihn fragen wollen, wo er geweſen ſei, aber nun wurmte es ſie wieder, daß er den gewohnten Ton anſchlug, gerade als ob nichts Beſonderes geſchehen ſei, und ſie fragte alſo nur mit ſpöttiſch verzogenen Lippen: „Habt Ihr mir ein Frühſtück beſorgt, Severo?“

„Ja,“ ſagte er, „kommt nur!“

Als ſie ihm bis zur Höhle gefolgt war, bot er ihr ſein Blechgefäß voll Ziegenmilch und ein Stück grauen Brotes. „Woher habt Ihr das?“ fragte ſie verwundert.

„Dort drüben ſind Hirten,“ erwiderte er und deutete nachläſſig mit der Hand gegen Weſten.

„Und dort ſeid Ihr geweſen?“

Er bejahte mit einem Nicken. „Solange man es noch ſo gut haben kann, ſoll man's nicht verſchmähen, mein ich. Aber nun trinkt!“

Sie that es, doch nicht ohne ein Gefühl der Beſchämung. Deshalb alſo war er ſo früh fortgegangen! „Ihr müßt auch trinken,“ ſagte ſie und reichte ihm die Schale.

Er ließ ſich nicht zweimal bitten, und ſie merkte, daß er die Lippen genau dort anſetzte, wo die ihrigen geruht hatten. Wider Willen wurde ſie rot dabei.

Dann war ſie es ſelbſt, die zum Aufbruch mahnte, und Severo ſtimmte ihr zu. „Haben wir's noch weit?“ fragte ſie ihn, als ſie gingen.

„Wenn das Glück mit uns iſt, können wir morgen abend oder doch übermorgen mittag zur Stelle ſein,“ erwiderte er.

Attilia fühlte ſich von einem ſeltſamen Schauer überlaufen. Sie mußte denken, daß es eigentlich ſchade darum ſei, ihren Wandergenoſſen ſchon ſo bald verlieren zu ſollen. Denn im Grunde war es doch eine vergnügliche Wanderung, ſo ins Blaue hinein und fern von den Menſchen, hoch oben in den Bergen, die Attilia bis dahin immer nur von unten und aus der Weite gekannt hatte. Heute früh war's insbeſondere erquicklich und lockend. Der freie Wind ſtrich über die Höhen, und ſie wanderten ohne merkliche Steigung zwiſchen den wild und wirr, wie von Titanenhänden umhergeſchleuderten Felsbrocken hin, mit denen der Bergrücken überſät war und zwiſchen denen das verkrüppelte Piniengebüſch mühſam im ſpärlichen Erdreich Wurzel geſchlagen hatte, während wilde Blüten, die ſich in den Fugen und Riſſen des Geſteins ſelber eingeniſtet hatten, davon herniedernickten und weithin die Luft mit ihren Wohlgerüchen erfüllten. Dazu fühlte Attilia ſelbſt ſich friſch und geſtärkt; es war ihr, als ſei ſie nun in ein neues Leben verſetzt worden, das ihr geſtern noch hart und beſchwerlich gedünkt hatte, heute ſie aber ſchon reizte und ergötzte. Nur war es ihr ſonderbar, daß ſie weder geſtern noch im Traum dieſer Nacht an Pilade Lanfranchi gedacht hatte und daß ihr die Ausſicht, ihn morgen oder übermorgen vielleicht ſchon wiederzufinden, die Bruſt nicht mit ſeligem Entzücken erfüllte, ſie nicht alle Mühſal dieſer Wanderung leichter hatte ertragen laſſen. Das fiel ihr auf die Seele, wie das Bewußtſein eines ſchweren Vergehens, und ſie murmelte im Weiterſchreiten ein paar Vaterunſer vor ſich hin; ja, als ſie an einem ſchlichten Kruzifix vorüberkamen, das die Hirten hier oben in der felſigen Wildnis errichtet hatten, kniete ſie andächtig davor nieder, bekreuzte ſich und betete voller Inbrunſt.

Severo wartete, bis ſie zu Ende war, und that keine Frage an ſie. Er war auch heute ſo ſchweigſam wie geſtern und hatte offenbar keinen anderen Gedanken als den, ſie möglichſt raſch und ſicher ans Ziel zu bringen. Sie kamen jetzt mehrmals an den großen Schaf- und Ziegenherden vorüber, welche

dieſen Teil des Gebirges bevölkerten, weil hier in den Felsſenkungen Graswuchs gedieh und an geſchützten Stellen ſaftiges Gekräut üppig wucherte. Die Luft war oft ganz geſättigt vom Duft des Thymians.

Die Hirten ſelbſt waren ein halb verwilderter Menſchenſchlag. In ihre Schaffelle gekleidet, deren langes, weißgraues Haar nach außen gekehrt war, mit ledernen Beinſchienen und Sandalen, den verwaſchenen Filzhut auf dem wirr in die Stirn hereinhängenden ſchwarzen Haar, erſchienen ſie mit ihren braunen Geſichtern, aus denen ſcheue, wilde Augen hervorblitzten, die Büchſe über der Schulter, wie die Bewohner einer fremden Welt. Monatelang hauſten ſie hier oben in der einſamen Bergwildnis, ohne einen anderen Menſchen zu ſehen als ſelten einmal einen ihresgleichen oder auch einen Briganten, wohnten in Felshöhlen und nährten ſich von Milch, Käſe und Hartbrot. Ihre Sprache, die ſie bei ſolchem Daſein faſt verlernt hatten, war rauh und klang denen, die aus der Ebene zu ihnen heraufkamen, faſt unverſtändlich. Argwöhniſch betrachteten ſie jedes lebende Weſen, das ſich in ihrer Nähe zeigte. Die beiden ſeltſamen Menſchen, die ſich zu ihnen hinaufgewagt hatten, ſtarrten ſie mit offenem Munde an wie Wundererſcheinungen. Ein Weib mochten ſie hier überhaupt noch nie erblickt haben.

Es war ſchwer, von ihnen Aufſchlüſſe zu erlangen. Anfangs begriffen ſie gar nicht, was Severo von ihnen wiſſen wollte. Dann waren ſie ſichtlich der Meinung, daß er ſeinen Spott mit ihnen treiben wolle, denn daß ein Weib den Weg zum Lagerplatz der Briganten ſuchen könne, erſchien ihnen unglaublich. Sie drohten mit den Fäuſten, riefen Schimpfworte herüber und wollten ihre großen, weißzottigen Hunde auf die Wanderer hetzen, wenn man es wage, ſie zu verhöhnen. Severo mußte es ſchließlich aufgeben, mit ihnen zu unterhandeln.

Endlich fand er doch einen, der auf ſeine Fragen einging. Es war ein großer, ſchlanker Burſche, faſt ſchön zu nennen trotz ſeiner Verwilderung und trotzdem ein finſterer Zug um ſeine Mundwinkel lag. Er war herangeſchlichen, während die beiden ihre Mittagsraſt hielten, und ſtand, auf ſeinen eiſenbeſpitzten Hirtenſtock gelehnt, da, um Attilia unverwandt anzublicken. Es war dabei nicht nur ſtarre Verwunderung, was in ſeinen Augen lag, ſondern noch etwas anderes, das Severo erſchreckte. Er ſagte ſich, daß es gut ſein würde, aus der Nähe dieſes Menſchen fortzukommen. Dennoch hielt er es für ratſam, ſich vorerſt freundlich gegen ihn zu zeigen, und that an ihn die gleichen Fragen wie an die anderen.

Der Hirt zeigte ſeine weißen ſcharfen Zähne beim Lachen. „Zum alten Leone wollt ihr? Was habt ihr beim alten Leone zu ſuchen?“

„Das iſt unſere Sache,“ verſetzte Severo.

Der Hirt überlegte. Etwas Liſtiges und Heimtückiſches blitzte in ſeinen Augen. „Was ſoll der alte Leone mit einem jungen Weibe?“ fragte er lauernd.

Severo wurde ungeduldig. „Ihr wollt uns alſo nicht antworten?“

„Wenn Ihr durchaus wollt — Den Weg kann ich Euch ſchon zeigen.“

„Es muß dort nach Oſten hinübergehen,“ ſagte Severo und machte eine deutende Handbewegung.

Der Hirt ſchüttelte den von dunklen Locken umzoddelten Kopf. „Nicht doch! Hier hinüber! Gegen Sonnenuntergang.“

„Seid Ihr deſſen ſicher?“ fragte Severo ungläubig.

Der Hirt lachte. Es war ein Lachen, das über ſein gelbbraunes Geſicht bis zu den Augenwinkeln hinauflief und in den Augen ſelbſt ein ſeltſames Zucken zur Folge hatte. „Vor vier Tagen bin ich dort geweſen und habe ihnen Milch und Käſe gebracht,“ ſagte er.

Severo war erſtaunt. „Ich dachte, ſie müßten noch weit von hier ſein.“

„Einen Tag muß man gehen von Morgen bis Abend. Nicht weiter.“

Severo war noch immer nicht ganz überzeugt, aber er hörte auf zu fragen. Dagegen miſchte ſich jetzt Attilia in das Geſpräch. „Ihr kennt die Leute des alten Leone?“

Ein Lachen des wilden Burſchen war die einzige Antwort.

„Wißt Ihr, ob ein gewiſſer Pilade Lanfranchi von Torretta darunter iſt?“

Der Hirt zuckte die Achſeln. „Hier haben ſie andere Namen,“ ſagte er. Nun beſchrieb

Attilia den, von dem ſie hören wollte. Aber der Hirt wußte nichts Beſtimmtes zu berichten. Große und ſtarke Burſchen gäbe es mehr als einen unter der Bande, meinte er.

So verlief auch dieſe Unterredung ohne beſonderes Ergebnis.

Severo wollte, daß Attilia wieder ſchlafen ſolle, bevor ſie weiter gingen. Aber die Nachricht, daß ſie hier vielleicht nicht mehr weit von Pilade Lanfranchi entfernt war und daß ſie morgen ſchon auf die Briganten ſtoßen konnten, hatte das Mädchen zu heftig erregt. Sie ſchloß zwar die Augen, um ihm ſeinen Willen zu thun, aber ſie konnte nicht einſchlummern. Sie hörte auch ganz deutlich jedes Wort, das weiter zwiſchen dem Hirten und Severo geſprochen wurde, obgleich die beiden eine Strecke weit ſich von ihrem Ruheplatz entfernt hatten und ihre Stimmen dämpften. Der Wind trug es ihr herüber.

Severo war es jetzt, der nur einſilbige und unmutige Antworten gab, während der Hirt vieles zu fragen wußte und eine wachſende Neugierde verriet. Dieſelbe bezog ſich vornehmlich immer auf Attilia, von der er nicht faſſen zu können ſchien, woher ſie kam und weshalb ſie plötzlich hier oben in der Bergwildnis auftauchte. „Seid Ihr der Gatte?“ fragte der Burſche endlich.

„Ja,“ entgegnete Severo ruhig.

„Schon lange?“

„Seit kurzem.“

Es empörte Attilia, mit welcher Gemütsruhe Severo dem Burſchen vorlog, daß er ihr Gatte ſei. Warum er das nur thun mochte? Er war doch ſonſt kein Lügner. Es hätte nicht viel gefehlt, ſo wäre ſie aufgeſprungen und hätte hinübergerufen: „Er lügt! Ich bin niemandes Weib, am allerwenigſten das ſeine.“ Aber ſie hielt an ſich.

Erſt als ſie wieder aufbrachen und der Hirt, der ihnen eine Strecke weit das Geleite gegeben hatte, umgekehrt war, nachdem er ihnen die Richtung gewieſen, fragte ſie Severo mit hartem Ton: „Weshalb habt Ihr dem Burſchen vorgelogen, ich ſei Euer Weib?“

Sie ſah ihn ſcharf dabei an, weil ſie dachte, er würde rot werden über ſeine Lüge, und ſie hätte gern geſehen, daß er einmal vor ihr ſich geſchämt hätte, nicht immer nur ſie vor ihm. Aber er blieb ganz ruhig, ſchien völlig unbekümmert darüber, daß ſie ſeine Worte gehört hatte, und entgegnete ernſt: „Es könnte Eurem Ruf ſchaden, wenn man uns zuſammen durch das einſame Gebirge wandern ſieht, ohne daß wir Mann und Frau ſind.“

Sie mußte ihm recht geben, obgleich ſie es nicht gern that, und ſchritt verſtummend weiter. Es fiel ihr auf, daß er jetzt häufiger als vorher nach dem Weg ſpähte, ſich umblickte und manchmal nur mit einem Kopfſchütteln weiterging. Es war etwas Unſicheres in ſein Weſen und Gehaben gekommen. „Fürchtet Ihr Gefahr?“ fragte Attilia beſorgt. Und als er nicht gleich verneinte, ſetzte ſie hinzu: „Ich glaube, Ihr fürchtet Euch vor dieſem Hirten.“

„Ich fürchte mich vor keinem Menſchen auf der Welt, Attilia Gianelli!“ Es klang ſehr ſtolz, als er es ſagte. Und dann fügte er hinterdrein: „Sonſt wäre ich nicht mit Euch in die Berge gegangen.“

Sie verſtand nicht ganz, was er meinte, aber ſie ſah ein, daß ihr Spott ihn nicht traf und daß ſie ihm unrecht gethan hatte. Von Furcht war wirklich nichts in ihm. Aber er mochte ſich jetzt, da der Hirt ihn in eine andere Richtung gewieſen hatte, als er ſie urſprünglich einzuſchlagen beabſichtigt, über ihren Weg nicht mehr ſo klar ſein wie bisher. Er ging auch raſcher als ſonſt, wie wenn ihm daran läge, heute noch möglichſt weit zu kommen, und ſchonte ihre Kräfte weniger.

Die Gegend wurde dabei immer wilder. Jeden Augenblick verſperrten Felsblöcke ihnen den Weg, und manchmal befanden ſie ſich mitten in einem Labyrinth von Steinmaſſen, daß ſie glauben mußten, ſie würden niemals mehr den Ausweg finden. Einmal waren ſie auch ſo dicht an den Rand eines jäh niederſtürzenden Abgrunds geraten, daß ſelbſt Severo erſchrocken zurückprallte. Darüber brach raſch die Dunkelheit herein, und Severo begriff, daß man unter dieſen Umſtänden nicht weiter könne. „Wir müſſen hier nächtigen,“ ſagte er kurz entſchloſſen.

Und ohne ihre Zuſtimmung abzuwarten, bereitete er das Nachtlager für Attilia mitten unter den eng ineinander geſchobenen Steinwänden, die ſich düſter und drohend

neben ihnen aufreckten. Es war, als seien sie zwischen ihnen für immer eingeschlossen und es gäbe keine Rückkehr von hier mehr in die Welt, aus der sie gekommen. Severo selber lagerte sich so, mit dem Rücken gegen einen Fels gelehnt, daß er zwar Attilia ganz nahe war, sie ihn aber nicht sehen konnte.

Als sie noch einen Imbiß zu sich genommen und dann einander „gute Nacht" geboten hatten, ward es eine ganze Weile still, bis Severo plötzlich leise seinen Namen rufen hörte. Er horchte einen Augenblick auf, dann erhob er sich, schritt auf Attilias Lager zu und fragte: „Habt Ihr mich gerufen?"

Es kam nicht gleich eine Antwort. Dann sagte Attilia leise und als ob sie sich schäme, es auszusprechen: „Ich wollte mich nur vergewissern, daß Ihr da wäret, Severo Toti. Ich sah Euch nicht."

„Ist Euch bange, Attilia?" fragte er, und es war in seiner Stimme ein Klang, den sie noch nie vernommen hatte.

Sie hätte am liebsten erwidert: „Ja, und deshalb müßt Ihr bei mir bleiben." Aber ihr Stolz und ihre Scham hätten das nicht gelitten, obgleich es die Wahrheit gewesen wäre. So sagte sie nur: „Es ist heute nicht so friedlich wie gestern."

„Ihr dürft trotzdem ganz ruhig sein," versicherte er. „Solange ich da bin, geschieht Euch nichts Übles. Schlaft wohl!"

Sie hörte, daß er wieder ging, und es reute sie jetzt, daß sie ihn vorher gerufen hatte. Was sollte er von ihr denken? Freilich: wenn er wieder so rasch einschlief und so fest schlummerte wie die vorige Nacht, konnte er nicht viel über sie wachen. Aber welche Gefahren hätten ihr auch drohen sollen? Er selbst hatte sie angesteckt mit seiner thörichten Besorgnis. Die Nacht war merkwürdig dunkel. Gestern hatte sie die Sterne über sich flimmern gesehen, heute mußten schwarze Wolken das Firmament überdecken. Manchmal glaubte Attilia auch, irgendwo aus der Tiefe, unweit von ihrem Platze, ein Rauschen und Rieseln zu hören, wie wenn drunten in einem Abgrund neben ihr geheimnisvolle Wasser strudelten. Es war ein unheimliches Geräusch in der Nachtstille, gerade als riefe es nach ihr. Und unwillkürlich betete sie wieder. Die Schauer der einsamen nächtigen Hochlandswelt machten sie fromm, und ihr selbstsicheres Kraftbewußtsein, das sie drunten zur Schau getragen und oft genug den Männern gegenüber bewiesen hatte, fiel hier von ihr ab. Sie bewunderte Severo, den das alles nicht anfocht. Sie fühlte sich zum erstenmal als ein Weib, und als eines, das nach männlichem Schutze Verlangen trägt und sich dessen bedürftig weiß.

Es währte heute lange, bis der Schlaf ihr kommen wollte. Ein paarmal fuhr sie auf, weil es ihr vorkam, als vernähme sie leise, schleichende Schritte, die über das glatte Gestein bis dicht an ihr Lager sich heranwagten. Dann hielt sie den Atem an, richtete sich mit halbem Leibe empor und spähte in die lichtlose Finsternis hinaus. Aber sie konnte nichts Verdächtiges entdecken. Sollte sie sich täuschen? Oder waren es Severos Schritte und ging er auf und nieder, um Wache zu halten über ihr? Zuzutrauen war ihm das schon. Sie hätte gern wieder nach ihm gerufen, aber sie wagte es nicht. Und endlich entschlief sie.

Diesmal träumte sie schwer und unruhig. Ihr Blut war in Wallung, und sie glaubte manchmal einen lästigen Druck auf ihrer Brust zu fühlen, unter dem ihr der Atem nur noch mühsam kam. Plötzlich aber drang ein gellender Schrei, der die Luft durchschnitt, zu ihr und riß sie auf. Sekundenlang glaubte sie, auch den nur im Traum gehört zu haben, doch nun vernahm sie in ihrer unmittelbaren Nähe ein keuchendes Atemholen, ein Ringen und Stöhnen, dazwischen halb unterdrückte Flüche und Verwünschungen, dann ein Wimmern und ein Gezisch wie das einer Natter, die von einer Hand so mächtig gepackt wird, daß sie nur noch in ohnmächtiger Wut zu knirschen vermag. Tödlich erschrocken fuhr Attilia in die Höhe. Bei der herrschenden Finsternis unterschied sie eine Weile nichts. Dann aber sah sie zwei Körper, dicht übereinander gepreßt, umeinander geschlungen, die in rasendem Ungestüm rangen, wie auf Tod und Leben. Pfeifend kam der Atem aus ihrer Brust. Es hatte den Anschein, als wollte einer von den Ringenden den anderen bis an einen bestimmten Punkt drängen, stoßen, schieben — bis an den Rand eines Absturzes! durchfuhr es Attilia. Und nun schauerte sie in

furchtbarer Angſt zuſammen. „Severo!“ ſchrie ſie beſinnungslos.

Es kam keine Antwort. Wie hätte er ihr auch antworten können? Es war Wahnſinn geweſen, ihn zu rufen. Severo rang dort zu ihren Füßen um ſein Leben. Mit wem? War es ein Tier oder ein Menſch? Sie wußte es nicht, und was lag auch daran? Nur ihn retten, ihm helfen! Mit inſtinktmäßiger Bewegung griff ſie nach ihrer Büchſe. Aber wie hätte ſie ſchießen dürfen, da ſie dabei vielleicht Severo ſelber treffen konnte?

Noch immer dauerte vor ihr der wilde Kampf fort. Man hörte jetzt nur das röchelnde Atemholen, das von der bis zum Äußerſten getriebenen Kraftanſtrengung der Ringenden zeugte. Attilia war in ihre Knie niedergeſunken, um mit langſam ſich vorſchiebendem Oberleib dem Knäuel der ſich umſchlingenden Gliedmaßen da vor ihr nahe zu kommen; ihre Hand hielt die Büchſe, ihr Auge ſpähte durchs Dunkel. Da zerriß ein fahler Mondſchimmer das jagende, ſchwärzliche Gewölk des Himmels und erhellte ihr ſekundenlang ein grauenvolles Bild. Sie ſah zwei menſchliche Leiber, eng aneinandergepreßt, Glied um Glied geſchlungen ſich wie eine formloſe Maſſe einem Abgrund zuwälzen, der ſchwarz vor ihnen aufgähnte. Nur noch um Armeslänge waren ſie von ihm entfernt. Ein Stoß — und einer von ihnen — vielleicht beide — ſtürzten zerſchmetternd hinab. Und nun nicht helfen, nicht retten können! Eine furchtbare Angſt um Severo ergriff ſie. Wenn er jetzt getötet wurde, ſtarb er um ſie, um ihre Rettung, daran kam ihr kein Zweifel. Und weiter wußte ſie nichts, die Gedanken jagten ſich wirr in ihr, ihre Schläfen brannten. „Laß ab!“ ſchrie ſie beſinnungslos, „oder ich ſchieße!“

Der gräßliche Knäuel vor ihr blieb einen Augenblick regungslos, wie gelähmt. Attilia erhob ihre Büchſe. Aber ehe ſie losdrücken konnte, ſah ſie, daß der eine Körper ſich jetzt über den anderen heraufgeſchoben hatte und ihn mit eiſerner Gewalt zu Boden hielt. Aus der Bruſt des unten Liegenden quoll ein pfeifendes Geſtöhn. Plötzlich ſcholl Severos Stimme an Attilias Ohr. „Einen Strick! Den Strick aus meinem Sack!“

Sie ließ die Büchſe fallen und ſuchte nach dem Strick. Ihre Hände zitterten dabei, ihr Atem flog. Endlich hatte ſie ihn gefunden. „Hier!“

Seine Hand ſtreckte ſich danach aus. Nun noch ein kurzer, wilder, verzweifelter Kampf, dann war es geſchehen. Die Knie des Siegers löſten ſich von der keuchend ringenden Bruſt des Unterlegenen ab, und Severo Toti erhob ſich mühſam. Er taumelte, er mußte ſich gegen die Felswand lehnen, um nicht umzuſinken. Heiß, kurz und mühevoll atmete ſeine Bruſt. Dazu gewahrte Attilia, die jetzt, noch immer halb von Sinnen vor Schreck, Angſt und Erregung, auf ihn zutrat, daß er blutete. Er war alſo verwundet — vielleicht tödlich. Sie ſtieß eine angſtvolle Frage aus, aber er machte nur eine matt abwehrende Bewegung; ſprechen konnte er noch nicht.

Attilia wollte eben nach ſeiner Hand greifen, von der das Blut zu kommen ſchien, als ein ſchriller Pfiff, den der am Boden Liegende zwiſchen den Zähnen hervorpreßte, ihr den Kopf wieder herumriß. In der nächſten Minute war ein rieſiger, weißzottiger Hund erſchienen, der bis dahin in der Nähe irgendwo Wache gehalten und auf dieſen Ruf ſeines Herrn nur gewartet haben mochte, um heranzukommen. Mit einem wütenden Gewinſel begrüßte er den am Boden Liegenden, ſchnupperte an der Erde entlang und ſtand plötzlich mit gefletſchten Zähnen, ein dumpfes, drohendes Geknurre ausſtoßend, vor Severo. „Pack an!“ knirſchte der Gefeſſelte. Und ſchon hatte der Hund ſeine beiden mächtigen Tatzen Severo auf die Schultern gelegt, ſchon fühlte dieſer, der zu ſchwach war, ſich jetzt abermals zur Wehre zu ſetzen, den heißen, widrigen Atem des Tieres, dem der Geifer zwiſchen den Zähnen herabfloß, vor ſeinem Geſicht, als ein Büchſenſchuß aufkrachte. Der Pulverdampf ließ Severo die Augen ſchließen, aber er fühlte ſeine Schultern von dem Druck entlaſtet, er hörte ein kurzes, ſchmerzliches Aufheulen des Hundes, einen wilden Fluch des gefeſſelten Mannes drüben am Boden, dann ſchwanden ihm die Sinne und er glitt, vergeblich mit den Händen nach einem Halt im Geſtein ſuchend, langſam an der Felswand nieder.

Als er wieder zur Besinnung kam, lag er auf den Decken, die Attilia nachts als Ruhelager gedient hatten, sein Kopf erhöht, und der verwundete Arm, den ein Messerstich seines Gegners getroffen hatte, war mit einem Tuche umwickelt und schmerzte nur noch wenig. Seine Lippen waren feucht, und er spürte, daß man ihm Branntwein eingeflößt hatte. Die Morgendämmerung war inzwischen hereingebrochen, und er sah Attilia, die neben ihm kauerte und angstvoll sein Erwachen zu erwarten schien. „Ich dank Euch," waren die ersten Worte, die über seine Lippen kamen.

„Ihr mir?" klang es vorwurfsvoll zurück. „Und der da?"

Ihre Hand hatte auf den mit gebundenen Händen und Beinen am Boden kauernden Mann gedeutet, in dem sie längst den wilden Hirten erkannt hatte, der ihnen heute den Weg gewiesen.

Severos Brauen hatten sich finster zusammengezogen. „Diese brutta bestia wollte an Euch," sagte er. „Ich bin gewiß, daß er uns mit Absicht auf einen falschen Weg geführt hat, um Euch heute nacht um so sicherer beschleichen zu können. Es war ein Glück, daß ich ihm nicht traute. Hätt ich nur ein Auge zugemacht, würd ich nichts von ihm gehört haben, denn er ist herangeschlichen wie eine Katze. Und dann wollt er mich in den Abgrund da drüben stoßen. Dann wär's freilich für immer vorbei gewesen. Und er hatte mich gut gepackt, er hielt sich zäh an mir fest. Ich hätt ihn aber mitgenommen, wenn's zum Sturz gekommen wär, das sichere ich Euch zu. Nun war's schon besser so, wie es kam. Nur, als ich Euch den Strick abnahm, fand er Zeit, blitzschnell sein Messer herauszuziehen und mir's in den Arm da zu stoßen. Eigentlich hatt es anderswohin treffen sollen."

„Thut es weh?" fragte Attilia.

„Nicht mehr — dank Eurer. Nur ein bißchen viel Blut hatt ich verloren. Da wurde mir's schwach. Aber wenn Ihr dem Hund nicht im rechten Augenblick den Garaus gemacht hättet — wehren konnt ich mich nicht mehr —"

„Redet doch nicht davon!" ermahnte sie. „Wenn Ihr heut nacht nicht gewacht hättet —" Sie schauderte leicht zusammen. „Aber was soll nun werden?" fragte sie nach einer Weile trübe.

„Was werden soll?" Er sah sie verständnislos an. „Wir wollen bald weiter. Wir werden vielleicht nun einen Tag länger wandern müssen, denn wir sind in die Irre gegangen — das ist aber auch alles. Ihr werdet auch diesen einen Tag mehr noch mit mir aushalten, denk ich. Wenn man der Bestie da den Büchsenlauf vors Gesicht hält, wird man ja wohl erfahren, wo in Wahrheit der rechte Weg ist."

„Ihr könnt ja nicht gehen," sagte Attilia besorgt.

Er aber lächelte verächtlich. „Wegen des Aderlasses da? Haltet Ihr mich für einen Schwächling? So rasch werden wir vielleicht nicht mehr von der Stelle kommen wie vorher. Aber ein Krüppel bin ich deshalb doch noch nicht."

Er stand auf, und obgleich es ihm unschwer anzumerken war, daß der Arm ihm Schmerzen verursachte, sobald er ihn bewegte, bezwang er sich doch, biß die Zähne fest zusammen und that ein paar Schritte, wie um seine Kräfte zu prüfen. Finsteren Blickes trat er dem Gebundenen näher, der ihn argwöhnisch, mit verbissenem Ingrimm, aus den Winkeln seiner Augen anschielte. „Guter Freund," sagte er, „Ihr habt uns da einen üblen Streich gespielt. Wenn man Euch nun eine Kugel durch den Kopf jagte, wie Eurer mordgierigen Bestie da hinten, hättet Ihr im Grunde nicht mehr, als Ihr verdient. Wenn Ihr aber jetzt Vernunft annehmt und uns den rechten Weg zeigt, will man Euch begnadigen. Überlegt's Euch also, aber macht's kurz! Und wenn Ihr denkt, daß Ihr uns zum zweitenmal betrügen könnt, so seid Ihr im Irrtum; denn Ihr werdet als Führer mit uns gehen, bis wir an Ort und Stelle sind oder Eurer nicht mehr bedürfen, und wehe Euch, wenn Ihr auf einer Täuschung ertappt würdet! In der nächsten Minute säße Euch eine Kugel zwischen den Rippen. Ihr habt gesehen: meine Frau da schießt nicht schlecht, selbst wenn Ihr mir für ein paar Tage das Schießen solltet verleidet haben. Und wir werden Euch nicht anders als gebunden vor uns hergehen lassen, nachts sogar die Füße fesseln, wie jetzt. Anders kann man

ſich vor Eurer Heimtücke ja nicht ſichern. Und nun macht Euch ſchlüſſig, was Ihr vorzieht!“

Der Hirt hatte dieſe Rede mit ſeltſam wechſelndem Mienenſpiel angehört. Ohnmächtige Wut hatte auf ſeinem Geſicht mit liſtiger Schadenfreude abgewechſelt, zuletzt aber war ein Zug von Betroffenheit und Angſt darauf hervorgetreten, und plötzlich ſchlug ſein verbiſſener Trotz in klägliches Jammern und Winſeln um, und er beſchwor Severo bei allen Heiligen, man möge ihn doch nur leben laſſen, er wolle ihnen ſicherlich den rechten Weg zu den Briganten zeigen. „Bei der heiligen Mutter Gottes,“ wimmerte er, „das will ich! Alles will ich, was Ihr von mir verlangen werdet! Nur leben laßt mich! Ich will Euch ein junges Lamm ſchenken und ſo viel Schafkäſe, wie Ihr wollt, und Felle obendrein. Aber totſchießen müßt Ihr mich nicht, wie meinen armen, treuen Pankrazio — totſchießen nicht! Um Gottes Barmherzigkeit willen, nur nicht totſchießen!“

„Das wird ganz von Euch ſelber abhängen!“ unterbrach Severo ſein Jammern rauh. „Denkt an meine Worte!“

Dann löſte er den Strick, mit dem die Schenkel des Burſchen gefeſſelt waren. Als er mit ſeiner einen Hand nicht gleich damit fertig werden konnte, half ihm Attilia, die mit über der Bruſt verſchränkten Armen alles mit angeſehen und mit angehört hatte. „Es ſcheint, ich werde jetzt ohne Euch nichts mehr thun können,“ ſagte Severo lächelnd, als er ſich erhob.

„Ihr habt dieſe Wunde ja auch um meinetwillen,“ verſetzte Attilia ernſt.

Als der Hirt wieder auf ſeinen Füßen ſtand — die Arme waren ihm immer noch gebunden —, dehnte und ſtreckte er ſeine Gliedmaßen erſt eine Weile, dann trat er bis an die Stelle, wo der erſchoſſene Hund lag, kniete dort nieder und legte ſeinen ſtruppigen Kopf ein paar Minuten lang wie liebkoſend auf das weiche Fell des Tieres. Ein wirklicher Schmerz durchzuckte ihn ſichtlich dabei, denn er ſchluchzte wie ein Kind. „Il poveraccio!“ ſagte Severo, der ihn beobachtete.

Aber Attilia fiel ihm ſtreng ins Wort: „Ich weiß nicht, wie Ihr ihn noch bemitleiden könnt.“

„Es war eben wohl das einzige Weſen, das er lieb hatte,“ ſagte Severo entſchuldigend. „Nun iſt er ganz einſam hier oben in der Wildnis. Deshalb dauert er mich. Und dann mein ich: Ihr hattet's ihm eben angethan, Attilia. Und weil er hier oben ſelbſt halb zum Tier geworden iſt, wußt er nicht Herr ſeiner ſelbſt zu bleiben. Ich glaube, jetzt würd er Euch wie ein treuer Hund dienen lernen.“

Attilia ſchüttelte ſich mit einer Gebärde des Abſcheus; ſie war glührot geworden wider ihren Willen.

Endlich brachen ſie auf. Der Hirt, der als ſeinen Namen „Ciro“ angegeben hatte, ging voran, die Hände auf dem Rücken zuſammengeſchnürt. Dann folgte Severo, der das Ciro abgenommene Meſſer locker im roten Gurt trug und ſich trotz Attilias Abmahnen mit dem ſchweren Packen wieder den Rücken und die Schultern belaſtet hatte. Zuletzt kam das Mädchen ſelber, das die Büchſe ſchußbereit unter dem Arm hatte, den Lauf zur Erde geſenkt. So bewegte ſich der kleine Trupp durch das öde Gebirge auf ſchmalen Pfaden fort.

Ciro hatte eingeſtanden, daß er Severo geſtern willentlich in die Irre geſchickt habe und daß die Richtung, welche dieſer von vornherein hatte einſchlagen wollen, in der That die richtige geweſen ſei. Nun galt es, den Umweg wieder einzubringen. Ciro machte keine Miene, wieder ein unehrliches Spiel anzufangen, und da Severos eigene Berechnungen mit dem übereinſtimmten, was er vorſchlug, folgte er ihm jetzt ohne Mißtrauen. Aber ſie kamen doch langſamer vorwärts als früher. Severos Gang war nicht mehr ſo elaſtiſch wie an den vorherigen Tagen, und er mußte mehrfach ausruhen, um die Wanderung wieder aufnehmen zu können. Auch Attilia fühlte ſich nach den Aufregungen dieſer Nacht unfriſch und bewegte ſich zeitweilig nur noch mechaniſch vorwärts. So verlief der Tag, der trübe und wolkig geworden war, ohne Freudigkeit, im Bann eines dumpfen Schweigens. Es war, als ob etwas Drohendes in der Luft läge, oder als ob man das Widrige, das geſchehen, noch nicht verwunden hätte.

Schon als die Dämmerung anbrach, wurde das Nachtlager aufgeſchlagen. Ciro mußte

dabei einen Teil der noch vorhandenen Mundvorräte erhalten, da er selber nichts bei sich führte und man von den Weideplätzen seiner Genossen weit abgekommen war. Das letztere war Severo schon um deshalb erforderlich erschienen, daß der Hirt die übrigen nicht etwa zu seiner Hilfe und Befreiung anrufen konnte. So aber ergab sich, daß man kaum für den nächsten Tag noch genug zu essen haben werde, und doch war es nun zweifelhaft geworden, ob man bei dem langsameren Vorwärtskommen und infolge der weiten Umwege morgen abend schon das Ziel erreichen werde. Attilia begriff, ohne daß Severo ein Wort darüber äußerte, die Schwierigkeit ihrer neuen Lage sehr wohl, aber sie stellte sich ahnungslos und vertrauensvoll.

Als sie dann schon in halbem Schlaf lag, hörte sie plötzlich noch einmal Severos Stimme, der ein paar Schritte weit von ihrem Ruheplatz entfernt zu Ciro sprach. Er that es nur gedämpften Tones, aber in der lautlosen Nachtstille hörte sie ihn doch. Er mochte sie schlafend glauben, und der Hirt hatte ihn, der selber vielleicht schon geruht hatte, wohl angerufen. Denn sie hörte Severo jetzt sagen: „Wenn ich Euch die Fußfessel abnehmen wollte, guter Freund, müßt ich ja wach bleiben, weil ich Eurer sonst nicht sicher wäre. So ist's schon besser, ich schlafe und Ihr behelft Euch."

Hierauf brachte der Hirt eine Flut von neuen Bitten, Beteuerungen und Beschwörungen vor, auf die Severo eine Zeit lang nichts entgegnete. Endlich hörte Attilia ihn fragen: „Weshalb habt Ihr es eigentlich gethan, Ciro?"

„Sie ist so schön," sagte der Hirt in einem eigentümlich traurigen, singenden Ton. „Man wird toll, wenn man sie sieht. Die Madonna sei mir gnädig!"

Hiernach hörte Attilia einen tiefen Seufzer, der aber nicht von Ciro zu kommen schien, und dann wurde wieder alles still. Ein Schauer durchrieselte sie plötzlich. Sie mußte denken, wenn es um Severo ebenso stände wie um den Hirten, wäre sie ihm bedingungslos ausgeliefert und verfallen. Wer hätte sie in der einsamen Bergwildnis vor ihm retten können? Und doch hatte sie ihm so blindlings vertraut! Es war seltsam. Ihr war zu Mute, als ob sie in der Dunkelheit am Rande eines Abgrundes hingewandert wäre, und nun hätte ein jäher Blitz ihr die schwarz aufklaffende Tiefe enthüllt.

Nach einer Weile hörte sie den Hirten abermals flehen und betteln. Nun aber klang Severos Stimme rauh dazwischen: „Nein, schweigt! Es bleibt, wie es ist. Ihr sagt ja selbst, daß sie Euch toll macht. Wie könnt Ihr denn für Euch einstehen?" Und nur wie ein undeutliches Gemurmel klang's hinterdrein: „Uns allen wär's am besten, gebunden zu sein an Händen und Füßen." Dann wieder lauter: „Schlaft jetzt und laßt mich schlafen! Morgen schicken wir Euch zurück zu Eurer Herde. Gute Nacht."

Nun war's drüben ruhig geworden. Nur manchmal noch klang's wie ein schmerzlicher Seufzer durch das Nachtdunkel. Attilia wußte nicht zu unterscheiden, ob es der Hirt war, der über seiner Fesselung keinen Schlaf finden konnte, oder Severo, den seine Wunde im Arm schmerzte. Daß es noch etwas anderes geben könne, was ihm einen Schmerzenslaut entlockte, daran wollte sie nicht denken. Nur kam sie sich jetzt selbstsüchtig und hartherzig vor, daß sie auf den Decken weich gelagert war wie sonst, während der verwundete Severo auf dem nackten Steinboden sich schlaflos umherwälzen mochte. Mehr als einmal spürte sie den Trieb in sich, aufzustehen, um nach ihm zu sehen, ihm wenigstens eine von ihren Decken unterzubreiten. Aber sie hegte eine tiefe Scheu davor, ihm in der nächtigen Stille und Einsamkeit zu nahen. Ihr Herz schlug laut. Sie bangte davor, daß er sie so anblicken könne, wie kein Mann sie sollte anblicken dürfen, noch mehr vielleicht davor, daß sie sich schwach ihm gegenüber zeigen würde; sie wußte es selbst nicht. Zum erstenmal war es ihr unruhevoll und beklommen zu Mute, daß sie hier ihm so nahe die Nacht in der einsamen Öde des Hochgebirges zubrachte. Bis dahin war Severo Toti ihr ein Fremder gewesen, heute war er es ihr nicht mehr. Es dünkte sie plötzlich von großem Wert, daß Ciro in der Nähe war. Und als sie endlich wieder Ruhe fand, klang ihr's noch in Schlaf und Traum nach: „Gebunden an Händen und Füßen —"

Der nächste Tag war so zögernd herauf-

geſtiegen, daß man ſein Anbrechen kaum gewahrt hatte. Die grauen Wolkenfetzen flatterten um die hohen Bergſpitzen, und in den Hochthälern brauten und wogten die Nebel. Als Attilia in ihrer Höhlung erwachte, glaubte ſie ſich in ihrer erſten Schlaftrunkenheit von der Welt überhaupt abgeſchnitten, denn ein dichter, grauer Schleier verhüllte ihr den Ausgang. Als er allmählich zerflatterte, ſah ſie Severo, der ihr Erwachen erwartet zu haben ſchien und nun näher herantrat. Er hatte draußen mit Ciros Hilfe ein Feuer entzündet, das in der feuchten, ſchweren Luft zwar nur ſchwerfällig ſchwelte, aber doch Wärme und Trockenheit um ſich verbreitete. Er lud ſie ein, ſich jetzt näher daran zu ſetzen und von dem heißen Wein zu trinken, den er bereitet hatte.

Das that ſie und mußte wieder dabei denken, wie vorſorglich er in allem um ſie ſich mühte, trotzdem er Schmerzen genug an ſeinem Arm aushalten mochte. Ciro ſtierte trübſinnig und fröſtelnd vor ſich hin ins Feuer. Er hatte Severo gebeten, ihn nun wieder zu ſeiner Herde zurückkehren zu laſſen, die ohne ſeine Aufſicht Schaden nehmen werde, aber Severo wollte erſt des rechten Weges noch ſicherer ſein, ehe er ihn freigab. So ſaß der Hirt nun, die beiden Arme um ſeine Knie geſchlungen, und ſtimmte einen von den eintönig-ſchwermütigen Geſängen an, mit denen dieſe Wildlinge hier oben in den Bergen oft ſtundenlang ſich die ſchleichende Zeit zu vertreiben pflegen. Attilia machten die melancholiſchen Worte des Hirtenliedes das Herz noch ſchwerer. Ciro ſang:

Der, den du liebſt, hat dich lange vergeſſen,
Dem, der dich liebt, ihm brachſt du das Herz.
An ſeinem Grabe die dunklen Cypreſſen
Reden allein noch von Sehnſucht und Schmerz —

„Hört auf!“ unterbrach ihn Attilia rauh, „ich kann Euren Singſang nicht mehr ertragen!“

Ciro war ſehr erſtaunt; er hatte an den Sinn deſſen, was er ſang, wie gewöhnlich nicht gedacht und begriff auch nicht, wie ſein Lied das ſchöne Weib da drüben ärgern konnte. Eine Weile ſah er ſie ganz ſtumpfſinnig an, dann wankte er plötzlich auf ſie zu, fiel auf ſeine Knie vor ihr nieder und bat ſie, die gebundenen Hände zu ihr emporſtreckend, ſie möge ihn fortſchicken, er wolle zurück zu ſeiner Herde.

Attilia blickte zu Severo hinüber, der den Zug der Wolken beobachtete, und ſagte: „Laßt ihn doch gehen, Severo Toti! Er dauert mich.“

„Wie Ihr wollt,“ verſetzte Severo achſelzuckend. „Wenn es ſich aufklärt und wir auf dem richtigen Wege ſind, mag er gehen.“

Dann brachen ſie auf. Severo hatte ſich durch einen Strick mit Ciro verbunden, damit dieſer ihm in dem Nebel, der ſtellenweiſe jeden Ausblick auf Fußweite verhinderte, nicht heimlich davongehen ſollte. Der Hirt, der hier jeden Pfad auch in ſternenloſer Nacht gefunden hätte, ſchritt unverdroſſen vorwärts. Aber Attilia hatte Mühe, zu folgen. Severo mußte auch ihr endlich einen Strick um den Leib ſchlingen, um ſie ſo hinter ſich dreinzuziehen, weil ſie mehrfach ſchon geſtrauchelt und einmal im Nebel ſo weit irre gegangen war, daß ſie ſich nur durch unausgeſetztes Rufen wieder zueinander finden konnten. Von nun an ging es beſſer. Immerhin aber war's eine beſchwerliche Wanderung, und man konnte in der trüben, dicken Luft und unter den jagenden Wolkenballen glauben, daß man niemals wieder in den hellen, heiteren Tag zurückgelangen werde. Es war, als wandelte man hier in einer Welt, die von der anderen, menſchenbewohnten, durch unüberbrückbare Klüfte geſchieden war. Attilia war ſo angſtvoll zu Sinne, daß ſie ſich am liebſten auf einem Stein am Wege niedergekauert hätte, um ſich auszuweinen. Was hätte ſie jetzt darum gegeben, wenn ſie wieder daheim geweſen wäre! Und ſo leicht hätte man ſie wohl nicht wieder in die Berge hinaufgelockt und ins Ungewiſſe hinaus — hinter einem Manne her, der ſich ſeit über Jahresfriſt nicht mehr um ſie kümmerte und ſie vielleicht wirklich ſchon „längſt vergeſſen“ hatte, wie es in dem melancholiſchen Hirtenliede hieß.

Endlich wurde es lichter. Die Nebel kletterten an den Steinwänden hinauf, hier und da wurde ein Ausblick frei, hier und da ſtahl ſich ein fahler Sonnenblick durchs Gewölk. Aber Attilia konnte nicht weiter, man mußte raſten. Severo hatte ſich überzeugt, daß ſie ſich auf dem rechten Wege befanden, wenn ſie heute auch keine weite Strecke des-

ſelben zurückgelegt hatten. Seinem Verſprechen gemäß ſtellte er Attilia jetzt frei, Ciro heimzuſchicken.

Attilia war ihre Fürbitte von heute morgen ſchon längſt wieder leid. Sie fürchtete ſich davor, mit Severo allein zu bleiben. Der Hirt war doch immerhin ein Menſch mehr in ihrer Nähe und offenbar ihr jetzt hündiſch ergeben. In dieſer furchtbaren Einöde, die durch das düſtere Nebelwetter nur noch ſchreckenerregender wurde, war die Anweſenheit eines lebenden Weſens von unſchätzbarem Wert. Und wer konnte wiſſen, was ihrer noch alles harrte, da nun auch die Lebensmittel zu Ende gingen und ſie das Lager der Briganten vielleicht überhaupt niemals fanden? Am liebſten hätte Attilia jetzt Severo erklärt, daß auch ſie wieder umkehren und auf dem kürzeſten Wege nach Torretta herabſteigen wollte. Aber ſie ſchämte ſich, ihren Kleinmut und ihren Überdruß an dieſer Bergwanderung ihm einzugeſtehen. Und Scham war es auch, was ſie abhielt, ihre Bitte für Ciros Freilaſſung zu widerrufen. Sie konnte Severo doch nicht eingeſtehen, daß ſie plötzlich Furcht vor ihm habe, und wenn er ſie gefragt hätte, womit er das verdient, würde ſie keine Antwort gewußt haben. Er hatte nichts gethan, als was ihr Vertrauen und Sicherheit einflößen konnte, mit all ſeinen Kräften, mit Hintanſetzung ſeines eigenen Lebens. Und um welchen Lohn?

„Ja, laßt ihn frei!“ brachte ſie gepreßt heraus.

Severo löſte ohne ein weiteres Wort Ciros Handfeſſeln. Der Hirt ſtieß einen lang nachhallenden Jubelruf aus und that einen Luftſprung. Dann kniete er vor Attilia hin, küßte ihr ungeſtüm die Hände, ſprang wieder auf und war im nächſten Augenblick um eine Felsecke im Nebel verſchwunden. Ein paar Sekunden ſpäter hörte man ihn aus einiger Entfernung von weiter unten her wieder ſingen: „Der, den du liebſt, hat dich lange vergeſſen —“

Es war, als klänge es durch Wolken und Nebel wie von Geiſterſtimmen an Attilias Ohr. Sie ſchauerte leicht zuſammen, eine abergläubiſche Furcht ſtieg in ihr auf. Aber ſie ſchüttelte ſie gewaltſam wieder von ſich ab. Schweigend verzehrte ſie mit Severo die letzten Überreſte der Lebensmittel, die ſie bei ſich führten. Keiner ſprach davon, was morgen ſein würde. Attilia fragte nicht einmal danach, ob ſie morgen endlich am Ziel ſein würden. Sie fühlte ſich müde, apathiſch und ohne Hoffnung. Auf Severos Zureden entſchloß ſie ſich endlich, zu ſchlafen, ehe man wieder aufbrach.

Sie ſchlief auch wirklich ein, ihre Glieder waren wie zerſchlagen. Als ſie erwachte, war ſie allein. Dichter Nebel wogte wiederum um ſie her, feucht und ſchwer lag die Wolkenmaſſe über den Felſen. Sie ſah keinen Weg, konnte weder in die Tiefe noch zur Höhe hinaufblicken, alles war wie ein graues Meer. Dazu war's totenſtill in der Runde, und gerade das lautlos-geſchäftige Wallen und Weben der Nebel hatte etwas Geſpenſtiſches.

Attilia wurde von einer bangen Furcht angewandelt. Wo war Severo? Sie rief ſeinen Namen, erſt leiſe, dann, als keine Antwort kam, lauter und immer lauter, zuletzt mit einem wilden, verzweifelten Aufſchrei: „Severo! Severo!“ Aber er war nicht in ihrer Nähe.

Was bedeutet das? Hatte er ſie verlaſſen? War er heimlich davongegangen, damit ſie allein ſich den Weg zu Pilade Lanfranchi ſuchen ſollte? Wollte er nicht eingeſtehen, daß er ihn nicht finden konnte? Aber das alles ſah ihm ſo gar nicht gleich. Alſo war er wohl nur gegangen, um den rechten Weg auszukundſchaften, und hatte ſich dabei in dem plötzlich wieder einfallenden Nebel verirrt, konnte den Platz nicht mehr finden, wo er ſie zurückgelaſſen hatte, oder war gar in einen Abgrund geſtürzt und verunglückt. Eine furchtbare Angſt ergriff Attilia. Was blieb ihr nun zu thun? Sollte ſie gehen, ihn zu ſuchen? Und wenn auch ſie ſelber, die der Gegend völlig unkundig war, ſich dabei verirrte? Wenn er dann doch ſich wieder zurückfand, ſie ſelbſt aber inzwiſchen verſchwunden war? Dann trafen ſie vielleicht überhaupt niemals mehr zuſammen, dann mußte ſie elend in der Gebirgsöde einſam zu Grunde gehen. Und doch: hier unthätig warten zu ſollen, ob und bis er etwa zurückkam, war ihr unmöglich. Dieſe marternde Unruhe ließ ſich nicht ertragen. Das Herz ſchlug ihr bis zum Halſe

hinauf, und ihre Bruſt wogte ſtürmiſch. Sie ging hin und wieder und rief Severos Namen. Aber nur ein Echo in den Felswänden narrte ſie. Dann kauerte ſie ſich wieder hin und verharrte in dumpfem Brüten, bis es ſie abermals emportrieb. Der Angſtſchweiß perlte bereits auf ihrer Stirn. Ihr Blut kochte. Nein, ſo ging es nicht weiter. Und wenn ſie dabei umkam, ſie mußte von hier fort — ihm nach.

Und ſie ging. Die Richtung, die ſie zunächſt einſchlagen mußte, war ihr klar. Da ſie wußte, von woher ſie gekommen waren, konnte es keinen Zweifel darüber geben. So haſtete ſie eine Weile fort, dazwiſchen immer wieder mit laut hallender Stimme nach Severo rufend. Keine Antwort aber kam, und ihre Erregung, ihre Unraſt, ihre Verwirrung wuchſen. Allmählich fielen die Nebel dichter und dichter. Wenn alle dieſe Steinwände, dieſe Felsrücken einander nur nicht ſo verzweifelt ähnlich geſehen hätten! Oder war ſie hier ſchon einmal vorübergekommen? Hatte ſie in ihrer aufgeregten Haſt den Weg zum zweitenmal eingeſchlagen? Sie wußte es nicht mehr, ſie konnte in dieſem grauen Gewoge um ſie her nicht mehr unterſcheiden, ob ſie weiter geeilt oder umgekehrt war, nicht mehr, wo hinaus der Platz lag, an dem ſie geraſtet hatten, noch wie weit ſie ſich davon entfernt hatte. Es verſchwamm alles vor ihren Augen. Die Berge wurden zu einer einzigen, ununterſcheidbaren Maſſe, und wieder manchmal wußte Attilia nicht, ob es Geſtein oder brauender Nebel war, was da vor ihr ſtand und ihr den Weg ſperrte. Immer angſtvoller, immer gellender durch die öde Stille klang dann ihr Ruf: „Severo! Severo!“

Und einmal glaubte ſie eine Antwort zu hören. Sie war ganz ſchwach, wie wenn ſie die dicken Nebel nicht durchdringen könne oder hinter einer Felswand hervorklänge, aber für Attilia war es ein Laut, der ihr neue Lebenshoffnung in die Adern goß und ihren bis zur Erſchöpfung erſtarrten Gliedern neue Spannkraft verlieh. Wieder hallte ihr Ruf und wieder. Gleichzeitig aber ſtrebte ſie in beſinnungsloſer Haſt der Richtung nach, aus der ſie den Klang vernommen zu haben glaubte. Dann ſtockte ſie plötzlich. Sie war mit dem einen Fuße ins Leere getappt, ſie verlor das Gleichgewicht. Ein Schwindel übermannte ſie. Sie griff mit den Händen in die Luft, ſtieß noch einmal den Namen, den ſie nun ſchon hundertmal gerufen hatte, in irrer Angſt, diesmal als einen Hilferuf, aus und ſchlug in der nächſten Sekunde ohnmächtig auf dem Felsboden hin.

Als ſie wieder erwachte, war ihr erſtes Gefühl ein heftiger Schmerz in ihrem Fuße. Sie hätte laut aufſchreien mögen, ſo qualvoll war er. Und dann hörte ſie eine bekannte Stimme über ſich fragen: „Was thut Euch weh, Attilia?“

Sie mußte ſich erſt eine Weile beſinnen, ehe ſie antworten konnte. Hatte ſie denn all das Furchtbare vorhin nur geträumt? War Severo gar nicht verſchwunden geweſen? War ſie gar nicht hinter ihm drein durch das wilde Gebirge, durch den brauenden Nebel gehaſtet, um ihn zu ſuchen, um nach ihm zu rufen? Das war doch ſeine Stimme, die ſie da eben gehört hatte, und ſie lag doch noch immer auf demſelben Platze, auf dem er ſie verlaſſen hatte, oder —? Sie blickte um ſich, aber ſie gewahrte nichts als graue Nebelmaſſen um ſich her. Sie wollte ſich emporrichten, aber der Kopf ſchmerzte ſie dabei. Und doch hatte ſie eben ganz weich gelegen. Ein Schauer ging ihr über den Leib hin. Sie ſah jetzt, daß ihr Kopf in Severo Totis Schoß lag. Und doch rührte ſie ſich nicht. „Ich glaube, ich habe meinen Fuß gebrochen,“ ſagte ſie mit ſchwacher Stimme.

„Das wolle die heilige Jungfrau nicht!“ murmelte er. Dann nahm er ihren Kopf ſorglich in ſeine beiden Hände und legte ihn ſanft nieder, um ſich zu erheben. „Ihr müßt mir Euren Fuß zeigen,“ ſagte er. Sie that es mechaniſch, ohne ein Wort dabei zu ſprechen. Es war ihr immer noch alles wie ein Traum. Woher kam er plötzlich? Wie hatte er ſie hier gefunden? Wo waren ſie überhaupt?

Severo hatte ihren Fuß unterſucht, wobei ſie ein leiſes Wimmern nicht unterdrücken konnte. Schuh und Strumpf hatte er ihr dabei abgezogen, ohne ſie zu fragen, ob er es dürfe. Nun ſagte er: „Der Fuß iſt ausgerenkt. Ich muß ihn wieder einrenken. Das wird Euch weh thun, aber es muß ſein.

Alſo beißt nur die Zähne zuſammen! Wenn Ihr dann einen Tag ruht, wird alles wieder vorüber ſein. Jetzt will ich Euch auf unſeren Lagerplatz zurücktragen."

Attilia machte eine heftig abwehrende Bewegung. „Tragen? Ihr mich tragen? Wo denkt Ihr hin?" Trotz, Zorn und Scham klangen aus dem Ton ihrer Worte.

Aber Severo behielt ſeinen Gleichmut. „Was ſollte ſonſt geſchehen?" erwiderte er. „Gehen könnt Ihr ja nicht. Verſucht's! Aber ich glaube, beim dritten Schritte brecht Ihr wieder zuſammen. Und zurück müſſen wir doch. Ihr habt dort ein bequemes Lager und einen beſſeren Unterſchlupf. Hier wüßt ich keinen Schutz für Euch, und es wird regnen dieſe Nacht. Auch Leinenzeug zu einem Verband für Euren Fuß findet ſich bei meinen Sachen dort."

Attilia zögerte noch immer. „Wie weit iſt es?" fragte ſie endlich.

„Es kann kaum eine halbe Stunde ſein."

„Das iſt unmöglich!" ſtieß ſie aus, „ich bin ſtundenlang umhergelaufen."

„Dann ſeid Ihr im Kreiſe gegangen. Es iſt ſicher nicht weiter. Weshalb ſeid Ihr überhaupt fortgegangen?"

Wieder ſchwoll zorniger Trotz in ihr empor. „Ich ſollte Euch lieber fragen: warum habt Ihr mich im Stiche gelaſſen?"

„Ich ging, um etwas zu ſchießen. Wir haben ja keine Lebensmittel mehr. Dabei bin ich freilich viel länger ausgeblieben, als ich vorhatte, aber es war nicht meine Schuld. Ohne Beute wollt ich nicht zurückkommen, und es iſt eine ſchlechte Jagd hier oben. Dazu hindert mich mein Arm am ſicheren Schuß."

Attilia fühlte ſich beſchämt. Während ſie geſchlafen hatte, war er trotz ſeiner Ermüdung gegangen, um für ſie etwas Eßbares anzuſchaffen, damit ſie keinen Hunger litt. Er ſorgte für alles, ohne ſich deſſen zu rühmen, ohne ſich zu ſchonen. Und ſie hatte nur Vorwürfe für ihn! Wenn er freilich gewußt hätte, wie ſie ſich um ihn geängſtigt, in welcher Qual und Sorge ſie, zuletzt faſt dem Wahnſinn nahe, in der Irre umhergewandert war, immer nur in dem einen Gedanken, ihn zu finden, vielleicht ihn zu retten, ihm zu helfen! Aber es war gut, daß er es nicht wußte. Er hätte ihrer vielleicht noch geſpottet. Sie ihm helfen! Nun war es wiederum ſo gekommen, daß er ihr hatte helfen müſſen, daß ſie ohne ihn verloren geweſen wäre. Und er ſollte ihr weiter helfen und ſie ſich willenlos in ſeine Hände liefern. Dagegen mochte ſie ſich nun ſträuben, wie ſie wollte, ſie ſah keinen anderen Ausweg. „Wie habt Ihr mich überhaupt gefunden?" fragte ſie.

„Ich hörte Euch plötzlich rufen. Ich war nicht fern, gerade auf dem Rückweg. Und ich gab Euch auch Antwort."

Sie ſagte nichts mehr. Sie wollte ihm nichts mehr davon verraten, wie es geweſen war. „Wir wollen gehen," brachte ſie nach einer Weile mühſam heraus.

Er erhob keinen Einwand, ſondern war ihr behilflich dabei, ſich zu erheben. Sie konnte ein ſchmerzliches Ächzen nicht unterdrücken. Dennoch verſuchte ſie, auf ſeinen Arm geſtützt, zu gehen. Aber der Schmerz in ihrem Fuße machte ſie beinahe ohnmächtig. Schwerer und ſchwerer lehnte ſie ſich auf ſeine Schulter. Zuletzt wäre ſie dennoch umgeſunken, wenn er ſie nun nicht kurz entſchloſſen umfaßt, aufgehoben und davongetragen hätte. „Ich ſagte es Euch ja," murmelte er, „es geht nicht anders."

„Es wird Euch zu ſchwer werden," erwiderte ſie matt. „Und Euer Arm!"

Aber er gab keine Antwort. Raſchen, elaſtiſchen Schrittes eilte er mit ſeiner Laſt dahin. Der Nebel wogte dichter und dichter um ſie her, hin und wieder peitſchte ein feuchter Windſtoß ihnen einen Tropfenſchwall ins Geſicht. Severo mußte trotzdem ſeines Weges ganz ſicher ſein, er ſchwankte niemals einen Augenblick. Nur ſeine Bruſt begann allmählich zu keuchen und er ging langſamer. Attilia merkte, wie ſchwer es ihm ward, ſie zu tragen, aber eine lähmende Müdigkeit war über ſie gekommen. Sie lehnte ihren Kopf an ſeine Schulter und ſchloß die Augen. Sie hatte nur noch den einen Gedanken: Jetzt biſt du völlig in ſeine Macht gegeben, und er kann mit dir thun, was er will. Aber ſie hatte gar keine Furcht dabei, vielmehr nur ein ſeliges Vertrauen, daß er ſeine Macht über ſie nicht mißbrauchen werde.

Endlich langten ſie an. Sorglich bettete er ſie wieder unter dem Schutze der Felſen

auf ihre Decken, gab ihr zur Belebung von ſeinem Aquavit zu trinken und kniete dann neben ihr nieder, um ihren verſtauchten Fuß wieder einzurenken. Er that das mit geſchickten Fingern, aber es ſchmerzte ſie doch, und mehr als einmal zuckte ſie unmutig zuſammen. Er hörte ihre Zähne aufeinanderknirſchen. Endlich war er fertig. „Jetzt nur noch Ruhe!“ ſagte er und ſtand auf, um einen Leinwandſtreifen zu ſuchen, mit dem er dann ihren Knöchel umwickelte.

Als auch das geſchehen war, machte er ſich daran, ein Feuer anzuzünden, und als es brannte, ſah Attilia, wie er ſich daneben hinkauerte und ein Berghuhn, das er vorher geſchoſſen haben mußte, kunſtgerecht rupfte. Sie mußte mitten in ihren Schmerzen und in ihrer Schwäche lächeln. „Das wäre mein Amt!“ ſagte ſie.

„Morgen überlaß ich's Euch,“ erwiderte er, ohne aufzublicken.

Dann briet das Huhn am Feuer, und die Flamme verbreitete zugleich eine behagliche Wärme in der Felſenhöhle. Attilia fühlte ſich wieder geborgen und beruhigt. Als ſie dann aßen und das Fleiſch des wilden Huhnes ſich wohlſchmeckend zeigte, auch der heiße Wein, den Severo wiederum bereitet hatte, dazu mundete, überkam ſie ſogar eine daſeinsfreudige Stimmung, wie man ſie doppelt tief und warm nach einer überſtandenen Lebensgefahr empfindet. „Wenn ſie in Torretta uns jetzt ſehen könnten!“ ſagte ſie, „die würden Augen machen! Was meint Ihr, Severo Toti?“

„Es iſt ſchon beſſer, ſie ſehen uns nicht,“ erwiderte er nachdenklich.

„Warum meint Ihr das?“

„Sie könnten ſich allerlei dabei denken. Die Menſchen glauben immer gern das Schlimmſte.“

Attilia mußte ihm recht geben und wurde rot. Sie geſtand ſich ein, daß ſie in dieſen Tagen den Zweck und das Ziel ihrer Wanderung beinahe vergeſſen gehabt hatte. Nun ihr wieder deutlich vor die Seele trat, daß ſie nur ausgezogen waren, um Pilade Lanfranchi zu ſuchen, und daß ſie morgen ſchon hätten vor ihm ſtehen können, wenn ſie heute nicht den Unfall erlitten hätte, der ſie zum Stilliegen zwang, ward ihr ſonderbar unruhig und beklommen zu Mute. Sie mußte ſich an den Gedanken, daß ſie Pilade Lanfranchi nun wirklich angehören würde, doch erſt allmählich gewöhnen, und zu dieſem Behuf war es gut, daß ſie morgen noch nicht zu ihm gelangen ſollten. Ob Pilade wohl ebenſo ſorglich ſich um ſie mühen würde wie Severo Toti? Ob er das alles auch wohl für ſie gethan hätte, was jener für ſie that? Und ob er dabei ſo willig ihre Launen ertragen, ſo beſcheiden ſich ihren Wünſchen gefügt hätte? Sicherlich nicht. Severo Toti war Pilade Lanfranchi an Herzensgüte zweifellos bei weitem überlegen, er war dazu viel verträglicher, ruhiger und thatkräftiger als jener, er wußte ſich zu beherrſchen und traf überall beſonnen und doch mutig das Rechte. Sie hatte ihn früher eigentlich noch gar nicht gekannt und jetzt erſt eingeſehen, daß er ein ganzer Mann war, der am rechten Ort und zur rechten Zeit auch ſeinen Willen durchzuſetzen wußte und vor dem man Reſpekt haben mußte, ob man wollte oder nicht. In Torretta wußte im Grunde kein Menſch, was alles in Severo Toti ſteckte, und die Menſchen dort glaubten, ihn über die Achſel anſehen zu können. Sie, Attilia, würde künftighin ſchon dafür ſorgen, daß man erfuhr, was Severo Toti eigentlich für ein Burſch war, einer, dem ſie alle das Waſſer nicht reichten. Ausgenommen natürlich Pilade Lanfranchi. Ob es dem beſonders recht ſein würde, wenn ſie überall Severo Totis Lob ſingen wollte, das war freilich noch die Frage. Aber Pilade würde Severo allein ja alles verdanken, was ihm zu teil wurde, und hatte wahrlich allen Grund, ſich dann erkenntlich zu zeigen. Warum Severo nur überhaupt das alles that? Warum er ſie ſo uneigennützig durch Mühen und Gefahren jeder Art Pilade in die Arme führen wollte?

Immer wieder war das die Schlußfrage, auf die Attilia in all ihrem Sinnen und Grübeln zurückkam und für die ſie heute noch ebenſowenig eine befriedigende Antwort wußte wie in den vergangenen Tagen. Aber gerade deshalb beſchäftigte ſie ſich innerlich damit mehr als je.

Bevor ſie beide ſich heute zum Schlafen anſchickten, verlangte Attilia, Severos Arm zu ſehen, um ihm einen friſchen Verband anlegen zu können. Er mußte zu dieſem

Zweck neben ihr niederknien und sich zu ihr herabbeugen, weil sie selber ihre Lage nicht verändern durfte, und dabei geschah's, daß er mit seiner Hand einmal flüchtig ihr Haar berührte. „Was Ihr für weiches Haar habt, Attilia Gianelli!" sagte er mit dem Ton scheuer Bewunderung.

Attilia mußte lächeln; es war ihr seltsam, daß er das erst jetzt entdeckte. Sie brachte es absichtlich dahin, daß sie mit ihrem Haar noch einmal ihm über Hand und Arm hinstreifte, während sie ihm den Verband anlegte. Da aber traf sie ein vorwurfsvoller Blick aus seinen Augen, vor dem sie erschrak. Wollte er sie bitten, ihn nicht in Versuchung zu führen? Sie schämte sich ihres gefallsüchtigen Spiels seiner rauhen Ehrlichkeit gegenüber, und doch hätte sie ihm gern auf irgend eine Art zu erkennen gegeben, daß sie ihm wohlwollte, ihm gern irgendwie ihre Dankbarkeit bezeigt. Wenn sie nur gewußt hätte, wodurch? „Severo," sagte sie, „Ihr seid sehr gut gegen mich. Könnt ich Euch nicht auch etwas zuliebe thun?"

„Ich wüßte nicht," murmelte er.

„Es würde mir aber die Schuld erleichtern, die ich so gegen Euch habe. Denkt einmal nach!" Und als er nur den Kopf schüttelte, fügte sie in der weichen Regung, die sie übermannt hatte, plötzlich hinzu: „Wollt Ihr mich küssen, Severo?"

Da fuhr er auf, als wenn ihn eine Schlange gebissen hätte. „Es ist nicht gut, daß Ihr über mich spottet, Attilia Gianelli," sagte er bitter und trat zur Seite.

„Es ist mein Ernst gewesen!" rief sie ihm mit blutübergossenem Antlitz nach.

Da wandte er sich langsam nach ihr um und warf ihr einen stolzen Blick zu. „Glaubt Ihr denn, Attilia, wenn ich Euch hätte in diesen Tagen küssen wollen, Ihr hättet's mir wehren können? Aber ich küsse nicht die Verlobte eines anderen Mannes — am allerwenigsten zum Lohn für erwiesene Dienste. Schlaft wohl!"

Ohne ihre Antwort abzuwarten, ging er. Sie hörte ihn in der Nähe noch eine Weile herumhantieren und wartete, daß er zurückkommen solle, aber er kam nicht. Sie hatte ihn wider ihren Willen beleidigt, und sie selbst konnte sich durch die Weigerung, die er ihr hatte zu teil werden lassen, doch nicht gekränkt fühlen. Sein Stolz gefiel ihr vielmehr, sie war beschämt. Und doch war gleichzeitig ein seltsames, heißes und süßes Verlangen in ihr aufgestiegen, das ihre eigenen, halb ungewollt herausgestoßenen Worte ihr geweckt hatten. Sie hätte sich *gern* von Severo Toti küssen lassen — für ihr Leben gern.

Nun kam er zurück, aber nur, um das Feuer noch einmal zu schüren, das schon zu verlöschen drohte und das er der feuchtkühlen Nacht halber noch eine Zeit lang erhalten zu wollen schien, und er trat so vorsichtig dabei auf, als wollte er sie, die er schon schlafend glaubte, um keinen Preis stören. Sie hätte ihn gern noch einmal angerufen, aber sie wagte es nicht. Er hätte ihr vielleicht eine Antwort gegeben, die sie geschmerzt haben würde. Nun sah sie ihm nur mit halbgeschlossenen Augen zu, wie er sich am Feuer zu thun machte. Sein gutes, treues, ehrliches Gesicht wurde dabei vom Wiederschein der Flammen angehellt, und ein schmerzlicher Zug lag jetzt darin ausgeprägt, der ihr nicht entgehen konnte. Endlich verschwand er wieder, um sich abseits von ihr in einer anderen Höhlung des zerklüfteten Gefelses selber zur Ruhe niederzustrecken.

Dann vernahm man nichts mehr als das leise Rieseln des Regens draußen und das Singen der langsam verglühenden Flammen, dazwischen hin und wieder von weit her den heiseren Schrei des Raubvogels, einmal auch das Belfern einer wilden Katze. Sonst war's todesruhig. Und Attilia Gianelli war sehr müde und wollte schlafen. Aber ihr Kopf warf sich ruhelos hin und her, und sie fand keinen Frieden. Sie mußte jetzt immerwährend daran denken, daß sie hier einsam im öden Gebirge mit einem Manne hauste, nach dessen Kuß es sie verlangte und der sie geküßt haben würde, wenn sie nicht die Verlobte eines anderen gewesen wäre, der sich in Jahr und Tag nicht um sie gekümmert hatte. Das regte ihr das Blut seltsam auf, und vor ihrer Seele zogen allerlei Bilder vorüber, die ihr den Schlaf verscheuchten.

Und plötzlich, als sie nun doch schon in einen Halbschlummer verfallen war, hörte sie ein eigentümliches Geräusch, wie von schleichenden Schritten. Sie hatte eine lähmende Schreckempfindung dabei, weil sie an die

Nacht denken mußte, wo der wilde Ciro ſo ſich hatte bei ihr eindrängen wollen, aber die letzte, ſchon zuſammenſinkende Glut des Feuers zeigte ihren ſich nur müde und ſchläfrig öffnenden Augen die Geſtalt Severo Totis. Was wollte er? Weshalb kam er? Ein heißer Schauer überrann ſie. Aber ſie rührte ſich nicht. Sie wußte in dieſem Augenblick, daß ſie ſich auch dann nicht rühren würde, wenn er nun ſich über ſie gebeugt und ſie geküßt hätte. Sie würde es willenlos geduldet haben, ſie hätte nicht anders gekonnt.

Aber Severo Toti that das nicht, was ſie fürchtete und fürchtend wieder hoffte. Er blieb mit über der Bruſt verſchränkten Armen vor ihr ſtehen und betrachtete ſie, ſo aufmerkſam, als ob er ſie früher niemals geſehen hätte, als ob ſie ihm eine neue Wundererſcheinung ſei. Daß ſie das alles durch den ſchmalen Spalt ihrer Lider ganz genau gewahrte, ahnte er nicht. Ein ſchmerzlicher und zugleich ſehnſuchtsvoll-begehrlicher Zug war in ſeinem Antlitz, und einmal ſeufzte er tief auf. Schließlich konnte es Attilia nicht mehr ertragen, ihn ſo leiden zu ſehen. „Wollt Ihr etwas, Severo?“ fragte ſie mit ihrer ſüßeſten Stimme, plötzlich die Augen voll zu ihm aufſchlagend, und lächelte.

Er erſchrak merklich, aber er faßte ſich raſch wieder. „Ich wollte nach dem Feuer ſehen,“ ſagte er, „es iſt kalt draußen, und man muß es wieder ſchüren. Verzeiht, wenn ich Euch ſtörte.“

Sie lachte erſt leiſe vor ſich hin, ohne ſelbſt recht zu wiſſen, weshalb. Dann aber, als ſie ſah, daß er, ohne ſich weiter um ſie zu kümmern, wirklich das Feuer wieder in langſam ſchwelende Glut brachte und keinen anderen Gedanken daneben mehr zu haben ſchien, empörte ſich ihr Stolz heftig gegen ihn, nicht ſowohl um ſeinetwillen, als weil ſie ſich ihrer eigenen nachgiebigen Stimmung ſchämte, und mehr noch, weil ihre Enttäuſchung zugleich eine tiefe Demütigung für ſie zu enthalten ſchien. Sie wandte ſich zur Seite und ſtellte ſich, als ob ſie ſchliefe. Als ſie dann doch wieder einmal vorſichtig ſich umblickte, ob er etwa immer noch da ſei, war er verſchwunden. Da verfiel ſie mit ihren trotzigen und zornigen Gedanken allmählich wieder in Schlaf.

Sie erwachte erſt ſpät, und ihr erſter Blick fiel wiederum auf Severo, der an dem nun hell praſſelnden Feuer ſaß und ihr den heißen Wein bereitete, den ſie zum Frühmahl nehmen ſollte. Obgleich ſie durch kein Zeichen verriet, daß ſie wach ſei, ihn auch nicht anblickte, mußte er doch gemerkt haben, daß ſie nicht mehr ſchlafe, und bot ihr einen Gruß. Das geſchah in ſo unbefangenem Ton, daß es ſie abermals wurmte. Sie erwiderte ſeinen Gruß nur mit einem undeutlichen Gemurmel, und als er ſie weiter fragte, ob ihr Fuß ſie noch ſchmerze, verneinte ſie das lebhaften Tones mit dem Zuſatz, ihr würde es recht ſein, heute noch aufzubrechen, je eher deſto lieber.

Dazu ſchüttelte er jedoch mit ruhiger Beſtimmtheit den Kopf. „Das geht nicht an. Ihr würdet alsbald wiederum liegen bleiben und die Heilung dann nur weiter hinauszögern. Morgen verſuchen wir's. Heute iſt Ruhetag.“

„Ich *will* aber, ſag ich Euch,“ fuhr ſie mit trotzigem Ungeſtüm heraus.

Er zuckte gleichmütig die Achſeln. „Dann geht nur allein. Ich begleite Euch nicht.“

Das war ein Ton, den ſie noch nicht an ihm gehört hatte, den überhaupt noch kein Mann bisher ihr gegenüber angeſchlagen. Attilia hätte weinen mögen vor Zorn und Empörung darüber, daß er das wagte. Sie war alſo wirklich in ſeine Gewalt gegeben? Er durfte ſo über ſie verfügen? Er durfte ſich als ihr Herr und Gebieter aufſpielen? Sie mußte die Zähne ſo feſt aufeinander beißen wie geſtern, als er ihr den Fuß wieder eingerenkt hatte, um nicht wilde, häßliche Worte gegen ihn auszuſtoßen, die ihn von ihr für immer vertrieben hätten. Aber gerade weil ſie ſich ſolchen Zwang auferlegen mußte, weil ſie nicht ihre Waffen gegen ihn gebrauchen durfte, wie ihr's danach zu Sinne war, lohte aus all dem verhaltenen Grimm ein jäher, leidenſchaftlicher Haß gegen ihn in ihr auf. Nun war's zu Ende mit aller Nachſicht und Geduld. Ihr heißes Blut wollte ſein Recht. All die Demütigungen, die er ihr auferlegte, ſteigerten nur ihren Stolz, ohne den ſie nicht leben konnte, ohne den ſie nicht mehr ſie ſelbſt war. Wie durfte dieſer Fiſcher von Torretta wagen, über ſie gebieten zu wollen? Er ſollte ihre Macht noch erkennen und fühlen!

Mit einem Blick, in dem er ihren ganzen Haß lesen sollte, nahm sie den dampfenden Wein entgegen, den er ihr bot. Er blieb aber ungerührt, hatte sich seine kurze Pfeife gestopft und paffte in aller Gemütsruhe, neben dem Feuer hockend, kleine blaue Rauchringe vor sich hin, als könne er sich nichts Behaglicheres denken als das Dasein, das er führte. Draußen rauschte noch immer der Regen und schoben sich die grauen Wolken in flatternden Geweben an der Felsöffnung vorüber. Attilia verharrte in starrem Schweigen. Severo hatte ein paarmal zwischen seinen Rauchwolken hervor versucht, ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen, aber sie gab ihm in ihrer trotzigen Verbissenheit keinerlei Antwort. So rauchte er stumm weiter.

Als er zu Ende war, klopfte er langsam seinen Pfeifenkopf aus und erhob sich. Sorglich putzte er seine Büchse, die in einem Winkel lehnte, hing sie sich um die Schulter und ging. Als er schon ins Freie hinausgetreten war, drehte er sich noch einmal kurz um und sagte: „Ich geh jagen. Wann ich heimkomm, weiß ich nicht. Ich sag Euch das bloß, damit Ihr Euch nicht wieder wundert, wenn ich lange ausbleibe."

Es klang, als hätte er statt der letzten Worte eigentlich etwas anderes sagen wollen, und sie mußte das wohl fühlen, denn ihre Antwort lautete seltsam für das, was er wirklich gesagt hatte: „Daß mir's einfallen sollte! Keine Furcht! Meinetwegen bleibt bis zur Nacht fort."

„Nur daß Ihr dann doch wohl hungrig werden würdet," versetzte er mit halbem Lachen und ging.

Sie atmete ordentlich auf, als er fort war. Sein letztes Wort noch hatte wie Hohn geklungen. Als ob er ihr unentbehrlich gewesen wäre! Das war's, worauf er pochte. Wenn sie ihm nur hätte beweisen können, daß er ihr's nicht war! Was hätte sie nicht alles darum gegeben! Tausend abenteuerliche Gedanken kreuzten sich in ihrer Seele. Wenn Ciro noch hier gewesen wäre! Sie würde jetzt mit ihm auf und davon gegangen sein, er hätte sie sicher zu den Briganten geführt, und Severo würde das leere Nachsehen gehabt haben. Das wäre ein Streich gewesen, den sie ihm gegönnt, den er verdient hätte durch seinen unleidlichen, selbstgefälligen Übermut. Aber sie selbst hatte ja Ciro frei gebeten, trotzdem Severo davon abgeraten hatte. Und wo ihn jetzt wiederfinden? Ja, selbst wenn sie ihn hätte wiederfinden können, hätte sie es auch wirklich wagen dürfen, sich ihm anzuvertrauen, nach dem, was in jener Nacht geschehen war, an die sie noch immer nur mit Grauen zurückdenken konnte? Sie schauerte leicht zusammen. Nein, sie hätte es nicht gedurft. Vertrauen konnte sie überhaupt keinem als allein Severo Der hatte bewiesen, daß man auf ihn bauen durfte, in jeder Lebenslage, in jeder Stunde der Gefahr. Und doch haßte sie ihn, mußte sie ihn hassen. Warum demütigte, warum erniedrigte er sie so?

Und nun ließ er sie hier allein, achtlos, gleichmütig, als wäre sie eine beliebige Dirne, die er irgendwo am Wege aufgelesen, um ihr als Führer zu dienen. Sie bedeutete nichts für ihn. Er wollte sie ja ohnehin nur einem anderen zuführen, sehnte wahrscheinlich die Stunde herbei, wo das geschehen konnte und er wieder frei und ledig war. Und doch hatte er sie glauben machen wollen, daß er sie liebte und sie zum Weibe begehrte! Zum Lachen war's. Sie demütigen hatte er gewollt, nichts sonst. Nun, das war ihm ja auch trefflich gelungen. Aber zum Lohn haßte sie ihn, glühend haßte sie ihn, wie keinen anderen Menschen mehr auf der Welt. Und sie wollte ihn am liebsten überhaupt nicht mehr wiedersehen, wollte nach Hause zurück, wollte diese ganze unheilvolle, sinnlose Wanderung durchs wilde Gebirge aufgeben. Sie hatte plötzlich Heimweh nach Torretta. Und wenn sie Pilade Lanfranchi dann auch nie fand und ihm niemals auf Erden mehr begegnete, gleichviel. In dieser Stunde war ihr plötzlich merkwürdig wenig mehr daran gelegen, zu ihm zu gelangen. Im Grunde war's ja doch ein großes Wagnis, daß sie noch immer so felsenfest auf ihn vertraut hatte, und es wäre trotz allem, was Severo ihr gesagt hatte, dennoch seine Sache, und nur seine, gewesen, ihr zum wenigsten ein Lebenszeichen zu geben. Wenn er sie nun längst vergessen hatte, wenn er sie nun überhaupt nicht bei sich haben wollte, froh war, das ungebundene, freie Brigantenleben führen zu können, oder gar

eine andere Dirne bei ſich hatte! Wie würde ſie dann erſt gedemütigt ſein! Und wie würde Severo Toti ſich an ihrer Demütigung weiden! Nein, nein, ſie wollte gar nicht zu Pilade Lanfranchi, ſie wollte nach Hauſe, nach Torretta zurück! Wer ſie zum Weibe wollte, der ſollte ſie ſich erkämpfen, ſie lief ihm nicht nach. Welch ein toller Einfall, ſo aufs Geratewohl in die Welt hinauszulaufen hinter einem Manne her, der nichts mehr von ihr wiſſen wollte! Dazu hatte nur Severo ſie geſtachelt, der ſeine Schadenfreude daran haben wollte. Wie ſie ihn haßte!

Horch! Da fiel draußen ein Schuß. Ob das ſeine Büchſe war, die da gekracht hatte? Und nun noch einer und ein dritter und abermals einer — Herr Gott im Himmel, was war das? Das hörte ſich ja an wie ein Gefecht. War Severo mit den ſtreifenden Briganten in Kampf geraten? Hatten ſie ihn erſchoſſen, weil ſie einen Spion in ihm argwöhnten? Oder waren das die Karabinieri, die mit den Räubern im Gefecht lagen? War auch Severo dabei beteiligt? Immer Severo! Was kümmerte es ſie, wenn es ſo war? Mochte er ſeinen Fürwitz immerhin büßen! Mochten ſie ihn niederſchießen!

Aber nein, nein, nein! Dann wäre ja ſie an ſeinem Tode ſchuld geweſen, ſie allein; denn weswegen war er in die Wildnis gegangen, wenn nicht um ihretwillen? Weswegen jetzt auf die Jagd, wenn nicht, um ihr Nahrung zu verſchaffen? Heilige Mutter Gottes! So Furchtbares konnte ja doch nicht über ſie kommen. Attilia hatte ſich halb aufgerichtet, ihre Züge waren von wilder Angſt verzerrt, das Blut ſang ihr in den Schläfen. Und nun unthätig hier liegen zu ſollen! Was hätte ſie freilich auch thun können? Eine irre Angſt, ein heißes Verlangen lief durch ihre Augen. Beten, beten konnte ſie wenigſtens. Sie faltete die Hände. Die Worte ſtürzten ihr von den Lippen, ſie wußte gar nicht, was ſie ſprach, für wen ſie betete. Doch; das wußte ſie, fühlte ſie. Für wen hätte ſie denn auch beten können, wenn nicht für ihn, den einen, der um ihretwillen in tauſend Gefahren ſich begeben hatte? Sie betete für Severo, lange, heiß, inbrünſtig. Und dazwiſchen fielen draußen immer wieder Schüſſe, deren Knall von den Felswänden rollend und brüllend zurückgeworfen wurde. Eine ſchauerliche Begleitung zu ihren Gebeten! Und Severo kam nicht heim.

Plötzlich, als Attilia wie erſchöpft zurückſank, fiel es ihr ein, daß ſie gar nicht für Pilade Lanfranchi gebetet hatte. Und doch konnte er, wenn es ſich wirklich um einen Kampf zwiſchen Briganten und Karabinieri handelte, mitten darein verwickelt ſein, doch war er im Grunde gefährdeter als Severo. Aber ſie konnte nicht für ihn beten und ſie wollte nicht. War je ein Wort des Gebetes für ſie über ſeine Lippen gekommen? Was kümmerte ſie Pilade Lanfranchi noch? Wenn er jetzt dort zum Höhleneingang hereinträte, ſie würde den Kopf nicht nach ihm wenden. „Welchen Teil haſt du noch an mir?“ würde ſie ihn fragen, „welchen Anſpruch darfſt du noch gegen mich erheben?“

Nun war draußen das Gewehrfeuer verſtummt und die tiefe Ruhe wieder eingetreten, welche ſonſt hier oben in den Bergen herrſchte. Sie hatte jetzt aber etwas doppelt Unheimliches, dieſe Ruhe. Was konnte inzwiſchen alles geſchehen ſein! Attilia war wieder emporgefahren und lauſchte hinaus. Sie vernahm nichts. Es kam abermals eine ungeheure Angſt über ſie. Wenn die Briganten jetzt ihre Höhle entdeckten und hier eindrangen! Sie war dann völlig ſchutzlos ihrer brutalen Gewalt preisgegeben. Severo hätte ſie nicht allein laſſen dürfen, er durfte es niemals wieder. Daß es doch keinen Menſchen auf der Welt gab, dem ſie vertrauen, der ſie beſchirmen konnte, als Severo! Immer und immer wieder Severo! Und doch hatte ſie ihn gehaßt, haßte ſie ihn in dieſer Stunde noch, würde ſie ihn am liebſten niemals wiedergeſehen haben in ihrem ganzen Leben —

„Severo!“ Wider ihren Willen war ihr ſein Name von den Lippen geglitten, ein Aufſchrei, halb der Freude, halb der Angſt und der Anklage, alles zugleich.

Er war eingetreten, ohne daß ſie vorher ſeinen Schritt gehört hatte, ruhig, als wenn nichts Abſonderliches geſchehen wäre, und allem Anſchein nach wohlbehalten, unverwundet. Sie aber zitterte noch immer vor Erregung, jetzt auch vor Scham. Er ſchien von dem allem nichts zu gewahren und bot ihr ſeinen Gruß. Dann fügte er hinzu:

„Ich bringe Geſellſchaft mit. Dieſe Galantuomini hier wollen mit uns Mahlzeit halten.“

Es waren zwei verwildert ausſehende, bis an die Zähne bewaffnete Männer in Schlapphüten, die hinter dem Sprecher her ſich in die Höhle drängten und Attilia mit einem Grinſen und einer feierlichen Reverenz begrüßten. „Mit Verlaub, Madonna,“ ſagte der eine, der einen rotbraunen, ſtruppigen Vollbart trug und kleine, grünliche, ſtechende Augen hatte, „wir ſind hungrig. Und weil wir hören, daß Ihr hier ein Feuer habt, möchten wir unſer Mittageſſen hier kochen. Ihr ſollt aber gar keine Mühe davon haben. Wir ſind ſelber unſere Köche und bringen einen guten Braten mit.“

Die beiden ſtellten ihre Büchſen ab, und der Rote begann das Feuer zu ſchüren. Dann rief er zu dem anderen herüber, der inzwiſchen mit Luchsaugen die ganze Höhle in allen Ecken und Winkeln durchſpäht hatte: „He, Beppo, geh mir einmal zur Hand! Die Rothühner bleiben für den Capitano. Wir wollen die Lammſchenkel für uns und dieſe Signori hier zurichten.“ Der Schwarze, der Beppo gerufen worden war, zog aus ſeinem Jagdranzen, den er vorher abgeworfen hatte, ein abgeſchlachtetes Lamm hervor und machte ſich daran, demſelben mit ſeinem rieſigen Gurtmeſſer die Schenkel kunſtgerecht auszulöſen. Währenddeſſen ſchwatzten die drei Männer — denn auch Severo hatte ſich jetzt nahe ans Feuer geſetzt und die Arme um die Knie gelegt, als wären ſie die beſten Freunde von der Welt.

Attilia ſelbſt, die all dieſe Vorgänge mit wachſendem Erſtaunen beobachtete, hatte noch kein Wort geſprochen. Was wollten dieſe wilden Geſellen hier? Unzweifelhaft waren es Briganten, wahrſcheinlich Leute des alten Leone, die ſich auf irgend einem Streifzuge befanden, um Lebensmittel einzuholen oder auf Kundſchaft auszuziehen. Aber wie konnte Severo ſie hierher zu ihr führen? Wollte er ſie etwa überhaupt der Führerſchaft dieſer Männer anvertrauen, um ſelbſt jetzt nach Torretta zurückzukehren? Wollte er ihr nur klar machen, unter was für Geſellen ſie fortan würde leben müſſen?

„Die junge Frau iſt ganz verſchüchtert,“ ſagte der Rote grinſend und ſtieß Severo mit dem Ellenbogen in die Seite. „He, Madonna, es geſchieht Euch nichts Übles. Ihr habt's mit Galantuomini zu thun. Nehmt einen Schluck aus meiner Flaſche! Es iſt ein guter Tropfen.“ Er reichte ihr lachend eine flache Lederflaſche herüber, aber Attilia lehnte ab, zu trinken.

„Was war das für ein Schießen vorher?“ fragte ſie.

„Wir haben gegen ein Dutzend Rothühner niedergeknallt,“ erwiderte der Rote lachend. „Hätten den Weg bis herab zu den Hirten ſparen können, ſo reich war der Fang. Aber wer wußte das vorher? Und oben bei uns war Schmalhans Küchenmeiſter. Dachtet wohl, es hätt was mit den Dreimaſtern gegeben? Keine Sorge! Bis hier herauf wagt ſich das Geſindel nicht. Käme ja keiner von ihnen wieder nach Hauſe.“

Attilia hatte ein paar raſche Atemzüge gethan, ehe ſie weiter fragte: „Seid Ihr von der Bande des alten Leone?“

„Das ſind wir,“ beſtätigte der Rote mit Stolz.

Severo blickte auf. Es war, wie wenn er geſpannt lauſchte, ob Attilia eine weitere, ſich unmittelbar hieran knüpfende Frage thun würde, aber er ſah nicht dabei zu ihr hinüber. Und ſie fragte nicht weiter. Da ſagte er, als ob er ihr eine von ihren Fragen erſparen wollte: „Wir haben noch einen Tagesmarſch bis zum Lagerplatz.“

Daraufhin ſchwieg ſie. Es ſchien wenigſtens nicht ſo, als ob er ſie verlaſſen wollte, denn er ſagte ja: „wir“, gerade als ob ſie beide nicht voneinander zu trennen wären. Es hätte ihm auch nicht ähnlich geſehen, wenn es anders geweſen wäre.

Die beiden Briganten fingen nunmehr an, allerlei Heldenſtückchen aus ihrem Leben während der letzten Jahre mit prahleriſcher Stimme und aufgeregten Geſtikulationen zu erzählen, während ſie die Lammſchenkel über dem flackernden Feuer brieten und fleißig ihren Flaſchen zuſprachen. Severo hörte zu und rauchte ſchweigend ſeine Pfeife dabei, nur hin und wieder mit einem Nicken beſtätigend, daß er alles höre und nichts dagegen einzuwenden habe.

In Attilia aber gingen die Gedanken während dem allem wunderlich um. Nicht wie Freude, ſondern wie Schreck war ihr's in

die Seele geſchlagen, daß ſie nur noch eine Tagereiſe von Pilade Lanfranchi entfernt ſein ſollte, daß ſie morgen abend vor ihm ſtehen könne und daß es ſeine Kameraden waren, die hier bei ihr ſaßen. Trotzdem ſie unter günſtigeren Verhältniſſen ſogar ſchon weit früher das Lager hätten erreichen können, war ihr's doch immer noch erſchienen, als liege dies Wiederſehen in weiter Ferne vor ihr. Es war ihr ſelber ſonderbar, daß ſie die Briganten mit keinem Wort nach Pilade fragte, aber ihr war bange davor. Wahrſcheinlich hatte Severo lange ſchon ſeine Erkundigungen über ihn eingezogen. Er ſelbſt mochte froh ſein, wenn er ſeine Aufgabe erfüllt hatte und wenn dieſe Wanderung zu Ende war.

Als Severo hinausgegangen war, um in Gemeinſchaft mit dem einen der Briganten noch mehr Holz herbeizuſchaffen, wandte ſich der Rote, der zurückgeblieben war, plötzlich an Attilia mit der Frage: „Iſt's denn wirklich wahr, daß Ihr ſeine Frau ſeid?"

Attilias Antlitz hatte eine heiße Röte überflogen. „Warum zweifelt Ihr daran?" fragte ſie zurück, während ein ſeltſames Zucken durch ihr Herz ging.

Der Brigant verzog ſein Geſicht zu einem widrig-verſchmitzten Grinſen. „Weil's mir lieber wär, wenn's nicht ſo iſt," ſagte er, vertraulich mit den Augen zwinkernd. „Seht einmal: ein Frauenzimmer wie Ihr ſtößt unſereinem hier in den Bergen nicht leicht auf. Aber an einer Verheirateten dürfen wir uns nicht vergreifen, das leidet der Alte nicht. Ihr ſeid alſo wirklich ſeine Frau?"

„Ja," ſagte Attilia gepreßt.

„Was wollt Ihr denn aber bei uns hier oben?"

„Hat er Euch das nicht geſagt?"

„Er ſagt, Ihr ſucht hier einen."

„Das iſt auch ſo."

„Zum Teufel, wen könnt Ihr denn ſuchen und weshalb?"

„Das laßt unſere Sache ſein!" ſagte Attilia kurz und herb.

Der Brigant ſtieß ein verdrießlich-drohendes Geknurr aus. „Wißt Ihr auch, daß man euch als Spione anſehen könnte? Der Alte läßt nicht mit ſich ſpaßen. Wenn Ihr dem nichts Beſſeres zu ſagen wißt als mir, wird's um eure Sache nicht gut beſtellt ſein."

„Wir fürchten uns vor eurem ‚Alten' nicht," fiel Attilia ſtolz ein, „vor dem ſo wenig wie ſonſt vor einem Menſchen." Sie ſagte das mit abwehrender Kälte, und doch zitterte ſie im ſtillen.

„Hoho!" machte der Brigant, ließ ſich aber in ein weiteres Geſpräch nicht mehr ein, weil die beiden Männer wieder zurückkamen. Auch das Fleiſch war inzwiſchen gar geworden, und nun aßen alle. Nur Attilia ſpürte keinen Hunger. Sie mußte unabläſſig an das denken, was nun werden ſollte. Die Sprache der Briganten, die viel getrunken hatten und ſich an dem ungewohnten Mahl berauſchten, wurde immer anzüglicher und herausfordernder. Aber Severo hielt ſich im Zaum, obgleich Attilia nicht entging, daß ihm mehr als einmal eine heiße Röte über die Stirn lief und ſeine Adern an den Schläfen ſchwollen. Wie beiläufig berichtete er dann von ihrem nächtlichen Abenteuer mit dem Hirten. Das machte die beiden merklich ſtiller.

Attilia hatte gefürchtet, daß die Briganten über Nacht bleiben würden, um ihnen am nächſten Morgen ſelber das Geleit bis ins Lager zu geben. Aber unmittelbar nach Beendigung der Mahlzeit brachen ſie auf. Sie mußten vor Tagesanbruch zurück ſein, wie ſie erklärten, und der alte Leone hielt ſtrenge Manneszucht. Als ſie gingen, riefen ſie „Auf Wiederſehen!" und ſchüttelten ſich mit Severo, der mit ihnen hinaustrat, die Hände. Attilia atmete auf, als ſie fort waren, aber noch immer war eine zitternde Unruhe und Angſt in ihr.

Severo kam erſt nach einer Weile zurück. „Glaubt Ihr, daß man Ihnen trauen kann?" fragte Attilia.

„Ich denke wohl," erwiderte er nickend. „Sie kämen zwar gern wieder, aber ſie fürchten ſich vor dem Alten. Und dann glauben ſie mir auch aufs Wort, daß ich nicht viel Spaß verſtehe. Dennoch mein ich, es wäre beſſer, ein anderes Nachtquartier zu wählen. Es iſt für alle Fälle."

Attilia war damit einverſtanden und machte Anſtalten, ſich zu erheben; aber er rief ihr zu: „Nein, laßt! Es könnt Euch ſchaden. Ich trag Euch eine Strecke weit. Wir brauchen nur einen anderen Platz zu ſuchen, hier ganz in der Nähe. Es kommt ja einzig

darauf an, daß man uns hier nicht mehr findet."

Sie wollte noch Widerſpruch erheben, aber er hatte ſich ſchon über ſie herabgebeugt und ſie in ſeine Arme emporgehoben. Sorglich und ruhig einherſchreitend wie geſtern, trug er ſie fort. Sie fühlte ſeinen ſtarken, gleichmäßigen Herzſchlag gegen ihre Bruſt hämmern und wußte wieder, daß ſie ſicher bei ihm geborgen war. Ein ſeliges Bangen aber war jetzt trotzdem in ihr. Sie war in ſeiner Gewalt und wünſchte ſich nichts Beſſeres auf Erden mehr, als in ſeiner Gewalt zu bleiben immer und immer. Und es kam ihr vor, als ob auch er ſie nicht mehr loslaſſen wollte. Warum trug er ſie ſonſt weiter und weiter? Er hätte längſt einen Lagerplatz für die Nacht finden können. Attilia ſchloß die Augen in einer Wonneempfindung, die ſie ſanft und ſüß durchrieſelte. Ihr war's, als ſei etwas in ihr gelöſt worden, was ſtarr und hart in ihrer Bruſt gelegen hatte, und wie eine warme, weiche Welle ſtrich es nun darüber hin. Hatte ſie nicht noch vor wenigen Stunden gedacht, Severo Toti zu haſſen? Und nun —

„Severo!" ſagte ſie leiſe, ohne die Augen zu öffnen.

„Was wollt Ihr?" fragte er. „Wir ſind gleich an Ort und Stelle."

„Ich wollt Euch um etwas bitten, Severo."

Er hielt inne. „Nun?"

„Laßt uns morgen nach Torretta zurückgehen!"

Es durchfuhr ihn wie ein Blitzſtrahl. „Nach Torretta zurückgehen?" ſtammelte er verſtändnislos.

„Ja, ſo ſagt ich." Sie lächelte.

„Ihr wollt nicht zu den Briganten?"

„Nein. Um keinen Preis."

„Ihr fürchtet Euch wahrſcheinlich?"

„Wenn Ihr bei mir ſeid, fürchte ich mich niemals und nirgends."

Jetzt durchlief ihn ein Zittern, und ſie ſpürte es. Es war, als ob ein ſtarker Baumſtamm durch den Sturm vom Wipfel bis zu den Wurzeln hinab durchſchüttert wird. „Dann verſteh ich Euch nicht," ſagte er mit einem ſonderbar haſtigen Atem.

„Ihr werdet's ſchon verſtehen lernen, Severo," erwiderte ſie mit einem ſo ſanften Ton, wie er ihn noch nie von ihr gehört hatte.

„Nun?" fragte er wieder wie vorhin.

Attilia wußte nun doch nicht, wie ſie anfangen ſollte. Und immer hielt er ſie noch in ſeinen Armen, und immer hörte ſie noch das Hämmern ſeines Herzens an ihrer Bruſt.

„Ich muß Euch vor allen Dingen etwas fragen, Severo."

„Fragt nur!"

„Weshalb ſeid Ihr mit mir gegangen und habt mich dem anderen zuführen wollen? Wolltet Ihr mich denn nicht für Euch ſelber?"

„Da Ihr aber nicht mich und keinen wolltet als Pilade Lanfranchi, war's gut, daß ein Ende gemacht wurde. So ging es doch nicht weiter."

„Ihr waret ſehr uneigennützig, Severo Toti!" Sie lächelte wieder.

„Vielleicht." Es blitzte ihm ein eigentümlicher Zug um die Lippen, als er's ſagte.

„Und — Ihr wollt mich jetzt immer noch für Euch?"

„Wie Ihr fragt! Glaubt Ihr, man würfe das ſo von ſich ab?"

„Nun, dann will ich Euch etwas ſagen, Severo. Ich will Euch auch für mich."

Es zuckte in ſeinen Armen ſo, als verſagten die Muskeln ihm darin und er würde ſeine Laſt im nächſten Augenblick zu Boden fallen laſſen. Dann aber hob er ſie nur doppelt kraftvoll empor, hielt ſie in ſeinen Armen über ſeinem Haupt und ließ, als ob er vor allen Dingen erſt einmal ſeiner gepreßten Bruſt Luft machen wolle, damit ſie nicht zerſpringe, einen lauten, langhin durch die Berge hallenden Schrei hören. Plötzlich ließ er ſich dann auf einem Felsſtein nieder, hielt Attilia auf ſeinen Knien, ſah ihr halb erſchrocken, halb beſeligt eine geraume Zeit hindurch gerade ins Geſicht und ſagte dann mit einer beinahe drohenden Stimme: „Du willſt doch nicht deinen Spott mit mir treiben, Attilia?"

Ihr aber flog ein helles Lachen vom Mund. „Stell mich auf die Probe, Severo! Weglaufen kann ich dir ja nicht. Du holteſt mich bald genug ein."

Diesmal konnte Severo Toti ſeine Faſſung nicht wieder ſo raſch zurückgewinnen wie ſonſt immer, wenn ihm etwas völlig Unerwartetes und Ungeheuerliches zugeſtoßen war; ſeine glückliche Gemütsanlage ſchien ihn gänz-

lich im Stiche zu laſſen, und er ſtarrte das ſchöne Weib auf ſeinem Schoß wie ein Wunder an, das er ſich nicht zu erklären vermochte. „Ja, wie iſt denn das ſo plötzlich gekommen?“ fragte er endlich.

Attilia ſchien zwar die Rolle mit ihm jetzt getauſcht zu haben, ſo ſelbſtſicher und gemütsruhig war der Ausdruck ihres Geſichts, aber auf dieſe Frage wußte ſie trotz einigen Nachdenkens, das ſie ihr widmete, keine Antwort. Sie ſchüttelte langſam den Kopf. „Das weiß ich auch nicht, Severo. Aber ich glaube: einmal mußte es kommen. Und der Himmel hat es recht gut mit dir gemeint, Severo, denn er hat dir ſehr viel Gelegenheiten gegeben, mir zu zeigen, was du für ein Mann biſt und daß man dich lieb haben muß, man mag wollen oder nicht.“

Severo ſchien hierüber wiederum ſeine eigenen Gedanken zu haben, denn zum zweitenmal blitzte es ihm jetzt eigenartig um Augen und Mundwinkel. Aber er erhob keinerlei Widerſpruch, ſprach überhaupt jetzt nichts, ſondern zog, während ſeine Linke um Attilias Leib geſchlungen war, mit ſeiner Rechten ihren Kopf immer näher zu ſich heran, zuletzt ſo nahe, daß ſeine Lippen die ihrigen trafen und darauf haften blieben. Und Attilia wehrte ihm nicht. In dieſer großen ſchweigenden Bergeinſamkeit, unter dem Dunkel, das mit weichem Fittich ſich über ſie herablagerte, küßten ſie ſich.

Plötzlich fragte Severo: „Haſt du dich bei dem Briganten heute nach Pilade Lanfranchi erkundigt? Vor *mir* thateſt du's nicht. Aber du warſt eine Weile mit dem Roten allein.“

Attilia ſchüttelte den Kopf. „Ich mochte nicht. Es lag ſchon in mir, daß ich ja doch nicht mehr zu ihm wollte und nicht mehr zu ihm konnte. Ich fürchtete mich, von ihm zu hören.“ Sie ſenkte wehmütig den Kopf. „Das iſt das einzige, was mich bekümmert, Severo. Das iſt etwas Trauriges in all unſerem Glück und wird's auch immer bleiben, ſolange ich lebe: daß ich ſo treulos gegen Pilade Lanfranchi handele. Aber ich kann ja nicht anders, ich habe dich viel lieber als ihn. Wir werden auch vielleicht in Torretta nicht bleiben können, Severo, denn wenn Pilade Lanfranchi von uns hört, wirſt du vor ſeiner Rache nicht mehr ſicher ſein. Aber wenn wir auch weit übers Meer gehen müßten, Severo —“

Sie ſprach den Satz nicht zu Ende, denn ein leiſes Lachen war von ſeinen Lippen geglitten.

„Du ſpotteſt über die Gefahr?“ fragte ſie mit ernſtlichem Vorwurf. „Du kennſt Pilade nicht. Wenn ſein Zorn gereizt iſt — Oder meinſt du, es iſt nichts Großes, mich aufgeben zu müſſen?“

Wieder lachte er in gleicher Art. „O, was das betrifft —“ ſagte er. „Aber Pilade Lanfranchi ſcheint es doch leichter geworden zu ſein, als du denkſt.“

„Wieſo?“ fuhr ſie haſtig auf. „Haſt du Nachricht —? Hat er gar eine andere —?“

„Nein, aber er iſt uns zuvorgekommen. Er iſt ſelber übers Meer gegangen.“

Sie ſtarrte ihn an. „Das haben dir die Briganten erzählt?“

„O nein, das wußt ich ſchon vorher.“ Nun war Severo Toti offenbar ſeine überlegene gleichmütige Ruhe, die ihm vorher abhanden gekommen war, wieder zurückgekehrt. Keine Muskel in ſeinem Geſicht zuckte, als er das ſagte.

„Vorher? Das wußteſt du? Woher? Und dann gingſt du doch mit mir —? Schlugſt es mir ſelber vor —?“ Sie ſprudelte die Fragen alle raſch hintereinander heraus und ſah ihm dabei ins Geſicht, als ob ſie an ſeinen Verſtandeskräften zweifle.

Severo weidete ſich an ihrem faſſungsloſen Erſtaunen, während ein Spitzbubenlächeln um ſeine Mundwinkel ausgeprägt lag. „Du hätteſt mir's wahrſcheinlich nicht geglaubt, wenn ich dir's erzählt hätte,“ ſagte er, „ſondern hätteſt gemeint, ich wollte dich betrügen, damit du dich frei glauben und mich erhören ſollteſt. So war's ſchon beſſer, du erfuhrſt es im Lager der Briganten ſelbſt, damit es keinen Zweifel mehr für dich gab.“

Attilia atmete eine Weile ſchwer. „Du wußteſt es alſo?“ wiederholte ſie dann gedehnt, als ob ſie es immer noch nicht recht begreifen könne.

„Ja,“ ſagte er. „Vor acht Tagen, als ich nachts mit meinem Boot unterm Capo di Ferro hielt, kamen plötzlich zwei den ſteilen Schmugglerſteg herab, hielten mich an und boten mir drei Scudi, wenn ich ſie auf-

nähme und noch in dieser Nacht bis an die Punta di Termini führe. Dort käm um drei Uhr ein großer Dampfer von Palermo vorüber, der wollte sie nach Südamerika mit hinübernehmen, und fort müßten sie, denn hier brennte ihnen der Boden unter den Füßen. Nun, ich hab mir das gesagt sein lassen. Drei Scudi! Dafür kann man manchen Fischzug thun, bis man sie beisammen hat, und die Arbeit war nicht groß. Also fahren wir ab. Und unterwegs betracht ich mir meine Fahrgäste genauer. Santa Madonna! Da ist der eine von ihnen Pilade Lanfranchi aus Torretta, den anderen hab ich nicht gekannt. Der aber hat unterwegs meiner Flasche wacker zugesprochen, ist dann redselig geworden und hat mir erzählt, sie kämen vom alten Leone aus den Bergen; der wollte sie jedoch nicht länger bei sich behalten, weil sie lange Finger gemacht hätten, denn er hielte strenge Zucht und wäre ein echter Galantuomo. Darum müßten sie nun fort und übers Meer. Und der Capitano hätt's ihnen vermittelt, daß sie heimlich mit hinübergeschafft werden sollten. Nun, und so wird's denn auch wohl geworden sein. Denn abgeliefert hab ich sie richtig auf der ‚Speranza', und das Schiff war nach Valparaiso bestimmt, das ist sicher."

Attilia hatte, in tiefes Sinnen verloren, ihm zugehört. „Und Pilade hat dir keine Bestellung, keinen Gruß einmal für mich aufgetragen?" fragte sie endlich mit zuckenden Lippen.

„Nicht daß ich wüßte."

Es trat eine Weile Schweigen ein. Dann sagte Attilia: „Du dachtest, wenn ich das alles im Lager der Briganten erführe, würde ich lieber dich zum Manne nehmen, als so mit Spott und Schande bedeckt wieder nach Torretta zurückkehren, nicht wahr, Severo? Darauf hast du gebaut?"

„Es wird wohl so gewesen sein, Attilia. Aber so, wie es nun geworden ist und wie ich es mir nie hätte träumen lassen, ist's doch besser. Ich hätte dich mir sonst erst nach unserer Verheiratung erobern müssen, wenn ich dich so gleichsam gezwungen hätte, mein zu werden; nun hab ich dich vorher in der Freiheit erobert — ohne mein Wissen und Wollen."

Attilia sah ihn eine Weile nachdenklich an. Dann traf ihre Hand halb liebkosend, halb strafend seine Wange. „Eigentlich hast du wie ein rechter Spitzbube an mir gehandelt, Severo!"

„Dafür hab ich schon genug gebüßt!" fiel er lachend ein.

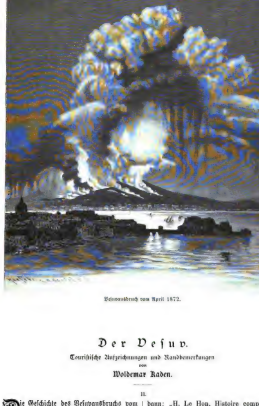
„Gebüßt? Du?"

„Freilich. Glaubst du denn, daß es leicht gewesen wäre, hier in der Einsamkeit so fremd mit dir zu thun und immer so ehrbar neben dir herzugehen, während ich dich doch liebte? Es war eine harte Pein, Attilia."

„Und gestern nacht —" fing sie an und drohte ihm mit dem Finger.

„Still!" sagte er und verschloß ihr den Mund mit seinen Küssen. — —

Am strahlenden Frühlingsmorgen, der alle Nebel verscheucht hatte und in dem die Welt vor ihnen lag wie ein lachendes Wunder, stiegen Attilia und Severo aus der Bergöde wieder hinab bis ans Ufer des Meeres. Oft freilich trug er sie streckenweit, weniger um ihren Fuß zu schonen, als weil er sich durch die Last auf seinen Armen und an seiner Brust davon überzeugen wollte, daß er wirklich das Glück mit heimbrachte. Und als sie drunten in Torretta die Abenteuer ihrer wundersamen Wanderung berichteten, sprach der Priester Don Filippo, der sie zusammengeben sollte als Mann und Weib, mit seinem gutmütig-spöttischen Lächeln: „Ich finde, Attilia Gianelli, Ihr gleicht in etwas dem Saul aus der biblischen Geschichte, der ausging, seines Vaters Esel zu suchen, und ein Königreich fand. Da Pilade Lanfranchi übers Meer gegangen ist, wird man ja wohl ohne Gefahr sagen können, daß er ein Esel war, als er Euch im Stiche ließ. Du, mein lieber Severo, aber hast einen merkwürdig guten Fischzug gethan, wie er dir noch nie früher ins Netz geraten; unser Heiland hat dein Fischgerät gesegnet wie einst das des Apostels, obgleich du nicht einmal auf der See warst. Und übrigens seht ihr nun wohl, meine Kinder, daß Ehen im Himmel geschlossen werden. Sela."



Veſuvausbruch vom April 1872.

Der Veſuv.

Touriſtiſche Aufzeichnungen und Randbemerkungen

von

Woldemar Kaden.

II.

Die Geſchichte des Veſuvausbruchs vom Jahre 1631 ſchrieben zahlreiche Zeitgenoſſen. Am wichtigſten, und noch käuflich, iſt die Schrift jenes Braccini: „Dell' incendio fattosi nel Vesuvio a 16 Dic. 1631 e delle sue cause ed effetti. Napoli 1632“, dann: „H. Le Hon, Histoire complète de la grande éruption du Vesuve de 1631“ (Bruxelles 1866; Paris, Reinwald); außerdem ſchrieben darüber Giuliani, Mascoli, Caraſa u. v. a.

Ein deutſch-ſchweizeriſcher Augenzeuge aber

Digitized by Google

erzählt die Geschichte in seiner naiven Weise im „Jetzlebenden Italien" (gedruckt zu Lindau im Bodensee M.DC.LXXXI) folgendermaßen: („ob zwar die gantze Geschicht zu beschreiben nit taugt und die erbärmliche Begebnus wenig Kurtzweil ist" —) „Anno 1631, den 5. und 15. Decemb. hat sich ungefehr anderthalb Stund nach Mitternacht, ein wenig vor 2. Uhren, in der gantzen Gegend um Neapolis, wie auch in der Statt und insonderheit um den Berg Soma oder Vesuvius herum ein hefftiges, erschreckliches Erdbeben erhoben, dadurch viel Stätte, Märckt, Flecken und Dörffer eingerissen und zu Grund gefallen, man sahe Feur und Rauch aus gemeltem Berg auffgehen, welches als es Tag worden, einer dicken Wolcken gleich war. Darauff eine grosse Mänge Volcks aus Neapoli sich auß fürwitziger Begierde getrieben, darnach zubegab, welches ihnen aber bald verbotten, und sie gezwungen waren, mit grossem Schrecken und Furcht sich widerum zurückzubegeben. Dann nach dem gemelter Berg mit greulichem Brausen, Knallen und Krachen geborsten und auffgerissen, hat er einen so schrecklichen Rauch und Dampff, einem dicken finstern Gewölcke nicht unähnlich, von sich gegeben, und angefangen mit einem grausamen und erschrecklichen Feur zu brennen, welcher Brand dann mit solchem grausamen Krachen gegen 9. Uhr dermassen zugenommen, daß man in der gantzen Gegend daherum, wie auch in der Statt Neapolis selbsten nicht anders vermeint, die gantze Welt würde über einen Hauffen fallen. Man sahe überall das Volck sich mit grossem Schrecken auß denselben Oertern mit der Flucht salvieren.

Ein Cardinal begab sich also bald nach Neapolis, und thät die Anordnung, daß der Ertzbischoff eine Procession nach unser lieben Frau del Carmine anstellete, deren der Cardinal, neben dem Vice Re in Persohn beywohnte, sambt einer grossen Mänge Volcks, welche Litanien und Psalmen sungen und wurde das Blut und Haupt des H. Märtyrers January der Stadt Neapolis Patron und Schutzherr, mit in der Procession vorgetragen. Unterdessen nahm das Donnern und Krachen neben dem Brand je länger je mehr zu, so daß man anfienge der weltlichen Gedanken sich zu enthalten, und an Gott zu gedencken. Man hielt die gantze Nacht Processiones, und jedermann machte sich fertig, dieweil man nichts anders meinte, als die Welt würde vor dißmahl ihr Ende nehmen.

Das Erdbeben wehrte den gantzen Tag und noch mehr deß Nachts über, so daß des andern Tags deß Morgens alle Häuser und Straßen mit Aschen bedeckt waren. Der Wind aber kehrte sich von Sud-Osten nach dem Nord-Westen zu, und trieb die Asche auff die andere Seite des Berges, darauff sich das Erdbeben je länger je mehr vermehrte, und darneben ein schräcklicher Sturm und großer Platzregen anhub, auch endlich die Erde einen solchen schröcklichen Stoß gab, daß die See etlich hundert Schritt zurück gestoßen wurde, und hernach mit solcher Ungestümme wiederum anlieffe, daß es sich ansehen liesse, als wenn die Statt Napoli für dißmahl würde untergehen. Der Berg thät mit diesem Stoß so viel scherfflicht Feur, Asche und glühende Stein auswerffen, welche über das Land und die Felder einem Wasser Strom gleich lieffen, und das gantze Land verheerten. Es wurden noch viel Steine und Stein-Felsen, so mit dickem Rauch und Feur umgeben waren, in die Höhe außgeworffen, welche das Land und die umliegenden Oerther gantz verderbt und in Grund geschlagen, auch eine unzählige Mänge Menschen und Vieh ertödtet haben. Uber diß wurde das gantze Umliegende Land mit glüenden Aschen, so das brennende Feur gleicher massen außgeworffen, gantz und gar bedeckt, also daß selbige an etlichen Orthen in 15. 16. und mehr Schue tieff gefallen war, dardurch dann etlich 1000. Menschen, neben einer unzehligen Anzahl so wohl groß als klein Vieh jämmerlich ist verdorben und umbkommen. Nach dem Mittag fieng der grosse Platzregen an sich zu verliehren, und das Erdbeben ein wenig nach zu lassen, welches aber nichts desto weniger deß Nachts widerum sehr hefftig anfieng und neben dem Regen widerum die gantze Nacht durch ohne Aufhören währete. Dannenhero man noch unaufhörlich mit Processiones occupiret war, und alle Kirchen Tag und Nacht offen stunden, und so voll Menschen waren, welche Beicht höreten und Absolution nahmen, daß sie nicht alle in die Kirchen konnten kommen,

ſondern eine groſſe Mänge auff den Straſſen ihren Gottesdienſt muſten verrichten, und ſahe man in der gantzen Statt nichts, als eitel Processionen. Den 17. December hat die Feur-Flamm, welche den Berg allbereit durchgebrochen, und ein groſſes Stuck von der Abhänge deſſelben verzehrt gehabt in Geſtalt eines Waſſerſtroms, biß zu underſt des Bergs ihren Lauff genommen, und etwann 2. welſche Meilen von Neapolis, mit groſſer Brunſt in das Meer gelauffen. Diſer Berg hat im Umfang etlich und 30. welſche Meilen und iſt ungefähr von der Statt Napoli 8. und von dem Meere 6. welſcher Meilen abgelegen. Das gantze herum ligende Land war mit ſchönen Stättlen, Flecken, Dörffern, Luſthäuſern, Palläſten, Meyerhöffen und Schlöſſern erfüllt, weil dies Land über die maſſen gut und fruchtbar und luſtig, gleichſam war ein jrdiſches Paradis pracht geweſen. Iſt aber durch diſes ſchreckliche Erdbeben und greuliche Entzündung des Berges gantz und gar verderbet und in Grund gerichtet worden. In denen durchs Feur und Erdbeben verdorbenen Stätten, Flecken, Schlöſſern ꝛc. iſt ein ſtattlicher Vorrath an Wein, Getreide, vielerlei Gütern und andern Sachen geweſen, ſo daß man ſolchen Schaden, auff der Seiten gegen Neapoli auf die zwanzigmahl hunderttauſend Cronen hat geſchätzet.

Auf der anderen Seiten des Bergs gegen Mitternacht iſt ohne die Flecken auch eine Statt Vivano genannt, ſo in 5. Meilen vom Berg gelegen, von den glüenden Aſchen und Steinen gantz bedeckt und in Grund geſchlagen worden, daß ſich wenig Menſchen daraus ſalvieren kunnten, auch nicht mehr denn 5. Häuſer in Salvo in der Statt geblieben. Man hielt darfür, wann der Wind ſo wol gegen die Statt Neapoli zu ſich gekehret hätte, als er von derſelben ſich hinweg gedrehet, daß ohne allen Zweiffel die gantze Statt ebner maſſen von der glüenden Aſche und herausfahrenden Stein-Felſen jämmerlich ſolte verderbet, elendiglich verbrennen, und erbärmlich zu Grunde gegangen ſeyn, wiewolen in der gantzen Stadt von der Aſchen nichts überdeckt geblieben iſt, ſo daß man nachgehends von Steinen, Aſchen, und dergleichen ſo groſſe Hauffen zuſammen getrieben, daß man in langer Zeit kein Straſſen hat öffnen können. Die Aſche war ſchwer, ſteinicht, zeh, und vergleicht ſich einer Abſeylung von Bley.

Kegelbildung auf der Oberfläche der Lavaſtröme.

Nachdem nun dieſes elende Weſen faſt 8. Tag lang gewähret, hat endlich das Erdbidten nachgelaſſen, unnd iſt das brennende Feur etwas kleiner worden, darnach man angefangen die Verbrandte, Erſchlagene unnd todte Leuth herfür zu ſuchen und zu begraben, derer eine groſſe Mänge gefunden worden. Das Feur hat unter anderm einen ſo groſſen Stein aus dem Berg geworffen, daß ihn wegen ſeiner Gröſſe unnd Schwere acht Paar Ochſen nicht konten von ſeinem Platz bewegen."

Digitized by Google

So weit der alte Chroniſt, er hat nicht übertrieben. Der Weltuntergangsſchrecken war groß. Allüberall, auch an den Landſtraßen, waren Beichtſtühle errichtet: Hunderte bekannten ihre Sünden öffentlich, vor allem Volke laut ſchreiend. Die Hölle hatte ihren Schlund weit aufgeriſſen. Höher noch ſtieg die Angſt, das Volk glaubte den Jüngſten Tag gekommen, als der Vicekönig ein Dekret durch die Stadt ausrufen ließ, durch das jedermann ſtreng unterſagt ward, „donne di mal talento“ zu beſuchen.

Jener Stein, den acht Paar Ochſen nicht bewegen konnten, war wirklich eine Merkwürdigkeit. Er wurde aus dem Krater gegen die Sommawand geſchleudert und wog gegen 25000 Kilo. Der Pflanzenwuchs war auf zehn Quadratmeilen in der Runde zerſtört worden. Der Kraterkegel büßte ein Stück Gipfel ein und wurde, wie bereits geſagt, bedeutend niedriger.

Von der Länge der Lavaſtröme und ihrer Stärke (Caraſa ſchrieb damals: „es ſchien, der Berg wollte im Feuer zerſchmelzen“) gewinnt man eine Vorſtellung, wenn man auf der Eiſenbahn von Neapel nach Torre Annunziata fährt: der Schienenweg kreuzt und ſchneidet die ſchwarzen Strombetten und Lavahügel ſchon vor Portici bei dem Granatello, an der Scala bei Reſina, neben Villa Ingleſe und Torre del Greco, beim Uncino und weiterhin, und im Meere ſieht man die Lava weit vorgeſchoben. Die Strombetten ſind aber längſt zu äußerſt gewinnbringenden Steinbrüchen geworden, in denen jene baſaltharten Tafeln und Quadern zur Pflaſterung und zum Häuſerbau hergeſtellt werden, ein ſehr ſchwer zu bearbeitendes, dadurch teures, aber auch haltbares Material. Faſt alle Straßen Neapels, ebenſo alle in die Nachbarſtädte führenden, ſind mit Steinen aus 1631er Lava gepflaſtert: eine ganz köſtliche Pflaſterung, auf der der Neapolitaner ſeinen ſchwebenden Gang lernt und Fremde ihren ſchweren Tritt verlernen.

Die Wut des Berges hatte ſich gelegt, hier und da grollte er noch ein wenig, es wetterleuchtete noch bis in den Frühſommer hinein, dann ruhte der Alte wieder und ſchickte ſeine leichten ſilbernen Wölkchen, die wie Rauch eines Friedensaltars erſchienen, in den blauen Himmel hinein.

Zu ewigem Gedächtnis des Schrecklichen und zu ſteter Mahnung Leichtſinniger ließ die Regierung auf Veranlaſſung des Vicekönigs Don Emanuele di Zunica e Fonſeca eine Marmortafel mit meterlanger Inſchrift errichten, die noch heute an der Landſtraße in Portici zu leſen iſt und mit den Worten des Statius anhebt: „Posteri, Posteri, vestra res agitur ecc.“, eine andere findet ſich in Torre del Greco.

Und hier wäre der Ort, ein Wort über den berühmten Veſuvheiligen, San Gennaro, Divus Januarius, den Schutzpatron von Neapel, zu ſagen. Er hat ſein Heiligtum im Dom von Neapel und zwar in der Capella del Teſoro. Von ihm erzählt die Tradition, daß er als Biſchof von Benevent zur Zeit der Chriſtenverfolgung unter Diocletian lebte, mit ſeinem Diakon eingekerkert und den wilden Tieren vorgeworfen ward, die ihm indes kein Leid zufügten. Dies geſchah im Amphitheater zu Pozzuoli, wo er am 19. September enthauptet wurde. Ein Bettelweib fing ſein Blut in zwei Ampullen auf und ſchenkte dieſe dem Biſchof von Neapel. Der hatte die Fläſchchen kaum in der Hand, als er das Blut in ihnen flüſſig werden ſah. Das war das erſte Wunder des Märtyrers, das er fortan jedes Jahr am 19. September wiederholte und noch jetzt alljährlich unter größtem Zulauf des gemeinen Volkes verrichtet. Sein Leib, zuerſt in den neapolitaniſchen Katakomben beſtattet, kam ſpäter nach Benevent, von da nach Montevirgine, dem berühmten Wallfahrtsort bei Avellino, und dann nach Neapel, und zwar in dem böſen Peſtjahre 1497, wo er als Helfer auftreten mußte. 1526, ein anderes Peſtjahr, bauten ihm die Neapolitaner eine beſondere koſtbar prächtige Kapelle, goſſen ihm eine maſſiv ſilberne, ſtark vergoldete Büſte und häuften einen großen Schatz um dieſe her, der ſich bis in die Zeiten der letzten Bourbonen hinein auf vier Millionen Lire in Edelſteinen, goldenen und ſilbernen Geräten und Schmuckſachen vermehrte. Wie zu Zeiten der Peſt wurde ſeine mächtige Hand auch bei Veſuvausbrüchen in Anſpruch genommen, und die Marmorſtatue Januarii ſteht auf der Maddalenabrücke und ſtreckt die Hand beſchwörend gegen den gefährlichen Berg aus. Auch dieſe Statue

erfreut sich großer volkstümlicher Verehrung und ganz besonderer Schmückung mit Blumen und Lichtern an den schlimmen Tagen des Berges. Der San Gennaro ist dem Volke Neapels ein gar großer Heiliger.

1637, dann 1649 zeigte der Berg sich wiederum in Erregung, er bereitete ersichtlich einen neuen Ausbruch, der sich denn auch 1660 in heftigster Weise einstellte, glücklicherweise nur in Bezug auf Qualm, Asche, Lapilli und Gebrüll. Lava floß nicht, so war der angerichtete Schaden ein nur geringer.

Erst mit dieser Eruption begann die Wissenschaft, sich eingehender mit dem Vesuv und den vulkanischen Erscheinungen überhaupt zu beschäftigen. Zwei Augenzeugen schrieben über sie: der Jesuitenpater Supo und Francesco Perotta, Arzt in Torre del Greco. Dieser hatte zu verschiedenen Malen versucht, während des Ausbruchs bis zum Krater vorzudringen. Der Ausbruch zeichnete sich, wie gesagt, aus durch die furchtbare Gewalt, mit der Rauch, Asche und Lapilli herausgeschleudert wurden, durch das Fehlen der Lava und zuletzt durch die Qualität der Asche, die nach des Paters Schilderung „weiß wie Schnee" war. Daß im Inneren des Berges Lava kochte, versteht sich von selbst, aber sie vermochte nicht bis zum Rande des Kraters herauf- und dann überzukochen.

Dieser Brand dauerte ohne weiteres entschiedenes Auftreten über fünfundzwanzig Jahre fort, immer war der Alte in Erregung, um seinen Krater auszufüllen. Endlich, im August des Jahres 1682, zur Zeit der Traubenreife, kann eine neue Eruption registriert werden, bei der die Berganwohner fliehen. Ignazio Sorrentino aus Torre besteigt den Krater, nachdem dieser sich wieder beruhigt. Er findet ihn in seiner Tiefe bedeutend abgenommen, aus dem Centrum hob sich ein spitzes Berglein, der eigentliche Eruptionskegel.

Lava zeigt sich auch nicht in den Ausbrüchen der Jahre 1685 und 1689. Die Anwohner verlernen die Besorgnis vor ihr. Um so heftiger trat sie dann aber 1694 auf: ein Strom ergoß sich bis San Giorgio Cremano und blieb nur gegen achthundert Meter von der Meeresküste stehen. Hier wurde zuerst auf Anregung des Kardinal-Erzbischofs von Neapel ein im Jahre 1669 am Ätna angestellter Versuch gemacht, dem glühenden Strome einen Damm entgegenzustellen. Hunderte von Arbeitern häuften vor der Stirn des Lavaflusses Berge von Schlacken und Geröll auf, doch war es ein vergebliches Bemühen.

Es war ein buntes Bild, das sich vor der wandernden Zerstörerin und um sie her in üppiger Lebelust entfaltete. Der blaue Osterhimmel, die goldengrünenden Fluren, das gänzlich neue Schauspiel hatte Tausende von Menschen aus den Thoren Neapels gelockt, das Meer wimmelte von Barken und Booten.

Sieh nur, sieh! wie behend sich die Menge
Durch die Gärten und Felder zerschlägt —

Guitarrentöne, lustiges Singen; Frucht- und Eishändler machten gute Geschäfte. Unter den Bäumen waren Baracken und Zelte zu Trinkzwecken aufgeschlagen, lustwandelnd dazwischen geschminkte Weiber und Mädchen von leichten Sitten, schreiende, bußpredigende Alkantinermönche in weißen Kutten: ein Schauspiel, eine Bühne, deren Hintergrund, wie in der „Stummen von Portici", der ernste Vesuv bildete, donnernd, drohend.

In kurzen Pausen folgten die Ausbrüche von 1696 und 1698. Dieser bedeckte mit seinen mächtigen Laven mehr als vierhundert Hektare Kulturland. Die Einwohner von Torre del Greco hatten ihre Häuser in wilder Flucht verlassen, und die Soldaten des Vicekönigs hatten genug zu thun, die von allen Seiten herein- und einbrechenden Diebe abzuwehren. Die lange Straße von Torre bis Neapel war mit Flüchtigen bedeckt: in Neapel meinte jeder, wenigstens seines Lebens sicher zu sein.

So endete das siebzehnte Jahrhundert. Das achtzehnte ward durch eine großartige Eruption eingeleitet.

Es war am 1. Januar 1701, die Glocken läuteten das neue Jahr und Jahrhundert ein, da ließ sich ein furchtbarer Knall vom Krater des Vesuvs her vernehmen, und gleichzeitig hoch in die Lüfte flog ein immenser Aschenklumpen, gemengt mit Bomben und Steinkugeln, und sofort schoß auch die Lava über den Hang herab in einem Gabelstrom. Sie floß verwüstend über das Gebiet von Ottajano und floß fünfzehn Tage lang.

Fast jedes folgende Jahr hat nun Schreckliches vom Berge zu berichten: 1701, 1704, 1706, 1707, 1712, 1713, 1714, 1716, 1717, 1718, 1720, 1723, 1724, 1725, 1726, 1730 sind mehr oder weniger berüchtigte Eruptionsjahre, das Ganze bildet eine Eruptionsperiode, die mit dem Jahre 1737 zu lärmendem Abschluß kam, und in den sieben Jahren vor 1737 ruhte der Vesuv keineswegs. Francesco Serrao, der in seinem Berichte an die neapolitanische Accademia delle Scienze den siebenunddreißiger Ausbruch schildert, sagt: „Seit der Eruption von 1730 bis zur gegenwärtigen hatte der Vesuv ohne Unterlaß aus seinem alten Krater Rauch und hin und wieder Feuer (?), und wenig Tage nur könnte man aufführen im Laufe dieser letzten sieben Jahre, wo irgend ein Anzeichen seines inneren Brandes gefehlt hätte: und in den drei oder vier, dieser Eruption vorhergehenden Monaten hat man ihn unausgesetzt bald mehr, bald weniger stark im Rauch oder im Feuer glühen gesehen, so daß sein Thun weder Verwunderung noch Furcht mehr erweckte, und besonders waren es die umwohnenden Bauern, die sich, leider zu sehr, an das über ein Jahrhundert dauernde Schauspiel gewöhnt hatten."

Vom 14. Mai dieses Jahres (1737) an, berichtet Palmieri, wuchs der Dynamismus des Kraters ins Ungeheure. Donner, Auswürflinge, aschgraue Rauchwolken, alle schlimmen Erscheinungen zeigten sich am Gipfel, und eine Lava floß in der Richtung von Bosco. Das Dröhnen, das Getöse ward ärger und ärger, und am 19. Mai erfolgte ein erderschütternder schrecklicher Krach, der alles Volk, namentlich die Einwohner des unglücklichen Torre del Greco, in die Flucht trieb: die Flanke des Kegels hatte sich geöffnet und aus ihr quoll jetzt die Lava in ungeheurer Menge. Der Strom, obschon vielfach gespalten, ergoß sich in seiner Hauptmasse in die Gassen von Torre. In der Purgatoriumskirche verbrannten alle heiligen Geräte, die Flut kroch durch die enge Pforte der Karmeliterkirche, sie stieg an den Mauern des Klosters empor und war nahe daran, sich einen Weg durch die Fenster zu bahnen. Sie kreuzte die Hauptstraße und erlahmte erst in geringer Entfernung vom Meere.

Während des Ausbruchs und noch lange Zeit nachher zeigten sich um den Fuß des Vesuvs her zahlreiche Quellen irrespirabler Gase, hauptsächlich Kohlensäure, durch die tierisches Leben rasche Vernichtung findet. Jener Serrao war der erste, der auf die Erscheinung aufmerksam machte. Diese Kohlensäurequellen heißen „Mofetten", sie kommen auf fast jedem vulkanischen Gebiet vor. In den Phlegräischen Feldern ist die „Hundsgrotte" an dem nunmehr ausgetrockneten See von Agnano eine allbekannte Mofette.

Eine Neuheit am Vesuv war gewesen, daß er seine Seite geöffnet hatte, um die Lava frei zu lassen: sie ward von nun an bei vielen Ausbrüchen zur Gepflogenheit. Schon 1751 öffnete sich der Kegel wieder an seiner Basis in der Gegend des Atrio del Cavallo und ergoß seine Lava über die Fluren von Bosco tre Case, einige Schluchten ausfüllend, in acht Stunden etwa vier Miglien durchlaufend. Noch lange Zeit sah man nächtlicherweile kleine Feuerbäche die Hänge herabfließen. Erst am 25. Februar 1752 wurde der Brand gelöscht.

Wir können hier den Alten nur in seinen bedeutendsten Zügen schildern, und nennen, mit Übergehung verschiedener anderer, das Jahr 1766 als denkwürdig in der Geschichte der Ausbrüche. Die Lava, die in breitem Strome schon über San Giorgio hinausgedrungen war, drohte bis nach Neapel vorzurücken. Die Angst in den südöstlichen Vorstädten war groß, die Bußübungen und Prozessionen begannen sofort wieder, das wild-leidenschaftliche Volk erhob sich in höchster Aufregung, die Weltuntergangsfabel spukte wieder in den beschränkten Köpfen. Damals lebte und wirkte in der leichtsinnigen Stadt der berühmte Dominikanermönch Frate Rocco, der beim niederen Volke im Geruch der Heiligkeit stand. Das Volk verlangte, die silberne Büste des Stadtheiligen, San Januarius, dem Vesuv entgegenzustellen. P. Rocco führte die tumultuierende Menge in großem Umgange an, führte sie bis zur Maddalenabrücke, betete und predigte Buße, und die Menge rief den Heiligen an mit Schmeichel- und mit Schimpfnamen. Da stand der Feuerstrom endlich, der Heilige hatte ein neues Wunder gethan, und zu bleibendem Gedächtnis ward ihm jene marmorne Bildsäule auf die Brücke gesetzt.

Mit einem großartigen Feuerwerk, wobei die glühenden Körper die nahe Somma ganz bedeckten und dergeſtalt auch ſie in Thätigkeit erſcheinen ließen, wurde das ſiebzehnte Centenarium der hiſtoriſchen Bethätigung des Berges begangen: im Jahre 79 war Pompeji zerſtört worden, und 1779 iſt ein gewaltiger Ausbruch zu verzeichnen, „der ſeinesgleichen nicht gehabt hatte an dynamiſcher Gewalt“. Zu bemerken iſt, daß erſt fünf, ſechs Jahre früher die Villa des Diomed in Pompeji ausgegraben worden war.

Vor der Solfatara von Pozzuoli.

Und nun heben wir Deutſchen den in Anweſenheit unſeres größten Landsmannes Goethe erfolgten Ausbruch vom Jahre 1787 hervor, der, wenn er an Gewalt dem nächſten von 1790 auch nachſtand, dennoch ziemlich bedeutend war. Die Lava ergoß ſich zum erſtenmal in den ſchon genannten Foſſo della Vetrana (jene alte tiefe Thalmulde hinter dem Obſervatorium) und von da in den tiefer liegenden Foſſo di Faraone, der vor den Dörfern Maſſa und San Sebaſtiano ausmündet. Seitdem haben viele Lava-Ergüſſe in jenen Wallgraben ſtattgefunden, und die Lava ſteht heute hundertundfünfzig Meter hoch in ihm. „Vetrana“ hatte den Namen von einem Sanktuarium, einem Kloſter der Patres Baſiliani, und wurde nach Aufhebung des Ordens in eine Einſiedelei „Romitorio della Vetrana“ umgewandelt. Die Lava von 1787 durchbrach die Mauern des Kirchleins und trug den Altar mit dem Kruzifix und allen Geräten auf ihren Fluten bergab.

„Die Kunde einer ſoeben ausbrechenden Lava“ hatte Goethe am 20. März zum drittenmal auf den Beſuv getrieben, und anſchaulich berichtet er über dieſen Ausflug: „Man habe auch tauſendmal von einem Gegenſtande gehört, das Eigentümliche desſelben ſpricht nur zu uns aus dem unmittelbaren Anſchauen. Die Lava war ſchmal, vielleicht nicht breiter als zehn Fuß, allein die Art, wie ſie eine ſanfte, ziemlich ebene Fläche hinabfloß, war auffallend genug: denn indem ſie während des Fortfließens an den Seiten und an der Oberfläche verkühlt, ſo bildet ſich ein Kanal, der ſich immer erhöht, weil das geſchmolzene Material auch unterhalb des Feuerſtromes erſtarrt, welcher die auf der Oberfläche ſchwimmenden Schlacken rechts und links gleichförmig hinunterwirft, wodurch ſich denn nach und nach ein Damm erhöht, auf welchem der Glutſtrom ruhig fortfließt wie ein Mühlbach. ... Durch die hellſte Sonne erſchien die Glut verdüſtert,

nur ein mächtiger Rauch stieg in die reine Luft. Ich hatte Verlangen, mich dem Punkte zu nähern, wo sie aus dem Berge bricht; dort sollte sie, wie mein Führer versicherte, sogleich Gewölb und Dach über sich her bilden, auf welchem er öfters gestanden habe. Auch dieses zu sehen und zu erfahren, stiegen wir den Berg wieder hinauf, um jenem Punkte von hinten her beizukommen. Glücklicherweise fanden wir die Stelle durch einen lebhaften Windzug entblößt, freilich nicht ganz, denn ringsum qualmte der Dampf aus tausend Ritzen, und nun standen wir wirklich auf der breiartig gewundenen erstarrten Decke, die sich aber so weit vorwärts erstreckte, daß wir die Lava nicht konnten herausquellen sehen."

Bei der Rückfahrt nach Neapel, durch einen „himmlischen Abend", stellt er noch die Betrachtung an, wie ein ungeheurer Gegensatz sich sinnverwirrend erweist: das Schreckliche zum Schönen, das Schöne zum Schrecklichen hebt einander auf und bringt eine gleichgültige Empfindung hervor. Es müßte der Neapolitaner ein anderer Mensch sein, wenn er sich nicht zwischen Gott und Satan eingeklemmt fühlte. Hinter welche Betrachtung ich mir unehrerbietigerweise ein großes Fragezeichen zu machen erlaube, denn in Wahrheit spielt der Vesuv im Leben des Neapolitaners gar keine Rolle oder keine größere als ein österlicher Bußprediger am Molo, von dem der Lazzarone erschüttert weggeht, um sofort wieder zu sündigen.

Die von Goethe am 20. März beobachtete Eruption nahm mit fortschreitendem Frühlinge noch zu, und am 2. Juni, nachdem er vorher tagelang sehnsuchtsvoll nach dem Dampfe geblickt, der, den Berg herab langsam nach dem Meere ziehend, den Weg bezeichnete, welchen die Lava stündlich nahm, hatte er einen überraschenden Ausblick nach dem tobenden Berge von der Wohnung (im königlichen Schlosse) der jungen Herzogin von Giovane (Julie von Mudersbach, Baronin Redewitz, geb. Würzburgerin, im Dienste der Königin Marie Karoline) aus. Sie gingen in dem hochgelegenen Zimmer auf und ab, die Herzogin stieß plötzlich einen Laden auf, und Goethe erblickte, „was man in seinem Leben nur einmal sieht". Der Vesuv lag gerade vor ihnen.

„Die herabfließende Lava, deren Flamme bei längst niedergegangener Sonne schon deutlich glühte und ihren begleitenden Rauch schon zu vergolden anfing; der Berg gewaltsam tobend, über ihm eine ungeheure feststehende Dampfwolke, ihre verschiedenen Massen bei jedem Auswurf blitzartig gesondert und körperhaft erleuchtet. Von da herab bis gegen das Meer ein Streif von Gluten und glühenden Dünsten, übrigens Meer und Erde, Fels und Wachstum deutlich in der Abenddämmerung, klar, friedlich, in einer zauberhaften Ruhe. Dies alles mit einem Blicke zu übersehen und den hinter dem Bergrücken hervortretenden Vollmond als die Erfüllung des wunderhaften Bildes zu schauen, mußte wohl Erstaunen erregen. ... Wir hatten einen Text vor uns, welchen Jahrtausende zu kommentieren nicht hinreichen."

Vier Jahre vor diesem Ausbruche, 1783, hatte das entsetzliche Erdbeben in Süditalien stattgefunden, wodurch halb Kalabrien zerstört worden war (so im Jahre 1755, fünf Jahre vor dem Ausbruche von 1760, das von Lissabon), es ist aber kaum thunlich, es mit dieser Eruptionsperiode, die im Jahre 1790, nach anderen 1794, ihren Abschluß fand, in Zusammenhang zu bringen.

Am 15. Juni 1794 hatte einer der geräuschvollsten Ausbrüche statt, ein effektvoller Aktschluß, merkwürdig besonders durch den erneuten Angriff auf das unglückliche Torre del Greco, das zur Hälfte verbrannt und begraben wurde. Denn wenig oberhalb Torres hatten sich einige Feuerschlünde geöffnet, aus denen die Lava unter lautem Donnergebrüll sich ergoß und in weniger als sechs Stunden das Centrum der Stadt erreichte. Der Kirchturm der Pfarrkirche Santa Croce, an dem die Konsularstraße vorüberführt (noch heute ragt er als Zwerg aus dem Marktplatze empor), wurde bis drei Fünftel Höhe von der harten Lava erstiegen, sie fand ihr Ende erst im Meere, in das sie einen langen Molo hineingeschoben hatte.

Als die armen Korallenfischer, die im Monat Juni schon auf den Fang nach den afrikanischen Küsten gefahren waren, nach drei Monaten zurückkehrten, fanden sie das sonst so schöne Gartenland eine Wüstenei, ihre Häuser in Ruinen. Da war des Jam-

merns kein Ende. Ferdinand IV. Bourbon ließ den Einwohnern der ewig gefährdeten Stadt einen neuen Ort, weiterhin am Meere, zur Ansiedelung anbieten, doch lehnten die Torresen, treu dem ererbten Boden, den königlichen Vorschlag ab, und bald, der Boden war noch warm, noch dampften die Fumarolen, erhob sich eine neue, festere und schönere Stadt aus und auf der Lava. Es ist nicht bloß Sorglosigkeit, das auch die Bewohner von Felsberg bei Chur, denen nach dem unheilvollen Bergsturz von 1843 ein Neu-Felsberg außerhalb der Sturzlinie angewiesen wurde, immer noch das alte Nest, dem das vernichtende Schwert über dem Haupte hängt, bewohnen läßt: es ist ein tiefer Zug, die Liebe zum Heimatboden, zur „süßen Vaterlandserde, zwar von Lava schwarzgestreift".

Der Ausbruch von 1794 war nach gewöhnlicher, aber etwas anzuzweifelnder Berechnung (denn nicht alle Ausbrüche wurden registriert, andere, registrierte, waren nur prodromischer Art) der dreiunddreißigste seit 79 und letzte des achtzehnten Jahrhunderts.

Der Berg war in eine Periode der Erschöpfung oder Ruhe getreten und begann seine Arbeit erst wieder 1804, zur Zeit der Kaiserkrönung Napoleons I., mit einem kräftigen Ausbruche. Wie die Welt da draußen von da ab in steter Bewegung war, war es auch der unruhige Berg, und Eruptionsjahre sind 1805, 1806, 1810, 1811, 1813 und so fort. Der Vesuv war seit 1804 in eine neue Eruptionsperiode getreten, und diese fand ihren Abschluß, wie es scheint, erst im Herbst 1822.

Mit dieser Eruption beginnt nun das eigentliche wissenschaftliche Studium des Vesuvs und der Dinge und Vorgänge an ihm. Verschiedene gute italienische Namen sind zu nennen, auch ausländische. Unter diesen Poulett Scrope, Parlamentsmitglied und Mitglied der Geologischen Gesellschaft von London, der, wie er selbst sagt: „das gute Glück hatte, die heftigste Eruption, die seit Menschenaltern in Europa stattgefunden, während ihres ganzen Fortganges zu beobachten, nämlich die des Vesuvs im Oktober 1822."

Häufige, rasch aufeinander folgende, nicht zu zählende Explosionen, die eine mehrere Tausend Fuß hohe Aschensäule und Lavafragmente emporschleuderten, dauerten gegen zwanzig Tage an. Sie hatten am Ende durch die feste Masse des Berges einen steilen, kreisrunden Kessel von drei Miglien im Umfang und gegen 1500 Fuß Tiefe gebohrt. Die diesem ungeheuren Loche entstammende Masse war samt den ganz bedeutenden Lossprengungen am Kraterrande (der gegen 600 Fuß an Höhe soll verloren haben) in die Luft geflogen. Viel Wasserdampf entlud sich gleichzeitig und stieg noch höher als die festen Massen (10000 bis 12000 Fuß), in einer Säule, „die nach allem Anschein aus unterschiedlichen kugelförmigen Massen oder Stößen Dampfes bestanden, die, mit ungeheurer Kraft aufwärts getrieben, über und übereinander rollten, ebenso vielen Baumwollenballen gleichend, sich in gewissem Maße nach den Seiten ausbreiteten, als der Widerstand der Luft die Geschwindigkeit ihres Emporsteigens hemmte, während doch erneuerte Entladungen von unten anpreßten. Jeder der Dampfstöße bestand offenbar aus dem Inhalt einer großen Dampfblase, die durch die geschmolzene Lava im Kamin des Vulkans emporstieg und dann auf der Oberfläche dieser zerplatzte. Es war genau so, als ob eine fortwährende Folge von Entladungen aus einem kolossalen Perkinschen Dampfmörser im Inneren des Berges stattfände. Und diesem gleichmäßigen Drucke nach allen Seiten durch die ungeheure Expansivkraft dieser Dampfstöße war der kreisrunde Durchschnitt des Kraters oder Entladungskanals zu verdanken, der nach und nach durch diese Riesenartillerie durch die Mitte des Kegels gebohrt wurde — kontinuierliche Entladungen, in immer größeren Tiefen stattfindend, als die Oberfläche der kochenden Lava innerhalb des Schlundes sank. Nach und nach jedoch verminderten sich die Explosionen an Kraft und Häufigkeit, bis endlich die Spannung der Dampfblasen, die am Boden des Kraters platzten, keine Kraft mehr besaßen, die innerhalb des Kraters fallenden Fragmente über dessen Rand zu schleudern, die endlich sich dermaßen ansammelten und die Explosionen so dämpften, daß die Eruption ein Ende fand."

Andere Beobachter dieses einundvierzigsten Ausbruches, in Torre del Greco, erzählen, wie schon in den ersten Tagen des Oktobers

die von dem kleineren Kegel ausgeworfenen Schlacken die innere Fläche bis zum Rande des großen Kegels ausfüllten. Hier muß gesagt werden, daß der Vesuv einige Jahre vor 1822 fast gar keinen Kratertrichter besaß, sondern wie schon zu anderen Malen auf seinem abgestumpften Gipfel eine rauhe mit kleinen parasitischen Kegeln besetzte Platte zeigte, die dann weggesprengt wurde.

Am Abend des 20. Oktobers verspürte man in Torre einige heftige Erdstöße, und ein dicker schwarzer Rauch erhob sich aus dem großen Krater. Am 21., nachmittags zwei Uhr, hatte die Lava den Kesselrand erreicht und floß über in zwei Strömen, deren einer sich auf Resina wälzte. Um Mitternacht ward die Thätigkeit sehr heftig, häufiger floß die Lava, zugleich fiel ein dicker Regen von Asche auf die Ortschaften Bosco tre Case und Ottajano, deren Bewohner in Entsetzen flohen. Diese Aschen waren entstanden aus den während der Eruption ausgeworfenen fragmentarischen Massen, die durch wiederholten Auswurf zerrieben worden waren und nun vom Winde ins Land hineingeweht wurden. Gegen Ottajano hinab fielen Klumpen, die fünfundzwanzig Fuß im Umfang maßen und mehrere Tonnen wogen.

So dauerte es fort bis zum nächsten Nachmittag, da sah man gegen zwei Uhr zwischen Vesuv und Camaldolihügel (einer alten Kegelbildung hinter Torre Annunziata) Blitze von der Erde durch den Dampf zucken und am Himmel erlöschen. Die Lava rückte stetig weiter vor, immer gegen Resina, drohte endlich auch Portici zu umfluten, blieb aber etwa achthundert Meter vom Kirchlein von Pugliano stehen und floß nicht weiter. Am 23. minderte sich das Bombardement und die östliche Lava staute sich. Am 24. war der Aschen-Sandregen so dicht, daß in den Häusern von Torre Licht angezündet wurde. Der Vulkan war durchaus in Wolken und Rauch eingehüllt. Am 27. ergoß sich ein wolkenbruchartiger Regen über die Landschaft, der die an den Seiten des Berges angehäuften Aschen als Schlamm in die Felder und Gärten hineinspülte, vor dem die armen Bewohner die gleiche Furcht hatten wie vor der strömenden Lava.

Endlich stand der Alte wieder in seiner bedrohlichen Ruhe da und atmete nur in Fumarolen, die von d'Aubeny beobachtet wurden, da er den Krater 1824 besuchte.

Schon 1834 gab es wieder ein neues Spektakel, merkwürdig noch dadurch, daß in den Seen der Phlegräischen Felder, im Lago Lucrino, Fusaro und Licola, die Austern und Fische abstarben.

Über die in den Annalen des Berges mit Feuerschrift eingeschriebenen Jahre 1838 und 1839 gelangen wir zum letzten Blatt des ziemlich unregelmäßig und meist unwissenschaftlich geführten Tagebuches, das mit Eröffnung des Observatoriums, 1851, seinen Abschluß als ungeordnetes fand.

Und die letzte Eruption endete im Februar 1850: sie war seit 1841 in Vorbereitung gewesen. In diesem Jahre hatte der Krater die Form eines sehr tiefen Trichters, in den man etwas mühselig, aber gänzlich gefahrlos hinabsteigen konnte, denn er war im Grunde vollständig geschlossen. Im Herbst 1841 öffnete dieser Grund sich mit mäßiger Explosion, und ebenso mäßig war der Ausbruch, doch genügend, um im Centrum einen kleinen Kegel aufzubauen. Vom Fuße dieses Kegels gingen kleine Lavabäche aus, die einen Widerstand an den inneren Kraterwänden fanden, sich nun durcheinanderschlängelten, übereinanderwälzten, bis sich der innere Kraterboden mehr und mehr erhöhte und ebenso der innere Kegel höher und höher anwuchs, endlich (Februar 1845) so hoch, daß man seine Spitze, die die Kraterränder überragte, bequem von Neapel aus sehen konnte. Im Herbst 1845 war auch der alte Hexenkessel des Kraters vollständig mit Lava ausgefüllt. Die Eruptionen wurden heftiger in den Jahren 1847, 1848, 1849. Im Januar 1850 stürzte bei einer heftigen Explosion der kleinere Kegel in sich zusammen. Am 5. Februar platzte der große Kegel auf der Nordseite und spaltete sich bis zum 9. vom Scheitel bis zum Fuße: ein Höllenthor, aus dem die Lava sich ergießt. Auch im Atrio öffnen sich neue Lavaquellen, über denen sich kleine schornsteinähnliche Kegel aufbauen. Der Hauptkrater brüllte indessen entsetzlich über das Land hin und schreckte alles Volk. Von der Lava ward wiederum die Campagna von Ottajano schwer betroffen.

Als es möglich war, Ende Februar den

Gipfel des Kegels zu beſuchen, fand man zwei weite und tiefe Krater, bei gänzlicher Umgeſtaltung der Hochfläche des Kegels, auch entdeckte man an dem Oſthange acht neue Öffnungen, aus denen die Lava gefloſſen war.

Von nun an war Luigi Palmieri Buchführer oder Geheimſekretär des gewaltthätigen Feudalherrn geworden, eine Art veſuvianiſcher Eckermann, dem kein Laut, kein Stirnrunzeln des Olympiers entging. Er hat einen reichen Schatz von Wiſſenſchaft aus der Lava gegraben; die Ergebniſſe ſeiner Studien am Berge ſind hoch beachtenswert: er hat uns eine eingehende, fortlaufende Geſchichte der verſchiedenen Phaſen des Vulkans gegeben, hat die Natur und den Charakter der Laven mit den an ihnen zu beobachtenden Erſcheinungen ſtudiert. Er hat gefunden, daß das ſpecifiſche Gewicht der erſtarrten Lava geringer iſt als das der fließenden, hat ferner die Geſetze entdeckt über die Fumarolen der Lava, indem er die Reihenfolge der gasartigen Ausdünſtungen feſtſtellte und zeigte, wie die Sublimationen ſich bilden. Die Natur dieſer Sublimationen hat er genau beſtimmt, hat verſchiedene neue dazugefunden, und hat dabei nachgewieſen, daß einige Erzeugniſſe, die man mehr oder weniger zufällig wähnte, konſtant ſind, und daß man zur Beobachtung nur eben den richtigen Augenblick treffen muß. Einige wiſſenſchaftliche Annahmen konnte er als irrige korrigieren, was ihm, dem beſtändigen Gaſte des Vulkans, leichter wurde als dem vorübergehenden Beſucher. Endlich iſt er Erfinder einiger Inſtrumente, die als Kraftmeſſer u. a. der vulkaniſchen Äußerungen dienen.

Aus Herkulanum.

Luigi Palmieri iſt ein Sohn der Terra di Lavoro. Er wurde am 21. April 1807 zu Faicchia, einem kleinen ſamnitiſchen Bergneſte, geboren, wo ihm ſein Vater den erſten Unterricht im Lateiniſchen gab. Seine Vorſchule für die Univerſität von Neapel war das mit Gymnaſium und Lyceum verbundene Prieſterſeminar von Cajazzo. Sein Studium wurde Phyſik und Philoſophie, und „fertig" geworden, berief man ihn als Profeſſor der Phyſik in das Kgl. Lyceum der Hauptſtadt.

Fünfundzwanzig Jahre alt, gründete er in Neapel ein eigenes, dem Studium der Phyſik und Philoſophie gewidmetes Inſtitut und verſah dieſes auf ſeine Koſten mit allen dazu gehörigen Maſchinen und Inſtrumenten.

Vierhundert Schüler liefen ihm zu. Die Regierung war aufmerkſam auf ihn geworden und ernannte ihn 1845 zum Profeſſor am Marine-Colleg und beim Tode des berühmten Galuzzi zum o. ö. Profeſſor der Univerſität von Neapel.

Um dieſe Zeit ſtarb der vortreffliche Melloni, der Verfaſſer der Unterſuchungen über Wärmeſtrahlung, der politiſch anrüchige Mann, den der Bourbone außer Landes verwieſen, der in ſeine Heimat zurückkehren durfte nur auf Bitten Alexander von Humboldts, um von neuem ausgewieſen zu werden. Schließlich „begnadigte" Ferdinand den armen umgetriebenen Mann zu dem verlorenen Poſten auf dem neu errichteten Veſuvobſervatorium, den nach dem baldigen Tode des Armen der Profeſſor Palmieri erhielt. Die neue Regierung, 1860, beſtätigte dieſen und überwies ihm den Lehrſtuhl der Phyſik an der Univerſität Neapel.

Still und klein floß ſein den elektriſchen

Digitized by Google

und meteorologischen Studien gewidmetes Leben dahin, doch kam es so manchmal in Gefahr, durch das „Versuchstier", den Vesuv, vernichtet zu werden.

Die von Mai 1858 bis März 1860 dauernde Vorbereitung und die darauf folgende Eruption wird von ihm in allen ihren Phasen, in den kleinsten Vorkommnissen geschildert. Er schreibt: „Auch nachdem der Lavaerguß an der Base des Kegels aufgehört hatte, war der obere Krater noch immer in gemäßigter Thätigkeit. Am 8. Dezember 1861 jedoch öffnete sich ein neuer Spalt wenig oberhalb Torre del Grecos, und zwar auf den alten Formationen des Sommaberges, und setzte sich durch das Stadtinnere hindurch bis zur Meeresküste fort. Den oberen Teil dieser Spalten zeichneten eine Reihe von neuen Feuerschlünden, der Rest war durch Fumarolen markiert, die sich bis ein Kilometer weit ins Meer fortsetzten, wo durch heftige Gasausströmungen alle Fische starben.

Jene Feuerschlünde warfen während zweier Tage mit großem Ungestüm Rauch, glühende Steine und Asche aus, auch zahlreiche Blitze konnte ich (Palmieri erzählt) aus der Entfernung von einigen Hundert Metern beobachten. Der eine der Schlünde, und zwar der höhere, hatte sich ganz zweifellos durch Einsturz oder Einsinken gebildet, denn an dem Orte, wo sich jetzt die Öffnung zeigte, hatte vorher ein Bauernhaus gestanden, das so vollständig verschwunden war, daß es mir nicht möglich wurde, nur ein Steinchen von ihm aufzufinden. Der Besitzer dieses Hauses und seine Frau hatten kurz vorher drinnen gesessen; plötzlich erschreckt durch das unheimliche Läuten einer an der Wand hängenden Kuhglocke, waren sie, im Glauben, ein Geist treibe sein Wesen, in Hast geflohen. Einige Hundert Meter weit waren sie gekommen, als sie hinter sich einen greulichen Lärm hörten und, rückschauend, gewahrten, daß ihr Haus verschwunden war.

Reichliche Lava ergoß sich aus den Schlünden, die in der Mitte der Reihe standen, und bewegte sich gegen die Häuser von Torre del Greco. Die Bäume der nahen Campagna, die Reben verbrannten, dann aber blieb die Verwüsterin stehen. Am Abend des 8. sah man auf dem Gipfel des Berges die mit Asche gefüllte pinienförmige Rauchwolke, hin und wieder durch Blitze zerrissen.

Die Brunnen in Torre hatten diesmal, anstatt zu vertrocknen, vor der Eruption einen erhöhten Wasserstand, und die Oberfläche des Wassers war in beständiger Bewegung durch aufsteigende Gase. Das laufende Quellwasser schwoll derart an, daß es an einigen Stellen die Leitung zerbrach und als ein Wildbach dem Meere zulief.

Einige Trinkwasserquellen am Meeresstrande wuchsen gleicherweise, waren durchsetzt von Kohlenwasserstoffgasen und brachten ihre Temperatur bis 38 Grad.

Während ich diese Erscheinungen studierte, wurde mir eine felsige Klippe an der Küste gezeigt, von der man mir sagte, sie sei noch im Monat Juni unter Wasser gewesen. Ich vermutete, daß hier sich das schon von anderen Historiographen der Vesuvausbrüche verzeichnete Phänomen eines Zurückweichens der Meereswasser wiederholt habe, stieg in eine Barke und beobachtete die andere Küstenstrecke, größtenteils aus steilen Felsen der 1794er Lava geformt. Da gewahrte ich einen Gürtel von Algen und Muscheltieren, die nie über den Spiegel des mittleren Meeresstandes hinaussteigen, jetzt um etwa anderthalb Meter über diesen hinausgehoben und so parallel mit ihm, daß man wirklich glauben konnte, das Meer sei zurückgetreten.

Ich maß nun die Höhe dieser Zone und fand das Maximum bei Torre del Greco, nach der einen und nach der anderen Seite fiel diese Hebung langsam ab und verschwand endlich ganz. Hieraus schloß ich auf eine Bodenerhebung, und die Ursache des von anderen geschilderten Phänomens eines Zurückgehens des Meeres war mir klar geworden.

Und aus dieser Bodenerhebung ist der Einsturz fast aller auf der 1794er Lava erbauten Häuser in Torre herzuleiten. Beim Anblick einer so zerstörten Stadt hätte jedermann an ein Erdbeben, im gewöhnlichen Sinne des Wortes, gedacht, und doch waren die Häuser eingestürzt, ohne daß der Boden fühlbar erschüttert worden. Die seismischen Apparate des Observatoriums zeigten keine erheblichen Stöße an."

Aus einer Bevölkerung von 22000 See-

len waren 15000 geflohen, viele in die Fremde gegangen. Die verwüstete Stadt war erfüllt von Schwefelgestank, besonders gegen das Meer hin, und es schien, sie müsse für immer gemieden werden.

Palmieri fährt fort: „Ich durchirrte die verödeten Straßen, und es schien mir, ich wandere zwischen den Ruinen von Pompeji. Der Boden war an verschiedenen Stellen aufgesprungen, hier und da spürte man eine erhöhte Temperatur; lebhafte und zahlreiche Mofetten entwickelten kohlensaure Gase, die mit Erstickung bedrohten, so daß ich mit angezündeter Lampe einherging, deren Erlöschen mich gewarnt hätte, weiter vorzuschreiten. Allüberall machten sich Kohlenwasserstoffgase, schwefelige Säure und freie Wasserstoffgase bemerkbar. Einige dieser Gasquellen hatten den lästigen Geruch des Petroleums und verdarben fast das ganze Quellwasser. Selbst die Fische, die man tot auflas und die zu Hunderten auf der Oberfläche des Meeres schwammen, waren ungenießbar des widrigen Geruchs wegen, den sie an sich hatten.

Lange Zeit blieb das Trinkwasser mit einem ekelhaften Geschmacke behaftet, auch noch nachdem es auf seinen alten Stand zurückgekehrt war. Dazu geschah es, daß verschiedene Brunnen für immer vertrockneten.

Da ein Zurücktreten des Meeres und seine langsame Wiederkehr zum Ufer schon zu verschiedenen Malen beobachtet worden war, so hatte ich Grund zu der Annahme, der Boden Torre del Grecos, der sich in weniger als vierundzwanzig Stunden gehoben, werde allmählich zu seinem früheren Niveau zurückkehren. Die Accademia Pontaniana gewährte Professor Schiavoni und mir die Mittel zu diesbezüglichen Forschungen, und so hatte ich Gelegenheit zu sehen, mit welcher Langsamkeit die neue Senkung vor sich ging: nach Verlauf eines Jahres fehlten noch immer einige Decimeter am antiken Stande."

Auch diese Periode vulkanischer Thätigkeit, die 1856 begonnen hatte, konnte als abgeschlossen angesehen werden.

Ich übergehe die Eruption des Jahres 1868 und gelange zu der unstreitig großartigsten des neunzehnten Jahrhunderts, zu der im Frühling 1872, deren sämtlichen Phasen ich als Augen- und Ohrenzeuge beigewohnt habe.

1868 nach Neapel gekommen, hatte ich mir die Phlegräischen Felder mit ihren tausend Reizen zu einem allsonntäglichen Wanderziel, ebenso den Vesuv mit seinen blühenden Umgebungen und seiner bedrohlichen Majestät zum Studienobjekt erkoren. Wie oft war ich allein oder in Gesellschaft befreundeter Deutscher, immer zu Fuß, in Tages- oder Nachtfahrten, von Resina aus hinaufgewandert zwischen den Weinbergsmauern, über welche die lustige Rebe grüßt, über Lavageröll, das die groteske indische Feige krönt oder glanzblätteriges Buschwerk jeder Art. War es Nacht, so wurden die Fackeln bei Donna Filomena, deren Wein bei uns in Ansehen stand, angezündet, und unter Sang und heiterem Wort wurden die Wegkürzungen mitten durch holperige Lava hindurch beschritten. Der Berg zuckte diese Jahre hindurch fast immer in Flammenschein auf, immer vernehmbar war ein donnerndes Grollen, und dann war es, als ob der Boden unter unseren Füßen leise erbebe.

Um Mitternacht war man an der Einsiedelei, diesem „ruhigen Schauplatz christlicher Gastfreundschaft in einer kleinen Zelle am Fuße eines Feuerbergs mitten unter Ungewittern", wie sie Chateaubriand noch anfangs dieses Jahrhunderts bombastisch benannte, die zu unserer Zeit aber und lange vorher schon von einer Art Räuberhauptmann und unter polizeilicher Aufsicht stehendem Kamorristen besiedelt war. Hier blieben wir das eine Mal übernachtend auf den „schwellenden" Mooslagern bis eine oder zwei Stunden vor Sonnenaufgang; das andere Mal wachten wir diesen ein Stück unterhalb des Kraters, hinter einem Lavablock zusammengekauert, heran. Das waren traurig schöne Stunden — wir saßen zusammengeschmiegt in unsere Plaids gewickelt; eiskalt strich der Nachtwind aus den dunklen Schluchten herauf, pfeifend in allen Tonarten auf den Spitzen und Zacken der Laven. In den fiebernden Eingeweiden des Berges polterte und rumorte es, oft hauchte er uns seine scharfsalzigen Dämpfe ins Gesicht. Aber die Cigarren und Pfeifen glühten, der alte gute Wein glühte in unseren Adern, und manches gute Wort flog unter den Kapuzen hervor, bis auch dies verstummte und die Nacht im blitzenden Sternenmantel ihre hehre Herrschaft antrat.

Nun schauten die Augen wie im Traum auf das stille große Landschaftsbild tief unter uns: wie eine Traumphantasie lag der nebelleuchtende Golf in seiner ganzen Breite vor uns, gesäumt von Castellammare durch die ganze Reihe der schönen Uferstädte bis Neapel von einer ununterbrochenen Ranke gelber Lichter. In Neapel und darüber glänzte und glimmerte es, von dem ewig regen Leben zeugend, die ganze Nacht hindurch. Gegen Westen dämmerte in silberblauem Hauche die süße Insel der Sirenen, das felsenstarrende Capri ...

Das Windeswirren wird immer eigenartiger; er flüstert alte griechische, römische Namen in unsere Ohren, schöne klangvolle Namen, und das halbgeschlossene Auge sieht Gestalten vorüberziehen in langen weißen und dunkelfarbigen Gewändern ... sie winken, verflattern ...

Dann sinkt der Mond, es sinken die Sterne, hinter der Somma hebt sich langsam der junge Tag in den Himmel hinein. In den Gehöften krähen die Hähne, ein verschlafenes Glöckchen weckt mit dünner Stimme die anderen Nachbarglocken, und durch das Gewirr von Tönen, Farben und Lichtern und entflatternden Traumbildern klimmt man hinauf zum Kraterrand.

Dann kam das Jahr 1872.

Glänzend hatte der Frühling sich entfaltet. In die Herzen der Vesuvbauern war rechte Freude eingezogen: die Campagna prangte in allen Tiefen und Höhen rings um den Berg her fruchtverheißend in prächtiger Fülle. Frühregen und Spätregen haben das Feld getränkt, und wie ein Lustgarten ist das Land zu schauen. Der Feigenbaum hat Augen gewonnen, die Granate bedeckt sich mit fröhlichem Grün, und zwischen den goldig leuchtenden Blättern der Weinranken hängen dicht gereiht zu Millionen die strotzenden Blütentrauben. Das wird wieder einmal ein gutes Jahr. Zufrieden besuchen sich am Sonntage die Nachbarn in ihren rebenumsponnenen Häusern und schwatzen, auf den Vortreppen hockend, bei dampfenden Schilfpfeifen von dem reichen Herbstsegen.

Überall begegnet man stillglücklichen Gesichtern. Gern gönnt man den Leuten diese Freude, wenn man die hageren, lederbraunen Wangen sieht und die hufharten Hände fühlt. An den gefährlichen vulkanischen Nachbar denkt niemand. Der hat schon so lange gedroht und gedroht, hat gespukt mit Stein und Feuer und sich dann wieder beruhigt.

Schon im Herbst 1870 hatte der Hauptkrater angefangen, sein Feuer neu zu schüren. Im Januar 1871 hatte sich am Nordrande der Hochfläche jenes ein neuer, etwa zwanzig Meter hoher Kegel gebildet, der seine Lava reichlich in das Atriothal fließen ließ. Er leuchtete jeden Abend in das Land hinein und über das Meer weg wie ein Leuchtturm, begann im März zu erlöschen, nahm aber im Herbst seine Thätigkeit wieder auf und diesmal in Gesellschaft von zahlreichen kleinen Schlünden rings um den Hauptkrater her.

Im Februar 1872 schien das Spektakel sich seinem Ende zuzuneigen. Der Märzvollmond belebte es wieder, denn auf der Nordseite des Hauptkegels bezeichnete eine von oben bis zum Fuß reichende Linie von Fumarolen, daß da wieder ein großer Riß geschehen war. Die Lava floß eine Woche lang und stand dann. Der Centralkrater aber donnerte und grollte weiter und qualmte in unerhörter Weise.

Palmieri erwartete Großes. Am 23. April gab es wieder Vollmond, und die Instrumente des Observatoriums begannen eine fieberhafte Thätigkeit. Gegen Abend sah man von Neapel aus den Vesuvhügel von einer großen Zahl glänzender Laven gefurcht, die in der Richtung nach Torre del Greco, San Sebastiano, Resina und Portici herabflossen. Ein ganz großartiges Schauspiel, in dem noch niemand ein Trauerspiel ahnte. Als in Neapel am Abend die Theater ihre Vorstellungen begannen, strömten ebenso viele Zuschauer hinunter nach dem Molo, nach dem Hafen und Sa. Lucia, nach der feuerleuchtenden Bühne hinüberzuschauen. Bis weit über Mitternacht ließ man sich fesseln.

Auch wir saßen auf grüner Höhe über der Stadt im trauten Gespräche beim Wein, ahnungslos. Scharf gezeichnet sahen wir die verschiedenen Lavaströme in großer Schnelligkeit und symmetrisch die dunklen Seiten des Berges herabgleiten. Himmel und Meer glühten im dunkelsten Purpur, wie die Abendröte leuchtet auf Gewitterwolken.

Caſa del Fauno in Pompeji.

Die Nacht war ruhig, weich und klar. Der Vollmond erhöhte durch den Gegenſatz ſeines ſanften grünlichen Lichtes den Schein der dem Orkus entſtammenden Flammen. Kein Ton war hörbar. Tiefer Friede ruhte auf der bezauberten, von ſüßen Orangendüften erfüllten Landſchaft.

Welch herrliches Nachtbild: die traumwachende Stadt am Golf hier. Flimmernd in ungewiſſem Licht erglänzen die weißen Häuſer aus dem Grün, die Kuppeln der Kirchen, die Paläſte. Aus den dunklen Straßen und Gaſſen leuchten die Gaslaternen mit gelbem Schein, und aus geöffneten Balkonfenſtern bricht der Lampenſchein. Im Hafen ſchwanken langſam auf den atmenden Wellen die ſchwarzen Schiffe hin und her, wirft der Leuchtturm ſeine Blitze in die Ferne des hohen Meeres hinaus. Barken gleiten unter dem Mondſchein hin und teilen die vom Vulkanfeuer angeglühte Flut. Noch hält der Veſuv ſeine Leuchte empor; wie ein Brautführer ſteht er der ſchönen Parthenope voran, der Welt zu zeigen, wie ſchön über die Maßen die Braut ſei, die in der Frühlingsnacht ihre Hochzeit feiert.

Viele Neugierige waren in dieſer Nacht auf den Berg geſtiegen, die Laven in der Nähe zu ſehen. Dieſe aber waren im Morgengrauen des 25. April plötzlich erloſchen, bis auf eine, die dem Fuße des Kegels entſprang.

Und wieder war ein herrlicher Frühlingstag aufgegangen. Ich ſchaute nach dem Berge hinüber, er rauchte wohl ſtärker wie gewöhnlich, aber die bedrohlichen Ströme ſtanden. Veranlaſſung zu irgend welchen Befürchtungen lag nicht vor.

Der Seismograph Palmieris will ſich jedoch nicht beruhigen. Und als am Abend wiederum viele Neugierige am Obſervatorium vorüberziehen, in Ermangelung der anderen Ströme den einzig übrig gebliebenen zu beſuchen, warnt der treue Eckehart ſie alle vor den Tücken des Berges, aber nicht von allen gehört. Viele dringen in das Atrio del Cavallo hinein, zwei Stunden Weges. Sie kommen gegen vier Uhr zurück. Da geſchieht

das unerwartet Gräßliche: der kleine Kegel stürzt in sich zusammen, und mit einem furchtbaren Krach spaltet sich die Nordostseite des Hauptkegels und entladet unermeßliche gewaltige Feuerströme, während vom oberen Krater die Geschosse in weiten Bogen in das Atrio geworfen werden. Dicker, erstickender Qualm umhüllt die wandernden Gesellschaften, Männer und Frauen, die Lava sperrt ihnen den Weg, glühende Blöcke regnet es von oben: da ist nirgends Rettung. Wie viele fanden im Feuer ihren Tod und verschwanden unter der über sie hineilenden Lava!

Die Zahl der Getöteten hat nie genau ermittelt werden können, man sprach von über hundert, unter ihnen waren zahlreiche Studenten der Universität Neapel, ebenso zahlreich fremde Touristen.

In Neapel hatte man bald Kunde von dem furchtbaren Ereignisse. Der Berg selbst verkündete mit wütendem Donnergebrüll sein wildes Thun. In Neapel bebte der Boden, zitterten die Häuser, so daß sich der Stuck von den Simsen löste, Thüren und Fenster rüttelten dröhnend ohne Unterlaß, und die Hängelampen und Gläser schwankten und klirrten. Das Überwältigendste aber ist die Dampfwolke, die sich machtvoll über den Berg in einer Seehöhe von gegen sechstausend Metern erhoben hat und die der stetig nachdrängende Dampf immer breiter und höher drückt und füllt, bis sie schließlich den ganzen Himmel gegen Osten schließt. Wie aus Marmor gemeißelt, starr, unbeweglich, blendend weiß strahlt sie aus dem am Gipfel und an den Kraterhängen, wo die Lavaströme fließen, sich ballenden, schweren, schwarzen Rauch hervor und hängt drohend und unheilverkündend über der sonnigen, vom Donnergebrüll durchzitterten Landschaft.

Der Anblick ist überwältigend. In Scharen läuft das Volk aus dem Stadtinneren herzu, steht auf den Plätzen, auf den Dächern, angefesselt, starr, in tiefem Schweigen, oder nur geflüsterte Worte tauschend. Aller hat sich das Gefühl des Unsicheren, die Ahnung des Schrecklichen bemächtigt. Die über den Häuptern lastende Wolke übt einen Druck auf die Gemüter aus.

Es ist wie ein Vorgefühl des Jüngsten Tages, und die blinde Menge flüchtet sich zur Madonna in die Kirchen.

Der große Feuerstrom hat rasch das Atriothal durchflossen und stürzt sich nun wie eine Kaskade, achthundert Meter breit, in den Fosso della Vetrana, ein anderer Zweig fließt südlich am Observatorium vorbei. Jener stürzt sich, wiederum gegabelt, hinab, rastlos hinab auf die blühenden Ortschaften. Der Gipfelstrom wälzt sich gegen Camaldoli della Torre, einen alten Kraterhügel, der ein Kloster trägt.

Überall werden die Bauern und Winzer aus den Häusern geschreckt. Sie kommt! Die Lava kommt!

Nicht einer Schlange gleich, nein, wie eine breite, mächtige Mauer von Feuer, purpurrot, rauschend und raschelnd rückt sie zuckend und hüpfend in das Thal, in die Ebene herab, vor keinem Hindernis zagend.

Die Kräuter des Feldes, die niederen Sträucher knistern und prasseln flammend vor ihr auf; an den Ranken der Reben kriecht die hastige Flamme hinauf in die Gipfel der Bäume, deren Fuß die Lava bereits mit glühender Hand mordend umspannt hält. Mit schwarzen Armen, flehend, schon schwankend, greifen sie nur kurze Zeit noch in den geröteten Nachthimmel hinein, und stürzen dann mit dumpfem Knall zerberstend in die weiterfressenden Fluten.

Da! auf dem Hügel drüben hat es das erste Haus gepackt, rasch war das Vormäuerchen überklettert, rasch die Seitenwand eingedrückt, und schon liegt das Ganze schwimmend, dann versinkend auf dem raschen Strome.

Überall heulen und zetern die Leute sich gegenseitig vom Lager auf. Die Heiligen werden angerufen. Die kleineren Kinder weinen, die größeren, im groben Hemde vor der Thür stehend, starren mit weit aufgerissenen Augen in den Feuerschein ...

Hier gilt kein Säumen! Wie es der Großvater und Vater gethan, macht es der Sohn. Das blökende und klagende Vieh, das gakkernde Hühnervolk wird eingefangen, alle Hände sind thätig in wilder Hast. Wäsche und Kleider und Betten werden in große Bündel verschnürt und den Frauen auf die Köpfe gehoben. Der arme Esel bricht fast zusammen unter der Last des ihm aufgebürdeten Hausgerätes, dessen Rest die Männer und Knaben tragen. Da flammt ein zweites

Haus auf ... ein drittes! Praſſelnd, vom Berge im Bogen geſchleudert, fallen Lavafetzen und Aſchebrocken auf die Dächer, durchs Laub der Kaſtanien raſchelnd.

Jetzt Flucht!

Auf allen Hügeln, in allen Gründen iſt längſt es lebendig geworden. Laute Zurufe tönen durch das Morgengrauen, vermiſcht mit dem Schreien der geängſtigten Haustiere. Aus dem Thale klingen ängſtlich haſtig die Glocken und Glöckchen, hallt dumpf herauf, wie Brauſen der Brandung, das Rauſchen der Bevölkerung, die ſich zur Flucht rüſtet.

Die verlaſſene Habe, den der Zerſtörung ausgeſetzten Weinberg, den Krautgarten giebt der Fliehende im frommen Glauben in den Schutz ſeines Heiligen, des S. Antonio, S. Gennaro, und klebt deſſen Bild an die Hausthür, an das noch gefüllte Weinfaß, an den Grenzbaum ſeiner Vigna.

Nun ſetzt ſich die kleine Karawane ſchweigend, die Weiber leiſe weinend, in Bewegung. Der Weg thalwärts iſt nur ſchwer zu begehen: er folgt einer uralten Eroſionsſchlucht, halb ausgefüllt mit ſpäteren Bimsſtein- und Lavabrocken. Von allen Seiten kommen neue Züge, größer und größer wird die Menge. Laute Geſpräche werden geführt in faſt ſchreiendem Ton. Der Lärm wächſt mit der Zahl der Flüchtigen.

Von Neapel aus, von Portici, Reſina und Torre aus ſtarren viele Augen ängſtlich nach der Lava hin. Das ſind die Herren, die Beſitzer der Veſuvländereien. Sie ſehen den Feuerſtrom über ihr koſtbares Land hinfluten, die Felder und Weinberge der Vernichtung anheimgegeben: ſie zagen und verzagen.

Und nun iſt der Morgen da. Der Tau glänzt wie immer auf Blättern und Halmen, wie immer breitet das blaue Meer ſich in dem lachenden Golfe aus, ſpannt ſich klar und golden der Himmel über die Landſchaft.

Die Straße von Reſina nach Neapel iſt dicht bedeckt mit bleichen ſchweißtriefenden Flüchtlingen. Dicker Staub umwirbelt ſie und lagert wie eine Wolke auf dem Zuge: Weiber mit Kleider- und Bettbündeln auf dem Haupte, ein ſaugendes Kind an der Bruſt, ein anderes an den Kleiderfalten hängend, Männer Karren ſchiebend, das wenige Hausvieh vor ſich hertreibend. Hohe Karren mit Herrenwaren aus den Villen, Poliziſten, Karabinieri, Soldaten, Ambulanzen und Ärzte, Reiter zu Pferd und zu Eſel — über alle hin, hinter allen drein aber donnert erſchütternd der Berg, donnert ſo fürchterlich, daß ſich ſcheu das kleine Menſchenwort in die bange Bruſt zurückflüchtet.

An den wacheſtehenden Marmorſtatuen der Promenadenheiligen klettern die Gaſſenjungen empor und drücken ihnen Roſenſträucher und Orangenblüten in die Hände; dünne Wachskerzen werden ihnen zu Füßen angeklebt. Am Weichbild der Stadt formiert ſich eine Prozeſſion von mehreren Hundert Frauen und Mädchen, beſonders Freudenmädchen, die mit aufgelöſten Haaren, barfuß, drohend-ernſt einem von Prieſtern umringten breiten ſchwarzen Kreuze folgen. Sie ziehen zu jenem Standbild des heiligen Januarius auf dem Ponte Maddalena. Schauerlich tönen ihre wüſten Sterbegeſänge aus dem aufwirbelnden Staube heraus, vom Donner des Vulkans begleitet.

Am Abend wird der heilige Protektor ſein Feſt haben: mit buntem Flitterkram, roten Vorhängen, Kränzen, einer reichen Lichter- und Papierlaternenmenge und verſchiedenem Feuerwerk wird man den Heiligen günſtig ſtimmen. Die Feſtbeiträge werden durch zerlumptes Geſindel von den Vorübergehenden unter Drohungen erpreßt.

Unterdeſſen haben ſich die Scharen der Flüchtenden gemehrt, haben berittene Karabinieri die Inſaſſen der Gefängniſſe in den veſuvanliegenden Ortſchaften nach Neapel übergeführt, ſind die letzten bedrohten Häuſer geräumt worden.

Die Eiſenbahn, Zug auf Zug, befördert unaufhörlich und unentgeltlich flüchtendes Volk und ſein Gepäck nach der Stadt, alle Omnibuſſe ſind zu gleichem Zwecke von der Behörde requiriert worden, die Schiffe der königlichen Marine ſtehen zur Aufnahme der Bewohnerſchaft von Torre bereit im Hafen.

In der noch immer an allen Gliedern bebenden Stadt war meines Bleibens nicht. Die Gefahr lockte mich, es drängte mich, den Berg, ſein Gebaren, ſeine Verwüſtungen in unmittelbarer Nähe anzuſchauen, um durch Gräßliches das bereits Unerträgliche in der verzagten Stadt erträglich zu finden.

Mit zwei deutschen Freunden machte ich mich auf den so hundertmal betretenen Weg. Erst den Fliehenden mit Mühen entgegen, dann hinter Resina, wo der Weg zwischen Weinbergen hindurch emporsteigt, in die alten Laven hinein. Hier war von Soldaten ein Cordon gezogen, Ordnung und Ruhe aufrecht zu halten, besonders die verlassenen Häuser zu überwachen, da eine Menge Strolche, der Bedrängung der armen Bewohner und der Gefahr nicht achtend, angefangen hatte, die verlassenen Wohnungen zu durchsuchen.

Wir kamen leicht hindurch und befanden uns bald im Feuerzauberkreise des Berges. Je näher wir der „Donnerwolke" kamen, desto mehr erdröhnte in unbeschreiblicher Weise der Boden. Selbst die Luft schwingt und zittert, und diese Schwingungen üben selbst einen eigenartigen Druck auf den Magen, ähnlich wie wenn das vierundsechzigfüßige C einer großen Orgel angeschlagen wird. Es macht den Eindruck, als stände man auf einem ungeheuren Dampfkessel, dessen aufs höchste gespannte Dämpfe nach einem Ausgang suchen, denen aber das „Sicherheitsventil" des Kraters durchaus nicht genügen will. Es klang wie bebendes Metall unter unseren Füßen, hinter uns, vor uns, aus den Lüften. Die Wolke schien sich zu senken, mächtige Schauer von schwarzen Steinblöcken gleich Scharen dunkler Riesenvögel fielen in weitem Bogen laut krachend und rauschend an den Hängen des Kegels nieder, und um uns herum klapperten die kleinen bleikugelgroßen Geschosse.

Die Lage wurde unheimlich. Kein Mensch war weitaus zu sehen, die wetterzerzausten Bäume standen wie erschrocken in der Einsamkeit des Lavafeldes, auch ihre Äste bebten unter dem grollenden Geroll in der Tiefe.

Da lag am Wege ein alter dürrer lehmfarbener Bauer, geronnenes Blut unter der Nase, erschlagen von irgend einem Stein. Scheu blickten wir auf dieses erste uns zu Augen kommende Opfer des Berges und eilten weiter. Da lag im Ginster, zusammengekrümmt wie der Gipshund im pompejanischen Museum, in lumpigster Kleidung, ein armer kleiner Bauernjunge mit eingedrücktem Schädel: ein zweites Opfer, und nicht weit von ihm ein junger schöner schwarzbärtiger Mann in schwarzer eleganter Kleidung, tot. Dem war das Sterben wohl sauer geworden, ein harter Kampf mußte der endlichen Niederlage vorausgegangen sein. Durch die gänzlich zerrissenen Hosen schauten die blutig zerschundenen Knie heraus, zerschunden bei Flucht und wiederholtem Sturz in der glasscharfen Lava. Ebenso waren die Hände total zerrissen, die Nägel sämtlich umgebogen und gespalten. Das mit blauen Flecken bedeckte Gesicht zeigte alle Schrecken des Sterbens, der Mund stand weit offen. Auch ihm hatte wohl ein Geschoß aus der Höhe endlich den Tod gegeben.

Und diese Geschosse regnete es noch um uns her. ... Da kam über unsere Seelen ganz plötzlich der panische Schrecken. Ohne Verabredung wendeten wir und liefen, was uns die Beine trugen, wieder nach Resina hinunter. Es wollte uns scheinen, als schleudere der rasende Polyphem seine Blöcke noch dichter hinter uns drein.

Jede Sterbeweise, mit Ausnahme vielleicht des Blitztodes, ist schließlich unangenehm, der Gedanke aber, in der Lava umzukommen, hat etwas ganz besonders Abschreckendes.

Am Abend waren wir wieder in Neapel und blickten wiederum mit vielen Tausend anderer Menschen nach dem Berg hinüber. Was vorher Rauch und Dampf schien, wird jetzt Glut und Feuer, und wieder färbt sich der Himmel brennendrot.

San Sebastiano brennt.

Durch die Gärten, in denen mit dumpfem Krachen immer neue Bäume aufflammen, hat sich der Strom zwischen die Häuser gedrängt, die dem Feinde keinen langen Widerstand entgegensetzen. Dumpf klingt das Rollen der stürzenden Mauern herüber, und der Glanz der aufflackernden Häuser bildet helle Lichtinseln in dem tiefen Purpurrot des Lavameeres.

Massa Vesuviana brennt.

In Neapel ist alles auf den Beinen. Die Aufregung ist groß. Kein Mensch denkt an Schlafen. Viele Einheimische und Fremde haben die Stadt verlassen, sind nordwärts gegangen, und bis in die Nacht hinein sind die Bahnhöfe umlagert.

Und Palmieri saß beobachtend noch immer

auf seinem Observatorium, das Schauspiel aus nächster Nähe genießend. Er saß zwischen zwei Feuern, und die Mauern des Observatoriums wurden derart angeglüht, daß das Thermometer auf der Terrasse 74 Grad Celsius zeigte. Er sah auch die unzähligen Blitze, die bündelweise aus dem Krater geschleudert wurden, der ganze Berg erschien ihm durchsichtig glühend, er sah immer neue Schlünde sich öffnen. Am Morgen des 27. fängt der Donner an, auch ihm schrecklich zu werden, und durch das immer heftiger werdende Schießen von glühenden Projektilen werden nach und nach alle Fensterscheiben am Gebäude zertrümmert.

Dann schweigt der Berg mit einemmal.

Sonderbarerweise steigt das Bangen im Volke durch diese plötzliche Stille aufs höchste. Jedermann erwartet ein Erdbeben, die Kirchen werden gestürmt. Die Heiligen sollen helfen. So kommt die Nacht auf Sonntag den 28. April heran. Tiefes Schweigen ...

Aber heute will es nicht Tag werden. Eine eigentümliche Stille liegt auf der sonst so früh erwachenden Stadt. Kein Ton der Warenausrufer, nicht die Glocken der zahlreichen Ziegenherden. Kein Laut. In beängstigender Atmosphäre atmend, springe ich aus dem Bett, stoße die Balkonthür auf und — pralle erschreckt zurück ob des gänzlich Unerwarteten und Niegesehenen. Da ist keine Luft mehr, kein Himmel, kein Meer, kein Grün mehr zu schauen: tot liegt die Landschaft, hoch bedeckt mit unheimlicher schwarzer Asche, und dicht, wie schwarzer Schnee, rieselt es noch ohne Aufhören aus dunkler Nacht herab. Das Schicksal Pompejis, der Untergang dieser Stadt, war an diesem Morgen der erste Gedanke aller, da sie, vom Schlaf erwacht, dies öde Schreckensbild sahen. Wie Totenlämpchen blinzelten die gelben Flammen der noch brennenden Gaslaternen aus dem orkischen Dunkel heraus. Nirgends ein Laut.

Die Wolke des Berges ist in der Nacht langsam über die Stadt gerückt, und langsam, leise, leise fällt der dicke Aschenregen. Alles grau in grau: das heitere sonnige Neapel gleicht einer Stadt der Toten. Der unheimliche Aschenregen, er ist erschreckender als die wilde Raserei des Berges, wozu die helle Sonne leuchtete. Heute zeigen nur die Uhren das Vorrücken des Tages an, Himmel und Sonne sind schwarz verschleiert. Die dummen Glocken! Dumpf klingen sie wie im Sterbegeläute.

Gegen Mittag wird die äschernde Wolke durch einen frischen Wind für einige Stunden vertrieben. Sie kommt am Nachmittag zurück, zugleich regnet es, und das Rollen eines Gewitters tönt in die Öde des Abends hinein.

Für die Nacht wird ein Erdbeben prophezeit. Von wem? Man weiß es nicht. Aber das Volk kampiert auf den Plätzen der Stadt, und da konnte man es einer Schar versprengter, eingeschüchterter Vögel vergleichen. Wie diese liegen, in Schilf, Laub und Gras geduckt, leis klagend, manchmal aufflattern, einen grellen Ton ausstoßen, dann schweigen, dann wieder rufen aus der Nähe, aus der Ferne: so ertönte auf den schwarzwimmelnden Breiten Gebetsgemurmel in Stößen, in Wellen, denn der Chor wiederholt den Ruf nach der Madonna, nach den Heiligen. Ein schwerer Bußtag, ein vesuvianischer Aschermittwoch!

Am ersten Tage des Maien war das Drama geschlossen. Noch rauchte der Berg, noch qualmten die verbrannten Felder, Ruhe und Ordnung sind aber zurückgekehrt. Das Nachspiel für die Vesuvanwohner ist aber traurig genug. Hier wird das Wort des Propheten veranschaulicht: „Das Land ist verwüstet und der Acker steht jämmerlich, das Getreide ist verdorben, der Wein steht jämmerlich und die Weingärtner heulen um den Weizen und um die Gerste, daß aus der Ernte auf dem Felde nichts werden kann. Alle Bäume auf dem Felde sind verdorrt, die Freude der Menschen ist zum Jammer geworden."

Palmieri hatte die dicke Aschenschicht gesehen, die alles Pflanzenleben überschüttet hatte. Nach dem Regen verspürte er im Observatorium einen scharfen Geruch wie von verfaulten Meerkrebsen und sah mit Staunen, wie mit einem Schlage alles Grün verschwand, „als wenn man aus dem blühenden Frühling plötzlich in den strengsten Winter hineingeraten wäre."

Am 3. Mai durchwanderte ich die ganze sonst so reich blühende Campagna gen Massa

und San Sebastiano. Mein Herz ward mir schwer beim Anblick der entsetzlichen Verwüstung. Die liebliche Frühlingsgöttin, über Nacht hat sie sich in eine Furie verwandelt, hat sich wild die Blumen- und Rebenkränze aus den Haaren gerissen, hat ihre Kinder gewürgt und liegt nun zuckend, starrend, sterbend, in aschebestreute Trauerfetzen gehüllt über den armen welken Leichen.

Lava und Asche, soweit das Auge reicht.

Das Haupt des Berges hat sich durchaus verändert: die schöne sanfte Rundung, mit der der Gipfel nach Süden abfiel, ist verschwunden, eine hornartige Erhöhung ist an ihre Stelle getreten.

Palmieri schätzte die Menge der ausgeflossenen Lava auf zwanzig Millionen Kubikmeter, nach der Eruption zeigte die Kraterhöhlung eine Kapazität von siebzehn Millionen.

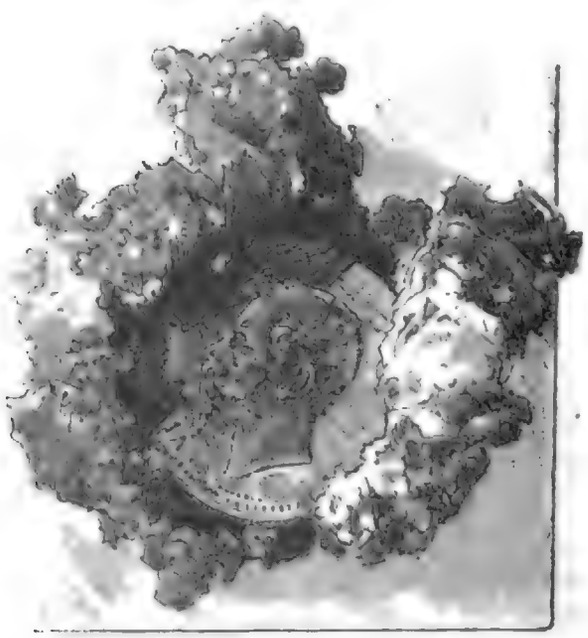
Der Gewinn, den die Wissenschaft aus dem zweiundsiebziger Ausbruch schöpfte, war sehr groß. Wer sich darüber des weiteren unterrichten will, lese „Albert Heim, Der Ausbruch des Vesuvs im April 1872. Basel 1873".

Die Eruptionsphase, die wir gegenwärtig seit längeren Jahren beobachten, ist eine Fortsetzung jener von 1872.

1875 erfolgte eine Depression, die auf einen Neubeginn deutete, und seit jener Zeit hat der Vulkan ohne Unterbrechung ausgeworfen. Fünf Jahre lang floß die Lava mit ganz kurzen Intervallen auf der Ostseite nach Bosco tre Case zu, jetzt fließt sie seit Monaten auf der Nordseite im Atrio del Cavallo, deutlich sieht man sie jeden Abend von Neapel aus im Hintergrunde des schon bedeutend erhöhten Atriothales. Diese Lava macht keine Pause, man kann ein verstärktes Fließen bei Vollmond und bei Neumond bemerken.*

Auch diese Periode wird ihr großartig-schreckliches Finale haben. Wäre dem nicht so, würde der Berg Vesuv zum erstenmal seine Pflicht versäumen.

* Im Juni 1894 war auch der Hauptkrater wieder aktiv, in seiner Tiefe stetem Wechsel unterworfen. Nach Palmieris Angabe war die Lava am verflossenen 9. Mai bis drei oder vier Meter unter den Eruptionsmund gestiegen, zwischen dem 10. und 11. Mai war sie wieder um vierzig Meter gesunken u. s. f.



Soldostück in flüssige Lava gedrückt.

# Wilhelm Hauff.

## Eine litterariſche Studie

von

**Ernſt Wechsler.***

Während eines kurzen Aufenthaltes in dem ſchönen, behaglichen Stuttgart an einem ſchwülen, regneriſchen Sommertag beſuchte ich den von blühenden Bäumen dicht beſtandenen Hoppelau-Friedhof, um das Grab Wilhelm Hauffs zu beſichtigen. Die Stätte, wo der junge Dichter mit Frau und Kind ruht, umfließt ein Schimmer wehmütiger Romantik. Ihr Wahrzeichen iſt ein ſtattlicher, mit einer Lyra und einer einfachen Erztafel verſehener, epheuumſponnener großer Felsblock vom Lichtenſtein, jener hochgelegenen Ritterburg, die Hauff mit den liebenswürdigſten Geſtalten ſeiner beweglichen Phantaſie bevölkerte. Leiſe und melancholiſch rieſelten die Regentropfen von dem Laub der Bäume herunter, immer mehr umwölkte ſich der Himmel, aber jene nachdenkliche, der Hinfälligkeit alles Irdiſchen gewidmete Stimmung, die gewöhnlich den Menſchen an dieſen Orten, zumal bei ſolch traurigem Wetter, befängt, ſtellte ſich bei mir nicht ein. Mehr als ſechzig Jahre ſind verfloſſen, ſeitdem der ſtreitbar-anmutige Jünglingmann dahingeſchieden, und dennoch lebt er mitten unter uns; zwei neue Generationen ſind herangewachſen, ſeitdem ſeine Stimme verſtummt iſt, und dennoch konnte keine Mode, keine dichteriſche Perſönlichkeit, kein ſociales oder politiſches Ereignis ihn aus dem Herzen unſeres Volkes verdrängen. Ein ſolcher Erfolg ſteht angeſichts der Jugend unſeres Dichters einzig da. Jung zu ſterben, um ewig zu leben, iſt ein Los, mit dem die Götter nur ihre Lieblinge begnaden.

Hauffs eigene Perſönlichkeit tritt völlig in den Hintergrund. Glatt und ruhig verfloſſen ſeine Jahre, der Tod, der ſo jäh und früh eine ruhmreiche Dichterlaufbahn abſchloß, hat nichts von jener ſymboliſchen Verklärung, in der uns etwa das Hinſcheiden Theodor Körners erſcheint. Die wenigſten der unzähligen Leſer, die Hauff gefunden hat, wiſſen, daß er eines ſo frühen Todes verblichen iſt; ſie erquicken und erfreuen ſich an ſeinen Werken, ohne ſich um die Schickſale deſſen zu kümmern, der ſie geſchaffen hat. Seine Schöpfungen ſind im Volke mindeſtens ſo gekannt als das tragiſche Schickſal Körners, in Bezug auf die Verbreitung ihrer Schriften aber überragt der ſchlichte Kandidat der Theologie um ein Weſentliches den tapferen Soldaten. Und doch geht das Wirken der beiden jugendlichen Poeten Hand in Hand, ſie waren und ſind beide von unermäßlichem Einfluß auf die deutſche Jugend. Körner iſt der Dichter der Jugend, Hauff der Erzähler für die Jugend. Einer der feinſinnigſten und mildeſten Biographen Hauffs, Julius Klaiber, ſagt mit Recht: „Und leicht mag Wilhelm Hauffs Andenken noch ein zweites Halbjahrhundert überdauern: iſt es doch für viele mit Erinnerungen verknüpft, die zum teuerſten Beſitz des Herzens gehören, mit den Gedanken an das goldene Paradies der Kindheit und das erſte Erwachen der jugendlichen Gefühle. Wie vielen ſind ſeine Märchen das Entzücken ihrer Knabenjahre

* Nachgelaſſene Arbeit.

gewesen: der Kalif Storch, der Zwerg Nase, der kleine Muck, der Affe als Mensch — man braucht ja nur die Namen zu nennen, um das Bild von seligen Stunden wieder vor die Seele zu zaubern, da wir, in irgend einem Winkel verborgen, die Welt um uns vergessend, in das Morgenland und seine fabelhafte Zauberpracht uns versenkten. Und traten wir dann später an jene ahnungsvolle Schwelle der beginnenden Jünglingsjahre, warfen wir von den Knabenspielen, von den engen Räumen des väterlichen Hauses weg die ersten Blicke hinaus in die Welt um uns her, zogen die ersten Regungen von Begeisterung und Thatendrang, die ersten halbscheuen Gefühle von Neigung und Liebe durch unser Herz — wie hat da sein Lichtenstein die bebende Seele erfüllt, ... wir dürfen nur die ersten Seiten aufschlagen, so steigen sie wieder herauf, die köstlichen Gestalten, an denen wir uns einst geweidet, und mit ihnen die schönsten Jahre unseres Lebens, da die Welt noch so schön, so farbenbunt vor unseren Augen lag, wie sie eben im Lichtenstein erscheint. Und abermals später, wenn die Jugendlust im vollen Becher schäumte, und Wein und Liedersang das fröhliche Kraftgefühl zu kühnem Wagen und Hoffen erregte, da haben wir aufs neue das Echo unserer inneren Welt in jenem genußsprühenden Erzeugnis genialer Weinlaune, in den ‚Phantasien im Bremer Ratskeller' gefunden."

Wir lieben eben Hauff, wie wir unsere eigene Jugend lieben, sein Dichten ist der Inbegriff unserer Seifenblasen erzeugenden jugendlichen Glückseligkeit. Die Frage, ob der fünfundzwanzigjährige Jüngling, welcher uns in reicher Fülle Schönes und Unvergeßliches geboten, sich seinen Leistungen entsprechend weiter entwickelt hätte, wenn er noch länger am Leben geblieben wäre, diese Frage liegt sehr nahe, aber wer würde es wagen, sie entschieden zu beantworten? Vorläufig hat nicht er gedichtet, sondern seine Jugend aus ihm. Sein Talent schoß plötzlich auf wie eine Blume unter der magnetisch wirkenden Hand eines orientalischen Zauberers, ein merkwürdig graziöses Gemisch von kecker Altklugheit, selbständiger Anempfindung und nimmersatter Schöpferlust. Wie die meisten Lyriker ihr Bestes vor dem dreißigsten Jahre schreiben, so kann man vielleicht von Hauff sagen, er hat als Epiker die glückliche Zeit der großen Lyriker gehabt. Im späten Alter hätte er jedenfalls das erlangt, was wir künstlerische Besonnenheit und Reife nennen, aber wahrscheinlich unter Verlust jenes köstlichen Schmelzes, der uns hauptsächlich aus seinen bisherigen Schriften so anzieht.

Wilhelm Hauff ist der Prototyp des Talents: sein Wesen hat nichts Geniales, und sein Wirken hat keine jener Spuren zurückgelassen, an denen man den Wandel des Genies erkennt. Er hat der Dichtung kein neues Gebiet erobert, keinen neuen Accord angeschlagen, er war weder Vorkämpfer, noch Verkünder, weder Märtyrer, noch Triumphator. Seine Welt hat nie eine eigene Bahn gezogen, sie kreiste stets als Trabant größerer Sonnen am Himmel der Litteratur. Die Gabe des schnellen Sehens und Erfassens, des glücklichen Schaffens ist ihm wie ein Göttergeschenk in den Schoß gefallen. Von seelischen Kämpfen blieb er verschont, nie rang er mit einem Stoff, die Geburtswehen des tief gestaltenden Künstlers blieben ihm fremd. Das sich offenbarende Genie ist anfänglich mehr an seinen Schwächen als an seinen Vorzügen zu erkennen; groteske Ausschreitungen, ungeheuerliche Mißgriffe in der Wahl der Stoffe und ihrer Ausgestaltung zeigen deutlich sein qualvolles Streben nach der wahren Erkenntnis seines Wesens und nach der künstlerischen Harmonie. Frisch und flott sprang Hauff in die Litteratur ein, seine blendenden Vorzüge ließen seine Unfertigkeiten vergessen; mit erstaunlicher Sicherheit, wie sie dem auftretenden Genie nimmer vergönnt ist, bewegt er sich unter der Maske seiner Vorbilder, und während das ungelenke junge Genie über seinen eigenen Schatten stolpert, versteht es der junge Hauff, mühelos seine Fähigkeiten auf einmal nach allen Richtungen zu entfalten und aufleuchten zu lassen.

Und seine Fähigkeiten waren so reich und so bestechend, daß sich ihre Wirkung nicht allein auf die Jugend beschränkte. Er bezauberte alt und jung. Seine Märchen, sein Lichtenstein, nicht minder seine Novellen und satirisch-phantastischen Schriften zogen ein ungeheures Publikum in ihren Bannkreis; Wilhelm Hauff ist einer der wenigen

Schriftſteller, die in des Wortes weiteſtem Sinne populär ſind und zugleich eine litterariſche Bedeutung beſitzen. Wenn man bedenkt, wie viele bei weitem hervorragendere und ſehr erfolgreiche Schriftſteller, ich nenne z. B. nur Tieck, verhältnismäßig raſch ihre Leuchtkraft einbüßten, daß Autoren wie Gutzkow oder Auerbach heute weniger geleſen werden als Hauff, von deſſen Werken ununterbrochen neue Geſamtausgaben erſcheinen, ſo fragt man unwillkürlich: Worin liegt eigentlich die Lebenskraft dieſes blutjungen, vor mehr als ſechzig Jahren verſtorbenen Dichters? Felix Bobertag ſucht dieſen Erfolg hiſtoriſch zu begreifen. „Es war überhaupt, damit können wir die Merkmale der günſtigen Situation, welche Hauff vorfand, zuſammenfaſſen, es war überhaupt damals die Zeit der Belletriſtik im Gegenſatz zu den im ſtrengen Sinne als eigentlich dichteriſch zu bezeichnenden Beſtrebungen des vergangenen Menſchenalters. Es giebt Zeiten der Tragödie und Zeiten des Romans. In dieſen letzteren Jahren verlangt das Litteratur konſumierende Publikum ſolche Erzeugniſſe, welche ihrer Form nach möglichſt mannigfachen Inhalt aufnehmen können, man verzichtet auf den energiſchen und künſtleriſch vollendeten Ausdruck der höchſten die Zeit bewegenden Ideen, man verlangt nicht die großartigen Kunſtmittel und den erhabenen Flug der Tragödie, man zieht die erdichtete proſaiſche Erzählung vor, weil ſie die Gattung iſt, welche allen, auch kleinen und nebenſächlichen Intereſſen des geiſtigen Lebens gerecht zu werden vermag, man will nicht Konzentriertes, man will Allſeitiges. Es liegt auf der Hand, daß ein in derartiger Zeit auftretendes novelliſtiſches Talent zu guter Stunde geboren iſt, und in dieſem Falle war Hauff; dies iſt größtenteils das Geheimnis ſeines Erfolges.“ Gewiß, ſoweit Bobertag die Litteratur-Epoche meint, in der Hauff lebte und wirkte, hat er vollkommen recht. Aber Bobertag giebt meines Erachtens keine Erklärung für die Fortdauer dieſes Erfolges

Wilhelm Hauff.

Digitized by Google

bis zur Gegenwart, auf welche die von ihm „zusammengefaßten Merkmale der günstigen Situation" beinahe gar nicht mehr zutreffen: unsere Zeit ist von socialistischen Ideen durchtränkt, und die heutige Belletristik spitzt sich immer mehr und mehr zur socialen Tendenz zu, unsere Zeit verzichtet keineswegs auf den erhabenen Flug der Tragödie, denn sie läßt sich von dem Pathos Ernst von Wildenbruchs hinreißen und spendet den dramatischen fascinierenden Großstadtbildern eines Hermann Sudermann und den Seelengemälden eines Gerhart Hauptmann rauschenden Beifall. Man würde Wilhelm Hauff großes Unrecht thun, wollte man in seinen Schriften nach irgend welchen Ideen, die unserer Zeit den Stempel aufdrücken, suchen. Und doch wird er gelesen und gekauft wie nur wenige deutsche Autoren. In den letzten Jahren sind, soweit mir bekannt, nicht weniger als drei Gesamtausgaben seiner Schriften erschienen: die eine in der Stuttgarter „Union", die zweite in Berlin bei R. Trenkel und die dritte im Prachtgewande und reich illustriert in der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart. Eine derartige Volkstümlichkeit läßt sich nicht allein auf die Beliebtheit bei der Jugend zurückführen, sie geht noch viel weiter. Hauff steht auf demselben geistigen Niveau jener Mittelschicht des deutschen Publikums, an welche er sich in erster Linie wendet. Und diese Mittelschicht wird weder von den litterarischen Konstellationen, wie sie Bobertag schilderte, noch von irgend welchen politischen oder sonstigen Bestrebungen beeinflußt, sie bleibt ewig dieselbe. Sie war, ehe Hauff auftrat, sie änderte sich nicht, als Hauff zu schreiben anfing, und sie ist dieselbe trotz Wildenbruch und Hauptmann, Bismarck und Edison, Stöcker und Lassalle. Hauff ist der Dichter des philiströsen Bürgertums, aber es ist sein herrliches Verdienst, daß er die Philistrosität mit romantischen Arabesken umrankte. Seine Arbeiten sind von keinen grüblerischen Ideen befrachtet, sie sind in dieser Beziehung so zu sagen destillierte Produkte. Weder Hackländer, noch Zschokke, noch Spindler können ihm, was Fluß der Darstellung und Plastik der Situation betrifft, vorgezogen werden. Den Gipfel seines Könnens bedeuten die Märchen. Hier kommt die Jugend des Verfassers mit all ihren Vorzügen zur schönsten Geltung. Hier vereinigt sich alles, was uns Hauff so liebenswürdig macht: seine Phantasie, sein Humor, seine Darstellung, sein leichtes Temperament, zu einer dichterischen Leistung von unvergänglichem Zauber. Wenn ein Biograph behauptet, „daß die Werke kaum eines deutschen Schriftstellers unseres Jahrhunderts der bildenden Kunst so viel Veranlassung zu zum Teil sehr wertvollen Illustrationen und Prachtausgaben, welche förmlich einander zu überbieten suchen, gegeben haben, wie die Hauffs", so begeht er wohl eine leise Übertreibung; aber Thatsache ist es, daß der malerische Wechsel der Scenerien, der scharfe Umriß der Handlung, der geradezu meisterhafte Aufbau in beinahe allen Schriften Hauffs nicht zum geringsten Teile Ursache deren unübersehbarer Verbreitung sind.

* * *

Wilhelm Hauff wurde am 29. November 1802 in Stuttgart geboren. Schon frühzeitig verlor er seinen Vater. „Die Kämpfe, welche die Zertrümmerung der altständischen Verfassung des Herzogtums Württemberg," sagt Adolf Stern, einer der vortrefflichsten und geistvollsten Biographen Hauffs, „und die Begründung der Despotie des dicken Königs Friedrich begleiteten, waren Hauffs Vater, der als geheimer Sekretär im württembergischen Ministerium wirkte, verhängnisvoll geworden; er hatte zur Gruppe jener Anhänger des guten, alten Rechts gehört, die Herzog Friedrich im Januar 1800 verhaften und auf den Hohenasperg führen ließ. Auch als er, nach achtmonatlicher Gefangenschaft schuldlos befunden, zu seiner Familie zurückkehren durfte, blieb er dem herrschenden System verdächtig. 1806 nach Tübingen als Oberappellationssekretär versetzt, 1808 wieder nach Stuttgart berufen, starb Hauffs Vater schon 1809." Es blieb also seiner Witwe vorbehalten, die Erziehung des Knaben zu übernehmen und ihren wohlthätigen Einfluß auf seine frühzeitig erwachenden poetischen Triebe walten zu lassen. Sie zog nach dem Tode ihres Gatten von Stuttgart in ihre Heimatsstadt Tübingen. Dort besuchte Wilhelm und sein Bruder Hermann die schola anatolica. Es scheint aber, daß

Wilhelm kein Musterstudent war. Vor den klassischen Sprachen hatte er eine wahre Abneigung, und der zerstreute Junge zeigte nur eine besondere Gabe, nämlich die des Deklamierens. Seine Angehörigen beschlossen daher, ihn dem Predigerstande zu widmen. Seine unbändige Lesewut konnte er in der großen Bibliothek des Großvaters nach Herzenslust befriedigen; so sehr auch seine Phantasie dadurch genährt wurde, wäre es doch für die Entwickelung seines Talentes vorteilhafter gewesen, hätte man dem Knaben den Zugang zu den Bücherschätzen ein wenig beschränkt. Außerordentlich lustig schildert übrigens Hauff in einem Kapitel der „Memoiren des Satans" die Wonnen jener Jahre, wo er sich in die Räuber-, Ritter- und Geisterromane, die damals in Mode waren, versenkte. Der junge Dichter hat so manches in seinem Leben litterarisch verwertet, ich erwähne nur die Novellette „Jud Süß", wo er sicherlich eine der auftretenden Personen mit den Charakterzügen seines Vaters ausstattete.

Im Jahre 1817 schickte ihn die Mutter auf die Klosterschule zu Blaubeuren, wo Wilhelms zarte Gesundheit eine erfreuliche Kräftigung erfuhr und es auch mit seinen Studien mehr vorwärts ging. Drei Jahre später (1820) kam er nach Tübingen, um an der dortigen Universität Theologie und Philosophie zu studieren. Der Aufenthalt in der alten Universitätsstadt war für ihn von ausschlaggebender Bedeutung. Er lernte zum erstenmal ein reiches Stück Welt kennen, beteiligte sich, wenn auch nicht in allzu großem Maße, an dem fröhlichen Treiben der Burschenschaft. Hier zeigte sich, wie erfolgreich der Einfluß der mütterlichen Erziehung gewesen war. Ein so lebhafter, die Wirklichkeit mit allen Sinnen aufsaugender Geist hätte sich sonst sicher in den Strudel studentischer Vergnügungen und Veranstaltungen gestürzt, was ihm in jener Zeit der „Demagogenuntersuchungen, der Verfolgung und Auflösung der Burschenschaft" sehr böse hätte bekommen müssen. Hauff war bei seinen Kommilitonen ungemein beliebt: sein natürliches Wesen, seine geselligen Talente kündigten, ohne daß es damals jemand aus seinem Verkehr ahnen konnte, den graziösen Schriftsteller bereits an. Schriftliche Spuren aus jenen Tagen studentischen Ulks sind noch vorhanden. Eine nahe Verwandte von Hauff in Stuttgart hatte die Liebenswürdigkeit, mir einige Blätter zu zeigen. Im Jahre 1824 wurde er zum Doktor der Philosophie promoviert. Als Kandidat der Theologie bewarb er sich nun, weniger aus Mangel an Subsistenzmitteln als der damaligen Sitte gemäß, um eine Art Hauslehrerstellung. Er fand denn auch bald eine solche beim württembergischen General und Präsidenten des Kriegsrats, Freiherrn von Hügel, in dessen Familie Hauff rasch heimisch wurde. Er hatte da Gelegenheit, tiefere Einblicke in das Gesellschaftsleben zu thun, viel Zeit nahm ihm seine Stellung nicht weg, und wie von selbst entpuppte sich der Hauslehrer als Schriftsteller. Seinen Zöglingen erzählte er allerlei Märchen, er schrieb sie nieder und gab sie unter dem Titel „Märchenalmanach auf das Jahr 1826 für Söhne und Töchter gebildeter Stände" heraus. Der Almanach wurde auch in den beiden folgenden Jahren fortgesetzt, und die drei Teile zusammen bilden jenes Werk, welches Hauff als Märchendichter eine unverrückbare Stellung in der Litteratur anweist.

Der Erfolg dieses Erstlings war ein so freundlicher, daß Hauff unmittelbar darauf den ersten Teil der „Mitteilungen aus den Memoiren des Satans" folgen ließ. So sehr er auch in den Kreisen seiner engeren Heimat durch die kecke Satire und die Freimütigkeit seiner Bekenntnisse Anstoß erregte, in eben solchem Maße zog er die Aufmerksamkeit der großen Öffentlichkeit auf sich. Und nun beginnt er in toller Hast Werk auf Werk zu schreiben, er entfaltet eine geradezu beispiellose Fruchtbarkeit. Die Schleusen seiner Phantasie, seiner Schaffenslust waren geöffnet, und binnen wenigen, höchstens drei Jahren — eine so kurze Spanne Zeit gönnte ihm noch das Schicksal — hatte er die Welt mit einer verhältnismäßig stattlichen Zahl von Schöpfungen verschiedenster Art beschenkt. Im Winter 1825 bis 1826 verfaßte er den Roman „Der Mann im Monde". Der litterarische Skandal, der sich an das Erscheinen dieses denkwürdigen Buches knüpfte, auf welches wir noch ausführlich zurückkommen werden, vernichtete den Ruhm des damaligen beliebtesten Tagesschriftstellers Clau-

ren und machte mit einem Schlage Hauff zu einer litterarischen Größe. Mit bewundernswerter geistiger Gelenkigkeit wandte sich Hauff jetzt von der Gegenwart ab und schrieb die „romantische Sage" Lichtenstein, mit der er ebenfalls einen vollen Erfolg erntete. Er arbeitete dann an Novellen, wie „Die Sängerin", ließ die zweite Folge des Märchenalmanachs und den zweiten Teil der Memoiren des Satans erscheinen. Es war, als ob Fortuna ihr Füllhorn auf den jungen Poeten ausschütten wollte. Die Verleger rissen sich um seine Bücher, die Herausgeber der Zeitschriften und damals in Schwung gekommenen Almanache bestürmten ihn um Beiträge, reiche Honorare flossen ihm zu, so daß er noch im selben Jahre (1826) seine Stelle als Hauslehrer aufzugeben beschloß. Selbst Cotta, der Verleger Goethes und Schillers, wurde auf den geschäftlichen Wert seiner Arbeiten aufmerksam und knüpfte eine Verbindung mit ihm an. Hauff verliebte sich in eine junge Base, die Liebe wurde erwidert, die Herzensangelegenheit ging dem Jüngling zu glatt von statten, daß er sie mit einem ganzen Stück erdichteter Romantik umgab.

Er spürte indes, daß er reicher äußerer Anregungen bedürfe, daß er eigentlich noch zu wenig Welt und Menschen kennen gelernt habe, und so trat er Mitte April 1826 eine große Reise an. Sie führte ihn nach Frankreich, Belgien und Norddeutschland. Überall machte der berühmte Poet interessante Bekanntschaften, überall nahm er jedermann durch seine vorteilhaften persönlichen Eigenschaften für sich ein. In Bremen empfing er die Anregungen zu seinen köstlichen „Phantasien im Bremer Ratskeller" — seinem Schwanengesang. In Hamburg traf er mit dem sich für litterarische Dinge sehr interessierenden Berliner Kriminaldirektor W. Hitzig zusammen. Dieser führte ihn, als Hauff nach Berlin kam, in die dortigen schöngeistigen Kreise ein. Man kam dem jungen Dichter mit seltener Freundlichkeit entgegen. In der litterarischen einflußreichen „Mittwochsgesellschaft" hielt er seine „Kontroverspredigt über den Mann im Monde", in der er seine verkappte Nachahmung der Claurenschen Manier mit dem ganzen Aufgebot seiner scharfen und zutreffenden Dialektik als berechnete Verspottung der verwerflichen Darstellungen des Modeschriftstellers ausgab. Von Berlin wandte sich Hauff nach Dresden, wo ihm von seiten Ludwig Tiecks der wärmste Empfang zu teil wurde. Hauff schloß sich an den alten Dichter in jugendlich glühender Verehrung an. Von ihm erbat er sich Rat und Aufmunterung in vielen Dingen.

Im Herbst 1826 kehrte er voll von den empfangenen Eindrücken nach Stuttgart zurück. In unverminderter Fruchtbarkeit äußerte sich seine Begabung. Er vollendete den dritten Teil der Märchen, schrieb die Novellen „Die letzten Ritter von Marienburg", „Das Bild des Kaisers" und „Die Bettlerin vom Pont des Arts" und die „Phantasien im Bremer Ratskeller", welche als letzte seiner selbständigen Publikationen wenige Wochen vor seinem Tode zur Ausgabe gelangten. Am 1. Januar 1827 übergab ihm Cotta die Redaktion des belletristischen Teiles des in seinem Verlage erscheinenden „Morgenblattes für gebildete Stände". Die Leitung des wissenschaftlichen Teiles erhielt des Dichters Bruder Hermann. Wilhelm zog die ersten Kräfte zur Mitarbeiterschaft heran, und trotz seiner rastlosen redaktionellen Thätigkeit ging er daran, einen großen in Tirol spielenden Roman zu schreiben. Im Februar 1827 gründete er einen eigenen Hausstand, sein geliebtes Bäschen war ihm an den Altar gefolgt, und das Glück des Dichters kannte keine Grenzen. Im Sommer macht er eine Studienreise nach Tirol, voll seines Planes kehrt er über München zurück. Wilhelm Müller, der hochbegabte Lyriker, besucht ihn in Stuttgart, rasch finden sich die beiden jugendlich entflammten Herzen und sie schließen einen brüderlichen Freundschaftsbund. Da wandelt sich das Geschick: am 1. Oktober stirbt Müller plötzlich in Dessau. Binnen wenigen Tagen verliert Hauff zwei Jugendfreunde. Der seelisch tief erschütterte Dichter zieht sich eine schwere Erkältung zu, an deren Folgen er zu Grunde gehen sollte. Am 18. November 1827 macht ein schweres Nervenfieber seinem Leben ein Ende; einige Wochen vorher wurde er Vater: das Schicksal, das ihn mit Beweisen seiner Huld überschüttete, gönnte ihm eine kurze Zeit Vaterfreuden. Sein jäher Tod erregte in Deutschland große Teilnahme. Am 5. Dezember 1827 veröffentlichte das „Morgenblatt" ein

Gedicht Ludwig Uhlands: „Auf Wilhelm Hauffs frühes Hinscheiden.“ Wir können es uns nicht versagen, diesen herrlichen Nekrolog mitzuteilen.

Dem jungen, frischen, farbenhellen Leben,
Dem reichen Frühling, dem kein Herbst gegeben,
Ihm lasset uns zum Totenopfer zollen
Den abgeknickten Zweig, den blütenvollen!
Noch eben war von dieses Frühlings Scheine
Das Vaterland beglänzt. Auf schroffem Steine,
Dem man die Burg gebrochen, hob sich neu
Ein Wolkenschloß, ein zauberhaft Gebäu.
Doch in der Nähe, wo die stille Kraft
Des Erdgeists rätselhafte Formen schafft:
Am Fackellicht der Phantasie entfaltet
Sahn wir zu Heldenbildern sie gestaltet;
Und jeder Hall in Spalt und Kluft versteckt,
Ward zu beseeltem Menschenwort erweckt.
Mit Heldenfahrten und mit Festestänzen,
Mit Satyrlarven und mit Blumenkränzen
Umkleidete das Altertum den Sarg,
Der heiter die verglühte Asche barg:
So hat auch er, dem unsre Thräne taut,
Aus Lebensbildern sich den Sarg erbaut.

Die Asche ruht — der Geist entsteigt auf Bahnen
Des Lebens, dessen Fülle wir nur ahnen,
Wo auch die Kunst ihr himmlisch Ziel erreicht
Und vor dem Urbild jedes Bild erbleicht.

Der Nachlaß Hauffs war kein großer; man konnte aus ihm nur ein Bändchen „Phantasien und Skizzen“ zusammenstellen. Und doch harrt noch ein litterarischer Schatz der Hebung: der Briefwechsel Hauffs mit seiner Braut. Er soll wie kein anderes Werk aus seiner Feder Zeugnis für sein Gemüt und seine Gesinnung ablegen. Doch konnte sich die Besitzerin der Briefe, eine nahe Verwandte, der dieselben von Hauffs Witwe anvertraut worden, bisher nicht entschließen, die Manuskripte zu veröffentlichen.

So sehr man auch vom menschlichen Standpunkt das frühe Ende des Poeten beklagen muß, kann sich der einsichtige Beurteiler doch nicht dem Gefühle verschließen, daß auch hierin nur ein gütiges Schicksal gewaltet habe. Als junger hoffnungsvoller Dichter ging Hauff von uns, als junger hoffnungsvoller Dichter wird er in der Erinnerung weiterleben. Die Gefahr, sich in Vielschreiberei zu verzetteln, lag zu nahe vor ihm, als daß er ihr hätte entgehen können. Solange er auf Erden wandelte, hat ihm das Geschick alles fern gehalten, was sein Talent zu beeinträchtigen im stande gewesen wäre: reinster Sonnenschein beleuchtete seine Pfade, er kannte weder Not noch Zweifel; Liebe und Freundschaft kostete er in reichem Maße, und der Ruhm drückte einen Lorbeerkranz auf sein Haupt. Er war einer der Glücklichsten, die je gelebt haben, und der Felsblock im Hoppelau-Friedhof zu Stuttgart schützt nicht die Überreste eines Mannes, der von des Lebens Last und Sorge ausruht — ein Irdischer liegt darunter, dem des Lebens Freude ungemischt zu teil ward.

* * *

Im Laufe dieses Aufsatzes habe ich bereits die Meinung ausgesprochen, daß die „Märchen“ an der Spitze von Hauffs Werken stehen. Ich will die Märchensammlungen von Bechstein, Simrock und den Gebrüdern Grimm nicht zum Vergleich heranziehen und das, was die deutsche Volksseele in ihrer Keuschheit und Treue an symbolisch tiefen Märchendichtungen hervorgebracht hat, mit den Kunstprodukten Hauffs messen, sondern nur in wenigen Worten zwei Märchendichter, Andersen und Musäus, erwähnen, die einen interessanten Gegensatz zu Hauff bilden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Andersen als Dichter bedeutend höher steht; er schuf sich sein eigenes Märchengenre: seine Art der Belebung der alltäglichsten Dinge, der allegorische Glanz der Handlung, seine unerschöpfliche Erfindungsgabe, der Duft und poetische Flimmer seiner arabeskenartigen Diktion — dies alles giebt ihm ein wundersames Gepräge, dessen die meisten seiner zahlreichen Nachahmer entraten. Musäus hingegen ist als Poet Andersen gegenüber eine minderwertige Größe und als Erzähler kann er sich trotz seiner geschickten Darstellung mit Hauff nicht messen. Er dichtet die meist gegebenen Stoffe in seiner Art um, das heißt, er versieht sie mit allerlei pikanten Zuthaten in Wielandscher Manier, er erzählt nur scheinbar den Kindern, über ihren Kopf hinweg wendet er sich an die Großen. Ihm fehlt es vor allem an der dem echten Märchenerzähler unerläßlichen Eigenschaft, an der Einfalt. Und so raubte er den von ihm behandelten Stoffen ihren wesentlichsten Reiz, die Einfachheit und Unbefangenheit. Auch Hauff hat zu wiederholten Malen gegebene Stoffe umerzählt; aber mit welcher Geschicklichkeit thut er das, mit welch unbewußter Weisheit läßt er eine Märchenhandlung durch

das Medium seiner unentweihten, blühenden Phantasie gehen! Selten hat es ein Poet verstanden, eine Moral so ohne allen Rest in der Handlung aufgehen zu lassen, als er. Oft sind seine Märchen nichts anderes als Satiren, drollige, eindringliche Belehrungen und doch ewig geltende Muster eines echten Märchens. Er macht einen an Wunder glauben, Zauberer und Feen werden bei ihm lebensfähig; nicht nur das Kind, auch der Große, alle seine Erfahrungen vergessend, hängt an seinem Munde, wenn er zu sprechen anhebt, seine Märchenwelt nimmt die Sinne gefangen, rührt das Herz, weckt den Verstand mit den einfachsten Mitteln.

Hauffs Märchen teilen sich in drei sogenannte Rahmenerzählungen; er bediente sich da einer vom Orient herübergenommenen Darstellungsform, welche wir nicht allein bei einzelnen Werken Goethes und der Romantiker finden, sondern auch in anderen europäischen Litteraturen, so z. B. geben sich die Novellen Boccaccios in der Rahmenform. Am kunstvollsten hat sie Hauff in dem ersten Teile, der „Karawane", getroffen. Mehrere Kaufleute erzählen sich in der Wüste Märchen, von denen eins, die „Geschichte von der abgehauenen Hand", zur sinnreichen Pointe der äußeren Einkleidung des ganzen, sechsteiligen Märchenkranzes wird. Auch die nächste Folge: „Der Scheik von Alessandria und seine Sklaven", ist eine glückliche Verflechtung des Rahmens mit den Märchen selbst. An der Form des dritten Teiles: „Das Wirtshaus im Spessart", haben einige Biographen sehr vieles auszusetzen. Sie stoßen sich an der grellen Räuber- und Schauerromantik, in die Hauff verfällt. Es ist allerdings nicht recht glaubhaft, daß einige Reisende, die nachts sich in einer von Räubern besetzten Waldherberge zusammenfinden, in so gefährlicher Situation, um sich über die Stunden hinwegzuhelfen einander Märchen erzählen. Und doch habe ich, so oft ich die Geschichte las, mich niemals eines angenehmen Gruselns erwehren können: man kommt gar nicht auf den Gedanken, daß den harmlosen Leutchen etwas Böses von den Räubern, deren Hauptmann sich so ritterlich gebärdet, widerfahren könnte. Hauff setzt gleich mit einem so behaglichen Tone ein, daß man sich ohne störende Nebengefühle dem Zauber des Gegensatzes zwischen dem Wirtshaus im Walde und der bunten Märchenwelt hingiebt.

Die „Karawane" enthält außer dem possierlichen „Kalif Storch", dem prächtigen „Gespensterschiff" und der ergreifenden Geschichte von der „abgehauenen Hand" drei Perlen: die meisterhafte, originelle „Errettung Fatmas", den „kleinen Muck" und den „falschen Prinzen".

Der letzte Teil der Märchen weist lauter Perlen auf. Die „Sage vom Hirschgulden" muß in ihrer Art als ein Kabinettstück bezeichnet werden. Der Geiz bestraft sich hier ebenso drastisch, wie die Habsucht auf tragische Weise in dem schaurigen, balladenhaft wirksamen Märchen „Die Höhle von Steenfall" ihre Sühne findet. In allen Farben einer warm quellenden Phantasie glänzt das wunderschöne Märchen „Saids Schicksale". Der junge Held, der von seinem Vater auf die Reise geschickt wird, in der Wüste Räubern in die Hände fällt und der Liebling ihres Hauptmanns wurde, trotzdem er seinen Sohn tötete, der dann nach manchen trüben Erfahrungen mit einem habgierigen Kaufmann und einem pflichtvergessenen Dichter unter der Fürsorge einer gütigen Fee die Freundschaft Harun el Raschids sich erwirbt, steht im Mittelpunkt einer bunten, äußerst geschickt gruppierten Handlung, welche immer mehr und mehr den Leser in Atem hält. Vielleicht in keiner anderen Arbeit hat Hauff eine so hohe Stufe in Bezug auf leuchtende Darstellung und plastische Hervorhebung der einzelnen Ereignisse erreicht. An dieser Stelle möchte ich auf die meines Wissens so gut wie unbekannten Märchen von Hackländer hinweisen, in denen sich die Geschichte von der „Prinzessin Fata Morgana" vorfindet, welche in ihrer phantasievollen Ausgestaltung „Saids Schicksalen" vielleicht an die Seite gestellt werden könnte. Das „Kalte Herz", das Hauff unnötigerweise und sehr auf Kosten der Gesamtwirkung in zwei Abteilungen spaltete, überragt alle anderen. Soweit ich die deutsche Litteratur überschaue, kann ich sie mit gutem Gewissen als eine der in des Wortes edelster Bedeutung volkstümlichsten Geschichten bezeichnen, die wir besitzen. Sie ist so ganz aus dem deutschen Geist herausgeschaffen, sie spiegelt so getreulich deutsches

Weſen und deutſches Gemüt wieder, daß ſie zu den wenigen poetiſchen Leiſtungen gezählt werden kann, die unſer Schrifttum im Chorus der Weltlitteratur repräſentieren.

Der junge Dichter hat in dieſen herrlichen Märchen ſein Beſtes gegeben: weiſe wie das Alter, blühend wie die Jugend, voll orientaliſchen Prunks, ſchimmernd in allen Reizen der geſunden Romantik, ſo erſcheinen ſie uns, den Namen ihres Urhebers aufs engſte mit der deutſchen Litteratur verknüpfend. — Das ſtolze, faſt uneingeſchränkte Lob, das wir dem Märchendichter Hauff zollen, erfährt eine weſentliche Beeinträchtigung, wenn man ſeine Novellen und übrigen Produkte ins Auge faſt. Auch hier verfügt der Autor über Vorzüge, um welche ihn die Mehrzahl der deutſchen Belletriſten beneiden könnte. Er trifft inſtinktiv den Erzählerton und weiß augenblicklich den Leſer in die richtige Stimmung zu verſetzen. Die Gabe, Menſchen zu zeichnen, hatte ſich bei ihm noch nicht ſehr entwickelt, es ſind meiſtens Silhouetten, die er liefert, und doch hat man merkwürdigerweiſe den Eindruck, als ſtänden ſeine Perſonen dicht vor unſeren Augen. Es iſt dies erklärlich durch die Meiſterſchaft, mit welcher er eine Handlung entwirft; alles fügt ſich bei ihm ſo glatt und natürlich ineinander, die jeweilige Scenerie iſt in ſo ſcharfen Umriſſen entworfen, daß ſich wie von ſelbſt die dazu paſſenden Menſchen daraus ergeben. Am wohlſten fühlt ſich Hauff dann, wenn es gilt, die Begebenheiten in eine geheimnisreiche Beziehung zueinander zu bringen und die Realität des Lebens in ein phantaſtiſches Licht zu rücken. Er war eben zum Märchendichter geboren. Trotz manchen originellen Einfalles, manchen überraſchenden Schachzuges in der Führung der Handlung ſind die meiſten ſeiner novelliſtiſchen Schriften nur Ergebniſſe der Anempfindung. Er iſt eigentlich eine weibliche Natur, die ſich an ihre verehrten Vorbilder anlehnt. Man kann genau die Spuren Scotts, Tiecks, E. J. Hoffmanns verfolgen, denen er nachging, und ſelbſt der von ihm angeblich ſo verhaßte Clauren war der Leitſtern ſeines „Mannes im Monde“. Viele Flüchtigkeiten, Kindlichkeiten, Ungenauigkeiten muß man ihm verzeihen, und man thut es gern angeſichts ſeines beſtechenden Temperamentes.

Von den Novellen iſt der „Don Juan“, eine fataliſtiſche Hoftheater- und Liebesgeſchichte, bei weitem die unbedeutendſte. Raſch hingeſchrieben, dem damaligen Geſchmack huldigend, kann ſie dem Leſer von heute kein Intereſſe mehr erwecken. Breiter in der Anlage und feſſelnder in ihrem Problem erſcheinen uns „Die letzten Ritter von Marienburg“. Einen großen Teil der Erzählung nimmt die feinſtachelige, witzige Schilderung der Eiferſüchteleien und Intriguen der Stuttgarter litterariſchen Cliquen ein. Dies Thema iſt das Steckenpferd des Dichters. In den „Memoiren des Satans“, in den kleinen Skizzen „Die Bücher und die Leſewelt“ und „Der äſthetiſche Klub“ kann er ſich nicht genug thun, über den Geſchmack und die Mode, über die wirklichen und vermeintlichen Schwächen der Schriftſteller ſeiner Zeit zu ſpotten. Vieles darunter hat auch für unſere Zeit nichts an Schlagkraft und Aktualität verloren. Der Held der Geſchichte iſt der verkannte anonyme Verfaſſer eines hiſtoriſchen Romans, der mit Enthuſiasmus überall geleſen wird und auch eine junge Dame begeiſtert, die infolge eines ebenſo albernen als unglaubhaften Mißverſtändniſſes nichts mehr von dem Dichter wiſſen will. Und das iſt ſehr traurig für den jungen Poeten, denn er liebt ſie von ganzem Herzen. Abgeſehen von einigen ſchweren Fehlern, die übrigens auch Hauff in einer gedruckten anonymen Selbſtkritik eingeſteht, lieſt ſich die Geſchichte ſehr gut, am liebſten verweilt der Leſer bei den litterariſchen Scenen. Daß Hauff, der Dichter des „Lichtenſtein“, ſich ſehr ausführlich über die Berechtigung des hiſtoriſchen Romans ausſpricht, darf man ihm nicht übel nehmen, wenn er auch dadurch die Handlung zerreißt.

Die ſpannendſte ſeiner Novellen, „Die Bettlerin vom Pont des Arts“, weiſt auch mancherlei Abſchweifungen auf. Aber der Stoff iſt ein ſo hübſcher, daß man über dieſe Hinderniſſe raſch hinwegſetzt. Die Geſtalten ſind mit primitiver Kunſt gezeichnet, weder der ſpaniſche Edelmann, noch der böſe Baron Felder, noch ſeine Frau, die Bettlerin vom Pont des Arts, tragen Züge einer wirklichen Kunſt der Charakteriſtik. Wenn man trotzdem dieſe Perſonen nicht ſo leicht vergißt, ſo liegt das eben, wie ich vorhin

andeutete, in der eminenten Geschicklichkeit Hauffs, schattenhafte Menschen in interessante Situationen von greifbarer Plastik zu versetzen und ihnen so den Schein des Lebens einzuhauchen. Mit welcher Lebendigkeit ist das geheimnisvolle Abenteuer an der Brücke geschildert! Hauff hat wenig geschrieben, das so unmittelbar packt und fesselt. Wie poetisch sind die Stellen, wo sich die ehemalige Bettlerin und nunmehrige Baronin zu erkennen giebt! Hauffs Talent scheitert aber, wenn er einen Menschen von ausgeprägtem Charakter modeln will. Dem Baron Felder haftet bei all seinen Schlechtigkeiten und Roheiten so viel von Hauffscher guter Laune an, daß man ihn gar nicht ernst nimmt, was der Verfasser wohl zu allerletzt bezweckt hat. In der Wahl seiner Stoffe war Hauff beinahe unfehlbar, er schien eine litterarische Wünschelrute besessen zu haben, die ihn auf Schätze wies, welche der künstlerischen Hebung harrten. Eine schmachvolle Episode aus der Geschichte Schwabens, schmachvoll, aber zu dichterischer Veredlung verlockend, bildet das Motiv seiner Novelle „Jud Süß". Sie ist glatt, stellenweise feurig geschrieben, der Maskenballabend mit seinen spannenden Zwischenfällen sehr lebendig gehalten, aber das Ganze hat nach meinem Gefühl keinen rechten künstlerischen Wert. Der Schluß zerstäubt ebenso wie im „Lichtenstein" in eine nüchterne historische Berichtigung und Perspektive aus, ohne organische Verknüpfung mit dem poetischen Element des Stoffes.

Viel freier entfaltet sich seine Begabung im „Bild des Kaisers", einer nach mehrfacher Richtung für Hauffs Persönlichkeit charakteristischen Napoleon-Novelle. Leidenschaftlich schlägt er ein Lieblingsthema an, den Unterschied zwischen seinen Landsleuten und den Norddeutschen, die so gar keinen Sinn und kein Verständnis für süddeutsches Wesen nach seiner Meinung haben. Zwei alte Leute werden einander gegenübergestellt: der eine ist Napoleon treu ergeben, der andere haßt ihn wie die Sünde, er haßt überhaupt die Franzosen, nur einen nimmt er aus, einen Offizier, der ihn vor langer Zeit aus großer Gefahr gerettet. Seine Ritterlichkeit, sein fascinierender Einfluß auf die Soldaten ist dem alten Herrn noch im Gedächtnis geblieben. Nun will es der Zufall, daß er nach vielen Jahren das Bild jenes jungen Offiziers erblickt, es ist das Bild — Napoleons, den er so sehr haßt. Diesen Vorfall hat Hauff sehr gewandt zum Gegenstand einer Novelle gemacht. Aber trotz der überraschenden Pointe bleibt die Sache unwahrscheinlich. Napoleon war eine zu populäre Persönlichkeit, als daß der Alte niemals dessen Porträt aus jener Zeit zu sehen hätte bekommen können. Über die Erzählung „Die Sängerin" werde ich später sprechen, im Zusammenhang mit dem „Mann im Monde", und möchte nur noch der Vollständigkeit wegen die recht netten Augenblicksbilder „Freie Stunden am Fenster" und die herzlich unbedeutende Skizze „Ein paar Reisestunden" erwähnen.

An Schwung und Schimmer der Sprache, an der satten Fülle lieblicher und anheimelnder Bilder, an der fortreißenden Stimmung stellen sich Hauffs „Phantasien im Bremer Ratskeller" unmittelbar neben die schönsten Partien seiner Märchen. Dieses toll phantastische Gedicht in Prosa wiegt die Mehrzahl der trinkfröhlichen Lieder, welche die deutsche Litteratur in schwerer Menge besitzt, auf. Der Abglanz einer göttlichen Jugend lebt und webt in der kleinen Schöpfung; ein wahrhaft glückliches, stolz in die Zukunft schauendes, von der Poesie des Momentes erfülltes Herz schlägt hier; niemals hat ein Jüngling die Tage seiner Jugend in so verklärtem Lichte gesehen als der von den Geistern edelster Weine beseelte Hauff, niemals hat ein Jüngling mit seinem Genius holdere Zwiesprache gehalten als er in jener Nacht tief unten im Bremer Ratskeller, den die Gloriole dieses Gedichts auf lange Zeit umschweben wird. Die duftigen Gebilde der Erinnerung werden aber bald von den greifbaren Gestalten eines Spuks abgelöst, der immer toller wird, je mehr Gläser der Poet geleert hat. Heran wandeln die Jungfer Rose und Bacchus, ihr Liebhaber, die Apostel und zuletzt Roland, „der Riese am Rathaus zu Bremen". Was zwischen diesen erlauchten Gästen vorgeht, hat uns Hauff getreulich wieder erzählt.

Hat sich Hauff in den „Phantasien" von der bestechendsten Seite seines Wesens gezeigt, so lernen wir in der Vorgeschichte des Romans „Der Mann im Monde" ein weni-

[illegible] Monatshefte. September 1891

Zu Lindeman: Rettungsweſen zur See.

Rettungsboot in der Brandung.

ger anziehendes Kapitel aus seiner kurzen und doch so fruchtbaren litterarischen Thätigkeit kennen. Die Vorgeschichte ist vielleicht interessanter als das Werk selbst. Dieses gilt allgemein als die von vornherein beabsichtigte Verspottung der Manier des damalig beliebtesten Erzählers H. Clauren, als der Ausfluß der sittlichen Entrüstung über den verderblichen Einfluß, den Clauren auf seine Leser und Leserinnen ausübte. Es liegt aber ein Zeugnis Wolfgang Menzels vor, welches auf den „Mann im Monde" ein anderes Licht wirft. Karl Gutzkow erzählt in dem Buche „Rückblicke auf mein Leben", daß ihm Menzel folgendes gesagt habe: „Wilhelm Hauff brachte mir eines Tages seinen ‚Mann im Monde'. Es war ein Machwerk ganz à la Clauren und zwar in vollem Ernste so gemeint. Schämen Sie sich denn nicht? sagte ich ihm. Wollen Sie denn auch dem Berliner Postrat nachahmen? Können Sie denn nicht höher fliegen? Nach einer Weile milderte ich meinen Ton und fuhr fort: Kehren Sie den Spieß um, tragen Sie das Claurensche Kolorit noch viel stärker auf, lassen Sie dann das Buch unter Claurens Namen erscheinen, und jeder wird sagen: Sie haben eine köstliche Satire auf Clauren geschrieben. Richtig, Hauff befolgte den Rat und begründete seinen Ruf mit dem ‚Mann im Monde'." Wenn man den Worten Menzels vollen Glauben schenkt, dann hätte Hauff eine arge Unredlichkeit begangen, die durch seine „Kontroverspredigt" noch gesteigert worden wäre. Gustav Schwab drückt sich über diese Angelegenheit sehr vorsichtig aus: „Die Geschichte dieses Romans gehört nicht in unsere kurze Biographie." Hauffs andere Biographen und Kritiker kommen ebenfalls auf diesen heiklen Punkt mehr oder weniger ausführlich zu sprechen, aber vollständige Klarheit brachte mir niemand. Es ist überall ein halbes Zugeben, ein wohlwollendes Beschönigen. Adolf Stern, Cäsar Fleischlen, Wilhelm Bölsche, der sich sonst am freimütigsten in seinen ausgezeichneten Anmerkungen zu Hauffs Werken äußert, suchen die Affaire allerdings aufzuklären, soweit es möglich ist, aber offen bleibt die Frage auch für sie. Ich für mein Teil bin zu einer bestimmten Ansicht gelangt; trotz aller Sympathie für den Dichter will ich hier ausführen, warum ich den „Mann im Monde" nicht für das halte, wofür es Hauff in seiner „Kontroverspredigt" ausgiebt. Der äußere Verlauf der Angelegenheit ist folgender: Hauff giebt unter dem Namen Clauren das Werk heraus. Er wird daraufhin von dem Postrat C. Heun in Berlin verklagt, weil er sich dessen in der Welt bekannten und von ihm seit Jahren benutzten Pseudonyms Clauren zu das Publikum irreleitenden und ihn, Heun, schädigenden Zwecken bemächtigt habe. Formell war Hauff entschieden im Unrecht, und es ist selbstverständlich, daß Clauren den Prozeß gewann. Hauff macht sich allerdings in der Einleitung zum zweiten Teil der „Memoiren des Satans" über das Erkenntnis des Gerichtshofes lustig, aber alle Argumente, die er vorbringt, zeugen, allerdings gegen die Absicht Hauffs, für das formelle Unrecht, das er begangen. Moralisch blieb er Sieger. Er hatte die Lacher auf seiner Seite, das Ansehen Claurens war vernichtet. Durch den großen Erfolg, den er erzielte, wurde Hauff in eine polemische Stellung gegen Clauren förmlich gedrängt. Er hält in Berlin die „Kontroverspredigt", in der er erzählt, aus welch sittlichem Ekel heraus er diese Verspottung Claurens geschrieben habe, er zerlegt die Manier Claurens in ihre plumpen und rohen Bestandteile, er vollzieht in dieser Rede an Clauren ein vernichtendes Strafgericht, das, so wohlverdient es auch ist, meiner Meinung nach durchaus nicht die ursprüngliche Absicht des „Mannes im Monde" gewesen. Hauff hat in seiner Predigt nicht allein sich dem Publikum, sondern auch seinem eigenen Ich gegenüber rechtfertigen zu müssen geglaubt. Betrachten wir das Werk selbst. So, wie es vorliegt, ist es eine umfangreiche, dem Stoff und der Anlage nach der Technik und Erfindungsgabe Hauffs vollkommen entsprechende Erzählung, durch die ein klaffender Riß geht. Das ganze Werk ist so flüssig und leicht geschrieben wie alle anderen seiner Leistungen, nur finden wir hier neben Stellen von großer poetischer Schönheit Partien von so fader, süßlicher Lüsternheit, von einem so widerlich schwülstigen Ton, daß deren Lektüre den Leser geradezu des Atems benimmt. Diese Partien sollen eben die Claurensche Art und Weise nach-

ahmen. Das hat Hauff vortrefflich gemacht. Aber weshalb hebt er den Zweck der Parodie durch die zahlreichen Schönheiten des Buches auf? Weshalb dehnt er seine Parodie auf mehrere Hundert Seiten aus, wo es doch selbst dem Kurzsichtigsten eine klare Sache ist, daß eine Parodie um so unmittelbarer wirkt, je kürzer und einheitlicher sie ausfällt? Ein so leichtsinniger Verschwender war Hauff sicherlich nicht. Hauff hat offenbar einen modernen Gesellschaftsroman schreiben wollen, an den er sein bestes Können setzte. Das beweist der sorgfältige Aufbau, die schöne Sprache des Ganzen und sehr viele einzelne Scenen. Jedenfalls hat ihm, bei dessen Schaffen so manche Berühmtheiten zu Paten gestanden, hier Clauren vorgeschwebt, das heißt, nicht als ernstes nachzuahmendes Muster, sondern als ein Autor, den man im ehrlichen Wettkampf mühelos schlagen könnte. Das Manuskript kommt in die Hände Menzels. Er, der über so manche Dichtungen ein schiefes Urteil gefällt, faßt auch die Hauffsche Erzählung falsch auf und giebt ihm den bewußten Rat. Hauff, der bereits in den „Memoiren des Satans" eine Neigung zum Spott und zur Satire verraten, ist für den Plan leicht gewonnen, und so wird aus dem höher begabten Wettbewerber um die Palme der Beliebtheit ein direkter Gegner. Wie er Clauren seine Mätzchen abguckte und nachahmte, hat er in der „Kontroverspredigt" deutlich genug auseinandergesetzt. Daß er diese Mätzchen auf ein ursprünglich zu anderen Zwecken bestimmtes Werk pfropfte, konnte er nicht mehr eingestehen, der ungeahnte Erfolg zwang ihn, die Rolle eines blutigen Richters zu spielen.

Zur Erhärtung meiner Ansicht möchte ich auf einen Umstand hinweisen, der in keiner der mir bekannten Schriften über Hauff gestreift wird. Fast gleichzeitig mit dem „Mann im Monde" hat Hauff eine Novelle „Die Sängerin" geschrieben. Man vergleiche beide Werke miteinander und man wird überraschende Ähnlichkeiten finden. Hier wie dort treten ähnliche Charaktere auf, der alte Berater und der geheimnisreiche Held, nur mit dem Unterschiede, daß im „Mann im Monde" die Hauptrolle ein melancholischer polnischer Graf, in der „Sängerin" eine aus einem berüchtigten Hause entsprungene, sehr brave junge Dame spielt. Mit demselben Recht wie der „Mann im Monde" hätte die „Sängerin" eine passende Unterlage einer Clauren-Karikatur abgeben können. Aus dieser Novelle kann man sehr gut auf die Urform des „Mannes im Monde" schließen. Hauff hatte eben damals eine kurze Periode, in der er auf die Claurenschen Erfolge schielte. Nicht wegen seiner parodistischen Auswüchse, sondern wegen seiner ursprünglichen, in der Begabung Hauffs wurzelnden herrlichen Vorzüge wird der „Mann im Monde" noch heute sehr gern gelesen. Es wird dem Ansehen des Dichters keineswegs schaden, wenn man konstatiert, daß Hauff besonders in der „Sängerin" sich leise an Clauren anlehnte, nicht aus Mangel an Geschmack, sondern infolge seiner äußerst feinnervigen Anempfindung, die Anschluß brauchte, ehe sie sich in Selbständigkeit umwandeln konnte. Dieses Anschlußbedürfnis thut sich in noch höherem Maße in den „Memoiren des Satans" kund. Eine jugendfrohe, an ihren eigenen Offenbarungen sich berauschende und stets in der Wirklichkeit wurzelnde Phantasie hat hier ein Potpourri geschaffen, dessen Weisen auch noch für unser Ohr wohllautend klingen. Hauff trägt hier alles zusammen, was ihm das Leben bisher an Eindrücken und Erfahrungen geboten, und verstärkt diese Gesamtsumme seiner jugendlichen Weltanschauung durch eine kecke Schilderung von Verhältnissen und Zuständen, die er noch gar nicht aus eigener Anschauung kennt; so z. B. wurde das Kapitel von dem Berliner Theeabend zu einer Zeit geschrieben, wo er noch nicht daran dachte, seine große Reise zu machen, und doch muß man sagen, daß über diese Partie der Glanz und Schimmer der unmittelbarsten Wahrheit ausgegossen ist. Der Einfluß E. T. A. Hoffmanns, eines unserer genialsten, leider aber so oft ungerecht beurteilten Novellisten, läßt sich in diesem Werke leicht nachweisen; allerdings konnte Hauff nur nach Maßgabe seiner Kräfte Hoffmannsche Farben auftragen, am glücklichsten wandelt er in dessen Spuren gleich am Anfang des Buches, in der sehr hübschen, drolligen und stimmungsvollen Einführung Satans. Die Episode mit dem Sonderling Hasentreffer, den der Teufel holt, hat etwas von dem Grausen, das uns bei

der Lektüre der Novellen Hoffmanns befällt. Der Satan ist in der Hauffschen Beleuchtung weiter nichts als ein personifiziertes satirisches Echo seiner Studentenzeit. Das Treiben Satans auf der Universität Tübingen spiegelt anschaulich die studentischen Sitten jener Stadt wieder. Wie Satan sich an den ihm verhaßten Professoren rächt, wie er vom akademischen Senat wegen seiner angeblichen demagogischen Umtriebe verhört wird, das alles bildet eine sehr angenehme Lektüre, der ein gewisser kulturhistorischer Wert nicht abgesprochen werden darf.

Im nächsten Abschnitt finden wir Satan in Berlin, an seiner Seite Ahasver, den ewigen Juden. Einige Kritiker werfen die Frage auf, was Hauff eigentlich mit Ahasver bezwecken wollte. Ich denke, es war ihm nur um den wirksamen Kontrast zu thun, viel gedacht hat er sich nicht dabei, und es hätte mich keineswegs gewundert, wenn Hauff den Satan nicht allein mit Ahasver, sondern auch mit dem Erzengel Gabriel und anderen himmlischen Größen zusammengebracht hätte. Die beiden treffen sich im Tiergarten, suchen einen damals geschätzten Schriftsteller auf, der Ahasver poetisch behandelt hatte, und machen einen ästhetischen Theeabend mit. Mit Witz und Laune geißelt er den Bildungsdusel, und die Gestalt des ungelenken ewigen Alten hebt sich prächtig von den zarten Fräuleins und schwärmerischen Frauen ab. Dort wird auch der erste Teil einer Novelle „Der Fluch" vorgelesen, die erst im weiteren Verlauf der Memoiren zu Ende geführt wird. „Der Fluch" ist eine schwache, zu krassen Effekten hinneigende, an innerer Unklarheit und Unwahrscheinlichkeit leidende Arbeit, die in der Reihe der Hauffschen Erzählungen einen sehr niedrigen Rang einnimmt. Mitten in der Vorlesung schlägt der ewige Jude über, er fällt zu Boden, der zierliche Sessel zerbricht und die beiden verlassen zerknirscht den Salon der schöngeistigen Wirtin. Der Satan macht dann in Gemeinschaft mit einem jungen Amerikaner einen Besuch bei Goethe. Wenn man auch dieser Skizze anmerkt, wie sehr die damalige Schriftstellergeneration das Ansehen und die Bedeutung Goethes zu zerkleinern bestrebt war, so zeigt sich doch auf der anderen Seite eine scheue Verehrung, die Hauff dem Greise zollte. Die nächste Scenerie bildet die Hölle selber. Der Teufel giebt zu Ehren seiner Großmutter ein Fest, während dessen alle Insassen der Hölle ein Leben führen dürfen wie auf der Oberwelt. In einem eleganten Kaffeehaus, das der galante Teufel in der Hölle erstehen ließ, finden sich drei Herren zusammen, von denen der eine, ein Deutscher, seine Lebensgeschichte erzählt. Hier hat Hauff einen Teil seiner eigenen Jugend verwertet. Der Knabe Garnmacher, der nichts anderes thut als Geistergeschichten und Räuber- und Ritterromane lesen, hat mit dem Knaben Hauff eine eng verwandtschaftliche Ähnlichkeit. Brillant erzählt Herr Garnmacher die Leidensgeschichte jenes verhängnisvollen Schulaufsatzes, der ihm statt des verhofften Lobes eine derbe Strafpredigt einträgt; nicht minder amüsant und sprühend voll beißenden Witzes ist die Schilderung seiner kritischen Thätigkeit bei dem litterarischen Onkel, der jedes Buch sechsmal und immer anders bespricht.

Mit einem kühnen Satz schwingt sich der Teufel aus dem Bereiche der Hölle — nach Frankfurt am Main. Dies ist die abgeschlossenste, vielleicht beste Partie des Buches, eine Novelle für sich mit ihren scharfen Schlaglichtern auf die jüdischen Börsen- und Handelskreise Frankfurts. Hauff, der in diesen Memoiren nichts schonte, durfte sich ruhig, ohne den etwaigen Vorwurf konfessioneller Voreingenommenheit zu scheuen, auch diese Satire erlauben. Der Satan verhilft hier durch einige unlautere Börsenmanöver einem etwas beschränkten, sehr eitlen Kaufmann zu dem Ruf eines gewiegten Politikers und zu dem Besitz eines geliebten Mädchens. Zum ersten- und zum letztenmal bemerkt man an dem sonst recht primitiven Teufel einige echt diabolische Züge. Mit wahrer Wollust verdirbt er seinen braven Zögling, und mit satanischer Freude malt er sich aus, wie aller Reichtum, alle Ehre dem so plötzlich in die Höhe Gekommenen doch nichts nützen und seiner nur Not und Enttäuschung harren werden. Ohne Abschluß endet das Buch, es könnte ad infinitum fortgesetzt werden und hat auch von anderen Federn Fortsetzungen erfahren.

Im Gegensatz zu diesem tollen Scenen-

Kaleidoskop hat sich Hauff in der romantischen Sage „Lichtenstein" eine einheitliche Kunstform erobert. Der „Lichtenstein" gehört zu den beliebtesten und gelesensten historischen Romanen der deutschen Litteratur, trotzdem er sich an Kraft der Charakteristik, Sicherheit des Aufbaues und gedanklichem Gehalt weder mit Hamerlings „Aspasia" noch mit Scheffels „Ekkehard" messen kann. Ich will auch nicht untersuchen, inwieweit Hauff von der historischen Treue abgegangen und die Ereignisse aus der von ihm behandelten Zeit zu gunsten seiner poetischen Auffassung umgeformt hat. Schon der Subtitel „romantische Sage" deutet an, daß man an das Werk nicht den Maßstab der Historie anlegen darf. Auch darüber, daß sich Hauff vollends dem Einflusse Walther Scotts hingegeben hat, möchte ich mich nicht auslassen, sondern in aller Kürze andeuten, worin die große Anziehungskraft besteht, die dieses Werk ausübt. Nicht allein der taufrische Glanz der Darstellung, die, ich möchte sagen, melodiöse Stimmung, die über allen Höhen und Tiefen der Handlung liegt, ist es, was den Leser, besonders den jungen, so ergreift, sondern auch die Fülle der Gestalten und Motive, die ein jegliches empfängliche und empfindsame Herz rascher schlagen macht. Ob Herzog Ulerich wirklich gelebt hat, ist im Grunde genommen gleichgültig, er ist ein tapferer, großgeistiger Fürst, der von seinem Lande vertrieben wird, ein so edler Mann, daß selbst seine früheren Todfeinde, wie der geheimnisvolle und wohlerfahrene Pfeifer von Hardt, ihm mit Lieb und Seele ergeben sind; da ist der mit allen Gaben der Natur ausgestattete junge Held Georg von Sturmfeder, der Sohn eines berühmten Vaters, der Günstling der ersten Recken seiner Zeit, er kämpft einen verzweifelten Kampf, den der Ehre mit der Liebe, er zieht sich mit Glanz aus der Affaire; da sind ferner die beiden allerliebsten Bäschen, da durchschauert uns die romantische Nebelhöhle mit ihren Wundern, da sind die wackeren Lanzknechte, da auch das unglücklich liebende Bärbele — kurz, Mondschein und Waffengerassel, grausende Mitternacht und stilles Liebesgekose, die zu allem Guten und Hohen anspornende Ungerechtigkeit der Welt: die Ingredienzen aller Rittergeschichten, die Hauff so gern las, romantisches Reckentum und höfischer Minnedienst, die Opferflammen der Liebe und Treue, sind hier zu einem Ganzen vereinigt, das rührt und ergreift und dabei einen sittlichen Kernpunkt und ein künstlerisches Gepräge besitzt. Hauff wollte unbewußt eine Rittergeschichte schreiben, die — man gestatte mir das Paradoxon — ihm, hätte er sie als Knabe gelesen, Thränen der Begeisterung hervorgelockt hätte. Man soll dieses jugendschöne Werk nicht einer strengen Kritik unterziehen; bei all seinen Mängeln wird es stets eine größere Wirkung ausüben als manche vollkommene Schöpfung eines bedächtigen Meisters. Es ist ein Werk der Jugend, der glücklichen, unbefangenen Jugend, und wird immer von Leuten gelesen werden, die sich ein Teil unbefangener Jugend in der Brust bewahrt haben.

Hauff kommt als Lyriker in letzter Reihe in Betracht. Seine Verse sind nicht geglättet und ragen nach keiner Richtung über das Mittelmaß hinaus. Darin unterscheidet er sich wesentlich von seinen lyrischen Landsleuten, der schwäbischen Dichterschule, die ihr größtes Heil in der glücklichen Wahl eines charakteristischen Adjektivs und in klingenden Reimen suchte. Und doch hat er zwei Gedichte geschrieben, „Morgenrot" und „Steh ich in finstrer Mitternacht", die zum Gemeingut des deutschen Volkes geworden sind. So ist der Poet im Jünglingsalter von uns gegangen und hat uns eine Reihe von Werken hinterlassen, an denen die ganze Nation sich gelabt hat. Reicher hat noch kein Jüngling die Welt beschenkt, und keinen Jüngling hat je die Welt mit mehr Liebe belohnt als ihn. Er ist das Symbol der Liebenswürdigkeit in unserer Litteratur geworden; Grabbe und Kleist, Lenau und Hölderlin künden uns von dem Kainsstempel der Dichtung, ihre Schicksale bergen in sich allen Gram und Jammer der Erde; während um ihre Büsten im Ehrensaal der Litteratur ein ewiger Schatten lagert, flutet um das Bild Hauffs der Sonnenschein des Tages. Als Jüngling ist er abgeschieden, und nimmer altern wird er in unseren Herzen.

Boot vom Leuchtſchiff „Adler Grund“ zu einem Wrack fahrend.

# Das deutſche Rettungsweſen zur See.

Von

**Moritz Lindeman.**

Bald ſind vierzig Jahre verfloſſen, ſeit ſich an der deutſchen Nordſeeinſel Spiekeroog ein erſchütterndes Seeunglück ereignete: auf den Außengründen der Inſel war bei heftigem Nordweſtſturm ein großes Bremer Auswandererſchiff, die „Johanna“, Kapitän Oldejahns, geſtrandet. Weit über zweihundert Perſonen waren an Bord, von ihnen retteten ſich nur hundertachtunddreißig; achtzig Menſchenleben — viele Frauen und Kinder — wurden von der mächtig brandenden See verſchlungen. Wären Raketenapparate und Rettungsböte zur Stelle geweſen, ſo würden die hilfsbereiten Inſulaner höchſt wahrſcheinlich alle oder doch die größte Mehrzahl der Schiffbrüchigen haben retten können. Allein an der deutſchen Nordſeeküſte gebrach es damals durchaus an Anſtalten zur Rettung von durch Schiffbruch gefährdeten Menſchenleben, während man in England und den anderen Nordſeeuferſtaaten ſchon ſeit langer Zeit in dieſer Richtung vorangegangen war. Wohl erregte das Spiekerooger Unglück überall, wohin die Kunde davon drang, beſonders an unſerer Nordſeeküſte, allgemeine Teilnahme, die ſich beſonders in Geldſammlungen für die Geretteten bethätigte, allein zu einer kräftigen That, die uns von dem ſchimpflichen Zuſtande faſt vollſtändiger Hilfloſigkeit bei den Strandungen an unſerer Küſte befreit hätte, kam es leider noch nicht. Denn es galt damals noch in vollem Maße jenes Wort, das einer der ſpäteren eifrigſten Förderer des deutſchen Rettungsweſens, Dr. Hermann Albert Schumacher, in einem geſchichtlichen Rückblick ausſprach: Faſt überall zollte man nur ein ohnmächtiges Bedauern dem jähen Tode der Seefahrer, dem Untergang von Schiffen auf hohem Meere und in den Küſtengewäſſern, man ſah darin Übel, die untrennbar mit der Schiffahrt verbunden; ins Binnenland verirrte ſich nur ſelten die Kunde von Seenot und Schiffbruch, und jeder hielt es hier für ſelbſtverſtändlich, daß leider das ferne Meer zahlreiche Menſchenleben fordere, da eben der Weg über die Wogen unſicherer ſei als der über das feſte Land.

Mit der Einrichtung eines Rettungsweſens an deutſcher Küſte, und zwar an der Oſtſee,

ging zuerst die preußische Regierung vor, deren Machtbereich ja damals, abgesehen von dem auf den ersten Stufen der Entstehung begriffenen neuen Kriegshafen an der Jahde, noch nicht bis zur Nordsee sich erstreckte. Nach dem Vorbilde und den Mustern der großartig entwickelten englischen Gesellschaft, der Royal National Life boat Institution, wurden hier allmählich von Memel und der Kurischen Nehrung bis hinab zur vorspringenden Landzunge von Darsser Ort an der mecklenburgischen Grenze, an geeigneten Punkten eine Reihe von Stationen, im ganzen zwanzig, errichtet, teils mit Mörserapparaten, teils mit englischen Patentböten, teils mit nach den Wünschen und Vorschlägen der heimischen Küstenbevölkerung eigens erbauten Fahrzeugen versehen, und die Leitung des Rettungswesens den Lotsen anvertraut.

An der Nordseeküste, welche, abgesehen von der zum hamburgischen Amte Ritzebüttel gehörenden Uferstrecke, auf deutscher Seite teils von dem Königreich Hannover, teils von Oldenburg, teils von den unter dänischer Oberherrschaft stehenden schleswig-holsteinischen Herzogtümern begrenzt war, bedurfte es leider noch eines neuen Unglücks, ehe man sich zu Thaten entschloß. Ein solches ereignete sich im September 1860. Am 10. September dieses Jahres meldete der Telegraph aus Emden: Heute früh strandete auf der Westseite der Insel Borkum, also in der Nähe des Dorfes, die hannoversche Brigg „Alliance", Kapitän Hillers, mit Kohlen von Sunderland, einem Hafen der englischen Ostküste, nach Geestemünde bestimmt; von der aus zehn Mann bestehenden Besatzung ist leider niemand gerettet; diesen Mittag war bereits die fünfte Leiche an den Strand getrieben und das Schiff völlig zertrümmert.

Wenige Wochen später erging aus dem Kreise der Schiffergesellschaft des kleinen bremischen Hafenstädtchens Vegesack an der Unterweser ein Aufruf „an das gesamte deutsche Volk" zu Beiträgen für die Errichtung von Rettungsstationen auf den deutschen Nordseeinseln. Der Gedanke, daß das Rettungswerk zur See eine Aufgabe der gesamten deutschen Nation werden müsse, war in dem Aufruf klar ausgesprochen und fand überall in den deutschen Landen kräftigen Wiederhall. Wenn man die Ausführung zunächst auf die deutschen Nordseeinseln beschränkte, so erklärt sich dies zur Genüge daraus, daß man in jener Zeit, wo der Gedanke einer staatlichen Einigung Deutschlands zwar vielfach kräftig Wurzel gefaßt hatte, aber noch nicht zur That geworden war, die Schöpfung eines die gesamten deutschen Küsten umfassenden Rettungswerkes für zu schwierig hielt. In Emden, Bremen, Bremerhaven und Hamburg wurden nun besondere Vereine gegründet; damit tauchte aber die Gefahr der Spaltung und Zersplitterung auf. Da war es denn ein großes Glück, daß der Geschäftsführer des Bremer Vereins, der Redacteur des Bremer Handelsblattes, Dr. Emminghaus (jetzt Direktor der Lebensversicherungsbank zu Gotha), unentwegt, unbeirrt durch Rücksichten irgend welcher Art, dem einen großen Ziele, der Bildung einer allgemeinen deutschen Gesellschaft, zustrebte und die Erreichung desselben im Bunde mit gleichgesinnten Männern in mehrjähriger Thätigkeit nach allen Seiten hin sorgfältig vorbereitete. In solchem Streben sah er sich durch die Zeitströmung, durch die erwachte thatkräftige Sympathie für deutsches Seewesen überhaupt, besonders für eine deutsche Flotte, für eine deutsche Nordmeerfahrt u. a., getragen und unterstützt, und so konnte denn schon am 29. Mai 1865 in einer Versammlung von hundertzwanzig deutschen Männern zu Kiel die Gründung der heutigen „Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger" beschlossen und mit dem Motto „Gedenket unserer Brüder zur See" ein feuriger Aufruf an das deutsche Volk erlassen werden, in welchem die Schaffung eines kräftigen wirksamen Rettungswesens an den gesamten deutschen Küsten der Nord- und Ostsee als eine nationale Ehrenaufgabe bezeichnet und um Geldmittel, wie um Freunde aus und in allen deutschen Gauen geworben wurde. Der angenommene Entwurf der Satzungen enthielt das Nähere über Organisation und Verwaltung, Bestimmungen, deren noch bestehende Grundzüge wir hier mitteilen. Die Gesellschaft wird durch die Bezirksvereine gebildet, welche die Beiträge sammeln und an den Vorstand abführen. Dieser vertritt die Gesellschaft nach außen und erledigt alle gemeinsamen Angelegenheiten. Im übrigen wird den Bezirks-

vereinen die möglichste Selbständigkeit gelassen. Dem Vorstande stehen als besoldete Beamte der Schriftführer (Generalsekretär), der Inspektor und der Rendant zur Seite, und der Sitz der Gesellschaft ist Bremen. Alljährlich am Stiftungstage der Gesellschaft, am 29. Mai, wird eine Generalversammlung an einem das Jahr zuvor dazu bestimmten Orte abgehalten, zu der sich die Delegierten der Bezirksvereine einfinden. Der Vorstand legt Rechnung ab, erstattet den Jahresbericht und es wird über die eingegangenen Anträge Beschluß gefaßt. Neben den Bezirksvereinen bestehen noch in Orten, wo keine solche vorhanden, sogenannte Vertreterschaften, die bei mehr als hundert Mitgliedern auf den Generalversammlungen stimmberechtigt sind.

Zum Vorsitzenden der Gesellschaft wurde in jener denkwürdigen Kieler Versammlung der Konsul Hermann Henrich Meier in Bremen, der hochverdiente Schöpfer und Förderer so mancher wichtiger Institute deutschen Handels und Schiffahrt, vor allem der großartigen Dampfschiffahrtsgesellschaft, des „Norddeutschen Lloyd", und zum Schriftführer oder Generalsekretär Dr. A. Emminghaus erwählt. Die Porträts beider um die deutsche Rettungssache hochverdienten Männer führen wir unseren Lesern umstehend vor. Konsul Meier hat die Leitung der Gesellschaft noch jetzt; trotz seines hohen Alters steht er noch heute mit jugendlicher Frische allen ihren Arbeiten und Geschäften kräftig vor und erregt auf den Generalversammlungen — er präsidierte allen, auch der im Mai d. J. in Frankfurt a. M. stattgehabten — durch körperliche Ausdauer und Elasticität seines Geistes die bewundernde Sympathie der Teilnehmer.

Mit fünf Bezirksvereinen, bei 3874 Teilnehmern und 14 179 Mark Jahresbeiträgen,* eröffnete die Gesellschaft ihre Thätigkeit; es waren zwei Stationen an der Nord- und zwei an der Ostsee vorhanden. Deren fünfzig mit 100000 Thalern Gründungs- und 15000 Thalern jährlichen Unterhaltungskosten wurden gleich zu Anfang in Aussicht genommen. Durch Erlaß vom 5. Januar 1867 übernahm König Wilhelm, das Oberhaupt des aus den Ereignissen des Jahres 1866 hervorgegangenen Norddeutschen Bundes, das Protektorat über die Gesellschaft, welche als Flagge das rote Kreuz im weißen schwarzumränderten Felde annahm.

Wohin auch jener Aufruf in deutschen Landen drang, überall wurde er mit warmen Herzen, mit offenen Händen aufgenommen, die Gaben flossen reichlich.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir hier die Entwickelungsgeschichte der Gesellschaft Jahr für Jahr bis zur Gegenwart verfolgen, zumal der ältere Teil derselben bereits im Oktober 1879 in dieser Zeitschrift erzählt wurde; wir wollen vielmehr an der Hand des letzten Jahresberichtes (für 1893/94) mit wenigen Worten und Ziffern darstellen, was in den neunundzwanzig Jahren, die seit jener Kieler Versammlung verflossen, in dem deutschen Rettungswerk zur See gearbeitet, geschaffen, geleistet worden ist. Schon ein Blick auf die Karte unserer deutschen Rettungsstationen im Jahre 1893 lehrt mehr, als es viele Worte vermöchten! Eine dichte Reihe von Rettungsstationen besetzt die deutsche Nord- und Ostseeküste vom Dollart bis hinauf zur Kurischen Nehrung und bis zum Fischerdorfe Nimmersatt nahe der russischen Grenze; im ganzen sind es 119:* davon kommen 49 auf die Nord-, 70 auf die Ostseeküste; 49 sind sogenannte Doppelstationen, das heißt mit Boot und Raketenapparat ausgerüstete, und zwar finden wir diese meist an der Ostsee, 54 sind nur Boot-, 61 nur Raketenstationen, die letzteren treffen wir meist an der Ost-, die größte Mehrzahl der ersteren an der Nordsee. Es bestehen 59 Bezirksvereine: 24 im Küstengebiet, 35 im deutschen Binnenlande, daneben 292 Vertreterschaften. Die Zahl der seit der Begründung der Gesellschaft durch deren Mannschaften und Geräte geretteten Personen belief sich bis zum 29. Mai 1894 auf 2108, und zwar wurden 1800 in 318 Strandungsfällen mittels der Böte und 308 in 68 Strandungsfällen mittels des Raketenapparates gerettet. Die Gesamteinnahme der

* Der zur Mitgliedschaft berechtigende mindeste Jahresbeitrag ist 1 Mark 50 Pfg. Stiftungsbeiträge von mindestens 75 Mark verleihen die außerordentliche Mitgliedschaft.

* 114 gehören der Gesellschaft, 4 dem Hamburger Staat, 1 der Königlichen Regierung in Schleswig.

Gesellschaft betrug im letzten Rechnungsjahre 258943 Mark. Die Gesamtzahl der ordentlichen Mitglieder war 48998 bei 2271 außerordentlichen Mitgliedern (Stiftern). Protektor ist unser allverehrter Kaiser Wilhelm II., Ehrenpräsident Prinz Heinrich von Preußen.

Ohne uns auf technische Einzelheiten einzulassen, wollen wir nur kurz die Rettungsgeräte, welche seitens der Stationen der Gesellschaft an den deutschen Küsten, als durch die Erfahrung erprobt, zur Anwendung kommen, etwas näher beschreiben, indem wir uns dabei zum Teil auf den Inhalt des von der Gesellschaft herausgegebenen Büchleins „Seemann in Not", aber auch auf eigene Anschauung stützen.

Wir schicken voraus, daß die mannigfachen Versuche, welche mit Rettungsflößen gemacht wurden, bisher kein befriedigendes Ergebnis geliefert haben, und daß auch der Gedanke, Rettungsböte durch Dampf oder komprimierte Luft vorwärts zu bewegen, sich wegen der damit verbundenen technischen Schwierigkeiten zunächst als unausführbar erwiesen hat. Es kommen in Betracht: erstens Rettungsböte, zweitens Rettungsgeschosse, drittens Rettungsringe und ähnliche Geräte. Die Rettungsböte haben im Laufe der Zeit vielfältige Umwandlungen, die sich im praktischen Dienst an unseren Küsten als wünschenswert, ja notwendig herausstellten, erfahren. Im Anfang kam auch bei uns das englische Rettungsboot zur Anwendung.

Konsul H. H. Meier.

Allein diese hölzernen Böte mit Selbstentleerung und Selbstaufrichtungsfähigkeit erwiesen sich bei ihrer Schwere und ihrem großen Tiefgang für die deutschen flachen und sandigen Küsten nicht in gleicher Weise brauchbar wie an den englischen Küsten. Es wurden daher für unseren deutschen Dienst leichtere Rettungsböte aus kanneliertem Eisenblech (sogenannte Francis-Patent) erbaut. Diese haben sich entschieden bewährt, und unsere Rettungsmannschaften benutzen sie mit vollem Vertrauen. Der Ruf dieser Böte ist auch in das Ausland gedrungen, und fortgesetzt laufen aus verschiedenen Ländern Be-

Digitized by Google

ſtellungen bei unſeren Bootsbauereien ein. Dieſe Böte werden in drei Größen: von ſiebeneinhalb, achteinhalb und zehn Metern Länge gebaut, ſie haben Luftkäſten vorn und hinten, ſowie zu beiden Seiten, haben jedoch meiſt keine Selbſtentleerungs- und durchgängig keine Selbſtaufrichtungsfähigkeit; ſie ſind meiſt zum Segeln und Rudern eingerichtet, nur an einigen wenigen Stationen werden ſie ausſchließlich mit Rudern vorwärts bewegt. Bei platter Kielſohle haben ſie Seiten- oder Stechſchwerter; in der Form haben ſie viel Ähnlichkeit mit den als ausgezeichnete Seeböte berühmten Whale-boats der Neu-Bedforder Walfiſchfänger. Im Bug ſind ſie ſcharf gebaut, der Tiefgang iſt nur fünfundzwanzig bis dreißig Centimeter, das Gewicht des kleinſten Bootes iſt 1350, das des größten 1600 Kilogramm. Ballaſt haben dieſe Böte ſelten nötig, da ſie durch ihre Bauart ſchon ſehr ſteif ſind Eine große Hauptſache iſt, daß das Boot ſtets, auch bei der wildeſten See, ſeine Steuerfähigkeit nicht verliert, weil es ſonſt beidreht und übergerollt wird. Die Böte ſind daher außer dem langen Steuerremen noch mit einem Steuerruder verſehen, über welchem, der Form des Ruders angepaßt, ein Mantel aus Eiſenblech angebracht iſt, der, heruntergelaſſen, eine Verlängerung des Ruders bildet, ſo daß damit das Boot auch dann noch zu ſteuern iſt, wenn es ſeinen Hinterſteven aus dem Waſſer ſtampft.

Dr. Emminghaus.

Die Rettungsböte ſtehen bekanntlich, in Schuppen gegen Witterungseinflüſſe geſchützt, auf Wagen, die eine der Länge des Bootes entſprechende Helling tragen; das Boot ruht hier auf Rollen und wird auf dieſe Weiſe durch Pferde- oder Menſchenkraft ſchnell zum Strande geführt. Soll das Boot zu Waſſer gelaſſen werden, ſo hat man nur den Vorderwagen durch das Wegnehmen eines Bolzens zu löſen und die Helling vorn etwas zu heben; ſie wird ſich dann ſofort hinten ſenken und das Boot auf der ſchiefen Ebene von ſelbſt heruntergleiten. Ebenſo leicht wie das Ablaſſen iſt das Aufholen mittels einer an dem Wagen angebrachten kleinen Winde.

Digitized by Google

Für gewisse Küstenplätze, z. B. für Cuxhaven, Dornmer Tief und Büsum, sind gedeckte Rettungsböte hergestellt, welche eine Kuttertakelage tragen und bloß segeln. Diese Böte sind bald von Holz, bald von Eisen, dabei sehr groß und zum Übernachten eingerichtet. Da, wo die Strandungsstellen von den Stationen weit entfernt sind und wo deshalb die Möglichkeit, ankern und auf See übernachten zu müssen, vorliegt, haben sich diese Segel-Rettungsböte, welche stets im Hafen bezw. Tief zum Auslaufen bereit liegen, vorzüglich bewährt.

Wir wenden uns zu den Rettungsgeschossen. Deutschland darf es als sein Verdienst in Anspruch nehmen, die Rettungsgeschosse wesentlich vervollkommnet zu haben; seine in dieser Richtung getroffenen Einrichtungen werden von denen keiner anderen Nation überflügelt. Die Rettungsgeschosse haben den Zweck, mittels geworfener Leinen eine Verbindung zwischen Land und Schiff oder auch wohl zwischen Rettungsboot und Schiff herzustellen und so die Rettung der Schiffbrüchigen zu ermöglichen. Diese Art der Rettung erfordert eine größere Mitwirkung der Schiffbrüchigen; der gesamte Dienst ist in dieser Richtung in allen Einzelheiten auf Grund der Erfahrung geregelt. Eine Rakete, an der eine dünne Leine befestigt ist, wird über das Schiff hingeschossen, was freilich häufig erst nach wiederholtem vergeblichem Versuche gelingt; die Leine muß an Bord so schnell als möglich erfaßt und festgehalten werden; zugleich sollte von Bord aus bei Tage durch ein Signal mittels Flagge, Schwenken eines Tuches, der Mütze oder dergleichen, bei Nacht durch eine Rakete, ein Blaufeuer, das Abfeuern einer Kanone der Rettungsmannschaft am Lande Kunde gegeben werden, daß die Leine gefaßt ist. Das Schwenken einer roten Flagge am Tage oder das Zeigen eines roten Lichtes bei Nacht ist das Signal für das Anholen der Leine durch die Schiffsmannschaft vom Lande her.

An der Leine ist ein sogenannter Steertblock, durch welchen ein endloser Läufer, ein Jolltau, geschoren ist, befestigt, und dieser Steertblock (Kloben mit Tauende zu seiner Befestigung) muß nun an einer näher bezeichneten Stelle am Mast oder, falls die Masten nicht mehr stehen, an dem höchsten festen Gegenstande auf dem Schiffe befestigt werden. Die des Verfahrens etwa nicht kundige Schiffsmannschaft erhält durch ein am Steertblock befestigtes Täfelchen mit darauf geschriebener kurzer Belehrung die nötige Anweisung. Darauf erfolgt wieder eine Signalgebung nach dem Lande. Die Leute an letzterem werden dann ein starkes Tau (Rettungstau) von zehn bis zwölf Centimetern im Umfang an dem Läufer befestigen und vom Lande aus an Bord ziehen. Das Rettungstau ist sofort in wiederum durch ein Täfelchen vorgeschriebener Weise zu befestigen, der Läufer muß vom Rettungstau losgemacht und, wenn das geschehen, Signal nach dem Lande zu gegeben werden. Nun kann das eigentliche Rettungswerk vor sich gehen. Die Leute am Lande holen das Rettungstau straff an und ziehen, wie uns das Bild S. 717 darstellt, eine sogenannte Hosenboje an Bord. Es ist dies ein mit Segeltuch überzogener starker Korkring, an welchem eine aus starkem Segeltuch gefertigte Hose festsitzt; mittels eines Gleitringes hängt dieser Apparat am Rettungstau. Die zu rettenden Personen werden eine nach der anderen in dieser Boje — sie setzen sich mit den Beinen in die Hose und legen die Arme über die Boje — an Land befördert.

Die Rettungsraketen sind aus den Kriegsraketen hervorgegangen und hauptsächlich durch das Verdienst des Königlichen Feuerwerkslaboratoriums in Spandau zu ihrer heutigen Vollendung gebracht worden. Die Acht-Centimeter-Rettungsrakete trägt die Leine bis vierhundert Meter, die Fünf-Centimeter-Rakete etwa dreihundert Meter weit; je nach der Richtung und Stärke des Windes ändert sich die Tragweite mehr oder weniger. Die Ankerraketen, mit denen viele Bootstationen ausgerüstet sind, haben vorn am Verschluß die vier Arme eines Ankers. Sie sollen unter besonders schwierigen Verhältnissen gegen hohe See das Abkommen des Bootes vom flachen Strande erleichtern. Die Ankerrakete wird zu dem Zwecke mit einer starken Leine quer gegen die anrollenden Wellen so weit als möglich in See geschossen; sie verankert sich, und ein Teil der Bootsleute zieht nun an der Leine, während die anderen rudern.

Das Handgewehr, nach ſeinem Verfertiger, dem Büchſenmacher Cordes in Bremerhaven, das Cordesſche Handgewehr genannt, dient dazu, auf kurze Entfernungen, beſonders zwiſchen Rettungsboot und Schiff, eine Verbindung herzuſtellen; auch wird es dazu

Die Rakete im Geſtell.

benutzt, Leuchtkugeln zu ſchießen, als Signal für die Schiffbrüchigen und um in finſterer Nacht ſich von dem Stande der Dinge auf dem Wrack zu überzeugen; die Wurfweite iſt ſiebzig Meter.

Die größten Gefahren und Schwierigkeiten des Rettungswerkes entſtehen aber und ſind zu überwinden in allen den Fällen, wo die Rettungsböte zur Anwendung kommen, oder wo die Schiffbrüchigen ſelbſt in offenen Böten das Land zu erreichen ſuchen.

Über die Handhabung offener Böte in ſchwerer See enthält das vor zwei Jahren von der Geſellſchaft ausgegebene Büchlein „Seemann in Not“ eine Reihe trefflicher, alle Vorkommniſſe auf Grund langjähriger Erfahrung berückſichtigender Vorſchriften. Leider ſind dieſelben unter den Seeleuten noch immer nicht genug bekannt, wie die weiter unten zu beſprechende Geſchichte der Rettungen des vorigen Jahres von neuem beweiſt. Sie behandeln erſtens das Auslaufen vom Lande nach See, zweitens das Einlaufen aus See an Land, drittens das Anlegen an ein Schiff, viertens das Verhalten, wenn das Boot, um ſchneller vorwärts zu kommen, von einem Dampfer ins Schlepptau genommen wird. In den beiden erſten Fällen iſt es die Brandung, welche beſondere Gefahren (des Kenterns, d. h. Umſtürzens, des Voll-Waſſer-Laufens und Sinken des Bootes u. ſ. w.) bringt.

Je abſchüſſiger die Küſte iſt, um ſo näher dem Lande zu wird die Brandung eintreten. An ganz ſteilen Küſten findet deshalb der erſte ſchwere Sturz der Brandung am Strande ſelbſt ſtatt, während an ſehr flachen Küſten das Waſſer brandet, ſoweit das Auge reicht, zuweilen noch in einer Entfernung von vier bis fünf Seemeilen (eine Seemeile = 1852 Meter) vom Lande. Die äußerſte Brandungslinie, wo die Wellen ſich auf etwa drei bis vier Faden (ein Faden = 1,8287 Meter) Waſſer brechen, iſt die ſchwerſte und deshalb die gefährlichſte.

Eines der Mittel, das Auf-die-Seite-Legen und Überrollen des Bootes durch die Brandung zu verhindern, iſt die Verwendung des ſogenannten Lenzſackes, mit welchem jetzt alle deutſchen Rettungsböte verſehen ſind. Es ſind dies kegelförmige Säcke von der Geſtalt eines Zuckerhutes, $1\,^3/_{10}$ Meter lang und an der Mündung etwa $^3/_5$ Meter weit. Sie

Rettung durch den Raketenapparat.

werden mit der Öffnung nach vorn an einem ſtarken Tau geſchleppt, während eine kleinere Leine an dem ſpitzen Ende befeſtigt iſt. Da beim Schleppen die Mündung vorn iſt, ſo füllt ſich natürlich der Sack mit Waſſer, leiſtet einen beträchtlichen Widerſtand und hält dadurch das Boot zurück und recht vor der See, ſo, daß das Beidrehen wirkſamer verhindert wird.

Natürlich rüſtet die Geſellſchaft ihre Bootsmannſchaften mit Korkjacken aus; dieſe ſind aus ſchmalen, auf Segeltuch genähten Stücken Kork von der feinſten Qualität zuſammengeſetzt, und jede Korkjacke wird, bevor man ſie der Benutzung übergiebt, auf ihre Tragfähigkeit geprüft. Dieſe Jacken müſſen zehn Kilogramm Eiſen vierundzwanzig Stunden lang im Waſſer tragen können und dürfen in dieſer Zeit nicht über fünfhundert Gramm Waſſer ziehen. Eine ſolche Korkjacke läßt erfahrungsgemäß auch den ſchwerſten Mann, der mit dickem Wollzeug und Seeſtiefeln

Digitized by Google

bekleidet iſt, nicht unterſinken, ſondern hält ihn vierundzwanzig Stunden und länger von der Schulter an über Waſſer. Die Rettungsringe ſind aus großen Korkſtücken zuſammengeſetzt, müſſen hoch auf dem Waſſer ſchwimmen und von heller Farbe ſein, damit man ſie weit ſehen kann. Sie ſind das beſte Rettungsmittel, wenn ein Mann über Bord geht und wenn ein Boot längsſeits eines Schiffes kentert. Um ſchnell in Gebrauch geſetzt zu werden, ſollten ſie ſtets an Bord des Schiffes frei hängen.

In der Hoſenboje
(Rettung durch den Raketenapparat).

Mit ſolchen Hilfen in Seenot ſind nicht bloß die Rettungsböte, ſondern die Leuchttürme und Leuchtſchiffe, ja auch die ſtets vor den Einfahrten in Häfen kreuzenden Lotſenfahrzeuge verſehen. Auch der Fall iſt bedacht, daß eine ſchiffbrüchige Mannſchaft ſich im Boot der Küſte nähert, letztere bei ſtürmiſchem Wetter nicht erreichen kann und dem Verſchmachten nahe iſt. Es ſind für ſolche Fälle ſogenannte Rettungsbaken errichtet, da, wo die Beſchaffenheit der Außengründe ſolches nur irgend zuließ. Dieſe ſind ebenſo eingerichtet und befeſtigt, wie die Baken, dieſe Tageszeichen und Wegweiſer der Schiffahrt, überhaupt: ſie haben einen kleinen geſchützten Raum zur Aufnahme der Schiffbrüchigen, ferner ſtets einen kleinen Vorrat von Brot, Waſſer, Wein und Flaggen zum Signaliſieren.

Als ein großer Schutz und Hilfe, als ein unentbehrliches Mittel zur Sicherung und Erleichterung der Schiffahrt iſt das jetzt an unſeren Küſten hoch entwickelte und ausgebildete Beleuchtungsweſen anzuſehen. Ludolphs „Handbuch der Leuchtfeuer und Schallſignale der Erde“ führt in ſeiner Ausgabe für 1894 mehr als fünfzig Leuchttürme, zahlreiche Leuchtſchiffe und auf andere Weiſe angebrachte Feuer für die deutſchen Küſten an. Zu dieſen letzteren gehören die Leuchtbojen, deren eine uns das Bild S. 719 vorführt. Die Konſtruktion iſt der älteren Art, eine Petroleumlampe, die natürlich jeden Abend angezündet werden muß. Die Leuchtbojen der neuen Konſtruktion, wie wir ſie z. B. in der Weſer- und Elbmündung finden, ſind mit Fettgas gefüllt, das aus dem Bojenkörper mittels einer Röhre in die mit ſtarkem Glas verwahrte Laterne aufſteigt. Dieſe Bojen brennen Tag und Nacht während ſechzig bis hundertundzwanzig Tagen, worauf ſie gegen neugefüllte ausgetauſcht werden. Ein anderes Bild S. 721 zeigt uns den Leuchtturm auf der Inſel Oie (Greifswalder Oie). Es iſt ein Ziegelſteinturm mit einem roten und weißen unterbrochenen Feuer (je fünfundvierzig Sekunden rot, dunkel, weiß, dunkel), achtzehn Seemeilen weit ſichtbar.

Als die Geſellſchaft, gleich nach ihrer

Gründung, an ihre Aufgabe herantrat, ergaben sich bald die besonderen Schwierigkeiten, welche sich an den deutschen Küsten, im Gegensatz zu denen mancher anderen Länder, dem Rettungswerke entgegenstellten: bald fehlte das genügende Personal, bald war der bewohnte Strand zu weit entfernt; hier schafften heftige Brandungen, dort unergründliche Dünen schwer zu bewältigende Hindernisse. Während an unserer Nordseeküste die Strandungen in der Regel in meilenweiten Entfernungen vom Strande, in den Mündungen der Ströme (Ems, Weser, Elbe) oder auf den gefährlichen Außengründen stattfinden, wo nur durch Fahrzeuge Hilfe geleistet werden kann, kommen an der Ostsee die Schiffe mit sehr wenigen Ausnahmen dem Strande viel näher. Hier ziehen sich, ziemlich parallel mit der Küste, drei Riffe hin, über deren äußerstes die wrack gewordenen Schiffe gewöhnlich hinwegstoßen, um hinter demselben zu sinken oder auf dem zweiten, dem mittleren Riff, wohin die Rakete die Leine tragen kann, festzugeraten. Daher ist, wie schon oben angedeutet wurde, im allgemeinen an der Nordsee das Rettungsboot, an der Ostsee der Raketenapparat das wirksamste, am häufigsten angewendete Rettungsgerät.

Wir werfen jetzt einen Blick auf die Rettungsstationen selbst, welche uns die beigegebenen Karten vollständig verzeichnen. Beginnen wir bei der holländischen Grenze, so finden wir eine große Anzahl derselben bis zur Mündung der Elbe hin, und zwar sowohl am Festlande, das sich als eine in schmalen oder breiteren Streifen, von einem Sandstrande umsäumte Flachküste darstellt, wie auf den vorgelagerten dünenreichen Eilanden, den friesischen Inseln. Bis auf schmale tiefere Rinnen und Straßen zwischen den der Küste vorgelagerten Inseln und in den Mündungen der Flüsse wird der mit Schlamm und Muscheln bedeckte Strand, das sogenannte Wattenmeer, von der Ebbe trocken gelegt. Nördlich von der Inselkette ist die große Heerstraße der Dampf- und Segelschiffahrt nach und von dem englischen Kanal, nach und von den Häfen an der Weser und Elbe. Die Inseln Borkum, Juist, Norderney und Langeoog haben je zwei am Ost- und am Westland stationierte eiserne Rettungsböte, Juist Ostland außerdem noch einen Raketenapparat, die Inseln Baltrum, Spiekeroog und Wangeroog je ein Boot, und zwar wurden die Schuppen, in welchen sie verwahrt liegen, teils in oder bei den Dörfern oder bei den Leuchttürmen, teils in den Dünen errichtet. Die Stationen am Festlande: Uthlandshörn, Norddeich, Neuharlingersiel, Friedrichsschleuse (Karolinensiel) und Nesserland sind die ebenfalls durchweg mit Böten ausgestatteten Stationen zu Hilfe und Rettung der Wattenfahrer. Helgoland, die deutsch gewordene Felseninsel, ist mit eisernem Boot und Raketenapparat, die Helgolander Düne außerdem noch mit einem Raketenapparat ausgestattet. Wenden wir uns zur Jahde und Weser, so finden wir eiserne Böte in Horumersiel (außerhalb der Sielschleuse), Hooksiel (im Ort), Wilhelmshaven (auf der Schleuse der neuen Hafeneinfahrt), Fedderwardersiel (außerhalb des Deiches), während am rechten Ufer der Wesermündung und weiter an der Küste hin die Stationen von Bremerhaven, Wremer und Dorumer Tief hölzerne Böte haben; die letzteren beiden sind Segelböte, und in Dorumer Tief ist außerdem noch ein Eisboot.

Die so viel von Seeschiffen aller Art befahrene Elbmündung ist allseitig reich mit Rettungsstationen bedacht. Da ist zunächst und vor allem die Station auf der kleinen hamburgischen Insel Neuwerk; das eiserne Boot befindet sich am Südende in der Nähe des Leuchtturmes; ferner Duhnen, westlich von Cuxhaven, wo an der Ostseite des Dorfes am Watt ein hölzernes Rettungsboot bereit liegt; sodann Cuxhaven, wo in einem Schuppen am Lotsenhause dicht am Hafen ein hölzernes Boot, und ferner im Lotsenhafen ein eiserner Kutter stets zum Auslaufen bereit sind. Die Leuchttürme haben ja überall und so auch in Cuxhaven telegraphische Verbindung; damit nicht genug, nimmt man jetzt mehr und mehr darauf Bedacht, die Leuchttürme mit den Wohnungen der Vormänner der Rettungsböte telegraphisch zu verbinden.* Auf allen vier Elb-Feuerschiffen, die dreimastig rot gemalt, beiderseits in weißer Farbe Namen (Elbe) und Nummer führen,

* Der am 29. Mai d. J. vorgelegte Jahresbericht zählt bereits zwanzig Fernsprechverbindungen zwischen Leuchttürmen und Rettungsstationen auf.

befindet ſich je ein hölzernes Rettungsboot. Wenden wir uns zum Norduſer der Elbmündung, ſo treffen wir die Stationen Neufeld (im Weſten von Brunsbüttel) mit einem eiſernen Boot und an den Ufern von Dithmarſchen, jener einſtigen noch heute durch Sage, Geſchichte und Dichtung berühmten Bauernrepublik, Friedrichskoog, mit einem ſtets zum Ausſegeln fertigen eiſernen Boot, und die kleine Hafenſtadt Büſum mit einem hölzernen Segelkutter. Weiter nordwärts, bis zur däniſchen Grenze, ſind noch eine ganze Reihe Stationen. Denn bei Weſt- und Nordweſtſturm iſt die nordfrieſiſche Küſte ein für die Schiffahrt gar gefährlicher Strand. Da iſt zuerſt ein hölzernes Rettungsboot auf der Eider-Galliot, dem zweimaſtigen inneren Feuerſchiff, der Lootſenſtation vor der Mündung der Eider; ferner Süderhöft und Ording an der Küſte von Eiderſtädt, jenes mit einem eiſernen und hölzernen, dieſes mit einem eiſernen Boot; etwas weiter nordweſtlich iſt auf einer der äußerſten der Halligen, jener merkwürdigen Inſeln, welche die zerſtörenden Sturmfluten der früheren Jahrhunderte übriggelaſſen haben und zu deren hafen- und deichloſen grünen Ufern die große Schiffahrt niemals dringt, auf Süderoog, ein eiſernes

Kontrolle einer Leuchtboje.

Segelrettungsboot. Nun folgen die großen Dünen-Inſeln Amrum und Sylt, endlich Röm, die nördlichſte in der deutſchen Inſelkette. Während auf drei Stellen von Amrum: Süd, Kniephaven und Nord, eiſerne Böte für die Rettung verwendet wer-

den und also mehr oder weniger weite Strecken bis zu dem in Seenot befindlichen Schiffe zurückzulegen sind, bietet sich an der langen Küstenlinie von Sylt, an welche die Sechs-Meter-Tiefe bis nahe heranreicht, unstreitig der steilste, für Rettungen aus der Nähe günstigste Strand: in manchen Fällen, namentlich bei kleineren Schiffen — bei weitem die große Mehrzahl der Strandungen betrifft eben kleinere Fahrzeuge — genügt die Benutzung des Handgewehrs, ja ein Steinwurf, um die Verbindung zwischen Wrack und Ufer herzustellen. Jedenfalls ist der Raketenapparat hier durchaus an seinem Platze, und wir finden ihn in Rantum, Westerland, Kampen und Ellenbogen; Westerland hat außerdem ein eisernes Boot, ebenso List an der Nordostspitze. Röm hat im Dorfe Kirkeby ein hölzernes, nahe bei dem Dorfe Juvre ein eisernes Boot.

Im Gegensatz zu der gefährlichen sturm- und nebelreichen Nordseeküste zeigt uns die Karte an der Ostseeküste der cimbrischen Halbinsel vom südlichen Teil des Kleinen Belts bis hinab zur Kieler Bucht und zur Insel Fehmarn keinerlei besondere Veranstaltung für die Rettung aus Seenot. Die Föhrden mit ihren kleinen Häfen und Buchten sind eben für die kleine hier betriebene Schiffahrt und Fischerei verhältnismäßig leicht und schnell auch in Fällen plötzlich ausbrechenden Sturmes erreichbar. Erst in der Neustädter Bucht, im sogenannten lübischen Fahrwasser an den beiderseitigen Mündungen der Trave, auf welcher der aus- und eingehende Schiffsverkehr unserer altberühmten Hansastadt Lübeck sich bewegt, bei Travemünde und Priwall, finden wir wieder die Fürsorge unserer Gesellschaft in einem eisernen Boot und zwei Raketenapparaten bethätigt.

An der mecklenburgischen Küste, und zwar auf der fruchtbaren Insel Poel, beginnt eine neue Reihe von Rettungsstationen, welche, meist in geringen Entfernungen voneinander und zum größten Teil mit eisernen Böten und Raketenapparaten ausgerüstet, die ganze deutsche Ostseeküste bis hinauf zu dem armen Fischerdörfchen Nimmersatt nahe der russischen Grenze besetzen. Besonders zahlreich an der Außenküste sind die Stationen hier, wo das Festland von der Ostsee durch die Bodden (größere oder kleinere Binnenwasser) geschieden ist und sich vielfach ein breiter Saum Vorland anschließt. Namentlich Rügen, das Eiland grüner Küsten und Kreidefelsen, mit seinem mannigfach gestalteten Meeresrande, und seine Nachbarinseln sind im Interesse der lebhaften Küstenfahrt und Fischerei mit einer großen Zahl von Stationen bedacht, ebenso die Einfahrt nach Stettin, zu deren Hilfe auch im Großen Haff, bei Ziegenort, ein hölzernes Rettungsboot bereit liegt. Aus diesem Küstenbezirk führt uns unser Bild S. 709 den schwierigen Versuch einer vom Leuchtschiff „Adler Grund" aus unternommenen Rettung höchst anschaulich vor.*

Ein anderes Bild S. 723 vergegenwärtigt die Schwierigkeiten und Gefahren, mit welchen die Leuchtschiffe — diese unentbehrlichen Wegweiser der Seefahrt — in Winterszeiten zu kämpfen haben. Das Bild „Sturmwarnung an der Küste" (S. 725) möchten wir hier gleich mit erläutern. Die Sturmwarnungssignale, der aufgezogene, nachts durch eine rote Laterne ersetzte Signalball besagt, daß nach Ansicht der Deutschen Seewarte in Hamburg ein Sturm innerhalb eines Raumes von hundert Seemeilen Halbmesser vom gewarnten Orte ab eintreten kann. Die Richtung des Sturmes, ob östlich oder westlich, nordöstlich oder südöstlich, nordwestlich oder südwestlich, wird durch Flaggen mit Dreiecken und Pfeilen in verschiedener Stellung kund gegeben.

Die weitere nach Osten sich in langer Linie bis hinauf zu der Kurischen Nehrung erstreckende Küste Pommerns und Preußens zählt einige dreißig Rettungsstationen, die meist alle mit Böten und Raketenapparaten — einzelne der letzteren sind tragbar — ausgestattet sind. Besonders zahlreich sind die Stationen in der durch ihre reizvolle Küstenscenerie ausgezeichneten Danziger Bucht mit ihren zahlreichen Ortschaften und lebhafter Schiffahrt. Auch an der hohen gefährlichen Küste des alten Samlandes sind

* „Adler Grund"-Feuerschiff, auf 54 Grad 48 Minuten nördl. Br. und 14 Grad 20 Minuten östl. L., zeigt ein Gruppenblinkfeuer und am Topp des Hauptmastes einen schwarzen Ball; rot angestrichen, führt es an beiden Seiten den Namen „Adler Grund" in weißen Buchstaben.

Die Rettungsstationen an den deutschen Küsten.

● *Doppelstationen.* ● *Bootstationen.* ● *Raketenstationen.*

I. Übersicht der Rettungsstationen von der niederländischen Grenze bis Swinemünde.

NORD-SEE
OSTSEE
Jütland
SCHWEDEN
Malmö
Ystad
Trelleborg
Sund
Kopenhagen
Roskilde
Amager
Køge
Horsens
Veile
Fredericia
Kolding
Blaavands Huk
Varde
Esbjerg
Fanö
Ribe
Hadersleben
Fünen
Odense
Nyborg
Assens
Gr. Belt
Kl. Belt
Langeland
Laaland
Nakskov
Falster
Nykjöbing
Möen
Alsen
Arrö
Jaur
Röm
Ellenbogen
Kampen
List
Sylt
Westerland
Rantum
Tondern
Apenrade
Föhr
Nordstrand
Knipphafen
Amrum
Süderoog
Pellworm
Schleswig
Flensburg
Husum
Tönning
Eckernförde
Kieler Bucht
Kiel
Rendsburg
Eider
Eider-leuchtschiff
Ording
Helgoland
Eidergaliot
Elb-leuchtschiffe
Büsum
Friedrichskoog
Elbe
Cuxhaven
Duhnen
Holstein
Nord-Ostsee-Kanal
Itzehoe
Segeberg
Neumünster
Neustadt
Oldenburg
Fehmarn
Mecklenburger Bucht
Lübecker Bucht
Travemünde
Lübeck
Glückstadt
Altona
Hamburg
Wismar
Poel
Schwerin
Büchen
Parchim
MECKLENBURG
Warnemünde
Rostock
Malchin
Neubrandenburg
Neu-Strelitz
Pasewalk
Darsser Ort
Zingst
Hiddens Oie
Kloster
Dranske
Arkona
Stubbenkammer
Sassnitz
Bergen
Binz
Sellin
Thiessow
Rügen
Stralsund
Greifswald
Greifswalder Oie
Wolgast
Zinnowitz
Heringsdorf
Swinemünde
Pommern
Weser
Jade
Wangeroog
Spiekeroog
Langeoog
Baltrum
Norderney
Juist
Borkum
Norddeich
Esens
Aurich
Emden
Wilhelmshaven
Bremerhaven
Geestemünde
Dorumertief
Wremertief
OLDENBURG
Hannover
7
8
9
10
11
12
13
14
östl. L. v. Greenwich

II. Übersicht der Rettungsstationen von Swinemünde bis zur russischen Grenze.

SCHWEDEN
Ystad
Sandwig
Christiansö
Rönne
Bornholm
DIE OSTSEE
Rügen
Lohme
Stubbenkammer
Sassnitz
Binz
Göhren
Greifswalder Oie
Heringsdf
Swinemünde
Usedom
Wollin
Kl. Haff
Gr. Haff
Kammin
Hoff
Treptow
Kolberg
Belgard
Köslin
Rügenwalde
Schlawe
Stolpe
Lauenburg
Neustadt
Rummelsburg
Neu Stettin
Ziegenort
Pasewalk
Stettin
Stargard
Pillau
Danziger Bucht
Danzig
Frisches Haff
Brüsterort
Kraxtepellen
Königsberg
Rossitten
Kurisches Haff
Nidden
Schwarzort
Memel
Melneraggen
Nimmersatt
Ostpreussen
Westpreussen
Pommern
14
15
16
17
18
19
20
54
55
östl. L. v. Greenwich
NORDSEE
DÄNEMARK
SCHWEDEN
OSTSEE
DEUTSCHES REICH
Bremen
Hamburg
Lübeck
Kiel
Stettin
Kolberg
Danzig
Königsberg
Memel

Zur Übersicht der beiden getrennten Hauptkarten.

Ill. D. Monatshefte. September 1894.

Zu Lindeman: Rettungswesen zur See.

Digitized by Google

Leuchtturm auf der Inſel Oie (Greifswalder Oie).

in Kraxtepellen Boot und Raketenapparat für die Schiffer und Fiſcher zur Hilfe bereit, und die langgeſtreckte Kuriſche Nehrung weiſt von dem Seebade Kranz bis hinauf nach Nimmerſatt ſechs Stationen auf.

Wir blättern zum Schluß noch in dem goldenen Buche der Geſellſchaft, das heißt in der Geſchichte der durch ihre Stationen vollbrachten Rettungen, welche in den ſeit 1866 erſtatteten Jahresberichten, ſowie in den von der Geſellſchaft ausgegebenen Heften „Von den Küſten und aus See“ in mehr oder weniger ausführlichen Mitteilungen niedergelegt ſind. Dieſe Druckſchriften mit ihrem mannigfaltigen Inhalt legen zugleich rühmliches Zeugnis dafür ab, mit welchem unausgeſetzten Eifer, mit welcher treuen Sorgfalt der Vorſtand, und an ſeiner Spitze der hochverdiente Konſul Meier, ſich bemühte, unſer deutſches Rettungsweſen nach allen Richtungen zu fördern und Verbeſſerungen da, wo ſich irgend Gelegenheit dazu bietet, einzuführen. So heißt es in einem der Jahresberichte: „Die Geſellſchaft hat nicht bloß für hinreichende Rettungseinrichtungen zu ſorgen, ſie muß zugleich auch ſtets darauf

Digitized by Google

Bedacht nehmen, in jeder anderen möglichen Weiſe zur Hilfe zu ermuntern. Unausgeſetzt richtet ſie ihr Augenmerk auf die an den deutſchen Seegrenzen ſich ereignenden Unfälle aller Art, mögen ſie die Rettungsſtationen zur Thätigkeit gerufen haben oder nicht. Keine anerkennenswerte Leiſtung darf uns entgehen.“ Sie wird dabei auf das eifrigſte von den Bezirksvereinen unterſtützt, und manche der Rettungsböte legen ſchon durch die ihnen verliehenen Namen beredtes Zeugnis von dem opferwilligen Geiſte ab, welcher zahlreiche Kreiſe des deutſchen Inlandes gegenüber unſerem Rettungswerke beſeelt und dasſelbe ſo zu einer unentwegt durch die Zeiten fortſchreitenden edlen That des geſamten deutſchen Volkes erhebt. Von dieſem Geiſte getragen, erfolgte ja noch kürzlich von ſeiten wackerer Düſſeldorfer die Stiftung eines Rettungsbootes für Norderney und deſſen Benennung nach unſerem nationalen Heros Fürſt Bismarck.

Einſamer Poſten.

Das eben Geſagte ſei noch durch einige thatſächliche Angaben erläutert. Die Fürſorge der Geſellſchaft für die Rettungsmannſchaften iſt alles Lobes wert; neben dem Lohn für die geleiſteten Dienſte beſtehen, wie wir hier gleich anführen wollen, Prämien für außerordentliche Leiſtungen. Natürlich iſt das Leben jedes Rettungsmannes verſichert (mit 2500 Mark), außerdem tritt im Todesfall die Berufsgenoſſenſchaft ein.

Die Geſellſchaft zahlt für jedes in den deutſchen Küſtengewäſſern aus Seegefahr gerettete Menſchenleben, gleichviel ob die Rettung durch Geräte der Geſellſchaft oder auf andere Weiſe geſchehen iſt, eine Prämie. Ferner werden Ehrengaben, welche in goldenen und ſilbernen Medaillen, ſowie in Diplomen beſtehen, verliehen.

Durch den Hamburger Verein wurde der Geſellſchaft im Jahre 1892 ein teils von ihm ſelbſt angeſammeltes, teils aus einem Legat des Hamburger Reeders Laeisz ſtammendes Kapital, welches jetzt mit den Zinſen die Summe von 82600 Mark beträgt, als „Laeisz-Stiftung“ mit der Beſtimmung überwieſen, daß ſie als eiſerner Fonds verwaltet und die Aufkünfte zur Prämiierung von Rettungen auf hoher See durch Verteilung von Diplomen, Medaillen oder Geld an Offiziere und Mannſchaften deutſcher Schiffe verwendet werde. Der Vorſtand verleiht auch Medaillen, Diplome und Prämien für Rettungen der Mannſchaften deutſcher Schiffe, welche außerdeutſche Rettungsſtationen vollbracht haben.

Ganz beſonders iſt noch der „Robin-Stiftung“ zu gedenken. Vor zehn Jahren überwies ein wackerer Franzoſe, Emile Robin in Paris, der Geſellſchaft ein Kapital von 30000 Mark mit der Beſtimmung, daß von den Zinſen dieſer Summe gezahlt werden: 1) eine Ehrengabe von vierhundert Mark demjenigen deutſchen Kapitän eines Schiffes transatlantiſcher Fahrt, welcher die Mannſchaft eines Schiffes, von welcher Nationalität es auch ſei, rettet; 2) eine Ehrengabe von zweihundert Mark an diejenige Rettungsmannſchaft der Geſellſchaft, welche während eines Jahres unter Beſtehung großer Lebensgefahr die bedeutendſte Rettung an den deutſchen Küſten vollführt hat; 3) ſechs jährliche Ehrengaben von je hundert Mark an unmün-

dige Töchter verſtorbener Rettungsmannſchaften, auszuzahlen mit Zinſen bei Mündigerklärung.

Aus der Geſchichte der durch die Stationen der Geſellſchaft ſeit ſiebenundzwanzig Jahren vollführten Rettungen klingt „wie Orgelton und Glokkenklang“ das hohe Lied des braven Mannes. Es iſt dankbar, ja erhebend, ſie ſorgfältig zu leſen. Dieſe Blätter reden von in Sturm und in Wogengebraus vollbrachten Thaten kühnen Mutes, eiſerner Entſchloſſenheit unſerer braven Rettungsmannſchaften. Wohl treffen wir auch auf einige düſtere Blätter, wo alles raſtloſe Ringen und verzweifelte Wagen vergeblich und edelmütige Retter den Verſuch mit dem eigenen Leben bezahlen mußten, aber in den weitaus meiſten Fällen wurde doch die oft unſägliche Anſtrengung mit Erfolg gekrönt. Einzelne Beiſpiele hervorzuheben, hieße andere, die ſich gleich verdient machten, zurückſetzen.

Leuchtſchiff „Adler Grund“ im Treibeiſe.

Dem Geſchichtſchreiber des deutſchen Seerettungsweſens bleibe es vorbehalten, vollſtändige Mitteilungen aus dieſem goldenen Buche der Geſellſchaft zu machen, hier möchte ich wenigſtens auf die Rettungsgeſchichten aus dem verfloſſenen Jahre (1893) noch etwas näher eingehen, weil ſie einen ſehr guten Einblick in das Rettungswerk gewähren, wie es in Schwierigkeiten und Gefahren mancherlei Art geduldig und ausdauernd, unter großer Aufopferung der Mannſchaften, fort und fort durchgeführt wird. In der Zeit vom 1. Mai 1893 bis 12. Februar 1894 wurden durch die Stationen der Geſellſchaft in fünfzehn Fällen Rettungen veranſtaltet, und zwar wurde in elf Fällen die Hilfe durch das Rettungsboot — ſechsmal an der Nordſee, fünfmal an der Oſtſee — gebracht, während die vier Rettungen mittels Raketenapparat ſämtlich an der Küſte der Oſtſee bewirkt wurden. Von den ſchwierigeren Fällen erzähle ich hier nach den Stationsberichten die folgenden.

Am 7. Mai v. J. morgens ſtrandete an der Inſel Rügen ein Küſtenfahrer, die deutſche Schaluppe „Albert“, Schiffer Behrendt, mit Chamotteſteinen von Höganäs nach Stettin beſtimmt. Das Schiff hatte leider, infolge verkehrter Manövrierung des Schiffers, nur bis zum erſten Riff treiben können, wo es geſunken war. Bereits zwei Stunden nach der erſten Meldung durch einen Fiſcher war die Mannſchaft mit dem Rettungsapparat zur Stelle. Die erſte Rakete flog zu weit rechts, die Leine fiel ins Waſſer. Der Strandvogt berichtete über den weiteren Verlauf das Folgende: Die zweite Rakete ſauſte Gott ſei Dank ſo nahe an dem im Luvwant befindlichen Mann vorbei, daß die Leine über ſeine Arme fiel. Leider verging nun eine ſehr lange aufregende Zeit, bis die Schiffbrüchigen das Rettungstau an Bord gezogen hatten, da ſich dieſelben über die Handhabung des Raketenapparates in völliger Unkenntnis befanden. Obgleich die Inſtruktionstafeln an dem Steertblock ſowohl als ſpäter auch am Rettungstau um ſie herumflatterten, hatten die beiden Leute von dem Zweck derſelben keine Ahnung. Es fiel denſelben gar nicht ein, ſie zu leſen, und waren erſt viele Winke und Zeichen nötig, bis das Rettungstau am Maſt befeſtigt war. Da die Schiff-

brüchigen das Rettungstau, trotz aller Winke und Weisungen, viel zu niedrig am Mast befestigt hatten, mußten dieselben fast den ganzen Weg in der Hosenboje durchs Wasser gezogen werden. Dies ging jedoch sehr rasch von statten, da sich mittlerweile eine große Menge Zuschauer eingefunden hatten, welche sofort mit Hand anlegten und mit immer neuem Vorspann und schnellem Laufen die Hosenboje einholten.

Zwischen Hoff und Rewahl (Ostsee, unweit Kammin) strandete am 17. Oktober v. J. der deutsche Schoner „Aries", Kapitän Eberhardt, mit Getreide von Königsberg nach Veile bestimmt. Der Vorsteher der Rettungsstation Hoff, Major a. D. von Köller, war zur Zeit der Meldung abwesend, und so übernahm die Gemahlin des Stationsvorstehers, welche den Übungen der Station wiederholt beigewohnt hatte, die Leitung der Rettungsarbeiten. Schnell war der Raketenapparat zur Stelle gefahren. Die erste Rakete verfehlte bei dem starken Westnordwest-Winde das Schiff. Bei der zweiten Rakete riß die Leine; erst die dritte stellte die Verbindung mit dem Schiffe her. Die hochgehende Brandung brach über das auf der Seite liegende Schiff hinweg. Die aus drei Mann bestehende Besatzung war augenscheinlich durch Nässe und Kälte sehr ermattet und konnte nur mit großer Mühe das Jolltau zum Schiff heranziehen und befestigen. Mit der Hosenboje wurde zuerst der Schiffsjunge ans Land gezogen. Derselbe, völlig erstarrt und fast ohne Besinnung, wurde in warme Decken gehüllt und durch den bereitstehenden Wagen sofort nach dem Gutshofe gefahren. Erst nach dreistündigem Reiben mit wollenen Tüchern, Einflößen von warmen Getränken und Cognak gelang es, die natürliche Körperwärme wieder herbeizuführen, wobei auch das Bewußtsein zurückkehrte. Inzwischen war der Steuermann gelandet. Derselbe war, wahrscheinlich infolge großer Ermattung, nur mit einem Bein in die Hosenboje gelangt und wäre in der Nähe des Strandes aus der Boje herausgefallen, wenn nicht die Fischer Behl, Boelk und Wegner ins Wasser gesprungen wären und den Mann ans Land getragen hätten. Zuletzt fand die Rettung des Kapitäns ohne Fährlichkeiten statt. Nachdem die Geretteten mit trockener Wäsche versehen und in warme Decken gelegt waren, erholten sich dieselben bald wieder.

Am 4. Januar 1894 früh brachte ein Bote und bald darauf eine Depesche vom Leuchtturm Meyerslegde an die Station Dorumer Tief die Mitteilung, daß in der Nähe von Knechtssand (Wesermündung) ein Schiff mit Notflagge im Eise festsitze. Wenngleich ein Oststurm bei vierzehn Grad Kälte herrschte und das ganze Watt voll Eis war, wurde doch sofort das Eisrettungsboot klar gemacht und von dreizehn Mann unter außerordentlichen Anstrengungen bis unterhalb der Dorumer Reede gebracht, wo offenes Wasser war. Dann wurde das Eisboot von acht Mann bestiegen, welche versuchten, durch das Treibeis bis zu dem verunglückten Schiffe zu arbeiten, in dessen Nähe sie um zwölfeinhalb Uhr anlangten. Hier wurde das Boot jedoch vom Eise so fest eingeschlossen, daß es unmöglich war, dasselbe auf das Eis zu ziehen und weiter zu kommen. Das Boot mußte von der eigenen Mannschaft verlassen werden, da die Gefahr nahe lag, nach See hinauszutreiben, einem ungewissen, vielleicht grauenhaften Schicksal entgegen. Die Mannschaft versuchte nun, das verunglückte Schiff zu Fuß zu erreichen, was auch gelang. Es war eine Schaluppe aus Wilhelmshafen, Schiffer Petersen, mit zwei Mann Besatzung, welche sich in großer Lebensgefahr befand, da weder Proviant noch Feuerung an Bord war. Um dem Tode des Erfrierens zu entgehen, mußte der Versuch gemacht werden, das Festland über das Eis hinweg zu erreichen, und dieser Versuch gelang mit Gottes Hilfe, nach Überwindung unendlicher Schwierigkeiten, wobei die Leute oftmals bis an die Brust durch das Wasser waten mußten. Um siebeneinhalb Uhr wurde das Festland bei Spickaer-Neufeld erreicht und um zehneinhalb Uhr Dorumer Tief, zur großen Freude und Beruhigung der Angehörigen, welche in Angst und Sorge der Rückkehr entgegensahen.*

Eine ähnlich schwierige Rettung wurde am folgenden Tage auf der Insel Spiekeroog vollbracht. Am Morgen bemerkte man auf

* Das vertriebene Eisboot wurde von einem Dampfer aufgefischt und in Geestemünde abgeliefert.

der Inſel, daß das Fährboot, welches die Verbindung mit dem Feſtlande vermittelt und in dieſem Dienſt mit Poſt und zwei Paſſagieren auf dem Rückweg zur Inſel war, an der ſogenannten Oßplate im Eiſe gefährlich treibe. Sofort wurde das Rettungsboot „Aurich“ nach dem Südende der Inſel befördert, was wegen des hartgefrorenen, unebenen Bodens, über die Wieſen hinweg, eine ſehr ſchwierige Fahrt war. Es brach dabei die Deichſel des Bootswagens. Am Südende angelangt, wurde das Rettungsboot über die Eiskante ins Waſſer geſchafft und verſucht, durch das Treibeis nach Jansſand hinüberzukommen, was auch gelang. Hier hielten einige von der

Sturmwarnung an der Küſte.

Mannschaft das Boot im flotten Wasser, während die anderen etwa tausend Meter dem Fährboote durch Wasser und Eis entgegen wateten und dasselbe auch glücklich erreichten. Zunächst wurden den halb erstarrten Insassen des Fährbootes — sechs Personen — Erfrischungen verabreicht. Die Schiffbrüchigen hatten nur zwei Butterbröte und ein achtel Liter Branntwein bei sich gehabt. Das Thermometer zeigte bei hartem Nordost zwölf Grad Kälte; ein kleines Bootssegel hatte den Unglücklichen während der Nacht den einzigen Schutz gegen Wind und Kälte gewährt. Das Fährboot wurde von der Rettungsmannschaft über und durch das Eis zum Rettungsboote geschleppt, dann von diesem ins Schlepptau genommen und nach dem Südweststrande der Insel gebracht, woselbst man glücklicherweise noch eben vor Eintritt der Ebbe eintraf. Von dort wurden die Geretteten ins Dorf geführt, wo sich dieselben unter bester Pflege nach und nach erholten. Zweien waren die Füße und Finger erfroren. Spät nachmittags konnte das Rettungsboot wieder in den Schuppen gebracht werden.

Die folgende Geschichte einer im Februar d. J. unter großen Schwierigkeiten von der Rettungsstation Cuxhaven aus vollbrachten Rettung möge diese Mitteilungen beschließen. Während eines schweren Westsüdweststurmes erblickte man am 12. Febr. morgens sieben-einhalb Uhr, quer ab von Cuxhaven in fünf Seemeilen Entfernung eine Bark und einen Dreimastschoner, erstere an Grund und letzteren bis zum Deck unter Wasser. Die Besatzung des Schoners hatte sich in die Besahnswanten geflüchtet. Das Segelrettungsboot „Köln" ging sofort hinaus, mußte aber, der hohen Brandung wegen, in der Nähe des Schoners vor Anker gehen. Es wurden Versuche gemacht, an den Schoner heranzukommen. Als jedoch um zwölf Uhr die Ankerkette brach, mußte jeder Rettungsversuch aufgegeben werden, und das Rettungsboot segelte, da es Cuxhaven nicht erreichen konnte, nach Geversdorf in der Oste. Um drei Uhr nachmittags, als das Wetter, welches kurz nach Abgang des Rettungsbootes unsichtig geworden war, etwas aufklarte und der Schoner wieder sichtbar wurde, vermißte man das Rettungsboot, während sich die Besatzung des Schoners noch in den Wanten befand. Da man das Rettungsboot „Esther", welches zugleich mit dem Rettungsboote „Köln" hinausgegangen war, ebenfalls vermißte, wurde ein drittes Rettungsboot abgesandt, welchem es gelang, auf Seite des Schoners zu kommen und die aus sieben Personen bestehende Besatzung glücklich aufzunehmen. Unter den Geretteten befand sich ein mit dem Tode ringender Schiffsjunge. Da die übrige Mannschaft durch das dreizehnstündige Stehen in den Wanten ebenfalls sehr ermattet war, fuhr das Rettungsboot nach dem zunächst befindlichen Zufluchtsort, dem bei Altenbruch liegenden Hamburger Vollschiff „Flottbeck", woselbst die Insassen des Rettungsbootes die freundlichste Aufnahme fanden. Leider erlag der Schiffsjunge den ausgestandenen Strapazen nach kaum einer halben Stunde. Inzwischen hatte das Rettungsboot „Esther" versucht, der gefährdeten Bark Hilfe zu bringen, dieselbe jedoch in den Böen verfehlt und vor dem furchtbaren Sturm in Wilhelmskoog Schutz suchen müssen. Da die Bark anscheinend flott lag, auch kein Notsignal zeigte, wurde kein weiteres Rettungsboot abgesandt, jedoch für alle Fälle ein Boot in Bereitschaft gehalten. Als man am anderen Morgen die Bark hoch auf Strand sah, ging das Rettungsboot hinaus und rettete die aus zehn Männern und einer Frau bestehende Besatzung. Die verunglückten Schiffe waren der dänische Dreimastschoner „Ellida" mit Stückgut von Hamburg nach Maracaibo und die englische Bark „Lake Simcoe" mit Dungsalz von Hamburg nach London bestimmt.

Zu den von den Stationen der Gesellschaft im vorigen Jahre bewirkten Rettungen kommen noch andere, die durch deutsche Schiffe auf hoher See vollführt wurden und für welche die Gesellschaft aus der oben erwähnten Laeisz-Stiftung Prämien zuerkannt hat. Diese Liste ergiebt, daß seit dem 10. Oktober 1891 bis jetzt in fünfzehn Fällen für die Rettung von 102 Personen, meist von fremden Fahrzeugen, durch deutsche Schiffe Prämien von der Gesellschaft gezahlt wurden.

Mögen sich die Worte, mit denen die Gesellschaft alle ihre Jahresberichte schließt, auch ferner bewähren in Rat wie in That: „Gott segne das Rettungswerk!"

# Die Bogumilen.

Roman aus Neu-Österreich

von

**Königsbrun-Schaup.**

VI.

### Ein Märchen.

Ferry beobachtete seit Anbruch der Dämmerung von seinem Fenster aus den Felskegel des Trebovic. Noch lagen dort die Nebel. Wenn sie emporstiegen, dann blieb der Tag trübe, sanken sie aber, so siegte die Sonne. Das sollte Ferry eine Vorbedeutung sein für sein künftiges Leben.

Aber oben blieben die Nebel breit hingelagert und rückten nicht von der Stelle.

Vielleicht war es besser, sich wieder zu Bette zu legen und den Tag, ob mit Regen oder Sonnenschein, gelassen zu erwarten. Hatte er von der Sonne gar so viel zu erhoffen? Trotz aller Sonne konnte Gitty fernbleiben von der Partie. Und selbst wenn sie kam — er wußte nicht, was er ihr sagen könnte, Worte des Abschieds vielleicht, Worte hoffnungsloser Liebe!

Endlich, endlich war doch eine Bewegung in die schweren Massen gekommen, es sah aus, als ob sich gigantische Gestalten hinter den grauen Schleiern bekämpften.

Und der abergläubische Beobachter hatte das Gefühl, daß dort oben jetzt gehadert wurde um sein kleines Schicksal.

Ja, es war keine Täuschung! Der Berg hob langsam den mächtigen Scheitel über die dunklen Wolken empor. Dichter wurde der Nebel im Thal, und die Höhen wurden vom Licht begrüßt. Ein rötlicher Schimmer ging über die Felswände hin, der Morgenwind zog von den Tiefen bergan und bewegte das herbstliche Laub des nahen Gartens.

Um dieselbe Zeit, als Ferry den Trebovic beobachtete, blickten noch zwei andere Augen fragend in graue Nebel, zwei schöne traurige Augen. Marie lehnte am Fenster ihres Schlafzimmers. Lange stand sie regungslos, endlich wurde sie durch das Geräusch sich nahender Schritte aufgescheucht.

Altenberg trat dicht unter das Fenster hin. „Marie," sagte er leise, „warum hast du mir gestern nicht geantwortet? Warum diese Stunde und diesen Ort bestimmt? Man kann uns hier belauschen."

Marie lächelte, wie Kranke im Traume lächeln. „Leb wohl," sagte sie.

„Iſt das alles, was du mir zu ſagen haſt?“

Sie neigte das Haupt: „Alles.“

„Unmöglich!“ ſagte er faſt laut. „Unmöglich! Ich komme noch einmal, heute mittag.“

„Leb wohl.“ Sie ſchloß das Fenſter und trat zurück.

„Marie!“ Er rief es draußen. Es klang wie der Ruf eines Verzweifelnden. Da ging Marie wieder ans Fenſter und ließ die Vorhänge herab. Dann horchte ſie. Nun blieb es ſtill. — —

Die Nebel waren völlig von den Bergen herabgeſunken und erfüllten das Thal von Sarajewo.

Glanzvoll und angeſtaunt, wie ſich das der Hauptmann ausgemalt hatte, zogen die Bogumilen nicht zum Feſte.

Nur zwei Gefährte, voran der Phaeton Keſthelyis mit Marie, der Rätin, Daniza und Gitty, die in Plaids vermummt waren, dahinter des Generals Proviantwagen, fuhren ab. Ein kleiner Reitertrupp, geführt von Miß Fullerton, folgte dem Phaeton. In mäßiger Eile bewegte ſich der Zug durch die menſchenleeren düſteren Straßen der Stadt gegen das offene Exerzierfeld hinaus.

Außerhalb des Barackenlagers wurden die Nebel dünner, und allmählich drangen auch hier die Sonnenſtrahlen durch. Man überſah die braunen Weideflächen, über die der Morgenreif einen ſilbernen Schimmer breitete.

Zur Linken tauchte ein graues einſtöckiges Gebäude auf. Das war die Cengic-Villa, der Landſitz des Reformbeg. Als die kleine Karawane an dem Hauſe vorüberkam, erhob ſich längs des Flaggenmaſtes, der die Gartenmauer weit überragte, ein breites ſchwarzgelbes Banner in die Lüfte, das, alsbald vom Morgenwind entfaltet, die vorbeiziehenden Bogumilen zu grüßen ſchien.

Aller Augen wandten ſich gegen die Villa. Die Herren riefen: „Bravo!“

„Der Beg iſt wirklich galant,“ ſagte die Rätin zur Baronin Keſthelyi.

Sir Marmaduke aber hatte ſeinen Revolver gezogen und feuerte zum Gegenſalut ſechs Schüſſe nacheinander ab.

Die Weiden des Cengic Beg boten einen vortrefflichen Reitboden, deshalb verließen die Reiter die Straße und ſetzten ihre Pferde in Galopp, während die beiden Wagen auf der Chauſſee dahinrollten.

Ferry ſprengte allen voran, gelegentlich ſah er nach dem Wagen hinüber, wo Gitty ſaß. Nur einen kurzen Gruß hatte er von ihr empfangen, dennoch war all ſeine Trübſal vergeſſen.

Der General hielt ſich an Miß Mabels Seite, und als dieſe ihr Pferdchen, das des Galopps bald müde wurde, den gewohnten Zotteltrab gehen ließ, zwang auch Sir Marmaduke ſeinen hochbeinigen Rotſchimmel zu einer mäßigeren Gangart. So ritten die beiden alten Leute als letzte des Zuges.

Der General deutete mit dem Knopfe ſeiner Reitpeitſche auf Ferry. „Ein guter Reiter,“ ſagte er zu Miß Mabel, „er reitet faſt wie ein Engländer; und das freut mich!“ Die Miß nickte. Er ſah ſie von der Seite an. „Das freut mich, denn er iſt jetzt mein Sohn!“ wiederholte der General.

„Mich freut es auch,“ ſagte die Miß.

„Warum freut Sie das?“ fragte der General gedehnt.

Miß Fullerton lächelte ſchalkhaft. „Nun wird Ferry Ihren Namen tragen, und die Temple Weſt werden nicht ausſterben!“

Sir Marmaduke ritt ganz nahe zu Miß Mabel hin und legte die Hand ans Ohr, wie um beſſer zu hören. „Ausſterben, meinen Sie, ſollen die Temple Weſt nicht?“

„Ja, das meine ich.“

„Aber Ferry wird ebenſowenig heiraten, wie ich je heiraten werde!“

„Das iſt ſchlecht von ihm, nur ſchlechte Menſchen heiraten nicht!“

„Alſo war ich ein ſchlechter Menſch?“

„Ja, Sir Marmaduke.“

„Und was waren Sie, Miß Mabel, da Sie mich doch niemals heiraten wollten? Auch ſchlecht?“

„Ja, Sir Marmaduke.“ Der General legte noch einmal die Hand ans Ohr. „Ja,“ wiederholte die Miß ſehr laut, gab ihrem Pferdchen einen Schlag mit der Gerte und trabte den anderen Reitern nach.

Die Reiter mußten, da der Boden ſumpfig wurde, wieder auf die Chauſſee hinauf, indes bog man bald von der Ebene ab und lenkte in ein ſchmales Seitenthal ein.

Niedrige Höhen, die eng zuſammentraten und von denen Quellen herabrieſelten, ließen

einen gewundenen Weg durch, dem zur Seite ein Bach plätscherte, worin das Quellwasser sich sammelte. Rötlich gefärbter Laubwald bedeckte die Hügel zu beiden Seiten des Weges. Hier in dem Thale verdickten sich wieder die Nebel, die keinen Ausweg fanden und vom Winde nicht getroffen wurden.

„Sind wir auch auf dem rechten Wege?“ fragte Kesthelyi. Er saß auf dem Bocke des Phaetons und führte die Zügel.

Der Hauptmann hatte sein Pferd an den Wagenschlag gedrängt, um mit Daniza einige Worte zu wechseln. „Gewiß!“ sagte der Hauptmann. „Soviel man im Nebel sehen kann, sind wir auf dem rechten Wege.“

Kesthelyi schüttelte den Kopf, dann hieb er in die Pferde.

Der Weg war durch die herbstlichen Regengüsse aufgeweicht, hier und da überschwemmte ihn der Bach, Wagen und Reiter kamen nur mühsam vorwärts. Eine Mißstimmung überfiel die Gesellschaft, und die Damen hüllten sich tiefer in ihre Plaids.

Daniza zog ihr Cigarettenetui hervor und begann zu rauchen. Gitty hatte längere Zeit nachdenklich in Maries blasses Gesicht geblickt. Wie seltsam war doch heute ihre Freundin, der so viel an der Partie gelegen zu sein geschienen! Jetzt saß sie ihr mit einem Antlitz gegenüber, das bewegungslos wie eine Maske war, und keine Spur von Freude oder auch nur von Anteil an der Gesellschaft war darin zu finden.

Die Rätin schlummerte. Daniza schaute nach den Herren, die vorausritten. Der Weg war jetzt so schmal, daß eben kein Reiter mehr neben dem Wagen hertraben konnte, und dieser Weg schien sich ins Endlose zu dehnen. Daniza brach in Klagen aus über den langweiligen Weg und fügte, mehr um sich selbst zu trösten, hinzu, daß gerade diejenigen Partien am fröhlichsten endeten, die mit grimmiger Langweile angefangen. Dann bot sie den Damen Sandwichs und Cognak aus ihrem Eßkörbchen an. Die Rätin erwachte und nahm von dem Dargebotenen. Aber das Rollen des Wagens, der gleichmäßige Hufschlag der Pferde übten nun selbst auf Daniza eine einschläfernde Wirkung aus. Sie verlor ihre Lebhaftigkeit und lehnte sich in die Kissen des Wagens zurück.

Die vier Damen sahen sich mit erstaunten Augen, wie aus einem Traume erwachend, an, als der Wagen endlich hielt.

Man befand sich auf einer großen Waldlichtung. Die Reiter machten Lärm, sie umdrängten den Hauptmann, der sich mit lauter Stimme verteidigte. Es wurde über den Weg gestritten. Man hatte eine falsche Richtung eingeschlagen und der Hauptmann sollte dafür verantwortlich gemacht werden.

Kesthelyi war vom Bock gestiegen und half den Damen aus dem Wagen.

Die Sonne schien jetzt klar und fast mit sommerlicher Glut herab. Angesichts der prachtvollen Waldscenerie beschloß man, dem Hauptmann seine Unkenntnis des Weges zu verzeihen und sich hier am Platze oder doch in der Nähe für den Mittag zu rüsten. Weiter zu fahren verwehrte übrigens auch der Weg, der sich hier auf der Lichtung im Rasen verlor. Vor allem galt es, das Terrain zu rekognoszieren, wie der Hauptmann betonte.

Man ließ Pferde und Wagen in der Obhut der Diener zurück, schritt die Fläche nach verschiedenen Richtungen hin ab und gewahrte an einem Ende derselben, durch die Bäume hindurchblickend, eine andere Lichtung. Von dorther kam ein starkes Wasserrauschen. Daniza und der Hauptmann eilten voran, und lauter Jubel erscholl, als man das neue Ziel erreicht hatte. Das war eine Entdeckung, die für die langweilige Irrfahrt reichlich entschädigte.

Szentmaros, der Künstler und Amateur-Photograph, war geradezu hingerissen von dem malerischen Bilde.

Eine kleine, von uralten Baumriesen umstandene Waldschlucht, im Hintergrunde ein mächtiger Fels, in dessen halber Höhe ein Grotteneingang gähnte. Von dieser Grotte herab fiel schäumend ein klarer Quell über moosbewachsene Trümmer, unten in einem Becken sich sammelnd.

Szentmaros lief sogleich zu dem Proviantwagen zurück, wo er seinen dreibeinigen Apparat aufgepackt hatte. Die Damen wurden gerufen, und alsbald entwickelte sich ein reges Treiben in der stillen Waldschlucht. Große rote Teppiche wurden unter dem Schattendach einer knorrigen Eiche ausgebreitet, man brachte Feldstühle herbei und improvisierte einen Tisch. Hauptmann von Treuenschwerdt war der thätigste von allen,

kommandierte mit Stentorstimme die Diener und legte selbst Hand an. Er bemühte sich offenbar, seine Unzuverlässigkeit als Führer wieder gut zu machen.

Gitty nahm den Arm Maries, und Kesthelyi stand neben den beiden, die an der allgemeinen Thätigkeit nicht teilnahmen. Er hatte einen Strauß violetter Blumen gepflückt und nun reichte er den Strauß Marie. „Das sind Zeitlose!“ sagte er.

„Zeitlose?“ fragte Marie.

„Meine Blumen,“ antwortete Kesthelyi. „Denn die Vergangenheit hat meine Zukunft aufgezehrt, und die Gegenwart ist ohne Zukunft rein unmöglich! Ich bin daher zeitlos, verehrteste Gräfin!“

„Was reden Sie, Baron?“ fragte Gitty erschreckt. „Marie, wirf doch die Blumen weg, ich weiß, sie sind giftig!“

„Aber,“ sagte Marie, den Strauß vor die Brust steckend, „der Baron spricht nicht zu dir, du bist nicht zeitlos, du hast eine Zukunft.“

Kesthelyi war von den Freundinnen still weggegangen.

„Marie,“ sagte Gitty, den Arm der jungen Frau heftig an sich pressend, „was willst du mit den sonderbaren Worten sagen?“

„Ich weiß nicht,“ sagte Marie.

„Du weißt nicht?“ rief Gitty. „Aber du verstehst doch Kesthelyi, wie es scheint? Und was hast du vor mit mir?“

„Mit dir?“

„Nun ja, du zwangst mich gestern förmlich durch deinen Brief zu der Partie. Du schriebst mir, als ob es sich um mein Seelenheil handelte. Und nun sagst du, ich weiß nicht! Warum hast gerade du mich hierher mitschleppen müssen? Gerade du —? Glaubst du denn, ich könnte je mit Ferry wieder wie sonst verkehren?“ flüsterte Gitty noch erregter der Freundin ins Ohr. „Es liegt zu viel zwischen uns. Die Tante will das freilich nicht einsehen; und du unterstützest sie wohl gar! Sage mir um Himmels willen, warum hast du mich mitgeschleppt?“

„Kind,“ antwortete Marie leise, „frage nicht! Wir sind einmal hier, und du hast eine Zukunft, aber ich bin zeitlos wie — Kesthelyi —“

„Und warum sollst du zeitlos sein?“

„Gräfin Marie!“ rief Danizas Stimme.

Eine blaue Rauchwolke hob sich über die Wipfel des herbstlichen Buchenwaldes; Daniza hatte von den Dienern einen Feldherd errichten lassen, etwas abseits von der Tafel. Sie stand beim Herde und sah, vom roten Feuerschein beleuchtet und vom blauen Rauch umwallt, wie eine schöne junge Hexe aus. Einen goldbestickten Jagluk hatte sie wie einen Turban ums Haupt geschlungen, ihr Kleid um die Knie zusammengebunden und hantierte mit Löffeln und Töpfen.

„Sieh, die Zigeunerin!“ sagte Gitty, als sie sich mit Marie näherte.

Daniza wandte den Kopf. „Die Damen lassen mich allein,“ rief sie, „und ich soll für die ganze Gesellschaft sieden und braten! Bitte, liebe Gitty, hole den Reis, Miß Fullerton hat ihn in Verwahrung. Und Sie, Gräfin Marie, bleiben an meiner Seite!“ Und als sich Gitty entfernt hatte, fragte sie: „Sehe ich wirklich aus wie eine Zigeunerin?“

„Ja,“ entgegnete Marie, ihr fest in die Augen schauend.

„Ich verstehe mich auch auf allerlei Zauberkünste,“ sagte Daniza lächelnd, „ich kann zum Beispiel wahrsagen! Geben Sie mir Ihre Hand!“ Daniza griff schnell nach Maries Hand. „Sie zittern,“ sagte sie, „fürchten Sie sich nicht, ich bin eine Wahrsagerin, und Sie sollten sich nicht genieren, wenn ich die Wahrheit sage, das ist mein Geschäft! — Ja, Sie haben ein großes Geheimnis, meine Liebe, das heißt, Sie glauben es zu haben. Aber andere wissen davon. Nur einer weiß es nicht. Und Sie denken viel, was er dazu sagen würde. Nichts würde er sagen, er ist dumm wie alle guten Männer, dumm und schwach! Es freut mich, daß Sie auch nicht besser sind als ich, und ich wußte, daß Sie heute mitkommen würden. Und nun sagen Sie, bin ich eine Zauberin?“

„Nein,“ sagte Marie, „das sind Sie nicht!“

„Sie erraten es,“ lachte Daniza, „ich habe nur gesagt, was Vilmos im Schlafe ausgeplaudert; denn im Schlafe ist Vilmos furchtbar indiskret, beinahe so geschwätzig wie Ihre Domestiken.“

Marie entgegnete kein Wort, war bleich, aber sah mit demselben festen und traurigen Blicke wie vorher in die boshaften schwarzen Augen.

Gitty kam jetzt zurück, und der Hauptmann folgte ihr. Die schöne Frau am Herde zog ihn unwiderstehlich an. Er blieb bewundernd stehen und sagte: „Baronin, so muß Sie Szentmaros photographieren!“

„Sie glauben wohl,“ erwiderte Daniza, „ich hätte den Turban aufgesetzt, um Ihnen zu gefallen? Aber da irren Sie sich, mein eitler Herr, ich that es, um mir die Haare nicht am offenen Feuer zu versengen, denn ich muß kochen und nebenbei wahrsagen, und kann dazu kein freundliches Gesicht machen, wie es die Herren Photographen immer verlangen!“

„Wahrsagen?“ rief der Hauptmann freudig. „O, bitte, sagen Sie mir wahr!“

„Ich weiß nicht, ob Ihnen das gefallen würde,“ erwiderte Daniza. „Fragen Sie nur bei Frau Walther an, die scheint mit meiner Kunst nicht ganz zufrieden zu sein!“

Marie lehnte sich an Gittys Schulter. „Ich bin ganz zufrieden,“ sagte sie ruhig, dann aber zog sie Gitty mit sich fort.

Der Hauptmann sah ihr kopfschüttelnd nach, aber Daniza lachte laut auf. „Ich sagte das nur, um die Damen in Verlegenheit zu bringen und zu verscheuchen; ich will mit Ihnen allein sein.“

„Daniza, süße Daniza!“ lispelte der Hauptmann.

„Still, nicht gesprochen! Ich rede! Geben Sie mir Ihre Hand!“

Der Hauptmann führte Danizas Hand an die Lippen.

„Sie sind leider ungeheuer verliebt, lieber Hauptmann!“

„Stimmt auffallend, schönste Frau! Und das beglückt mich unsäglich.“

„Sie sind ganz rettungslos vernarrt!“

„Engel, süßer Engel!“

„Aber die Frau ist leider verheiratet!“

„Was thut das? Wir sind doch Bogumilen!“

„Hüten Sie sich vor dieser Frau, sie ist falsch!“

„Engel, süßer Engel!“

„Und schlecht.“

„Unmöglich!“

„Und was das schlimmste ist: sie liebt Sie ganz und gar nicht!“ Der Hauptmann machte ein sehr verblüfftes Gesicht, aber Daniza wiederholte nachdrücklich: „Sie liebt Sie ganz und gar nicht!“ Und ihm kalt in die Augen schauend, fügte sie mit unverhohlenem Spott hinzu: „Jetzt können Sie sich photographieren lassen! Rufen Sie Ihren Freund Szentmaros!“

Der General saß bereits am Tische und entkorkte Flaschen, die Vorbereitungen zur Mahlzeit waren ihm zu lang geworden. Miß Fullerton schob ihm eine offene Konservenbüchse hin.

„Sie sind doch gut,“ sagte der General, „Sie sind doch gut!“

„Ja, Sir Marmaduke,“ versetzte Miß Mabel, „die Hummer-Konserven sind immer gut.“

„O, Sie verstehen mich nie.“ Der General schob wütend die Konserven zurück und goß sich ein Glas voll Wein.

Szentmaros und der Hauptmann setzten sich zu ihm und folgten seinem Beispiel, nur Ferry stand einige Zeit unschlüssig; dafür hatte ihn Rätin Wokurka mit zudringlicher Liebenswürdigkeit auf Schritt und Tritt verfolgt. Endlich war er seiner Peinigerin entkommen. Sie wurde jetzt von Daniza beim Feldherde beschäftigt. Mit einem tiefen Seufzer ließ er sich am Tische nieder.

Fröhliche Stimmung herrschte nicht unter den Herren. Sie tranken mit einem stillen Ingrimm, als hätte jeder von ihnen einen Gram hinwegzuspülen. Szentmaros zeigte die trübseligste Miene, denn sein Amateur-Apparat hatte gerade heute Schaden nehmen müssen. Der helle Sonnenschein machte ihn nur noch trauriger, weil er dabei immer denken mußte, welche herrlichen Aufnahmen er just heute hätte zu stande bringen können.

Endlich war das Mahl fertig. Konserven, Pilav, Reis und halbgebratene Hühner wurden von den Dienern aufgetragen. Und nun nahmen auch die Damen am Tische Platz. Man bemerkte nach einiger Zeit, daß Vilmos fehlte, aber kaum hatte man gefragt, als der Vermißte aus dem Walddickicht heraustrat. „Ich bin auf Entdeckungsreisen gewesen,“ sagte er, sich ebenfalls zu Tische setzend.

„Und was hast du wieder Schönes entdeckt?“ fragte Daniza spöttisch.

Kesthelyis Blick irrte zum Walde zurück. „Drüben,“ sagte er, „drüben liegt ein Sumpf, ich war nahe daran, mit Haut und Haar in

dem Sumpfe zu versinken, auf Nimmerwiedersehen!"

Daniza lachte. Sie schien heute in der Laune zu sein, über alles zu lachen. „Du bist aber doch da!" rief sie. „Und wir wollen uns durch deinen Sumpf die Laune nicht verderben lassen!"

„Wie meinst du?" fragte der Baron mit seltsam zerfahrenem Wesen.

„Ich meine, es ist ein Glück, daß du doch zurückgekommen bist. Du hast auch recht, König Ostoya verläßt die Königin Daniza nur in der Oper!"

Der Hauptmann sah Daniza betreten an, und auch die anderen machten große Augen. Der Hauptmann dachte, es wäre Zeit für ihn, durch irgend einen Witz oder guten Einfall die Gesellschaft zu beleben. Doch wollte ihm nichts einfallen. So saß man denn gedrückt bei Tische und verzehrte wortkarg die Speisen. Das improvisierte Mahl erwies sich als wenig schmackhaft; dafür tranken die Herren desto mehr.

Die Sonne stand hoch, es war noch nicht Mittag, und doch speiste man mit einer Hast, als hätte man wer weiß wie vieles für den Rest des Tages vor.

„Eigentlich haben wir da zu essen und zu trinken für ein ganzes Regiment," sagte Szentmaros in bedauerndem Tone, obgleich er selbst mindestens für drei hungrige Soldaten aß und trank.

Diese Bemerkung erhöhte das allgemeine Unbehagen. Man empfand es, daß die Gesellschaft viel zu klein war für den Tisch und überhaupt für den ganzen weitläufigen Apparat der Partie.

Aus der Baumkrone sank leise gelbes Laub herab.

„Diesmal sind die Bogumilen ganz unter sich!" sagte Szentmaros.

„Ja; und die Bogumilen sollen nicht aussterben!" rief der General und schlug mit geballter Faust auf die Tischplatte, daß die Gläser klirrten. „Ich will, daß die Bogumilen nicht aussterben!"

Jetzt flog ein Schmetterling zum Tische her, ein dunkler Schmetterling. Alle sahen ihn. Er wiegte sich eine Zeit lang über den Häuptern der Gesellschaft und ließ sich dann auf Maries blondem Haar nieder. Sie selbst schien es nicht zu bemerken, aber alle anderen wurden in eigentümlicher Weise von dem Vorgang berührt.

„Ein Trauermantel!" sagte Ferry, und als er es ausgesprochen, erhob sich der Schmetterling und flatterte davon. Ferry sah nach Gitty hinüber, und das Glas erhebend, sprach er: „Meine Herrschaften! Weiß Gott, mir kommt es so vor, als wären wir hier in ein Märchen verstrickt. Der dunkle Schmetterling, die Waldeinsamkeit, unsere wahrsagende Köchin, das alles erscheint mir so märchenhaft! Pardon, wenn ich mich schlecht ausdrücke, aber ich glaube, wir sind alle verwunschen! Ich trinke auf das Bogumilenmärchen!"

Die Gläser klangen.

Es war, als hätte Ferrys Trinkspruch den Bann gebrochen, der bis jetzt auf der Gesellschaft gelegen hatte. Man fühlte sich befreit, nun die unbestimmte Empfindung in Worten zum Ausdruck gekommen war. Auch der reichlich genossene Wein trug allmählich dazu bei, daß die Unterhaltung sich lebhafter entwickelte. Doch wurde kein allgemeines Gespräch geführt, sondern es knüpften sich einzelne Unterhaltungen an, und bald wandelten die Bogumilen paarweise umher. Nur der General und Rätin Wokurka saßen noch hinter ihren Gläsern.

Rätin Wokurka war durch den Toast des Generals vollständig erheitert, und sie witterte nicht mit Unrecht in ihm einen starken Verbündeten für ihr Heiratsprojekt.

Daniza hatte ihre Hand auf den Oberlieutenant gelegt und stellte ihn unter Scherzen zu allerhand Dienstleistungen an, die mit der Bereitung des Kaffees zusammenhingen. „Wo ist denn Vilmos geblieben?" fragte sie, sich umschauend. „Er wird doch nicht wieder zu seinem Sumpfe gegangen sein?"

„Der Baron ging mit Gräfin Marie," sagte Szentmaros.

„Wohin denn?"

„Sie gingen unter den Bäumen dort, als ich sie zuletzt sah. Jetzt sehe ich sie nicht mehr."

„Also doch!" sagte Daniza. „Vilmos ist in Marie verliebt." Sie hieß Szentmaros das Feuer schüren.

Der Kaffee war fertig, und Daniza ließ durch ihren Adjutanten die Gesellschaft zusammenrufen. Alle kamen; und auch Baron Kesthelyi war da. Nur Marie fehlte.

„Wo iſt die Gräfin?“ fragte Ferry, von Gittys beſorgten Blicken aufgeregt.

„Wo iſt die Gräfin?“ fragte auch der Hauptmann, ſich umſchauend.

Marie war nicht zu ſehen. Niemand wußte, wohin ſie gegangen wäre. Man ſetzte ſich wieder zu Tiſch, aber nach einer Weile ſprang Gitty auf. „Um Gottes willen, wo kann denn Marie ſein?“

„Weißt du es nicht, Vilmos?“ fragte Daniza ihren Gatten.

„Ich?“ Er blickte aus träumeriſchem Sinnen auf.

„Ja, du! Wie ſonderbar du biſt! Du gingſt doch mit ihr; Szentmaros ſah euch zuſammen!“

„Wir gingen dorthin,“ entgegnete Keſthelyi, ruhig mit der Hand nach der Richtung weiſend, wo der Sumpf lag. „Die Gräfin ging noch weiter, während ich zurückkehrte.“

„Szentmaros, gehen Sie doch die Gräfin rufen!“ ſagte Daniza. „Der Kaffee wird kalt!“

Der Oberlieutenant ſprang auf. Gitty erklärte, ſie wolle mit ihm gehen, und da ſchloß ſich auch Ferry an. Aber ſie kamen nicht wieder. Nun lief der Hauptmann hinter ihnen her. Es währte wohl eine Viertelſtunde, da kamen alle vier zurück und fragten, ob Marie inzwiſchen gekommen wäre. Sie hätten ſie nicht gefunden.

Jetzt entſtand eine große Unruhe. Alle liefen umher und riefen. Aber keine Antwort kam und die Aufregung wuchs. Nur Keſthelyi blieb ruhig, ging gelaſſen im Kreiſe um die Lichtung herum und rief: „Gräfin! Wo ſind Sie? Gräfin!“

„Du biſt doch zuletzt bei ihr geweſen!“ bemerkte Daniza, als er an ihr vorüberkam.

Ihr Gatte ſah ſie mit zerſtreuten Blicken an und ſagte: „Sie wird wohl unten ſein.“

„Wo unten?“ ſchrie Daniza.

Da ſchüttelte er den Kopf und ſchritt weiter.

### In der Lengic-Villa.

Die Sonne ſtand bereits am Rande des Horizontes, da ſchritt Walther den Weg hinaus, den der Klub zurückkommen ſollte. Er gedachte doch wenigſtens die Rückfahrt noch mitzumachen.

Walther hatte bis zum Barackenlager einen Fiaker benutzt, jetzt ging er eilig, in die Ferne hinausſtarrend. In die freie Ebene gekommen, ſah er linker Hand den chriſtlichen Friedhof liegen, deſſen Kreuze im rötlichen Abendlicht ſchimmerten; und dicht neben dem Friedhofe das hohe Monument von grauem Marmor, das dem Andenken der Soldaten vom Regiment Kellner von Köllnſtein errichtet iſt, die bei der Erſtürmung Sarajewos gefallen. Unwillkürlich beflügelte er ſeinen Schritt, es trieb ihn vorwärts.

Er war, nachdem er ſich von Altenberg verabſchiedet, ins Bureau gegangen, hatte aber dort keine Ruhe gefunden.

Soweit er die Straße überſchauen konnte, war kein menſchliches Weſen zu erblicken. Der Schweiß perlte ihm von der Stirn, er ſah ein paarmal nach der Uhr. Nun konnten ſie nicht mehr lange ausbleiben, die Dämmerung mußte bald hereinbrechen.

Ein blutig roter Streifen zog ſich im Weſten über den blaugrünen Horizont. Die Sonne verſank.

Jetzt ſah Walther ganz von ferne leichten Staub aufwirbeln: zwei Reiter. Der eine war Offizier, der Säbel blinkte. Aber die Reiter wandten ſich plötzlich von der Straße auf den Weidegrund und jagten querfeldein der Stadt zu.

Walther erkannte Szentmaros und Ferry. Er begriff nicht, warum ſie ſeitwärts ausbogen, ſchwenkte den Hut und rief ihre Namen. Aber die Reiter ſchienen ihn nicht zu hören und nicht zu ſehen. Sie verſchwanden in der raſch herabſinkenden Dämmerung.

Was bedeutete das? Er ſchritt kopfſchüttelnd weiter. Die Wagen mußten doch die Straße zurückkommen. Einmal ſo weit, wollte Walther nicht umkehren.

Er hielt überraſcht inne. In einer Entfernung von kaum hundert Schritten fuhr eine Rakete ziſchend in den grauen Abendhimmel empor. Sie platzte oben und warf bunte Leuchtkugeln um ſich.

Eine zweite Rakete ſtieg auf, und nun eine ganze Feuergarbe. Rotes und grünes bengaliſches Licht beleuchtete die Villa des Reformbeg, der Walther unverſehens ganz nahe gekommen war.

Walther atmete auf. Keſthelyis Gefährt ſtand vor der Villa. Die Wagenpferde bäumten ſich, durch das ungewohnte Praſ-

ſeln und Flammen ſcheu gemacht. Er hörte den beruhigenden Zuruf des ungariſchen Kutſchers. Alſo befand ſich die Geſellſchaft in der Villa. Verwunderlich war es! Aber Feſthelyi war ja der Veranſtalter der Partie! Man durfte auf allerlei Überraſchungen gefaßt ſein.

Er ſchritt an den bosniſchen Dienern, die ihm erſtaunt nachſchauten, vorüber und trat durch das geöffnete Thor in die Villa. Es war totenſtill im Hauſe, nichts verriet die Anweſenheit von Menſchen. Der Korridor und die Treppe waren durch kleine Öllampen erhellt.

Walther ſtieg die ſchmale Treppe zum Selamlik hinauf. Dort mochten die Damen verſammelt ſein. Oben angelangt, pochte er auf gut Glück an die Mittelthür des ſchmalen Korridors, und alsbald ward Danizas ſchrilles „Entrez!“ hörbar.

Ein weiter Saal zeigte ſich den Blicken des Ingenieurs. Den kahlen Wänden entlang lief ein breiter Diwan, und eine trübe flackernde Ampel hing von der Decke herab. Zwei Frauengeſtalten hockten in der Ecke des Diwans. Marie war nicht dabei. Fadil Cengic ſtand vor den beiden Damen. Der Beg wandte jetzt ſein Geſicht dem Ankömmling zu. In demſelben Augenblick erklang heiſer und ſchreiend die Stimme der Rätin Wokurka: „Mein Gott! Er iſt's!“

Die Damen erhoben ſich.

„Wo ſind die anderen?“ ſtammelte der Ingenieur. „Wo — wo iſt Marie —?“

„Wir haben uns alle im Walde verirrt,“ antwortete Daniza vortretend mit unſicherer Stimme. „Die anderen ſind noch draußen.“

Walther bemerkte, daß Daniza zitterte. Er wollte weiter fragen, aber es ſchnürte ihm die Kehle zu. „Sie verbergen mir etwas,“ brachte er endlich mühſam hervor und maß dabei die beiden Damen mit drohenden Blicken. „Was ſoll das Feuerwerk vor der Villa — und Ihre Aufregung, ich verſtehe nichts, ich ſah zwei Reiter nach der Stadt galoppieren, Szentmaros und Ferry. Wo iſt Marie?“ ſtieß er heraus.

„Das Feuerwerk?“ ſagte Daniza. „Das Feuerwerk hätte zu Ehren der Heimkehrenden abgebrannt werden ſollen. Nun wird es halt ſo abgebrannt. Die Diener wiſſen ja nicht —“

„Was wiſſen ſie nicht?“ Walther faßte Daniza hart am Arm. „Was wiſſen ſie nicht?“

„Lieber Walther,“ ſagte die Rätin, „Gitty iſt ja auch draußen und ſucht mit den anderen.“ Die Rätin bedeckte die Augen und fing zu weinen an.

„Walther,“ ſagte Daniza, und ſie legte ihre Hand auf ſeine Schulter, „faſſen Sie ſich. Ich weiß nicht, was geſchehen iſt. Marie iſt verſchwunden, ſie muß ſich im Walde verirrt haben, und die anderen ſind zurückgeblieben und ſuchen ſie. Aber Ferry und der Oberlieutenant ſind nach der Stadt, um Fackeln zu holen, denn der Sumpf —“

„Gott, mein Gott!“ ſchrie Walther auf. Seine Knie ſchlotterten und ſeine Zähne ſchlugen aufeinander.

Fadil Cengic trat leiſe auf ihn zu und ſagte in ſerbiſcher Sprache zu ihm: „Deine junge Frau wird wohl zu finden ſein.“

Walther lachte dem Beg mit einem verzweifelten Lachen ins Geſicht. „Ja, zu finden, zu finden — Ich muß ſie finden!“ Er ſtieß den Beg zur Seite, der ihm den Weg vertreten wollte, und ſtürzte wie ſinnlos zur Thür hinaus.

Der Beg ſah ihm, das Haupt wiegend, nach. Sein ſchönes Geſicht blieb unbeweglich. „Was ſoll jetzt geſchehen?“ fragte er Daniza.

„Folge ihm!“ befahl Daniza, die ganz blaß geworden war. „Er ſoll unſeren Wagen benutzen. Der Kutſcher muß ſich zurechtfinden auf dem Wege. Trachte nur, daß der unglückliche Menſch fortkommt. Er ſtürbe uns hier vor Aufregung.“

Fadil Cengic Beg verließ langſam, mit unhörbaren Schritten den Saal.

Als er die Thür hinter ſich geſchloſſen hatte, ging Daniza an eines der Fenſter, öffnete es und ſah hinaus. Man hörte Walthers überlaute Stimme. Er rief dem Kutſcher etwas Unverſtändliches zu.

Rätin Wokurka hatte ihre Thränen getrocknet. „Das auch noch!“ ſagte ſie vorwurfsvoll zur Baronin. „Nun ſchicken Sie den Wagen fort. Wie ſollen wir zu Hauſe kommen? Das iſt die gräßlichſte Nacht meines Lebens! Ich hätte nie Ihrer Einladung folgen ſollen! Mir ahnte nichts Gutes. Wenn nur Gitty da wäre!“

„Sollen wir etwa den armen Walther die Nacht hindurch trösten?“ entgegnete Daniza ärgerlich. „Es ist zu dumm, nun will der Kutscher nicht! Janos!“ rief sie zum Fenster hinunter, „Janos, du mußt fahren, und wenn sich die Pferde die Hälse brechen. Verstehst du mich?“ Dann warf sie das Fenster zu und stellte sich vor die Rätin hin.

„Wir bleiben also hier?“ fragte diese.

„Die anderen werden uns wohl endlich abholen,“ versetzte Daniza.

„Aber,“ rief die Rätin, „wie sollen sie wissen, daß wir hier sind? Es fiel Ihnen ja erst unterwegs ein, hier in dem Unglückshause abzusteigen. Ich hätte das nie zugeben sollen.“

„Ich war einer Ohnmacht nahe, ich konnte nicht weiter.“

„Jetzt sind Sie aber nicht ohnmächtig, und der Beg hat sicher Wagen und Pferde hier. Er soll uns gleich nach Sarajewo zurückfahren. Ach mein armer Mann!“ Daniza schwieg. „Was soll ich meinem Mann sagen,“ fuhr die Rätin klagend fort, „wenn er nach Gitty fragt? Sie kann sich den Tod holen in der feuchten Herbstnacht. Aber sie wollte durchaus suchen helfen, das eigensinnige Kind!“ Die Rätin weinte wieder.

Man hörte jetzt den Wagen davonrollen und das Schnauben und Trappeln der Pferde. Gleichzeitig erhob sich der Nachtwind und rüttelte an den Balken des alten Türkenhauses.

Daniza machte eine ungeduldige Bewegung und ging zur Thür.

Die Rätin fuhr auf. „Sie werden mich doch nicht hier allein lassen wollen, Daniza?“

„Warten Sie,“ sagte die andere. „Ich werde mit dem Beg reden wegen des Wagens.“

Daniza hatte wild und gebieterisch ausgesehen, als sie den Saal verlassen. Die Rätin faltete verzweiflungsvoll die Hände. Das flackernde Licht, das Sturmgeheul, dazu die Erinnerung an das schreckliche Ereignis des Tages!

Die Lippen der Rätin bewegten sich mechanisch. Sie betete. Es war ihr, als sollte es noch schlimmer kommen. Sie hatte das Gefühl, in eine Räuberhöhle geraten zu sein. Was man von den Grausamkeiten des Beg erzählt, hatte sie ehedem in das Reich der Märchen verwiesen. Jetzt fiel es ihr auf die Seele. Fadil Cengic hatte sie mit auffallender Kälte behandelt. Warum war sie auf Danizas Idee eingegangen und in der Villa des Beg abgestiegen? Jetzt befand sie sich in seiner Gewalt. Aber was konnte der Beg vorhaben? Warum sollte er ihr zürnen? Doch nicht wegen des Ordens? Sie schalt sich eine Thörin. Trotzdem wurden ihr die Minuten zu schauerlichen Ewigkeiten.

Endlich kam Daniza wieder und setzte sich zur Rätin.

„Sie haben mich grausam lange warten lassen,“ sagte die alte Dame schwach. „Hat der Beg einen Wagen bereit?“

„Ja.“

„Nun, dann gehen wir!“

„Wir? Ich werde allein gehen, Sie bleiben hier.“

„Ich? Ich allein hier?“ Der Rätin wurde es dunkel vor den Augen.

„Ja, der Beg wird mich begleiten,“ sagte Daniza bestimmt. „Und Sie bleiben hier. Man wird herkommen und mich suchen. Sie können dann den Leuten sagen, was Ihnen beliebt. Es ist mein fester Entschluß, fortzugehen. Was soll ich noch? Mir graut vor meinem Mann. Ich verlasse ihn einfach. Früher oder später mußte es doch so kommen. Ich habe mich soeben erst entschlossen und es nicht etwa mit dem Beg abgekartet, wie Sie glauben könnten.“

Während Daniza redete, hatte die andere das Gefühl, als thäte sich der Boden auf, und sie hielt sich an den Kissen des Diwans fest. Jetzt aber glitt sie auf die Knie. „Daniza,“ jammerte sie, beide Hände der Baronin ergreifend, „Daniza, Ihr Mann würde mich umbringen, wenn er nur mich allein hier fände und ich ihm sagen müßte, daß Sie —“

„Mein Mann ist verrückt. Wenn er erfährt, daß ich weg bin, kann er nicht noch verrückter werden. Auch ist es mir gleich, was mit Ihnen geschieht.“

„Daniza!“

„Lassen Sie diese theatralischen Posen!“ sagte Daniza und zog die Rätin wieder empor. „Sie haben nur hier zu bleiben. Ein Diener wird für Sie sorgen, bis die anderen kommen. Sie sind eine robuste Natur, Sie haben stärkere Nerven als ich.

Ich sehe ja, es macht Ihnen Mühe, die Entsetzte zu spielen."

Sie mußte die alte Dame richtig beurteilt haben, denn diese machte keinen weiteren Versuch, Danizas Mitleid zu erregen.

„Sollte ich vielleicht in Ohnmacht fallen?" platzte die Rätin heraus, „damit Sie mich hier hilflos liegen lassen könnten? Nehmen Sie Vernunft an, Daniza!" fuhr sie, rasch in einen anderen Ton übergehend, fort. „Wenn Sie fliehen wollen, gut, Sie werden wissen, warum Sie es thun. Keinem Menschen werde ich Ihre Absicht verraten. Sie können eine bessere Gelegenheit finden, nur heute thun Sie es nicht!"

„Ihnen zuliebe?" fragte Daniza.

„Nicht mir zuliebe." Die Rätin ignorierte den Hohn, der in den Worten Danizas lag. „Hören Sie auf mich, Daniza! Wenn Sie mir als Freundin nicht glauben, so vertrauen Sie meinem gereiften Urteil. Sie dürfen heute nicht fliehen. Ein andermal, ich schwöre es, will ich Ihnen selber behilflich sein, Gott soll mir die Sünde verzeihen. Sie können ein andermal eine Reise vorschützen, zu Verwandten, meinetwegen begleite ich Sie dann und arrangiere alles. Nur heute, heute dürfen Sie nicht fliehen! Der Beg würde mir beipflichten, wenn ich ihm meine Ansicht auseinandersetzen könnte, glauben Sie mir. Sie kämen auch nicht weit mit dem Wagen des Beg, und der Beg ist überall bekannt. Er dürfte nicht in seiner türkischen Tracht mit Ihnen fahren, er müßte sich vorher europäische Kleider anschaffen." Die Rätin hielt inne.

Daniza starrte schweigend vor sich hin. So viel Geistesgegenwart, so viel Klugheit hatte sie nicht vorausgesetzt. Was die Rätin gesprochen, klang vernünftig im höchsten Grade. Sie sah ein, daß sie von ihr noch lernen konnte, aber sie hütete sich, das zu verraten, und gab sich den Anschein, als überlege sie.

Jetzt erschien Fadil Cengic in der Thür. Er sah sehr finster aus. „Der Hauptmann ist unten," sagte der Beg zu Daniza, ohne die Rätin zu beachten. „Was soll ich mit dem Hauptmann thun?" Die Rätin machte unwillkürlich eine Bewegung der Freude. „Der Hauptmann will herauf," sagte der Beg. „Und auch die junge Gräfin ist unten und die Engländerin."

„Der Teufel hat sie hergetragen!" knirschte Daniza, mit dem Fuße aufstampfend. Die Rätin wagte nicht, sich zu regen. „Also gehen wir hinunter," sagte Daniza nach einer Weile. „Und du geh voraus," wandte sie sich an den Beg. „Sei galant, biete den Damen deinen Wagen an und sage, daß wir gleich nachkommen werden. Aber schau mir dabei der kleinen Gitty nicht zu tief in die Augen!"

Der Beg lächelte und ging.

Daniza konnte noch scherzen!

„Geben Sie mir Ihren Arm," sagte die Rätin. „Sie haben meine Kräfte überschätzt, ich kann allein jetzt keinen Schritt gehen. Das ist die schrecklichste Nacht meines Lebens!"

Daniza bot ihr den Arm. „Ich muß gute Miene zum bösen Spiele machen," sagte sie. „Aber schwören Sie, daß Sie schweigen wollen über meine Absichten."

„Ich schwöre es Ihnen!" sagte die Rätin.

## Ende und Anfang.

Marie blieb unten. „Ich glaube, sie ist unten!" hatte Kesthelyi jedem geantwortet, der ihn nach der jungen Frau gefragt. Bei dem Ausflug des Klubs war sie verunglückt — in jenen Sumpf geraten, wie man vermutete —, aber keiner, der an dem Ausfluge teilgenommen, wußte anzugeben, wie es eigentlich geschehen war. Man hatte gesucht und geforscht — umsonst. „Marie blieb unten."

Daniza war einige Tage nach Maries Verschwinden nach Maglay gefahren, um Erbschaftsangelegenheiten zu ordnen; wie es hieß, hatte ihr ein Oheim väterlicherseits ein größeres Besitztum in der Nähe Maglays hinterlassen. Es verbreitete sich in Sarajewo das Gerücht, daß sie mit Fadil Cengic von Maglay nach Paris weiter gereist sei, und in der That, sie war ein zweites Mal entführt worden, und dieses zweite Mal von einem wirklichen Moslem, der vorsichtigerweise bei der Entführung europäisches Kostüm angelegt hatte. Der Reformbeg war den Reformen ja immer geneigt gewesen.

Die Neuigkeit von Danizas zweiter Entführung brachte Lieutenant Meyer ins Café, wo eben Hauptmann von Treuenschwerdt mit Oberlieutenant Szentmaros Billard spielte.

Hauptmann von Treuenſchwerdt blieb einige Sekunden ſtarr wie eine Bildſäule, aber Oberlieutenant Szentmaros rief: „Das iſt ja wirklich innig!“

Schon lange nicht mehr hatte er ſein Lieblingswort gebraucht. Jetzt hätte es faſt Veranlaſſung zu einem Duell zwiſchen ihm und dem Hauptmann gegeben, denn der Hauptmann erklärte, nachdem er ſich gefaßt, er müſſe den Mann aufrichtig bedauern, deſſen Scharfſinn nie mehr als das eine alberne Wort zu Tage fördern könne. Die Kameraden hatten Mühe, die beiden Herren wieder zu beruhigen und auszuſöhnen.

Vilmos ging höchſt unbefangen herum und ſprach von ſeiner Oper. Einer ſeiner ungariſchen Vettern fand ſich unvermutet in Sarajewo ein. Nachdem er Vilmos aufgeſucht, begab er ſich in das Bureau des Landeschefs und zu Doktor Lugauer. Der Landeschef bewilligte dem Baron, ohne daß er darum nachgeſucht hatte, einen ſechsmonatlichen Urlaub. Vilmos machte ſich ſogleich reiſefertig, er dachte gar nicht daran, ſich zu verabſchieden: die Oper erfüllte ihn ganz. Der Vetter hatte ihm klar gemacht, daß er endlich der königlichen Intendanz in Budapeſt ſein Werk vorlegen müſſe.

Auf dem Bahnhofe traf er mit Doktor Lugauer zuſammen. Vilmos trat auf den Doktor zu und ſagte mit geheimnisvoller Miene: „Ich reiſe inkognito; wenn Sie mir irgendwo begegnen, nennen Sie mich nur Baron Keſthelyi; ich möchte von Ovationen unbeläſtigt bleiben.“ Der Doktor ſchien ihn zu verſtehen. „Nennen Sie mich nie Majeſtät,“ fügte Keſthelyi eindringlich hinzu, „vergeſſen Sie, daß ich König Oſtoya bin.“ Und Vilmos fuhr mit ſeinem Vetter nach Budapeſt.

Einige Wochen vergingen, da ſtand in den Zeitungen zu leſen, daß über den kaiſerlichen und königlichen Kämmerer Vilmos, Baron Keſthelyi von Nagy Keſthelyi und St. Miclos, das Kuratel wegen Wahnſinns verhängt worden war. — —

Walther, der wieder täglich des Morgens die Zeitungen las, legte das Blatt hin und ſann. Er dachte an Keſthelyi zurück, an den Bogumilismus und an die unvollendete Bogumilenoper „König Oſtoya“. Wie viel er überdenken konnte, und wie klar waren ſeine Gedanken! Er hatte keine Hoffnung auf den erlöſenden Wahnſinn.

Vielleicht, wenn er Marie tot geſehen, wenn man ſie vor ſeinen Augen hervorgezerrt hätte, mit welkem Laub im Haar, bleich, vom Sumpfe befleckt — aber ſie blieb unten, unten, wie es der Wahnſinnige verkündet.

Und die Welt glaubte dem Wahnſinnigen. Nur Walther hegte insgeheim einen anderen Glauben. Er hatte Maries Papiere durchſucht. Wenn ſie einen Selbſtmord vollführt, ſo mußte ſie doch ein Abſchiedswort geſchrieben haben. Und da hatte er einen Brief gefunden, denſelben langen Brief, den ſie am Tage ſeiner Abreiſe angefangen, den ſie nie beendet hatte und der doch ein volles Geſtändnis ihrer ſträflichen Liebe enthielt. Dazu einen Brief von Erwin Altenbergs Hand. Aus dieſen Briefen ſchöpfte er die ſchreckliche Gewißheit von Maries Treubruch und die Überzeugung, daß ſie ihn heimlich verlaſſen.

Aber ſein Verſtand wankte nicht. Er blieb feſt und klar, wie ein Turm von Kryſtall. Walther wurde das Bild des kryſtallenen Turmes nicht los. Er verfiel in ein ſtarres Erſtaunen über ſich ſelbſt. Das erſtaunte Lächeln wich nicht von ſeinem Antlitz. Die Leute fingen an, ihn mißtrauiſch zu betrachten, und bald munkelte man, daß Walther den Weg Keſthelyis gehen werde.

Doch war es ſicher kein königlicher Wahn, der Walthers Hirn ergriffen hatte. Das konnte man dem gebeugten Mann ſchon von weitem anſehen, wenn er durch die Straßen hinſchritt, die Grüße ſeiner Bekannten mit unterwürfiger Freundlichkeit erwiderud.

Doktor Lugauer meinte, die Ungewißheit über Maries Ausgang verzehre das Leben des Ingenieurs. Er bemerkte eine bedeutende Pupillendifferenz in den Augen Walthers, das verriet andauernde Schlafloſigkeit. Er drang darauf, daß Walther eine Luftveränderung vornehme oder zum mindeſten die Wohnung wechſele, und da der Ingenieur auf dieſe Vorſchläge nicht eingehen wollte, bat der Arzt, ſich wenigſtens von der Welt nicht gänzlich abzuſchließen, und er kündigte ihm die Beſuche einiger Freunde an.

Ferry, Rat Wokurka und Sir Marmaduke ſprachen bei Walther vor. Sie fanden den Ingenieur gefaßter, als ſie es nach den

Andeutungen Doktor Lugauers erwartet hatten. Alle seine Äußerungen zeugten von ungeschwächter Geisteskraft und Teilnahme für die Außenwelt.

Als Ferry eines Tages allein zu Walther kam und ihm gestand, daß er sich endlich mit Gitty verlobt, und ergriffen hinzufügte, Gitty habe stets zu Marie wie zu einer Mutter aufgeblickt, und darum möge Walther kommen und ihren Bund als ein zweiter Vater segnen, da war Walther dem Freunde in wortloser Ergriffenheit an die Brust gesunken.

Auch Miß Fullerton besuchte den Ingenieur, als sie erfahren hatte, wie sehr Walther trotz seines Unglücks an Gittys und Ferrys Verlobung Anteil genommen. Sie überreichte ihm eine Prachtbibel. Aber Miß Fullerton ging unzufrieden fort. Walther hatte sie mit feindseligen Blicken angestarrt und ihr Geschenk nicht eines Wortes gewürdigt. Diese Prachtbibel hatte Walther an jene kleine Bibel erinnert, die ihm Miß Fullerton auf die Exkursion mitgegeben.

In einer Sturmnacht war's gewesen. Da hatte er, für seine und Maries Zukunft bangend, das Bibelorakel befragt, mit rascher Hand das Buch aufgeschlagen und einen Vers mit dem Finger bezeichnet. Erschaudernd hatte er gelesen von der Ehebrecherin! Am nächsten sonnigen Morgen, der jener Sturmnacht gefolgt, war ihm alles wie Spuk erschienen.

Jetzt aber? Nein, er wollte keinen Blick mehr in das Buch thun, nicht von neuem das Orakel befragen, aber auch keinen Stein werfen gegen die Ehebrecherin! Genug, wenn es die anderen nicht thaten. Für die anderen war sie ja — unten.

Unten! Unten! — Freilich, versunken war sie, in einen Sumpf, aber sie lebte dort, er hatte die Beweise dafür. Allnächtlich entnahm er einem geheimen Fache seines Pultes den Brief von Erwin Altenberg. Allnächtlich überlas er ihn, er kannte Satz für Satz auswendig. Trotzdem schlich sich doch ab und zu ein leiser Zweifel in sein Herz; der Wahnsinnige könnte recht haben, Marie könnte wirklich tot sein. Und darum mußte er Altenbergs Brief immer von neuem überlesen.

Und er liest auch heute und merkt es nicht, daß er mit lauter Stimme liest: „Marie, sei klug! Laß dich durch die Umwege nicht abschrecken, werde nicht wankend im letzten Augenblick! Du hast Bedenken, du mißtraust mir, weil ich anfänglich so sehr gegen dein Fluchtprojekt war. Aber der Systemwechsel hat alles wie mit einem Schlage geändert. Ich habe immer mit dem Systemwechsel gerechnet, jetzt bin ich frei und meine Freude ist ganz echt; es macht mir Mühe, den Leuten nicht ins Gesicht zu lachen. Sie halten mich für einen enttäuschten Streber. Das bin ich bei Gott nicht; ich bin ein zufriedener Mann. Und auch du sollst glücklich und zufrieden sein, denn unsere materielle Lage ist gesichert. Ich weiß, du bist eine Idealistin und willst von solchen Dingen nichts hören. Aber wir müssen an unsere Menage denken. Und eine Menage soll es doch werden? Antworte mir. Ich muß dich noch einmal sehen, ehe ich vorausreise, heute noch, du weißt wo. Dein Erwin."

Dein Erwin! Walther lacht gellend auf. Er legt den Brief nicht mehr ins Pult zurück, sondern zerreißt ihn in kleine Stücke.

„Es muß anders werden," sagt er vor sich hin. „Es muß anders werden!"

Er beginnt in den Laden des Pultes zu suchen, endlich zieht er das Ding hervor, einen gelben Männerhandschuh. Der Handschuh gehört dem anderen. Walther hatte diesen Handschuh einstens im Salon gefunden und sich damals keine Gedanken darüber gemacht. Der Fehdehandschuh! Er lacht wieder und sucht weiter im Pulte, bis er auch den Orden gefunden hat, den Orden am blutroten Bande, den Orden, den er Altenberg verdankt.

Orden, Handschuh und Papierschnitzel steckt er in die Tasche, dann nimmt er vom Kleiderhaken Überrock und Hut, denn er will fort, fort, in die Nacht hinaus. — —

Die Wasser der Miliatschka scheinen hoch zu gehen, ein dröhnendes Brausen kommt aus der Tiefe herauf.

Walther lehnt sich an das Geländer der Brücke. Der Himmel ist bleigrau, der Mond steht hinter den Schneewolken. Die Kuppeln der griechischen Kirchen tragen Mützen von Schnee, und dort, zur Linken, ragt hochauf der Trebonic, weiß vom Scheitel bis zum Fuße.

Was will er eigentlich hier? Warum ist

er vom Hauſe fortgeſtürzt, um Mitternacht? Er muß ſich beſinnen. Richtig, das iſt es! Er greift in die Taſche, zieht den Handſchuh hervor und wirft ihn hinunter in die Tiefe. Dann ſtreut er die Papierſtreifen nach. Aber den Orden findet er nicht. Hat er ihn unterwegs verloren? Es kann ſein. Was liegt daran?

Walther ſpäht umher, kein Menſch iſt in der Nähe. Wäre es nicht beſſer, auch hinabzuſinken? dem Handſchuh und den Papierſchnitzeln nach? Ja, wenn er wahnſinnig genug ſein könnte! Aber er war nur abergläubiſch geweſen. Man kann ſich vor kleinen Dingen, vor einem Blatt Papier, vor einem gelben Handſchuh fürchten, mehr fürchten als vor dem Schickſal. Aber man kann doch nur für Augenblicke abergläubiſch ſein.

Jetzt tönt ein langgezogener klagender Schrei durch die Lüfte. Walther lächelt über den Schauer, der ihm plötzlich den Nacken überrieſelt. Er kennt die Urſache dieſes Klagelautes. Waſſervögel ſind's. Im November, wenn der erſte Schnee fällt, ziehen ſie den wärmeren Geſtaden der Narrenta zu. Oft hat er ſie ſchon gehört in früheren Jahren.

Alles geht den natürlichen Lauf. Er will heute noch etwas Vernünftiges leſen, etwas über die großen ewigen Naturgeſetze, denen die Waſſervögel ſo gut unterworfen ſind wie die Sonnen und die Menſchen. Ja, die Wiſſenſchaft ſoll ihn tröſten!

Er geht über die Miliatſchka-Brücke durch die Franz-Joſeph-Straße zurück und dann rechts hinauf die ſteile Gaſſe zum Judenviertel. Die Fenſter ſeines Hauſes ſind hell erleuchtet. Seine Gedankenloſigkeit iſt daran ſchuld, er hat die Lampe brennen laſſen und, wie er ſich bald überzeugt, nicht einmal die Hausthür verſchloſſen, als er weggegangen war. Nun ſchließt er die Thür ſorglich hinter ſich ab. Er ſteigt die Treppe empor. Auf ſeinem Schreibtiſch brennt die Lampe.

Walther wirft ſich in einen Seſſel. Kalt war's draußen, und hier innen iſt es auch kalt. Niemand ſorgt für ihn. Er iſt müde, heute wird er vielleicht ſchlafen können; die Augen fallen ihm zu.

Ein Gemurmel ſchlägt an ſein Ohr. Er blickt auf. Die Lampe brennt nicht mehr! Es iſt hell im Zimmer, taghell. Von der Straße herauf kommt das Gemurmel. Er ſitzt ja am Fenſter, er braucht nur den Kopf zu wenden, um auf die Straße zu ſehen, und er thut es.

Die ſpaniolíſchen Juden ſind aus den Häuſern getreten. Sie deuten zu ihm herauf und dann die Straße hinunter. Dort naht eine ſchreiende Rotte Bosniaken. Wilde Kerle aus den Bergen ſind's, und ſie bringen ſie, die Treuloſe, die Ehebrecherin. Sie ſtoßen ſie vor ſich her, ſie kommen immer näher. Mit einem Blicke hat er Marie erkannt, obgleich ſie ſo verwahrloſt ausſieht. Immer wilder wird das Gemurmel. Will man die Ehebrecherin ſteinigen? Ja, er ſieht es. Sie heben die Steine vom Boden, die ſpaniolíſchen Juden, ſeine Nachbarn, und jetzt ſchaut ſie zu ihm herauf, flehend, in Todesangſt.

Er will nichts mehr ſehen, aber er will auch nicht helfen. Er wendet ſich ab und hält die Augen feſt zu. Da — ein Krach! Ein Stein iſt gegen die Hausthür geſchleudert worden, er muß ſein Ziel verfehlt haben. Nun wieder ein Krach, und dann ein dumpfes Poltern.

Jetzt hat er die Augen weit aufgeriſſen und klammert ſich an die Stuhllehne feſt. Es iſt wirklich Tag und jetzt wacht er. Im Stuhl hat ihn der Schlaf übermannt und der grauenvolle Traum überfallen. Er blickt auf die Straße. Unten ſtehen Leute, die miteinander eifrig ſprechen. Aber es ſieht anders aus wie im Traume. Die Sonne ſcheint auf das Dach des Hauſes gegenüber.

Eilige Schritte kommen die Treppe herauf. Die Thür wird aufgeſtoßen, Doktor Lugauer ſteht vor dem Ingenieur.

„Sie wollen fort," ſagt der Doktor. „Ich ſehe, Sie ſind im Begriffe auszugehen, aber ich bitte, bleiben Sie noch."

Walther rührt ſich nicht. Wieder überfällt ihn eine lähmende Kälte. Lugauer ſetzt ſich zu ihm und nimmt ſeine Hand.

„Alter Freund," ſagt er, „ich weiß, Sie ſind ſtark, bewunderungswürdig ſtark, und die Gewißheit wird Ihnen lieber ſein, als — kurz, wir haben die Gewißheit."

Der Mund Walthers öffnet ſich, aber kein Laut kommt über ſeine Lippen.

„Ja, wir haben die Gewißheit," wiederholt der Arzt, „und Sie werden ſich faſſen, ich weiß es. Hier —" Er greift mit raſcher

Hand in die Brusttasche und legt ein goldenes Armband und eine Kette, an der ein kleines Medaillon hängt, auf den Schreibtisch hin.

Walther starrt auf das Gold; seine Augen treten fast aus ihren Höhlen.

„Heute, um Mitternacht, brachte man sie," hebt Doktor Lugauer wieder an. „Aber Sie dürfen die Leiche nicht sehen, als Arzt muß ich es Ihnen verbieten. Ich weiß, was Sie leiden, ist furchtbar, aber die Gewißheit muß Sie befreien. Ich kenne Sie, Sie werden dem Schmerz nicht unterliegen. Solche Männer wie Sie sind notwendig für die Welt."

Walther richtet sich langsam empor, sein Antlitz ist erdfahl.

„Lassen Sie mich allein, Herr Doktor," sagt er mit kaum hörbarer Stimme, „bitte, lassen Sie mich allein. Ich danke Ihnen."

In Maries Schlafzimmer steht und liegt noch alles, wie sie es verlassen hatte.

Walther sinkt vor dem Bette in die Knie, und sein Haupt in die Kissen vergrabend, stöhnt und schluchzt er: „Marie, verzeihe mir!"

— — — — — — — — — — — —

Alles war in Schnee gehüllt, die fernen Berge, die Dächer der Stadt, die weite Miliatschka-Ebene und jener kleine Hügel auf dem christlichen Friedhofe. Nur eine dunkle Stelle ist da, in all der Reinheit rings und all dem Glanze: ein Grab, das sich noch nicht ganz geschlossen hat. Aber der Totengräber schaufelt wacker darauf los, und jetzt kommt sein Gehilfe. Bis zum Abend ist die Arbeit fertig, und auch dieses Grab wird bald bedeckt sein mit dem weichen weißen Mantel des Winters.

Die Leute strömen der Stadt zu. Ganz Sarajewo hat sich an dem Leichenbegängnis Maries beteiligt. Vier Herren aber stehen noch an der Friedhofsthür.

„Kommen Sie zu uns ins Lager hinüber," sagt Hauptmann Treuenschwerdt. „Es sind nur ein paar Schritte."

„Was meinen Sie, Herr Kollege?" wendet sich Doktor Valerian an Doktor Lugauer. „Wir bedürfen einer Stärkung."

„Ja," sagt Doktor Lugauer, „es war erschütternd."

„Aber dieser Walther," meint der Hauptmann, „ist mir ein Rätsel. Wie ruhig er war! Er sah beinahe glücklich aus, während doch alle übrigen weinten. Er kann seine Frau kaum geliebt haben."

„Vielleicht hat er sie nur zu sehr geliebt," entgegnet Doktor Lugauer gedankenvoll. „Ich bin froh, daß ich nicht verheiratet bin."

„Unverheiratet sind wir alle vier und wollen's bleiben," sagt Treuenschwerdt. „Nur schade ist es, daß Ferry unserem Bunde untreu wird und heiratet."

„Das ist so der Welt Lauf!" philosophiert Valerian.

„Geburt und Grab, Begräbnis und Hochzeit! Eigentlich giebt es kein Ende, es ist immer ein Anfang dabei."

„Da —" Szentmaros deutet in die Ebene hinaus.

„Was siehst du?" fragt Treuenschwerdt.

„Die Fahne bei der Cengic-Villa."

Auf hohem Flaggenmast neben der Cengic-Villa weht das schwarzgelbe Banner.

Der Hauptmann runzelt die Brauen.

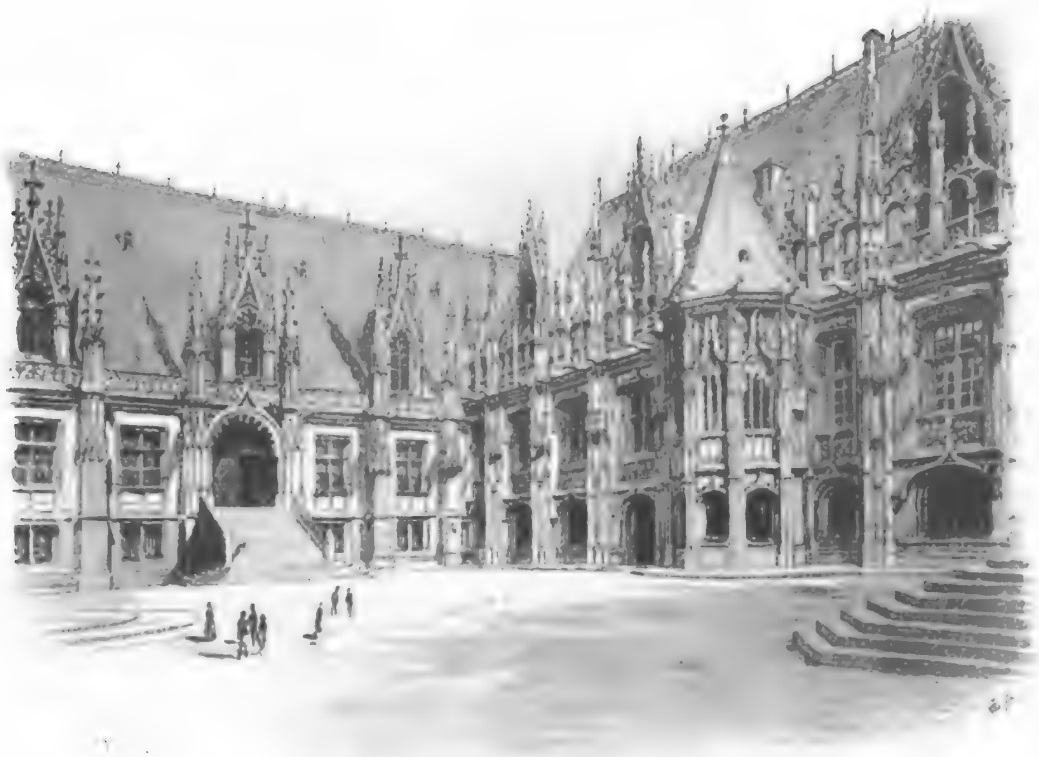
„Wunderbar," sagt er, „daß niemand die Fahne gestohlen hat, da doch der Beg verreist ist." Er lacht plötzlich auf; er will durch das Gelächter andeuten, daß er überwunden hat.

„Ja, ja," sagt Szentmaros. „Die Fahne weht noch, aber das Bogumilenmärchen ist zu Ende."

„Eigentlich," sagt Doktor Lugauer, „habe ich nie recht verstehen können, was die Herrschaften mit dem Bogumilismus vorhatten. Ich habe immer davon nur läuten hören."

„Sehen Sie, Herr Doktor," erwidert Treuenschwerdt mit überlegener Miene, „es freut mich, daß Sie auch einmal etwas nicht wissen. Die Herren Ärzte wissen sonst immer alles."

Er zieht sein Feuerzeug hervor und brennt sich im Schutze der Friedhofsmauer seine Virginia an. Lugauer und Valerian folgen seinem Beispiel. Szentmaros schreitet voraus, dem Lager zu. Leise pfeifend, intoniert er König Ostoyas Motiv.



Der Juſtizpalaſt in Rouen.

# Herbſttage in der Normandie.

Von

**Siegfried Samoſch.**

Als ob ich dem Hexenſabbath glücklich entronnen wäre, ſo wohl und behaglich fühlte ich mich am 18. Oktober 1893 bei meinem Eintreffen in der alten Hauptſtadt der Normandie, Rouen, nachdem ich in Paris noch Augen- und Ohrenzeuge des Enthuſiasmus geworden war, mit dem die Bevölkerung der Ville-Lumière die aus Anlaß des Flottenbeſuches in Toulon eingeladenen ruſſiſchen Gäſte empfangen hatte. Die großen Boulevards und die Avenue de l'Opéra, auf denen an gewöhnlichen Abenden ſchon die Menſchenmenge raſtlos hin- und herflutet, vermochten am Abend des 17. Oktober — Admiral Avellan und ſeine Offiziere waren vormittags eingetroffen — kaum die „Patrioten" zu faſſen, die an einem welthiſtoriſchen Ereigniſſe teilzunehmen wähnten, während die Skeptiker einen pſychologiſchen oder gar einen pathologiſchen Prozeß in der franzöſiſchen Volksſeele beobachten zu können glaubten. Vor dem Cercle militaire, in dem die ruſſiſchen Marineoffiziere abgeſtiegen waren, ſtanden viele Tauſende dichtgedrängt und ſangen die Marſeillaiſe, deren einzelne Strophen nur durch den laut erſchallenden Ruf: Vive la Russie! unterbrochen wurden.

Wie weit hinter mir lag all dieſer Lärm, als ich am folgenden Tage der Normandie und ihren architektoniſchen Meiſterwerken, die ſich inmitten der lieblichſten Landſchaften erheben, zueilen konnte! Auch gaukelte mir die durch die Pariſer Feſttage überreizte Phantaſie als Fata Morgana das grünſchimmernde Meer vor, zu dem die Seine mit den ſanftgeſchwungenen Linien ihrer Uferhügel den Weg friedlich zu weiſen ſchien. Aus der Ferne bereits grüßten die an den

Digitized by Google

Eiffelturm gemahnende Pyramide der Kathedrale Notre-Dame und die „couronne de Normandie“, die Plattform des mittleren Turmes der Kirche St. Ouen, der wohl als das Wahrzeichen der alten Hauptſtadt der Normandie gelten darf. Durch die moderne, breite Straße Jeanne d'Arc führt der Weg zu den Seine-Quais, auf dem ſich ſogleich die Gelegenheit bietet, einige der Sehenswürdigkeiten der Stadt flüchtig kennen zu lernen.

Freilich muß auch ſofort die hiſtoriſche Kritik gute Dienſte leiſten, ſobald uns der Donjon des vom König Philipp Auguſt von Frankreich nach der Beſiegung der Engländer erbauten Schloſſes als der Turm bezeichnet wird, in dem die Jungfrau von Orleans vor ihrer Hinrichtung gefangen gehalten worden ſei. In Wahrheit exiſtiert die echte Tour de Jeanne d'Arc nicht mehr; in der Stadt, in der zahlreiche Erinnerungen an die heldenmütige Erretterin Frankreichs anknüpfen, kann es aber nicht überraſchen, daß alles, oder doch ſehr viel auf dieſen in der Phantaſie der Franzoſen hellklingenden Ton geſtimmt erſcheint. Wie grotesk präſentiert ſich dem Auge des unbefangenen Fremden das auf der Place de la Pucelle der Jeanne d'Arc errichtete Denkmal! Daß ſie in der That auf dieſem Platze am 30. Mai 1431 den Scheiterhaufen beſtiegen habe, iſt längſt widerlegt worden; vielmehr gilt als feſtſtehend, daß ſie auf dem Vieux Marché, dem alten Marktplatze, dort, wo ſich jetzt das Théâtre Français befindet, verbrannt worden iſt. Der franzöſiſche Volksdichter François Villon, deſſen Poeſien trotz ihrer altertümlichen Form und Sprache mit Fug heute noch in hohem Anſehen ſtehen, hat in einer ſeiner ergreifendſten Balladen: „Ballade des dames du temps jadis“, in der er ſchwermutsvoll fragt, was aus den ſchönen und weltberühmten Frauen der Vergangenheit geworden ſei, auch der Jungfrau von Orleans und des Schickſals, das ſie auf dem Marktplatze von Rouen erdulden mußte, in rührender Weiſe gedacht. Nachdem er andere „dames du temps jadis“ genannt hat, fährt er fort:

„Et Jehanne, la bonne Lorraine,
Qu'Englois brulerent à Rouan;
Où sont elles, Vierge souvraine? ...
Mais où sont les neiges d'antan!“

„Aber wo iſt der Schnee vom vorigen Jahr!“ Dieſe melancholiſche Betrachtung des Dichters wird uns in Rouen nicht bloß im Hinblick auf die „gute Lothringerin, welche die Engländer in Rouen verbrannten“, nahegelegt. Repräſentiert die Jungfrau von Orleans in Rouen gewiſſermaßen das heroiſche Zeitalter Frankreichs, ſo findet das „galante“ in Diana von Poitiers, der Geliebten König Heinrichs II., eine charakteriſtiſche Vertreterin. In der Kathedrale Notre-Dame ſehen wir die ſchöne Diana in der Chapelle de la Vierge dargeſtellt, wie ſie an dem Sarkophage ihres Gatten, des Seneſchalls der Normandie, Louis de Brézé, gegenüber der heiligen Jungfrau kniet, fromm und züchtig, ſo daß ihr niemand zutrauen möchte, daß ſie den jugendlichen Dauphin, der nachher als Heinrich II. regierte, mit ihren Reizen umſtrickt hat.

Ein Sittendrama aus dem ſechzehnten Jahrhundert wird uns in dem von Diana de Poitiers ſelbſt nach dem Tode des Gatten errichteten Marmordenkmal vorgeführt, in dem zugleich die Vergänglichkeit alles Irdiſchen zum ergreifenden Ausdrucke gebracht wird. Mag immerhin beſtritten werden, daß der „franzöſiſche Phidias“ Jean Goujon, wie er die gegenwärtig im Louvre befindliche Diana mit der Hirſchkuh gemeißelt, auch bei dem Grabmal des Seneſchalls der Normandie in hervorragender Weiſe mitgewirkt habe, jedenfalls befinden wir uns einem Kunſtwerke gegenüber, das durch ſeine ganze Kompoſition, ſowie durch die vollendete Ausführung der Einzelheiten eine unwiderſtehliche Wirkung erzielt. Die „Klaſſiker“ werden allerdings den dramatiſchen Kontraſt, daß Louis de Brézé unten auf dem Sarkophage liegend, oben dagegen hoch zu Roſſe und in voller Waffenrüſtung dargeſtellt wird, nicht als beſonderen Vorzug gelten laſſen; dem packenden Effekte wird ſich jedoch kein Betrachter entziehen können.

Während der „Schweizer“, der mich in die Chapelle de la Vierge einführte, die Frömmigkeit der Diana von Poitiers rühmend hervorhob, unterließ Mr. Chevalier, der alte gardien in dem kleinen Hauſe hinter der Tour St. André, keineswegs, auf die weltlichen Eigenſchaften der Geliebten Heinrichs II. hinzuweiſen. Neben dem Turme,

einem stolzen normannischen Bauwerke, verschwindet das zierliche Häuschen mit seiner Holzfassade, deren Medaillons die Züge des Königs Franz I., des Vaters Heinrichs II., der Halbmond, das Sinnbild der Diana, nicht fehlte.

Hätte ich damals nur geschwiegen! Wurde doch durch meinen Hinweis in der Berliner

Denkmal der Jungfrau von Orleans auf der Anhöhe von Bonsecours.

und der Diana von Poitiers wiedergeben sollen. Sehr einladend erschienen mir die Räume im Inneren nicht, so daß ich unwillkürlich an die Prachtgemächer des Schlosses von Fontainebleau denken mußte, in dem die Galerie d'Henri II. der Geliebten des Königs einen weit prunkvolleren Aufenthalt gewährte, als das bescheidene Häuschen unweit der Rue Jeanne d'Arc zu Rouen, falls Diana von Poitiers überhaupt jemals darin gewohnt haben sollte.

Wie angelegentlich erkundigte sich die Berliner Dame, mit der ich im Schlosse von Fontainebleau zufällig zusammentraf, nach dem wirklichen Lebensschicksale der Geliebten Heinrichs II., als ich in den für diese mit aller Pracht eingerichteten Gemächern darauf aufmerksam machte, daß die Anfangsbuchstaben der beiden Namen Henri und Diane symbolisch miteinander verschlungen wären, und daß unter den Wandverzierungen auch Landsmännin die Ideenverbindung angeregt, daß das Schloß von Fontainebleau dann auch zahlreiche Gemälde — Watteaus bergen müßte. Vergebens wendete ich ein, daß das Turnier, in dem Heinrich II. durch den Grafen von Montgomery tödlich verwundet wurde, bereits im Jahre 1559 stattgefunden, während der Meister des Rokokozeitalters erst im Oktober 1684 zu Valenciennes das Licht der Welt erblickt habe; die Watteau-Verehrerin blieb unerbittlich, sie äußerte noch ziemlich unverhohlen, daß die Bilder ihr wohl „unterschlagen" werden sollten. Als wir in die Gemächer Napoleons I. eintraten, und das Zimmer gezeigt wurde, in dem der Welteroberer im April 1814 seine Abdankung unterzeichnete, ließen alle historischen Reminiscenzen meine Begleiterin kühl bis ans Herz hinan; ihr Sinnen war nur den in ihrer Phantasie vorhandenen Watteaus zugewandt, so daß ich

Digitized by Google

sie zu trösten glaubte, indem ich der Wahrheit gemäß versicherte, daß die Meisterwerke des hervorragendsten Malers der Rokokozeit sich im Schlosse zu Berlin und im Neuen Palais bei Potsdam befänden. Als ich unter anderem „die Abreise nach der Insel Cythera" nannte, konnte ich das Bedauern der Dame konstatieren, die nun von Berlin bis nach Fontainebleau gereist war, um sich zu spät zu überzeugen, daß sie ihren Lieblingskünstler in der Heimat eher hätte bewundern können.

Der Wahrheit gemäß darf ich aber nicht verschweigen, daß meine Begleiterin, unmittelbar nachdem sie ihre Enttäuschung erfahren hatte, sich lebhaft für den Riß auf der runden Tischplatte interessierte, auf der Napoleon I. die Abdankungsurkunde unterzeichnete. Wie der Kaiser in dieser drastischen Weise seinem Unmute Ausdruck verliehen haben soll, wäre meine Berliner Landsmännin wohl im stande gewesen, das Denkzeichen des Kaisers auf der Tischplatte fortzusetzen, weil ihr nach ihrer Idee die Watteaus vorenthalten wurden.

Bei diesem Besuche im Schlosse von Fontainebleau sowie oft genug seither überzeugte ich mich, wie viel gerade auf Reisen von persönlichen Eindrücken und Stimmungen abhängt. So unterließ ich denn auch in Rouen vor und in dem „Hause der Diana von Poitiers" dem gardien, Mr. Chevalier, gegenüber einen Zweifel an der Echtheit der von ihm behüteten historischen Stätte zu äußern. Wird doch sogar das unweit davon an der Place de la Pucelle gelegene Hôtel du Bourgthéroulde im Volksmunde als „Haus der Jungfrau" bezeichnet, während keinem Zweifel unterliegen kann, daß dieses heute von dem Comptoir d'escompte benutzte architektonische Juwel sicherlich niemals als Aufenthaltsort der Jeanne d'Arc gedient, die vielmehr in Rouen nur traurige Zeiten erlebt hat. Wie vornehm präsentiert sich dagegen heute noch das für einen Herrn de Bourgthéroulde in edlen Formen errichtete Bauwerk, dessen zum Teil erhaltene Basreliefs aus dem sechzehnten Jahrhundert die Zusammenkunft des Königs Franz I. mit dem Könige von England, Heinrich VIII., im Lager des Drap-d'Or, unweit Calais, zur Darstellung bringen. Gereichen diese Skulpturen dem linken Seitenbau zum Schmucke, so weist die Hauptfassade mit ihrem eingebauten Turm eine reiche Ornamentierung, sowie eine Reihe kunstvoller Basreliefs auf, die Scenen aus dem Landleben in anmutiger Weise wiedergeben. Die Giebelfenster mit ihren Holzbogen und Türmchen erhöhen den vornehmen, stilgerechten Eindruck und erinnern an die architektonische Hauptzierde Rouens, das Palais de Justice, dem in ganz Frankreich kein ebenso bedeutsames Meisterwerk der spätgotischen Kunst an die Seite gestellt werden kann. Es empfiehlt sich jedoch, das Palais de Justice, dessen Bau im Ausgange des fünfzehnten Jahrhunderts begonnen und im Laufe des sechzehnten zum Abschlusse gebracht wurde, bei einer späteren Wanderung durch die Straßen der Hauptstadt der Normandie zugleich mit der Kathedrale Notre-Dame, sowie der alten Abtei St. Ouen und der durch ihren zierlichen Turm sogleich in die Augen fallenden kleinen Kirche St. Maclou zu bewundern.

Glänzt uns doch, sobald wir an der Tour St. André vorüber wieder in der Rue Jeanne d'Arc angelangt sind, das smaragdgrüne Band der Seine entgegen, die gar hastig dem Meere zustrebt und bereits hochragende Seeschiffe trägt, wie denn auch Ebbe und Flut, obgleich der Strom noch 130 Kilometer bis zur Mündung zurücklegen muß, in Rouen deutlich verspürt werden.

Ein lautes Treiben entfaltet sich auf den Quais sowie auf der Seine. Der Cours Boieldieu, der seinen Namen nach dem aus Rouen gebürtigen Komponisten der „Weißen Dame" führt — ein Bronzedenkmal verewigt seine Züge ganz in der Nähe des Théâtre des Arts, wo ich jedoch nicht die romantische Dame Blanche, sondern die moderne, leichtgeschürzte Mascotte hörte — ist die Lieblingspromenade der belles Rouennaises, während der männliche Teil der Bevölkerung im Hinblick auf die Nähe der Börse dort vielfach auch geschäftliche Angelegenheiten erörtern mag. Rouen treibt einen weitverbreiteten Handel, der, insofern er sich auf die Rouenneries, gefärbte Baumwollenstoffe, bezieht, Weltruf genießt. Der bedeutende Export und Import von Waren wird vielfach durch die Seine über Le Havre vermittelt.

Obgleich die größte franzöſiſche Seehandelsſtadt nächſt Marſeille mein nächſtes Reiſeziel in der Normandie war, lockte mich doch zunächſt eine Fahrt in der entgegengeſetzten Richtung, die Seine aufwärts, zur Wallfahrtskirche von Bonſecours. Wie erfriſchend iſt dieſe Fahrt auf dem pfeilſchnell dahinſchießenden kleinen Vergnügungsdampfer, auf dem alles Luſt und Heiterkeit atmet! So gelangt man raſch, an der Ile Lacroix vorbei, auf deren einer Spitze ſich das von David d'Angers herrührende Bronzedenkmal Pierre Corneilles, gleichfalls eines Sohnes der normanniſchen Hauptſtadt, erhebt, zum Fuße der Anhöhe, von der herab die Wallfahrtskirche von Bonſecours und das Monument der Jungfrau von Orleans, ein Werk des Pariſer Bildhauers Barrias, freundlich einladend grüßt. Nicht wie eine andere Skulptur desſelben Künſtlers: „Der kleine Mozart mit der Geige", zeichnet ſich ſeine Jeanne d'Arc durch liebliche Anmut aus, wohl aber iſt beiden die Treue der Charakteriſtik eigentümlich. Auf einer Plattform erheben ſich drei offene, untereinander verbundene Rundtempel im Renaiſſanceſtile, von denen der eine oben das Marmorbild der Jungfrau von Orleans enthält. Über der Kuppel erhebt ſich die Statue des heiligen Michael, während die heilige Katharina und die heilige Margarete den beiden anderen Rundtempeln zum Schmucke dienen.

Hauptfaſſade der Kathedrale Notre-Dame in Rouen.

Was mich auf der Höhe von Bonſecours am meiſten feſſelte,

war jedoch nicht der etwas seltsame Kuppelbau, war auch nicht die im Spitzbogenstile des dreizehnten Jahrhunderts in den vierziger Jahren des neunzehnten erbaute Wallfahrtskirche; vielmehr konnte ich mich nicht von dem Ausblicke trennen, der sich unmittelbar im Rundtempel der Jungfrau von Orleans darbot. Von den Statuen hatte ich nachgerade genug gesehen; zumeist waren sie mißlungen und vermochten wie diejenigen auf der Place de Rivoli zu Paris, sowie auf der Place de la Pucelle in Rouen keine Begeisterung für das heldenmütige Mädchen von Domremy zu erwecken. Eher war die Sarah Bernhardt im stande, eine solche Wirkung zu erzielen, als sie bei einer am 15. Oktober 1893 im Châtelet-Theater zu Paris veranstalteten Vorfeier zu Ehren der russischen Gäste in der Gefängnisscene der „Jeanne d'Arc" von Jules Barbier auftrat und mit ihrer gleich einer Fanfare schmetternden goldklaren Stimme den enthusiastischen Jubel ihrer Zuhörer hervorrief. Es kann daher nicht überraschen, daß ich, hinsichtlich der Jungfrau von Orleans einigermaßen skeptisch geworden, auf der Anhöhe von Bonsecours sehr bald auch dem Denkmale des Bildhauers Barrias den Rücken wandte und die Blicke weithin über das Seinethal und dessen in blauen Duft gehüllte Uferhügel schweifen ließ.

Es ist nicht gerade ein großartiges landschaftliches Gemälde, das vor unseren Augen entrollt wird; die Seine flutet nicht so majestätisch dahin wie an ihrer Mündung, wo sie kaum vom Meere unterschieden werden kann; auch schließen nicht hohe Berge den Hintergrund ab; vielmehr bietet der Strom mit seinen Inseln und seinen zahlreichen Windungen eher einen malerischen als imposanten Anblick, während die Hügel an beiden Ufern durch ihre Lieblichkeit an diejenigen der Maas zwischen Lüttich und Namur erinnern. Wie wohlthuend für das durch die Pariser „Russenfeste" ermüdete Auge sind die noch im Ausgange des Oktobers smaragdgrünen Wiesen, die der Landschaft ebenso wie die zahllosen Apfelbäume das charakteristische Gepräge verleihen, der breitstirnigen Rinder nicht zu vergessen, die gleichfalls eine Specialität der Normandie bilden. Viehzucht und goldgelber Cider figurieren denn auch an hervorragender Stelle, wenn der behäbige normannische Bauer, der die gewinnsüchtige Eigenart seiner Altvordern nicht gerade verleugnet, die Quellen seines wachsenden Wohlstandes klug berechnet.

Im Gegensatze zu dem Bretonen, dessen stilleres, zurückhaltenderes, zugleich aber ehrlicheres Wesen ich während derselben Reise von neuem auf die Probe stellen durfte, gilt der Normanne in Frankreich heute noch nicht bloß als ein nach Geldgewinn ausspähender Egoist, als „roublard" — diese weder in das „Dictionnaire" der Académie Française noch von Littré aufgenommene, an den „rollenden Rubel" gemahnende Bezeichnung ist lange vor den ersten Anzeichen des französisch-russischen Zukunftsbündnisses in den Pariser Sprachgebrauch übergegangen — sondern auch als unzuverlässig. „Qui est versé et auquel on ne peut se fier" erläutert Littré die figürliche Bedeutung des Wortes „normand". Eine „normannische Antwort" ist eine zweideutige, bei der weder ja noch nein gesagt wird. Doch ich bekenne gern, daß ich, von einzelnen Fällen abgesehen, nur die liebenswürdigeren Eigenschaften des seinen Ursprung auf die alten normannischen Seeräuberscharen zurückführenden Volksstammes kennen lernte. Nicht selten begegnen wir Typen, die auf skandinavische Herkunft schließen lassen, so daß sich unter Franzosen kaum ein größerer Gegensatz denken läßt als zwischen den Eingeborenen der beiden Nachbarprovinzen Normandie und Bretagne.

Nur würde die Annahme irrig sein, daß die Geisteskultur in der Normandie hinter der Jagd nach materiellen Glücksgütern regelmäßig zurückstehen muß. Vielmehr erweisen sich auch die modernen Normannen dadurch als die würdigen Nachkommen ihrer Vorfahren, der „Eroberer", daß von ihnen auf dem Gebiete der Kunst sowohl als auch demjenigen der Litteratur neue Bahnen eröffnet worden sind. Wie Pierre Corneille im „Cid" der französischen Tragödie, sowie in dem Charakter-Lustspiele Le Menteur der Komödie seines Landes eine eigenartige Richtung gegeben hat, so daß der Beginn des goldenen Zeitalters der französischen Litteratur auf diese Dichtungen zurückgeführt wird, darf in unserem Jahrhundert Gustave

Flaubert, gleichfalls ein Sohn Rouens, neben Balzac als Pfadfinder des modernen Realismus bezeichnet werden. Der Sittenroman Madame Bovary — der Titel führt den Zusatz mœurs de province, womit die „Sitten" der Normandie ins Auge gefaßt sind — wird denn auch von Alphonse Daudet, Emile Zola und den übrigen modernen „Führern" als Muster der Gattung betrachtet.

Nicht minder verdient hervorgehoben zu werden, daß der im Jahre 1791 zu Rouen geborene Maler Géricault — sein in der Salle des sept cheminées des Louvre befindliches Hauptgemälde, das „Floß der Medusa", übt noch heute eine ergreifende Wirkung auf den Beschauer aus — als die treibende Kraft der naturalistisch-romantischen Schule in seiner Kunst gilt. Das Schicksal der fünf, die den Schiffbruch der französischen Fregatte überlebten und sich, nachdem nahezu vierhundert Genossen zu Grunde gegangen waren, auf einem Floß retteten, gelangt zum erschütternden Ausdrucke. Wie große Fortschritte auch die Technik seit dem Jahre 1819, in dem das Bild entstand, gemacht haben mag, begreift man doch wohl, daß dieses damals mit Recht als eine bahnbrechende Kundgebung des Künstlergenius gelten konnte. Wie früher bereits der Komponist der „Weißen Dame", Boieldieu, verdient noch der Publizist Armand Carrel, der am 24. Juli 1836 den Folgen seines Zweikampfes mit Emile de Girardin erlag, als „berühmter Rouennais" genannt zu werden. Hatte Armand Carrel seinen Ruf als Geschichtschreiber begründet, so darf doch erst seine publizistische Thätigkeit, die er eine Zeit lang mit Mignet und Thiers gemeinsam am „National" bewährte, als epochemachend für die französische Journalistik bezeichnet werden.

So weist die Hauptstadt der Normandie eine ganze Reihe berühmter Söhne auf, die nicht in dem alten Geleise, sondern auf den von ihnen selbst erschlossenen Bahnen Kunst und Litteratur in ersprießlicher Weise gefördert haben. Ihr Andenken hat Rouen durch Denkmäler bewahrt; auch Gustave Flaubert ist durch ein solches, ein am Museum angebrachtes Basrelief mit Medaillon, geehrt worden, obgleich der Gemeinderat Ursache hatte, dem Schriftsteller zu zürnen. Hatte dieser seinen Landsleuten doch in einem offenen Briefe, der in seinem Buche Par les champs et par les grèves abgedruckten Lettre au conseil municipal de Rouen, gar derbe Wahrheiten gesagt, indem er ihren materiellen Sinn, sowie ihr mangelhaftes Verständnis für Kunst in blutigen Epigrammen geißelte.

Damals trat der Verfasser von Madame Bovary für das Andenken seines Freundes, des Dichters Louis Bouilhet, ein, dessen Büste der Gemeinderat von Rouen unter verschiedenen Vorwänden auf einem öffentlichen Platze der Stadt nicht aufgestellt wissen wollte, obgleich Schriftsteller wie Turgeniew und George Sand sich an der Subskription für das Denkmal beteiligt hatten. Heute können wir unweit des Musée bibliothèque die Fontäne sehen, der die Büste Louis Bouilhets zur Zierde gereicht. Gustave Flaubert hat also über die Engherzigkeit und das Philistertum seiner Landsleute den Sieg davongetragen.

So vertrauen wir uns auch gern seiner Führung an, um eines der architektonischen Meisterwerke Rouens, die Kathedrale, im Inneren zu bewundern. Dorthin geleitet uns nämlich der Romandichter, indem er Madame Bovary, die Gattin des Apothekers von Yonville, mit ihrem Liebhaber Léon daselbst zusammentreffen läßt. Von dem Äußeren der Kathedrale Notre-Dame erfahren wir allerdings nichts, wie beachtenswert es auch sein mag.

Als ich zum erstenmal vor der Hauptfassade stand und deren reiche Ornamentierung betrachtete, konnte ich mich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß die Skulpturen, falls nicht durchgreifende Wiederherstellungsarbeiten erfolgen, dem völligen Untergange geweiht sind. Die beiden Türme, von denen die Fassade flankiert wird, der Butterturm zur Rechten — er führt seinen Namen daher, daß er von den Geldern erbaut worden ist, mit dem die bons Rouennais sich den Dispens, während der Fastenzeit Butter zu genießen, erkauften — und die Tour St. Romain, machen durch die Verschiedenartigkeit ihres Stils einen eigenartigen Eindruck. Erinnert die Tour de beurre an den allerdings künstlerisch weit mehr vollendeten schönen Turm auf der Vierung der Abteikirche von St. Ouen, der in eine von zierlichen Spitztürmchen umgebene Platt-

form, die couronne de Normandie ausläuft, ſo zeichnet ſich die Tour St. Romain, deren romaniſche Baſis ſogleich ins Auge fällt, nicht gerade durch Eleganz aus.

Noch weit weniger vermochte ich mich mit der Pyramide aus Gußeiſen zu befreunden, die auf dem Tranſept der Kathedrale den Turm aus Stein erſetzt hat, der ſeinerzeit vom Blitze zerſtört wurde. Als ob ſie den Eiffel-Turm vorgeahnt hätten, glaubten die Architekten dieſes Jahrhunderts durch ſchwindelerregende Höhe zu erſetzen, was ſie an Stilgefühl und Reinheit der Formen vermiſſen ließen. Ich zog daher ſehr bald vor, anſtatt die Blicke nach oben ſchweifen zu laſſen, die beiden ſchönen Seitenportale, das Portail de la Calende mit den die Geſchichte Joſephs ſchildernden Skulpturen, ſowie das Portail des Libraires genau in Augenſchein zu nehmen. Wie in der Hauptſtadt der Normandie die Legendenbildung im allgemeinen ſich wirkſam erweiſt, gilt beim Volke auch als feſtſtehende Thatſache, daß des Königs Pharao Bäcker, welcher in der Darſtellung der Geſchichte Joſephs den Tod durch den Strang erleidet, die Züge eines Wucherers von Rouen aufweiſt, deſſen Vermögen, nachdem er ſein ganzes Leben lang alle Welt betrogen hatte, konfiſziert wurde und dazu dienen mußte, die Koſten für den Bau des Portail de la Calende zu beſtreiten. In Wirklichkeit trägt dieſes Portal ſeinen Namen von einer geiſtlichen Brüderſchaft, die ſich am Anfange eines jeden Monats, den Calenden, zu verſammeln

Grabmal des Marquis de Brézé, Seneſchalls der Normandie, in der Kathedrale Notre-Dame zu Rouen.

pflegte, gerade wie die Bezeichnung Portail des Libraires einfach daher rührt, daß früher Buchhändlerläden ſich in der unmittelbaren

auch die Betrachtung einigermaßen erſchwert wird.

Um ſo bedeutſamer erſcheint das Innere,

Grabmal der Kardinäle d'Amboiſe in der Kathedrale Notre-Dame zu Rouen.

Nachbarſchaft befanden. Der geſamte äußere Eindruck der Kathedrale Notre-Dame wird dadurch abgeſchwächt, daß ſie nicht frei daliegt, ſondern rings herum von alten und modernen Häuſern umgeben iſt, durch die

von dem wir die Chapelle de la Vierge mit ihren berühmten Grabdenkmälern bereits flüchtig kennen gelernt haben. Zu ihr führt uns denn auch der dienſtthuende „Schweizer" unverzüglich, ſo daß wir zunächſt keine

Digitized by Google

Muße finden, die durch Arkaden miteinander verbundenen himmelanstrebenden Pfeiler des Hauptschiffes zu bewundern, das ebenso wie die Seitenschiffe und das Kreuzschiff einen durchaus harmonischen Eindruck macht, so daß die Kathedrale Notre-Dame ihren Ruf als eines der hervorragendsten gotischen Bauwerke der Normandie wohl verdient.

Mein „Schweizer" ist aber unerbittlich; ohne Zögern muß ich ihm zur Kapelle der Jungfrau folgen, wo er mir das bereits geschilderte Grabmal des Seneschalls Louis de Brézé in seiner Weise erläutert. Zum Glück durfte ich später Diana von Poitiers in beschaulicher Muße und ohne durch das Geschwätz des trinkgeldlüsternen Suisse — einer eigenartigen wandelnden Illustration des in anderem Zusammenhange bekannten Ausspruchs: point d'argent, point de Suisse — belästigt zu werden, betrachten, gerade wie das vom künstlerischen Standpunkte noch bedeutsamere Tombeau des cardinaux d'Amboise. Dieses gilt mit Recht als eines der ausgezeichnetsten Werke der Renaissance, dessen Wirkung durch das gotische Milieu der Kathedrale nicht abgeschwächt wird. Wie lebenswahr dargestellt sind die beiden Kardinäle, von denen Georges d'Amboise als Minister Ludwigs XII. Frankreich gewissermaßen beherrschte, während sein Neffe später eine minder hervorragende Rolle spielte! Onkel und Neffe sind auf dem Grabdenkmale unter einem Baldachin im Vordergrunde kniend dargestellt, während mehr im Hintergrunde neben Jesus Christus der den Drachen tötende Ritter St. Georg und andere Heilige, sowie Embleme des Todes sichtbar sind. Unterhalb befinden sich Allegorien der Tugenden, und über dem Baldachin Figuren der Apostel, wie denn auch im übrigen der reiche Schmuck zierlicher Statuetten unsere Sinne gefangen hält. Die beiden Kardinäle charakterisiert Jules Michelet in seiner drastischen Weise: „Unbarmherzig treue Porträts; adelig von Geburt, hatten sie, um den Königen zu gefallen, sich gehäutet und in Bürger verwandelt, derb in den Formen, einfach in ihren Manieren; gute Leute, waren sie nur bemüht, ihren armen, bescheidenen Lebensunterhalt zu verdienen: der Onkel hinterließ bei seinem Tode fünfundzwanzig Millionen."

Immerhin gebührt dem älteren d'Amboise die Anerkennung, daß er durch die Verbesserung der Rechtspflege und die Verminderung der Steuern sich um das Volkswohl verdient gemacht hat. Der Künstler, dem die Nachwelt das Denkmal verdankt, hat seine Züge in wenig auffallender Weise an der rechten Seite verewigt; Roland Le Roux war zugleich der maître maçon der Kathedrale Notre-Dame und des Palais de Justice, das unter den Profanbauwerken Rouens, ja ganz Frankreichs, eine der ersten Stellen einnimmt.

Ehe ich mich aber zu dem Justizpalaste begab, verweilte ich in der Kathedrale noch eine Zeit lang an dem, im Vergleiche mit dem Monumente der Kardinäle d'Amboise unscheinbaren Grabdenkmale des Königs von England, Richard Löwenherz. Nur das Herz des Königs ist an dieser Stelle bestattet; die Inschrift lautet: Hic jacet cor Ricardi regis Anglorum cor Leonis dicti obiit anno 1199. Da die zierliche gotische Kirche St. Maclou, ein echtes Bijou der Baukunst, ganz in der Nähe der Kathedrale liegt, empfiehlt es sich, vor dem Besuche des Palais de Justice den kleinen Umweg nicht zu scheuen. Das Portal von St. Maclou mit seinen beiden Holzthüren und prachtvollen Schnitzereien, die dem Jean Goujon zugeschrieben werden, gehört jedenfalls zu den hauptsächlichen Merkwürdigkeiten der Hauptstadt der Normandie. Nur erscheint mir der mehrfach gezogene Vergleich zwischen diesen Türmen und der nördlichen Bronzethür des Battisterio zu Florenz, dem Meisterwerke des Ghiberti, viel zu hoch gegriffen.

Staunend stand ich dann aber vor dem Justizpalaste zu Rouen. Wie ein architektonisches Märchen fügen sich die von Statuetten gekrönte Balustrade, die in anmutigster Weise durch die in spitzen Zinnen auslaufenden Strebepfeiler und einen mit Skulpturen reich ausgestatteten achteckigen Turm unterbrochen wird, mit den von Guirlanden aus Stein umrahmten Dachöffnungen der Hauptfassade zu einem harmonischen Ganzen zusammen. Wie gemeißeltes Spitzenwerk erscheint uns die durchbrochene Brüstung, so daß wir trotz der Verschiedenheit des Gesamteindruckes an den Mailänder Dom erinnert werden. Gleich diesem erzielt das Palais de Justice in Rouen, insbesondere

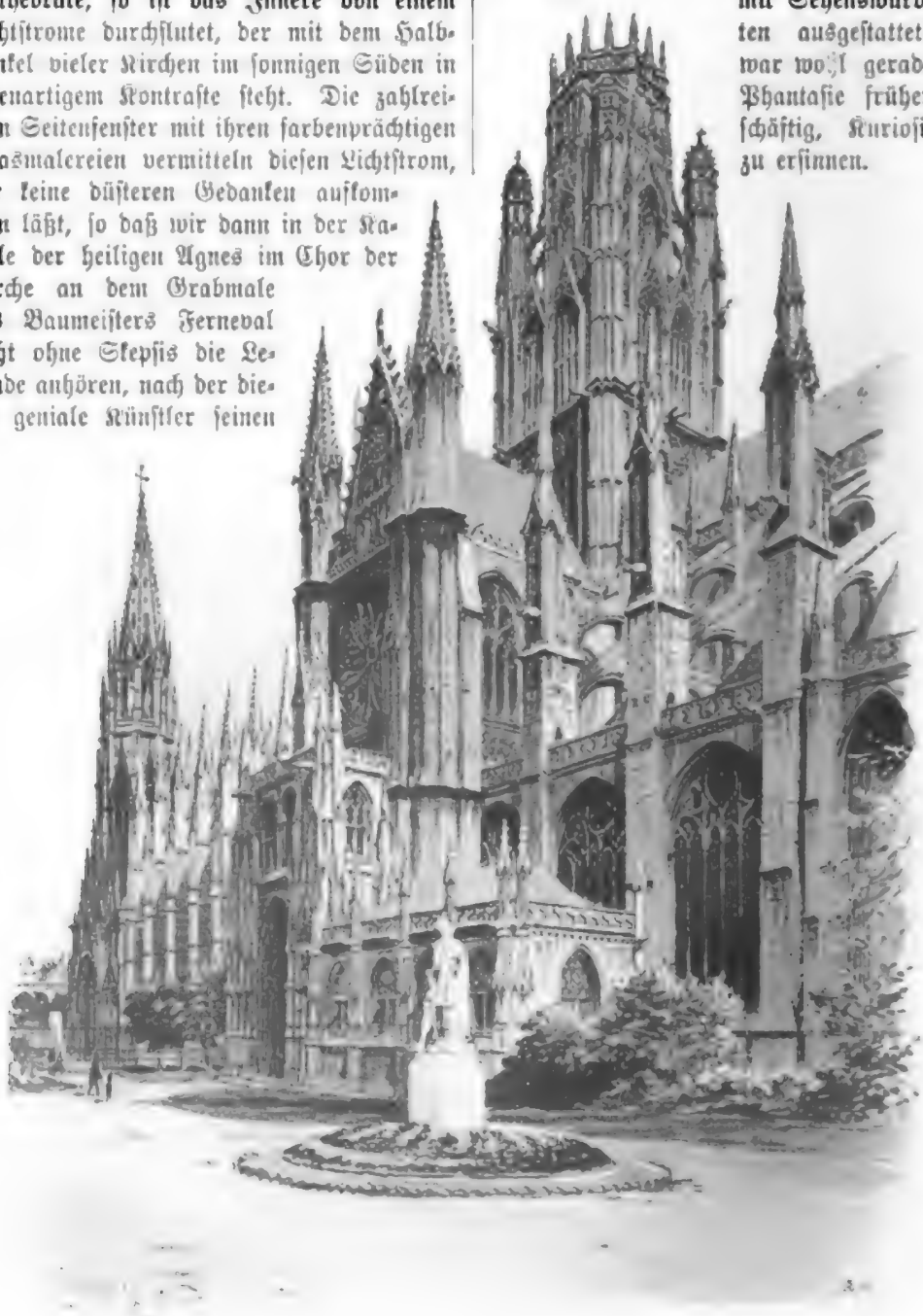
in mondbeglänzter Zaubernacht, eine magische Wirkung, die durch die beiden Seitenflügel noch erhöht wird, von denen der links befindliche den ältesten Teil des Bauwerkes darstellt. Im Inneren fesselt uns insbesondere die mächtige Halle der auch als Salle des Procureurs bezeichneten Salle des Pas-Perdus, die nicht mit Unrecht ihrer Gestalt nach mit einem umgekehrten Schiffskiele verglichen wird.

Diente das Palais de Justice ursprünglich bereits dem höchsten Gerichtshofe der Normandie, der Cour de l'Echiquier, für seine Sitzungen, so benutzten die biederen Normannen die Salle des Pas-Perdus sicherlich auch zur Abschließung von Geschäften. Hatte doch selbst das Innere der Kathedrale solchen profanen Zwecken so lange dienen müssen, wie auf dem Platze vor Notre-Dame der Markt stattfand. So oft es nur regnete — dies geschieht aber in Rouen seit ältesten Zeiten nicht eben selten —, strömten auch die Eingeborenen, sowie die bons villageois in Scharen in die Kirche, wo sie dann ihre geschäftlichen Angelegenheiten so tumultuarisch erledigten, daß ein zuverlässiger französischer Gewährsmann berichtet: „Dieser ganze Wirrwarr, diese in höchster Erregtheit befindliche Menge, die rings um die gotischen Pfeiler wirbelt, diese gesamte Schar von Händlern, deren Geschrei und lautes Rufen die gotischen Wölbungen wiederhallen ließen, mußten unzweifelhaft eines der wunderbar malerischsten Gemälde bilden, das jedoch, wie wir nicht verhehlen dürfen, wenig im Einklange mit der Würde des Ortes stand und uns trotz des Zaubers eines so bewegten Bildes heute sehr lebhaft stören würde."

Jetzt geht es sowohl in der Kathedrale Notre-Dame als auch in der Salle des Pas-Perdus des Justizpalastes viel gesitteter zu. Dagegen spielen sich in dem dieser benachbarten großen Saale, in dem gegenwärtig der Assisenhof tagt, oft genug dramatische Scenen ab, sobald nach dem Verdikte der Geschworenen die Richter sich in das Beratungszimmer — es befindet sich in dem künstlerisch vollendeten achteckigen Turme, dessen Eleganz wir von außen bewundern können — zurückgezogen haben und dann bei der Rückkehr das Urteil verkünden. Die mit geschnitztem, stark vergoldetem Eichenholze reich geschmückte Decke, deren phantastische Formen einen eigenartigen Eindruck machen, sowie die gesamte übrige Pracht, die in diesem Schwurgerichtssaale zur Entfaltung gelangt, bilden jedenfalls oft genug einen seltsamen Gegensatz zu den Vorgängen im Hauptsaale des Palais de Justice von Rouen. Mit großem Geschick ist der nach der Rue Jeanne d'Arc hin befindliche Teil des Justizpalastes in unseren Tagen in voller Harmonie mit dem von Roland Le Roux dreihundertfünfundsiebzig Jahre zuvor geschaffenen Meisterwerke neuerrichtet worden. Allerdings bleibt die Wirkung dieser Seitenfront, obgleich sie an der Hauptstraße Rouens liegt, weit hinter dem Eindrucke zurück, den wir in der Rue aux Juifs beim ersten Anblicke des architektonischen Märchens aus alten Zeiten gewonnen haben. So empfiehlt es sich auch, ehe wir nach St. Ouen pilgern, eine Wanderung durch die alten Straßen Rouens zu unternehmen. Mögen immerhin die nirgends fehlenden Lobredner der Vergangenheit in ähnlichem Sinne, wie von einer „Vernichtung Roms" gesprochen worden ist, die Zerstörung Rouens beklagen. Eine Wanderung, zu deren Ausgangspunkte wir die aus dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts stammende Tour de la Grosse-Horloge — sie befindet sich ganz in der Nähe des Justizpalastes — wählen, führt uns nach mancherlei Kreuz- und Querzügen in die alte Straße Eau-de-Robec, die, von dem kleinen, vielfach überbrückten Bache Robec durchflossen, mit ihren wenig modernen Häusern einen pittoresken Anblick gewährt.

Die verlockend herüberragende Couronne de Normandie weist uns dann den Weg zur Abteikirche von St. Ouen, deren edle Stilformen uns nicht minder überraschen als die Größe der Dimensionen. Mit dem Turme auf der Kreuzung, der die „Krone der Normandie" trägt, vermögen allerdings die beiden spitzen Türme der Hauptfassade und diese selbst an Eleganz in keiner Weise den Vergleich auszuhalten; sie sind erst in unseren Tagen entstanden, während der Centralturm am Ende des fünfzehnten, sowie im Beginne des sechzehnten Jahrhunderts errichtet worden ist, und der Bau von St. Ouen im wesentlichen aus der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts herrührt. Ist der

äußere Eindruck, den die alte Abteikirche hervorruft, bedeutsamer als derjenige der Kathedrale, so ist das Innere von einem Lichtstrome durchflutet, der mit dem Halbdunkel vieler Kirchen im sonnigen Süden in eigenartigem Kontraste steht. Die zahlreichen Seitenfenster mit ihren farbenprächtigen Glasmalereien vermitteln diesen Lichtstrom, der keine düsteren Gedanken aufkommen läßt, so daß wir dann in der Kapelle der heiligen Agnes im Chor der Kirche an dem Grabmale des Baumeisters Ferneval nicht ohne Skepsis die Legende anhören, nach der dieser geniale Künstler seinen



Abteikirche St. Ouen in Rouen.

Lehrling getötet haben soll, weil er ihm bei der Ausführung einer Fensterrose den Rang abgelaufen habe. Da St. Ouen nicht wie die Kathedrale Notre-Dame Kunstwerke vom hohen Range der Grabdenkmäler der Kardinäle d'Amboise, sowie des Seneschalls Louis de Brézé birgt, auch im übrigen dürftig mit Sehenswürdigkeiten ausgestattet ist, war wohl gerade die Phantasie früher geschäftig, Kuriositäten zu ersinnen.

Beim Anblicke der schlanken Pfeiler, die himmelwärts zu streben scheinen, empfinden wir aber den eigenartigen Reiz der gotischen Kirchenbauten, die wohl geeignet sind, unwiderstehliche Sehnsucht in uns zu erwecken.

Digitized by Google

Als ich jedoch in den ſonnebeglänzten Gartenanlagen luſtwandelte, die ſich hinter St. Ouen und dem benachbarten Hôtel de Ville hinziehen, fühlte ich mich von einer anderen Sehnſucht, derjenigen nach dem Meere, erzu dem anderen, der wenig mehr als eine Stunde beanſprucht, eine halbe Tagereiſe erfordert. Trotzdem hätte ich gern anſtatt der kürzeren Eiſenbahnfahrt die Waſſerſtraße auf der Seine gewählt; allein am frühen

Von der Abtei Mont St. Michel.

griffen; nur daß die Herbſttage in der Normandie dieſes mich auch in ſeiner wilden, trotzigen Schönheit kennen lehrten.

Zwei Wege führen von der Hauptſtadt der Normandie dem Meere zu, beide haben ihre Reize, obgleich der eine im Gegenſatze Morgen lag auf dieſer noch ſo dichter Herbſtnebel, daß ich mir nur geringen Genuß davon verſprechen konnte, ihn zu durchkreuzen. Allerdings verlockte andererſeits die Ausſicht, bei Caudebec vielleicht den Mascaret beobachten zu können, eine großartige Natur-

erscheinung, bei der die brandende Flutwelle des Oceans im Kampfe mit der Seine hoch aufschäumende Wassermassen bildet, die gleich einer Barre das Vordringen des Flusses verhindern. Führt die Seineflut ursprünglich nur auf der Garonne die Bezeichnung Mascaret, so ist diese doch auch auf die Seine übertragen worden, und von allen Seiten eilen Schaulustige herbei, um das gewaltige Phänomen zu bewundern. Von Kundigen war mir aber berichtet worden, daß ich zwar hoffen dürfte, auf dem Mont St. Michel und später in der Bretagne in St. Malo des Anblickes einer grande marée teilhaftig zu werden, daß ich jedoch diesmal auf die Springflut, den Mascaret, verzichten müßte.

Wie brausend stürmten die Wassermassen des Meeres heran, als ich am 26. Oktober auf dem weltentrückten Felseneilande des Mont St. Michel eingetroffen war, wie unwiderstehlich drang die Flut durch das einzige Thor der alten Feste, eines wirklichen Weltwunders, ein, wie brandend schlugen wenige Tage später die Meereswogen an die hohen Ufermauern von St. Malo, über diese den salzigen Gischt sprühend, so daß ich erschreckt mich schleunigst von der steinernen Brüstung zurückzog! Die großartigen Naturerscheinungen — der Golf von St. Malo zeichnet sich wie der Bristolsche Kanal durch seine mächtigen Fluthöhen aus — trösteten mich später, nachdem ich von Augenzeugen des Mascaret bei Caudebec überschwengliche Schilderungen vernommen hatte.

Idyllisch genug nahm sich dagegen das duftig im Herbstsonnenglanze vor mir ausgebreitete „Königreich Yvetot" aus, in dem ich bei der Fahrt von Rouen nach Le Havre, nachdem der Nebel gewichen war, kurze Rast machte. Mag immerhin Béranger in Frankreich selbst einigermaßen aus der Mode gekommen sein, so wird doch sein Muster von einem Könige, Le Roi d'Yvetot, im Andenken der Menschen fortleben:

Il n'agrandit point ses états,
Fut un voisin commode,
Et modèle des potentats,
Prit le plaisir pour code.
Ce n'est que lorsqu'il expira
Que le peuple qui l'enterra
Pleura.
Oh! oh! oh! oh! ah! ah! ah! ah!
Quel bon petit roi c'était là!
La, la.

Da ich später zu dem einsamen Felsengrabe Chateaubriands auf dem Grand Bey, einer der vor St. Malo liegenden Inseln, pilgern wollte, unterließ ich nicht, die Stätte aufzusuchen, der Béranger in seiner ausgelassen lustigen Dichtung Le Roi d'Yvetot die poetische Weihe gegeben hat. Damals ahnte ich allerdings nicht, daß mein französischer Lieblingsdichter, dessen Poesien die gallische Eigenart weit treuer widerspiegeln, als die durchaus nicht den Geist Rabelais' und Molières atmende Lyrik der modernen Pessimisten, einige Monate später eine fröhliche „Urständ" feiern würde. Hat doch Ernest Legouvé in diesem Jahre erst gegenüber der griesgrämigen Auffassung F. Brunetières die hohe Bedeutung Bérangers als Dichter hervorgehoben. Ist aber dem Sänger der Jeanneton, der Lise und anderer nicht allzu spröden Mädchengestalten insbesondere seine Vorliebe für den toten Napoleon I. zum Vorwurfe gemacht worden, so könnte es leicht geschehen, daß die Mode, die sich augenblicklich in Frankreich gerade wieder dem Napoleonkultus zuwendet, auch dem Volksdichter zu statten kommt, hinter dessen chansons gauloises überdies die patriotischen Lieder weit zurückstehen müssen. So stammt auch meine Vorliebe für Béranger aus lustiger Studentenzeit her, in der ich inmitten des Pariser Quartier Latin aus frohem Mädchenmunde jene Chansons vernahm. Solche Erinnerungen zu pflegen, versäume ich niemals, und so hielt ich im „Königreiche Yvetot", das sonst wenig Interessantes darbietet, Rast, gerade wie ich mehrere Tage zuvor aus dem Centrum von Paris nach dem linken Seineufer hinunter in den Luxembourg-Garten und zu den anderen Stätten gepilgert war, mit denen sich manche dieser Reminiscenzen aus der Jugendzeit verknüpft. Meminisse juvat!

In Le Havre erhalten wir zunächst nicht den Eindruck, daß wir uns in der zweiten Seehandelsstadt Frankreichs, nächst Marseille, befinden. Die an der Hauptader Le Havres, dem Boulevard de Strasbourg, liegenden großen Kasernen geben der Stadt vielmehr ein militärisches Gepräge, mit dem dann auch die Forts, die Strandbatterien und das Marinearsenal im Einklange stehen. Sobald wir aber an dem in den fünfziger Jahren im Stile der Renaissance errichteten

Hôtel de Ville angelangt ſind und die gefälligen Gartenanlagen in Augenſchein genommen haben, führt uns die Rue de Paris an der Place Gambetta und den Statuen der beiden berühmten Söhne der Stadt, Bernardins de Saint-Pierre und Caſimir Delavignes, vorüber zum Avant-Port. An dieſen ſchließen ſich die übrigen Hafenbecken, von denen das mehr als einundzwanzig Hektar Oberfläche umfaſſende Bassin de l'Eure die gewaltigen transatlantiſchen Dampfer aufnimmt, die den Verkehr mit fernen Zonen vermitteln. Wohl mag der Anblick des weiten Meeres in Bernardin de Saint-Pierre die Sehnſucht nach exotiſchen Ländern geweckt und genährt haben, obgleich als gewiß gelten darf, daß der intime Verkehr mit Jean Jacques Rouſſeau eine nachhaltigere Wirkung auf den Verfaſſer von Paul et Virginie ausgeübt hat als ſeine Reiſen nach fernen Ländern.

Kirche Abbaye-aux-Dames in Caen.

In unſeren Tagen blüht zwar der Handel in der Vaterſtadt Bernardins de Saint-Pierre und Caſimir Delavignes, des Dichters der Messéniennes, Kunſt und Wiſſenſchaft müſſen aber zurückſtehen. So fehlt es denn auch wohl an geiſtiger Anregung; die Abfahrt eines transatlantiſchen Dampfers mit Auswanderern oder die Ankunft eines ſolchen Schiffes bringt eine gewiſſe Abwechſelung in das Einerlei des Tages. Auf der Jetée du Nord weht uns die erfriſchende Seebriſe entgegen, während wir zugleich den weiten Ausblick über die Seinemündung nach Honfleur hin, ſowie auf der anderen Seite längs der Küſte von Sainte-Adreſſe genießen. So verlockend iſt dieſe Ausſicht, daß wir uns die Promenade über den Boulevard maritime und hinauf nach den Leuchttürmen unweit Sainte-Adreſſe, den Phares de la Hève, nicht entgehen laſſen wollen. Allerdings machte ich den Weg in umgekehrter Reihenfolge, ſo daß ich bei der Rückkehr die zierliche Kirche Notre-Dame des Flots und das ſeltſame Denkmal paſſierte, das die Witwe des Gene-



Digitized by Google

rals Grafen Lefebvre Desnoettes ihrem durch einen Schiffbruch jäh hinweggerafften Gatten errichten ließ. Die charakteristische Inschrift lautet: „À la mémoire du général comte Lefebvre Desnoëttes la veuve du général a élevé ce monument sur un point, où il prévient des malheurs en signalant des dangers.“ Die Kirche Notre-Dame des Flots birgt zahlreiche Weih- und Dankgeschenke von Seefahrern; nur drohen am Lande selbst noch Gefahren, da die Küste unweit der Leuchttürme von la Hève leicht abbröckelt und ein Erdrutsch eben nicht selten ist. Es empfiehlt sich daher, dem hohen Meeresufer auch vom Lande aus an den bedenklichen Stellen nicht allzu nahe zu kommen, wie verlockend auch der Ausblick nach der See und der zu unseren Füßen liegenden Stadt Le Havre hier erscheinen mag.

Fragt man aber nach der Heiligen, nach der Sainte-Adresse benannt ist, so bleiben die Eingeborenen zumeist die Antwort schuldig. Von Skeptikern wird berichtet, daß der Steuermann eines Schiffes, das unmittelbar an der Küste, wo sich jetzt Notre-Dame des Flots erhebt, vom Untergange bedroht war, Saint Denis als Schutzpatron anflehte. Als der Kapitän dies hörte, soll er dem Piloten, der bereits das Steuerruder verlassen hatte, zugerufen haben: „Nicht Saint Denis, sondern die heilige Geschicklichkeit (sainte adresse) muß angerufen werden, nur sie kann uns glücklich in den Hafen führen.“ Im Geiste der Normannen ist diese Erklärung, die bei den gläubigen Bretonen niemals Anklang finden würde, jedenfalls gut ersonnen.

Befinden wir uns doch in der Heimat Roberts des Teufels, an den wir bereits unweit der Hauptstadt der Normandie erinnert werden, wenn wir von dem lieblich gelegenen Orte La Bouille aus einen Spaziergang zu dem Château de Robert le Diable unternehmen. Allerdings werden dort nur wenige Trümmer gezeigt, der anspruchsvollere Besucher wird jedoch durch die entzückende Aussicht entschädigt, die sich über das Seinethal hin darbietet. In Trouville wurde mir später versichert, daß das Lokalkolorit für die Abenteuer Roberts des Prächtigen oder des Teufels am besten in dem unweit gelegenen Falaise erfaßt werden könnte. Soll doch daselbst der Herzog der Normandie von seinem hochragenden Schlosse aus zuerst die schöne Kürschnerstochter erblickt haben, mit welcher ihn dann innige Liebesbande verknüpften. Dem Bunde entsproßte im Jahre 1027 Guillaume le Bâtard, der als Wilhelm der Eroberer seine weltgeschichtliche Rolle spielte. In Falaise befindet sich auch die Reiterstatue des Begründers der englisch-normannischen Dynastie, an dessen Gruft ich später zu Caen in St. Etienne — diese Kirche führt im Gegensatze zu der als l'Église de l'Abbaye-aux-Dames bezeichneten La Trinité den Beinamen l'Église de l'Abbaye-aux-Hommes — sinnend verweilte.

Die Sagen, deren „Held“ Robert der Teufel ist, finden heute noch nicht bloß in der Normandie, sondern auch im übrigen Frankreich viel Anklang. Unter dem einigermaßen irreführenden Titel Histoire de Robert le Diable sind sie in der Bibliothèque bleue (Paris, Garnier frères) gesammelt. Nur würde man bei der Annahme fehlgehen, daß es sich in den dort berichteten Abenteuern lediglich um tragische oder hochdramatische Erlebnisse handelt. Dieser Annahme widerspricht das Kapitel, in dem berichtet wird, wie Robert der Teufel kurze Zeit, ehe er sich in der Peterskirche dem Papste zu Füßen wirft, um Ablaß für seine schweren Sünden zu erlangen, in einem kleinen italienischen Orte sich einer Gauklerbande anschließt und in einer Vorstellung als Polyphem auftritt, ohne auch nur die geringste Kenntnis von seiner Rolle zu haben. Sein normannischer Genosse von ehemals, den er bei der Gauklerbande antrifft, war jedoch in arger Verlegenheit, da ihm der wirkliche Darsteller der Rolle fehlt, und so entschließt sich Robert der Teufel, entsprechende Gesten zu machen, während ein Mitglied der Gesellschaft hinter der Scene dazu singt. Das Unglück will jedoch, daß Lunez Pentido, der erste Darsteller der Rolle am Theater von Turin, der Vorstellung beiwohnt und mitten in dieser auf die Bühne springt, um Robert den Teufel wegen der Anmaßung seines Künstlernamens zur Rede zu stellen. Höchst ergötzlich wird dann geschildert, wie der Spanier gegenüber dem Normannen den kürzeren zieht, so daß er später, als er selbst aufgetreten ist, mit Schimpf und Schande

abziehen muß, weil die Zuhörer an der Darſtellung Roberts mehr Gefallen gefunden haben. Daß die Nor[illegible]mannen ſich an ſolchen Schelmenſtrei[illegible]chen ergötzen, kann im Hinblick auf den Volkscharakter nicht überraſchen, ebenſowenig wie die Vermiſchung ſehr profaner Züge mit religiöſen, wie denn auch Robert der Teufel, unmittelbar nachdem er vom Papſte zu einem frommen Einſiedler geſandt worden iſt, damit er dieſem vor dem Sündenerlaſſe eine vollſtändige Beichte ablege, noch ſeltſame Abenteuer beſteht.

An Zeiten, die längſt vergangen ſind, wurde ich auch in Honfleur erinnert, wohin

Das Schloß in Caen.

mich von Le Havre aus an einem Sonntagmorgen der Dampfer quer durch die Seinemündung entführte. In blauen Duft gehüllt lag die alte normanniſche Stadt vor mir, die einſt in den Kämpfen zwiſchen den Eng-

ländern und den Franzosen viel umstritten wurde. Mich duldete es dort nicht lange; vielmehr zog ich vor, längs der von uralten Bäumen umsäumten, ziemlich steil ansteigenden côte de Grâce zu der kleinen Wallfahrtskapelle zu pilgern und von dem Plateau aus den entzückenden Ausblick zu genießen, der sich über die Küste sowie über die weite, spiegelblanke Wasserfläche hin darbietet. Als ich dann nach Honfleur zurückkehrte, konnte ich vor der merkwürdigen Kirche aus Holz, Sainte-Catherine, bunte Bilder aus dem Volksleben wahrnehmen. Dort fand ich auch die mächtigen normannischen Hauben wieder, die ich als junger Student — lang, lang ist's her — bei einem Ausfluge von Paris nach Cherbourg in der Umgebung dieser Seefeste bewundert hatte.

Doch mir sollte an diesem Sonntage noch ein höherer Genuß zu teil werden, als ich hoch oben auf dem Postomnibus von Honfleur aus nach Trouville fuhr. Zur Rechten der sonnebeglänzte Strom und dann das Meer, zur Linken die anmutigen, sanft geschwungenen Hügel und selbst zu dieser Jahreszeit noch saftig grüne Wiesen, auf denen normannische Rinder weideten und jugendlich feurige Rosse sich tummelten! Alles bekundete behaglichen Wohlstand, wie denn auch bereits einzelne kokette Villen die Nähe des Weltruf genießenden Seebades Trouville verrieten. Wie eine liebliche Idylle begrüßte mich die ganz von Epheu überwachsene kleine Kirche von Criqueboeuf, die mich unwillkürlich an die tief unten im Baskenlande gelegene erinnerte, die ich zwei Jahre früher bei der Rückkehr aus Spanien passiert hatte. Hier wie dort in anmutigster Umgebung tiefer Gottesfriede; auch war es mir damals ganz natürlich erschienen, daß die Eisenbahnstation oder vielmehr la halte, der Halteplatz, kurzweg den Namen l'Église führte. So wird jeder, der auch nur ein einziges Mal die Fahrt von Honfleur nach Trouville gemacht hat, wohl wissen, daß dort mit l'Église ausschließlich die epheuumsponnene Kirche von Criqueboeuf gemeint sein kann.

In Trouville war, als ich am 22. Oktober daselbst eintraf, keine Spur von dem Pariser Leben zu entdecken, das während der Saison am Strande und auf der Jetée-Promenade hin- und herwogt. Auf dem Asphaltwege, der eigens für die an ihre großen Boulevards gewöhnten zierlichen Parisiennes angelegt ist, begegneten mir am Abend nur einige nicht allzu schüchterne Fischermädchen, die mit ihren Burschen, lustig singend, ihres Weges zogen. „C'est la coutume du pays, monsieur!" sagte mir der freundliche Einwohner von Trouville, dem ich manche nützliche Belehrung verdanke, während ich angenommen hatte, daß der allzu zwanglose Verkehr der jungen Leute von den Parisern erst eingeführt worden wäre. Trouville selbst würde den graziösen Parisiennes gar seltsam erscheinen, falls sie im Ausgange des Oktobers dort auch nur wenige Stunden verweilen sollten. Wie auffallend ist der Kontrast zwischen den aristokratischen Hotels und Villen und den plumpen Brettern, mit denen diese elegante Welt nunmehr „vernagelt" ist. Mir aber erschien der Strand von Trouville wie ein Märchen aus der Jugendzeit, in dem die verzauberte Stadt des mutigen Prinzen harrt, der die gleichsam in Schlaf versenkten Bewohner wieder erweckt und in die goldschimmernden Schlösser neues Leben einziehen läßt. In Trouville erscheint dieser Prinz mit jeder neuen „Saison", auf mich aber machte das berühmteste französische Seebad gerade in seiner melancholischen Herbststimmung einen um so tieferen Eindruck, als das Meer jetzt seinen vollen Zauber entfaltete und bald sanft kosend, bald stürmisch erregt, seine ewige Melodie rauschte.

In Caen, der ehemaligen Hauptstadt der Basse-Normandie, sehnte ich mich denn auch nach der erfrischenden Seebrise zurück, obgleich gerade diese Stadt in ihren Baudenkmälern die Eigenart der normannischen Architektur neben Rouen am treuesten wiederspiegelt. Andächtig verweilte ich in der Église de l'Abbaye-aux-Hommes an der Gruft Wilhelms des Eroberers, dessen Gebeine im Jahre 1562 von den Kalvinisten bis auf wenige Reste zerstört worden sind. Der Grabstein selbst trägt in lateinischer Sprache die Aufschrift: „Hier ist der unbesiegte Wilhelm der Eroberer begraben, Herzog der Normandie und König von England, der Begründer dieses Gotteshauses, der im Jahre 1087 gestorben ist." Schwer zugänglich ist die Gruft der Gemahlin des berühmten Nor-

mannenherzogs, Mathilde, die im Chor der von ihr begründeten Égliſe de l'Abbaye-aux-Dames beſtattet iſt. Da das Chor der Kirche La Trinité den Nonnen vorbehalten iſt, kann das Grab nur von dem benachbarten Hoſpiz aus beſichtigt werden. Die hochragenden romaniſchen Türme dieſer Kirche ſowie die gotiſchen von St. Etienne bilden die Wahrzeichen der Stadt, obgleich St. Pierre in architektoniſcher Hinſicht unzweifelhaft den Preis verdient. Hatte es mich in der Peterskirche zu Rom oft verdroſſen, daß der Beſucher nirgends einen Stuhl findet, auf dem er ausruhen kann, um in aller Muße den Rieſen- und Wunderbau, bei dem Bramante, Raphael und Michelangelo der Reihe nach mitgewirkt haben, anzuſtaunen, ſo überzeugte ich mich in der den gleichen Namen führenden Kirche von Caen, wie der geſamte Eindruck durch ein ſolches Aufgebot von Seſſeln geſtört wird. Schweift die Phantaſie beim Anblicke der himmelanſtrebenden Pfeiler, die ſich hoch oben in zierlicher Weiſe veräſteln, in die Ferne, ſo werden wir unten allzuſehr an die menſchliche Unzulänglichkeit gemahnt. Mit feinem künſtleriſchem Geſchmack haben auch hier die Italiener das Richtige getroffen, indem ſie die weiten Räume von San Pietro völlig frei ließen. Charakteriſtiſch für die Peterskirche in Caen ſind die Stalaktiten gleichenden pendentifs in den Kapellen der Apſis, wodurch dieſen insbeſondere in der Dämmerſtunde das Ausſehen von Tropfſteinhöhlen verliehen wird.

Wie zwei Hauptkirchen von Caen dem Andenken Wilhelms des Eroberers und ſeiner Gemahlin gewidmet ſind, erinnert auch das Schloß, in dem ſich gegenwärtig eine Kaſerne befindet, an den Sohn Roberts des Teufels. Allerdings iſt von dem urſprünglichen Bau nur noch wenig übrig geblieben; auch die maleriſche Porte de secours weiſt einen viel ſpäteren Urſprung auf. Es empfiehlt ſich aber für den deutſchen Beſucher, dieſem von einer Schildwache behüteten Thore trotz ſeines romantiſchen Ausſehens nicht allzunahe zu kommen; vielmehr ſich mit dem Anblicke zu begnügen, der ſich diesſeit des breiten Wallgrabens darbietet. Dagegen iſt es ganz unbedenklich, nach Belieben vor dem Manoir des Gens-d'Armes zu verweilen, einem alten Bauwerke, von deſſen luftiger Höhe herab zwei bewaffnete Männer auszuſpähen ſcheinen, ob wohl der Feind nahe. Auf dem Mont St. Michel, der phantaſtiſchen Felſenfeſte, die bei einer Reiſe nach der Normandie den Gipfelpunkt ſowie den beſten Abſchluß bildet, mußten die alten Benediktinermönche und ihre Hilfsmannſchaften im Kampfe gegen die Engländer allerdings ernſtere Arbeit verrichten. Da das Weltwunder des Mont St. Michel in dieſen Blättern früher bereits geſchildert worden iſt, darf ich mich auf den Hinweis beſchränken, daß ich den überwältigenden Eindrücken, die ich empfand, als die toſenden Meeresfluten die Felſenfeſte von allen Seiten beſtürmten, nichts Gleichartiges an die Seite zu ſtellen vermochte.

# Eigennamen.

Von

**Ernſt Eckſtein.**

Daß alle Eigennamen urſprünglich Gattungsnamen geweſen ſind und daß dieſe Thatſache auch da zu Recht beſteht, wo wir die Urbedeutung nicht mehr entziffern können, das leuchtet uns auch bei flüchtiger Überlegung ein. Sehr viele neuhochdeutſche Eigennamen ſind noch geradezu mit den Gattungswörtern, von denen ſie herſtammen, gleichlautend oder doch faſt gleichlautend. Dies gilt zunächſt von den zahlloſen Familiennamen, die, wie Schneider, Müller, Schmidt, dem bürgerlichen Beruf entlehnt ſind; dann aber auch von Taufnamen wie Gottlieb, Gottfried, Leberecht, Fürchtegott; von geographiſchen Namen wie Königsberg, Oberlahnſtein, Karlsruhe, Stolzenfels, Mühlheim, Frankfurt, Oſtſee, Landsberg, Lauterbach, Donnersberg, Ehrenbreitſtein, Altenburg, Hochberg, Hochſtadt ꝛc.

In anderen Eigennamen erkennt wenigſtens der ſprachwiſſenſchaftlich Gebildete noch das urſprüngliche Gattungswort. Er lieſt aus „Mecklenburg" die „Großburg", aus „Michelſtadt" die „Großſtadt" (gotiſch mikils, groß, ſtark), aus dem Namen des heſſiſchen Dorfes „Lützellinden" die „kleinen Lindenpflanzungen" (mittelhochdeutſch lützel; engliſch little, klein) heraus. Er deutet uns „Homburg" als die Zuſammenziehung von „Hohenburg" (vergleiche das ſchwäbiſche „Stuckert" für Stuttgart). Er korrigiert ſogar falſche Verſuche einer Verſtändlichmachung, wie z. B. den Namen des weſtdeutſchen Dorfes „Garbenteich", der weder mit Garben noch mit dem Teich etwas zu thun hat, ſondern vielmehr von der Eiche unweit des römiſchen Grenzwalles herſtammt, wo die Germanen die Speer- oder Gerwacht (gari-waht) hielten. Da der ſprachwiſſenſchaftlich Gebildete vor allem auch Griechiſch verſteht und Latein und Hebräiſch, ſo blickt er auch fremdländiſchen Eigennamen ins Herz ihrer Urbedeutung. Er weiß, daß Philipp ein griechiſches Wort iſt und etwa ſo viel wie „der Sportsman" beſagt; wörtlich: der Pferdeliebhaber. Er legt uns die berliniſche Köchin Juſte (lateiniſch augusta) als die Erhabene, Herrliche, Majeſtätiſche aus und erinnert daran, daß Emanuel im Hebräiſchen „Gott mit uns" bedeutet. Ferner erkennt er (vergleiche Kleinpauls vortreffliches Werk „Das Leben der Sprache" III, 120) in „Polen" die Ebene, in „Sahara" den Boden, in „Graz" das Städtchen, in „Medina" die Stadt, in „Balkan" das Waldgebirge.

Die Eigennamen der altgriechiſchen Sage haben ſogar meiſt einen direkten Bezug auf den Charakter oder das Schickſal der durch ſie bezeichneten Individuen. Es verhält ſich mit ihnen genau ſo, wie mit den Eigennamen einer gewiſſen vormärzlichen Humoriſtik, die es für zweckmäßig hielt, den Schuſter, den ſie uns vorführte, Meiſter Pech oder Meiſter Knieriem zu taufen; die den Schneider unfehlbar Zwirn oder Meck, den Dorfſchulmeiſter unfehlbar Kloppſtock, Fritz Bakel oder Leberecht Hungertuch nannte. So bedeutet z. B. Tantalos (der Name der allbekannten Hauptfigur der helleniſchen Unterwelt) buchſtäblich ſo viel wie „der Dulder". Das Wort kommt von der griechiſchen Wurzel tla oder tal (lateiniſch tuli, ich trug, er-

trug; gotisch thula; althochdeutsch dolên; neuhochdeutsch „dulde"). Von der nämlichen Wurzel stammt auch der Name des Atlas, der die Säulen des Himmels trägt. Der Name des Phaethon bedeutet so viel wie leuchtend, dem Mythus entsprechend, den uns die alten Poeten von ihm erzählen. Phaethon bat nämlich einst seinen Vater Helios, ihm die Lenkung des Sonnenwagens zu überlassen. Helios willigte ein, und Phaethon, dem das Gespann sofort aus der Bahn wich, erzeugte einen gigantischen, weithin leuchtenden Weltbrand.

Kurz, sämtliche Eigennamen, so sinnlos die Konfiguration ihrer Laute uns jetzt auch erscheinen mag, haben ursprünglich einen Gattungsbegriff enthalten, dessen Wiedererkennung uns nur in gewissen Fällen erschwert oder unmöglich wird.

Umgekehrt werden nun solche Wörter, die uns seit vielen Jahrhunderten schon als Eigennamen geläufig sind, wieder als Gattungsnamen gebraucht.

Der Leser, wenn er sich jetzt aus dem Stegreif nach Beispielen umsieht, hat zwar augenblicklich ein Dutzend und mehr zur Hand: von dem Umfang dieser Gepflogenheit aber, von der verblüffenden Masse von Eigennamen, die so wieder zu Gattungsnamen geworden sind, dürfte er doch im ersten Moment keine Ahnung haben.

Zunächst gehören in diese Kategorie eine beträchtliche Anzahl Völker- und Ländernamen.

Bei allen Nationen der Welt findet sich die Erscheinung, daß sie die Namen anderer, zumal benachbarter Völker und Länder zur generellen Bezeichnung eigentümlich gearteter Individuen verwenden. So kommt beispielsweise der Ausdruck „Abderite" für „alberner Spießbürger" schon im Altgriechischen vor: Abderites, von der thrakischen Stadt Abdera. Desgleichen das noch heute gebräuchliche Sybarit für „Genußmensch", von der süditalischen Stadt Sybaris.

Schon diese zwei Proben lassen uns ahnen, daß es sich bei der gedachten Erscheinung wesentlich um unangenehme Eigenschaften handelt, die man als Hauptcharakterzug der betreffenden Stadt, Nation ꝛc. betont hat und nun durch den Eigennamen malerischer bezeichnet glaubt als durch das Gattungswort. Selbstüberhebung und Dünkel, Haß und blinde Feindseligkeit, zuweilen auch harmlose Spott- und Neckſucht sind die Quellen, aus denen der sprachbildnerische Prozeß schöpft. Ein deutscher Gelehrter, G. L. Kriegk, hat uns in seinen „Schriften zur allgemeinen Erdkunde" mancherlei schätzbare Einzelheiten aus dem hier berührten Gebiete zusammengestellt. Zunächst werden der dem Spott preisgegebenen Nation, Stadt, Gemeinde ꝛc. allerlei wundersame Historien nachgesagt, aus deren Physiognomie sich dann später die Nüancierung des betreffenden Eigennamens entwickelt. Namentlich sind es handgreifliche Dummheiten, in denen die Phantasie des „Verulkers" schwelgt. An dem einen Ort läßt man z. B. die Herren Spießbürger zum Schutze der Sonnenuhr ein Regendach über dieselbe bauen; an dem anderen das für einen Festtag bestimmte Feuerwerk, um es zu probieren, vorher abbrennen. Hier verlegen die Leute den blauen Montag auf den Sonntag und diesen auf den Samstag, weil am Sonntag ja ohnedies nicht gearbeitet werde; dort graben sie zur Erinnerung an den harten Winter eine Inschrift auf das Eis des Flusses ein oder bezeichnen beim Versenken eines Denksteines, um ihn ja wiederfinden zu können, die Stelle des Schiffsbordes, an der sie ihn ausgeworfen. Andere verdoppeln, um die Accise einträglicher zu machen, die Zahl ihrer Thore.

Wenn nun derartige Spottgeschichten eine Zeit lang im Umlauf gewesen sind, so nimmt der Eigenname der betreffenden Stadt ꝛc. den Charakter eines Gattungsbegriffes an. Von den altklassischen Sybariten hatte man so lange die unerhörtesten Schwelg-Anekdoten erzählt, bis der Name Sybarit gleichbedeutend mit Schwelger geworden war. Welche Stupiditäten von den Bewohnern Abderas im Schwange gingen, läßt sich jetzt kaum noch erhärten. Nach mehreren Stellen Ciceros scheint Abderas Name ein Gemeinwesen bezeichnet zu haben, „wo die nämliche Sache je nach Privatzwecken und den Impulsen des Augenblickes verschiedenartig, ohne feste Norm und mit schreiender Inkonsequenz entschieden wurde".

Die bekanntesten deutschen Abderas sind, nach G. L. Kriegk, Schilda in Sachsen und

nächst ihm Hirschau in der Oberpfalz, von welchen das erstere unter uns ebenso, wie Abdera bei den Griechen, ganz allgemein sprichwörtlich ist („Schildbürger"). Ferner mit einer gewissen lokalen Beschränktheit des Sprichwörtlichseins: Buxtehude bei Hamburg, Bysum in Holstein, Teterow in Mecklenburg, Schöppenstedt in Braunschweig, Polkwitz in Schlesien, Iglau in Mähren, Eipeldau (Leopoldsau) bei Wien, Bruck in Steiermark, Weilheim in Oberbayern, Dinkelsbühl in Franken, Gansloſen und Tripstrill in Württemberg, Griesheim bei Darmstadt und Schwarzenborn in Kurhessen. Hier sei noch bemerkt, daß Schöppenstedt unter den angeführten wohl den verbreitetsten Ruf hat; ferner, daß Buxtehude und Tripstrill, einzeln sowohl wie zusammen, sehr häufig in dem Sinne von „Nirgendheim" oder vom „Pfefferlande" gebraucht werden; daher denn das Volk, das sich ihrer in der hier erwähnten Bedeutung bedient, fest überzeugt ist, diese Ortsbezeichnungen seien lediglich Phantasiegebilde.

Bezeichnungen wie „Abderite" und „Sybarit" sind uns wohl nur durch die Schule und die Akademie erhalten worden; desgleichen das uralte „Böotier" = plumper, kunstfeindlicher Mensch. Neben den „Schildbürgern" und „Schöppenstedtern" sind indes noch viele geographische „Verulkungen" auf unserem eigensten Boden gewachsen. Greifen wir aufs Geratewohl einige dieser zu Gattungsnamen gestempelten Eigennamen heraus.

„Dieser Mensch ist ein Türke!" sagt man in Norddeutschland, um das auszudrücken, was in der ganzen Welt, gleichfalls unter Anwendung eines Eigennamens, mit der Wendung bezeichnet wird: „Dieser Mensch ist ein Don Juan!" (Auf diesen Don Juan werden wir noch weiter unten zurückkommen.)

„Eine polnische Wirtschaft" heißt so viel, wie eine unordentliche, tolle.

„Das kommt mir spanisch vor." „Das sind mir böhmische Dörfer." „Frau von X. hat sich französisch empfohlen."

„So'n Nassauer!" ruft der Berliner. Er meint damit einen knickerigen Menschen, der sich vom Zahlen drückt. „So'n Potsdamer!" spöttelt der nämliche. Er meint einen Dummkopf. Er kauft sich ein Paar „Pariser", d. h. Pantoffel, und fuhr, wenn ich nicht irre, noch vor zehn oder zwanzig Jahren mit einem „Charlottenburger", d. h. einer großen Landpartiekutsche, die neuerdings „Kremser" heißt von der österreichischen Stadt Krems.

Ganz besonders reichhaltig sind die romanischen Sprachen an derartigen Verwendungen geographischer Eigennamen. Ägypter bedeutet dem Spanier so viel wie Spitzbube. Das französische bougre, wörtlich Bulgare, ist eins der gewöhnlichsten Schimpfwörter: Schurke, Hallunke. „Griechisch" bedeutet dem Spanier wie dem Franzosen „unverständlich". Der Grieche (le Grec) ist in Frankreich der Gauner, der Falschspieler. Böhme bedeutet für den Franzosen und Spanier so viel wie Landstreicher; die arabische Sprache (Algarabia) dem Spanier so viel wie Kauderwelsch.

Nächstdem giebt es eine erhebliche Anzahl von geographischen Namen, die zur Bezeichnung für ein Produkt des betreffenden Ortes, Landes ꝛc. geworden sind. In diese Kategorie gehören z. B. Nanking, Manchester, Tülle, Barège, sämtlich Bezeichnungen von Stoffen der Textilindustrie. Ferner die Namen von Weingattungen: Malaga, Madeira, Bordeaux, Cognak, Curaçao, durchweg ausländische Erzeugnisse; denn von inländischen gebrauchen wir statt des Herstellungortes das von diesem abgeleitete Eigenschaftswort: z. B. Scharlachberger, Ungsteiner, Niersteiner, wobei „Wein" zu ergänzen ist; daher denn die Wörter Scharlachberger, Ungsteiner, Niersteiner ihren Charakter als Eigennamen hier vollständig beibehalten.

Weitaus am interessantesten ist die Verwandlung von Tauf- und Familiennamen in Gattungswörter. Die Entwickelungsgeschichte derartiger Übertragungen enthält meist ein Stückchen Welt- oder Kulturgeschichte; zuweilen bleibt uns die Sache auch unverständlich.

Beispiele drängen sich uns zu Hunderten auf.

So nennt der Franzose noch heutzutage das Zwanzig-Franken-Stück „Louis" oder „Napoleon".

Unser Wort „Kaiser" ist, wie das russische „Zar", nichts anderes als der Familienname des ersten thatsächlichen Selbstherrschers

im römischen Weltreiche: des Julius Cäsar (griechisch Kaisar). In ähnlicher Weise bezeichnet der Name Karls des Großen im Slavischen (russisch Koroli, altslovenisch Kralji) den König. Wenn ich nicht irre, stammt auch das ungarische und das litauische Wort für König von „Karl". „Salomo" als Bezeichnung eines weisen Entscheiders, „Krösus" als Bezeichnung eines vielfachen Millionärs, „Herkules" als Bezeichnung eines enorm starken Mannes haben noch nicht in gleicher Weise als Gattungswörter sich eingebürgert, sind aber auf dem besten Wege dazu; namentlich „Herkules", das schon beinahe regelmäßig als Bezeichnung für eine gewisse Specialität des modernen Artistentums angewandt wird. Aber auch sehr gewöhnlich: „Der Krösus Vanderbilt" ꝛc.

Ferner gehören hierher das italienische „Cicerone" für Fremdenführer, von Cicero; das französische rénard (Fuchs), von Reinhard oder Reinecke, dem Namen des Fuchses in unserer deutschen Tiersage; das französische, auch in Deutschland gebräuchliche Seladon (ein Schäfername aus Urfés „Astrée") für „schmachtender Liebhaber" (vergleiche Schiller: „Ha, Seladon, wenn damals aus den Achsen" ꝛc.); das französische Reineclaude (Königin Claudia) für eine Pflaume; Henriquatre für eine Barttracht; Pompadour für einen Strickbeutel; das italienische Paolo (Paul) für ein Fünfzig-Centesimi-Stück ꝛc.

Ganz neuen Datums sind: „Arnheim" für einen feuerfesten Geldschrank, „Gilka" für einen Schnaps, in Berlin sogar „Hippolyt Mehles" (halb scherzhaft) für eine Schußwaffe; Fabrikate, für die man schlechtweg den Namen des Fabrikanten gebraucht.

Diese Bezeichnung des Werkes mit dem Namen des Urhebers ist allgemein üblich bei weit verbreiteten Büchern. „Mein Bädecker" heißt so viel, wie „mein Exemplar des von Bädecker verfaßten Reisehandbuches"; „mein Sachs-Villatte" bedeutet „mein Exemplar des von Sachs-Villatte verfaßten Lexikons". Je nach dem individuellen Geschmack des Sprechers wird dieser Modus auf jedes ihm besonders vertraute Buch übertragen: „das steht im Kürschner", „im Büchmann". Der Schüler nennt seine Schulgrammatik stets nur „den Zumpt", „den Kühner", „den Plötz", „den Ahn" ꝛc.

Eine andere Art der Übertragung, die sich freilich nicht auf Personennamen bezieht, erwähnt Kleinpaul in seinem oben citierten Hauptwerk. Das glänzende Sternbild, das in Europa nicht untergeht, war ursprünglich den Menschen unter dem Namen „Bär" oder „Wagen" allein bekannt. Dieses „Bär", dieses „Wagen", ursprünglich ein Gattungswort (vergl. die Einleitung unseres Aufsatzes), war hier vollständig zum Eigennamen geworden. Der weise Thales zeigte dann später den Griechen eine zweite Konstellation, auf die er vermutlich selbst im Orient aufmerksam gemacht worden war. Die zweite Konstellation enthielt sieben ganz ebenso gestellte Sterne wie die erste Konstellation. Von da ab wurde das erste Sternbild der „Große Bär" (Arktos megale), das zweite der „Kleine Bär" (Arktos mikra) genannt. Es gab nun zwei „Bären" am Himmel, zwei „Wagen", zwei „Septem Triones", wie Ovid in den Tristien sagt: magna minorque feræ: der Eigenname hatte um sich gegriffen; er war zum Gattungsnamen geworden, wie in der modernen Astronomie die Bezeichnungen „Sonne", „Mond" und „Erde" um sich gegriffen haben und da zu Gattungsbezeichnungen werden, wo wir von einem „Monde" der Venus, von „den Monden" des Jupiter und des Saturn, oder gar von den „Möndchen" am Grunde der Fingernägel und dem „Vollmond" sprechen, den der profane Mensch als Glatze verunglimpft; oder wo ein Poet „die blauen Gefilde, mit Sonnen und Erden durchsät" besingt. Man vergleiche auch die Anfangsverse der bekannten Paraphrase des Vater-Unsers von Mahlmann.

In den weiter oben erwähnten Fällen handelt es sich um bestimmte Persönlichkeiten, deren Privatname aus irgend einem mehr oder weniger einleuchtenden Grunde eine Verallgemeinerung erfuhr.

Minder verständlich ist meist die Verwendung der Vor- und Familiennamen zur Bezeichnung von Gattungsbegriffen ohne Bezug auf eine bestimmte Persönlichkeit.*

Zunächst tritt der also verwendete Vorname mit einem erläuternden oder bestimmen-

* Kinder gebrauchen statt des Gattungsbegriffes „Hund" häufig den ihnen vertrautesten Eigennamen: „Sieh mal den hübschen Karo!"

den Zusatz auf. Beispiele: Prahlhans; Dummerjan; Grobjan (gewöhnlich Grobian geschrieben; Jan = Johannes); Schmutzjan; Schmutzmichel; ein dummer Peter; ein dummer Hans Jörg; eine alberne Trine; eine dumme Liese (auch eine dumme Lotte) und neuerdings: dummer August. Ferner: berlinisch Quasselfritze, so viel wie Schwätzer; Bummelfritze; Harfen-Jule = Harfenspielerin (gebraucht von Theodor Fontane in seinem Roman „Irrungen, Wirrungen"); Angstmeier (wofür man in Süddeutschland „Angsthuber" sagt); Kraftmeier; ferner in Sachsen: Schneider-Eve (verächtliche Bezeichnung der Nähterin). Erwähnt sei auch das bekannte Getränk „sanfter Heinrich".

Häufig jedoch fehlt auch der Zusatz. Beispiele: Louis (Zuhälter, ehrloser Kerl), wofür die Franzosen „un Alfred" sagen; thüringisch „Lieschen" (so viel wie „Blüte", „Ausschlag im Gesicht"); Wenzel = der Bube im Kartenspiel; Don Juan = Abenteurer in Liebesaffairen, wie das oben erwähnte „Türke".

Besonders häufig findet sich dieser Modus in den romanischen Sprachen. Beispiele: französisch carlin (Karlchen) = kleine Dogge; guillemot (Wilhelmchen) = das Taucherhuhn; margot (Gretchen) = die Elster; sansonnet (Samsonchen) = der Star; colas (Nikolaschen) = Dummkopf; benêt (Benedikt) = Einfaltspinsel; jeannot (Hänschen) = Dummkopf; pierrot (Peterchen) = Sperling; marionette (Mariechen) = Gliederpuppe; robert = ein Ehemann, der zu nachsichtig ist. Spanisch marica (Mariechen) = Elster; san jorge (der heilige Georg) = die Spielkarten, weil man ehedem diesen Heiligen darauf konterfeite; juanete (Hänschen) = Schwiele, Oberbein; vergleiche hierzu das oben erwähnte thüringische „Lieschen".

Verwandt mit dieser Erscheinung ist die Gepflogenheit, die Nationen nach dem bei ihnen besonders häufig vorkommenden Taufnamen zu etikettieren. Wem fällt hier nicht „Bruder Jonathan" (die Nordamerikaner) und „John Bull" (die Engländer) ein? Minder bekannt sind „Juan Español" für die Spanier, „Sanders" für die Schotten, „Patrick" oder „Pat" für die Irländer, „Wenzel" für die Czechen, „Jean Baptiste" für die Kanadier, „Hermann" für die Deutschen in Nordamerika. Wir selbst nennen uns — vornehmlich, wenn wir unsere nationalen Schwächen, die Schwerfälligkeit, die allzu große Gutmütigkeit ꝛc. im Auge haben — den „deutschen Michel". Michel ist der beliebteste deutsche Bauernname, dem nachgerade der Hauch einer gewissen bäuerischen Unbehilflichkeit und Einfältigkeit anhaftet. Bis vor kurzem spielte der Deutsche im europäischen Völkerdrama in der That eine Rolle, die an den typischen Bauernmichel aus mehr als einem Gesichtspunkte erinnern mochte. Seit 1870 ist die Bezeichnung „deutscher Michel" uns nicht mehr so mundgerecht. Einzelne kluge Köpfe haben den „Michel" nobilitieren wollen, indem sie entweder auf den Erzengel Michael, den etymologischen Vater des Wortes, oder gar auf das oben erwähnte althochdeutsche „michel" (= groß) zurückgriffen, eine Vokabel, mit welcher der Eigenname durchaus nichts zu thun hat.

# Litterarische Mitteilungen.

## Zur ethnologischen Rechtswissenschaft.

**Grundriß der ethnologischen Jurisprudenz.** Von A. H. Post. Erster Band: Allgemeiner Teil. (Oldenburg u. Leipzig, Schulzesche Hofbuchhandlung.) — Einer kurzen Anzeige dieses hervorragenden Werkes, die wir vor einigen Monaten gaben, lassen wir nachfolgend noch eine etwas ausführlichere Besprechung folgen. Es handelt sich hier nicht wie vordem in der Rechtsphilosophie um aprioristische Deduktionen aus der unergründlichen Tiefe des eigenen Bewußtseins und auch nicht um die einfachen rechtsgeschichtlichen Untersuchungen, welche sich auf ein bestimmt abgegrenztes Gebiet geographisch-historischer Entwickelung erstrecken, sondern um das sociale Wachstum der Menschheit überhaupt. Das eigentümliche Merkmal dieser ethnologischen Rechtswissenschaft beruht deshalb in ihrer streng erfahrungsgemäßen Begründung; überall setzt die kritische Arbeit, die kausal-psychologische Zergliederung des Materials, die Aufstellung von mehr oder minder allgemeingültigen Gesetzen erst ein, wenn der Stoff selbst aktenmäßig vorhanden und (was noch wichtiger) durch eine sorgfältige Vergleichung von allen Fehlern und Entstellungen gereinigt ist. Es ist somit im wesentlichen die exakt naturwissenschaftliche Methode, die hier zur Geltung kommt, der unerbittliche Ausschluß aller bloß subjektiven Beweismittel und dafür die rückhaltlose Anerkennung der mechanischen Weltanschauung (freilich in psychophysischer Perspektive), die nur blöder Unverstand oder absichtliche Verkennung immerfort mit Materialismus verwechseln kann. Post, einer der berufensten Führer auf diesem neu entdeckten Gebiete, begründet seinen allgemeinen Standpunkt in dem neuesten Werk, das die früheren Arbeiten übersichtlich zusammenfaßt, mit folgenden Worten: „Die stolze Theorie vom vernunftbegabten Menschen mit seinem Reiche der Freiheit und des Geistes, durch welche das Volksleben aus dem Rahmen der Natur ausgeschieden und ihm eine besondere, lichte Region angewiesen wurde, hat auch in der Rechtswissenschaft die sonderbarsten Auswüchse zu Tage gefördert, und noch heutzutage beherrscht sie die weitesten Kreise der juristischen Welt. Erst die großen naturgesetzlichen Entwickelungsgänge, welche die Ethnologie auch für die Geschichte des Rechts erschlossen hat, machen sie unmöglich. Sie haben den Menschen aus seinen erträumten Himmeln hinabgestoßen und ihn wieder dahin gestellt, wohin er gehört, in den Rahmen der allumfassenden schaffenden Natur, deren geheimnißvollen Wegen mit kindlichem Schauer nachzugehen die alleinige Aufgabe wahrer Wissenschaft ist. Es ist hoffnunglos, die Natur belehren zu wollen, wir können nur von ihr lernen, und ihr Schaffen im Volksleben ist ebenso gewaltig und ebenso gesetzmäßig wie in irgend einem sonstigen Gebiete unserer Welt. Es ist auch keine Erniedrigung des Menschen, welche aus einer derartigen Weltanschauung hervorgeht. Es ist befriedigender, sich als Glied eines Weltganzen zu empfinden, als sich im Kampfe mit fremden elementaren Gewalten zu wissen, welche lediglich die Vernichtung wollen, oder gar auch noch die Mitmenschen als solche feindliche Gewalten zu betrachten." (S. 5.) In dieser Beleuchtung erscheint nun auch das angeblich so schöpferische Ich seiner angemaßten Selbstherrlichkeit entkleidet, das Recht ist vielmehr socialpsychologisch der konkrete Niederschlag all jener mannigfaltigen Kräfte und Strömungen, die ein bestimmtes sociales Gebiet beherrschen, wodurch anderseits wieder, wie leicht ersichtlich, der so unmittelbare Zusammenhang des Rechts mit der Moral erklärt wird. Recht und Sitte sind ursprünglich eins, und erst sehr allmählich hat sich auf höheren Entwickelungsstufen die specifische Form des socialen Lebens daraus so abgeschieden, daß bisweilen sich gerade hier die schärfsten Gegensätze zwischen individueller sittlicher Empfindung und staatlicher Sanktion herausstellen.

Im ganz abweichenden Sinne, wie das vorige Jahrhundert und insbesondere Rousseaus phantastische Schule, sucht die moderne ethnologische Jurisprudenz in erster Linie die schlechthin sich überall wiederholenden Grundzüge der socialen Differenzierung zu erfassen, jene Urrechte gleichsam, die einer früheren Zeit nur als ein sehr trügerisches metaphysisches Dogma erscheinen

konnten. Zu diesen universell gültigen Gesetzen des geselligen Daseins gehört, um nur einiges anzuführen, die unser Gefühl so seltsam anmutende, weil längst geschichtlich überwundene Geschlechterverfassung mit ihrem eigentümlichen Verwandtschaftssystem, die Blutrache, die Territorialgenossenschaften, dann die herrschaftliche Organisation mit den einzelnen politischen Abstufungen des Adels, Priestertums, der Hörigen, Sklaven u. s. w. Alle diese Formen, die sich natürlich in ein unübersehbares Detail verlieren, sind schlechterdings nicht, wenigstens nicht für eine unbefangene Auffassung, aus wechselseitigem Entlehnen und Übertragen zu erklären, schon deshalb nicht, weil sehr häufig jede topographische Berührung fehlt. Es bleibt hier eben nur die socialpsychologische Perspektive übrig; jene Normen repräsentieren ein Gemeingut der menschlichen Rasse, das bei gleichen Existenzbedingungen bei allen, also auch bei den stammfremdesten Völkern mit organischer Notwendigkeit sich bildet. Es giebt kein Volk der Erde, bemerkt unser Gewährsmann mit Recht, welches nicht die Anfänge eines Rechtes besäße. Das gesellige Leben gehört zur menschlichen Natur, und mit jedem geselligen Leben ist auch ein Recht gegeben. Wie sich die menschliche Individualität durch den Zusammenschluß mit anderen Menschen über die Schranken des biologischen Einzelwesens ausdehnt und Schutz gewinnt gegenüber feindlichen Elementen, denen sie allein Widerstand zu leisten nicht vermöchte, so hat andererseits dieser Zusammenschluß stets die Folge, daß ein Teil der individuellen Eigenart der Eigenart derjenigen Individuen geopfert werden muß, mit denen eine sociale Vereinigung eingegangen wird. Es haben daher in jeder socialen Organisation die verbundenen Individuen gegeneinander nicht bloß Rechte, sondern auch Pflichten, und es existiert neben einem bestimmten Maße von Freiheit auch stets ein bestimmtes Maß von Gebundenheit. (S. 8.)

Es wäre ein völlig hoffnungsloses Unternehmen, wollten wir an dieser Stelle einen auch nur ungefähren Entwurf über den Umfang der ethnologisch vergleichenden Rechtswissenschaft versuchen; es muß genügen, wenn wir statt dessen auf einige besonders charakteristische Züge in dem Entwickelungsleben der menschlichen Rasse aufmerksam machen. Schon der auffällige Gegensatz zu unseren landläufigen Anschauungen regt zu einer kulturhistorischen Betrachtung und Erwägung an, der wir aber, wie gesagt, hier nicht nachgehen können. Wir sind gewohnt, das Familienleben mit der uns aus dem Altertume und der biblischen Darstellung so vertrauten Idylle des Vaterrechts zu beginnen, wo der Hausvorsteher zugleich der unumschränkte Gebieter über alle seiner Jurisdiktion unterstehenden Glieder seiner Hausgenossenschaft ist, einerlei, ob sie ihm leiblich, d. h. blutsverwandt sind oder nicht. Die moderne Völkerkunde hat uns dagegen mit der Thatsache bekannt gemacht, daß dieser Organisation eine bei weitem ältere und ursprünglichere voraufging, die sich freilich vielfach (so bei den Griechen) nur in bestimmten, für das Kennerauge symptomatischen Überresten erhalten hat — die Äschyleische Orestie hat in dieser Beziehung einen höchst lehrreichen Kommentar geliefert. Auf dieser Stufe wurde die Zugehörigkeit zum Stamm nur nach mütterlicher Verwandtschaft entschieden, so daß Name, Stand und Vermögen sich nur nach weiblicher Erbfolge übertrug; ja, streng genommen, war — so zuwider das auch unseren Ohren klingt — der Erzeuger gar nicht immer weder rechtlich noch sittlich der Vater seiner eigenen Sprößlinge: vielmehr nahm diese Stelle der Bruder der Mutter ein, ein Verhältnis, das sich besonders anschaulich bei den Malaien auf Sumatra studieren läßt. Ebenso unverständlich für unser Empfinden ist der Brauch der Kinderverlobungen, demzufolge erwachsene Mädchen mit unmündigen Knaben verlobt werden; trotzdem genießen sie volle geschlechtliche Freiheit, bis ihre Gemahle die Reife erlangen, und die Kinder dieser mehr oder minder lockeren Verbindungen werden ihren späteren Eheherren zugerechnet. Fast noch seltsamer sind die übrigens vollauf glaubwürdig bezeugten Ehen auf Probe und Zeit, die noch heutzutage bei den Somali und Arabern vorkommen. Ein ganz anderes Gefüge wie unser komplizierter Staatsbau stellt endlich die Struktur der geschlechterrechtlichen Verbände dar mit ihrem ausgeprägten Kommunismus in wirtschaftlicher und rechtlicher Beziehung; besonders bekannt und für uns noch mit einem gewissen romantischen Nimbus umkleidet ist ja die Blutrache, zu der jeder Stammesgenosse verpflichtet und natürlich auch berechtigt ist. Die Solidarität der Genossenschaft ist so konsequent durchgeführt, daß es auch völlig einerlei ist, ob in diesem mit rücksichtsloser Energie geführten Kriege den wirklichen Anstifter der Fehde, den eigentlichen Mörder, die Strafe ereilt oder nicht; es handelt sich eben nur um die Sühnung des begangenen Rechtsbruches überhaupt, bei dem die einzelne Persönlichkeit so wenig eine Rolle spielt, wie bei uns heutigestags etwa im Krieg der einzelne Soldat. Post faßt diese Grundsätze in folgender Schilderung übersichtlich zusammen: Der individuelle Mensch wird (nämlich nach unserer heutigen Anschauung) als verantwortlich gedacht für Rechtsbrüche, die von ihm persönlich ausgehen, und er wird nur als persönlich verantwortlich für dieselben angesehen. Dieser Grundsatz gilt sowohl nach der kriminellen wie nach der civilen Seite hin. Als Basis für diese Verantwortlichkeit wird im Anschluß an die individuelle Persönlichkeit das individuelle Verschulden angesehen. In dieser Anschauung liegt ein scharfer Gegensatz der gesellschaftlichen Organisation gegenüber anderen Organisationsformen, vor allem aber gegenüber der geschlechterrechtlichen. Während nach Geschlechterrecht ein von einem Blutsfreund begangener Rechtsbruch das ganze Geschlecht verantwortlich macht und andererseits ein gegen einen Blutsfreund begangener Rechtsbruch von seinem ganzen Geschlecht gerächt wird, gleichviel ob dieser Eingriff auf irgend ein individuelles Verschulden zurückzuführen ist oder nicht, kennt

die gesellschaftliche Organisationsform als Regel überhaupt keine Haftung dritter für Rechtsbrüche, die ein einzelner Mensch begangen hat, sondern dieser haftet allein. Er haftet auch nicht für jeden von seiner Person objektiv ausgehenden Eingriff in die Rechtssphäre einer anderen Person, sondern er haftet nur dann, wenn ihn ein Verschulden trifft, d. h. wenn die Handlung auf ihn als bewußtes Individuum zurückzuführen ist. Der individuelle Mensch kann sich selbst Verpflichtungen unterwerfen, namentlich durch Verträge. Seine Verfügung über sich selbst bindet ihn anderen gegenüber. Auch hier liegt wieder ein scharfer Gegensatz gegen die übrigen Organisationsformen. Bei ihnen werden die Verpflichtungen des individuellen Menschen so zu sagen Legalobligationen. Sie resultieren ohne weiteres aus seiner Stellung als Mitglied socialer Verbände, in welche er hineingesetzt wird, ohne Rücksicht darauf, ob er will oder nicht." (S. 428.)

A.

---

# Litterarische Notizen.

**Es giebt keinen Tod.** Von Florence Marryat. Deutsch von Dr. O. R. (Leipzig, A. H. Payne.) — Eins der merkwürdigsten Bücher, das die Weltlitteratur besitzt. Eine Tochter des allbekannten Kapitäns Marryat schildert in frischer Darstellung ihre spiritistischen Erlebnisse; daß sie, von der Wahrheit ihrer Erfahrungen überzeugt, eine grundehrliche und gescheite Person ist, geht aus jeder Zeile des Buches hervor. Die mitgeteilten Vorgänge sind nun zwar höchst erstaunlicher Art, lassen aber für den unbeteiligten Leser doch noch den letzten Rest absoluter Beweiskräftigkeit, das Tipferl auf dem i vermissen. Frau Marryat-Lean erzählt uns von allen möglichen sogenannten Apporten; weshalb hat sie nun niemals den einfachen Versuch gemacht und eine noch nicht ausgegebene Hundertpfundnote durch das Medium aus dem Keller der Bank von England herbeischaffen lassen? Da es ausgeschlossen ist, daß das Medium oder seine Helfershelfer während des Verlaufes einer Sitzung in das Kellergewölbe eindringen, und da eine Vergleichung der Noten mit dem Bestande in den Reserven sofort ergeben muß, ob es sich um eine noch nicht cirkulierende und jetzt in der Reihe fehlende Note handelt, so ist durch dieses einfache Experiment nicht bloß für die Sitzungsteilnehmer, sondern für die ganze Welt erwiesen, daß Medien mehr können, als Geld auf dem bisher von ihnen bevorzugten Wege aufzunehmen. Den Geistern und ihren Gläubigen muß aber daran liegen, möglichst viele zu bekehren, wofür ja allein schon die Veröffentlichung des Marryatschen Buches ein Zeugnis ist. Zweitens ist mir aufgefallen, daß die Verfasserin trotz der unglaublichen Fülle von Erfahrungen im eigenen Hause nicht einmal ihre Kinder hat überzeugen können. Von der einen Tochter Eva wird mehrmals gesagt, daß „dieses liebe Kind nie etwas von dem Spiritualismus wissen wollte". Das ist doch sehr bedenklich, scheint mir. Drittens verstehe ich nicht, wie jemand, der mit Geistern zu verkehren glaubt, es verantworten kann, das Bewußtsein von Verstorbenen immer wieder in dies Erdenleben hineinzuziehen. Lebt wirklich die Persönlichkeit fort, so hat sie doch wohl andere Aufgaben, als die ihr von dem spiritistischen Sensationsbedürfnis zugemuteten. Die Übersetzung des Buches liest sich glatt; die Ausstattung, den originellen Deckel eingeschlossen, ist recht gut.

* * *

**Einleitung in die Moralwissenschaft.** Eine Kritik der ethischen Grundbegriffe von Georg Simmel. Zweiter Band. (Berlin, W. Hertz.) — Simmels Veranlagung unterscheidet sich in eigentümlicher Weise von der üblichen Richtung wissenschaftlicher Thätigkeit. Während diese sonst stracks auf ein sicheres Ziel losgeht, beginnt unser Autor damit, den scheinbar einheitlichen Endpunkt zu zerspalten und so lange an ihm herumzufasern, bis nichts mehr in den Fingern bleibt. Er glaubt, als Forscher sich eines Werturteiles über die moralischen Erscheinungen enthalten und seiner Pflicht genügen zu können, wenn er die ethischen Grundbegriffe als eine Sammlung der mannigfaltigsten, oft entgegengesetzten Tendenzen und Denkmotive nachweist. Die herkömmlichen Begriffe wie Egoismus und Altruismus, Glückseligkeit und Vernunftmäßigkeit sind gleich den Artbegriffen der vordarwinistischen Naturforschung teils rohe Zusammenfassungen der Erscheinungen, teils bloße Namen für dieselben; Schuld und Verdienst, Selbstsucht und Selbstlosigkeit sind aus jeder Handlung heraus zu analysieren, weil jede dieser Vorstellungen eine große Anzahl sehr verschiedener Erfahrungen in sich vereinigt. Damit soll jedoch nicht die Möglichkeit geleugnet werden, daß man einmal auf empirischem Wege einen Gedankeninhalt oder ein Strebensziel finde, auf das die Gesamtheit menschlicher Bethätigungen zurückzuführen ist. Von diesem Gesichtspunkte aus werden Kants kategorischer Imperativ, die Freiheit und drittens Einheit und Widerstreit der Zwecke besprochen. Aber die Kapitelüberschriften lassen die Vielseitigkeit des Inhaltes nicht ahnen: neben den moralphilosophischen Erwägungen finden wir feine Bemerkungen über die socialen Verhältnisse der Gegenwart, den logischen Wert des Begriffes, den Sinn des Tragischen, die Wahrheit in der Kunst u. a. m. Bewundernswert tritt überall die Schärfe der intellektuellen Zergliederung hervor, bewundernswert namentlich in unserem begnade-

ten Zeitalter der allgemeinen Arbeitsteilung, in dem auch das Denken zu einem besonderen und wenig gepflegten Industriezweig geworden ist. Nur hörte man gern hier oder dort ein kräftigeres Wörtlein, wünschte man gern, die Anteilnahme des Gemütes zu verspüren.

* * *

**Lebensfragen.** Gedanken über allerlei Alltägliches von Paul Gerhard Heims, kaiserlichem Marinepfarrer. (Kiel, Heinrich Eckardt.) — Dies Buch ist ein kleines Schatzkästlein und wird seinen Platz in der Welt ausfüllen, obwohl ähnliche Gedanken, wie die darin enthaltenen, gelegentlich jedem vernünftigen und guten Menschen durch den Kopf gehen können. Der Verfasser hat übrigens gar nicht das Bestreben, Neues zu bieten. Was er zu sagen hat, soll vor allem wahr sein, und das ist es nicht nur im Inhalt, sondern auch in der Gestaltung. Dem Leser stellt sich die Persönlichkeit dieses offenen und schlichten Mannes so lebhaft vors Auge, daß er meint, ihn längst zu kennen; ein Beweis, wie rein menschlich und ungekünstelt er uns in seinem Büchlein entgegentritt. Bei aller Milde fällt manch ernstes Mahnwort. Die wunden Punkte unseres modernen Lebens werden weder verschwiegen, noch beschönigt, doch ist alles in einen so liebenswürdigen Humor getaucht, daß die Pfeile treffen, ohne zu verwunden. Ganz vorzüglich sind die Kapitel über „Erziehen und Verziehen", „Gastrecht und Gastlichkeit", „Zu Hause" u. a. Es wird überhaupt, solange die Tage ruhig dahinfließen, sehr wenige Situationen geben, für die man die „Lebensfragen" nicht zu Rate ziehen kann, denn der Verfasser hat mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit in dem kleinen Raum die Grenzen des alltäglichen Lebens umspannt. Wir können deshalb getrost das Büchlein als eine „Ethik für den täglichen Gebrauch" bezeichnen, und wollen ihm den Eingang in recht viele offene Thüren und offene Herzen wünschen.

In ganz anderer, pedantischerer Form verfolgt der Verfasser des Buches **Die Bildung des Gemüts**, Heinrich Kratz (Stuttgart, Levy u. Müller), ethische Ziele. Seine Absicht, der reiferen Jugend eine Anleitung zur Beobachtung und Heranbildung des Gemütslebens zu geben, ist gewiß sehr anerkennenswert und wird manchem Nützliches bringen. Nicht ganz einverstanden sind wir mit der psychologischen Grundlage, die der Verfasser für seine Ausführungen benutzt. Eine so schroffe Dreiteilung des Menschen in Leib, Seele und Geist, wie er sie aufstellt, läßt sich wohl nicht aufrecht erhalten. Die Schreibweise ist nicht nur klar, sondern fast zu klar; es wäre wohl nicht nötig gewesen, viele der gebräuchlichsten Ausdrücke in Klammern durch Synonyma zu erläutern. Äußerlich empfiehlt sich das Buch durch geschmackvolle Ausstattung und vorzüglichen Druck.

D.

* * *

**Zoologische Vorträge**, herausgegeben von William Marshall. (Leipzig, Richard Freese.) — Die vorliegenden Hefte bringen wieder eine Reihe interessanter Arbeiten. Karl Eckstein behandelt die „Galläpfel" d. h. ganz allgemein „Pflanzengallen und Gallentiere", Arthur Looß das „Schmarotzertum in der Tierwelt" und Eugène Rey bringt „Altes und Neues aus dem Haushalte des Kuckucks". Die einzelnen Arbeiten der ausgezeichneten Sammlung sind auch einzeln zu haben, der Preis richtet sich nach dem Umfang und nach der Ausstattung (eine bis vier Mark). Freunde des Tierlebens seien auf diese Vorträge, welche völlig auf der Höhe der Zeit stehen, hingewiesen.

W.

Unter verantwortlicher Redaktion von Dr. Adolf Glaser in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. — Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Skaldengeſänge.

◆

Dichtungen
von
Philipp Graf zu Eulenburg.

Mit Illuſtrationen
von
Prof. Otto Seitz.

◆

In reichem Einband. Preis 20 Mark.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Der Verfaſſer war der ſtete Begleiter Sr. Majeſtät des Kaiſers auf deſſen Nordlandsfahrten, und ſeine „Skaldengeſänge“ ſind direkt unter dem Eindruck nordiſcher Natur und altnordiſcher Volksdichtung entſtanden. Es ſind Neubildungen, hervorgegangen aus dem Geiſte der altnordiſchen Sage und erfüllt von der Gemütstiefe, der Innigkeit und dem Formenſinn des echten Poeten. Prof. Otto Seitz in München hat die Bilder dazu komponiert und ſteht dem Dichter würdig zur Seite. Das Buch iſt Sr. Majeſtät dem Kaiſer zugeeignet, und die Verlagshandlung hat ihm eine all dieſen Umſtänden entſprechende prächtige, geſchmackvolle und gediegene Ausſtattung zu teil werden laſſen.

Digitized by Google

GRÜNDUNG 1839.

MANUFAKTUR-MODE-SEIDEN-WAREN,
SAMMETE, LEINEN, BETT- U. LEIB-WÄSCHE,
BADETÜCHER, ELSASSER BAUMWOLLEN-WAREN,
GARDINEN, MÖBELSTOFFE, TEPPICHE, TISCHDECKEN,
TRICOTAGEN, STRÜMPFE, FLANELLE, TÜCHER, UMHÄNGE,
BLUSEN, JUPONS, SPITZEN, STICKEREIEN, SCHIRME, SCHÜRZEN,
REISE-, PFERDE-, SCHLAF- U. STEPP-DECKEN, BETTFEDERN etc.

# RUDOLPH HERTZOG.

GROS U. DÉTAIL. — FESTE PREISE.

*EIGENES HAUS IN PLAUEN i. V.*
FÜR EINKAUF UND VEREDLUNG DER GARDINEN-FABRIKATE.

*Transito-Lager im Hause.*

FRANKO-VERSAND
VON PROBEN, PREISLISTEN UND ALLEN
AUFTRÄGEN VON 20 MARK AN.

**Bei Musterbestellungen genauere Angabe von Preis u. Art erbeten.**

15-14. Breitestr. — Brüderstr. 27-29.

**BERLIN *C.***

Die Firma unterhält für den Verkauf
weder **Zweiggeschäfte** noch **Reisende** oder **Agenten.**

**An Sonntagen und christlichen Feiertagen**
**bleiben die Verkaufsräume und die Bureaux geschlossen.**

Digitized by Google

Digitized by Google